. eleg. g
508 z
Faber

Recenſirt v. N. 1452. pag. 292.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. Cördgen ſc. Mog. *I.H. Faber. del.*

D. Johann Heinrich Fabers,

Churfürſtlichen Mayntziſchen Hofgerichtsraths,
öffentlichen Lehrers der Rechte und ſchönen Wiſſenſchaften
auf der Hohen Schule zu Maynz

Anfangsgründe
der
Schönen Wiſſenſchaften
zu dem Gebrauche
ſeiner akademiſchen Vorleſungen.

Maynz,
Gedruckt, in der Churfürſtl. Hof- und Univerſitäts-
Buchdruckerey, durch Benjamin Weyland.
1767.

G. 3436

Ihro

Churfürſtlichen Gnaden

dem

Hochwürdigſten Fürſten und Herrn,

Herrn

Emerich Joſeph,

von Gottes Gnaden

des Heil. Stuhls zu Maynz Erzbiſchoffen,

des Heil. Röm. Reichs durch Germanien Erz-
canzlern und Churfürſten ꝛc. ꝛc.

Meinem

Gnädigſten Churfürſten und Herrn,

Herrn!

Hochwürdigſter Erzbiſchoff
Gnädigſter Churfürſt und Herr,
Herr!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Hier ſind die Erſtlinge der Früchten, welche meine Beförderung hervorbringt. Ich habe in dieſer Schrift den Weiſen zu bilden geſuchet, und würde ich ſie jemanden beſſer widmen können, als demjenigen, deſſen Schilderung jede Blätter derſelben, wiewohl in allzu ſchwachen Zügen, enthalten.

Euer

Euer Churfürſtlichen Gnaden ſind zu gleicher Zeit des Weiſen Schutz und Urbild. Der Eifer, mit welchem unſer Land für das ſpäteſte Alter **Euer Churfürſtlichen Gnaden** flehet, iſt eben derſelbe, mit welchem es den Fortgang der Wiſſenſchaften wünſchet. Der letztere iſt nur in ſoweit ein Wunſch, weil er die Folge des erſtern iſt. **Euer Churfürſtlichen Gnaden** habe ich meine gegenwärtige Stelle, und dieſer Wahl das Zutrauen der Kenner zu danken. Da ich mich deſſen würdig zu machen ſuche, ſo werde ich meinen Endzweck erhalten und da

ich es dankbarlich erkenne, meine Pflicht beobachten. Dieß ſind die ehrfurchtsvollen Geſinnungen, mit welchen ich zeitlebens verharren werde

Euer Churfürſtlichen Gnaden

Meines

Gnädigſten Churfürſten und Herrn,

Herrn!

unterthänigſt gehorſamſter

D. Johann Heinrich Faber.

Vorbericht.

Gegenwärtige Blätter ſollen mir keinen Weg zur Unſterblichkeit bahnen. So hoch ſchwingen ſich meine Wünſche nicht. Sie ſollen eine Anleitung ſeyn, unſere Jünglinge das wahre Schöne fühlen zu lehren und ſie auf die Kenntniſſe fremder guter Schriftſteller zu führen; ich möchte lieber ihren Geſchmack gebildet, als mich verewiget wiſſen.

Aus eben dieſem Grunde ſchäme ich mich nicht zu geſtehen, daß meine Lehrſätze Sammlungen aus den beſten neuern Werken ſind, und was wäre es, wenn man ſie auch zuweilen Auszüge aus denſelben nennen wollte? nützen uns wohl die Bienen weniger, weil ſie ihren Honig aus den Blumen ſaugen?

Freundliche Erinnerungen werde ich mit der aufrichtigen Dankbarkeit annehmen, welche wir bey groſſen Männern entdecken, die weniger Verweiſe verdienten, als ich; und ich werde ſie deſto eifriger zu befolgen wiſſen, je mehr ſie zu Verbeſſerung meiner Einrichtung und des Unterrichts beytragen werden. Stachlichte und ſchimpfende Kunſtrichter berauben mich eines Lorbeers, den ich nicht ſuche.

Meinem neuen Vaterlande zu nützen iſt meine Abſicht; es wirklich gethan zu haben, meine Belohnung und beides geſagt zu haben meine Vorrede.

Anfangs-

Bayerische
Staatsbibliothek

Anfangsgründe
der
Schönen Wiſſenſchaften.

§. 1.

Die ſchönen Wiſſenſchaften erleuchten unſern Verſtand, ſchärfen unſere Beurtheilungskraft, prägen dem zum Denken fähigen Geiſte lebhafte Bilder und edle Geſinnungen ein und nähren das Gedächtniß mit erhabenen und nothwendigen Kenntniſſen. Sie beſſern unſer Herz, dieſes unſere Sitten, und beide das gemeine Leben.

§. 2.

Wenn aber die ſchönen Wiſſenſchaften dieſen Nutzen ſtiften ſollen, ſo ſetzen ſie eine gründliche Erlernung, dieſe aber gewiſſe Kräften des Geiſtes voraus. Dieſe verſchiedenen Fähigkeiten der Seele ſind ein unmittelbares Geſchenk des Himmels. Sie werden nicht mit dem vornehmen Stande der Eltern fortgepflanzt, noch von dem unermüdeten Fleiſſe der Lehrmeiſter erworben. Sie ſind Schätze, deren Eigenthum wir niemals mittheilen können, deren Früchte aber einen allgemeinen Nutzen ausbreiten. Der Unterricht ſetzet ihr Daſeyn voraus, um ſie entwickeln und verbeſſern zu können.

§. 3.

Dieſe Fähigkeiten der Seele liegen in dem Innerſten derſelben verborgen. Sie wollen geſucht und gefunden werden. Eine üble Anwendung derſelben kann ſie dem Herzen ſogar ſchädlich machen. Sie verlangen alſo einen Führer, der nicht nur die Kräften ſelbſt, ſondern ihren rechten Gebrauch entdecke. Dieſer Führer iſt eine gute Erziehung.

§. 4.

Dieſe ſucht uns vollkommen zu machen und uns und andere durch uns zu beglücken. Die Kennzeichen und die glücklichen Früchten derſelben ſind die Wiſſenſchaft, die Sitten und die Religion. Sie unterſuchet unſere Kräften und rüſtet unſern Verſtand mit ſolchen Kenntniſſen aus, welche unſerer Fähigkeit gemäß ſind und bildet aus dem Jünglinge den Weiſen; ſie beſſert das Herz, indem ſie demſelben ſeine Pflichten in ſanften Empfindungen beybringt, ſie lehrt ihn dasjenige für ein Glück halten, was die Geſetze als eine Schuldigkeit von ihm fodern; und eine Zufriedenheit in dem Eifer ſuchen, mit welchem er ſich redlich zu ſeyn beſtrebet, wenn er es auch nicht ſeyn müßte, ſie bildet den guten Bürger; endlich führet ſie ihn zu dem Urheber zurücke, der ihn mit dieſer glücklichen und entzückenden Fühlbarkeit begabet; ſie lehret ihn denſelben kennen, ihn verehren, ihn dankend erheben und bildet den Chriſten.

§. 5.

Daß die Verbeſſerung des Verſtandes, als eine Frucht erlernter Wiſſenſchaften vieles zur Stütze ganzer Staaten beytrage, lehret uns der Verfall ſolcher Reiche, deren Ruhm mit den Wiſſenſchaften erloſchen; und die Blühte zuvor unbekannter Länder, wohin dieſelben flohen und aufgenommen wurden.

§. 6.

Wir kommen zwar mit gewiſſen Fähigkeiten verſehen auf die Welt, jedoch da dieſe an und vor ſich ſelbſten nicht wirkſam ſind, ehe ſie angebauet werden, ſo können wir ohne das Verbrechen eines ſtrafbaren Undanks zu begehen, beken-

bekennen, daß wir in einer finſtern Unwiſſenheit gebohren werden; ſo elend dieſer Zuſtand iſt, ſo iſt er doch nicht ſo gefährlich, als derjenige, in welchen uns die falſchen Vorurtheile einer ſchlimmen Erziehung ſetzen. Die ſchönen Wiſſenſchaften vertreiben die erſtere und verbeſſern die letztern. Unſere Gedanken erhalten durch ſie eine gewiſſe Ordnung und unſere Schlüſſe ein richtiges Maaß, welche alsdann auch in unſern Ausarbeitungen herrſchen, die Reden und Schriften zieren, den Zuhörer und den Leſer vergnügen und unterrichten.

§. 7.

Der Mangel einer ſolchen Erziehung iſt die Quelle der gegründeten Klagen dererjenigen, welche die Schlachtopfer ſolcher Vorurtheile werden. Sie ſind unfähig, dem Vaterlande merkliche Dienſte zu leiſten. Ihre Strafe iſt entweder die wirkliche Entfernung von Ehrenſtellen oder die beiſſenden Vorwürfe, ein Amt zu tragen, unter deſſen Bürde ſie ſinken.

§. 8.

Die Verbeſſerung des Verſtandes iſt indeſſen zu einer vollkommen guten Erziehung nicht hinreichend. Sie würde es ſeyn, wenn der Menſch für ſich allein gebohren wäre; jedoch ſeine Natur, ſeine Neigungen und ſein Endzweck zeugen von einer entgegen geſetzten Beſtimmung. Er iſt ein Glied von einem Körper, deſſen Vortheile er beſorgen muß, damit die Uebereinſtimmung vollkommen werde. Dieſes geſchieht, wenn er ſeinen aufgeklärten Verſtand durch die Beobachtung ſittlicher Tugenden gemeinnützig macht.

§. 9.

Die Tugend iſt alſo nicht minder ein Gegenſtand, womit ſich die gute Erziehung beſchäftiget. Es iſt nicht genug, daß der Menſch eine Stelle in der Geſellſchaft bekleide; er muß dieſe Stelle dadurch verdienen, daß er der Geſellſchaft nützlich wird. Selbſt die Handlungen, die zu der Beförderung der gemeinen Wohlfarth beytragen ſollen, müſſen edle Abſichten zum Grunde haben und ihre Bewegungsgründe müſſen gereiniget werden. Die guten Eigen-

ſchaften

ſchaften des Herzens legen erſt andern Gaben ihren Werth bey; wir machen uns unentbehrlich. Die Mitbürger fühlen die Nothwendigkeit unſers Daſeyns und halten uns dankend für ein Geſchenk des gütigen Himmels; von Vorurtheilen befreyet erfüllen wir die kurzen Lehren der Tugend. Unſer Vergnügen wird der Fortgang der gemeinen Wohlfarth, wenn auch die beſondere dabey leiden ſollte, unſer Amt die Vertheidigung des Rechts und der Billigkeit, unſer Troſt das Zeugniß des ruhigen Gewiſſens und der Beyfall der Redlichen, unſer einiger Feind, das Laſter. An dieſen Zügen erkennen wir die Weiſen, welche uns die Geſchichte des Alterthums vorſtellet.

§. 10.

Es ſcheinet einer ſolchen Erziehung nichts mehr zu fehlen; in den Augen der Heiden iſt ſie auch wirklich vollkommen; doch chriſtliche Lehrer können und müſſen weiter gehen. Sie haben mehr Vorzüge, aber auch mehr Pflichten. Wenn ihre Gerechtigkeit, wenn ihre Zärtlichkeit, die ſittliche Tugend der Heiden nicht übertrift, ſo haben ſie noch nicht der Vorſicht Ehre gerettet, welche uns befiehlt, den Menſchen zu ſeinem Urſprunge zu führen. Hat ſich dieſer wohl darum ſo nahe geoffenbaret, daß er dem Jünglinge unbemerkt bleiben ſolle? Die Abſicht, aus jungen Leuten rechtſchaffene redliche Männer zu machen, iſt noch nicht hinreichend; es iſt noch was gröſſers, was wichtigers übrig. Sie müſſen Chriſten werden. Die Religion, dieſe Tochter des Himmels, dieſe Wohlthäterin der Menſchen, ſie, welche den Ewigen zum Menſchen und den Menſchen zum Engel gebildet, ſetzet erſt dem ganzen Werke der Erziehung die Krone auf. Sie unterrichtet den Jüngling von der Belohnung ſeiner angewendeten Mühe. Sie erlaubt uns die Schönheit der Gedanken und die Zärtlichkeit der Ausdrücke aus den heidniſchen Schriften zu rauben, jedoch nur alsdann, wenn wir die finſtern Spuren derſelben bey dem Glanze ihres Lichtes durchſuchen. Jene ſind alsdann die koſtbaren Gefäſſe, welche wir den Aegyptiern entwenden dörfen.

§. 11.

§. 11.

Da wir zu der Vollkommenheit nicht gelangen können, daß wir alles wiſſen, ſo müſſen wir uns zu dem Entſchluſſe bequemen, dasjenige zu lernen, was uns möglich iſt, wohl zu wiſſen; und dabey diejenigen Wiſſenſchaften wählen, welche uns die nützlichſten ſind und den gröſten Zuſammenhang mit unſerm Stande haben.

§. 12.

Wenn wir wahre Gelehrte werden wollen, ſo müſſen Ehrgeitz und Gewinnſucht nicht die Triebfedern ſeyn, welche uns zu den Studien antreiben.

§. 13.

Die Feinde der Muſen betrachten nur den Misbrauch, den man von den Wiſſenſchaften machen kann und erwägen nur die Beſchwerlichkeiten, welche ſie begleiten; ſie ziehen daraus einen Vorwand, ſie als gefährlich und zu mühſam anzuſehen. Sie ſind es aber nur alsdann, wenn man ſich von den wahrhaften Lehrſätzen entfernet; oder wenn man ſie auf Gegenſtände beziehet, die nicht zu dieſer Ordnung gehören: ſo lange wir ſie hingegen mit rechtſchaffenen Abſichten zu erlernen ſuchen, und uns nicht aus unſerer Sphäre wagen, ſo werden ſie uns niemals in den Irrthum ſtürzen; nein, ſie werden uns im Gegentheil vielmehr aus demſelben ziehen.

§. 14.

Die Fehler der Erziehung und des Unterrichts bey den meiſten Jünglingen ſind ſehr gemein. Ihre Menge hat ſich vermehret, ſeitdem das Lehramt zum Handwerke geworden. Die wenigſten Lehrer kennen daher die Schönheiten der Anfangsgründe, noch der andern Studien; ſie zeigen nur das mechaniſche davon, ohne den Geiſt derſelben zu fühlen.

§. 15.

Der Unterricht der Jugend muß nothwendiger Weiſe auf einen frühen Zeitpunct ihres Alters geſetzet werden.

Das

Das fähige Gedächtniß des Jünglings und die den Kindern eigene Neubegierde, alles zu wiſſen ſind Mittel mit Fortgange daran zu arbeiten, wenn anders die gewöhnlichen Misbräuche vermieden, das erſtere nicht mit unnöthigen Dingen angefüllet, und die letztere nicht mit ſchädlichen Sachen geſtillet werden.

Ich würde hier anrathen:

1) FENELON *traité de l'education des filles*, welches kurz und deutlich iſt und ſich auf junge Leute beiderley Geſchlechtes bezieht.

2) ROLLIN *traité des etudes des enfans*, welches auch in dem Anfange des erſten Theils ſeiner *Methode pour étudier les belles lettres* ſteht.

3) FLEURY *traité des ètudes*, welcher dieſe Materie ganz erſchöpft und ausgearbeitet hat.

§. 16.

Ob der beſondere Unterricht dem offentlichen, oder dieſer jenem vorzuziehen ſeye, iſt eine bekannte und doch noch nicht völlig erörterte Frage. Beiderſeits Einwürfe betreffen die Reinigkeit der Sitten und den Fortgang im Studiren. Beides muß zugleich beobachtet werden. Die offentlichen Schulen ſind ein Meer, welches viele glücklich und mit Schätzen bereichert, durchgeſegelt, wo hingegen viele auch Schiffbruch gelitten haben. Der beſondere Unterricht hängt von einem eben ſo ungewiſſen Schickſale ab.

§. 17.

Beiderley Arten Lehrmeiſter ſind an Eltern ſtatt. Sie müſſen derſelben Regungen annehmen und, ſo, wie jene, eine von der niederträchtigen Weichlichkeit entfernte Gelindigkeit und eine durch die Vernunft eingerichtete Zärtlichkeit beſitzen. Wachſamkeit und Fleiß machen ſie erſt zu Schutzengeln der Lehrlinge.

§. 18.

Die glückliche Wahl eines geſchickten Lehrers zeuget von der Vorſicht kluger Eltern. Jener muß nicht Gewinn

noch

noch Ehre zum Endzwecke ſetzen; er muß ſuchen, den Verſtand und Willen ſeiner Schüler zu beſſern, ihre Unſchuld zu bewahren, ihnen Grundſätze von Ehre und Redlichkeit beyzubringen, ſie gute Gewohnheiten annehmen zu laſſen und durch gelinde Wege die an ihnen bemerkten böſen Neigungen zu beſiegen und zu verbeſſern. Dieſen Endzweck zu erreichen, muß er die Gemüthsart der Untergebenen ausforſchen und ſich bey ihnen in Anſehen ſetzen, dadurch, daß er ſich zu gleicher Zeit beliebt und furchtbar mache. Seine ſanfte Erinnerungen und ſein noch lehrreicheres Beyſpiel müſſen mehr wirken, als Strafen, die eher Verweiſe, als Züchtigungen ſeyn ſollen. Ein vernünftiges Zureden macht dem Jünglinge alle Geſchäften leicht und angenehm. Auf dieſe Art zieht ein für deſſen Heil eifernder Lehrer den Weiſen, den Tugendhaften, den Chriſten.

§. 19.

Daß nun die Erziehung einen groſſen Einfluß in den menſchlichen Verſtand und in die Auswickelung aller Seelenkräfte habe, wird niemand läugnen, welcher weiß, was der geſchickte Unterricht eines Lehrers, welcher das Genie ſeiner Untergebenen kennt und mit demſelbigen auf gehörige Weiſe umzugehen weiß, auszurichten im Stande iſt.

§. 20.

Ehe wir uns den Studien widmen, müſſen wir mit genauer Sorgfalt die Abſichten unterſuchen, welche uns zu denſelbigen rufen. Wenn Vorurtheile, Eigennutz, Beyſpiele anderer, Ehrgeitz oder Zwang die Triebfedern ſind, ſo werden dieſe unedlen Bewegungsgründe uns und durch uns der Welt ſchädlich werden, uns und mit uns ſelbſt die Wiſſenſchaften verächtlich machen und durch dieſes Vorurtheil wirklichen Gelehrten den Lohn ihrer Verdienſte rauben.

§. 21.

In den Studien ſelbſt muß nie ein eitler Stolz unſern Geiſt beflecken; die Unwiſſenheit verſchiedener nothwendiger Kenntniſſe iſt in ältern Jahren ſchimpflicher, als die Erlernung der in dem jugendlichen Alter verſäumten Lehrſätze.

ſätze. Der menſchliche Verſtand iſt einer immerwährenden Schule unterworfen, wovon uns keine Stufe des Alters befreyet.

§. 22.

Aus den verſchiedenen Theilen der Wiſſenſchaften, welche wir erlernen, müſſen wir Nutzen für eine künftige Bedienung ſchöpfen. In den Geſchäften und in dem Vortrage wird man ſehr leicht entdecken, was wir in dem Felde der ſchönen Wiſſenſchaften gearbeitet haben; man wird in unſern Reden Ordnung und Deutlichkeit und in unſerer Schreibart Nachdruck und Kürze ſpüren, ohne daß ſie deswegen nach dem Schulſtaube riechen.

§. 23.

Dieſe Vortheile werden durch eine ernſthafte Aufmerkſamkeit auf die vortrefliche Beyſpiele der Alten, und durch öftere Verſuche in der Nachahmung derſelbigen erworben. Eine Kenntniß der Schönheit der Mutterſprache macht ſie gemeinnütziger.

§. 24.

Diejenigen Theile der ſchönen Wiſſenſchaften, welche einen gewiſſen Zuſammenhang mit allen Gattungen gelehrter Aemter haben, ſind die Sprachkunſt, Schreibart, Redekunſt und Dichtkunſt. Gelehrte müſſen Ausdrücke wählen, rühren, überzeugen und erfinden können. Sich durch das fleiſſige Leſen guter Muſter ihre guten Eigenſchaften angewöhnen, iſt das beſte und leichteſte Mittel zu einer gewiſſen Stufe der Vollkommenheit hierinn zu gelangen.

§. 25.

Nicht alle Schriftſteller verdienen indeſſen dieſen Vorzug; und da ein Anfänger ſich auf ſeine Beurtheilungskraft noch nicht verlaſſen kann, ſo muß er ſeine Wahl nach dem Gutdünken der Kenner einrichten und ſolange ohngeprüfet loben, biß ihn reifere Einſichten und ein zarteres Gefühl ſelbſten zum Richter ſetzen. Die gelehrte Geſchichte iſt hier unentbehrlich; wir haben ihr die Bekanntmachung verſchiedener Männer zu danken, aus deren lehrreichem Umgange wir unſern Verſtand ſehr bereichern können.

§. 26.

§. 26.

Die Gelehrte Geſchichte gehöret eigentlich zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, ſie macht aber auch einen Theil der angenehmen Litteratur aus. In der Lateiniſchen Sprache haben wir

Heumanni conſpectus reipublicae litterariae. Hann. 1753. 8.

Struuii introductio ad notitiam rei litterariae et vſum bibliothecarum, edit. Jugleri, Jenae 1755.— 1763. 8. III. Vol.

Schelhorn amoenitates litterariae. Frf. 1715. 8. XIV. T.

Erithraei pinacotheca. Lipſ. 1712. 8.

Pope Blount cenſura celebriorum auctorum. Gen. 1705. 4.

Morhoſii polyhiſtor, edit. Fabricii. *Lub.* 1732. 4. II. T.

Acta eruditorum Lipſ. ab A. 1682. — 1756. cum ſupplementis et indicibus.

Adami vitae doctorum Germanorum. Frf. 1705. fol.

Voigtii catalogus librorum rariorum, edit. IV. Hamb. 1753. 8.

Conring de ſcriptor. XVI. ſec. poſt C. N. commentar. 1727. 4.

§. 27.

In der Franzöſiſchen Sprache merket man:

Memoires de l'Academie Royale des Inſcriptions & des belles Lettres de Paris. Amſt. 1730. — 1736. 12. XX. Vol.

*Ueberſetzt von der Fr. Gottſchedinn. Leipzig. 1749. 8. X. Th.

Bayle Dictionnaire Hiſtorique & Critique. Amſt. 1740. fol. 4. Vol.

* Deutſch. Leipzig. 1741. fol.

Chaufepié Nouveau Dictionnaire Hiſtorique. Amſt. 1750. fol. IV. Vol.

Proſp. Marchand Dictionnaire hiſtorique ou Memoires critiques & littéraires, concernant la vie et les ouvrages de divers perſonnages diſtingués

particulierement dans la republique des Lettres, à la Haye. 1757. fol.

Moreri Dictionnaire hiſtorique, à Paris. 1758. fol. X. Vol.

Juvenel de Carlengas Eſſays ſur l'hiſtoire des belles lettres &c. Lyon. 1749 8. IV. Vol.

* Deutſch. Leipzig. 1749. 8. II. Th.

La Deſcription des Arts, par l'Académie Royale des Sciences à Paris. 1760. fol.

Baillet Jugemens des Savans ſur les principaux Ouvrages des Auteurs. Amſt. 1725. XVI. T.

Eloges des Hommes ſavans par *Teiſſier*. Leide. 1715. 8. IV. Vol.

Niceron Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des hommes illuſtres dans la République des Lettres, avec un catalogue raiſonné de leurs ouvrages. XLII. T.

* Deutſch. Halle. 1757. 8. XV. Th.

Anecdotes litteraires à Paris. 1754. III. Vol.

Dictionnaire des Auteurs vivans. Berlin. 1757. 8.

Bibliotheque impartiale cont. par *Formey*, à la Haye. 1750. 8.

Bibliotheque Germanique cont. par *Formey*. 1730. — 1750. 12.

Journal des Savans depuis 1665. 12.

Mémoires de Trevoux.

Bibliotheque choiſie.

Bibliotheque raiſonnée depuis 1728. 12. L. Vol.

Bibliotheque Britannique de *la Chapelle*. 1700. — 1748. 12. L. Vol.

Journal Britannique par *Maty*. Lond. 12.

Freron Années litteraires.

Fréron Lettres ſur quelques Ecrits de ce tems. 1749. 12. XIII. Vol.

Journal Etranger à Paris. 1754. 12.

Bibliotheque hiſtorique & critique par *Clement*. Leipſic. 1757. 4. VII. Vol.

§. 28.

In der Deutſchen Sprache finden ſich:

Stollens Anmerkungen über Heumanns conſpectum reipublicae litterariae. Jena. 1738. 8.

Stollens

Stollens Hiſtorie der Gelahrtheit zu den freyen Künſten und der Philoſophie. Jena. 1736. 4.

Stollens Nachrichten von ſeiner Bibliothek. Jena. 1733. — 1737. 8. VIII. St.

Reimmanns Einleitung in die Gelehrte Geſchichte der Deutſchen. Halle. 1721. 8. VII. Th.

Gundlings vollſtändige Hiſtorie der Gelahrtheit. Halle und Frankf. 1734. — 1736. 4. IV. Vol.

Goguets Unterſuchungen vom Urſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. aus dem Franz. Lemgo. 1760 III. Th.

Bernhards kurzgefaßte Hiſtorie der Gelehrten. Erf. 1718. 8.

Kernhiſtorie aller freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften. Leipzig. 1748. 8. VIII. St.

Jöchers Gelehrten Lexikon. Leipzig. 1750. — 1751. 4. IV. Vol.

Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte. Leipzig. XII. Th.

Briefe über die neueſte Litteratur, Berlin. 1759. XVII. Th.

Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte. Leipzig. 8. X. Th.

Windheims philoſophiſche Bibliothek. Hannover und Nürnberg. 8. IX. Th.

Zuverläſſige Nachrichten vom gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften. Leipzig. 8. CLXXX. St.

Brittiſche Bibliothek. Leipzig 1756. 8. VI. Vol.

Vermiſchte Abhandlungen und Urtheile über das Neueſte aus der Gelehrſamkeit. Berlin. 1756. 8.

Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern Halle. 8. LVII. St. XII. Bände.

Stockhauſens critiſcher Entwurf einer auserleſenen Bibliothek für den Liebhaber der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften. Berlin. 1764. 8.

Gundlings Diſcours über den conſpect. hiſtor litterar. Frankfurt. 4. V. Theile.

Abertins chronologiſche Tabellen der Gelehrten beiderley Geſchlechts. Bremen. 1753. fol.

Bernards Beſchreibung des Lebens der vornehmſten Künſtler und Gelehrten unter Ludwig dem XIV.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit mit einer Fortſetzung von Windheims philoſophiſchen Bibliothek.

Das Journal aller Journale.

Von neuern Gelehrten haben Moſer, Götten, Rathhelf, Stoodtmann, Schmerſel und andere Nachricht gegeben. Unter den Italiänern iſt Toſcarini Litteratura Veneziana und unter den Engelländern die Monathſchrift; the monthly review bekannt.

§. 29.

Die Erfindung der mechaniſchen Künſte hat in der Geſchichte einen früheren Zeitpunct, als die Entdeckung der ſchönen Wiſſenſchaften. Jene wurden von den Bedürfniſſen der Menſchen gezeuget, dieſe ſind Töchter einer müſſigen Ruhe; jene dienten zur Erhaltung des Lebens, dieſe nur zur Anmuth deſſelben. Unſere Seele beſchäftigte ſich eher, die nothwendigen Bedürfniſſe des Leibes zu befriedigen, als ihr eigenes Vergnügen zu beſorgen. Der Urſprung der ſchönen Wiſſenſchaften ware der Anfang lebhafter Empfindungen, die einen ſo ſtarken Eindruck in die Seele machten, daß ſie den fühlenden Geiſt nöthigten, dieſe Empfindung, die er ſich für ein Glück hielt, andern durch eben ſo lebhafte Ausdrücke mitzutheilen. Die Sprache der Empfindung iſt alſo eben ſo alt, als die Empfindung ſelbſten, und vielleicht war ſie in ihrem erſten Zeitalter harmoniſcher und natürlicher, als jetzo, weil ſie weniger geſucht ware. Das volle Maaß der Empfindung zwang den Geiſt ſich auszuſchütten und gab ihm ſelbſt in der Hitze ſeiner Begeiſterung die lebhafteſten Ausdrücke an die Hand. Dieſen Zeitpunct können wir wohl beſchreiben, aber nicht mit Jahrzahlen beſtimmen. Der erſte Dichter, welchen wir kennen, würde nicht ſo vollkommen geweſen ſeyn, wenn er nicht Vorgänger gehabt hätte. Die Vorſehung ließ auch öfters die ſchönen Wiſſenſchaften zuweilen ſinken, wenn ſie die dem Menſchen geſetzten Schranken der Vollkommenheit beynahe erreichet hatten. Dadurch bliebe den Nachkömmlingen das Verdienſt der Wiederher-

derher-

derherſtellung, weil ihnen den Ruhm, höher zu ſteigen, die eingeſchränkten Kräfte der Menſchheit benahmen.

§. 30.

Der Hauptendzweck der ſchönen Wiſſenſchaften iſt der Unterricht. Dieſe Abſicht darf in keinem Theile derſelben aus den Augen gelaſſen werden. Hier ſehen wir den Abweg des herumſchweifenden Witzes, der nur auf Koſten der Ordnung und öfters gar des Herzens zu gefallen ſuchet. Dieſer arbeitet nur für ſeinen Ruhm und verlieret den Beyfall der Kenner. Indeſſen iſt nicht jeder Witz dem Unterrichte ſchädlich, ſondern nur derjenige, welcher gewiſſe Schranken verkennet und das Ziel der Wünſche des Verfaſſers ausmacht. Wir entdecken dieſen ſehr geſchwind, er leuchtet aus allen Zügen hervor. Wenn der Unterricht aber in eine ſcherzende Anmuth gekleidet wird; ſo iſt dieſe ein leichter Putz, der die Schönheit des erſteren erhöhet. Wir bringen ihn dem menſchlichen Herzen deſto eher bey und prägen ihm denſelben tiefer ein. Dieſer leichte und ergetzende Schmuck nützet nicht ſelbſten, ſondern verhindert nur, daß wir das eckelhafte des trockenen Unterrichts nicht ſchmecken. Er darf nicht herrſchen wollen, er muß dienen.

§. 31.

Der beſte Unterricht iſt, wenn wir den Menſchen empfinden lehren. Wenn uns nichts unſrer Schwäche erinnerte, ſo iſt es die Nothwendigkeit, daß dieſes erhabene Glück erſt gelehret werden muß; und diejenigen, welche dieſen Satz nicht glauben, haben am nothwendigſten, es zu erlernen; denn ſie zeigen, daß ſie noch nicht erfahren haben, wie man ſich von dem gröſten Unglücke, der ſchlafenden Fühlloſigkeit, befreyet. Dieſe Empfindung muß aber veredelt und nie auf niederträchtige und unwürdige Gegenſtände gezogen und verdorben werden. Doch muß man ſich auch nicht in Empfindungen verlieren. Derjenige unterrichtet nicht, der das menſchliche Gefühl zu überſteigen und immer Entzückungen und Erſtaunen ſuchet. Derjenige unterrichtet, der ſelbſten ſchon empfinden kann und ſeine Empfindungen ſo lebhaft auszudrücken weiß,

daß ihn der Leſer nach dem ganzen Umfange ſeiner Empfindungen nachempfindet. Derjenige unterrichtet, welcher ſich gern des Inhalts wegen vergeſſen läßt, und nicht eiferſüchtig wird, wenn ihn der Leſer ſo deutlich faßt, daß er ſich den Ruhm zueignet und den Inhalt ſelbſt gedacht und geſagt zu haben glaubet.

§. 32.

Der Unterricht ſelbſten, oder vielmehr die Lehrſätze, welche derſelbe enthält, haben ihren Urſprung nicht unſerer Erfindung zu danken. Der menſchliche Verſtand kann keine Wahrheiten erſchaffen, er findet ſie in dem Reiche der Natur, wo ſie ſchon vorhanden ſind, indem er ſie daſelbſt demjenigen entdecket, dem die Spuren derſelben noch verborgen waren; er erfindet ſie aber nicht, weil er ihnen das Weſen nicht giebt; was erfindet er dann? nur die wahrſcheinlichen Sinnbilder, die er nach dem Muſter der wahren erſchaffet, und in welchen er die gefundenen wahren vorträgt; er wird alſo ein Nachahmer der Natur. So wie ein Mahler eine Landſchaft auf dem Leinwand ſchildert, die nicht weſentlich iſt, ſondern nur das Bild einer weſentlichen trägt, ſo erſchaffet der menſchliche Verſtand Vorſtellungen, die das wirkliche in erdichteten Verzierungen enthalten. Dieſe Fähigkeit nennen wir Genie.

§. 33.

Wir haben längſtens unſer Genie beſeſſen, gekannt und ausgeübt, ehe wir es zu benennen gewußt haben. Die Alten zeigten durch ihre Schriften dieſe Erſcheinung der Natur in der höchſten Stufe der Vollkommenheit, ſie konnten aber den völligen Begriff derſelben noch nicht entwicklen. Die Nachkömmlinge unterſuchten dieſe gröſte Zierde der menſchlichen Seele näher und ſetzten ſie in ein helleres Licht. Dieſes aber fängt an durch Vorurtheile verfinſtert zu werden. Sind wir nicht öfters heut zu Tage mehr beſorgt für den Namen des Genies, als befliſſen, ihm ſelbſten zu ſeiner wahren Gröſſe zu verhelfen. Die Stimme des Ehrgeitzes und der Eigenliebe iſt viel zu ſtark, als daß wir dabey die ſchwache Stimme des Geiſtes hören ſollten, welcher ſich heimlich beklagt, daß man ihn

zum Kunſtrichter ſetzet, ehe er unterrichtet worden. Es ſcheint, es ſeye das Wort Genie unter den Gelehrten zu einem akademiſchen Ehrentitel geworden, wodurch wir uns das Recht erkaufen, andere mit freyer Stirne zu tadeln, uns aber ſelbſt über alle Vorwürfe hinaus zu ſetzen.

§. 34.

Dubos, von Haller, Helvetius, Sulzer, Wieland, Baumgarten und mehrere haben uns Beſchreibungen von dem Genie gegeben; ſo verſchieden dieſe ſind, ſo kommen ſie doch alle darinn überein, daß das Erkenntnißvermögen das Genie ausmache und ein gewiſſer innerer Trieb daſſelbe entwickle und ausbilde. Beide erfodern eine groſſe und vorzügliche Fähigkeit, beide ſind unzertrennlich. Das Erkenntnißvermögen würde ohne den Trieb, ſich andern mitzutheilen, unbemerkt bleiben, und der wilde Trieb ohne Erkenntniß nachzuahmen, würde das eigene Genie erſticken.

§. 35.

Das Erkenntnißvermögen beſteht aus verſchiedenen Theilen; es erfodert die Aufmerkſamkeit, das Gedächtniß, die Fähigkeit nach abgeſonderten Begriffen zu denken, Witz, Scharfſinnigkeit, Verſtand und Vernunft. Dieſe Fähigkeiten erreichen nicht in allen Menſchen jede die nemliche Stufe der Vollkommenheit; ſie ſtehen alſo in einem gewiſſen Verhältniſſe gegeneinander, welches das Genie des Menſchen im weitläuftigen Verſtande beſtimmt und, da jeder Menſch ein ſolches beſtimmtes Verhältniß ſeiner Seelenkräfte beſitzet, ob wir gleich ſolches abzumeſſen nicht im Stande ſind, ſo kann man das Genie im weitläufigen Verſtande keinem Menſchen abſprechen.

§. 36.

Das Genie im eigentlichen Verſtande ſetzet in einem Menſchen alle dieſe Theile des Erkenntnißvermögens in einem ſolchen Verhältniſſe voraus, in welchem jeder Theil entweder ſchon die nemliche Gröſſe und Vollkommenheit erreichet hat, als der andere, oder doch fähig iſt, dazu zu gelangen. In dieſem Verſtande legen wir den Namen

eines Genies mit Rechte einigen Verfaſſern einzelner Blätter bey und verſagen ihn mit dem nemlichen Grunde der Wahrheit vielen Schriftſtellern, deren Werke ganze Büchersäle anfüllen.

§. 37.

Da alle Wiſſenſchaften von einem mit groſſen Fähigkeiten verſehenen Geiſte bearbeitet werden können, ſo kann es auch in allen Wiſſenſchaften Genies geben. Aus dieſem Satze ziehen wir als eine Folgerung, daß Dummköpfen, bey welchen alle Theile des Erkenntnißvermögens klein ſind; Halbgelehrten, bey welchen zwar das Verhältniß der Fähigkeiten verſchieden iſt, keine aber die andere an Gröſſe in einem merklichen Maſſe übertrift; ſolchen, welchen das Vorurtheil keine Fähigkeit gelaſſen, als die Fertigkeit, dem Lehrer nachzulallen, auf deſſen Worte ſie geſchworen haben, ohne dieſelben zu unterſuchen; ſolchen endlich, welche nur das mechaniſche einer Wiſſenſchaft beſitzen, der Name Genie in allen Wiſſenſchaften mit Rechte verſaget werden könne.

§. 38.

Die vornehmſte Eigenſchaft des Genies iſt die Erfindung, denn ſie ſetzet alle Fähigkeiten des Erkenntnißvermögens voraus, welche als Hülfsmittel dazu beytragen müſſen. Jedes Genie ſetzet alſo die Fähigkeit der Erfindung voraus; aber nicht jede Erfindung iſt ein Kennzeichen des Genies, denn manche Erfindung iſt die Tochter des bloſſen Zufalls. Je vollkommener die Wiſſenſchaft iſt, in welcher die Erfindung einem Genie glücket; je weitläuftiger das Feld iſt, welches daſſelbige vor ſich hat, je ſchwerer und verwickelter die Erfindung ſelbſt iſt, deſto ſtärker und überzeugender iſt das Merkmal eines groſſen Genies. Der Nutzen und die Ordnung der Erfindung werden hier in keine Betrachtung gezogen. Eine leichte Erfindung, die Frucht eines kleinen Genies, kann oft einen groſſen Nutzen ausbreiten, dahingegen oft eine ſchwere, obgleich nicht ſo brauchbare Erfindung das gröſte Genie verräth. Die Erfindung eines kleinen Genies kann regelmäſſig ſeyn und ein groſſes Genie kann irren; dieſes läßt ſelbſt nach ſeinem Fehler noch Verwunderung zurück. End-

lich muß der Name eines groſſen Genies nicht durch die Vollkommenheit der Erfindung verdienet werden. Manche Erfindung wurde erſt durch ſehr viele und manchfaltige Beobachtungen zur Reife und durch eine lange Reihe von Jahren zur Vollkommenheit gebracht. Der erſte Erfinder gab den Stoff, der letzte die Ausbildung. Beide machten ſich durch ihren gleich wichtigen und gleich wirkenden Beytrag nothwendig und beide verdienten den Namen eines groſſen Genies.

§. 39.

Durch dieſe Erfindung giebt das Genie dem erfundenen Gegenſtande nicht erſt das Weſen, ſondern es entdecket nur, wo und wie derſelbe iſt. Es erfindet alſo eigentlich nicht, ſondern es findet. Seine Schöpfung iſt nichts anders, als die genaue Beobachtung desjenigen, was in der Natur bereits vorhanden war, über deren Grenzen es ſich nicht hinaus wagen darf. Seine Stütze iſt alſo die Natur, und ſein Amt die Nachahmung derſelbigen. Dieſe darf nicht aus dem Vorrath erlernter Dinge genommen werden, ſonſt würde ſie nicht eine Beſchäftigung des Genies, ſondern ein Werk des Gedächtniſſes ſeyn.

§. 40.

Auf dieſe Art eröfnet ſich das Genie die Reichthümer der Natur und eignet ſich den Beſitz ihrer Schätze zu. Indeſſen gehöret viel Erfahrung und eine langwierige Kenntniß der Welt zu der Bearbeitung ſo vieler Gegenſtände, welche uns die Natur darbietet und von welchen allen das Genie den Zuſammenhang einſehen muß. Das Genie muß zwar oft eine lange Reihe von Jahren zubringen, ehe es zu ſeiner Vollkommenheit gelanget; allein die Leichtigkeit, womit es alsdann arbeitet, macht uns glauben, als hätte es ſich durch einen eilfertigen Flug zu dieſer Höhe geſchwungen.

§. 41.

Dieſe Leichtigkeit macht alsdann das Genie unermüdet. Es überſteiget unverdroſſen alle Klippen der Hinderniſſe. Das Vergnügen, welches daſſelbige in ſeiner

Beſchäftigung findet, macht es vergeſſen, daß dieſe Felſen ſteil ſind; und dieſes iſt alsdann das göttliche Feuer, der Hauch des Apolls, welchen wir Enthuſiaſmus oder die Begeiſterung nennen. Es entfernet ſich alsdann das Genie in dieſer glücklichen und erhabenen Verfaſſung der Seele von der kalten Gleichgültigkeit unerfahrener Geiſter. Dieſe himmliſche Erſcheinung, welche unſern erhitzten Geiſt ſich in ſeiner wahren Gröſſe fühlen läßt, will empfunden und nicht beſchrieben werden; denn ſie iſt ein Licht, deſſen glänzenden Schein die dunkeln Augen kleiner und gemeiner Geiſter nicht ertragen können.

§. 42.

Eine lebhafte Vorſtellung des Gegenſtandes im Verſtande und eine mit dieſem Gegenſtande im Verhältniſſe ſtehende Gemüthsbewegung machen die vorzüglichſten Theile der Begeiſterung aus. Der Weg, welcher zu derſelbigen führet, wird von wenigen betreten; allein er führet diejenigen, welche auf demſelben gehen, unvermerkt zu ihr. Unſer Genie wird von den Werken groſſer Meiſter auſſerordentlich gerühret, das reine Feuer einer edlen Eiferſucht durchdringt und erhitzet es, eine lebhafte Einbildungskraft waget mit rühmlicher Kühnheit die Nachahmung und mit Erſtaunen ſehen wir es dieſer von jener geführet gelingen. Die Gegenſtände prägen ſich in unſer von dem gütigen Himmel mit einer glücklichen Fühlbarkeit und mit einer zarten Empfindung begünſtigtes Genie unauslöſchlich ein. Es ſcheint, als ob die Natur dieſe Bilder demſelben anvertrauet hätte, um ſie auszuſchmücken; dieſes giebt dieſelbigen alsdann mit neuer Anmuth und Stärke von ſeiner eigenen Hand gezieret zurücke. Dieß iſt die Folge und das Kennzeichen einer wahren Begeiſterung.

§. 43.

Die Begeiſterung verkennt eine allzu regelmäſſige Ordnung. Wenn das Genie ſich zuviel nach den Geſetzen der Kunſt einſchränket, ſo verhindert es die nöthige Freyheit des Geiſtes; doch muß man ihm keine allzugroſſe Ausſchweifungen erlauben, ſonſt verbindet es Sätze und Begriffe, welche ein gemeiner Verſtand nicht nachholen kann, weil der Zuſammenhang fehlet. Es leitet ohne Verbin-

dung die entfernteſten Folgerungen aus Grundſätzen, welche es verſchweiget und die man erſt dazu denken muß. Das Genie muß ſich alſo nicht über die Sphäre des Menſchen wagen und überzeuget ſeyn, daß der Menſch bey allen Vorzügen des aufgeklärten Verſtandes immer ein Menſch und ein deſto ſchwächerer Menſch bleibe, je mehr ihn ein innerer Stolz täuſchet.

§. 44.

Die Begeiſterung iſt keine ſinnliche Vorſtellung des Schönen und Guten, ſie iſt auch nicht der Ausdruck wirklicher und nachgeahmter Empfindungen. Dieſer iſt ein Theil und die ſinnliche Vorſtellung das Ganze. Dieſer iſt der Gegenſtand und die Begeiſterung das Mittel, dazu zu gelangen. Der Ausdruck der Empfindung iſt das Mittel, welches die Rührung der Herzen wirket, die Begeiſterung iſt der wirkliche Gebrauch dieſes Mittels. Dieſe Begeiſterung erſtrecket ſich über alle Theile der ſchönen Wiſſenſchaften und hat ſelbſt in die mechaniſchen Künſte einen groſſen Einfluß. Sie kömmt dem Dichter nicht alleine zu, und ſieget in der Gerichtsſtube ſowohl, als auf der Schaubühne. Die Alten, welche ſie in ſo vortreflichen Zügen ſchilderten, erkannten ſchon die Wahrheit dieſes Satzes (*); ſie hielten ſie für die Eingebung eines Gottes, der ſie alles ſelbſt erblicken lieſſe (**). Doch bleibt

(*) CIC. Vehemens vt procella, excitatus vt torrens, incenſus vt fulmen, tonat, fulgurat, & rapidis eloquentiae fluctibus cuncta proruit et proturbat.

CIC. *Or. pro Arch.* c. 8. mentis viribus excitari, diuino ſpiritu afflari.

CIC. *de Orat. Libr. II.* c. 46. inflammationem animorum . . . . afflatum furoris.

PLAVT. *Pſeudol. Prol.* v. 9. 10.

— — — Poëta cum tabulas cepit ſibi,
Quaerit, quod nuſquam eſt gentium, reperit tamen.

(**) VIRG. *Aen. Libr. IV. c.* 46.

— — — Deus, ecce Deus! — — —

VIRG. *Aen. Libr. VI. v.* 87.

— — — Bella, horrida bella,
Et Tibrim multo ſpumantem ſanguine cerno.

HORAT. *Lib. I. Serm. IV. v.* 41.

Ingenium cui ſit, cui mens diuinior atque os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

bleibt ſie in der Dichtkunſt ein unterſcheidendes Kennzeichen und ihr mächtiges Feuer erhält ſich nicht ſtets in der Rede.

§. 45.

Sobald dieſer erhabene Zeitpunct der Begeiſterung aufhöret, ſo fängt das Genie an zu ſchlummern und dieſe Rückfälle der Mattigkeit und Schwachheit nehmen wir bey den gröſten Schriftſtellern wahr. Wenn das Genie ſeinen Handleiter, den Geſchmack verläßt, ſo verräth dieſer jenes zur Strafe. Durch den Mangel des Geſchmacks iſt ſchon öfters das Genie in ſeiner erſten Bildung verunglückt und ſeine Gaben ſind für die Welt verloren gegangen. Hülflos ohne den Beyſtand des Geſchmacks iſt es bald unter der Laſt überhäufter und unverdauter Gelehrſamkeit geſunken; bald hat es, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich mit dem falſchen Witze begnüget und dabey vergeſſen, daß es für höhere Beſchäftigungen gebohren ſeye.

§. 46.

Gleichwie der Verſtand das Wahre von dem Falſchen unterſcheidet, ſo unterſcheidet der Geſchmack mit leichter Mühe und mit zuverläſſigem Grunde das Gute und Schöne von dem Mittelmäſſigen und Schlechten vermittelſt des deutlichen Eindrucks, welchen er davon empfindet. Ohne die geheimen Triebfedern der Seele ſpitzfündig zu unterſuchen, beweiſen wir dieſe Kräften der Seele durch die Wirkung derſelben.

O! was entdeckt ſich hier für eine neue Spur
Zu einem Reichthum neuer Freuden,
Die ihm die Schüler der Natur,
Die Lieblinge der Muſen zubereiten.

Der-

PLVT. *in Coriol. ed. Xyl. T. I. p.* 229. Οὐδ᾽ ὁρμὰς ἐνεργαζόμενον, ἀλλὰ φαντασίᾳ ὁρμῶν ἀγωγούς.

ARIST. *in Acharn. Act. II. Sc. V. v.*43.
Ἤστραπτεν, ἐβρόντα, ξυνεκύκα τὴν Ἑλλάδα.

ARIST. *Poët. c.* 17.
Ἔστιν εὐφυοῦς ἡ ποιητικὴ καὶ μανικοῦ.

Derjenge, deſſen Herz der Tugend Schönheit rührt,
Der fühlt die Schönheit auch, die edle Lieder ziert:
Denn Wahrheit iſt der Grund von beiden.
Wenn ſeinem Auge ſchon des Dichters Kunſt entflieht,
Wenn er den innern Trieb der Federn ſchon nicht ſieht;
So fühlt er doch gewiß bey wohlgerathnen Zügen
Ein unbetrügliches Vergnügen,
Das bald den Mund zu ſanftem Lächeln zwingt,
Mit Ehrfurcht bald die Bruſt erfüllet,
Sie bald mit Zärtlichkeit durchdringt,
Bald ſich in ſüſſen Schmerz verhüllet,
Bald einem Schrecken gleich das ganze Herz ergreift
Und ſprudelnd durch die Adern läuft.
Ihr Dichter merkt, wenn ihr bey euerm Saitenſpiele
In eines Freundes Aug ein ſolch Gefühl erblickt;
Denn ſeyd gewiß, daß eurem Kiele
Des wahren Schönen Wahl geglückt.

Eine untrügliche Erfahrung lehret uns, daß unſere Seele erkenne und daß dasjenige, was ſie erkennt, in derſelbigen eine gewiſſe Empfindung hervorbringe. Die Kenntniß alſo beſchäftiget ſich mit dem Gegenſtande allein ohne das Verhältniß mit unſerer Seele; ſie entdecket den Gegenſtand in ſeiner natürlichen Blöſſe und ſtellt ihn der erleuchteten Einſicht unſerer Seele vor. Die Empfindung hingegen enthält das geſchwinde, doch zuverläſſige Urtheil der Seele über die bemerkten und geprüften Eigenſchaften des Gegenſtandes, ſie entdeckt den Eindruck, welchen der Gegenſtand auf die Seele gemacht und verräth, ob jener in dieſer eine Neigung oder einen Eckel erreget habe.

§. 47.

So geſchwind dieſes Urtheil des Geſchmacks zuzufahren ſcheint, ſo zuverläſſig iſt es indeſſen doch, weil es ſich auf das vorhergehende Kenntniß gründet. Der Geſchmack iſt ein Richter, deſſen Urtheil nicht nach der Stärke der Beweisgründe, ſondern nach der Kraft der Fühlung gefället wird. Wenn alſo der Geſchmack je irren ſollte, ſo iſt es mehr ein Fehler der Kenntniß, als der Empfindung. Vorurtheile verurſachen, daß das Licht der erſtern nicht durch-

durchdringen kann und machen den Geſchmack zur Leidenſchaft, weil das Urtheil der Empfindung ſich auf ein unächtes Bild des Gegenſtandes ſtützet.

Des ſchönſten Herzens Werth verſchwindet,
Wenn innrer Hochmuth es verführt,
Wenn es, durch falſchen Ruhm gerührt,
Empfinden will, wo es doch nicht empfindet,
Und wenn es, ohne Wahl, mit jedem, den es findet,
Sich in Entzückungen verliert,
Die es genau voraus ſtudirt
Und mit Olymp und Aether ziert.

Aus dieſem Satze fließt die gewiſſe Folgerung, daß die frühzeitige Bildung des Geſchmacks von groſſer Wichtigkeit ſeye.

Nichts iſt, das leichter uns verführet,
Als eben das Gefühl, ſo nicht Vernunft regieret;
Darum auch die Natur, die dieſe Nothdurſt kennt,
Sie ſelten von einander trennt.
Doch Fühlung und Vernunft, die roh im Herzen ſtecken,
Muß erſt der Unterricht und der Gebrauch erwecken;
Wenn Vorurtheil, wenn falſcher Wahn
Und Blindheit einen Geiſt beflecken,
So kleben ſie zugleich dem Herzen an.

§. 48.

Der Gegenſtand des Geſchmacks iſt die Natur. Dieſe enthält die Geſetze, nach welchen jener richtet. Der Geſchmack iſt alſo weder die Frucht des Eigenſinnes, noch die Folge eines blinden Zufalls. Eine natürliche und ſtarke Neigung zu allem demjenigen, was gut und ſchön genennet werden kann, verbietet uns, dem wahren Schönen unſern Beyfall zu verſagen. Kenntniß und Gefühl hat die Natur auf eine geheime Weiſe vereiniget und ſelbſt das wahre Schöne muß ſich den Beyfall des Geſchmacks erſt dadurch zu verdienen ſuchen, daß es einen Eindruck in unſer Herz mache. Die Einbildungskraft des Menſchen beſitzet die Geſchicklichkeit, Weſen zu ſchaffen, welche vollkomme-

kommener werden können, als die Werke der bloſſen Natur, ob ſie gleich nicht das wirkliche Daſeyn haben, wie dieſe. Der Geſchmack ſucht jene dieſen ähnlich zu machen und die Gegenſtände ſelbſten werden durch ihn und er durch ſie feiner und zärtlicher.

§. 49.

In allen Menſchen herrſchet einerley Gefühl, weil ſie alle der nemlichen Natur huldigen und iſt gleich dieſe Empfindung nicht bey allen in der nemlichen Stufe der Vollkommenheit, ſo iſt ſie doch bey jedem von einerley Gattung. Indeſſen nimmt der Menſch dieſe himmliſche Gabe der Fühlbarkeit öfters zu ſpät in ſich wahr uud öfters erniedrigt er ſich ſelbſten, da er ſein Urtheil den Meinungen anderer blindlings unterwirft. Unwiſſenheit und Vorurlheile lenken alſo den Geſchmack öfters ab und dieſer ergreiſt aus Mangel des Kenntniſſes das Schlechte für das Gute. Er ſagt, daß er fühle, wo er doch, wenn er ſich ſelbſt unterſuchen will, nicht fühlet.

§. 50.

Die Geſchichte zeigt uns, wie der Geſchmack ſein Reich angefangen und erhöhet habe, nebſt den Veränderungen, welchen er unterworfen wurde. In ſeinem erſten Zeitalter bildete er ſich und wurde vollkommen, weil er ſich der Natur näherte. Die Griechen trafen die feineſten Züge der ſchönen Natur in einer vollkommenen Nachahmung. Rom wurde die würdige Schülerinn Athens. Das Alterthum wurde durch ſeine vortreflichen Meiſterſtücke und herrlichen Muſter für uns dasjenige, was für die Alten die Natur ſelbſt geweſen war. Die von Conſtantinopel verwieſenen Künſte und Wiſſenſchaften und der mit ihnen verbannte Geſchmack flohen nach Italien und würden gewiß unter dem Schutte der alten Ruinen ihr Erbbegräbniß gefunden haben, wenn ſie nicht der Fleiß der unermüdeten Italiäner und Franzoſen von ihrem Untergange errettet hätte. Von dieſer Zeit an iſt der Geſchmack öfters geſunken, wenn er die gröſte Stufe der Vollkommenheit erreichet zu haben ſchien. Die übertriebene Kunſt, welche

über

über die Natur herrſchen wollte, zierte dieſe mit einer falſchen Zärtlichkeit. Dieſer gezwungene Witz war dem Geſchmacke ſchädlicher, als die grobe und plumpe Einfalt ſeines erſten Zeitalters. Ein falſcher blendender Witz drohet dem Geſchmacke einen nähern Umſturz, weil er anſteckender, von mehrern Vorurtheilen und innerem Hochmuth angefüllt und ſchwerer zu verbeſſern iſt, als die rohe, aber doch lenkbare Plumpheit.

§. 51.

Der Geſchmack iſt kein Unterthan der Kunſt. Dieſe kann ihm keine Geſetze vorſchreiben, ſondern muß ſich nach ſeinen Vorſchriften richten. Indeſſen verkennt er doch nicht alle Schranken. Er gehorchet der Stimme der angenehmen Empfindung des Herzens. Dieſe beſtimmt die Beſchäftigungen des Geſchmacks. Die erſte derſelben heiſſet ihn die ſchöne Natur nachahmen. Die einfache Natur, welche uns der Geſchichtſchreiber vorträgt, erfodert das wirkliche Daſeyn ihres Gegenſtandes. Die ſchöne Natur, welche nicht ſo eingeſchränket iſt, vergnügt ſich mit der wahrſcheinlichen Möglichkeit. Jene beweiſet, da dieſe reitzet. Jene verlangt Glauben und dieſe Empfindung. Dieſe iſt vollkommener, als jene, dann ſie trägt die Sammlung verſchiedener einzelner wirklicher Gegenſtände der erſtern in einem einigen Gegenſtande vor (*), den ſie nur nach der Wahrſcheinlichkeit bildet (**).

Schön

(*) CIC. *de Inu. Lib. II. c.* 1. Praebere quaeſo, inquit (Xeuxes) ex iſtis virginibus formoſiſſimas, dum pingo id, quod pollicitus ſum vobis, vt mutum in ſimulacrum ex animali exemplo veritas transferatur — — — Ille autem quinque delegit — — — — Neque enim putauit, omnia, quae quaereret ad venuſtatem, vno in corpore ſe reperire poſſe; ideo quod nihil ſimplici in genere omni ex parte perfectum natura expoliuit.

(**) BACO *de augm. Scient. Lib. II. c.* 13. Res geſtae et euentus, qui verae hiſtoriae ſubiiciuntur, non ſunt eius amplitudinis, in qua anima humana ſibi ſatisfaciat; praeſto eſt Poëſis, quae facta magis heroica confingat — — — Cum hiſtoria vera, obuia rerum ſatietate et ſimilitudine, animae humanae faſtidio ſit, reficit eam poëſis, inexpectata et varia et viciſſitudinum plena canens.

Schön nennen wir in dieſem Verſtande, was ſowohl mit der Natur der Gegenſtände, als mit unſerer eigenen übereinkömmt. (***) Die Vollkommenheit unſerer Empfindung iſt eine Folge der Vollkommenheit derer uns geſchilderten wahrſcheinlichen Gegenſtände. Dieſer Satz wird die ganze Lehre von der Nachahmung der ſchönen Natur erläutern.

§. 52.

Die Abſicht der Nachahmung iſt alſo, in uns ein gewiſſes Vergnügen zu erwecken. Die Erzählung einer gewöhnlichen Geſchichte macht uns durch den Vortrag täglicher Beyſpiele gähnen. Von dieſem trägen Schlummer weckt uns das Feuer erdichteter Gegenſtände auf. Dieſe Gegenſtände ſind vollkommener und ſtehen im Verhältniſſe mit der Vollkommenheit unſrer Empfindungskräfte; ſie ſchmeicheln der Freyheit unſrer Seele. Ihre Unterweiſung iſt dabey doch lehrreicher, als der Unterricht der Geſchichte (*). Sie haben einen gröſſern Einfluß in die Sitten (**). Sie malet die erdichteten vollkommenen Gegenſtände nach dem Leben der wirklichen unvollkommenen, welche nicht ſo lebhaft ſind und weniger Eindruck machen würden (***). Man glaubt in der wohlgerathenen Erdichtung die Natur ſelbſt anzutreffen, man glaubt, es ſeye nichts

(***) *Auctor diſſert. de vera et falſa pulcritudine; in Delect. Epigr.* Id generatim pulcrum eſt, quod tum ipſius naturae, tum noſtrae conuenit.

(*) ARIST. *Poët. c.* 9. Διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστιν.

(**) ARIST. *Poët. c.* 1. Πᾶσαι τυγχάνουσιν οὖσαι μιμήσεις τὸ συνόλον.

(***) HORAT. *Art. Poët. v.* 154. *ſeqqu.*
Si fautoris eges aulaea manentis — — —
Aetatis cuiusque notandi ſunt tibi mores,
Mobilibusque decor naturis dandus et annis.
HORAT. *Art. Poët. v.* 317. *ſequ.*
Reſpicere exemplar morum vitaeque iubebo
Doctum imitatorem, et viuas hinc ducere voces.
HORAT. *Art. Poët. v.* 240.
Ex noto fictum carmen ſequar, vt ſibi quiuis
Speret idem — — —

nichts ſo leicht, als ſie auf dieſe Art zu malen, ſo wenig die Verſuche einem mittelmäſſigen Geiſte gelingen (****). Doch kann öfters ſelbſt die wahrhafte Begebenheit zum Grundriſſe des Gemäldes dienen (*****). Die Kunſt bauet alsdann nur auf die Säulen der Wahrheit, und weiß dieſe mit der Erdichtung ſo geſchickt zu vermengen, daß man ſie in dem daraus entſtandenen Ganzen nicht mehr unterſcheidet (******).

§. 53.

Die erſte Beſchäftigung des Nachahmers der Natur heißt ihn beobachten. Die Gegenſtände, welche er betrachtet, ſind theils phyſiſche, theils moraliſche, je nachdem ſie entweder ein körperliches Weſen haben, welches in die Sinne fällt oder unſichtbare Wahrheiten enthalten, die nur Bewegungen der Seele verurſachen. Nachdem der Nachahmer der Natur dieſe Gegenſtände nach allen ihren Eigenſchaften zu erkennen geſucht hat, ſo merkt er auf den Eindruck, welchen dieſelbe auf ihn ſelbſt machen. Je näher ſie ihm ans Herz gehen, deſto gröſſern Antheil nimmt er daran und deſto heftiger wird er gerührt; je weiter ſie ſich hingegen von ihm entfernen, deſto gleichgültiger und kaltſinniger bleibt er. Aus dieſer Urſache iſt für die Eigenliebe, welche die Triebfeder aller Bewegungen des menſchlichen Herzens iſt, nichts rührender als das Bild der Leidenſchaft. Dieſes hat einen beſondern Reitz für uns. Da aber dieſe Eigenliebe nicht nur das Vergnügen der Empfindung fodert, ſondern auch die Begierde ſich aufzuſchwingen und den Umkreis der Begriffe zu erweitern geſtillet wiſſen will, ſo iſt nöthig, daß der gewählte Gegenſtand alle Vollkommenheiten auch in der Schilderung beſitze, deren er fähig iſt.

§. 54.

(****) HORAT. *Art. Poët. v.* 241.
— — — Sudet multum, fruſtraque laboret,
Auſus idem.

(*****) HESIOD. *in Gener. Deorum. v.* 27. 28.
Ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα.
Ἴδμεν δ᾽ εὖτ᾽ ἐθέλωμεν, ἀληθέα μυθήσασθαι.

(******) HORAT. *Art. Poët. v.* 151.
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

§. 54.

Der Nachahmer der Natur muß daher verſchiedene Pflichten erfüllen, damit er die Wünſche unſrer Eigenliebe befriedige. In ſeiner Nachahmung muß Manchfaltigkeit, Vollkommenheit, Regelmäſſigkeit, Ordnung und Ebenmaas herrſchen. Die Manchfaltigkeit lehrt ihn den Gegenſtand durch die Vervielfältigung ſeiner verſchiedenen und auseinander geſetzten Theile erhöhen und erweitern. Die Vollkommenheit giebt jedem dieſer Theile eine auserleſene Stufe der Stärke und Zierlichkeit und ertheilet ihm durch den Schein der Neuheit einen beſondern Reiz. Die Regelmäſſigkeit erhält die Menge der Theile in einem gewiſſen Verhältniſſe, verbindet ſie miteinander und läßt ſie alle in einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct zuſammen laufen, damit ſie uns weder eckelhaft, noch beſchwerlich werden; ſie verhindert die Ausſchweifung, welche ohne Zuſammenhang von einem Gegenſtande zu dem andern abgeſonderten plötzlich überſpringt. Die Ordnung weiſet jedem Theile ſeine Stelle an und das Ebenmaaß beſtimmt das Verhältniß eines jeden Theils mit dem Ganzen und den andern Theilen.

§. 55.

Die ſchöne Natur muß alſo das Schöne und Gute in ſich ſchlieſſen. Das Schöne ſchmeichelt dem Verſtande, indem es durch die Vollkommenheit der Gegenſtände unſre Begriffe erweitert. Das Gute ſchmeichelt dem Herzen, indem es uns von dem Verhältniſſe des Gegenſtandes mit uns überzeuget und ſich in demſelben mit dem Schönen vereiniget. Die ſorgfältige Genauigkeit verfertiget das Schöne und die ungezwungene Leichtigkeit das Gute. Dieſe ſetzt jene voraus, denn wir müſſen den Gegenſtand zuvor richtig eingeſehen haben, ehe wir ihn andern gemeinnützig machen und von ſeinem Verhältniſſe mit unſerm Herzen urtheilen können (*). Die Ungezwungenheit liebt das freye Weſen und fodert keine ſtudirte Vorſtellung (**).

(*) DESPREAUX *Art. Poët. Ch. I. v.* 153.
Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſément.

(**) TERENT. *Andr. Act. IV. Sc. V. v.* 55.
Paullum intereſſe cenſes, ex animo omnia,
Vt fert natura, facias, an de induſtria?

Sie verzeiht auch Fehler, die wir mit Vorſatze begehen, wann wir entzückt die Natur ſelbſt geſehen zu haben glauben (***) und vergißt aus Liebe zur anmuthigen Einfalt einen vernachläſſigten Zierrath und einen Schein der Unordnung.

§ 56.

Die Gegenſtände, die in der Natur misfallen, ſind in der Nachahmung angenehm und in dieſer unangenehm, wenn ſie in jener gefallen. Das Wirkliche der Wahrheit hat einen ſtärkern Eindruck auf unſer Herz und erhitzet unſre Affecten ſowohl der Furcht, als des Vergnügens mehr, als das Blendende der Nachahmung (*). Wir vergeſſen das Eckelhafte unangenehmer Gegenſtände, ſobald die Gewißheit, daß ſie nur in der Einbildungskraft ihr Daſeyn haben, uns die Furcht für der Gefahr benimmt; hingegen gereichet dieſe Ueberzeugung angenehmen Gegenſtänden zum Nachtheil. Das Herz wird unzufrieden; kaum fängt es an ſanft gerührt zu werden, ſo ſieht es ſich durch einen ſüſſen Traum betrogen.

§ 57.

Der Verſtand kann uns keine Regeln geben, denn dieſe werden nicht aus der Quelle tiefſinniger Beweiſe geholt. Wir können uns wenig allgemeinen Geſetzen unterwerfen. Die beſondern Regeln für ein jedes Werk, welche den mühſamen Nachforſchungen unſers Verſtandes entwiſchen, entdecket unſer Genie entweder unmittelbar in der Natur von dem Geſchmacke geleitet, oder in der in den Werken der Alten enthaltenen Natur von der Empfindung geführet.

§ 58.

Es giebt nur eine einzige Natur, dieſe allein iſt der Gegenſtand des Geſchmacks. Alſo giebt es auch nur einen einzigen guten Geſchmack, und dieß iſt der Geſchmack der

Natur

(***) DESPR. *Art. Poët. Ch. III. v* 107.
A ces petits defauts marqués dans la Peinture
L'Eſprit avec plaiſir reconnoit la Nature.

(*) CIC. *de Orat. Libr. III. c.* 57. Sine dubio in omni re vincit imitationem veritas.

Natur. Wir nehmen indeſſen einen verſchiedenen Geſchmack wahr, der gut bleiben kann, weil er nicht wirklich entgegen geſetzt iſt, ſondern es nur zu ſeyn ſcheint. Jenes Herz rühret die Vorſtellung des Traurigen, dieſes das Luſtige; jenes entzücket das Bild des Schrecklichen, dieſes das Sanfte; beide ſind in ihrem Geſchmacke verſchieden, obgleich dieſer bey beiden gut iſt. Nur alsdann iſt er entgegengeſetzet und höret auf gut zu bleiben, wenn in dem nemlichen Gegenſtande das eine die Vollkommenheit fühlet, das andere die Fehler erhebt. Diejenigen feinen und glücklichen Seelen, deren Empfindung von allen Gegenſtänden gleich ſtark gerührt wird, haben einen allgemeinen Geſchmack; die eingeſchränktern, welche zu gewiſſen Gegenſtänden vorzüglich hingeriſſen werden, haben einen beſondern Geſchmack. Auch dieſer iſt gut, wofern dieſe gewählten Gegenſtände einen Theil der Natur ausmachen. Es darf alſo der Geſchmack, wenn er gut bleiben ſoll, nur alsdann verſchieden ſeyn, wenn die Gegenſtände verſchieden ſind. Lobt und tadelt er den nemlichen Gegenſtand, ſo iſt gewiß nur der eine davon gut, der andere aber ſchlecht zu nennen.

§. 59.

In einem Werke Fehler finden, iſt ſchon eine, obgleich gemeine Gabe des Verſtandes, der den Gegenſtand kennet und ſeine Eigenſchaften nicht natürlich geſchildert ſieht, allein in einem Werke diejenigen Schönheiten miſſen, deren es fähig iſt, kann nur die Frucht einer ſtarken Einſicht, eines feinen Geiſtes ſeyn, welcher die Kenntniß des Gegenſtandes beſitzet, die Regeln der Nachahmung empfindet und beide miteinander zu vergleichen weiß. Wir vergleichen öfters die verſchiedenen Eindrücke miteinander, welche die verſchiedenen Werke ebenderſelben Kunſt in ebenderſelben Gattung; die verſchiedenen Werke ebenderſelben Kunſt in verſchiedenen Gattungen und endlich die verſchiedenen Werke verſchiedener Künſte in verſchiedenen Gattungen auf uns machen. In dieſem letztern Falle bildet unſre Einbildungskraft ein ſo vollkommenes Muſter, welches wir zwar fühlen, aber doch nicht in der Wirklichkeit antreffen (*), weil ihm die eingeſchränkte

(*) IVVEN. *Sat. VII. v.* 56.
Qualem nequeo monſtrare, et ſentio tantum.

Schwäche der Menſchheit kein wirkliches, ſondern nur ein idealiſches Daſeyn erlaubte.

§. 60.

Es giebt alſo nur einerley Geſchmack, dieſer erſtreckt ſich über alles, ſo gar über die Sitten. Selbſt dem Geſchmacke in der Muſik iſt von den Alten dieſer Vorzug ſchon zugeſtanden worden (*). Sollten wir wohl alſo noch zweiflen, daß der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften den guten Bürger bilde und ihm durch ſanfte, durch ſelige Empfindungen das Herz beſſere? Sollten wir noch zweiflen, daß die frühzeitige Bildung deſſelben von groſſer Wichtigkeit ſeye?

§. 61.

Ohne weder im Lob noch im Tadel unmäſſig zu ſeyn, können wir geſtehen, daß der Geſchmack nicht nur den Verſtand ſchärfe, ſondern auch die Sitten beſſere (*). Der Geſchmack erſtreckt ſich auf alle Theile der Gelehrſamkeit; ohne ihn würden die mit ſaurer Mühe geſammleten Schätze der Gelehrſamkeit nur dazu dienen, uns lächerlich und unſere mit groſſem Fleiſſe erlernte Wiſſenſchaften unbrauchbar und verächtlich zu machen. Von dar ergieſſen ſich ſeine Wohlthaten in die bürgerliche Geſellſchaft, den Wohlſtand, die Sitten, die Tugend. Das Herz wird nur durch Empfindungen gelehret und dieſe tragen zu ſeiner Beſſerung mehr bey, als die gröſten philoſophiſchen Kenntniſſe. Der Geſchmack bereitet die Herzen zur Tugend, in welchen er ſie noch nicht findet; trift er ſie aber bereits im Beſitze des Herzens an, ſo macht er ſie liebenswürdiger. Wer wird wohl nun die Bildung des Geſchmackes noch für entbehrlich halten können?

§. 62.

Es iſt indeſſen nicht genug, daß der Geſchmack gebildet werde, er muß frühzeitig gebildet werden. Er iſt eine Empfin-

(*) PLVTARCH. *de Muſica ed. Xyl.* T. II. p. 1146. Μήτε ἔργῳ μήτε λόγῳ χρώμενος ἀναρμόστῳ, σώζων ἀεὶ καὶ πανταχοῦ τὸ πρέπον καὶ σῶφρον καὶ κόσμιον.

(*) OVID. *ex Pont. Libr.* II. *ep.* 9. *v.* 47.
- - - Ingenuas didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Empfindung, welche anfängt mit dem Leben zugleich wirkſam gemacht zu werden. Dieſe Empfindung muß nach den Geſetzen der Vernunft gereiniget werden, ehe unrichtige Begriffe, ehe Vorurtheile ſich des Herzens bemeiſtert haben; dieſe ſind für die Seele, was die im Anfange vernachläſſigte und bald darauf eingewurzelte unanſtändige Gewohnheiten für die Gliedmaſſen des Körpers ſind.

§. 63.

Nicht die immerwährende Vorſtellung ſolcher Gegenſtände, welche ſanfte Empfindungen in unſerer Seele hervorbringen und die ſorgfältige Abwendung alles traurigen und ſchmerzhaften Gefühls iſt, wie Batteux behauptet, der richtige Weg den Geſchmack frühe zu bilden. Wenn auch Munterkeit und Leutſeligkeit die Früchten dieſer Lehrart wären, ſo würde doch jene ſehr leicht zum Leichtſinne, dieſe zur Trägheit und Furchtſamkeit werden können. Sie würde den Geſchmack einſeitig machen und ihn weit unter derjenigen Sphäre laſſen, zu welcher ſich hinauf zu ſchwingen er fähig worden wäre; ſie würde der Vollkommenheit des Verſtandes durch die einſeitige Beobachtung des Schönen und Guten ſchädlich und den Sitten und der Tugend durch eine gewiſſe Weichlichkeit gefährlich werden.

§. 64.

Wir haben beſſere Wege den Geſchmack in ſeinem Aufkeimen zu bilden. Man mache ſchon die Kinder auf die Schönheiten der Natur aufmerkſam. Man führe die Kinder in das Reich der Natur ſelbſt, ehe ſie die Züge derſelben in den Werken der Alten entdecken; in dieſen finden ſie nur abgeleitete Bäche, in jenen aber die urſprüngliche Quelle. Man ſuche auch in die ſpielenden Ergötzungen der Kinder und ſelbſt in den Anzug derſelben einen wenigſtens erträglichen Geſchmack zu bringen. Auch dieſe uns nicht beträchtlich ſcheinende Gegenſtände erfodern die nemliche ungekünſtelte Natur, welche das Muſter unſerer künftigen wichtigern Werke werden ſoll. Man ziehe indeſſen dem Wohlſtande das Weſentliche vor und bemühe ſich mehr, die Fehler des Herzens, als die Fehler der Lebensart zu beſtrafen. Man mache den Kindern den Werth

der Tugend und die Schande des Laſters fühlbar; die Neigung gegen jene und der Eckel gegen dieſes werden in ihnen dadurch auf ein lebhaftere Weiſe erweckt werden, als wenn ihnen beide unter dem Namen richterlicher Befehle und Verbote vorgetragen werden. Man führe die Kinder in die anmuthigen Gefilde der Geſchichte, ehe man ſie in die öden und trockenen Felder fremder Sprachlehren führet; auch dieſe müſſen ihnen durch Bilder angenehm gemacht und nicht eine Marter des Gedächtniſſes werden, welches vielmehr durch die Erlernung kurzer Lehren von Religion und Tugend geübet werden ſoll. Die Aeſopiſche Fabel iſt hier ſehr vortheilhaft. Aber auch dieſe muß ſorgfältig gewählet werden. Sie muß ihren Urſprung einem guten Dichter zu danken haben und je mehr ſich ihr Inhalt dem Zuſtande der Kinder ſelbſten nähert, deſto mehr Vortheile wird ſie ausbreiten. Solche Fabeln laſſe man ſie ſelbſten erzählen, um ſie auch an das Natürliche in dem Ausdrucke des Tones und der Geberden zu gewöhnen. Man ſammle ihnen leichte und kurze Sittenſprüche aus guten neuen Dichtern, welche der Reim noch angenehmer macht. Man laſſe ſie die erhabenen Werke der Alten ſehen und bewundern und gebe ſie ihnen wegen der Sprache und hauptſächlich wegen dem Inhalte zu leſen; man mache ſie genauer mit ihren Verfaſſern bekannt, damit ſie nicht glauben, der Ueberwinder Galliens habe geſchrieben, um ſich eine kümmerliche Mahlzeit zu verdienen und der den ſinkenden Römiſchen Staat unterſtützende Held habe mit dem Stocke in der Hand ein Dutzend Lateiniſcher Knaben regieret. Man entdecke ihnen das Geheimniß der Kunſt, durch welche ſich dieſe Schriftſteller die allgemeine Liebe aller Zeiten erworben und ihrem Vaterlande einen gröſſern Ruhm, als ſeine Siege, erobert haben. Man verbinde deswegen die Alten mit den beſten Neuern, um ſie von der Möglichkeit der Nachahmung zu überzeugen; wenn ſie den Werth der Guten einſehen, ſo lege man ihnen auch die ſchlechten Stellen der Fehlerhaften vor, und beſchäme dieſe durch den Glanz der erſtern. Man laſſe ſie endlich ſelbſt nachahmen und verurſache dadurch, daß ſich ihr Genie, ihre Denkungsart und ihre Neigung zu einer gewiſſen Gattung der Wiſſenſchaften verrathen.

§. 65.

Wir finden zwar in den erſten Jahren des menſchlichen Alters noch nicht den ſpielenden Witz, die glühende Einbildungskraft, die ſcharfſinnige Beurtheilung, die lange Erfahrung; jene breiten ihre Geſetze erſt im männlichen Alter aus und dieſe reifet erſt im ſpäten; dennoch ſind die Anlagen zu allen dieſen Vermögen wirklich vorhanden. Das Genie iſt ein früherer und getreuerer Gefährte des Menſchen, als alle andere Fähigkeiten. Deswegen verdienen die erſten Verſuche eines Anfängers groſſe Aufmerkſamkeit; ſie verrathen ſein Genie und ſeine Denkungsart; wenn anders nicht ſchon den Knaben die traurigen Vorurtheile feſſeln, die ihn auf die Worte ſeines Lehrers ſchwören heiſſen.

§. 66.

Wir können den Zeitpunkt unmöglich vollkommen genau beſtimmen, in welchem das Genie zu ſeiner Reife und völligen Stärke gelangt. Einige allgemeine Beſtimmungen veſt zu ſetzen, bleibt uns übrig, da das beſondere allzuvielen Ausnahmen und Veränderungen unterworfen iſt. Die Himmelsgegend, die Erziehung, der Umgang mit der Welt, die Stärke der Einbildungskraft und Temperaments, ja ſelbſt das Geſchlecht und das Alter ſind in in der Entwickelung des Verſtandes untereinander verſchieden.

§. 67.

Die Wirkung der Himmelsgegend auf den Menſchen gänzlich zu läugnen, ſetzet die nemliche Verwegenheit voraus, mit welcher auf der andern Seite ein Montesquieu ſogar den Unterſchied der Religionen aus derſelbigen zu beſtimmen geſucht hat. Die nach der mathematiſchen Eintheilung durch die Parallelzirkel der Mittagslinie beſtimmte Breite des Himmelsſtrichs iſt nicht die Urſache einer ſolchen moraliſchen Veränderung, da ſogar die Entfernung eines Landes vom Pole nicht einmal hinlänglich iſt, die Wärme und Kälte eines Landes anzuzeigen; und wie ungereimt würde es ſeyn, wenn wir den menſchlichen Verſtand nach der Polhöhe ausmeſſen wollten, wel-

ches doch eine unläugbare Folge dieſer Meinung wäre. Die Wirkungen dieſer Breite, die Natur des Erdreichs, des Waſſers, der Winde; die Schwere und Leichtigkeit, Wärme und Kälte der Luft und die Nahrungsmittel, welche die Natur in einem gewiſſen Striche herfürbringt und deren ſich die Menſchen bedienen, dieſe haben einen Einfluß auf den menſchlichen Geiſt. Naturforſcher und Aerzte bekräftigen dieſe Wahrheit, welche die Erfahrung beſtätiget. Die rauhen und kriegeriſchen Celten wurden unter dem Aſiatiſchen Himmelsſtriche ganz verdorben und ihr Körper nahm die morgenländiſche Weichlichkeit an. Die muthigen Longobarden, Gothen und Normänner änderten die Natur and wurden mit den Galliern, Italiänern und Spaniern weichlich. Sie ſind ein Beweis, daß die Lage des menſchlichen Körpers zu der Lebhaftigkeit, Trägheit, Stärke und Schwäche des menſchlichen Geiſtes vieles beytrage; dieſer gleicht den Gewächſen, welche ein Land zu einer gröſſern Vollkommenheit bringt, als das andere (*). Die Alten nannten einen Dummkopf unter einem dicken Himmel geboren (**). Es iſt alſo gewiß, daß der Himmelsſtrich einen, wo nicht unmittelbaren, doch mittelbaren merklichen Einfluß in den menſchlichen Geiſt habe. Unter der gemäſſigten Himmelsgegend finden wir die meiſten und vollkommenſten Pflanzen, die gröſten Geiſter in der gröſten Anzahl. Blos an dieſe ſcheinen die Vorzüge des Geiſtes und des Geſchmacks gebunden zu ſeyn. Sie iſt die Wohnung der Künſte und der Wiſſenſchaften, und zeiget dieſelbigen in ihrer Blühte. Dieſem Satze ſcheint die Geſchichte zu widerſprechen, welche uns die Wiſſenſchaften in dem nemlichen Orte bald auf dem Throne, bald verbannet vorſtellt. Dieſer Einwurf iſt indeſſen von keinem Gewichte, denn das Klima und deſſen Einfluß ſogar auf die lebloſen Dinge bleibt nicht zu allen Zeiten ein und ebendaſſelbe. Finden wir wohl in dem heutigen Rom den rauhen Winter, den in dem alten Rom ein Horaz beſungen (***)? Finden die Religionsſpötter in dem jetzigen

(*) VIRGIL. *Georg.* I. 54.
Hic ſegetes, illuc veniunt felicius vuae.

(**) Veruecum ex patria craſſoque ſub aëre natus.

(***) HORAT. *Lib. II. Od. 9.*

tigen Canaan den Seegen, den ein Moſes beſchrieben und ein göttlicher Fluch ausgetrocknet? Es iſt auch gar nicht unnatürlich, wenn eine Himmelsgegend nicht jederzeit einerley Wirkungen hervorbringt. Der Umgang mit fremden Völkern, welcher neue Sitten zeuget, fremde Speiſen und Gewürze, die in das Blut einen Einfluß haben und den Charakter einer Nation ändern, die Lebensart, die Gewohnheiten, der veränderte Staat und die Art der Erziehung ſind lauter Dinge, welche die Wirkungen des Himmelsſtrichs hindern können. Der Unterſchied der Völker erlöſcht und wird endlich unkenntbar, je mehr Veränderungen bey einem Volke vorgehen, wobey meiſtentheils doch etwas von demſelben übrig bleibt. Obgleich nun der Himmelsſtrich in den Verſtand, in die Tugenden und Laſter eines Volkes einen groſſen und merklichen Einfluß hat, ſo hängen doch dieſe von jenem nicht gänzlich ab. Der Verſtand iſt eine Pflanze, welche überall wächſt, ob er gleich, wie eine edle Pflanze, nicht allenthalben gleich gut wächſt. Tugend und und Laſter können unter allen Himmelsſtrichen fortkommen (****), obgleich der eine dem Menſchen mehr Reitzungen zum Laſter darbieten kann, als der andere (*****). Eine Himmelsgegend, welche einer Kunſt günſtig iſt, verſagt oft ihre Hülfe einer andern Kunſt, welche doch ähnliche Seelenkräften erfodert.

§, 68.

Die Sitten des menſchlichen Alters und die verſchiedene Denkungsart wechſeln mit den Jahren des Menſchens ab.

Vides vt alta ſtet niue candidum
Soracte; nec iam ſuſtineant onus
Syluae laborantes; geluque
Flumina conſtiterint acuto.

(****) Briefe und Elegien. p. 60.
Nicht jeder findet ſelbſt der Wahrheit Weg, wie du;
Die Tugend hat ihr Glück, das Laſter ſeine Freuden;
Man führe dem ein Herz, man führ es jener zu;
Es läßt ſich jede Straſſe leiten,
Gewöhnt an beide ſich, und übertrift in beiden.

(*****) *Journal Helvetique Juin* 1748.
Le Sol eſt la cauſe premiere
De nos vices, de nos vertus;
Neron ſous un autre Hemiſphère
Auroit peut être été Titus.

ab. Unſer Leben hat ſeine Jahrszeiten (*). In unſerm Frühlinge keimet die Pflanze unſers Verſtands, ſie iſt noch kraftlos, ſie zeigt uns aber die ſchönſte Hoffnung. Im Sommer unſerer Zeit wächſt der muthige und feurige Jüngling heran. Seine Begierden ſind heftig, aber unbeſtändig (**), ſie ſind in der Aufmerkſamkeit hitzig, aber dauren nicht lange; ſeine Meinungen ſind ungewiß und werden, wie ein Rohr, von jedem Winde leicht hin und her gewehet, er iſt ein deſto geſchickterer Nachahmer; ſeine Empfindungen ſind lebhaft und ſuchen nur ein den Sinnen ſchmeichelndes Vergnügen; ſeine Einbildungskraft iſt glühend und fähig; ſeine Leidenſchaften ſind heftig und antreibend; er überſteigt die gröſten Schwierigkeiten, wenn er neue Dinge zu entdecken ſuchet; allein kaum ſind die erſten vorbey, ſo ruft ihn ſeine Ungedult zurücke; der Jüngling iſt leichtglaubig und ſeine ſchwankenden Begriffe werden leicht zu Irrthümern verführt; er liebt die Satyre, ſein Witz iſt ſcharfſinnig, aber flüchtig und giebt ſich nicht die Mühe, das Gründliche zu unterſuchen; er höret daher dem Spötter der Religion und der Tugend mit Verwunderung und lächelndem Beyfalle zu; er liebt das Neue und verwirft ohne Ueberzeugung durch ein unbilliges Urtheil das Alte. Unſer Herbſt iſt die Reife des männlichen Verſtandes, in deſſen Anſehung dieſe Jahrszeit den Vorzug vor den übrigen verdienet. Der Mann vereinigt die Gaben der

(*) OVID. *Metamorph. L. XV. v. 199. ſqq.*

Quid? non in ſpecies ſecedere quatuor annum
Aſpicis, aetatis peragentem imitamina noſtrae?
Nam tener et lactens, puerique ſimillimus aeuo
Vere nouo eſt, tunc herba nitens et roboris expers
Turget, et inſolida eſt, et ſpe delectat agreſtes.
Omnia tum florent, florumque coloribus almus
Ludit ager, neque adhuc virtus in frondibus vlla eſt.
Tranſit in aeſtatem poſt ver robuſtior annus,
Fitque valens iuuenis; neque enim robuſtior aetas
Vlla nec vberior, nec, quae magis ardeat, vlla eſt.
Excipit autumnus, poſito feruore iuuentae
Maturus, mitisque inter iuuenemque ſenemque
Temperie medius, ſparſus quoque tempora canis.
Inde ſenilis hiems tremulo venit horrida paſſu
Aut ſpoliata ſuos, aut quos habet, alba capillos.

(**) HORAT.

Cupidusque et amata relinquere pernix.

der Jugend mit den Vorzügen des Alters, er mäſſigt die Lebhaftigkeit des Jünglings und bekämpft die Vorurtheile des Greiſen, die Vernunft ſchmückt ihn mit ihrem vollkommenen Glanze, er wird ein unpartheyiſcher Richter, er iſt von der Schwäche und dem ſchwankenden Wahne der Jugend und von der abnehmenden Stärke und dem veſten Eigendünkel der ſpätern Jahre befreyt. Von der Liebe zur Ehre entzückt höret er bey dem unermüdeten Eifer in dem Unternehmen der ſchwereſten Dinge ſchon den ſtolzen Klang des verdienten Nachruhms; er ſucht künftigen Beyfall, ſeine Belohnung. Endlich ſchleichet der entkräftete Greis mit langſamen Schritten, gleich dem traurigen Winter daher. Er verachtet mit mattem Gähnen die Lebhaftigkeit des fühlenden Jünglings, aus Rache, weil ihn die ſchöpferiſche Kraft des reitzenden Frühlings verlaſſen. Er trotzt auf ſeine Erfahrung, die eine lange Reihe mühſam durchgelebter Jahre zählet, und hält ſich dafür durch die Gewißheit belohnt, mit welcher er der itzigen Welt die Gabe der Erfindung abſpricht. Der Gedanke, Nachkömmlingen Entdeckungen übrig gelaſſen zu haben, beleidigt ihn und ſcheint deswegen ſeiner Eigenliebe unmöglich. Seine Vorurtheile ſind nicht zu beſiegen, weil ſie in dem Panzer des Eigenſinns ſtreiten. Seine Begierden ſind nicht mehr heftig, und daher die Quelle der Erfindungskraft verſtockt. Sein Verſtand folget der Abnahme des Körpers und oft fängt ſeine vormalige eigene Erfindung an, ihm nun unbegreiflich zu werden. Der Eigennutz, eine Frucht ſeiner Jahrszeit, ein Gefährte ſeiner zum Ende eilenden Laufbahn, liebt nur die Brodwiſſenſchaften, und die Beförderung des Unterhalts iſt der Grundſatz, nach welchem er die Beſchäftigungen ſeines Nachkömmlings richtet. Die Ernde iſt vorbey, der müde Ackersmann ſuchet die Ruhe, um der Früchten des Herbſtes zu genieſſen.

§. 69.

Ein Abdruck des Genies eines Volks iſt die Sprache. Da jenes von einer ſehr manchfaltigen Beſchaffenheit iſt, ſo mußten nothwendig vielerley Sprachen entſtehen. Unter der Sprache eines Volkes aber werden nicht allein die Worte, ſondern auch der unterſchiedene Zuſammenhang derſel-

derſelben und ihre Art ſich auszudrücken verſtanden. Es können alſo die Worte einerley bleiben, und doch die Sprache geändert werden, wenn ſie eine neue Art des Ausdrucks, eine andere Verbindung der Worte und einen fremden vorher nicht gebräuchlichen Schwung erhält. Das Kennzeichen der Lacedämonier war Stolz und Argwohn, dieſe Eigenſchaften verriethen ſich auch in ihrer Sprache. Jener verabſcheute die ſchleppende und langſame Weitläuftigkeit und dieſer liebte die Kürze im Ausdrucke. Sie redeten die Sprache eines Gebieters, welcher andere keiner dauernden mühſamen Unterredung würdiget; die Sprache des Klugen, welcher nicht jedem ſein Herz durch ewiges Plaudern verräth; wie ſehr waren von ihnen die Aſiatiſchen Völker unterſchieden; dieſe waren eitel und ruhmſüchtig, eine eckelhafte Weitſchweifigkeit war der Schmuck ihrer Rede. So wie nun die Sprache die Spuren des Geiſtes eines Volkes entdecket, ſo hat ſie auch wieder einen Einfluß auf die Denkungsart der Menſchen zurücke. Wir hören von der zarten Kindheit an gewiſſe Worte, mit welchen wir verſchiedene Begriffe verknüpfen lernen; wir hören einen gewiſſen Zuſammenhang des Ausdrucks, an welchen wir uns nach und nach gewöhnen und unſere Seele erhält auf eine mechaniſche Weiſe eine Fertigkeit, mit gewiſſen Ausdrücken eine Folge von Gedanken zu verbinden, welche ſie von ſich ſelbſten nie erlernet hätte. Die Griechen, welche ſich ſonſt kurz und nachdrücklich auszudrücken pflegten, verlohren ihre männliche Stärke, nachdem ſie den weichlichen Pomp der weitläuftigen Aſiatiſchen Sprache angenommen hatten (*). Die Wörter einer Sprache ſind angenommene bekannte Gründe, auf welche das Genie fortbaut; dieſes hat jene zu Wegweiſern, wenn es unbekannte Pfade betritt und neue Ausſichten entdeckt. Hieher gehören die geläufigen Wörter (**). Sie machen ſich uns durch den täglichen Gebrauch und fortgeſetzte Gewohnheit ſo eigen, daß wir uns derſelben immer bedienen, ohne bey der dun-

keln

(*) PETRON. *Satyr.* Nuper ventoſa iſthaec et enormis loquacitas Athenas ex Aſia commigrauit, animoſque iuuenum ad magna ſurgentes veluti peſtilenti quodam ſidere afflauit, ſemelque corrupta eloquentiae regula ſtetit et obmutuit.

(**) Termini familiares.

keln Vorſtellung ihrer Bedeutung ihr Verhältniß mit der Sache ſelbſt, die ſie ausdrücken, zu unterſuchen. Der gemeine Sprachgebrauch ſcheint willkührlich zu ſeyn, allein in der That iſt er es nicht. Finden wir wohl in den barbariſchen ſcholaſtiſchen Jahrhunderten die Schönheiten und das Natürliche des Ausdrucks, welche in dem alten Rom und Griechenland herrſchten? Würden wir in den Schriften eines Despreaux die Feine und Reinigkeit finden, wenn er nicht in dem goldenen Zeitpuncte eines vierzehenden Ludwigs geſungen hätte? Hat wohl Deutſchland, ehe es auf die Ausbeſſerung ſeiner Sprache ſo ſehr bedacht war, Haller, Klopſtocke, Gellerte und Rabener aus ſeinem Schooſſe aufſtehen geſehen? Ehemals richtete in dem Reiche der Sprachen die Lateiniſche eine Univerſalmonarchie auf; das daraus entſtandene Vorurtheil hinderte das Wachsthum der Mutterſprache und erſtickte dadurch viele Genies in der Geburt. Die emſigen Franzoſen und ihre Nachahmer, wir Deutſchen, bekämpften endlich dieſes Vorurtheil; der Sieg gelung uns. Kaum wurde uns vergönnet, an der Reinigkeit der uns wieder zurücke gegebenen Mutterſprachen zu arbeiten, ſo ſahen wir die Morgenröthe der ſchon längſt untergegangenen ſchönen Wiſſenſchaften wieder empor ſteigen.

§. 70.

Die Sprachen ſind alleſamt ein vortrefliches Hülfsmittel des Gedächtniſſes, damit der vorige Gedanke nicht ſogleich verſchwinde, wenn ein neuer in der Seele aufſteigt. Dieſe ſtellt ſich abgeſonderte Gegenſtände beſſer vor und präget ſich dauerhaftere Begriffe ein, wenn ſie dieſelben in die tönenden Sinnbilder der Worte kleidet. Ein munterer Jüngling wird ſich ſchon nicht mehr der Begriffe erinnern, welche er ſich machte, als ſeine Zunge noch verſchloſſen ware, da indeſſen der abgelebte Greis noch in den Anfang ſeines Sprachgebrauches zurücke ſieht. Jede Sprache hat ihre eigentümlichen Schönheiten, deswegen können auch alle Sprachen ausgearbeitet werden, ob ſie gleich nicht alle von eben derſelben innerlichen Güte ſind, und manche unter ihnen Vortheile beſitzet, die die andere ſich eigen zu machen ſich vergeblich bemühet. Je mehr Leichtigkeit, Nachdruck und gewiſſe Beſtimmung in dem

Aus-

Ausdrucke einer Sprache herrſchet, deſto nützlicher iſt ſie dem Verſtande; je unvollkommener jene ſind, deſto mehr hindert ihn dieſe, ſich zu ſeiner Höhe zu ſchwingen. Die Geſchichte beweiſet dieſen Satz. Welche Unwiſſenheit herrſchte nach den Zeiten der Sündfluth und welche Verwirrung in den Jahren der Nachkömmlinge, welche ſich nur durch dunkle Hieroglyphen zu entdecken wußten? Welchen behenden Fortgang erfuhren nachher Künſte und Wiſſenſchaften, als die Schätze der Weisheit andern durch Schriften mitgetheilet werden konnten? Doch waren auch dieſe nicht gemeinnützig genug. Sie waren ſelten und theuer. Nur Leuten vom Stande und Reichthum ſtunde ihr Zugang offen, welche das Vorrecht, gelehrt zu werden, erkaufen konnten. Sind nicht unſre meiſten klaſſiſchen Schriftſteller Leute von Anſehen und Gütern geweſen? Endlich rufte die Weisheit auch niedrige und dürftige Menſchen in ihre Schule, ſie gab ihnen das göldne Geſchenk der Buchdruckerkunſt, um ihre Schätze nicht allein in den Palläſten der Groſſen zu verwahren. Es ſcheint, als ſchämten ſich dieſe ſeit dieſem glänzenden Zeitpuncte die Weisheit zu lernen, weil ſie kein Vorrecht des Standes mehr iſt.

§. 71.

Da nun die Sprachen ein Hülfsmittel des Verſtandes ſind, ſo haben ſie auch einen wirklichen Einfluß auf das Genie und dieſes unterſcheidet ſich nach dem Unterſchiede der Sprachen. Eine Sprache, die einen Ueberfluß an uneigentlichen Wörtern und verblümten Redensarten hat, iſt den ſchönen Wiſſenſchaften beförderlich. Eine Sprache, deren Wörter nicht weitläuftig, ſondern beſtimmt ſind, eine trockene Sprache, die viele abgeſonderte und wenig uneigentliche Ausdrücke beſitzet, hilft dem philoſophiſchen Genie. Sollten wir Deutſchen, wir, die wir ſo viele Thorheiten von den Söhnen Frankreichs erlernet zu haben uns nicht ſchämen und öfters noch rühmen, nicht den Eifer dieſes Volks in der Beſtſetzung der Mutterſprache befolgen? Sollten wir nicht alle beſondere Wörter in gewiſſen Bezirken ſammlen laſſen und alsdann eine gemeine Vergleichung darüber anſtellen? Ein Vorſchlag, welchen ſchon **Leibnitz** dem erſten Könige von Preuſſen gab, und

wobey unſere Mutterſprache, die indeſſen doch ſehr geſtiegen iſt, noch unendlich mehr gewonnen haben würde, wenn er ſeinen Fortgang gehabt hätte.

§. 72.

Die Kenntniß der Sprache dienet uns zur Einleitung in *alle* Wiſſenſchaften. Wir lernen durch ſie, faſt ohne alle Mühe, eine Menge ſehr ſchöner Sachen, welche den Erfindern derſelben eine lange Arbeit gekoſtet haben. Durch ſie ſtehen uns alle Zeiten und alle Länder offen. Sie verurſacht, daß wir glauben, wir hätten zu allen Zeiten gelebt und wären in allen Reichen Bürger geweſen. Sie ſetzt uns in den Stand, daß wir noch heut zu Tage mit den gelehrteſten Männern umgehen können, die das Alterthum hervorgebracht hat und die unſertwegen gelebt und gearbeitet zu haben ſcheinen (*). Wir finden an ihnen Lehrer, die wir immer um Rath fragen können, beſtändige Freunde, deren Geſellſchaft und angenehmer Umgang unſern Verſtand mit nützlichen und anmuthigen Kenntniſſen bereichert; ſie lehren uns von den Tugenden und Laſtern der Menſchen gleichen Nutzen ziehen. Ohne die Hülfe der Sprachen ſind alle dieſe Orakel für uns ſtumm, und alle ihre Schätze für uns verſchloſſen. Wenn uns die Kenntniß der Sprachen, als der Schlüſſel, welcher den Eingang zu denſelbigen eröfnet, fehlet, ſo bleiben wir mitten unter ſo vielen Reichthümern arm, mitten unter allen Wiſſenſchaften dumm (**).

§. 73

(*) QVINTILIAN. *Lib. XII. Cap.* 11. Tot nos praeceptoribus, tot exemplis inſtruxit antiquitas, vt poſſit videri nulla ſorte naſcendi aetas felicior, quam noſtra, cui docendae priores elaborauerunt.

(**) SENECA *de breuit. vit. c.* 14. Ad res pulcherrimas ex tenebris ad lucem erutas deducimur. Nullo nobis ſeculo interdictum eſt: in omnia admittimur . . . . . diſputare cum Socrate licet . . . Illi nobis nati ſunt, nobis vitam praeparauerunt . . . Illos antiſtites bonarum artium, quisquis volet, poteſt habere familiariſſimos . . . . Illi nocte conueniri et interdiu ab omnibus mortalibus poſſunt . . . . . Nemo horum quemquam ad ſe venientem vacuis a ſe manibus abire patitur.
CICERO *pro Arch. n.* 16. Pernoctant nobiſcum, peregrinantur, ruſticantur.

§. 73.

Die Sprachen, welche einem Gelehrten nothwendig ſind, theilen wir in die ältern und neuern; die ältern ſind die Griechiſche und Lateiniſche; die neuern ſind die Franzöſiſche, die Italiäniſche, die Engliſche und die Deutſche.

§. 74.

Man erkannte ſchon zu der Römer Zeiten, daß alles, was zur Vollkommenheit der Wiſſenſchaften abzielet, auch vieles zu dem Anſehen und der Ehre eines Staats beytrage. Man erkannte auch ſchon damals, daß keine wahrhafte Gelehrſamkeit ohne eine tiefe Kenntniß der Griechiſchen Sprache ſeyn könne. Ihre eigene Erfahrung lehrte ſie, daß ſie die Blühte der Wiſſenſchaften und ſelbſt die Verbeſſerung ihrer eigenen Lateiniſchen Sprache der Erlernung der Griechiſchen allein zu danken hatten. Sie bereicherten ſich mit dem Raube von Griechenland und dieſer war es, welcher ihnen einen dauerhaftern Ruhm, als alle ihre Eroberungen zuwege brachte. Cicero ſelbſt bildete ſich in der Schule der Griechen (*). Wie verdient machte ſich nicht ſchon vor ihm ein Terenz um die Bühne durch die Nachahmung der Griechen. Sie vergaſſen bey ſeiner erborgten Anmuth und Zärtlichkeit den alten und garſtigen Scherz eines Plautus und ſchämten ſich bey dem gebeſſerten Geſchmacke ihres vorigen Beyfalls (**). Carneades, Critolaus, Diogenes, drey groſſe Griechiſche Redner wurden die Muſter der Römiſchen Jugend (***), und Athen, der Sitz der Wiſſenſchaften, ſahe mit Neid und Verwunderung ſeinen Ruhm ſich mit Römiſchem Blute fort-

(*) CAESAR. Non ſolum principem atque inuentorem copiae fuiſſe (Ciceronem) ſed etiam bene meritum de populi Romani nomine et dignitate. Quo enim vno vincebamur a victa Graecia, id aut ereptum illis eſt, aut certe nobis cum illis communicatum. BRVTVS *n.* 254.

(**) HORAT. *Art. Poët.*
At noſtri proaui Plautinos et numeros et
Laudauere ſales nimium patienter vtrumque
Ne dicam ſtulte, mirati.

(***) CICERO *de Orat. Lib. II. n.* 55.

fortpflanzen. Er wird es auch noch zu allen Zeiten ſeyn. Jeder, der zu dem Ruhme eines Gelehrten gelangen will, muß lange Zeit zu den Griechen reiſen. Griechenland iſt immer die Quelle des guten Geſchmacks geweſen und wird es noch immerfort ſeyn. Beredſamkeit, Dichtkunſt, Geſchichte, Weltweisheit, Arzneykunſt und noch viele andere Wiſſenſchaften ſind daſelbſt entſtanden und vollkommen worden, ſie müſſen auch da noch geſucht werden. Wie unentbehrlich iſt nicht die Griechiſche Sprache den Gottesgelehrten, welche die Schriften der Kirchenväter kennen und ſich damit wider die Anfälle der Ketzer wafnen wollen? Wie groß iſt deswegen nicht der Fehler und die Verantwortung der Eltern und Lehrer, welche bey ihren Untergebenen dieſe Beſchäftigung für nichtswürdig halten? Kann ſich denn wohl ein Gelehrter mit Ueberſetzungen begnügen? Gleichen nicht die meiſten Ueberſetzungen dem Originale, wie ein entfleiſchtes Gerippe einem lebenden Körper (*)? Und iſt es nicht niederträchtig, Ueberſetzer zu Bürgen anzunehmen?

§. 75.

Wie man die Griechiſchen Schriftſteller mit gutem Erfolge leſen ſolle, haben andere gewieſen (**). Die Griechiſche Sprache iſt, ſo wie alle andere Sprachen, ein bloſſes Werkzeug, zu der Kenntniß der alten und neuen Gelehrſamkeit zu führen. Wie viele haben dieſes Werkzeug zum Hauptwerke gemacht und die Helfte des Lebens verſchwendet, ohne klüger, ohne geſitteter zu werden? Ueberdieß macht die Art des Vortrags und der Einrichtung die Erlernung der Sprachen leicht, ſie benimmt das Vorurtheil, welches dieſelbe für ein langwieriges und ſehr ſaures Unternehmen hält. Eine einige Stunde, welche wir

(*) HIERONYM. *Praef. Chron.* Quodſi cui non videtur linguae gratiam interpretatione mutari, Homerum ad verbum exprimat in Latinum. Plus aliquid dicam: eundem in ſua lingua proſae verbis interpretetur. Videbit ordinem ridiculum et poëtam eloquentiſſimum vix loquentem.

(**) ROLLIN. *de la maniere d'enſeigner et d'étudier les belles lettres par rapport à l'eſprit et au coeur* hat *T. I. p.* 389 — 502. *ed. Paris.* 1755. eine ganze Abhandlung de la lecture d'Homère.

ihr des Tages widmen, kann es zuwege bringen, daß wir uns in derſelben bey dem Ende unſerer Schuljahre vollkommen veſt ſehen. Wir haben nicht nöthig, dieſe Sprache zu reden oder zu ſchreiben, wir begnügen uns damit, daß wir die Schriften verſtehen. Wir müſſen alſo wohl leſen, zierlich ausſprechen und recht ſchreiben lernen, die ganze Sprachkunſt kurz und deutlich abfaſſen, die Stammwörter beobachten, um die daher abſtammenden Lateiniſchen, Franzöſiſchen und anderer Sprachen Wörter herleiten zu können. Auserleſene Stellen guter Griechiſcher Schriftſteller auswendig zu lernen, geſchieht nicht ohne Nutzen; wir lernen die Griechiſche Dichtkunſt kennen und bemerken in ihr die Redensarten, die Einrichtung, die Eigenſchaft, den Wohlklang und vornemlich die wunderbare Fruchtbarkeit dieſer Sprache (*). Wir beobachten die verſchiedene Landesſprachen der Griechen, welche nicht veränderte Pöbelreden waren, wie die abgehenden Mundarten unſers Reichs; ſondern ſie waren Abwechſelungen derer einem jeden ihrer Völker eigenen Vollkommenheiten und Schönheiten. Unter dieſen verſchiedenen Landesſprachen übertraf der Atticiſmus (**). Dieſer kam der erhabenen Schreibart eben ſo gut zu, als der niedrigen und mittelmäſſigen. Iſt wohl eine Schreibart attiſcher, als die Schreibart des Demoſthenes, und ſeines Lehrers Plato; und iſt wohl eine dabey zugleich lebhafter und erhabener? Der Atticiſmus ſchloß die Schönheiten aller Gattungen in ſich (***). Er war das Muſter, nach welchem die Römiſche Stadtart gebildet wurde. Von der Eigenſchaft, den Redensarten, der Schönheit, dem Reichthume der Griechiſchen Sprache zu handeln

(*) CICERO *de fine bon. et mal. Lib. III. c.* 15. Equidem ſoleo etiam, quod vno Graeci, ſi aliter non poſſum, idem pluribus verbis exponere.

(**) QVINTIL. *Lib. VI. c.* 4. Qualis apud Graecos Atticiſmus ille redolens Athenarum proprium ſaporem und *Lib. XII. c.* 10. Quid eſt quod in iis demum Atticum ſaporem putent? Ibi demum thymum redolere dicant? . . . Aeſchines intulit eo ſtudia Athenarum, quae velut ſata quaedam coelo terraque degenerant, ſaporem illum Atticum peregrino miſcuerunt.

(***) CICERO *de opt. gen. orat. n.* 13. Vt bene dicere, id ſit Attice dicere.

deln, ſind Anmerkungen, welche der Geſchicklichkeit eines Schullehrers überlaſſen werden müſſen.

§. 76.

Zu Erlernung der Griechiſchen Sprache können folgende Bücher bemerkt werden:

Welleri Grammat. graeca, Lipſ. 1749. 8.
Waebneri Grammat. graeca, Wolf. 1751. 8.
Grammatica graeca, Hal. 1740. 8.
Boſii Ellipſes Graecae, Lipſ. 1742. 8.
Boſii Antiquitates Graecae, praecipue Atticae, cura *Io. Frid. Leiſneri*, Lipſ. 1749. 8.
Le Fevre Méthode pour commencer les Humanités Grecques et Latines.
Schreuelii Lexicon Graecum, Dresd. 1736. 8.
Lexicon Graecum manuale *Hederici* auctum ab *Erneſti*, Lipſ. 1754. 8.
Henr. Stephani Lexicon Graecum, Pariſ. 1543. fol. II. T.
Fabricii Bibliotheca Graeca, Hamb. 1728. ſeq. 4. XIV. T.
Geſneri Chreſtomathia.

In den zuverläſſigen Nachrichten der meiſten Schriftſteller vom Anfange der Welt bis aufs ſechszehende Jahrhundert vom Herrn Hamberger finden wir eine gute Beurtheilung der alten Ausgaben. Die Engliſche Ausgabe der Griechiſchen Autoren zu Glasgow iſt dem Drucke und der Correctur nach die beſte. Die Ausgaben des Herrn Geſners ſind gut. Der ganze Period der beſten Griechiſchen Zeiten beträgt fünf bis ſechshundert Jahre oder den Sokratiſchen und Platoniſchen Zeitpunct. Die Griechiſchen Schriftſteller können füglich nach drey Zeitpuncten beurtheilt werden. Der erſte währt vom Homer bis auf Plato; der zweyte von dieſem bis auf unſern Erlöſer und der dritte von Chriſto bis auf den groſſen Conſtantin. Zwey und fünfzig ſind uns vom erſten, vier und ſechszig vom zweyten und acht und ſechszig vom dritten Periode bekannt. In der poetiſchen Klaſſe ſind die merkwürdigſten Homer, Heſiod, Aeſchilus, Sopho-

kles, Euripides (*). Pindar, Theokritus, Kallimachus, Anakreon, Sappho, Alceus waren insbeſondere Odendichter. Die beſten Redner waren Sokrates, Demoſthenes, Aeſchines. Die Weltweiſen Xenophon, Plato, Ariſtoteles, Theophraſt, Epiktet, Antonin, und Lucian. Plutarch und Theodorus Siculus haben Lebensbeſchreibungen geſchrieben. Longinus, Dionyſius Halikarnaſſenſis und Ariſtoteles haben vornemlich Anleitungen zur Beredſamkeit und Critic gegeben. Die Zeiten Alexanders des Groſſen ſind das goldene Alter des Griechiſchen Geſchmacks. Es wäre zu wünſchen, daß wir die Schriftſteller deſſelbigen mehr läſen, um den Verſtand mit nützlichen Wahrheiten zu bereichern, den Geſchmack zu bilden und das Herz mit guten Empfindungen zu nähren, als blos die Sprache daraus zu lernen (**). Die deutſchen Ueberſetzungen, die gut ſind, ſind ſelten. Wir haben:

Longin von Heineke, Dresd. 1742. 8.
Thucydides von D. Heilmann, Lemgo, 1759. 8.
Herodotus von Goldhagen, 1755. 8.
Xenophons Griechiſche Geſchichte von Goldhagen, Berlin, 1762. 8.
Pauſanias hiſtoriſche Reiſebeſchreibung von Goldhagen.
Plutarchs Lebensbeſchreibung von Kind, Leipz. 1745 — 1754. 8. VIII. T.
M. Aurelius Antoninus von Hofmann, Hamb. 1735. 8.
Herodianus nebſt einer Vorbereitung des Herrn von Holberg von Detharding, Koppenhagen. 1747. 8.

Sallu-

(*) Die verſchämte Matrone Menanders iſt uns verloren gegangen und die buhleriſche des Ariſtophanes iſt uns geblieben.

(**) *Epitres diverſes* :
Il ne faut point palir ſur les Auteurs claſſiques,
Afin de compiler des remarques critiques.
Non, je lis Cicéron, je lis Marc-Antonin,
J'admire les beautés du Grec et du Latin ;
Mais je laiſſe à l'eſprit ces fleurs ſouvent arides ;
Pour fournir à mon coeur des alimens ſolides.

Salluſtius der Philoſoph, im allgemeinen Leipziger Magazin, I. Th p. 189. u. f.
Platons Geſpräche von Müllern, Hamb. 1736. 4.
Xenophons Oekonomie von dem jüngern Brockes mit Fabricii Vorrede, Hamb. 1734. 4.
Xenophons Cyropädie, Bützow, 1761. 8.
Theophraſts Charactere von Müllern.
Die Poeſie des Ariſtoteles von Curtius.
Origenes überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von dem verſtorbenen Kanzler Moßheim.

In Zürich hat man 1759. und 1760. angefangen die Ilias des Homers in deutſchen Hexametern, Pindars Oden und die Trauerſpiele des Sophokles zu überſetzen, welche Beyfall verdienen (*). Die übrigen Ueberſetzungen ſind an Güte und Werth ziemlich von einander unterſchieden.

§. 77.

Die Erlernung der Lateiniſchen Sprache iſt eigentlich eine Beſchäftigung für die Schulen. Hier ſind verſchiedene Zeitpuncten unſer Augenmerk. Ehe ein Kind ſeinen Eintritt in die Schulen waget, ſo muß man es recht Lateiniſch leſen lehren und an eine gute Ausſprache gewöhnen; alsdann unterrichte es der Lehrer im Schreiben. Im Anfange ſind die erſten Grundſätze die Abänderungen und Abwandlungen der Wörter, welche man die Kinder bald vorwärts, bald rückwärts, bald in, bald auſſer der Ordnung herſagen und dabey die Regeln anwenden läßt. Bey dieſem kann man niemals zu ſorgfältig ſeyn, noch ſich zu lange verweilen. Ein ſchneller Unterricht, welchem es hingegen an Gründlichkeit fehlet, ſchmeichelt zwar öfters den Eltern und dem Lehrer, macht aber das Kind zum künftigen Schlachtopfer des Vergnügens, mit welchem es zu frühe und unbereitet zu höhern und angenehmern Dingen ſchreitet (**). Man bringe indeſſen die er-

(*) S. die Bibliothec der ſchönen Wiſſenſch. *VIII.* B. 2. St. u. *VI.* B. p. 16. u. 2. St. p. 231.

(**) QVINT. *Lib. I. c. 7.* Quod etiam admonere ſuperuacuum fuerat, niſi ambitioſa feſtinatione plerique a poſterioribus inciperent; et dum oſtentare diſcipulos circa ſpecioſiora malunt compendio morarentur.

ſten Lehrſätze den Kindern nur durch vielfältigen Gebrauch bey. Nach dieſem wähle man ſich ein gutes und in der Mutterſprache geſchriebenes Schulbuch. Dieſes durch Beyſpiele zu erläutern, ſuche man Auszüge aus guten und reinen Schriftſtellern, welche deutliche, leichte und angenehme Stellen enthalten. Dieſe werden viel Zeit und Mühe erſparen, da hingegen bey eigenen Aufſätzen in dem Anfange die Fehler der Schüler und die Beſtrafungen des Lehrers häufig und faſt unvermeidlich ſind. Insbeſondere ſeye man in den erſten Unterweiſungen aufmerkſam, die Kinder, wenn ſie etwas leſen, erklären, oder herſagen, in dem natürlichen Tone reden zu laſſen, deſſen man ſich in dem gewöhnlichen Umgange bedienet. Es hat ſie ſchon oft in Zukunft viel Mühe gekoſtet, den lächerlichen Fehler, aus vollem Halſe zu ſchreyen, zu verbeſſern.

§. 78.

Sind die Lateiniſchen Schüler höher geſtiegen, ſo wird ihre Beſchäftigung die Erklärung der Autoren, die Verfertigung und Ausarbeitung der Aufgaben und die Ueberſetzung. Bey der Erklärung der Autoren iſt verſchiedenes zu bemerken. Es fehlet zwar wirklich an Lateiniſchen Autoren, welche mit gutem Erfolge den erſten Anfängern ganz in die Hände gegeben werden können; und auſſer einem **Phädrus**, **Cornelius Nepos** und **Cicero** ſind keine vorhanden. Auch der letztere iſt für junge Schüler, ſo gar in ſeinen Briefen, öfters zu ernſthaft, zu dunkel und zu ſchwer. **Aurelius Victor** und **Eutropius** haben ihre ungeſtalte Auszüge aus der Römiſchen Geſchichte zu viel mit Namen und Jahrzahlen angefüllt. Könnte man nicht aus einem **Cicero**, **Livius**, **Caeſar**, **Seneca**, **Plinius** und **Valerius Maximus** auserleſene hiſtoriſche oder moraliſche Auszüge verfertigen, dieſe geſchickt zu rechte machen und in eine deutliche und leichte Schreibart bringen (*)? Indeſſen müſſen ſolche Stellen nicht nur den

Schülern

(*) ROLLIN in ſeiner *Maniere d'enſeigner et d'étudier les belles lettres par raport à l'eſprit et au coeur*, *Paris* 1755. 8. führt *T. I. p.* 173. — 178. ſolche Beyſpiele an aus CIC. *Lib. I. de leg. n.* 40. TACIT. *Annal L. VI. n.* 6 *et Lib. XIV. n.* 10. CIC. *Tuſcul. quaeſt. Lib. V. n.* 61. 62. TIT. LIV. *Lib. V. n.* 27. VAL. MAX. *Lib. IV. cap.* 7. CIC. *de*

Schülern das Latein einprägen, ſondern, welches das Wichtigſte iſt, ihrer Fähigkeit gemäß den guten Geſchmack beybringen und den Verſtand verbeſſern (*). Wir finden dabey den Grund zur Lateiniſchen Sprache, die Anwendung der Regeln, die Wörter, die Gedanken, die Betrachtungen, die Lehren, die Thaten; aus jedem dieſer Vortheile wird ein tüchtiger Lehrer den beſondern Nutzen zu ziehen wiſſen. Dieſer fängt alsdann mit der Conſtruction an und lehrt den Schüler jedes Wort an ſeine natürliche Stelle ſetzen. Dieſes läßt er ihn im Anfange ganz ſchlecht und einfältig hermachen, damit er die Stärke aller Ausdrückungen recht gebe. Iſt der Schüler ein wenig weiter gekommen, ſo lernt er eine Redensart auf dieſe Weiſe in verſchiedene Stücke zertheilen, die einen völligen Verſtand ausmachen und wovon die Wörter natürlicher Weiſe zuſammen verbunden ſind; und dieſes iſt beſſer, als wenn man ihn alle von einander abſondern und jedem Lateiniſchen Worte das Deutſche beyfügen läßt. Hat nun der Schüler eine Redensart alſo erkläret und die Stärke aller Worte ausgedrückt, ſo muß er ſuchen jeden Ausdruck durch die Setzung eines zierlichern zu verbeſſern, wobey ihm ein guter Lehrer auch die Urſache ſolcher Veränderungen entdecket. Denn es giebt gewiſſe Zierlichkeiten, welche man ſchon Anfänger bemerken laſſen kann, damit ſie deſto länger dauern (**). Faſt alle Regeln findet man in den Schulbüchern der Sprachlehre; dieſe müſſen den Lehrlingen ſo vorgeſagt werden, wie ſie in ihrem Buche ſtehen, damit ſie ihnen deſto beſſer eingeprägt und dabey die Verwirrung vermieden werde; doch

*offic. Lib. III. n.*45. SENEC. *de conſtant. ſap. cap.* 5. et *de benef. Lib. I. cap.* 7. et 8.

(*) QVINTIL. *Lib. I. cap.* 2. Ii verſus, qui ad imitationem ſcribendi proponentur, non otioſas velim ſententias habeant, ſed honeſtum aliquid monentes. Proſequitur haec memoria in ſenectutem et impreſſa animo rudi vſque ad mores proficiet.

(**) QVINTIL. *Lib. I. cap.* 1. Natura tenaciſſimi ſumus eorum, quae rudibus annis percipimus: vt ſapor, quo noua imbuas, durat.
HORAT. *Lib. I. Ep.* 2.
Quo ſemel eſt imbuta recens, ſeruabit odorem
Teſta diu.

ſind indeſſen viele Ausdrücke, die nicht immer vorkommen; dieſe muß ein Schüler recht verſtehen lernen, damit er dieſelben in ſeinen künftigen Aufgaben ſelbſten wieder an dem rechten Orte anbringen könne. Solche Ausarbeitungen aufgegebener Sätze müſſen verſparet werden, bis die Schüler ſchon einige Kenntniß der lateiniſchen Sprache haben und ſelbſt in der Erklärung ein wenig geſchickt ſind; auch müſſen ſie nicht gleich im Anfange zu oft wiederholt werden; alsdann drücken ſie die Regeln, welche zuvor mündlich gegeben und erkläret wurden, dem Schüler tiefer in das Gedächtniß und machen ihn zur Ausübung derſelbigen geſchickt. Hier müſſen wegen dem Inhalte der Aufgaben diejenigen Eigenſchaften wiederholet werden, welche ſchon wegen den Auszügen aus den Autoren angemerket worden ſind; jedoch ohne daß ſich der Lehrer dabey allzuſehr zwinge. Ueberhaupt muß man in den Nachahmungen die Mittelſtraſſe zwiſchen einer allzugroſſen Leichtigkeit und einer allzugroſſen Schwierigkeit ſuchen. Jene würde die Kinder frühzeitig zu faulen und unwiſſenden Copiſten bilden, und dieſe würde ihnen das ganze Geſchäfte eckelhaft machen. Wenn nun die Knaben einiger maſſen Lateiniſche Autoren verſtehen können: ſo kann man ſie auserleſene Stellen daraus ſchriftlich überſetzen laſſen. Dieſe Ueberſetzung muß im Anfange einfältig, deutlich und richtig ſeyn. Sie muß die Gedanken und auch ſelbſt die Ausdrücke ſo genau geben, als es immer möglich iſt. Wenn junge Leute dieſes zu thun im Stande ſind, ſo müſſen ſie ſich alsdann bemühen, ihre Ueberſetzungen zu ſchmücken und auszuputzen, dadurch, daß ſie die Zärtlichkeit der Lateiniſchen Redensarten durch diejenigen im Ausdrucke beybehalten, welche jenen in unſerer Sprache gleich kommen können. Dadurch gelangen ſie nach und nach zu den erhabenern Stufen der Vollkommenheit der Schreibart; ſie bahnen ſich die rechte Mittelſtraſſe, welche ſich ſowohl dem knechtiſchen Zwange, als der ausſchweifenden Freyheit entzieht; ſie lernen alle Gedanken treulich ausdrücken und gewöhnen ſich in ihren Ausarbeitungen nicht ſowohl auf die Anzahl, als vielmehr auf den Nachdruck der Wörter zu ſehen (*). Beyſpiele

(*) CICERO *de optim. gen. orat. n.* 14. Conuerti ex Atticis — nec conuerti vt interpres, ſed vt orator ſententiis iis-

ſpiele ſind hier vorzüglicher, als Vorſchriften (*). Man nehme Auszüge aus den beſten alten Schriftſtellern und gebe ſie jungen Leuten zum Ueberſetzen. Die Annehmlichkeit, welche dieſe darinnen finden, vermehret ihre Sorgfalt und verbeſſert ihren Geſchmack. Man weiſe ihnen von groſſen Gelehrten verfertigte Ueberſetzungen der nemlichen Stellen und halte ſie gegen einander, um den Eifer der Jünglinge zu mehren; man weiſe ihnen auch fehlerhafte Ueberſetzungen und laſſe ſie ihr Urtheil darüber fällen, und vernehme dabey, ob ſie im Stande ſind, die Fehler zu bemerken und zu verbeſſern (**). Man laſſe junge Leute ſelbſten Kunſtrichter werden; dergleichen Critiken ſind ihnen ſehr nützlich; ſie ſind ein gutes und ſicheres Mittel, ihre Beurtheilungskraft zu ſchärfen, wenn man ihnen Schwierigkeiten vorlegt und ſich bemüht, daß ſie die Auflöſung derſelben, wenn es möglich iſt, von ſich ſelbſten finden können. Iſt der Gedanke ſo verblümt, daß er in der Ueberſetzung nicht ſo lebhaft ausgedrückt werden kann, ſo ſeye man kein Sclav und ändere ihn durch einen dieſer Sprache eigenen Ausdruck (***). Ich wollte wünſchen, daß das Vorurtheil längſtens verbannet wäre, welches dieſe Gegenſtände als Kleinigkeiten anſieht

dem et earum formis, tanquam figuris; verbis ad noſtram conſuetudinem aptis, in quibus non verbum pro verbo neceſſe habui reddere, ſed genus omnium verborum vimque ſeruaui. Non enim ea me annumerare lectori putaui opportere, ſed tanquam appendere. HIERON. *Epiſt. ad Pammach.* Quaſi captiuos ſenſus in ſuam linguam victoris iure tranſpoſuit.

(*) ROLLIN in ſeiner *Maniere d'enſeigner et d'étudier les belles lettres par raport à l'eſprit et au coeur*, Paris 1755. 8. führt *T. I p.* 43 — 104. ſolche Beyſpiele mit häufigen guten Anmerkungen begleitet an. MADe. DACIER *Préface ſur la traduction d'Homere.* Johann Adolph Hofmanns Ueberſetzung von einem Paare Briefe Ciceros, und eine andere von einigen Briefen des jüngern Plinius, die uns Johann Sartorius, ein Profeſſor in Danzig geliefert hat.

(**) QVINTIL. *Lib. II. cap.* 5. Ne id quidem inutile etiam corruptas aliquando et vitioſas orationes, quas plerique iudiciorum prauitate mirantur, legi palam pueris.

(***) HORAT. *de art. Poët.*

— — et quae
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit.

ſieht und ſolche Bemühungen für ein geſchickten Männern unanſtändiges Werk hält (*).

§. 79.

Nun wird man die Lateiniſchen Schriftſteller wählen müſſen, welche erkläret werden ſollen. Caeſar würde vollkommen ſeyn (**), wenn er nur nicht immer von Heerlägern, Feldzügen, Belagerungen, Schlachten und Reden der Feldherrn ſpräche. Ein ſolcher Inhalt iſt für Jünglinge zu trocken. Terenz könnte den Sitten ſchädlich ſcheinen. Heiden (*), Kirchenväter (**), und neuere Lehrer (***), ſind dieſer Meinung. Cicerons Briefe, Paradora, die Schriften von dem Alter, von der Freundſchaft, von den Pflichten und andere dergleichen würden wegen der Reinigkeit und Zierlichkeit des Lateins und wegen den vortreflichen Lehrſätzen nützlich und dienlich ſeyn, wenn nicht viele ſpitzige und tiefſinnige Vernunftſchlüſſe, womit dieſe Schriften angefüllt ſind, eine groſſe Kenntniß der alten Weltweisheit vorausſetzten, welche man von Anfängern noch nicht fodern kann. Man muß alſo, wie ſchon geſagt worden iſt, Auszüge machen; und wie glücklich wären wir, wenn wir dergleichen Sammlungen hätten! Geſchichtſchreiber haben wir wenig. Juſtin hat kein

(*) CIC. In tenui laborat tenuis non gloria.

(**) QVINT. *Lib. X. cap.* I. C. Caeſar ſi foro tantum vacaſſet, non alius ex noſtris contra Ciceronem nominaretur. Tanta in eo vis eſt, id acumen, ea concitatio, vt illum eodem animo dixiſſe quo bellauit appareat.

(*) QVINT. *Lib. I. cap.* 5. Cetera admonitione magna egent imprimis, vt tenerae mentes, tracturaeque altius quicquid rudibus, et omnium ignaris inſederit, non modo quae diſerta, ſed vel magis quae honeſta ſunt diſcant — — — Quum mores in tuto fuerint, inter praecipua legenda erit (Commoedia).

(**) S. AVGVSTIN. *Conf. Lib. VII. cap.* 16. ſpricht vom Terenz; Libenter haec didici et delectabar miſer, et ob hoc bonae ſpei puer appellabar und *Conf. Lib. I. cap.* 17. Non accuſo verba, quaſi vaſa electa atque pretioſa; ſed vinum erroris, quod in eis nobis propinabatur ab ebriis doctoribus, et niſi biberemus, caedebamur; nec appellare ad aliquem iudicem ſobrium licebat.

(***) CORN. SCHONAEI *Terentius Chriſtianus Coloniae* 1604. Er war Director der Schule zu Harlem in Holland.

kein gar zu reines Latein. Quintus Curtius iſt zwar nicht von Auguſts Zeiten, er beſitzt aber eine liebliche und Salluſt eine lebhafte, eingezogene und kurze Schreibart (*). Dieſer läßt mehr denken, als er ſagt und ſchildert uns natürlich die Sitten ſeiner Zeit. Für mehr erwachſene Jünglinge ſind die Geſchichtbücher des Livius, Cicero vom Redner, ſeine philoſophiſchen Bücher und einige von ſeinen Reden. Indeſſen ſind dieſe Bücher doch nicht ganz hinter einander durch zu erklären, ſondern erfodern eine kluge Wahl.

§. 80.

Die Anmerkungen, welche man bey Erklärung der Autoren machen muß, beſtehen in der Wortfügung, der Eigenſchaft der Wörter, der Zierlichkeit des Lateins, dem Gebrauche der Partikelchen, der Entdeckung gewiſſer beſonderer und merklicher Schwierigkeiten, und der Art und Weiſe, das Latein auszuſprechen und zu ſchreiben; denn dasjenige, was die Gedanken, die Figuren, die Ordnung und die Einrichtung einer Rede angeht, gehört zur Redekunſt. Die Wortfügung giebt die Urſachen von der Zuſammenſetzung der verſchiedenen Theile einer Rede an; ſie hat mehr Gründlichkeit, als Glanz; wenn wir uns nicht zu lange dabey aufhalten, ſondern ſie als einen Weg anſehen, welcher zu höhern Wiſſenſchaften führet, ſo iſt ſie uns nothwendig und nützlich (**). Die Regeln, welche die Schüler ſchon inne haben, werden ihnen alsdann gleichſam zu Schlüſſeln dienen, in die Kenntniß der Autoren hinein zu kommen. Die Eigenſchaft der Wörter iſt ihre eigentliche und natürliche Bedeutung, ihr Urſprung und ihre Abſtammung, die Kenntniß, woher ſie abge-

(*) QVINT. *Lib. X. c.* 1. Immortalem illam Salluſtii velocitatem diuerſis virtutibus conſecutus eſt (Thucydides).

(**) QVINT. *Lib. I.* Non obſtant hae diſciplinae per illas euntibus, ſed circa illas haerentibus — — — plus habet in receſſu, quam in fronte promittit. — — Sola omni ſtudiorum genere plus habet operis, quam oſtentationis — — — Interiora velut ſacri huius adeuntibus, apparebit multa rerum ſubtilitas, quae non modo acuere puerilia ingenia, ſed exercere altiſſimam quoque eruditionem ac ſcientiam poſſit.

abgeleitet und womit ſie zuſammen geſetzt ſind. Junge Leute lernen dadurch den Sinn gewiſſer Wörter unterſcheiden, deren Unterſchied man ſo leicht nicht gewahr wird. Durch die Zierlichkeit und Zärtlichkeit des Lateins giebt man zu erkennen, was in dieſer Sprache am feinſten und annehmlichſten iſt. Wir finden in den meiſten Lateiniſchen Schriftſtellern eine gewiſſe Feinheit der Rede, die ſich von einem jeden, der einen guten Geſchmack hat, wohl empfinden und unterſcheiden läßt, welche wir aber in den heutigen Schriftſtellern ſelten antreffen, wenn auch ihre Schreibart rein, ohne Fehler, verſtändlich, aber doch nicht ſo annehmlich und reitzend iſt (*). Dieſe Feinheit und Anmuth des Ausdrucks beſteht öfters in einem einzigen Worte, zuweilen auch in einer ganzen Redensart. Auf dieſe Art haben die Verkleinerungswörter im Lateine eine groſſe Annehmlichkeit, worinnen dieſe Sprache andere weit übertrift. Die Zärtlichkeit derſelben zu erkennen zu geben, muß man ſie anzeigen; unſere Sprache hat keine Wörter, dergleichen Schönheiten recht auszudrücken. Das Leſen im Cicero iſt ſehr geſchickt, dieſe Feinheit und Zärtlichkeit des Ausdrucks empfinden zu laſſen. Hier ſieht man recht, wie Cicerons Latein beſchaffen iſt, was für Feinheit in dem Ausdrucke ſteckt; jeder iſt erleſen und und maleriſch. Die Vergleichung vieler Stellen mit einander, in welchen die nemlichen Worte gebraucht worden ſind, kann den Knaben und auch den Lehrmeiſtern ſelbſt, ſehr behülflich ſeyn, ihr Gedächtniß mit einer groſſen Anzahl zierlicher Redensarten zu bereichern und ihnen einen Geſchmack von dem guten und reinen Lateine beyzubringen. Verſchiedene Auszüge (**) und ſelbſt der Lateiniſche Vorrath aus dem Cicero wird einem Lehrer ſehr nützlich ſeyn. Die Sorge, die er anwenden wird, die ſchönen

(*) TACIT. Magis extra vitia, quam cum virtutibus.

(**) Der Lateiniſche Sprachſchatz des Robert Stephanus, oder vielmehr, wie er itzt nach einer ſehr groſſen und vortreflichen Verbeſſerung heißt, des Joh. Matthias Geſners, und in Ermangelung deſſen, das Wörterbuch des Carl Stephanus, welches ein Auszug aus dem Sprachſchatze iſt, und deſſen ein geſchickter Lehrer nicht entbehren kann, wird ihm eine Menge Beyſpiele an die Hand geben, aus welchen er diejenigen ausleſen kann, die ſich zu ſeiner Abſicht am beſten ſchicken.

nen Stellen herauszuziehen und ſie auszuſchreiben, wird weder für ihn, noch für ſeine Schüler eine unnütze Mühe ſeyn; beſonders, wenn er ſucht, einen guten Theil dieſer auserleſenen Redensarten, die er ihnen ſchon vorgeſagt, bey ſeinen Aufgaben anzubringen. Der Gebrauch der Partikelchen iſt demjenigen ſowohl, welcher die Lateiniſche Sprache verſtehen, als demjenigen, welcher ſelbſt Lateiniſch ſchreiben will, keine gleichgültige Sache. Man verſteht unter dieſem Worte die Vorwörter, Verknüpfungswörter und Nebenwörter. Die Partikelchen tragen zu der Stärke, zur Zierlichkeit und zur Anmuth dieſer Sprache ſehr viel bey, und machen, daß man die Art und Eigenſchaften derſelben einſieht. Nichts dienet mehr, das Eigenthümliche in dem beſondern Charakter dieſer Sprache zu bezeichnen, welcher ſie von andern unterſcheidet. Nichts giebt beſſer zu erkennen, ob ein heutiger Lateiniſcher Redner oder Schriftſteller die Schönheiten und Feinheiten dieſer Sprache inne hat, und ob er in den alten Autoren wohl beleſen iſt. Unvermerkt geſchieht es öfters, daß er deutſchlatein redet, indem er eben der Art, eben der Setzung, eben dem Ausdrucke nachgeht, welchem wir in unſerer Sprache folgen, und die im Lateine durchaus ganz anders ſind. Und können ſich wohl viele ſchmeicheln, daß ſie von dieſem Fehler ganz und gar frey ſind? Es iſt alſo höchſtnöthig, jungen Leuten frühzeitig beyzubringen, wie dergleichen Partikelchen bey den guten Autoren gebraucht werden, und dieſe Erlernung kann ſich für einen jeden Zeitpunct ihres Alters ſchicken, wenn man nur die Anmerkungen nach den Kräften der Schüler einrichtet (*). Ein aufmerkſamer Lehrer wendet dergleichen Anmerkungen an. Er bringt nicht viel davon auf einmal vor,

(*) Turſellinus hat von dieſer Materie ein kleines Büchelchen verfertiget, welches von einem ſehr guten Geſchmacke iſt. Noch vor ihm hat ein geſchickter Deutſcher, Stewechius, eben dieſe Sache ſehr ordentlich und richtig abgehandelt. Der Titel ſeines Werks iſt: *Godeſchalci Stewechii Husdani* de particulis linguae latinae liber, Coloniae 1580. Dieſe beiden Bücher können einige Hülfsmittel für die Lehrer ſeyn. Man ſieht daſelbſt, wie die Partikelchen nicht allein zur Verbindung der Perioden, ſondern auch noch zur Ausſchmückung und Veränderung der Schreibart dienlich ſind.

vor, damit er nicht das Gedächtniß der Knaben überhäufe. Er führet ſie an, nachdem ihm eine Gelegenheit dazu begegnet. Er unterſtützet ſie mit verſchiedenen Beyſpielen, um ſie ihnen beſſer einzuprägen; und bemüht ſich, ſie darauf bey denen Lehrübungen, welche er ihnen zu machen aufgiebt, anzubringen. Solche Uebungen können ſowohl zum Verſtande der Sprache, als auch zur Zierlichkeit der Ausarbeitungen ſehr dienlich ſeyn. Die Schwierigkeit und Dunkelheit in den Autoren hat verſchiedene Quellen. Bald kömmt ſie von der Geſchichte, Fabeln, und Alterthümern; bald von einer verwirrten und zuweilen unordentlichen Wortfügung; bald von ſeltenen und verblümten Ausdrücken, die vielerley Verſtand haben können; bald auch davon her, daß der Text nicht gar richtig iſt, und die nemliche Stelle auf mancherley Art geleſen wird, welches öfters die Dunkelheit nicht nur nicht zerſtreuet, ſondern noch vermehret. Allen dieſen Schwierigkeiten ſucht ein geſchickter Lehrer, ſo viel möglich iſt, abzuhelfen. Die Kenntniß der Fabel, der Geſchichte und der alten Gebräuche iſt einem Lehrmeiſter unumgänglich nothwendig, damit er in dem Stande ſeye, die Autoren wohl zu verſtehen und zu erklären. Er muß ſich zwar bey dieſen Sachen nicht gar lang aufhalten, doch muß er ſie wiſſen und nicht verabſäumen. Dieſer Punct muß zwar einen Theil ſeiner Erklärung, aber nicht das Weſentliche derſelben ausmachen. Eine ſolche dunkle, übelverdaute, mit unnützen und gar nicht wichtigen Dingen beladene Gelehrſamkeit iſt fähiger den Verſtand zu verderben, als zu verbeſſern. In dieſem Stücke iſt zuweilen eine Art der Unwiſſenheit eine Pflicht (*). Aber keine ſolche, welche die Frucht einer Faulheit iſt. Entſteht die Dunkelheit aus einer verwirrten Wortfügung, ſo wird ſie auf einmal zertheilet, wenn man die Wörter in ihre natürliche Ordnung ſetzet. Iſt die Schwierigkeit die Frucht einer verblümten Redensart, ſo muß die Vergleichung derſelben erkläret werden; iſt aber die Verderbung des Textes Schuld daran, ſo muß man die Zuflucht zu Muthmaſſungen und guten Ausgaben nehmen. Endlich iſt die Art und Weiſe das Latein auszuſprechen und zu

(*) QVINT. *Lib. I. c.* 14. Inter virtutes Grammatici habebitur, aliqua neſcire.

zu ſchreiben zu dem Verſtande der alten Autoren nicht gleich viel. Das Geſchenk der Worte und die Erfindung der Schrift ſind zween unſchätzbare Vortheile, welche die göttliche Vorſehung den Menſchen noch hat gewähren wollen und welche er ſelbſt durch ſeine eigenen Kräfte ſich niemals hätte verſchaffen können. Jenes iſt eine wunderſaſame Entdeckung der Bewegungen unſerer Seele (*), und dieſe iſt ein eben ſo bewundernswürdiges Mittel, durch Figuren, die man auf Papier zeichnet, für die Augen ſowohl, als für die Ohren zu reden; eine ſo flüchtige Sache, als ein Wort iſt, veſt zu machen, den Tönen einen Beſtand und den Gedanken Farbe zu geben (**). Es iſt gut, wenn man bey Zeiten die Knaben auf dieſe doppelte Wohlthat, welche man alle Tage und faſt jeden Augenblick gebrauchet und wofür man ſo gar ſelten GOtt ſeine Erkenntlichkeit bezeiget, aufmerkſam macht. Die alte Art zu ſchreiben und auszuſprechen macht ein weſentliches Stück der Lateiniſchen Sprachkunſt aus. Sie muß daher den Kindern beygebracht werden, ſobald ſie anfangen, ſolche zu erlernen. Gewiſſe Anmerkungen, die eine geübte Urtheilskraft erfodern, kann man für ein ſtärkeres Alter aufbehalten. So viel iſt indeſſen den Knaben unumgänglich nothwendig, daß ſie die Natur der Buchſtaben recht kennen und wiſſen, was ſie für Verwandſchaft mit einander haben. Dieſe Kenntniß wird ihnen am beſten dienen, den Wohlklang der Perioden zu entſcheiden, die

(*) *Gram. raiſon. pag. 27.* C'eſt une invention merveilleuſe de compoſer de vingt-cinq ou trente ſons, cette variété infinie de mots, qui n'aiant rien de ſemblable en eux-mêmes à ce qui ſe paſſe dans notre eſprit, ne laiſſent pas d'en découvrir aux autres tout le ſecret, & de faire entendre à ceux qui n'y peuvent pénétrer, tout ce que nous concevons, et tous les divers mouvemens de notre ame.

(**) LVC. *Lib. III.*

Phoenices primi, ſi famae creditur, auſi
Manſuram rudibus vocem ſignare figuris.

BREBEUF.

C'eſt de lui que nous vient cet art ingenieux
De peindre la parole et de parler aux yeux;
Et par les traits divers de figures tracées,
Donner de la couleur et du corps aux penſées.

die Abtheilung gewiſſer Wörter zu entdecken, zu wiſſen, wie man ſonſt ausgeſprochen hat, und zuweilen die dunkelſten Stellen in den alten Schriften zu verſtehen, oder die verderbten wiederherzuſtellen. Die Alten lieſſen im Reden allezeit die Tonhaltung, oder die Quantität der Sebſtlauter hören, und zeigten in der Ausſprache immer den Unterſchied der kurzen und der langen an. Eine ſolche Ausſprache giebt den Lateiniſchen Wörtern eine Anmuth und beſondere Lieblichkeit. Hieraus kann man ſicher ſchlieſſen, daß die Art, wie die Römer das Latein ausſprachen, in vielen Stücken von derjenigen ſehr unterſchieden ſey, wie wir es heute zu Tage ausſprechen. Ihre Proſe und Verſe verlieren einen gewiſſen Theil ihrer Annehmlichkeit in unſerm Munde, ſo wie die unſrigen von den Fremden ſehr verſtellet werden, welche die Art unſerer Ausſprache nicht wiſſen. Sie hatten tauſend Zärtlichkeiten in ihrer Ausſprache, die uns ganz unbekannt ſind. Sie unterſchieden den Ton des Klangmaſſes, und wußten ſehr wohl eine Sylbe zu erheben, ohne daß ſie ſolche lang machten, welches wir zu beobachten gar nicht gewohnt ſind. Sie hatten auch vielerley lange und kurze Töne, deren Unterſchied ſie hören lieſſen. Das Volk war in dieſem Stücke ſehr zärtlich und man durfte in den Verſen eines Schauſpiels keine Sylbe länger oder kürzer ausſprechen, als ſie ſeyn mußte (*). Solche Betrachtungen über der Alten Art zu ſprechen und zu ſchreiben, können den Knaben ſehr nützlich und auch angenehm ſeyn; wenn nur die Lehrer eine kluge Wahl darunter anzuſtellen wiſſen, ſie anbringen, wo es ſich ſchickt, und nicht eine groſſe Anzahl davon auf einmal vortragen, welches verdrüßlich und eckelhaft werden könnte. Sie können hiebey auch die Urſchriften ſelbſt zu Rathe ziehen.

§. 81.

(*) CIC. *Orat. n.* 173. In verſu quidem theatra tota reclamant, ſi fuit vna ſyllaba aut breuior aut longior. Nec vero multitudo pedes nouit, nec vllos numeros tenet: nec illud quod offendit, aut cur, aut in quo offendit, intelligit: et tamen omnium longitudinum et breuitatum in ſonis ſicut acutarum grauiumque vocum, iudicium ipſa natura in auribus noſtris collocauit.

§. 81.

Bey der Gewohnheit in den Schulen Lateiniſch reden zu laſſen geht man auf beiden Seiten zu weit, welches gleich tadelhaft iſt; auf der einen Seite, wenn man nicht zuläßt, daß die Knaben in der Schule eine andere Sprache reden, als die Lateiniſche: auf der andern, wenn man ganz und gar dieſe Sorgfalt verachtet und ſie dieſe Sprache gar nicht reden läßt. Was das erſte Vergehen anbetrift, ſo iſt es unbegreiflich, wie man von Kindern fodern kann, daß ſie eine Sprache reden ſollen, die ſie noch nicht verſtehen, und die ihnen ganz und gar fremd iſt. Der bloſſe Gebrauch kann allein für lebende Sprachen genug ſeyn; mit den todten aber geht es nicht ſo an. Dieſe kann man nicht anders, als durch Hülfe der Regeln und durch das Leſen der in ſolchen Sprachen geſchriebenen Bücher erlernen. Man braucht aber eine ziemliche Zeit, ehe man dieſe Schriften recht verſtehen lernt. Geſetzt aber auch, man nöthigte die Knaben nicht eher Lateiniſch zu reden, als bis man ihnen einige Autoren erkläret hätte; darf man denn wohl hoffen, daß ſie alsdann ſich auf eine reine, richtige und zierliche Art ausdrücken können, wenn ſie untereinander und in der Schule reden? Wie viel uneigentliche, fremde Redensarten und Fehler wider die Regeln werden ihnen nicht entwiſchen? Iſt dieſes ein gutes Mittel, ihnen die Reinigkeit und Zierlichkeit des Lateins beyzubringen; und wird dieſe niedrige und kriechende Sprache des Geſprächs nicht nothwendig in ihre Aufſätze mit hineinkommen und endlich zur Gewohnheit werden? Wenn man ſie in dieſen erſten Jahren immer Latein zu reden nöthigt, was wird denn aus der Landesſprache werden? Iſt es recht, daß man dieſe verlaſſe oder verabſäume und eine fremde dafür lerne? Die Römer giengen mit ihren Kindern nicht ſo um; und wir haben viele Urſachen, ihnen in dieſem Puncte nachzufolgen. Die franzöſiſche Sprache hat ſich nicht durch die Gewalt der Waffen, wie die Römiſche, ſondern durch ihre Artigkeit und annehmliche Reizungen, aller Europäiſchen Höfe bemächtigt. Die öffentlichen ſowohl als die geheimen Staatshandlungen und die Verträge unter Fürſten geſchehen faſt in keiner andern Sprache, als in dieſer. Sie iſt die ordentliche Sprache aller vornehmen

men Leute in fremden Ländern geworden, und die man gemeiniglich daſelbſt in dem höflichen Umgange gebraucht. Sollte man es mit der Deutſchen nicht auch einmal ſo weit bringen können? Und würde es nicht den Deutſchen, ſo wie den Franzoſen ſchimpflich ſeyn, wenn ſie gewiſſermaſſen ihr Vaterland abſagen, ihre Mutterſprache verlaſſen und eine andere reden wollten, deren Gebrauch, in Anſehung ihrer, ſich niemals ſo weit erſtrecken, noch ſo nützlich ſeyn kann? Die gröſte Beſchwerlichkeit bey dieſer Gewohnheit aber, und die einen wahren Gelehrten am meiſten rühret, iſt, daß ſie den Verſtand der Knaben enger macht. Sie hält dieſelben in einem Bande und Zwange, welcher ſie verhindert, ſich frey auszudrücken. Ein guter Lehrer hat vornemlich mit darauf Acht zu geben, daß er junge Leute zu denken, zu urtheilen, Fragen zu thun, Schwierigkeiten und Zweifel vorzutragen und richtig zu reden angewöhne. Iſt das in einer fremden Sprache thunlich? Und ſind es dann wohl viele Meiſter recht zu thun fähig? Aus dem allem, was geſagt worden, folgt noch nicht, daß man dieſe Gewohnheit ganz und gar verabſäumen ſolle. Tauſenderley unverſehene Gelegenheiten können einem im gemeinen Leben vorfallen, vornemlich, wenn man in fremde Länder reiſet, wo die Fertigkeit, das Latein zu verſtehen und zu reden, einem ſehr behülflich und zuweilen höchſtnothwendig wird. Die meiſten von denen, welche in den obern Schulen ſtudiren, ſollen ſich dereinſt, einige auf die Arzneykunſt, andere auf die Rechte, ſehr viele auf die Gottesgelahrtheit, alle aber auf die Weltweisheit legen. Wollen ſie nun in dieſen Wiſſenſchaften gut fortkommen: ſo ſind ſie unumgänglich verbunden, ſich bey Zeiten anzugewöhnen, daß ſie die Sprache dieſer Schulen, nemlich die Lateiniſche reden lernen. Auſſer dieſen Urſachen kann die Fertigkeit, Latein zu reden, die Kenntniß dieſer Sprache zu erleichtern dienen, wenn ſie von einer gründlichen Wiſſenſchaft begleitet wird. Sie macht uns ſolche bekannter und gleichſam natürlich. Weiter kann ſie auch dienen, wenn man ſelbſt etwas darinnen verfertigt, indem ſie die Ausdrücke in groſſer Menge und vielem Ueberfluſſe an die Hand giebt. Die Römer durften niemals öffentlich Griechiſch reden; denn ſie würden geglaubt haben, man machte dadurch das Anſe-

hen ihres Reichs verächtlich. Indeſſen übten ſie ſich doch in ihrer Jugend, etwas in dieſer Sprache auszuarbeiten, und, ohne Zweifel auch, ſie zu reden (*). Es ſchickt ſich dahero gar wohl, daß man die Knaben zuweilen in den Schulen latein reden läßt. Man muß ſie anhalten, daß ſie ſich zu Hauſe dazu vorbereiten. Sie können einige Geſchichte aus dem Buche leſen, welches man ihnen erkläret, wovon ſie erſt in der Mutterſprache, hernach auch Lateiniſch, Rechenſchaft geben müſſen. Man muß ſie zuweilen in dieſer Sprache von denen Anmerkungen befragen, welche man bey Erklärung der Autoren gemacht hat. Deswegen muß der Lehrer ſelbſt in ſeinen Erklärungen die Lateiniſche Sprache unter die Mutterſprache miſchen. Es würde für die Knaben nicht ſehr nützlich ſeyn, wenn er ſie ganz Lateiniſch machte. Eine fremde Sprache hat noch immer viele Dunkelheit bey ſich. Sie würden daher mit wenigerm Vergnügen, mit weniger Aufmerkſamkeit und folglich auch mit wenigerm Nutzen zuhören. Wenn man aber eine Geſchichte zu erzählen, ein Stück aus den Alterthümern vorzubringen, und einige Schätze von der Beredſamkeit zu geben hat: ſo iſt nichts hinderlich, daß man es nicht zuerſt Lateiniſch thue. Hernach wiederhole man ebendaſſelbige in der Mutterſprache, erweitere es und zeige es auf vielerley Art, damit ſie es deſto beſſer begreifen können. Dieſe Lehrart würde nicht nur den Schülern nützlich, ſondern auch den Lehrern ſehr dienlich ſeyn. Sie würde ihnen eine groſſe Fertigkeit, Lateiniſch zu reden, verſchaffen, die ihnen bey vielen Gelegenheiten nöthig wird, und welche man ſich nicht anders, als durch eine lange Gewohnheit und ſtete Uebung zuwege bringen kann.

§. 82.

Zu Erlernung der Lateiniſchen Sprache können folgende Bücher bemerkt werden:

Langens Lateiniſche Grammatik, 1753. 8.

Cellarii Grammat. cura *Geſneri*, Francof. 1754. 8. nebſt der Zugabe ib. 1756.

Grammatica Marchica, Berolin. 1738. und Erfurt. 1751.

(*) SVET. *de clar. Rhet. n.* 1. Cicero ad praeturam vsque Graece declamauit.

Ein Auszug daraus, Leipzig. 1746. 8.
Voſſii Ariſtarchus, Amſt. 1695. 4.
Sanctii Minerua, Amſt. 1733. 8.
Turſellinus de particulis lat. ling. cura *Io. Conr. Schwarzii*, Lipſ. 1719. 8.
Noltenii Lexicon Antibarbarum, Helmſt. 1744. 8.
Popma de propria ſignificatione verborum, Dresd. 1741. 8.
Cellarii Orthographia Latina, Ien. 1711. 8.
Schurzfleiſchii Orthographia Rom. cum Orthographia Noriſiana, Vit. 1707. 8.
Kirſch Cornu Copiae ling. latin. Ratisbon. 1750. 8.
Weberi Lexicon Encyclion, Chemn. 1745. 8.
Hederici Lexicon Latin. Germ. Lipſ. 1739. 8. II. T.
Hederici promptuarium Latinitatis probatae, Lipſ. 1755. 8. III. T.
Geſneri Lexicon Manuale Lat. Hal. 1749. 8.
Fabri Theſaurus Erudit. Schol. Lipſ. 1735. fol. II. T.
Geſneri Theſaurus Latin. linguae. Lipſ. 1746. fol. IV. T.
Walchii Hiſtoria Critica latinae lingu. Lipſ. 1729. 8.
Funccii de origine, pueritia, adoleſcentia et virili aetate latinae linguae, Gieſ. et Marp. 1735. 4.
Fabricii Bibliotheca latina, Hamb. 1746. 8. VI. T. und *I. A. Fabricii* Bibliotheca Latina cum Supplemento *Schoettgenii*, editio prima Italica, a *P. I. D. Manſi*, Patau. 1755. 4. VI. T.
Müllers Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung zur Kenntniß der alten Lateiniſchen Schriftſteller, Dresd. 1747. 8. V. T.
Hambergers zuverläſſige Nachrichten von Schriftſtellern, Lemgo. 1756. 8.
Le Moine Reflexions ſur l'origine & les progrès des Sciences chez les Romains etc. Paris. 1749. 8.
Iſt Deutſch mit Zuſätzen heraus, Hannov. 1755. 8.
Le Fevre Methode pour commencer les Humanités Grecques & Latines, Amſt. 8.
Deutſch, Zelle. 1742. 8.
Clerici Ars Critica, Amſt. 1712. 12. III. T.
Home's principes of Criticiſm. Lond. 1759. 8.

Iſt

Iſt in Leipzig Deutſch überſetzt worden in drey Theilen.

Rollin Maniere d'enſeigner et d'étudier les belles lettres, Amſt. 1736. 12. IV. T. Paris. 1755. 8. IV. T. Halle. 1751. 8. IV. T.

Deutſch, Frankfurt und Leipz. 1750. 8. IV. T. Leipzig. 1760. 8. II. T.

Fleury Choix et Méthode d'etudier les belles lettres, Brux. 1687. 12.

Batteux Cours de belles lettres, Paris 1747. 8. IV. T. Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften überſetzt von Ramlern, Leipzig. 1756. 12. IV. T. und Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz, aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einem Anhange einiger eignen Abhandlungen verſehen von Johann Adolph Schlegel, Leipzig. 1759. 8.

Heuſei Selectae e profanis ſcriptoribus hiſtoriae, Berol. 1745. 12.

Das goldene Alter der Lateiner fängt ſich im vierten Millenario im neunten Jahrhunderte mit dem Plautus an und geht bis auf des Auguſtus Zeiten, dauerte alſo zweyhundert Jahre vor Chriſti Geburt. In demſelbigen finden wir Plautus (*), Cato (**), Terenz (***), Lu-

 crez

(*) Dieſer ſtarb im Jahre 3808. und hat ein und zwanzig Komödien geſchrieben, die uns bekannt ſind. Die beſte, wenigſtens die unſchuldigſte unter denſelben, iſt die Aulularia; die Captiui ſind auch gut. Der Stoff zu den Komödien des Plautus und Terenz ſind meiſtens Liebeshändel und ſind eben nicht die erſten, welche man leſen muß. Es iſt bekannt, daß Plautus, da er vom Theater nicht leben konnte, ſein Leben in einer Stampfmühle zubringen mußte. Horaz fällt von ihm kein vortheilhaftes Urtheil. Taubmanns dritte Ausgabe deſſelben, an welcher er zwanzig Jahre gearbeitet hatte, iſt berühmt. Die erſte von A. 1605. verwirft er ſelbſt. Wir haben auch eine ſchöne Edition vom Gronovio, auch von Paraeo und dazu deſſen Lexicon Plautinum. Limiere hat 1718. eine Ueberſetzung in Duodez und zehn Bänden herausgegeben, allein es gilt hier, wie von allen Franzöſiſchen Ueberſetzungen dieſer Autoren, daß ſie ſchön, aber nicht getreu ſind.

(**) Dieſer ſtarb hundert und fünf und vierzig Jahre vor Chriſto im fünf und achtzigſten ſeines Alters als groſſer Ge-

erez (*), Catull, Tibull, und Properz (**), Cornelius
Gallus

neral, Conſul, Redner und Geſchichtſchreiber. Wir haben ſeine Bücher de Republica et originum fragmenta. Man zweifelt, ob er der Autor der erſten ſey, weil ſie ſich weder zu ſeinem Character, noch zu ſeiner Schreibart ſchicken. Wir haben auch ſeinen Tractat de re ruſtica. Geſner hat die Scriptores von dieſer Materie in Compendio in vier Quartbänden herausgegeben, das ſind Cato, Varro, Columella, Palatius und Vegetius, der von der Roßarzneykunſt geſchrieben.

(***) Von deſſen ſiebenzehn Komödien wir nur ſechſe haben. Er ſtarb hundert und ein und ſechszig Jahre vor Chriſto. Er war ein Freygelaſſener des Terentius Lucanus. Scipio Africanus und Laelius waren ſeine Patronen. Er ſtarb im drey und dreyſigſten Jahre auf einer Reiſe nach Griechenland, wo er Menanders Komoedien aufſuchen wollte, den er nachahmte. Er beſaß einen guten natürlichen und einfältigen Witz und eine gute Kenntniß der Menſchen. Nur fehlt ihm ars Comica, worinn es Plauto beſſer glückte. Sein Eunuchus hat in einem Tage zweymal aufgeführet werden müſſen. Sein Heautontimorumenos würde von uns traurig genannt werden, welches den Römern ſchon gut genug war. Urbin von Mainard gab 1736. eine Edition dieſes Autors mit Vignetten heraus nebſt den Larven der Alten, wie ſie vor Zeiten gebräuchlich waren. Wir haben nebſt Boeclers Handausgaben auch eine Edition von Weſterhof. Die Ueberſetzung der Madame Dacier iſt hinreichend, uns den Geſchmack von ihm beyzubringen.

(*) Dieſer ſtarb drey und fünfzig Jahre vor Chriſto. Er hat ſechs Bücher de rerum natura ad mentem Epicuri geſchrieben. Sein Unglück war ein Liebestrunk, wodurch er ſeiner Sinnen beraubt wurde; er hatte noch zuweilen glückliche Augenblicke, welcher er ſich auch bediente und ſich im vier und vierzigſten Jahre erhieng. Die Edition von Thomas Creech in London 1717. iſt ſchwer zu haben. In Baſel hat man ſie 1744 aufgelegt. Eine ſehr koſtbare iſt die von 1724. von Haberkampf, von welcher nur 834. Exemplare auf Pränumeration gedruckt wurden. Couſtelier in Paris hat auch eine ſehr ſchöne, aber koſtbar ein Octav edirt. Die Ueberſetzung von Coutures 1708. II. Vol. iſt proſaiſch. Der Herr von Polignac hat ihn in ſeinem Antilucrez ſchön widerlegt.

(**) Von dieſen haben wir eine ſchöne Edition von Gronov, und eine ſehr gute vom Tibull allein vom Herrn Heine bey der Bibliothek zu Dresden. Couſtelier hat alle drey 1743. in Duodez herausgegeben. Catull iſt elegans qui-

Gallus (*), Cornel. Nepos (**), Varro (*), Cicero (**),

dem Poëta, allein auch der unverſchämteſte, obgleich ihm Properz nicht viel nachgiebt. Les amours de Catulle vom La Chapelle ſind ſchlecht gerathen.

(*) Seine ſechs Elegien hält man für ein Werk des Etruriers Cornelli Maximiliani Galli.

(**) Dieſer war dreyſig Jahr vor Chriſti Geburt geſtorben. Ein vortreflicher Autor wegen ſeines glücklichen Vortrags: allein wie viele Stellen ſind nicht wichtig für uns, wenn man nicht die Alterthümer und Römiſche Hiſtorie weiß und öfters lieſt man nur eine Abhandlung von der Römiſchen Art Kriege zu führen. Die Edition von Boſio iſt ſehr gut. Heiſingers neuere auch; auch die von Boecler. Jener war ein guter Commentator. Le Gras hat den Cornelium ins Franzöſiſche überſetzt 1734. Man hat ihn auch im Italiäniſchen.

(*) Dieſer ſtarb ſieben und zwanzig Jahre vor Chriſto im neunzigſten ſeines Alters und war der beſte und klügſte Römer. Seine drey Bücher de re ruſtica, insbeſondere das dritte Buch ſind ſchön. Er hat auch de lingua latina geſchrieben. Wir haben unter andern eine Holländiſche Edition in Octav von Kopen.

(**) Dieſer kam hundert und ſechs Jahre vor Chriſto auf die Welt. Wenn ſeine Werke auch alle gut ſind, ſo kann man doch wohl eine Wahl machen. Sie können in die Rhetoriſche, Oratoriſche, Philoſophiſche und Epiſtoliſche Claſſen getheilt werden. Sein Orator ad Brutum iſt fürtreflich, wie auch de Oratore ad Quintum. Die Rhetor. topicam braucht man nicht. Seine Tractate de amicitia und de Senectute ſind ſchön. Das Buch de officiis iſt das beſte. Die Oration pro lege Manilia, pro Marcello, pro Milone und die anzüglichen in Catilinam können uns allein ſchon den Geſchmack dieſes groſſen Mannes beybringen. Seine Briefe an ſeine Freunde ſind die vornehmſten, die wir in der Lateiniſchen Sprache haben. Die ad Atticum ſind wegen der Geſchichte ſchwer zu verſtehen. Seine ganze Schreibart iſt natürlich, reich und prächtig. Unter den vielen Editionen ſeiner Werke iſt vornemlich die von Petro Crudero ſchön. Die Elzeviriſche von 1642. beſteht in zehn Duodezbänden, iſt aber nicht ſo richtig. Werburg hat eine dreyfache Edition ausgegeben, eine in Folio in zwey Bänden, eine in Quart in vier, und eine in Octav in eilf Bänden. 1724. Olivets Ausgabe iſt koſtbar und ſchön. Curtius ſeine zu Leipzig 1724. wird geſucht. Wir haben auch eine franzöſiſche Ueberſetzung von Riar in zwölf Bänden.

Salluſt (*), Cäſar (**), Livius (***), Virgil (*), Horaz (**), Ovid (*), Eutropius (**), Vitruv, ein groſſer Mann, welchem Rom ſeine Gröſſe zu danken hatte, Manilius, deſſen Lehrgedicht nicht unter die beſten gehört, Petron, der mein Mann nicht iſt, und Germanicus, ein Mann von ſehr guten Eigenſchaften, von welchem wir eine feine Ueberſetzung des Aratus haben. Olaus Borrichius hat einen ziemlich brauchbaren Tractat über die alten Schriftſteller geſchrieben, nur muß man ſeinen Urtheilen nicht trauen, wo er dem Quintilian nicht gefolgt iſt. Müller hat mehr Genauigkeit. Er hatte den Vortheil, ſich der Gräflich Bünauiſchen Bibliothek zu bedienen

(*) Dieſer ſtarb fünf und dreyſig Jahre vor Chriſto. Quintilian im erſten Kapitel des zehenten Buchs hat über ihn, wie über alle Schriftſteller des goldenen Alters das beſte Urtheil gefällt. (S. §. 79. *not.*). Gronovii Handedition iſt gut. Hamberkampfs Ausgabe iſt die ſchönſte und koſtbarſte.

(**) Von dieſem findet man im Cicero einen ſchönen Lobſpruch. Ein Mann, der wegen ſeiner Schreibart mehr zu bewundern iſt, als wegen ſeines Charakters (S. §. 79. *not.*).

(***) Der Werth des Livius iſt bekannt.

(*) Virgils Ruhm iſt offenbar. Man lobt ihn ſeiner Beſcheidenheit und Keuſchheit wegen; Eigenſchaften, die den damaligen Sitten eben nicht ſo ſehr eigen waren. Die Ueberſetzungen von ſeinen Gedichten ſind ſchlecht.

(**) Horaz hätte die unzüchtigen Stellen an ſeine Schönen weglaſſen ſollen. Von Batteux gilt das allgemeine Urtheil der Franzöſiſchen Ueberſetzungen. Herr Paſtor Lange hat wegen ſeiner Ueberſetzung Leſſings Vorwürfe verdient. Man kann auch mehr harmoniſches in ſeiner Ueberſetzung verlangen, zumal da ſie in reimfreyen Verſen gemacht iſt. Wir haben noch eine ſehr ſchlechtere von einem gewiſſen Conrector.

(*) Die Verwandlungen ſind das beſte vom Naſo. In ſeinen andern Schriften herrſchet ſtets Nachläſſigkeit und häufig macht ſie ſein übermäſſiger Witz fehlerhaft. In partibus laudandus (*Quintil.*). Er iſt ſehr natürlich, deswegen nimmt ſeine Poeſie ein; allein oft fällt er auch ins träge Natürliche. Er weiß nicht gehörig zu ſchweigen, indem er oft Sachen, die man nur empfinden ſoll, aus Mangel der Beurtheilung hinſchreibt.

(**) Dieſer hat nicht den beſten Vortrag, unterdeſſen kann ein Anfänger die Römiſche Geſchichte ſehr wohl daraus lernen (S. §. 78.).

dienen, welche unter Privatbibliotheken der Welt Ehre macht. Die Nachrichten des Herrn Hambergers haben allen Beyfall verdient. *Goguet* de l'origine des loix, des ſciences et des Arts des Anciens iſt ein vortrefliches, mit vielem Fleiſſe und Gelehrſamkeit geſchriebenes Werk. Man findet bey ihm eine groſſe Genauigkeit in Beweiſen, die man ſelten bey einem Franzoſen antrift. Das Original iſt in Quart, und der Nachdruck in Octav. Von den Ausgebern der alten Autoren haben ſich berühmt gemacht unter den Italiänern die Manutier. Aldus Manutius, der zu Ende des fünfzehenden Jahrhunderts in Venedig lebte, hat ſich um die Buchdruckerey ſehr verdient gemacht. Er druckte erſtlich in Mönchsſchrift, erfand die Curſivlettern und rückte Unterſcheidungszeichen, als Cola und Semicola ein. Im Jahr 1553. ſetzte Paulus Manutius die Druckerey fort und zwar mit gleichem Glücke. Aldus Manutius, des erſten Enkel war nicht ſo glücklich. Die Gundiniſchen Ausgaben ſind auch ſehr richtig; Philipp und Bernhard Gunda aus Lyon lebten zu Florenz. Unter den alten Franzöſiſchen werden die Stephaniſchen wegen Schönheit des Drucks und Richtigkeit des Textes geſucht. Heinrich Stephan der Sohn war einer der gelehrteſten Buchdrucker des ſechszehenden Jahrhunderts. Des Vaters Editionen ſind gleichwohl beſſer. De Colline, Simon, Collinet, Waccoſan, Pradiſon, Mechel, Tourney, Mortelet, und andere haben ſich nachher berühmt gemacht. Unter den Deutſchen iſt Frovenius zu Frankfurt einer der vornehmſten geweſen. Er iſt im Jahr 1527. geſtorben und hat unter andern Eraſmi Werke gedruckt. Joh. Opporin, ein Schweitzer, war Profeſſor der Griechiſchen Sprache, gieng von der Profeſſur ab, ward Buchführer und druckte ſchön. In der Mitte des ſechszehenden Jahrhunderts hat ſich Ernſt Wegelin zu Leipzig wegen ſeines feinen und correcten Drucks berühmt gemacht. Er iſt in Anſehung der Griechiſchen Autoren mit den Stephaniſchen und in Anſehung der Lateiniſchen mit dem Aldus Manutius zu vergleichen. Commelin, ein Franzos, der ſich in Deutſchland niederließ, iſt ſo gut, wie Stephan. Unter den Niederländiſchen Preſſen haben die Plantiniſchen den Vorzug. Der Elzeviren waren viere, einige in Amſterdam, die andern

in

in Leiden. Ihr Druck iſt aber doch nicht allzu correct. Scheldong, ein Engländer, hat ein Theater für die Buchdruckerey aufgerichtet und ſeine Werke ſind ſchön und richtig. In Glasgow fährt man fort ſchön, allein faſt zu ſchön, zu drucken, weil der feine Druck und das weiſſe Papier das Aug zu ſehr angreifen. Die Londner Editionen ſind in Sedez. In Berlin bey Haude kommen die Autores unter der Aufſicht des Herrn Rector Müllers in Halle heraus. Der Druck iſt auch ſcharf. Die Geſneriſchen Ausgaben ſind ſchön. Die Amſterdamer Ausgaben von Wettſtein und die neueren Pariſer von Barbou ſind prächtig. Wenn die Leipziger das ſchöne Papier der Franzoſen hätten, ſo würden ihre Breitkopfiſchen Arbeiten ihnen bald beykommen können. Es iſt Zeit, daß ſich die Deutſchen beſſern, damit Ausländer, die ſich ſchon an ihren Gothiſchen und nicht ſo ſimpeln Lettern, wie die Lateiniſchen, ſtoſſen, auch nicht durch den Druck vom Leſen ihrer Bücher abgeſchreckt werden.

§. 83.

Die Methode, mit welcher wir Sprachen lernen ſollen, muß eben nicht gleich die Grammatik ſeyn. Dieſe enthält abgeſonderte Erfahrungen von einzelnen ins allgemeine gebrachten Fällen, welche Anfängern unendlich viele Mühe machen und wer ſie noch ſo gut weiß, weiß gleich die Sprache nicht. Decliniren und conjugiren muß man wiſſen, allein das iſt keine Zauberey. Durchs Ueberſetzen, Leſen und Sprechen bahne man ſich den Weg eine Grammatic mit der Zeit zu verſtehen und die Richtigkeit und das Genie der Sprachen zu bekommen (*). Die Uebung und Verbeſſerung des Gedächtniſſes wird auch hierzu vieles beytragen. Dieſe befördert das Wachsthum ungemein, welches junge Leute in den Studien machen können. Das Gedächtniß iſt ein Vermögen, wodurch die Seele diejenigen Begriffe und Bilder der Dinge bewahret, welche dem Verſtande vorgeſtellet worden, oder die Sinne gerühret haben. Unter allen Kräften der Seele findet ſich keine einzige, von der man weniger Rede und Antwort geben kann, als von dem Gedächtniſſe

(*) Siehe hiervon Geſners kleine Schriften.

niſſe (*). Ein Zufall, eine Krankheit kann auf einmal alle Spuren vertilgen, welche in das Gehirn eingedrückt waren. Einige Jahre darnach bringt ſie die wiederhergeſtellte Geſundheit wieder hervor. Solch ein wundervolles Vermögen iſt das Gedächtniß in ſeiner Urſache und in ſeinen Wirkungen. Man kann aber auch ſagen, daß es in dem ganzen gemeinen Leben, und vornemlich zur Erlernung der Wiſſenſchaften ſehr nützlich iſt. Es iſt der Hüter und Bewahrer alles deſſen, was wir ſehen, was wir leſen, und was uns die Lehrer oder unſer eigenes Nachſinnen lehren. Es iſt eine natürliche und eigene Schatzkammer, die man bey ſich hat, wo man unzählichen und unſchätzbaren Reichthum in Sicherheit bringt. Ohne daſſelbe würde der Fleiß vieler Jahre unnütz ſeyn. Einem Redner giebt das Gedächtniß erſtlich bey der Hitze der Ausarbeitung den Zeug zu ſeiner Rede: hernach bewahrt es ihm auch alle Gedanken, alle Ausdrücke, und die Ordnung von beiden ganze Wochen und Monate lang; und wenn er nun die Rede hält: ſo ſtellet es ihm alles ſo getreulich und ſo genau wieder vor, daß es nichts entwi-

ſchen

(*) S. AVGVSTIN. *Confeſſ. Lib. X. c. 7.* Magna vis eſt memoriae, magna nimis; penetrale amplum et infinitum. Venio in campos et lata praetoria memoriae meae, vbi ſunt theſauri innumerabilium imaginum ſenſis inuectarum. Ibi reconditum eſt quicquid cogitamus etc. — — Nec omnia recipit recolenda, quum opus eſt et retractanda grandis memoriae receſſus, et neſcio qui ſecreti atque ineffabiles ſinus eius. Quae omnia ſuis quaeque foribus intrant ad eam et reponuntur in ea. Nec ipſa tamen intrant, ſed rerum ſenſarum imagines illic praeſto ſunt cogitationi reminiſcenti eas. — — Ibi quando ſum, poſco, vt proferatur, quicquid volo. Et quaedam ſtatim prodeunt, quaedam requiruntur diutius et tanquam de abſtruſioribus quibusdam receptaculis eruuntur: quaedam cateruatim ſe proruunt, et dum aliud petitur et quaeritur, proſiliunt in medium, quaſi dicentia: Ne forte nos ſumus? Et abigo ea manu cordis a facie recordationis meae, donec enubiletur illud, quod volo, atque in conſpectum prodeat ex abditis.
QVINT. *Lib. II. c. 2.* Quid? non haec varietas mira eſt excidere proxima, vetera inhaerere? Heſternorum immemores, acta pueritiae recordari? Quid? quod quaedam requiſita ſe occultant et eadem forte ſuccurrunt, nec manet ſemper memoria ſed aliquando etiam redit?

ſchen läßt(*). Eine ſo wunderſame und ſo nothwendige Gabe iſt zugleich ein Geſchenk der Natur und eine Frucht der Arbeit. Sie nimmt von beiden etwas. Ihren Urſprung und ihre Geburt hat ſie der Natur, ihre Vollkommenheit aber der Kunſt zu danken (**). Es iſt alſo ſehr nöthig, daß man ſich bey Zeiten auf die Verbeſſerung des Gedächtniſſes bey den Kindern lege. Denn bey ihnen iſt es noch gemeiniglich ſehr gut, und überdieß ſind ſie in dieſem zarten Alter noch faſt zu keiner andern Arbeit ſtark genug. Wenn ich ſage, die Kunſt könne zur Verſtärkung des Gedächtniſſes viel beytragen: ſo rede ich nicht von dem mechaniſch künſtlichen Gedächtniſſe, welches die Griechen erfunden haben, und wovon Cicero und Quintilian die Art und Weiſe erklären (*). Ein gut Gedächtniß muß zwo Eigenſchaften oder Tugenden haben (**). Die erſte, daß es geſchwind und ohne Mühe annimmt, was man ihm anvertrauet. Die andere, daß es ſolches getreulich verwahret. Man iſt glücklich, wenn dieſe beiden Eigenſchaften von Natur verbunden ſind. Die Sorgfalt aber und Mühe tragen doch auch zu ihrer Verbeſſerung viel bey. Man findet Kinder, bey denen ein langſames und hartes Gedächtniß anfänglich gar nichts annehmen will, und zu einer gänzlichen Unfruchtbarkeit verdammet zu ſeyn ſcheint. Hier muß man nun nicht ſogleich ſtehen bleiben, noch auf dieſen erſten Widerſtand nachlaſſen. Man hat oftmals geſehen, daß es endlich durch Gedult und ein beſtändiges Anhalten überwunden und gezähmet wor-

(*) QVINTIL. *Lib. XI. cap. 2.* Quid? extemporalis oratio non alio mihi videtur mentis vigore conſtare. Nam dum alia dicimus, quae dicturi ſumus intuenda ſunt. Ita cum ſemper cogitatio vltra id quod eſt longius quaerit, quidquid interim reperit, quodam modo apud memoriam deponit; quod illa quaſi media quaedam manus acceptum ab inuentione tradit elocutioni.

(**) CIC. *Lib. II. de orat. n. 356.* Ars habet hanc vim, non vt totum aliquid, cuius in ingeniis noſtris pars nulla ſit, pariat et procreet, verum vt ea, quae ſunt orta iam in nobis et procreata, educet atque confirmet.

(*) CIC. *L. III. Rhet. n. 28.* — 40. et *L. II. de orat. n.* 351 — 360. QVINTIL. *Lib. XI. cap. 2.*

(**) QVINT. *Lib. I. cap. 3.* Memoriae duplex virtus, facile percipere et fideliter continere.

worden. Anfangs giebt man einem ſolchen Kinde wenig Zeilen zu lernen, aber man hält darauf, daß es ſolche recht genau lerne. Man ſucht ihm die Bitterkeit dieſer Mühe durch ein anziehendes Vergnügen zu verſüſſen Man giebt ihm nichts als angenehme Dinge vor, z. E. Fabeln und andere luſtige Geſchichten. Ein fleiſſiger und wohlgeſinnter Lehrer ſetzt ſich zu ſeinem Schüler; er lernet mit ihm, läßt ſich zuweilen überwinden, und ihn zuvorkommen. Er macht, daß er durch ſeine eigene Erfahrung empfinde, er könne mehr, als er wohl glaube. Die Lobſprüche und die Gelindigkeit haben viel mehr Kraft, als die Verweiſe und die Strenge. So wie man nun ſieht, daß er zunimmt: ſo vermehret man auch ſtufenweiſe und unvermerkt ſeine tägliche Arbeit. Durch dieſe kluge Einrichtung hebt man denn endlich die Unfruchtbarkeit oder vielmehr die Schwierigkeit des Gedächtniſſes. Man muß ſich verwundern, daß man Knaben ſieht, die allen ihren Mitſchülern in dieſem Stücke faſt gleich werden, da man doch Anfangs bald dahin gebracht wäre, daß man bey ihnen alles für verloren gegeben. Hiebey iſt es eine Hauptregel, daß man dasjenige wohl verſtehe und deutlich begreife, was man auswendig lernen will. Die Verſe ſind leichter zu behalten, als die ungebundene Rede; dieſe iſt aber geſchickter, das Gedächtniß zu üben und zu ſtärken; weil ſie ſich nicht ſo leicht lernen läßt. Es giebt ein Gedächtniß der Wörter und ein Gedächtniß der Sachen. Jenes beſteht darinnen, daß man dasjenige getreulich herſagen und von Wort zu Wort wieder vorbringen kann, was man auswendig gelernet hat. Dieſes beſteht darinnen, daß man nicht die Wörter, ſondern den Inhalt, den Sinn, die Folge derer Sachen behält, die man geleſen oder gehöret hat. Ein ſolches Gedächtniß iſt eben ſo nützlich, als das erſtere, welches dazu vorbereitet und viel dazu beyträgt; und hat auch einen weit allgemeinern Gebrauch. Es iſt viel daran gelegen, daß man die Kinder auch in dieſer Art des Gedächtniſſes übe. Sie müſſen angehalten werden, von dem, was ſie geleſen oder gehöret haben, Rechenſchaft zu geben. Man darf die Zeit im geringſten nicht für verloren ſchätzen, die man zu ſolcher Verbeſſerung des Gedächtniſſes widmet. Vielleicht wird ſie in der Jugend nicht beſſer angewendet.

§. 81.

§. 84.

Die Franzöſiſche Sprache wird vor andern lebendigen Sprachen in unſern Zeiten für ſehr nothwendig gehalten; ſie iſt unter allen die heutige herrſchende und Modeſprache in Europa geworden, und es iſt nicht mehr genug, daß ein wohlerzogener Menſch ſie blos verſtehe, ſondern er muß ſie auch gründlich wiſſen und die Feinheit derſelben kennen. Man macht ſehr leicht Redensarten, die nicht Franzöſiſch ſind, ob ſie gleich nach der Grammatic richtig ſcheinen. Man bemerke deswegen folgende Lehrbücher:

Grammaire Françoiſe de *Pepliers*. Berl. 1751. 8.

Grammaire Françoiſe de *Curas*, Berl. 1739. 8.

Grammaire Françoiſe de *Roux*, Jen. 1750. 8.

Grammaire Françoiſe des Dames par Mr. *Choſſin*, Berl. 1761. 8. II. T.

Grammaire de *Regnier Desmarais*.

Grammaire Françoiſe, ou la maniere dont les perſonnes polies et les bons Auteurs ont coutume de parler ou d'écrire, à Paris. 1761.

Principes de la langue Françoiſe, par *Colom du Clos*, Gott. 1753. 8.

L'art de bien parler par *de la Touche*, Amſt. 1747. 8. II. T.

Remarques de *Vaugelas* ſur la langue Françoiſe, Amſt. 1697. 12. II. T. avec les Obſervations de l'Académie Françoiſe, à la Haye. 1705. 8. II. T.

Remarques de *P. Corneille* ſur les Remarques de Vaugelas.

Les vrais principes de la langue Françoiſe par l'Abbé *Girard*, Amſt. 1747. 8.

Traité des Synonimes, par *Girard*, Amſt. 1752. 12. Franckf. 1756. 8.

Premontval Preſervatif contre la Corruption de la langue Françoiſe, Berlin. 1759, 8.

Remarques ſur les Germaniſmes par *Mauvillon*, Amſt. 1747. 8. 1755. 12. II. T.

Mauvillon Cours complet de la langue Françoiſe diſtribué par exercices, 1759. 8. II. T.

Mauvillon traité du Stile &c. Amſt. 1750. 8.

L'art

L'art de parler avec un diſcours où l'on donne une idée de l'art de perſuader, par *Lamy*, Jene 1710. 12. à la Haye. 1737. 8.

Buffier Grammaire Françoiſe ſur un plan nouveau, à Paris. 1729. 8. III. T.

Charbonnet Principes de la langue Françoiſe, à Hal le. 1714. 8.

L'Eloquence du tems, à Paris. 1754. 8.

Eſteve Traité de la Diction, à Paris. 1755. 8.

du Fenne Inſtitutio linguae Gallicae &c. obſeruationibus locupletata a *I. B. Boucher de Begnicour*, Lugd. Bat. 1713. 12.

Grammaire pratique, oder practiſche Anwendung der ganzen Grammaire &c. Baireuth 1740. 8.

Porte Introduction à la langue Françoiſe, à Geneve. 1744. 8.

Les agrémens du langage réduits à leurs principes, à Paris. 1718. 8.

Reflexions ſur l'Elégance et la Politeſſe du ſtile, par l'Abbé *de Bellegarde*, Amſt. 1706. 12.

Remarques ſur la Langue Françoiſe, (par le *P. Bouhours*) à Bruſſel. 1676. 8.

Bouhours Doutes ſur la langue Françoiſe, à la Haye. 1674. 12.

Cailleres Mots à la mode, à la Haye. 1697. 12.

Cailleres du bon et mauvais uſage dans les manieres de s'exprimer &c. Paris. 1694. 12.

Franz Lang verbeſſerter franzöſiſcher Langius, Halle. 1758. 8.

Le Génie, la Politeſſe, l'Eſprit & la délicateſſe de la langue Françoiſe &c. par l'Auteur de l'Eloquence du tems, à Gottingue. 1756. 8.

Auszug der Gründe der franzöſiſchen Sprache ꝛc. abgefaſſet von Iſaac von Colom, Göttingen. 1757. 8.

Gründliche Anweiſung zur franzöſiſchen Sprache ꝛc. von Fr. Roux, Jena. 8. nebſt einem Zuſatze.

Uebungen, zur Anwendung der Grundſätze, der Wortfügung und der Schreibart der franzöſiſchen Sprache ꝛc. Göttingen. 1761. 8.

Dictionnaire de *Rondeau*, Leipz. 1740. 4. II. T.
Dictionnaire de *Fr. Roux*, Halle. 1754. 8.
Dictionnaire de *Furetiere*. Haye. 1737. fol.
Dictionnaire de *Richelet*.
Dictionnaire de l'Académie Françoiſe.
Dictionnaire Univerſel Fr. et Lat. ou Dictionnaire de Trevoux, à Paris. 1752. fol. VII. T.
Nouveau Dictionnaire Allemand - François et François - Allemand, à l'Uſage des deux Nations, à Strasbourg. 1762. 4. et 8. II. T.
Amuſemens philologiques par Mr. *Choffin*, avec un Dictionnaire mythologique, 1750. IV. T.
Remarques ſur la langue Françoiſe de *Patru*.
Obſervations ſur la langne Françoiſe de *Menage*.
Réflexions ſur l'uſage préſent de la langue Françoiſe d'un Anonime.

§. 85.

In der Italiäniſchen Sprache bemerket man:

Molters Toſcaniſche Sprachlehre, Leipz. 1750. 8.
Ehrenreichs Fontana della Cruſca, Erl. 1757. 4.
Caſtelli Dizzionario Italiano &c. Lipſ. 1741. 4.
Scelta di varii pezzi de' piu claſſici Autori, per *V. Gaudio*, Gött. 1757. 8. II. T.
Miſcellanee Italiane, da *G. M. Cramer*, Goett. 1749. 8. II. T.
Veneroni Dizzionario und Grammatic.
Antonini Dizzionario Italiano.

§. 86.

In der Engliſchen Sprache finden wir:

Arnolds Engliſche Grammatic.
Königs Engliſcher Wegweiſer, Leipz. 1755. 8.
Ludwigs Engliſch - Teutſch Dictionarium, Leipzig. 1706. 4. II. T. und 1716.
Johnſons Dictionary, Lond. 1756. fol. II. T. und der Auszug. 8. II. T.
Thomſons Miſcellanies, Goett. 1751. 8.

§. 87.

§. 87.

Die Erlernung der deutſchen Sprache iſt wichtig, ob ſie gleich manchen unnöthig ſcheint. Die Römer haben uns durch den Fleiß, den ſie auf die Erlernung ihrer Sprache wandten, gelehret, was wir thun müſſen, wenn wir die die unſrige lernen wollen. Bey ihnen wurden die Kinder von der Wiegen an zur Reinigkeit der Sprache angeführet. Dieſe Sorgfalt wurde als die vornehmſte und wichtigſte nach der Sorgfalt für die Sitten angeſehen. Sie war insbeſondere den Müttern, Wärterinnen und Hausgenoſſen anbefohlen (*). Man ſagte ihnen, ſie ſollten, ſoviel als möglich wäre, darauf Acht haben, daß ihnen niemals ein fehlerhafter Ausdruck oder eine falſche Ausſprache in Gegenwart der Kinder entführe, aus Furcht, dieſe erſten Eindrücke möchten bey ihnen zur andern Natur werden, die hernachmals faſt unmöglich zu verändern wäre (**). Man fieng zwar in der That an, mit den Kindern das Griechiſche zu treiben: allein die Erlernung des Lateins folgte gleich darauf; und bald darauf trieb man beides, eins wie das andere (*). Sie hatten in einer jeden Sprache, es mochte nun in der Sprachkunſt, in der Redekunſt, oder in der Weltweisheit ſeyn, ihre beſondern Lehrer. Zog man je eine von den beiden Sprachen der andern vor: ſo war es die Landesſprache, die allein bey Verwaltung öffentlicher Geſchäfte gebrauchet wurde Gewiß, die Römer hätten, vornemlich zur Zeit der Republik geglaubt, ſie beſchimpften und erniedrigten ihre Nation, wenn ſie ſich bey denen Unterhandlungen, welche ſie mit Fremden pflegten, es mochte nun in Rom oder in den Provinzen ſeyn, einer andern Sprache bedienet hätten, als der Lateini-

(*) QVINT. *Lib. I. cap.* 1. Ante omnia ne ſit vitioſus ſermo nutricibus — — — Has primum audiet puer, harum verba effingere imitando conabitur — — Non aſſueſcat ergo, ne dum infans quidem eſt, ſermoni qui dediſcendus ſit.

(**) QVINT. *Lib. I. cap.* 2. Multa linguae vitia, niſi primis eximuntur annis, inemendabili in poſterum prauitate durantur.

(*) QVINT. *Lib. I. cap.* 2. A ſermone graeco puerum incipere malo — — Non longe latina ſubſequi debent et cito pariter ire.

teiniſchen (*). Plutarch zeigt uns in dem Leben des Sittenrichters Catons, daß dieſer Römer, da er von der Republic an die Athenienſer geſchickt worden, geglaubt habe, er müſſe nicht anders, als lateiniſch reden, ob er gleich ſehr geſchickt war, es im Griechiſchen zu thun (**): und man verwies es dem Cicero, daß er bey den Griechen ſelbſt öffentlich griechiſch geredet habe (***). Wir thun daher ſehr unrecht, daß wir nicht eben die Sorgfalt anwenden, uns in der deutſchen Sprache vollkommen zu machen. Es giebt wenig Perſonen, die ſie nach Regeln wiſſen. Man glaubt, die bloſſe Gewohnheit ſey ſchon genug, darinn geſchickt zu werden. Man befleiſſigt ſich ſehr ſelten, die Eigenſchaften derſelben zu ergründen und alle ihre Zärtlichkeiten auszuſtudiren. Oftmals weiß man auch die allergemeinſten Regeln davon nicht, welches man vielmals in den Briefen der geſchickteſten Leute ſelbſt wahrnimmt. Ein ſo gewöhnlicher Fehler rühret ohne Zweifel von der Erziehung her. Will man demſelben vorbeugen: ſo iſt nöthig, daß man alle Tage durch alle Schulen eine gewiſſe Zeit auf die Erlernung unſerer Sprache wende. Vier Sachen können, wie mich dünkt, hauptſächlich etwas zu dem guten Fortgange beytragen, den man darinnen erwarten muß, nemlich, die Kenntniß der Regeln, die Leſung deutſcher Bücher, die Ueberſetzung, die eigene Ausarbeitung. Von den beiden letztern iſt ſchon bey der Abhandlung von der Erlernung der lateiniſchen Sprache geſprochen worden. Da die erſten Lehrſätze der Rede gewiſſermaſſen allen Sprachen gemein ſind: ſo iſt es

(*) VAL. MAX. *Lib. II. cap* 2. Illud magna cum perſeuerantia cuſtodiebant, ne Graecis vnquam, niſi latine, reſponſa darent. — — Quo ſcilicet Latinae vocis honos per omnes gentes venerabilior diffunderetur. Nec illis deerant ſtudia doctrinae: ſed nulla non in re pallium togae ſubiici debere arbitrantur: indignum eſſe exiſtimantes, illecebris et ſuauitate litterarum imperii pondus et auctoritatem domari.

(**) Cicero in ſeiner Abhandlung vom Alter, läßt den Cato ſagen, er ſey ſchon alt geweſen, da er das Griechiſche gelernet, litteras Graecas ſenex didici. Indeſſen war er doch noch nicht fünfzig Jahre alt, als er die Reiſe that, wovon hier die Rede iſt.

(***) VERRIN. 6. *n.* 147. LIV. *Lib.* 45. *n.* 8.

es natürlich, daß man die Unterweiſung der Kinder mit den Regeln der deutſchen Sprachkunſt anfangen muß. Ihre Grundſätze werden ihnen auch dienen, das Latein und das Griechiſche zu lernen, und nicht ſo ſchwer, noch ſo ſehr verdrüßlich vorkommen, weil man faſt nichts weiter wird zu thun haben, als daß man die Sachen, welche ſie ſchon, wiewohl nur verwirrt, wiſſen, in eine gewiſſe Ordnung bringen läßt. Man muß ſie anfänglich die verſchiedenen Theile lehren, die eine Rede ausmachen, als das Nennwort, Zeitwort u. ſ. w. darauf die Abänderungen und Abwandlungen; hernach die gemeinſten Regeln der Wortfügung. Wenn ſie nun in dieſen erſten Lehrſätzen einige Fertigkeit haben: ſo muß man ihnen die Anwendung davon in einigen deutſchen Büchern zeigen, und ſie ganz genau um die Urſachen von allen Wörtern befragen, die man daſelbſt finden wird. Man muß ſie bey Zeiten angewöhnen, die Puncte, Beyſtriche und andere von der Sprachlehre uns vorgeſchriebene Unterſcheidungszeichen wohl zu kennen, welche eine Schrift richtig und ohne Fehler machen und ihnen die Natur und den Gebrauch derſelben erklären. Man muß ſie auch alle Sylben, vornemlich die Endſylben deutlich ausſprechen laſſen. Hiebey iſt auch nöthig, daß der Lehrer auf die verſchiedenen Fehler der Rede oder der Ausſprache, welche einer jeden Landſchaft, und zuweilen ſelbſt denen Städten eigen ſind, die ſich auf die Zierlichkeit im Reden am meiſten einbilden, aufmerkſam ſey und ſie wiſſe, damit er die Kinder ſolche vermeiden laſſe, oder ſie darinnen verbeſſere. Man ſollte nicht glauben, wie viel Mühe ihnen dieſe erſte Sorgfalt in einem höhern Alter erſparen wird. So wie nun die Kinder an Alter und Urtheilungskraft zunehmen: ſo müſſen auch die Anmerkungen über die Sprache ernſthafter und wichtiger werden. Ein ſcharfſinniger Lehrer wird die gelehrten Anmerkungen gut zu gebrauchen wiſſen, die uns ſo viele geſchickte Männer von unſerer Sprache ſchon geliefert haben. Allein man muß eine Wahl darunter halten, und alles weglaſſen, was nicht ſonderlich gebräuchlich oder für die Knaben noch zu ſchwer iſt. Ordentliche und lange Lectionen über eine ſo trockene Materie könnten ihnen ſehr eckelhaft werden. Kurze Fragen, die man ordentlich jeden Tag nach Art eines gemeinen Umgangs

vortrüge, wo man ſie ſelbſt um Rath fragte, und die Kunſt gebrauchte, daß man ſie dasjenige ſagen lieſſe, was man ſie lehren wollte, würden ſie ſpielend unterrichten, und durch einen unvermerkten Fortgang, der viele Jahre durch fortgeſetzt würde, ihnen eine tiefe Kenntniß von der Sprache beybringen. Von der Rechtſchreibung weiß man gemeiniglich nichts, und ſie iſt zuweilen ſelbſt von den gelehrteſten Leuten hintangeſetzt worden. Dieſer Fehler kömmt allem Scheine nach daher, weil man ſich nicht beyzeiten darinnen geübt hat, und erinnert die Lehrer, daß ſie eine beſondere Sorgfalt darauf wenden ſollen. Ob man nun gleich in unſerer deutſchen Sprache leider nicht ſo ſchlechterdings vorſchreiben kann, was für einer Rechtſchreibung man folgen ſolle: ſo iſt es doch nöthig, daß die Lehrer auf einer Schule mit einander in einer gewiſſen Rechtſchreibung übereinkommen, damit die Schüler nicht genöthigt werden, die Rechtſchreibung ſo oft zu verändern, als die Schulen. Man kann ſie nicht zeitig genug angewöhnen, zierlich und richtig zu ſchreiben. Man kann hier eine Erinnerung geben, die von vielen vielleicht für eine Kleinigkeit gehalten werden wird, aber doch nicht gleich viel iſt; nemlich, daß junge Leute, zum wenigſten gegen das Ende ihres Studirens, ihre Federn ſelber ſchneiden lernen, und daß ſie es künſtlich und nach den Regeln thun. Viele Leute ſchreiben ſchlecht, weil es ihnen an dieſer kleinen Geſchicklichkeit fehlet. Warum will man ſich doch in einer ſo leichten und ſo oft nöthigen und gebräuchlichen Sache einer fremden Hand unterwürfig machen?

§. 88.

Die Lehrmeiſter werden viele Bücher finden, die ſie in den Stand ſetzen können, ihre Schüler von den Regeln der deutſchen Sprache wohl zu unterrichten, geſetzt auch, daß ſie alle noch nicht ſo vollkommen ſind, als man wohl wünſchet. Es hat zwar in unſerer Sprache nicht an geſchickten Männern gefehlet, die ſich um die Verbeſſerung derſelben unſterbliche Verdienſte erworben haben: allein ich glaube, es fehlet uns doch noch an einer vollſtändigen Sprachlehre und an einem vollſtändigen Wörterbuche.

Wir bemerken hauptſächlich:

Gottſcheds vollſtändige und neuerläuterte deutſche Sprachkunſt nach den Muſtern der beſten Schriftſteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefaſſet, fünfte Auflage, Leipzig. 1762. 8.

Gottſcheds Kern der deutſchen Sprachkunſt, Leipzig. 1754. 8.

Popowitſch Sprachlehre, Frankf. und Leipzig. 1750. 8.

Friſch deutſchlateiniſch Wörterbuch, Berlin. 1747. 4.

Freyers Anweiſung zur deutſchen Orthographie. Halle. 1746. 8.

Kritiſche Beyträge zur Hiſtorie der deutſchen Sprache, Leipzig. 1732. 8. (XXXII. Stück.)

Kritiſche Verſuche zur Aufnahme der deutſchen Sprache, Greifsw. 1744. 8. (XV. Stück.)

Morhofs Unterricht der deutſchen Sprache und Poeſie, Lübeck. 1702. 8.

Bödikers Grundſätze der deutſchen Sprache, mit J. L. Friſchens Anmerkungen und J. J. Wippels Zuſätzen, Berlin. 1746. 8.

Wolfens Unterricht zur Rechtſchreibung der deutſchen Sprache, Hof und Bayreuth. 1749. 8.

Junkers neue Grammatic zum Gebrauche der Franzoſen, Hanau. 1760.

Herrn Profeſſor Gottſcheds Arbeit kann hier vortrefliche Dienſte leiſten. Ohngeachtet der Anmerkungen des Herrn Heinze, Rectors an der Michaelisſchule zu Lüneburg, welche Herr Kunze, Rector zu Nörnberg in ſeiner ſo betitelten Beleuchtung ſchon beantwortet hat, bleibt ſie itzt noch immer in gewiſſen Verhältniſſen die beſte. D. Steinbachs deutſche Grammatic und Schottels ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache muß dabey nicht vergeſſen werden; aus welchem letztern Werke ein erſtaunlicher Fleiß und eine groſſe Liebe zu unſerer Sprache hervorleuchtet. Denn ob ers gleich in einem und dem andern Stücke nicht getroffen hat: ſo verdienet er doch allerdings, daß man ſeine Unterſuchungen nicht ſo ganz verwerfe. Ein ge-

geſchickter und verſtändiger Lehrer wird ſich ſolche Schriften zu Nutze machen können, und dasjenige daraus nehmen, was er jungen Leuten nützlich zu ſeyn glaubt. Eben dieſes kann man auch von den Anmerkungen und Betrachtungen ſagen, die über die deutſche Sprache hin und wieder gemacht worden ſind. Man findet dergleichen von den Poeſien der Niederſachſen, die Herr **Weichmann** herauszugeben; in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft und ihren kritiſchen Beyträgen, in den kritiſchen Verſuchen der königl. ſchwed. deutſchen Geſellſchaft zu Greifswalde und auch in den geſammleten Schriften der berliniſchen Societät der Wiſſenſchaften, welche die zur deutſchen Sprache gehörigen Schriften in einem beſondern Werke herauszugeben anfieng. Zur Zeit der ehemals blühenden fruchtbringenden Geſellſchaft kamen viele dergleichen kritiſchen Unterſuchungen über unſere Sprache ans Licht. Sonderlich thaten ſich **Zeſen**, **Harsdörfer**, **Tſcherning**, der **Spate** und **Bellin** darinnen hervor. Es iſt zwar in ihren Schriften viel ungegründetes zu finden, und eine gar zu groſſe Liebe zur Neuerung leuchtet einem überall ſehr ſtark in die Augen: allein ein Lehrer wird doch wohl thun, wenn er ſie für ſich lieſt, und das beſte, wichtigſte und gebräuchlichſte daraus zieht und es ſeinen Schülern bey Gelegenheit vorträgt und erkläret. Es wäre zu wünſchen, daß man ausdrücklich eine kurze Grammatic für die Kinder verfertigte, die nichts mehr als die Regeln und die nöthigſten Anmerkungen in ſich ſchlöſſe. **Sal. Hentſchels** Grundregeln der hochdeutſchen Sprache ſind in dieſer Abſicht geſchrieben: doch ſcheint es, eine und andere Anmerkung, die noch wohl der Jugend nöthig und dienlich iſt, wäre übergangen worden. Indeſſen iſt ſie doch mit den Kindern am beſten zu gebrauchen. Wenn ſie einige Wiſſenſchaft von dem Griechiſchen und Lateiniſchen erlangt haben, alsdann wirds Zeit ſeyn, daß man ſie durch das Bücherleſen die Eigenſchaft und den Character der deutſchen Sprache empfinden, und ſolche mit den erſtern vergleichen läßt. Sie iſt vieler Hülfe und Vortheile beraubt, welche jener Hauptſchönheit ausmachen. Denn ob ſie gleich an Reichthum in Wörtern und am Ueberfluſſe in Ausdrückungen dieſen beiden Sprachen vielleicht nichts nachgeben mag: ſo fehlt ihr doch die Kraft, ſo kurz und

nachdrücklich zu reden. Es mangelt ihr noch an dem rechten Kunſtgriffe, ihren gemeinen Wörtern eine erhabene Bedeutung zu geben. Sie muß ſich in ihren poetiſchen Schriften meiſt eben der Wörter bedienen, die man in ungebundener Rede braucht. Sie iſt weit gebundener, als jene, und durch die Nothwendigkeit einer gewiſſen und veſten Ordnung der Wörter faſt gar zu ſehr eingeſchränkt, ſo, daß ſie nur ſelten die Freyheit hat, ein Wort in etwas zu verſetzen. In ihren Abänderungen iſt ſie nicht ſo unterſchiedlich, und ihre Endungen ſind nicht veränderlich genug, ſondern alle ſechſe haben vielmals nur einerley Endung, welches ſonderlich die Wörter des weiblichen Geſchlechts beweiſen. Sie muß ſich ſo vieler Hülfswörter bedienen, ohne deren Beyſtand ihre Zeitwörter keine andere Zeit, als nur die gegenwärtige und die jüngſt vergangene, haben, und ihnen die ganze leidende Gattung fehlen würde. Der ſchöne Gebrauch, welchen die Mittelwörter in Zuſammenziehung und Verbindung der Sätze haben, und der ſo viel Zierlichkeit und Kürze verurſacht, iſt ihr zwar nicht ganz unbekannt: er will ſich aber doch nicht durchgängig bey ihr recht einführen laſſen. So hat ſie auch keine eigentliche Gerundia, die ebenfalls viele Schönheit und Veränderung in der Lateiniſchen Sprache zuwege bringen. Was aber den Wohlklang und die Zärtlichkeit in einer Rede betrift: ſo ſcheint unſere Sprache vielen ganz und gar davon entfernt zu ſeyn, weil ſo häufige und oft ſo rauhe und harte Mitlauter zuſammen ſtoſſen, daß Ausländer eben deswegen ſie für eine grobe und ſchwere Sprache ausgeſchrien. Allein wer merket, aller dieſer ſcheinbaren Mängel ungeachtet, in den Schriften unſerer guten Bücherſchreiber wohl, daß der Sprache etwas fehle? Findet man nicht bey ihnen einen reichen Ueberfluß an nachdrücklichen Wörtern, eine edle Veränderung in den Redensarten, eine ungezwungene Kürze des Ausdrucks, einen lieblichen Wohlklang der Sätze, der gar nichts rauhes und wildes an ſich hat, und alle andere Annehmlichkeiten, deren nur eine Sprache fähig iſt? Sie kann majeſtätiſch, ernſthaft, nachdrücklich und durchdringend, aber auch wieder zärtlich, liebreich, ſcherzhaft und beweglich, und zwar jedes, wie der Herr von Beſſer anmerket, mit einem beſondern Klange reden. Ausſerdem

hat ſie noch dieſen unſchätzbaren Vortheil, daß ſie natürli-
cher Weiſe eine ſolche Feindinn aller Verwirrung und
Schwierigkeiten iſt, daß man nothwendig die Begriffe,
welche ſie anzeigen will, recht auseinander ſetzen, und ſie
auf das deutlichſte verſtehen muß, wenn ſie nur von einer
geſchickten Hand geführet wird Alſo erſetzet ſie durch an-
dere groſſe Vollkommenheiten dasjenige ſehr glücklich, was
ihr irgend abzugehen ſcheint, und ſie kann, durch fleiſſi-
ges Verbeſſern und Ausüben, noch vollends in den Stand
geſetzt werden, daß ſie allen Sprachen in der Welt den
Vorzug und die Schönheiten ſtreitig macht. Wenn man
den Knaben die Lehrſätze und Schönheiten ihrer Sprache
beybringt: ſo muß man auch anfangen, ihnen einen guten
Geſchmack und eine richtige Entſcheidungskraft beyzubrin-
gen. Die Betrachtungen, die man hierüber machen kann,
gehen nicht die Sprachkunſt an, und ſind überdieß allen
Sprachen gemein. Die weitläufige Ausführung, welche
dieſe Materie verdienet, kann bis zu der Abhandlung von
der Redekunſt verſparet werden. Hier iſt ſchon genug,
wenn man ſagt, man ſollte es beym Leſen deutſcher Bü-
cher nicht dabey bewenden laſſen, daß man nur die Regeln
der Sprache unterſuche, die man indeſſen doch nicht aus
den Augen ſetzen muß, ſondern man müſſe auch Sorge
tragen, die Eigenſchaft, die Richtigkeit, die Stärke und
die Zärtlichkeit der Ausdrückungen und Redensarten anzu-
merken. Man muß aber noch aufmerkſamer auf die Gründ-
lichkeit und Wahrheit der Gedanken und Sachen ſeyn.
Man muß Achtung geben, wie die verſchiedenen Beweiſe
und Stücke der Rede auf einander folgen und eingerichtet
ſind. Man muß aber allem übrigen dasjenige vorziehen,
was das Herz beſſert, was Regungen der Großmuth,
Haß des Eigennutzes, Verachtung der Reichthümer, Lie-
be gegen die gemeine Wohlfarth, Abſcheu vor der Unge-
rechtigkeit und Betrügerey beybringen kann; mit einem
Worte, was einen tugendhaften Menſchen, und noch
mehr, was einen wahren Chriſten macht. Was die Wahl
der Bücher, in Anſehung der Sitten betrift, davon gilt
dasjenige, was ſchon bereits von Leſung der Bücher über-
haupt geſagt worden iſt. Was die Schreibart angeht, ſo
muß man ſich an Quintilians Regel halten (*), daß man
nem-

(*) QVINT. *Lib. II. cap. 6* Ego optimos quidem et ſtatim et ſemper.

nemlich junge Leute gleich Anfangs und allezeit die beſten
Schriftſteller leſen laſſe. Wenn ſie nun anfangen, eine
geſtärkte Beurtheilungskraft zu bekommen: ſo wird
es gut ſeyn, daß man ihnen einige vorlegt, worin-
nen man Fehler findet, die vermögend ſind, den
Geſchmack junger Leute zu verführen; als gewiſ-
ſe ſchimmernde Gedanken, die anfänglich durch ihren
Glanz rühren, an denen man aber das Falſche und das
Leere erkennt, wenn man ſie in der Nähe unterſuchet.
Man muß ſie bey Zeiten angewöhnen, das Wahre durch-
gehends zu lieben; zu empfinden, was ihm entgegen iſt;
ſich nicht von dem Scheine des Schönen verblenden zu laſ-
ſen, vernünftig von dem zu urtheilen, was ſie leſen; Ur-
ſachen von dem Urtheile anzugeben, daß ſie fällen; und
nicht mit einem gebieteriſchen und beurtheilenden Anſehen
und Tone zu reden, welches dieſem Alter noch weniger, als
allen andern anſteht. Unſere Sprache hat ſchon vortrefli-
che Bücher genug, die ihren Geſchmack zu verbeſſern ge-
ſchickt ſind; doch die wenige Zeit, die man auf Erlernung
der Sprachen wenden kann, und die wenigen Unkoſten,
welche die meiſten Schüler aufwenden können, verbinden
uns, daß man ſich an wenigen halte. Nutzen und An-
muth müſſen ſich daſelbſt, wenns möglich iſt, zuſammen
befinden, damit dieſes Leſen eine Anreitzung für junge Leu-
te habe, welche verurſache, daß ſie darnach verlangen.
Es ſollen ihnen alſo die Bücher, die bloß auf trockene Ge-
genſtände gehen, ſeltener vorgelegt werden, als andere, aus
Furcht, der Eckel, den ſie einmal daran bekommen hätten,
möchte ihnen auch in ältern Jahren nachfolgen. Die Ge-
ſchichte ſchickt ſich beſſer für ſie, vornemlich im Anfange.
Ich wollte wünſchen, daß wir unter den deutſchen Bü-
chern unſerer Religion einige hätten, welche in dieſem Ge-
ſchmacke geſchrieben wären. Ein Buch nach Art der aus-
erleſenen bibliſchen Hiſtorien des verſtorbenen Rector Hüb-
ners würde ſich recht gut für die unterſten Schulen ſchicken.
Ein anders nach dem Muſter Ernſts hiſtoriſchen Bilder-
hauſes könnte für die folgenden Schulen recht ſeyn, wenn
die Schreibart darinnen nur ein wenig beſſer wäre. Man
könnte auch wohl Hartungs hiſtoriſche Schaubühne der
Welt und Rabeners Hiſtorie von Peter dem Czaren dazu
nehmen, wenn man es für dienlich erachtete. Der Pa-

triot, die vernünftigen Tadlerinnen, der Biedermann, die Maler der Sitten, die Matrone, der alte Deutſche der Einſiedler, der Pilgrim, der Weltbürger, der Menſchenfreund, der Alte, der Jüngling, der Geſellige, der Bewunderer und andere dergleichen moraliſche Wochenſchriften werden jungen Leuten ungemein wohl gefallen, unter welchen doch die drey erſten den Vorzug behalten. Wir haben ſeit vorigem Jahre die neue Maynzer Wochenſchrift: der Bürger, welche jungen Leuten beſonders anzurühmen iſt. Es herrſchet in dieſen Wochenſchriften nicht allein die Reinigkeit der Sprache, die Zierlichkeit des Ausdrucks, die Lebhaftigkeit der Gedanken und Einfälle, die Manchfaltigkeit und Abwechſelung der Materien, welches alles junge Leute anzureitzen und einzunehmen vermag; ſondern auch noch eine reine und geſunde Sittenlehre, eine vernünftige Beſtrafung der Laſter, eine weiſe Anpreiſung der Tugend und eine Anreitzung zu einem klugen und wohlanſtändigen Leben. Nutzen und Anmuth iſt darinnen auf eine ſolche Art verbunden, daß man nichts beſſers verlangen kann. Wenn wir viele Lebensbeſchreibungen der um die deutſche Sprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit wohlverdienten Männer hätten, dergleichen die beiden ſind, welche uns der Herr Hofrath König von dem Freyherrn von Canitz und dem Herrn von Beſſer geliefert hat, ſo wurden ſolche der Jugend vielen Vortheil und auch andern ſchon gelehrten Leuten noch vieles Vergnügen bringen können. Man würde diejenigen Männer näher kennen lernen, die zuerſt bedacht geweſen ſind, den guten Geſchmack in Deutſchland theils einzuführen, theils den verlornen wieder herzuſtellen. Man würde das Wachsthum und die Beförderung der Reinigkeit unſerer Sprache einſehen, und ein mehreres von denjenigen gelehrten Leuten wiſſen, die ſich am erſten Mühe gegeben haben, unſere Sprache zur Vollkommenheit zu bringen, und ſie von dem alten und neuen Wuſte zu reinigen. Ja, man würde auch dadurch zur einer gröſſern Liebe und Hochachtung gegen das Deutſche angeflammet werden, und die Ehre unſers Vaterlandes in dieſem Stücke mehr zu befördern ſuchen. Mich dünkt, es ſeye mit eine von den Pflichten der an verſchiedenen Orten aufgerichteten deutſchen Geſellſchaften, daß ſie auch hierin-

hierinnen auf eine beſondere Art für die Ehre und das Andenken ihrer gelehrten Vorgänger ſorgen, da ſie ſich rühmlichſt angelegen ſeyn laſſen, die Zierlichkeit der deutſchen Schreibart mehr und mehr zu erheben. Die deutſche Geſellſchaft in Leipzig hat dieſes auch ſelbſt erkannt, da ſie in der Vorrede ihrer critiſchen Beyträge verſprochen, zuweilen eine Nachricht von ſolchen Männern zu geben. Allein man möchte wohl lieber ganze Schriften, als einzelne und bloſſe Nachrichten davon zu leſen wünſchen, wie im Franzöſiſchen die Geſchichte der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften und ſchönen Künſte, und die von Erneuerung der Akademie der Wiſſenſchaften ſind. Man hat zwar eigene hiſtoriſche Nachrichten von der fruchtbringenden Geſellſchaft und den Pegnizſchäfern: allein ſie ſind nicht ſo beſchaffen, daß ſie einen abhalten dürften, die Feder anzuſetzen. Wir erwarten alſo noch einen deutſchen Peliſſon oder Fontenelle, der uns die Geſchichte der in Deutſchland aufgerichteten Geſellſchaften und die Leben der dabey berühmten und geſchickten Männer ſo zierlich beſchreibe. Herr Hofrath **Weichmann** hatte ſchon vorlängſt an ein ſolches Werk Hand angelegt, und man konnte ſich von deſſen Feder was ſchönes verſprechen: noch zur Zeit aber iſt nichts zum Vorſcheine gekommen; und wer weiß, ob auch jemals etwas davon erſcheinen möchte. Indeſſen hat Herr **Brucker** durch ſeinen Ehrentempel der deutſchen Gelehrten dieſes einigermaſſen erſetzet. Man hat viele andere Bücher, die von jungen Leuten nützlich können geleſen werden. Ein jeder Lehrer mag ſich einige nach ſeinem Geſchmacke darunter ausſuchen. Man könnte zu ihrem Gebrauche eine Sammlung der ſchönſten Stücke und zuweilen auch der ſchönſten Stellen aus gewiſſen Büchern machen, die man ihnen nicht ganz in die Hände geben kann. Man läßt ein ſolches Stück von einem oder zweenen Schülern nach der Länge herleſen; die andern haben ihre Bücher vor Augen, und leſen mit nach, damit man ihnen einen Begriff von der Sache beybringe, wovon gehandelt wird. Man muß Sorge tragen, daß ſie bey dieſem Leſen die Regeln beobachten, von denen geredet worden; daß ſie länger oder kürzer einhalten, nachdem die verſchiedenen Unterſcheidungszeichen geſetzet ſind; daß ſie jedes Wort und jede Sylbe, wie ſichs gehöret, ausſprechen;

daß

daß ſie einen natürlichen Ton halten und ihn verändern, doch daß es nicht gezwungen heraus komme. Man macht hierüber Anmerkungen nach den Geſetzen der Sprachlehre; nach dieſen läßt man eben das Stück noch einmal leſen, und bey einer jeden Periode fragt man die Knaben, was ſie anmerkungswürdiges finden, es ſeye nun im Ausdrucke oder in den Gedanken, oder in dem, was die Sitten betrifft. Dergleichen Fragen (*) machen ſie aufmerkſam, nöthigen ſie, ſich ihres Verſtandes zu bedienen, geben Gelegenheit, ihren Geſchmack und ihre Beurtheilungskraft zu verbeſſern, bewegen ſie weit lebhafter, den rechten Verſtand des Verfaſſers einzuſehen, da ſie eine innerliche Gefälligkeit empfinden, alle Schönheiten von ſich ſelbſt zu entdecken, und ſetzen ſie nach und nach in den Stand, daß ſie der Hülfe des Lehrers entbehren können. Dieſes iſt der Endzweck, worauf die Mühe abzielen muß, die er ſich giebt, ſie zu unterrichten. Der Lehrer erſetzet und thut darauf dasjenige hinzu, was an ihren Antworten fehlet; er erweitert und leget das auseinander, was ſie gar zu kurz geſagt haben; ändert und verbeſſert das, worinnen ſie haben irren können. Wenn man täglich in den Schulen dergleichen Leſen anſtellt: ſo kann man leicht begreifen, wie weit man in vielen Jahren kommen könne; wie viel artige Sachen ſie ſowohl aus der Hiſtorie, als von den alten Gebräuchen erlernen; was für ein Schatz von Sittenlehren ſich unvermerkt in ihrer Seele ſammle; mit wie vielen vortreflichen Lebensregeln ſie ſich ſelbſt durch die verſchiedenen hiſtoriſchen Stücke, die man ſie leſen läßt, oder ihnen anführet, erfüllen; endlich, welche Luſt zum Leſen ſie aus der Schule mit wegnehmen, welches mir eine von den vornehmſten Früchten zu ſeyn ſcheint, die man von der Erziehung erwarten muß. Denn dieſe Luſt wird, wie wir ſchon angemerkt haben, ſie vor vielen von dem Müſſiggange unzertrennlichen Gefährlich-

(*) QVINTIL. *Lib. II. cap.* 5. Nec ſolum hoc ipſe debebit docere praeceptor, ſed frequenter interrogare et iudicium diſcipulorum experiri. Sic audientibus ſecuritas aberit; nec quae dicentur, perfluent aures: ſimulque ad id perducentur, quod ex hoc quaeritur, vt inueniant et ipſi intelligant. Nam quid aliud agimus docendo eos, quam ne ſemper docendi ſint?

lichkeiten bewahren; ſie wird machen, daß ſie die Geſellſchaft gelehrter und verſtändiger Leute lieben und ſuchen; und wird ihnen die abgeſchmackten und von aller Gründlichkeit entblößten Unterredungen unerträglich machen, welche eine Folge der Unwiſſenheit, und die Quelle vieles Uebels ſind. Man ſollte ſich kaum einbilden können, daß es Leute giebt, die fähig ſind zu glauben, eine halbe Stunde alle Tage oder wenigſtens in zweenen Tagen eine, die man auf Erlernung der Mutterſprache wendet, ſeye eine gar zu anſehnliche Zeit dazu, da faſt alle übrige Zeit zu den beiden andern Sprachen beſtimmt iſt, von denen eine der vornehmſten Früchte ſeyn muß, uns in der unſrigen vollkommener zu machen. Ich habe mehr Urſache zu befürchten, man verweiſe es uns, daß wir zu wenig darauf wenden. Allein die vielen Dinge, die man in den Schulen lehren muß, nöthigen uns, daß wir uns in enge Schranken ſchlieſſen; und ich muß die Lehrer ermahnen, daß ſie ſolche ja nicht überſchreiten, und ſich bey den Betrachtungen über die Sitten nicht zu weitläufig aufhalten. Sie müſſen gleich den Pfeilen abgeſchoſſen werden, ohne daß es mit Fleiß zu ſeyn ſcheint, und allezeit ohne gezwungenes Weſen, damit ſie allen Eindruck machen, den man von ihnen erwarten darf.

§. 89.

Eine Sprachkunſt überhaupt iſt eine gegründete Anweiſung, wie man die Sprache eines gewiſſen Volks, nach der beſten Mundart deſſelben, und nach der Einſtimmung ſeiner beſten Schriftſteller, richtig und zierlich, ſo wohl reden, als ſchreiben ſolle (*). Eine Mundart iſt die-

(*) Die Griechen nannten ſie γραμματικην, die Lateiner litteraturam. S QVINTIL. *Lib. II. Cap.* 14. Bödiker nennt ſie eine Fertigkeit recht und rein zu reden; SCIOPPIVS *Gramm. Philoſ.* artem recte loquendi; der ehemalige Lehrer zu Jena, Herr Stellwagen expoſitionem fundamenti linguae und der Frankfurtiſche Profeſſor Herr Baumgarten ſcientiam de affectionibus terminorum. S. davon Jul. C. Scaliger in ſeinem Tractate de cauſſis Lat. linguae, Gerh. Joh. Voſſius de arte Grammatica L. 1. c. 2. p. 6. Herr Canz zu Tübingen in ſeiner Abhandlung: Grammaticae vniuerſalis tenuia rudimenta. 1737. 4. Carpov und Koch in den Hälliſchen Pierid. Lat.

diejenige Art zu reden, die in einer gewiſſen Provinz eines Landes herrſchet; in ſoweit ſie von der Art zu reden der andern Provinzen abgeht, die einerley Hauptſprache mit ihr haben (*). Es giebt dabey eine gewiſſe ausgeſuchte Mundart, welche in keiner Provinz herrſchet, aber aus jeder das beſte zieht; dieſe iſt die Mundart der Gelehrten; ſie entſpringt aus dem Gebrauche der beſten Schriftſteller (**); gehen aber dieſe dennoch in gewiſſen Stücken von einander ab: ſo muß die Analogie der Sprache entſcheiden, wer von ihnen am beſten geſchrieben habe. Durch die Analogie verſteht man in den Sprachlehren die Aehnlichkeit in den Ableitungen und Verwandelungen der Wörter; wie auch in der Verkürzung, Verlängerung und Zuſammenſetzung, ſowohl der Wörter, als der Redensarten. Dieſe Aehnlichkeit ſtützet ſich auf übereinſtimmende Beyſpiele, aus welchen eine Regel entſteht; die von dieſer Regel abweichenden Redensarten geben die Ausnahme an die Hand, und in dieſem Falle ſetzet man alsdann die Gewohnheit im Reden der Sprachkunſt entgegen. Die Regeln ſelbſten müſſen der Mundart derjenigen Zeiten gemäß ſeyn, in welchen ſie gemacht werden. So hat ſich das Deutſche ſeit hundert Jahren ziemlich gebeſſert und unſere heutige Sprachlehre ſieht jenen veralteten Regeln nicht mehr ähnlich (***). Solche verbeſſerende Neuerungen ſind erlaubt, allein ſie müſſen nicht eher zu einer Regel gemacht werden, bis ſie von ſehr vielen und den beſten Schriftſtellern gebilliget und an-

(*) So waren vor Zeiten in Griechenland vier Hauptmundarten gewöhnlich, die man Dialekte nennete: der attiſche, doriſche, äoliſche und ioniſche. So haben wir auch heut zu Tage in Italien, Frankreich, Deutſchland und andern Reichen beſondere Mundarten.

(**) In Griechenland hieß dieſe Mundart der Gelehrten Atticiſmus (S. §. 75.) in Rom Vrbanitas. In Deutſchland nannte man ſie das wahre Hochdeutſche. Ennius ſpricht vom Cethegus:

Flos delibutus populi, ſuadaeque medulla.

(***) HOR.

Vt ſiluae foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas,
Et iuuenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque. - - -
- - - Mortalia facta peribunt:
Nedum ſermonum ſtet honos, et gratia viuax.

angenommen ſind. Ein Sprachlehrer muß dabey auch nebſt der beſten Mundart ſeiner Mutterſprache auch die davon abweichenden ſchlechtern, auch die ältern Schriften derſelben, und endlich die übrigen mit ihr verwandten Sprachen kennen. Er muß dabey den alten eingeführtenGebrauch beybehalten und zu bewahren ſuchen (*).

§. 90.

Durch die Vollkommenheit einer Sprache wird die Uebereinſtimmung ihrer Wörter und Redensarten nach gewiſſen Regeln verſtanden; in dieſem Verſtande beſitzt eine jede Sprache eine gewiſſe Stufe der Vollkommenheit und je gröſſer dieſe Uebereinſtimmung iſt, deſto vollkommener iſt die Sprache. Es wird aber hierzu keine durchgängige Uebereinſtimmung, keine Sammlung allgemeiner Regeln ohne alle Ausnahmen erfodert. Dieſe Vollkommenheit würden wir in allen Sprachen vergebens ſuchen. Da alſo unſere deutſche Sprache ſeit einigen Jahren wortreicher geworden iſt, ſo hat ſie auch eine höhere Stufe der Vollkommenheit betreten. Die Vollkommenheit einer Sprache iſt deſto gröſſer, je weniger Regeln ſie enthält, und je allgemeiner dieſelben ſind; denn je allgemeiner die Regeln ſind, deſto weniger Ausnahmen haben ſie. Reichtum und Ueberfluß, Deutlichkeit und Nachdruck ſind hauptſächliche Eigenſchaften, welche eine Sprache beſitzen muß, wenn ſie den Ruhm der Vollkommenheit verdienen will.

§. 91.

Alle Sprachen in der Welt ſind eher geredet als geſchrieben worden; doch ſind ſie vor dieſem letztern Zeitpuncte ſehr rauh und unförmlich geweſen; die Schrift brachte ſie in Ordnung. Der erſte Anfang der Sprachlehre beſchäftiget ſich alſo mit dem Unterrichte, wie man recht ſchreiben ſolle, ob ſich gleich dieſer auf verſchiedene dem Anfänger noch unbekannte, und in den nachfolgenden Theilen der Sprachlehre erſt vorkommende Sätze gründet. Die Verwandſchaft der Wörter und ihren vielfältigen Unterſchied in Anſehung der Bedeutung und ihrer äuſſerlichen Bildung oder Geſtalt zu wiſſen, und dieſe Wörter, von an-

(*) SENECA *Ep.* 95. Grammatici cuſtodes latini ſermonis.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

dern abgeſondert, ihrer Natur nach zu kennen, iſt die zweyte Pflicht eines Sprachlehrers. Ihr Verhältniß miteinander und ihre Verbindung im Zuſammenhange zu verſtehen, iſt die dritte Eigenſchaft deſſelben; und ſelbſten den Ton in der Ausſprache durch den Wohlklang dem Ohre reitzend zu machen, iſt die vierte und letzte Abſicht der Sprachlehre. Dieß ſind alſo die vier Theile derſelben: die Rechtſchreibung, die Wortforſchung, die Wortfügung und die Tonneſſung (*). So wie dieſe Theile allen Sprachen eigen ſind, ſo ſind ſie es beſonders auch der Deutſchen Sprache. Wie unverantwortlich iſt es alſo nicht, wenn verſchiedene, ſogar unter unſern heutigen Gelehrten, die doch oft im Lateiniſchen und Griechiſchen ſehr ſcharfe Beobachter der Regeln ſind, in ihrer eigenen Mutterſprache unverzeihliche Fehler begehen? Fehler, welche man ihnen weniger vergeben kann, als den Gelehrten des neunten Jahrhunderts, über welche doch Ottfried ſchon klagte (**).

§. 92.

Die Rechtſchreibung lehret uns auf eine der Ausſprache ähnliche Art ſchreiben (*). Den Urſprung der deutſchen Buchſtaben herzuleiten und das Verzeichniß derer in Gloſſariis enthaltenen alten deutſchen Wörter zu kennen iſt mehr eine Beſchäftigung und eine Abſicht der Diplomatic oder

(*) Dieſer Theil der Sprachkunſt gehöret nicht in die Dichtkunſt. Dieſe hat viel edlere Beſchäftigungen, ſowohl in der Erfindung, als Ausbildung der Sachen und Gedanken; jene beſteht in dem bloſſen Spiele langer und kurzer Syllben; dieſe iſt abſtract und jene mechaniſch.

(**) Er ſpricht in der Vorrede zu ſeinen Evangel. Stupent in aliis (linguis) vel litterula parua artem transgredi; et paene propria lingua vitium generat per ſingula verba. Res mira! tam magnos viros, prudentiae deditos - - - cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre, et vſum ſcripturae in propria lingua non habere.

(*) QVINTIL. *inſtit. orat. L.* 1. *c.* 7. *n.* 30. *et* 31. *edit. Geſner.* (*al. c.* 12 vel 13.) Ego (niſi quod conſuetudo obtinuerit) ſic ſcribendum quidque iudico, quomodo ſonat. Hic enim vſus eſt litterarum, vt cuſtodiant voces et velut depoſitum reddant legentibus. Itaque id exprimere debent, quod dicturi ſumus.

oder der Wiſſenſchaft, alte Urkunden zu kennen. Ueberhaupt haben die Deutſchen vier und zwanzig Buchſtaben (**). Dieſe Buchſtaben nun werden in zween Theile getheilet. Einige davon haben für ſich einen Laut, ohne Beyhülfe der andern, die übrigen alle haben für ſich ſelbſt keinen hellen Laut, ſondern können nur vermittelſt der erſtern gehöret werden. Jene werden Selbſtlauter, dieſe aber Mitlauter genannt. Dieſe theilen einige wieder in härtere und gelindere ein. Der Laut der Selbſtlauter iſt entweder lang, oder kurz. Lang ſind die Selbſtlauter 1) wenn ſie in einſylbigten Wörtern ganz am Ende ſtehen, obgleich hinten ein h. folget (***). 2) Wenn in ſolchen Wörtern, die am Ende verlängert werden können, nur ein Mitlauter darauf folget (****). 3) Wenn gleich auf den Selbſtlauter ein h, oder th folget (*****). 4) Wenn der Selbſtlauter entweder mit dem nemlichen oder mit einem andern verdoppelt wird, obgleich auch doppelte Mitlauter folgen (******). Kurz ſind ſie hingegen 1) wenn ſie am Ende vielſylbigter Wörter ganz blos ſtehen (*******); 2) Wenn in den einſylbigten Wörtern, die niemals am Ende wachſen, doch nur ein Mitlauter auf ſie folget (********); 3) Wenn ſie in vielſylbigten Wörtern, deren erſte Sylben lang ſind, am Ende ſtehen; obgleich dieſe Wörter mit

(**) Das Y iſt ein griechiſcher Buchſtab, welches die Franzoſen gut ausdrücken, da ſie ihn i Grec nennen; wir können ihn indeſſen doch beybehalten, wenn er uns zum Mittel dient, gleichlautende Wörter zu unterſcheiden.

(***) Als: jā, ſō, dū; ſāh, gēh, Schūh, Strōh.

(****) Die Wörter mögen nun durch die Abänderung, als: Schwān, Schwānes; oder durch die Abwandelung, als: mūß, müſſen verlängert werden.

(*****) Als: Wāhl, Mēhl, Ūhr, Rāth, Nōth, Mūth.

(******) Als: Quāal, Mēer, Sēe, Hāus, Prēis, ſchīeſſen.

(*******) Als: gebĕ, derŏ, Baſſă, Uhŭ.

(********) Als: mĭt, vŏn, ŭm.

einem Mitlauter ſchlieſſen (*); 4.) Wenn doppelte oder mehrere Mitlauter folgen (**). Alle Buchſtaben bleiben entweder einzeln ſtehen, wenn man ſie ſpricht; oder ſie werden verdoppelt, und mit andern ihrer Art verſtärket, ſo daß ſie einen ganz veränderten Laut von ſich geben. Geſchieht dieſes mit Selbſtlautern, ſo entſtehen aus dieſer Verbindung die Doppellaute (***) und dreyfache Selbſtlauter (****); die Mitlauter werden auch verdoppelt, und zwar insgemein nach einem kurzen Selbſtlauter, um dadurch der Sylbe die gehörige Länge zu geben (*****).

§. 93.

Wenn ſo viel Buchſtaben zuſammen kommen, als man mit einem einzigen Aufthun des Mundes zugleich ausſprechen kann, ſo daß ſie nur einen Laut geben, ſo entſteht daraus eine Sylbe. Die Regeln der Rechtſchreibung werden in allgemeine und beſondere getheilet. Die allgemeinen ſind: 1) Jede Sylbe muß mit ſolchen Buchſtaben geſchrieben werden, die man in der guten Ausſprache deutlich höret. Hier muß aber weder die Mundart des Pöbels, noch die Neuerung eines Sonderlings, ſondern die Ausſprache der Gelehr-

(*) Als: Haber, beben, warum.

(**) Als: Feſt, haſſen, Griff, Blick, Hund, krumm.

(***) Deren ſind ſechszehn, als: aa, ä, ai, au, ay, ee, ei, eu, ey, ie, ö, oi, oo, oy, ü und uy.

(****) Deren ſind drey, als: äu, äy, öy.

(*****) Deren ſind vierzehn, als: bb, ck, dd, ff, gg, ch, ll, mm, nn, pp, rr, ſſ, tt, tz. Hierbey ſind verſchiedene Anmerkungen zu machen, als: 1) die doppelten Mitlauter werden einfach, ſobald noch ein anderer Mitlauter dabey iſt, als Knopf, nicht Knopff; Herz, nicht Hertz; denken, nicht dencken. 2) Die Mitlauter werden nur nach kurzen Selbſtlautern verdoppelt; nach langen ſind ſie einfach; als: backen, nicht baken; hoffen, nicht hofen; hingegen Graf, nicht Graff; Hofrath, nicht Hoffrath. 3) Diejenigen, welche das k und das z mit ſich ſelbſt verdoppeln, ſind Neulinge, welche ſich dem Gebrauche ohne Grund widerſetzen; deswegen ſchreibt man: die Brücke, die Katze, nicht Brükke, Kazze. S. des Herrn Prof. Reichards Geſchichte der deutſchen Sprachkunſt.

Gelehrten und der gemeine Gebrauch zum Richter geſetzet werden (*). 2) Alle Buchſtaben, welche denjenigen Wörtern eigen ſind, von welchen andere herkommen, müſſen in dieſen abſtammenden, ſo viel möglich iſt, beybehalten werden (**). 3) In den abſtammenden Wörtern muß man dahero keinen Doppellaut ſetzen, wenn das Stammwort keinen damit verwandten Selbſtlauter gehabt hat (***). 4) Man muß ſich im ſchreiben nach dem allgemeinen Gebrauche richten (****). 5) Wörter verſchiedener Bedeutung und die nicht von einander abſtammen, muß man, ſo viel möglich iſt, durch die Buchſtaben unterſcheiden (*****). 6) Was in einem ähnlichen Falle ſo geſchrieben wird, das ſoll man auch im andern ſo ſchreiben (******). 7) Fremde Namen und Wörter muß man mit den nehmlichen Buchſtaben ſchreiben, welche derjenigen Sprache eigen ſind, aus der ſie herkommen (*******). 8) Wenn

(*) So ſchreibt man Bein, obgleich der Bauer Baan ſpricht und Seegen, finſter, obgleich Zeſianer Sägen, fünſter ſchreiben.

(**) Als: Haus, häuslich, nicht heuslich.

(***) Man ſchreibt alſo Gebirg und nicht Gebürg, weil es von Berg und nicht von Burg herkömmt; gölden und nicht gülden, weil das Stammwort Gold und nicht Guld heißt; ein wöllener, nicht wüllener Zeug, weil man nicht die Wulle, ſondern die Wolle ſagt.

(****) So iſt di, wi, hi, ſi anſtatt die, wie, hie, ſie zu ſchreiben, eine verwerfliche Zeſianiſche Neuerung.

(*****) Z. E. die Waare, merx, wahre vera. Herr Gottſched hat uns in ſeiner Sprachlehre in dem V. Hauptſtücke der Rechtſchreibung in der Leipziger Ausgabe von 1762. p. 114—149. ein orthographiſches Verzeichniß gewiſſer zweifelhafter Wörter an die Hand gegeben. S. Wolfs Unterricht zur Rechtſchreibung p. 86—120. Freyers Anweiſung zur deutſchen Orthographie p. 260—321. und Bödikers Grundſäze der teutſchen Sprache p. 57—70.

(******) Von ſehen, ich ſah, wird die gebietende Art einſyllbig: ſieh; von jagen, ich jagete wird die gebietende Art zweyſyllbig: jage. Ich ziehe alſo die Regel daraus, daß die gebietende Art der unrichtigen Zeitwörter einſyllbig, die gebietende Art der richtigen Zeitwörter aber zweyſyllbig ſey und wende dieſe Regel im ähnlichen Falle an, daher ſchreibe ich von nehmen, ich nahme, nimm; und von fragen, ich fragete, frage.

(*******) Daher wir in den Wörtern, welche aus dem Griechiſchen kommen, das k beybehalten, weil es ein dieſer

zwo oder mehrere von dieſen allgemeinen Regeln miteinander ſtreiten, ſo muß die ſchwächſte nachgeben (*).

§. 94.

Die beſondern Regeln der deutſchen Rechtſchreibung ſind: 1) Nach allen langen Selbſtlautern muß man einfache, nicht aber doppelte Mitlauter ſetzen (**). 2) Was in vielſyllbigten Wörtern mit einem Aufthun des Mundes ausgeſprochen wird, das bleibt bey der Syllbe: was man dabey nicht höret, das kömmt zur folgenden (***). 3) Einſyllbigte Wörter, die am Ende niemals wachſen, werden nur mit einem einfachen Buchſtabe geſchrieben (*). 4) Wörter, die am Ende wachſen, richten ſich auch im Stammworte ſchon nach der Ausſprache der verlängerten Syllben (**). 5) Nach einem Mitlauter, muß man keinen andern doppelten Mitlauter, ſondern nur einen einfachen ſetzen (***). 6) Nach kurzen Selbſtlautern aber muß man doppelte Mitlauter ſchreiben (*). 7) Das ck und tz vertreten allemal die Stelle des doppelten k und des

Sprache eigener Buchſtab iſt, ſo wie das c der Lateiniſchen, als: Sokrates, Cato; nicht Socrates, Kato. So auch in den Wörtern, die aus dem Franzöſiſchen kommen, wäre es lächerlich, wenn wir Boalo anſtatt Boileau ſchreiben wollten, oder Schalong, Schurnahl, anſtatt Chalons, Journal.

(*) Der gemeine Gebrauch iſt hier der Richter; man ſollte z. E. nach der zweyten Regel dieſes §. die Höche ſchreiben, weil dieſes Wort von hoch kömmt, allein wir folgen dem eingeführten Gebrauche, der ſich für das Wort Höhe erkläret.

(**) Als: Graf, ſtrafen, nicht Graff, ſtraffen. (S. §. 92. *not. n.* 2.)

(***) Eine Anmerkung, die das Buchſtabiren und das Abbrechen im Schreiben betrift. Ich ſchreibe alſo ſa=gen, nicht ſag=en.

(*) Als: bis, auf, aus, als; nicht biß, auff, auß, alß; denn daß ß ſtellt das ſſ vor, weil dieſes am Ende nicht geſetzet werden kann.

(**) Haus wird mit einem s geſchrieben, weil es in der Verlängerung, des Hauſes, auch nur eines hat; der Haß hingegen mit einem ß, weil in der Verlängerung ein ſſ iſt.

(***) Als: werfen, danken, Schmerzen, nicht werffen, dancken, Schmertzen. (S §. 92. *not. n.* 1.)

(*) als: Satz, Blitz, Witz, Schutz, Glück, hoffen, und nicht Saz, Bliz, Wiz, Schuz, Glük, hofen,

des doppelten z (*). 8) Das h muß nur zu denen Selbſtlautern geſetzet werden, die einer Verlängerung bedörfen, zu denen aber nicht, die ſolche nicht nöthig haben (**). 9) In allen aus dem Hebräiſchen und Griechiſchen herkommenden Wörtern, vertritt das th die Stelle des Thau, ת und Theta, ϑ (***). 10) Hebräiſche und Griechiſche Wörter, die vor a, o, und u, wie auch vor andern Mitlautern ein k haben, behalten ſolches im Deutſchen auch (*). 11) Lateiniſche Namen und Wörter, die im Deutſchen vorkommen, laſſe man ihr urſprüngliches c; auſſer in denen wenigen, wo das k ſchon eingeführet worden (**). 12) Wörter von Deutſchem Urſprunge müſſen mit einem k und nicht mit einem c geſchrieben werden (***). 13) Das Qu bleibt in allen deutſchen und lateiniſchen Wörtern, in welchen es bisher gebrauchet worden; ſoll aber nicht in Qv verwandelt werden (*). 14) Man muß ſich durch das Beyſpiel einzelner Schriftſteller, die einen beſondern Eigenſinn; oder gewiſſer Landſchaften, die eine eigene Mundart haben, nicht verführen laſſen, gewiſſe ſonderbare Neuerungen nachzumachen, wenn der gemeine Gebrauch dieſelbigen nicht beſtätiget (**).

(*) als: Glück, Blitz, nicht Glükk, Blizz.

(**) als: wohl, Höhle; nicht wol, Höle; hingegen an, verurſachen; nicht ahn, veruhrſachen.

(***) als: Seth, Thomas, nicht Set, Tomas. (S. §. 93. *n.*)

(*) als: Kain, Nikolaus, nicht Cain, Nicolaus. (S. §. 93. *n.*)

(**) als: Cato, Candidat, nicht Kato, Kandidat. Iſt das K, aber ſchon gewöhnlich, ſo muß es bleiben, denn der gemeine Gebrauch hebt die Regeln auf. (S. §. 93. *n.* 8. und *not.* 7.) Alſo ſchreibt man Körper und nicht Cörper, ob es gleich von dem Lateiniſchen Worte corpus herkömmt, denn da zu dem o in dem Deutſchen noch ein e beygefüget wird, welches in dem Tone der Ausſprache vorſchlägt, ſo würde es müſſen ausgeſprochen werden, wie Zörper, wenn das c nicht in ein k verwandelt würde.

(***) als: Kranz, nicht Cranz; denn der deutſchen Sprache iſt das k eigen, und nicht das c.

(*) als: quälen, Quittung, Quinteſſenz; nicht qvälen, Qvittung, Qvinteſſenz.

(**) HORAT.

— — — Si volet vſus,
Quem penes arbitrium eſt, et vis et norma loquendi.

§. 95.

Die älteſten Erfinder der Schrift waren noch nicht für die Zierlichkeit derſelben beſorgt. Sie hatten nur einerley Buchſtaben, weil ihnen unſere heutigen kleinern unbekannt waren. Sie wußten auch nichts von Unterſcheidungszeichen und ſchrieben alles in einer Reihe, bis die Römer anfiengen zwiſchen alle Wörter einen Punct zu machen und das Leſen dadurch einigermaſſen erleichterten; endlich ſchien auch dieſe groſſe Menge einzelner Puncten beſchwerlich und man ſann auf die Vervielfältigung der Unterſcheidungszeichen. Dieſe ſind heut zu Tage ſowohl eine Zierde der Sprache, als ein Hülfsmittel auf eine geſchwindere und leichtere Art den Sinn einer Periode zu faſſen; die Kenntniß derſelben wird ein wichtiger Gegenſtand in Erlernung der Sprache. Die Regeln, welche von denſelben angegeben werden können, verdienen bemerkt zu werden und ſind folgende: 1) Man muß nicht alles dicht aneinander ſchreiben, ſondern jedes Wort von dem andern durch einen kleinen Zwiſchenraum trennen (*). 2) Im Anfange jeder Periode und, in Gedichten, vor jedem Verſe muß ein ſogenannter groſſer Buchſtab geſetzet werden. 3) Nicht nur alle eigene Namen, ſondern auch alle ſelbſtändige Nennwörter müſſen mit groſſen Anfangsbuchſtaben geſchrieben werden. 4) Nach einem kurzen Satze, der einen völligen Sinn hat, und ohne das folgende verſtanden werden kann, muß man einen Schlußpunct machen (**). 5) Wenn in einer Periode zween beſondere Ausſprüche verbundeh werden, ſo ſetze man einen Doppelpunct

(*) So ſchrieben z. E. die alten Griechen:
HESIOD. *in Gener. Deor. v.* 27 28.
ΙΔΜΕΝΨΕΥΔΕΑΠΟΛΛΑΛΕΓΕΙΝΕΤΙΜΟΙΣΙΝΟΜΟΙΑ
ΙΔΜΕΝΔΕΥΤΕΘΕΛΩΜΕΝΑΛΗΘΕΑΜΥΘΗΣΑΣΘΑΙ
Und die Römer; HORAT. *Art. Poët. v.* 151.
ATQVEITAMENTITVRSICVERISFALSAREMISCET
PRIMONEMEDIVMMEDIONEDISCREPETIMVM
Und wie närriſch wäre es, wenn wir ſie im Deutſchen nachahmten. z. E. Haller p. 231.
ſogehtsderwiſſenſchaftverachtunggehtfürmüh
werſievichthatdertadeltſie

(**) Gellert. III. Th. p. 14.
Dich bet ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem Herrn.
Du hörſt der Menſchen Flehn und du erretteſt gern.

punct dazwiſchen (*). 6) Wenn man fremde Reden oder Worte anführet, ſo ſetze man vor denenſelben einen Doppelpunct (**). 7) In den Perioden, welche ſich mit obwohl, weil, wann, ſeitdem u. d. gl. anfangen, oder wo auch nur dieſe Wörter verſtanden werden, ſetze man in die Mitte der beiden verbundenen Glieder einen Doppelpunct (***). 8) Da, wo entweder ein neuer Ausſpruch von derſelben Sache, oder derſelbe Ausſpruch von einer andern Sache gethan wird, ſetze man einen Strichpunct (*). 9) Die kleinſten Trennungen gewiſſer Wörter, die nicht unmittelbar zuſammen gehören, bemerke man durch einen Beyſtrich (**). 10) Nach einer wirklichen Frage ſetze man am Ende derſelben allemal das Fragezeichen (***). 11) Der Ausruf, die Verwunderung und Verſpottung, ja jede lebhafte Anrede bekömmt das Ausrufezeichen (*). 12) Wenn in eine zuſammenhangende Rede etwas eingeſchoben wird, das, dem Sinne ohne Schaden, auch weg-

(*) Gellert. III. Th. p. 14.
Du biſt der Gott der Kraft; dich preiſen Erd und Meere:
Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.

(**) Werlhof. p. 156.
Du ſprichſt: Licht, Glut und Flamme werde.
Es wird.

(***) Gellert. III. Th. p. 17.
Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten:
So eilt ſein ſanfter Muth, der Brüder Zwiſt zu ſchlichten.
Er wird der Unſchuld Schutz; ihr Leiden iſt ſein Schmerz;
Und iſt ſein Schutz zu ſchwach: arbeitet doch ſein Herz.

(*) Gellert. III. Th. p. 19.
Er iſt des Knechtes Fürſt; doch niemals ſein Tyrann.

(**) Gellert. III. Th. p. 19.
Klug, ohne Hinterliſt, ſtreng ohne Bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er ſtraft, noch ſanft, wenn er gebeut,
Regiert der Chriſt ſein Haus.

(***) Gellert. III. Th. p. 3.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelſucht?
Iſt nicht des Andern Neid ſelbſt deines Ruhmes Frucht?

(*) Gellert. III. Th. p. 22.
So iſt, Allmächtiger! denn meine Hülfe nah?
Du rufſt, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja
Sey dir, der ſeine Hand ſtets über mich gebreitet,
Dir, Gott! der bis ans Grab mich wunderbar begleitet!
Wie oft vergaß mein Herz ſein Heil und ſeine Pflicht!
Doch giengſt du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.

bleiben könnte: ſo ſchließt man das Eingeſchobene am Anfange und am Ende mit Klammern ein (*). 13) Wo in der Mitten oder am Ende ein Selbſtlauter ausgelaſſen und nicht geſchrieben wird: da ſetze man einen Oberſtrich (**).

§. 96.

Die Wortforſchung, als der zweyte Theil der Sprachlehre beſchäftigt ſich mit der Natur und Eigenſchaft der Wörter an und vor ſich ſelbſt. Dieſe ſind Zeichen unſerer Gedanken. So vielerley alſo die Gedanken ſind, ſo vielerley Wörter hat auch die Sprache. Es giebt aber drey beſondere Arten der Gedanken. Entweder denken wir an Dinge, die für ſich beſtehen, oder doch dafür angeſehen werden mit ihren Eigenſchaften, oder wir denken an die Veränderungen dieſer Dinge, welche einem gewiſſen Zeitpuncte unterworfen ſind, oder wir denken an die Verhältniſſe dieſer Dinge und an die Verbindung derſelben mit andern. Die Ausdrücke des erſten Gedankens ſind Nennwörter; des zweyten, Zeitwörter und des dritten Beſtimmungswörter, aus welchen dreyen die ganze Sprache beſteht. Dieſe drey Arten der Wörter werden wieder in ihre Theile getheilet. Ein Nennwort, welches den Gedanken der weſentlichen Dinge und ihrer abgeſonderten Eigenſchaften ausdrückt, macht entweder für ſich allein geſetzet einen völligen Gedanken aus und heißt ein Hauptwort, oder es macht alsdann erſt einen völligen Gedanken aus, wenn es zu einem ſolchen Hauptworte geſetzet wird, und heißt ein Beywort (*). Die Hauptwörter werden entweder ſelbſt geſetzet, oder es vertreten andere kürzere und bequemere Wörter ihre Stelle, welche dazu erfunden ſind, damit die Wieder-

(*) von Cronegk. II. Th. p. 288.
Dereinſt (ich wünſch es dir nicht!) doch, ach! die Stunde wird kommen!

(**) Dieſes ſucht ein guter Dichter, ſo viel möglich iſt, zu vermeiden.
Canitz.
Sonn' und Licht hat ſich verkrochen.

(*) Es können auch Beywörter und Zeitwörter zu Hauptwörtern werden; jene, wenn man das darunter verſtandene Hauptwort wegläßt, als: ein Weiſer, nemlich Mann; dieſe, wenn man ihnen in dem Gedanken ein wirkliches Weſen beylegt, als: ich kenne dein Thun und Laſſen.

derholung der erſtern nicht einen Eckel erwecke. Dieſe nennen wir Fürwörter (*). Da Menſchen und Thiere von zweyerley Geſchlecht ſind, verſchiedene andere Dinge aber gar keinem Geſchlechte unterworfen ſind, ſo hat man auch in den Wörtern der Sprache dreyerley Geſchlechter eingeführet, nemlich, das männliche, das weibliche und das ungewiſſe. Dieſe Geſchlechter anzudeuten, haben einige Sprachen kleine Wörtchen erdacht, die ſie vor die Hauptwörter ſetzen. Unter dieſen iſt nach der Griechiſchen die Deutſche, nach dieſer die Franzöſiſche (**). Dieſe kleine Wörtchen nennet man Geſchlechtswörter. Sie ſind von den Fürwörtern darinn unterſchieden, daß dieſe auch ohne die Hauptwörter und anſtatt derſelben; jene aber neben und zugleich mit ihnen gebrauchet werden. Die Wörter der zweyten Gattung ſind die Zeitwörter, die das Thun und Leiden anzeigen und auch wieder in zweyerley Arten getheilet werden. Denn entweder bedeuten ſie ſchlechtweg das *Thun* und Leiden, welches in einer gewiſſen beſtimmten oder unbeſtimmten Zeit geſchiebt, müſſen aber vor oder neben ſich allemal ein Hauptwort oder ein Fürwort haben, wenn es einen vollen Gedanken geben ſoll, welche Art insbeſondere das Zeitwort heißt (***); oder ſie zeigen zwar das Thun und Leiden in einer verſchiedenen Zeit an; aber führen doch zugleich einen Hauptbegriff bey ſich, der ſich ſchon allein gedenken läßt und alſo ſehen ſie gewiſſermaſſen einem Nennworte ähnlich; ſie halten alſo zwiſchen

(*) Z. E. Dido ſprach zu dem Aeneas: Dido liebt den Aeneas; dieß würde nicht ſo gut klingen, als: Dido ſprach zu dem Aeneas: ich liebe dich.

(**) der, die, das, einer, eine, eines. Der Mann, die Frau, das Kind; ein Berg, eine Wieſe, ein Feld. Grotius in ſeinem Sinngedichte auf die deutſche Sprache ſpricht *Farr.* L. III. p. 215.

O patria ſalue lingua!
Cuius retenta parte, tot triumphatae
Adhuc fatentur Teutonum arma gentes.

ROLLIN *Maniere d'enſeigner etc. T.* 1. *p.* 324.

La plupart de nos mots viennent de la Langue Latine; mais la conſtruction et les verbes auxiliaires, qui ſont d'un tres grand uſage, nous viennent de la Langue Germanique; wozu auch die Geſchlechtswörter gehören.

(***) als: ich leſe, du ſchriebſt, der Vogel iſt geflogen, der Fiſch wird ſchwimmen.

ſchen den Zeitwörtern und Nennwörtern das Mittel; und weil ſie von mittlerer Natur ſind, ſo nennt man ſie Mittelwörter (*). Die dritte Art der Wörter ſind Beſtimmungswörter; deren einige zu den Zeitwörtern geſetzt werden, ihre unbeſtimmte Bedeutung etwas näher anzudeuten und heiſſen Nebenwörter (**); andere werden zu den Hauptwörtern und Fürwörtern geſetzet, allerley kleine Nebenumſtände derſelben zu beſtimmen und werden Vorwörter genannt (***); noch andere verbinden nur das vergangene mit dem folgenden und werden Bindewörter genannt (*); endlich beſtimmen andere den Gemüthszuſtand des Redenden und drücken ſeine Leidenſchaften aus; dieſe werden Zwiſchenwörter genannt (**). Nimmt man nun alle dieſe Unterſchiede zuſammen, ſo haben wir neun Arten der Wörter, nemlich: die Geſchlechtswörter, die Nennwörter, die Fürwörter, die Zeitwörter, die Mittelwörter, die Nebenwörter, die Vorwörter, die Bindewörter und die Zwiſchenwörter. Dieſe werden in obige drey Gattungen getheilet; denn die erſte, zweyte und dritte Art derſelben ſind Benennungen der Dinge, die vierte und fünfte deuten das Thun und Leiden an und die ſechſte, ſiebente, achte und neunte ſind Beſtimmungswörter. § 97.

(*) als: ein Schreibender, der Leſende, etwas Gemaltes, die Geliebte.

(**) Gellert III. Th. p. 11.

Elpin ſchreibt niedrig und ſchreibt ſchön;
Cleanth ſchreibt hoch. Elpin wünſcht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu ſtehn!
Er ſucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach und muß ihm weichen,
Und ſchreibt und denkt für keinen Menſchen ſchön.

(***) von Cronegk. II. Th p. 3.

Die müde Seele ſucht, in deinen Dunkelheiten,
Die beym mühſamen Schwarm ſcheinbarer Eitelkeiten
Von allen Sterblichen umſonſt geſuchte Ruh.

(*) Gellert. III. Th. p. 25.

Du ſiehſt viel Zweifel. Gut! Siehſt du nicht auch viel Licht?
Wenn du Beweiſe ſiehſt; dann iſt der Glaube Pflicht.
Der Wahrheit heimlich feind, ſinnreich in eiteln Fragen,
Hängſt du dem Zweifel nach, und magſt ihm nicht entſagen.
Prüf die Religion; doch denk auch, was du biſt,
Daß dein Verſtand umſchränkt und Gott unendlich iſt.
Thu ihren Willen treu; dann wirſt du inne werden,
Sie ſey des Himmels Geiſt und nicht der Witz der Erden.

(**) als; Wohl mir! Wehe dir! O! Ey! Weg! u. d. gl.

§. 97.

Das Geſchlechtswort iſt zweyerley; das unbeſtimmte ein, eine, ein, und das beſtimmte der, die, das. Das erſte brauchet man, wenn man von keiner gewiſſen Sache, ſondern nur überhaupt von der Art derſelben reden will; das zweyte, wenn man eine Sache näher beſtimmt und von einzelnen abgeſonderten Dingen allein redet. Dieſe Geſchlechtswörter verändern ſich in allen drey Geſchlechtern am Ende etwas, wenn man auf allerley Fragen damit antworten will. Dieſe Veränderung heißt insbeſondere Abänderung und die Fragen oder Fälle, in welchen ſie verändert werden können, nennen wir Endungen, dergleichen ſechſe ſind. (*). Auf dieſe Fragen wird durch alle drey Geſchlechter geantwortet (**). Dieſe Endungen werden durchaus bey allen Hauptwörtern, Fürwörtern und Mittelwörtern gebraucht. Die Dinge, davon man redet, ſind entweder einzeln, oder in mehrerer Anzahl. Hier hat nun das unbeſtimmte Geſchlechtswort zwar zu den einzelnen Dingen ſeine Endungen: bey der mehrern Zahl aber hat es im Deutſchen gar nicht ſtatt (***); das beſtimmte Geſchlechtswort hingegen wird nicht allein bey der einzelnen, ſondern auch bey der mehrern Zahl gebraucht (*). Hiebey beobachten

(*) als:

die erſte Endung,	oder Nennendung,	Wer?
die zweyte,	oder Zeugendung,	Weſſen?
die dritte,	oder Gebendung,	Wem?
die vierte,	oder Klagendung,	Wen?
die fünfte,	oder Rufendung,	O du?
die ſechſte,	oder Nehmendung,	Von wem?

(**) als:

Wer? ein Mann, eine Frau, ein Kind.
Weſſen? eines Mannes, einer Frau, eines Kindes.
Wem? einem Manne, einer Frau, einem Kinde.
Wen? einen Mann, eine Frau, ein Kind.
O du? o du Mann, o du Frau, o du Kind.
Von wem? von einem Mañe, von einer Frau, von einem Kinde.

(***) Doch können Hauptwörter, wenn von vielen geſprochen wird, auch völlig ohne Geſchlechtswort geſetzet werden, wie in dem Lateiniſchen, als: Eruditi libris egent; Gelehrte brauchen Bücher; welches aber bey den Franzoſen und Italiänern nicht angeht; denn jene müſſen ſagen: *les* ſavans ont beſoin *des* livres, und dieſe: *gli* litterati no poſſono mancar *de'i* libri.

(*) als:

ten wir 1) daß das Geſchlechtswort der, die, das, wenn von vielen geſprochen wird, mit dem Fürworte der, die, das in der Zeugendung und in der Gebendung beſonders der vielfachen Zahl nicht vermengt werden muß (*). Jenes ſteht allemal beym Hauptworte, dieſes aber kann auch ohne ein Hauptwort ſtehen. 2) Das Geſchlechtswort wird oft mit gewiſſen Vorwörtern, wo es ſich thun läßt, zuſammen gezogen (**); nur daß das Geſchlechtswort nicht ſo zuſammen gezogen werde, daß man es nicht mehr höret und das Vorwort allein ſtehen bleibt (***). 3) Das Geſchlechtswort

Von einem.

Nennendung, der Mann, die Frau, das Kind.
Zeugendung, des Mannes, der Frau, des Kindes.
Gebendung, dem Manne, der Frau, dem Kinde.
Klagendung, den Mann, die Frau, das Kind.
Rufendung, o du Mann, o du Frau, o du Kind.
Nehmendung, von dem Manne, von der Frau, von dem Kinde.

Von vielen.

Nennendung, die Männer, die Frauen, die Kinder.
Zeugendung, der Männer, der Frauen, der Kinder.
Gebendung, den Männern, den Frauen, den Kindern.
Klagendung, die Männer, die Frauen, die Kinder.
Rufendung, o ihr Männer, o ihr Frauen, o ihr Kinder.
Nehmendung, von den Männern, von den Frauen, von den Kindern.

(*) als: das Leben der Menſchen iſt kurz. Hier iſt es das Geſchlechtswort. Die Soldaten, welche er bey ſich hatte, derer war bey viertauſend Mann; hier iſt es das Fürwort. Es iſt keine Frömmigkeit mehr unter den Menſchen; hier iſt es das Geſchlechtswort; Alle, die Gott fürchten, denen giebt er das ewige Leben; hier iſt es das Fürwort.

(**) als: an dem, am Tage liegen; an das, ans Licht bringen; auf das, aufs Land fahren; auf dem, aufm; aus dem, ausm; durch das, durchs; für das, fürs; hinter dem, hinterm; hinter den, hintern; hinter das, hinters; in dem, im; in das, ins; von dem, vom; vor das, vors; vor dem, vorm; vor den, vorn; über dem, überm; über den, übern; über das, übers; unter dem, unterm; unter den, untern; unter das, unters; wider den, widern; wider das, widers; zu dem, zum; zu den, zun; zu der, zur.

(***) So ſchreibt man nicht an Mann bringen, ſondern: an den Mann bringen und nicht: in Himmel kommen, ſondern: in den Himmel kommen; denn entweder müßte man das ganze Geſchlechtswort verſchlucken oder man müßte an'n, in'n, ſchreiben, welches beydes unrecht wäre.

wort dienet oft die Bedeutungen der Wörter zu unterſcheiden (*).

§. 98.

Ein Hauptwort iſt ein ſolches Wort, vor welches man das Geſchlechtswort der, die, das, oder ein, eine, ein ſetzen kann. Die Hauptwörter ſind zweyerley Denn entweder enthalten ſie eine eigentümliche Benennung eines einzelnen Dinges und heiſſen eigene Namen (*); oder ſie ſind Benennungen ganzer Arten von Dingen und werden gemeine Benennungen genannt (**). Bey den Hauptwörtern geben wir beſonders Acht auf ihre Bildung, ihr Geſchlecht und ihre Abänderung. Wenn wir die Bildung der Hauptwörter beobachten, ſo finden wir, daß ſie von vielerley Art und Beſchaffenheit ſind. Einige derſelben ſind Stammwörter, andere ſind hergeleitete Wörter (***), welche entweder von andern Hauptwörtern, oder von Beywörtern, Zeitwörtern und andern kleinen Redetheilchen entſtanden ſind. Ferner ſind einige einfache, andere zuſammengeſetzte Hauptwörter, welche durch die Verbindung zweyer oder mehrerer einfachen Wörter oder auch nur gewiſſer Syllben, die im Anfange, oder am Ende beygefüget werden, entſtehen (*). Die Unterſuchung dieſer Abſtammung und Zuſammenſetzung iſt von groſſem Nutzen. Sie dienet nicht nur, die wahre urſprüngliche Bedeutung der Wörter zu erklären und die Abweichungen der Neuern von dem Sinne derſelben deſto beſſer zu vermeiden, ſondern ſie trägt auch vieles zur Verbeſſerung der Rechtſchreibung bey. Man kann auf verſchiedene Arten zuſammenſetzen, als Hauptwörter mit Hauptwörtern (**), Beywörter mit Hauptwörtern (***), Zeitwör-

(*) als: der Band eines Buchs, tomus und das Band, vinculum; der Hut, pileus und die Hut, cuſtodia; der Weiſe ſapiens und die Weiſe modus.

(*) als: Europa, Deutſchland, Rhein, Maynz, Peter, Maria.

(**) als: Thier, Baum, Kraut.

(***) Gebähren iſt alſo ein Stammwort und Geburt ein hergeleitetes

(*) So ſind Gott, Haus, Lamm einfache; Frühjahr, Handſchuh, Vorſatz zuſammengeſetzte Wörter.

(**) als: Hofrath, Amtmann, Handſchuh.

(***) als: Altgeſell, Großvater, Kleinmuth.

wörter mit Hauptwörtern (*), Nebenwörter mit Hauptwörtern (**), und Vorwörter mit Hauptwörtern (***) Hiebey bemerket man folgende Regeln: 1) Man ſetze nicht ohne Noth Wörter zuſammen, die ſich nicht recht zuſammen ſchicken, und in guten Schriftſtellern nicht vorkommen (*). 2) Alle zuſammengeſetzten Wörter ſchreibe man in einem Stücke, ohne alle Abtheilung (**): es wäre denn, daß ſie aus mehr als vier Theilen beſtänden; oder zum Theile ausländiſch wären (***). 3) Die Verkleinerungen, welche auch die Hauptwörter durch einen Zuſatz verlängern, müſſen nicht mit lein, auch nicht mit gen,, ſondern mit chen ausgedrückt werden (*). 4) So wie die Verkleinerungen am Ende durch einen Zuſatz die Hauptwörter verlängern, ſo giebt es gewiſſe Wörter, welche am Anfange zu denenſelben geſetzt werden (**). Die Wörter haben überhaupt, wie

(*) als: Reitpferd, Schlafrock, Kehrbürſte.
(**) als: Ebenmaaß, Wohlfarth, Uebelſtand.
(***) als: Zuſatz, Vortrag, Beyſtand.

(*) Wie viele Rechtsgelehrten hecken nicht ſolch Ungeziefer aus und halten ſichs noch zur Ehre, wenn ihre Schriften voll dergleichen Misgeburten wimmeln, als Beſchnarchungen, ſolches lehret des breitern mehrerer Hergang, das Abmaaß, die Obſorge, der Auſſenſtand, die Vereigenſchaftung, die Ausgleichung, die Berichtigung, der Abſchluß, rückthеilig, gemeinverläſſig, Vorkommenheiten und andere dergleichen ſeltſame Wortgeſpenſter, davor ein reines deutſches Ohr weglaufen möchte. Alle dieſe Blümchen ſtehen in einer kurzen Schrift, die unter dem Namen: Proponenda auf den Fränkiſchen Kreistag den 1. Oct. 1751. in den öffentlichen Zeitungen geſtanden. Soll man ſich wohl noch wundern, wenn Fürſten die Aufſätze in franzöſiſcher Sprache vorziehen?

(**) als: Hofrathstitel, und nicht Hof-raths-Titel, Feldzeugmeiſter, nicht Feld-Zeug-Meiſter.

(***) als: Reichs-General-Feldmarſchall-Lieutenant und nicht Reichsgeneralfeldmarſchalllieutenant. Reichs-Ober-Poſt-Amts-Zeitung und nicht Reichsoberpoſtamtszeitung.

(*) als: Lamm, Lämmchen, nicht Lämmlein, auch nicht Lämmgen; Haus, Häuschen nicht Häuslein, auch nicht Häusgen.

(**) als: Erz, Haupt, Mis, Stief, Un, Ur, in Erzbiſchof, Erzprieſter, Erzherzog, Hauptperſon, Haupturſache, Hauptſtück, Misgunſt, Mistrauen, Stiefbruder, Unwillen, Unding, Unvermögen, Urkunde, Urſprung, Urgroßvater.

wie ſchon erinnert worden iſt, dreyerley Geſchlechter, das männliche, das weibliche und das ungewiſſe. Die Regeln, unter welche verſchiedene Sprachlehrer die Kenntniß dieſer Geſchlechter beſonders nach dem Tone des Ausgangs zu bringen geſucht haben (*), ſind zu vielen Ausnahmen unterworfen, als daß man dieſe Lehrart billigen ſollte. Wir können die verſchiedenen Geſchlechter der Wörter aus dem beygeſetzten Geſchlechtsworte erkennen, worinn die Gewohnheit eines Volkes, welches recht ſpricht, richtige Wörterbücher und gute Schriften die beſten Lehrer ſind. Eine einige Hauptregel kann man indeſſen doch dabey bemerken, daß nemlich Wörter, die aus zweyen oder mehrern einfachen Hauptwörtern zuſammengeſetzt ſind, das Geſchlecht desjenigen Hauptwortes behalten, welches am Ende zu ſtehen kömmt (**). Die Abänderungen der Hauptwörter werden in fünf Arten eingetheilt und richten ſich alle nach der Veränderung, welche in der Endung des Hauptwortes geſchieht, wenn dieſes von vielen gebraucht wird. Die erſte Art der Abänderung enthält diejenigen Hauptwörter, deren Endung eben dieſelbe bleibt, wenn von vielen geſprochen wird, wie ſie war, als nur von einem geſprochen wurde; hieher gehören die Hauptwörter, welche auf el, en und er ausgehen und männlichen oder ungewiſſen Geſchlechtes ſind (***). Die zweyte Art der Abänderung begreift alle diejenigen Hauptwörter in ſich, die in der vielfachen Bedeutung ein e annehmen. Dieſe ſind wieder nach ihren Geſchlechtern verſchieden; die

(*) Siehe Gottſcheds deutſche Sprachkunſt p. 203—222.

(**) als: der Handſchuh, obgleich die Hand weiblich iſt; die Hausthüre, obgleich das Haus ungewiſſen Geſchlechtes iſt; das Degenband, obgleich der Degen männlich iſt.

(***) als: der Himmel, die Himmel; das Mittel, die Mittel; der Balken, die Balken; der Degen, die Degen; der Schüler, die Schüler; das Fenſter, die Fenſter. Einige verändern dabey die einfachen Selbſtlauter a, o und u in die Doppellaute ä, ö und ü; als: der Hammel, der Hämmel; der Boden, die Böden; der Bruder, die Brüder. Nur zwey Hauptwörter weiblichen Geſchlechtes gehen nach dieſer Regel, als: die Mutter, die Mütter und die Tochter, die Töchter. Die übrigen Hauptwörter weiblichen Geſchlechtes auf er gehen alle nach der vierten Art der Abänderung.

die männlichen nehmen in der Zeugendung der einzelnen Zahl die Sylbe es an; in der Gebendung und Nehmendung aber ein e; in der vielfachen Zahl aber haben ſie in der Nennendung, Zeugendung, Klagendung und Rufendung ein e; in der Gebendung und Nehmendung aber ein n; die weiblichen bleiben in der einzelnen Zahl durchgehends einerley, in der vielfachen Zahl aber ſind ſie den männlichen ähnlich (*). Die dritte Art der Abänderung erſtreckt ſich auf alle Hauptwörter, die in der mehrern Zahl die Sylbe en annehmen, ob ſie gleich dieſelbe in der einzelnen Bedeutung nicht haben (**); denn diejenigen, welche das en nur behalten, gehören zur erſten Abänderung (***). Bey dieſer Art der Abänderung bemerken wir einige Regeln: 1) Die männlichen Hauptwörter nehmen in der einfachen Zahl in der Zeugendung, Gebendung, Klagendung und Nehmendung das en an; ſo daß nur die Rufendung der Nennendung gleich bleibt (*). 2) Die Zeugendung nimmt kein s an (**). 3) Die weiblichen Hauptwörter bleiben ſowohl in der einzelnen als vielfachen Zahl vollkommen unabänderlich (***). 4) Die Haupt=

(*) als: der Baum, des Baumes, dem Baume, von dem Baume; die Bäume, der Bäume, die Bäume, o ihr Bäume, den Bäumen, von den Bäumen; die Kunſt, der Kunſt, der Kunſt, die Kunſt, o du Kunſt, von der Kunſt; die Künſte, der Künſte, o ihr Künſte, den Künſten, von den Künſten. Einige verändern dabey die einfachen Selbſtlauter a, o, und u in der vielfachen Zahl in die Doppellaute å, ô, und û, als: der Stand, die Stände, der Rock, die Röcke, die Luſt, die Lüſte.

(**) als: der Menſch, die Menſchen; die Tugend, die Tugenden; das Herz, die Herzen.

(***) als: der Balken, die Balken; der Degen, die Degen; der Boden, die Böden. (S. *not. r.*)

(*) als: des Grafen, dem Grafen, den Grafen, von dem Grafen, o du Graf, der Graf. Es iſt alſo falſch, wenn einige ſagen: den Graf, von dem Graf.

(**) als: des Fürſten, nicht des Fürſtens; des Herrn, nicht des Herrns; des Knaben, nicht des Knabens.

(***) als: die Zeit, der Zeit, der Zeit, die Zeit, o du Zeit, von der Zeit; die Zeiten, der Zeiten, den Zeiten, die Zeiten, o ihr Zeiten, von den Zeiten. Alſo ſage ich: der Bruder meiner Frau, und nicht, wie einige unrecht ſprechen, meiner Frauen Bruder; denn es klänge, als ob ich viele Frauen hätte.

Hauptwörter ungewiſſen Geſchlechtes ſind darinnen den männlichen ungleich, daß in der einzelnen Zahl die Nennendung, Klagendung und Rufendung einander gleich bleiben, auch die Zeugendung ein s, die Gebendung aber und die Klagendung ein e annimmt (*). Die vierte Art der Abänderung enthält alle diejenigen Hauptwörter, welche in der vielfachen Zahl ein bloſſes n annehmen und ſich in der einfachen alle auf el und er endigen. Sie ſind alle weiblichen Geſchlechtes (**). Dieſe Hauptwörter bleiben ſowohl in der einfachen, als vielfachen Zahl völlig unabänderlich (***) Die fünfte Art der Abänderung begreift alle diejenigen Hauptwörter in ſich, die in der vielfachen Bedeutung die Syllbe er annehmen, die ſie in der einfachen Zahl nicht hatten (*). Dieſe ſind meiſtens des männlichen, einige davon aber auch des ungewiſſen Geſchlechtes und ändern die Selbſtlauter der einzelnen Zahl, a, o und u in der vielfachen Zahl in die Doppellaute á, ó, und ú (**). Sie erfodern in der Zeugendung der einzelnen Zahl ein es, in der Gebendung und Nehmendung aber ein e: ſo wie ſie in der vielfachen Zahl in der Gebendung und Nehmendung ein n annehmen (***). Auf dieſe fünf Arten der Abänderung können alle Hauptwörter der deutſchen Sprache bezogen

(*) als: das Aug, das Aug, o du Aug, des Auges, dem Auge, von dem Auge.

(**) (S. *not. r.*) als: die Regel, die Regeln; die Feder, die Federn.

(***) als: die Fabel, der Fabel, der Fabel, die Fabel, o du Fabel, von der Fabel; die Fabeln, der Fabeln, den Fabeln, die Fabeln, o ihr Fabeln, von den Fabeln; die Schweſter, der Schweſter, der Schweſter, die Schweſter, o du Schweſter, von der Schweſter; die Schweſtern, der Schweſtern, den Schweſtern, die Schweſtern, o ihr Schweſtern, von den Schweſtern.

(*) als: der Leib, die Leiber; das Weib, die Weiber.

(**) als: das Glas, die Gläſer; das Wort, die Wörter; das Gut, die Güter.

(***) als: des Liedes, dem Liede, von dem Liede; den Liedern, von den Liedern. Dieſes haben ſie mit den Hauptwörtern der zweyten Art der Abänderung gemein. (S. *not. s.*)

werden, auſſer daß man einige nur in der einzelnen Zahl, andere aber nur in der vielfachen braucht (*). Die aus den Hauptwörtern Mann und Frau zuſammengeſetzten Hauptwörter haben in der vielfachen Zahl, nicht Männer, Frauen, ſondern Leute, Weiber (**).

§. 99.

Die zweyte Art der Nennwörter ſind die Beywörter durch welche wir die Eigenſchaften und Zufälligkeiten dre Dinge anzeigen. Bey dieſen geben wir Achtung auf ihre Bildung, auf ihre Abänderung auf ihre Vergleichungsſtufen und auf die verſchiedenen Arten der Zahlwörter, die mit zu den Beywörtern gehören. Die Beywörter werden zuweilen von Hauptwörtern (*), von Zeitwörtern (**), und von Nebenwörtern (***) gebildet. Doch muß man nicht neue zu ſchmieden ſuchen (*). Die Beywörter haben, ſo wie die Hauptwörter, in der Abänderung die einzelne und vielfache Zahl, die verſchiedenen Geſchlechter und Endungen. Dieſe Abänderung der Beywörter geſchieht entweder mit dem unbeſtimmten Geſchlechtsworte, oder ohne Geſchlechtswort. In dem erſten Falle hat nur die einzelne Zahl ſtatt (**). Das Beywort nimmt dabey in der Nennendung in dem männlichen Geſchlechte den Ausgang er, in dem weiblichen e, und in dem ungewiſſen es an; in der Zeugendung

(*) als: die Milch, die Eltern.

(**) als: der Kaufmann, nicht die Kaufmänner, ſondern die Kaufleute; die Waſchfrau, nicht die Waſchfrauen, ſondern die Waſchweiber.

(*) als: dankbar, herzhaft, wahrhaftig, mühſam, gölden, ſilbern, volkreich, gnädig, bergicht, bäuriſch, gefährlich, kraftlos, leutſelig.

(**) als: brauchbar, zaghaft, ſparſam, gehörig, mürriſch, dienlich.

(***) als: vormals, vormalig; hie, hieſig; heut, heutig.

(*) als: ſonſtige, nunige, ſoige, mehrige, ohnige, kaumige, ſchonige. Von ſolchen Misgeburten einiger unſerer Schriftſteller ſiehe § 98 *not. k.*

(**) als: ein junger Mann, eine groſſe Tugend, ein ſchönes Lied; dieſe können keine vielfache Zahl haben; ſondern ſie werden alsdann ohne Geſchlechtswort geſetzt, als: junge Männer, groſſe Tugenden, ſchöne Lieder. (S. §. 97. *not. a.* und § 99. *not. f.* und *not. m.*)

endung und Gebendung der einzelnen Zahl nehmen alle drey Geſchlechter des Beywortes den Ausgang en an, ſie bleiben auch alle drey in allen Endungen der vielfachen Zahl einerley und endigen ſich in der Nennendung und Klagendung auf e, in der Zeugendung auf er, und in der Gebendung, Rufendung und Nehmendung auf en (***). Die zweyte Art der Abänderung der Beywörter geſchieht mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte. Hier verliert gleich in der Nennendung der einzelnen Zahl das männliche Geſchlecht ſein r und das ungewiſſe ſein s (*). In der Nennendung und Klagendung der vielfachen Zahl wird zu dem e ein n geſetzet (**). In der einfachen Zahl behalten in der Zeugendung, der Gebendung, der Klagendung, der Rufendung und der Nehmendung die Beywörter mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte den nemlichen Ausgang, welchen ſie mit dem unbeſtimmten hatten (***). In der vielfachen Zahl gehen die Beywörter mit dem beſtimmten Geſchlechte von den Beywörtern mit dem unbeſtimmten ab in der Nennendung, Zeugendung und Klagendung (*); ſie bleiben aber einerley in der Gebendung, Rufendung und Nehm-

(***) als: ein junger Mann, eine groſſe Tugend, ein ſchönes Lied; eines jungen Mannes, einem jungen Manne; einer groſſen Tugend, einer groſſen Tugend; eines ſchönen Liedes, einem ſchönen Liede; junge Männer, groſſe Tugenden, ſchöne Lieder; junger Männer, groſſer Tugenden, ſchöner Lieder; jungen Männern, groſſen Tugenden, ſchönen Liedern; o ihr jungen Männer, o ihr groſſen Tugenden, o ihr ſchönen Lieder; von jungen Männern, von groſſen Tugenden, von ſchönen Liedern.

(*) als: der junge Mann, das ſchöne Lied; nicht der junger Mann, das ſchönes Lied.

(**) als: die jungen Männer ſind ſchätzbar; nicht die junge Männer; ich habe die ſchönen Lieder verfertigt, nicht die ſchöne Lieder.

(***) als: eines jungen Mannes, des jungen Mannes; einem jungen Manne, dem jungen Manne; einen jungen Mann, den jungen Mann; o ein junger Mann, o du junger Mann; von einem jungen Manne, von dem jungen Manne.

(*) als: junge Männer, die jungen Männer; junger Männer, der jungen Männer; junge Männer, die jungen Männer.

Nehmendung (*). Die dritte Art der Abänderung der Beywörter geſchieht ohne Geſchlechtswort. In dieſem Falle richtet ſich der Ausgang des Beywortes in allen drey Geſchlechtern nach dem Ausgange des Geſchlechtswortes, wenn es da wäre (**). Beywörter, wenn ſie Hauptwörter werden, nehmen alle obige Artikel an und behalten auch alle ihre Endungen, die ſie als Beywörter gehabt haben (*). In der vielfachen Zahl kann man indeſſen ſolche aus Beywörter gemachte Hauptwörter ohne das beſtimmte Geſchlechtswort gar nicht brauchen (**). Wenn die Beywörter nach den Hauptwörtern geſetzet werden, ſo verlieren ſie alle ihre Geſchlechtswörter, Endungen und Zeichen der Zahl und werden ſo unveränderlich, wie die Nebenwörter (***). Da unſre Gedanken öfters

(*) als: jungen Männern, den jungen Männern; o ihr jungen Männer, o die jungen Männer; von jungen Männern, von den jungen Männern.

(**) als: der Wein, des Weines, dem Weine, den Wein, o der Wein, von dem Weine, die Weine, der Weine, den Weinen, die Weine, o die Weine, von den Weinen; alſo auch ſtarker Wein, ſtarkes Weines, ſtarkem Weine, ſtarken Wein, o ſtarker Wein, von ſtarkem Weine; ſtarke Weine, ſtarker Weine, ſtarken Weinen, ſtarke Weine, o ſtarke Weine, von ſtarken Weinen. Die Farbe, der Farbe, der Farbe, die Farbe, o die Farbe, von der Farbe; die Farben, der Farben, den Farben, die Farben, o die Farben, von den Farben. Alſo auch ſchöne Farbe, ſchöner Farbe, ſchöner Farbe, ſchöne Farbe, o ſchöne Farbe, von ſchöner Farbe; ſchöne Farben, ſchöner Farben, ſchönen Farben, ſchöne Farben, o ſchöne Farben, von ſchönen Farben. Das Geld, des Geldes, dem Gelde, das Geld, o das Geld, von dem Gelde; die Gelder, der Gelder, den Geldern, die Gelder, o die Gelder, von den Geldern; alſo auch gutes Geld, gutes Geldes, gutem Gelde, gutes Geld, o gutes Geld, von gutem Gelde; gute Gelder, guter Gelder, guten Geldern, gute Gelder, o gute Gelder, von guten Geldern.

(*) als: der Weiſe hat die nemliche Art der Abänderung, die er zuvor als Beywort hatte, ſo auch die Schöne, das Liebſte, ein Gelehrter, eine Spröde, das Gute.

(**) Alſo ſagt man nicht: Gelehrte wiſſen es, ſondern die Gelehrten.

(***) z. E. der Held iſt groß, nicht der Held iſt der groſſe, oder der Held iſt ein groſſer, auch nicht der Held iſt

öfters die Eigenſchaften der Dinge nach dem Verhältniſſe mit den Eigenſchaften anderer Dinge beurtheilen, ſo zählen die Deutſchen, ſo wie die andern Spr chen auch, bey ihren Beywörtern drey Vergleichungsſtufen, deren erſte iſt, wenn man der Sache eine Eigenſchaft ſchlechtweg beylegt; die zweyte, wenn man etwas in Vergleichung des vorigen eine Stufe höher ſetzet; und die dritte, wenn man einem Dinge den höchſten Gipfel einer Eigenſchaft beylegt (*). Dieſe Art der ſteigenden Gedanken wird durch den veränderten Zuſatz einer neuen Sylbe ausgedrückt; die erſte Stufe behält das Beywort, wie es iſt, nur in der zweyten und dritten Stufe wird es verlängert und zwar in der zweyten Stufe mit dem unbeſtimmten Geſchlechtsworte in dem männlichen Geſchlechte durch er, in dem weiblichen durch re und in dem ungewiſſen durch res anſtatt des vorigen einzelnen s (**). Die dritte Vergleichungsſtufe kann nicht mit dem unbeſtimmten Geſchlechtsworte geſetzt werden, ſondern nimmt wieder das beſtimmte an, weil ſie auf eine gewiſſe und einzelne Sache deutet (***). Mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte kann ein Beywort in der zweyten und dritten Vergleichungsſtufe verlängert werden und zwar in der zweyten in allen drey Geſchlechtern durch re. In der driten in allen drey Geſchlechtern durch ſte (*). Die zweyte Vergleichungsſtufe erlaubt auch, das Geſchlechtswort wegzulaſſen, die dritte aber nicht, denn dieſe muß immer das beſtimmte Geſchlechtswort bey ſich haben (**). Wenn

 die

groſſe, auch nicht in der vielfachen Zahl: die Helden ſind groſſe, ſondern die Helden ſind groß. Deswegen iſt es ſchlecht, wenn einige ſagen: es trägt vieles dazu bey; denn entweder muß es ein vieles heiſſen, oder nur ſch echtw g viel.

(*) als: Hektor iſt tapfer, Achilles iſt tapferer, aber Alexander iſt der tapferſte.

(**) als: ein groſſer, ein gröſſerer Mann; eine ſchöne, eine ſchönere Frau; ein wildes, ein wilderes Thier.

(***) So kann ich nicht ſagen: ein gröſſeſter Mann, eine ſchönſte Frau, ein wildeſtes Thier; ſondern der gröſſeſte Mann, die ſchönſte Frau, das wildeſte Thier.

(*) als: der groſſe Mann, der gröſſere Mann, der gröſſeſte Mann; die ſchöne Frau, die ſchönere Frau, die ſchöneſte Frau; das wilde Thier, das wildere Thier, das wildeſte Thier.

(**) als: groß, gröſſer; ſchön, ſchöner; wild, wilder;

die Selbſtlauter a, o, und u, in der erſten Stufe einſylbigter Beywörter waren, ſo verändern ſich dieſelbigen in der zweyten und dritten Stufe in die Doppellaute ä, ö, und ü (***). Dieſe Regel höret aber bey den vielſylbigten Beywörtern auf (*). Es giebt auch einige wenige unrichtige Vergleichungsſtufen (**). In der dritten Vergleichungsſtufe wird das e meiſtens des Wohlklangs wegen, ausgelaſſen (***), und das h zuweilen in ein ch verwandelt (*). Uebrigens giebt es auch noch Zuſätze zu den beiden letzten Stufen, die ihre Bedeutung entweder etwas vermindern oder erhöhen (**). Bey der Abänderung der Vergleichungsſtufen bemerket man, daß die nemliche Abänderung, welche bey dem Beyworte in der erſten Vergleichungsſtufe gebraucht wurde, auch in der zweyten ſowohl mit dem unbeſtimmten als beſtimmten, wie auch ohne Geſchlechtswort ſtatt habe (***). So können die Beywörter auch in der zweyten Vergleichungsſtufe ganz unabänderlich bleiben, ſo wie in der erſten, wenn ſie hinter dem Hauptworte

nicht aber gröſſeſter, ſondern der gröſſeſte; nicht ſchönſte, ſondern die ſchönſte; nicht wildeſtes, ſondern das wildeſte.

(***) als: alt, älter, der älteſte; groß, gröſſer, der gröſſeſte; kurz, kürzer, der kürzeſte.

(*) So ſagt man nicht: herzhaft, herzhäfter, der herzhäfteſte; tapfer, täpferer, der täpferſte; grauſam, gräuſämer, der gräuſämſte: ſondern herzhafter, der herzhafteſte; tapferer, der tapferſte; grauſamer, der grauſamſte.

(**) als: bald, nicht bälder, am bäldeſten; ſondern eher, am eheſten; gern, nicht gerner, am gerneſten, ſondern lieber, am liebſten; gut, nicht güter, am güteſten, ſondern beſſer, am beſten; viel, nicht vieler, am vielſten, ſondern mehr, am mehrſten oder meiſten. Wenig hat ſowohl weniger, am wenigſten, als auch minder, am mindeſten. Unterdeſſen ſind dieſe mehr für Nebenwörter, als für Beywörter zu halten.

(***) als: der ſchöne, nicht der ſchöneſte, ſondern der ſchönſte.

(*) als: der nahe, der nähere, der nächſte; der hohe, der höhere, der höchſte.

(**) Bey der zweyten Vergleichungsſtufe braucht man die Wörterchen: etwas beſſer, viel klüger, u. d. gl. Bey der dritten aber das Wort aller, der allerbeſte.

(***) So wie alſo groß, ein groſſer, der groſſe abgeändert wurde, ſo wird auch gröſſer, ein gröſſerer, der gröſſere abgeändert.

worte ſtehen (*). Die Art der Erhöhungsſtufen der Beywörter durch die Zuſammenſetzung mit andern Wörtern und auch ſteigenden Nebenwörtern iſt ſelten gut (**). Zu den Beywörtern gehören auch die Zahlen, weil ſie zu den Hauptwörtern geſetzet werden können, ihre Bedeutung zu beſtimmen. Es ſind verſchiedene Gattungen dieſer Zahlen: 1) Die Grundzahlen, welche entweder allein, oder mit einem Hauptworte gebraucht werden (***). Dieſe Grundzahlen leiden ihre beſondere Abänderungen in Anſehung des Artikels, der Geſchlechter und der Zahl. Ein wird in dreyerley Geſchlechtern, aber nur in der einfachen Zahl abgeändert und ohne das beſtimmte Geſchlechtswort, weil es ſelbſt das unbeſtimmte Geſchlechtswort iſt (*). Zwey wird in dreyerley Geſchlechtern, aber nur in der vielfachen Zahl und meiſtens ohne Geſchlechtswort

 abge-

(*) als: der Vater iſt weiſer, als der Sohn. (S. not. p.)

(**) weltbekannt, beſonders ſchön, u. d. gl. kann noch erlaubt werden; aber was von honigſüß, pechſchwarz, blutſchlecht u. d. gl. zu halten ſey, wird jeder leicht einſehen, der das Natürliche von dem Gezwungenen und das Erhabene von dem Pöbelhaften zu unterſcheiden weiß.

(***) Dieſe ſind: 1. eins. 2. zwey. 3. drey. 4. vier. 5. fünf. 6. ſechs. 7. ſieben. 8. acht. 9. neun. 10. zehn. 11. eilf. 12. zwölf. 13. dreyzehn. 14. vierzehn. 15. fünfzehn. 16. ſechszehn. 17. ſiebenzehn. 18. achtzehn. 19. neunzehn. 20. zwanzig. 21. ein und zwanzig. 22. zwey und zwanzig. 23. drey und zwanzig. 24. vier und zwanzig. 25. fünf und zwanzig. 26. ſechs und zwanzig. 27. ſieben und zwanzig. 28. acht und zwanzig. 29. neun und zwanzig. 30. dreiſſig und ſo weiter mit 40. vierzig. 50. fünfzig. 60. ſechszig. 70. ſiebenzig. 80. achtzig. 90. neunzig biß 100. hundert. Wenn man über hundert kömmt: wird die kleinere Zahl der gröſſern nachgeſetzet, als: hundert und eins, hundert und zehn, hundert und fünfzig; werden aber etliche hunderte, ſo ſtehen die kleinen wieder voran, als: zweyhundert, dreyhundert, viertauſend, fünftauſend, u. ſ. w.

(*) als: ein Mann, eine Frau, ein Kinde.
eines Mannes, einer Frau, eines Kindes.
einem Manne, einer Frau, einem Kinde.
einen Mann, eine Frau, ein Kind.
Die Rufendung fehlt.
von einem Manne, von einer Frau, von einem Kinde.

abgeändert (**). Drey wird nur in der vielfachen Zahl meiſtens ohne Geſchlechtswort abgeändert und bleibt in allen Geſchlechtern gleich (***). Die übrigen bleiben ganz unveränderlich (*); ausgenommen, daß ſie in der Gebendung und Nehmendung bisweilen die Sylbe en annehmen, wenn ſie ohne Hauptwörter ſtehen (**). Sie können auch als Fürwörter gebraucht werden, an welchem Orte ſie wieder vorkommen 2) Die ordnenden Zahlwörter kommen von den Grundzahlen her und werden mit der Endſylbe te gebildet, welche bis auf zwanzig geht und alsdann ſte heiſſet (***). Ihre Abänderung geſchieht mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte (*), mit dem unbeſtimmten Geſchlechts=

(**) als: zween Männer, zwo Frauen, zwey Kinder.
zweener Männer, zwoer Frauen, zweyer Kinder.
zweenen Männern, zwoen Frauen, zweyen Kindern.
zween Männer, zwo Frauen, zwey Kinder.
o ihr zween Männer, o ihr zwo Frauen, o ihr zwey Kinder.
von zweenen Männern, von zwoen Frauen, von zweyen Kindern.
Doch kann man auch ſagen mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte: die zween Männer, welche ich geſehen habe, ſind geſtorben; der eine Baum hat Früchte getragen.

(***) als: drey Männer, drey Frauen, drey Kinder.
dreyer Männer, dreyer Frauen, dreyer Kinder.
dreyen Männern, dreyen Frauen, dreyen Kindern.
drey Männer, drey Frauen, drey Kinder.
o ihr drey Männer, o ihr drey Frauen, o ihr drey Kinder.
von dreyen Männern, von dreyen Frauen, von dreyen Kindern.

(*) als: vier Männer, fünf Weiber, ſechs Kinder.

(**) z. E. mit wie viel Pferden fährt er? mit ſechſen. Sobald aber das Hauptwort dazu kömmt, ſo fällt die Sylbe en wieder weg; ich ſage nicht: ich gehe mit vieren Freunden weg, ſondern mit vier Freunden. Ferner ſteht dieſe Sylbe in zuſammengeſetzten Grundzahlen nur einmal, und zwar am Ende, als: mit ſechszehnen, und nicht mit ſechſen zehnen.

(***) als: der zweyte. dritte, vierte u. ſ. w. zwanzigſte, dreyſigſte, vierzigſte, hundertſte, tauſendſte.

(*) als:

Einfach

der erſte Mann, die zweyte Frau, das dritte Kind.
des erſten Mannes, der zweyten Frau, des dritten Kindes.
dem erſten Manne, der zweyten Frau, dem dritten Kinde.
den erſten Mann, die zweyte Frau, das dritte Kind.
o du erſter Mann, o du zweyte Frau, o du drittes Kind.
von dem erſten Manne, von der zweyten Frau, von dem dritten Kinde.

ſchlechtsworte (**) und bisweilen ohne alle Geſchlechtswörter (*). 3) Die ſelbſtändigen Zahlwörter werden als Hauptwörter angeſehen; und alsdann ſind die kleinern Zahlen weiblichen Geſchlechtes (**) und die gröſſern ungewiſſen Geſchlechtes (*). 4) Die theilenden Zahlwörter werden mit der Endſylbe ley zuſammengeſetzt (**) und

Vielfach

die erſten Männer, die zweyten Frauen, die dritten Kinder.
der erſten Männer, der zweyten Frauen, der dritten Kinder.
den erſten Männern, den zweyten Frauen, den dritten Kindern.
die erſten Männer, die zweyten Frauen, die dritten Kinder.
o ihr erſten Männer, o ihr zweyten Frauen, o ihr dritten Kinder.
von den erſten Männern, von den zweyten Frauen, von den dritten Kindern.

Hier iſt zu bemerken, daß einter anſtatt erſter falſch iſt; ſo wie auch anderter anſtatt zweyter; ferner ſagt man auch nicht zweeter und zwoter, ſo wie zween und zwo; ſondern zweyter iſt allen drey Geſchlechtern gemein.

(**) als:
ein zweyter Theil, eine dritte Auflage, ein viertes Kind.
eines zweyten Theiles, einer dritten Auflage, eines vierten Kindes.
einem zweyten Theile, einer dritten Auflage, einem vierten Kinde.
einen zweyten Theil, eine dritte Auflage, ein viertes Kind.

die Rufendung fehlt.

von einem zweyten Theile, von einer dritten Auflage, von einem vierten Kinde.

Doch geht dieſes nur in der einfachen Zahl an.

(*) als: erſter Theil, zweyte Schrift, drittes Buch.
Doch kann man die Endungen nicht anders, als mit einem Geſchlechtsworte bilden, alſo kann man nicht ſagen: erſten Theils, zweyter Schrift, dritten Buchs, ſondern des erſten Theils, der zweyten Schrift, des dritten Buchs. Ferner kann man auch nicht in der vielfachen Zahl ſo reden, als: ſiebente Jahre ſind gut, ſondern die ſiebenten Jahre.

(**) als: eine Sechs, eine Zehn, eine Zwölf; und nicht, wie einige falſch ſprechen, ein Sechſer, ein Zehenter, ein Zwölfter.

(*) als: das Zehend, das Dutzend, das Hundert, das Tauſend.

(**) als: einerley, zweyerley, dreyerley, hunderterley, tauſenderley,

und haben keine Abänderung. Die vermehrenden Zahlwörter ſind diejenigen, welchen die Sylben fach, fältig oder malig angehenket werden. Dieſe nun können auch mit Hauptwörtern zuſammengeſetzt und durch die Zahlen und Geſchlechter abgeändert werden (*).

§. 100.

Da es unbequem ſeyn würde, in allen Fällen die Hauptwörter ſelbſt zu brauchen, ſo haben wir, wie in allen Sprachen, gewiſſe kleinere Wörter, deren man ſich an ihrer ſtatt bedienet, und, weil ſie alſo für andere gebraucht werden, Fürwörter heiſſen (**). Man theilet ſie ein in 1) perſönliche, 2) zueignende, 3) anzeigende, 4) fragende, 5) beziehende und 6) uneigentliche Fürwörter; alle haben gewiſſe Abänderungen. Perſönliche Fürwörter ſind drey, weil es drey Perſonen giebt, nemlich die redende, diejenige, gegen die, und diejenige, von der

(*) und zwar ſowohl mit dem beſtimmten, als unbeſtimmten Geſchlechtsworte, als:
der einfache Zeug, die zweyfache Schnur, das dreyfache Band.
ein einfacher Zeug, eine zweyfache Schnur, ein dreyfaches Band.
Einige ſprechen auch zwiefach; allein zweenfach und zwofach iſt falſch, ſo wie auch zweenhundert und zwohundert falſch iſt, denn das Wort fach und hundert, nach welchem ſich das Zahlwort richtet, iſt ungewiſſen Geſchlechts.
Der einfältige, die zweyfältige, das dreyfältige.
Ein einfältiger, eine zweyfältige, ein dreyfältiges.
Der zweymalige, die dreymalige, das viermalige.
Ein zweymaliger, eine dreymalige, ein viermaliges.
Denn einmal, zweymal, hundertmal, tauſendmal ſind keine Nebenwörter, ſondern Beywörter. In der mehrern Zahl bleibt alles bey der Endſylbe en, als: die einfachen, die zweyfältigen, die dreymaligen u. ſ. w. Das Wort doppelt iſt gut, aber die zuſammengeſetzten: zweydoppelt, dreydoppelt, vierdoppelt werden von reinen Sprachkennern nicht gebraucht, denn es iſt ein unnöthiger Ueberfluß; zweydoppelt iſt doppelt, dreydoppelt iſt ſechsfach und vierdoppelt iſt achtfach.

(**) Man muß damit die Vorwörter nicht vermengen, die nicht für, ſondern vor andere geſetzet werden, wie hernach noch gezeiget werden wird.

der man redet (***). Hieher gehöret auch noch das zurückkehrende Fürwort Seiner, dem in der einfachen und mehrern Zahl die Nennendung fehlt (*). Die zueignenden Fürwörter werden wie Beywörter dreyer Geſchlechter abgeändert (**). Wenn man nun das Hauptwort bisweilen

(***) Ihre Abänderung geſchieht ſo:

1. Perſon.	2. Perſon.	3. Perſon.		
		Einfach.		
Ich,	Du,	Er,	Sie,	Es.
Meiner,	deiner,	ſeiner,	ihrer,	ſeiner.
Mir,	Dir,	ihm,	ihr,	ihm.
Mich,	dich,	ihn,	ſie,	es.
o ich,	o du,	= =	= =	= =
von mir,	von dir,	von ihm,	von ihr,	von ihm.
		Vielfach.		
Wir,	ihr,	ſie,	ſie,	ſie.
Unſer,	euer,	ihrer,	ihrer,	ihrer.
Uns,	euch,	ihnen,	ihnen,	ihnen.
Uns,	euch,	ſie,	ſie,	ſie.
o wir,	o ihr,	= =	= =	= =
von uns,	von euch,	von ihnen,	von ihnen,	von ihnen.

Hierzu kömmt öfters noch das Wort ſelbſt, als:

Ich ſelbſt,	ich ſelber,	ich ſelbſten.
Du ſelbſt,	du ſelber,	du ſelbſten.
Er ſelbſt,	er ſelber,	er ſelbſten.

(*) Dieſes wird ſo abgeändert:

	Einfach.	
Seiner,	ihrer,	ſeiner.
Sich,	ſich,	ſich.
Sich,	ſich,	ſich.
= =	= =	= =
von ſich,	von ſich,	von ſich.
	Vielfach.	
Ihrer,	ihrer,	ihrer.
Sich,	ſich,	ſich.
Sich,	ſich,	ſich.
= =	= =	= =
von ſich,	von ſich,	von ſich.

(**) Dieſer ſind ſechs: mein, dein, ſein, unſer, euer, ihr. Ihre Abänderung geht alſo:

weilen auslåßt, ſo nehmen dieſe Fürwörter im månnlichen Geſchlechte die Endſylbe er und im ungewiſſen es an (***). Endlich bildet man noch Fürwörter daraus, die mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte gebraucht werden, wenn ſie ohne Hauptwort ſtehen (*). Die anzeigenden Fürwörter

Einfach

Mein Mann, meine Frau, mein Kind.
meines Mannes, meiner Frau, meines Kindes,
meinem Manne, meiner Frau, meinem Kinde.
meinen Mann, meine Frau, mein Kind.
o mein Mann, o meine Frau, o mein Kind.
von meinem Manne, von meiner Frau, von meinem Kinde.

Vielfach

Meine Månner, meine Frauen, meine Kinder.
meiner Månner, meiner Frauen, meiner Kinder.
meinen Månnern, meinen Frauen, meinen Kindern.
meine Månner, meine Frauen, meine Kinder.
o meine Månner, o meine Frauen, o meine Kinder.
von meinen Månnern, von meinen Frauen, von meinen Kindern.

So gehen auch die andern, als:

dein Mann, deine Frau, dein Kind.
ſein Mann, ſeine Frau, ſein Kind.
unſer Mann, unſre Frau, unſer Kind.
euer Mann, eure Frau, euer Kind.
ihr Mann, ihre Frau, ihr Kind.

(***) als: meiner, meine, meines; deiner, deine, deines; ſeiner, ſeine, ſeines; unſerer, unſere, unſers; eurer, eure, eures; ihrer, ihre, ihres.

(*) als: der meinige, die meinige, das meinige; der deinige, die deinige, das deinige; der ſeinige, die ſeinige, das ſeinige; der unſrige, die unſrige, das unſrige; der eurige, die eurige, das eurige; der ihrige, die ihrige, das ihrige. In der vielfachen Zahl nehmen ſie ohne Unterſchied in allen drey Geſchlechtern die Endſylbe en an, als: die meinigen, die deinigen, die ſeinigen, die unſrigen, die eurigen, die ihrigen Doch darf kein Hauptwort dabey ſtehen, ſonſt höret dieſe Art der Fürwörter auf. Es iſt alſo unrecht geſagt: der meinige Hut, das deinige Buch, ſondern mein Hut, dein Buch. Fragt man aber: was iſt das für ein Hut? was iſt das für ein Buch? ſo antwortet man mit Rechte: der meinige, das deinige.

ter brauchet man, etwas deutlich zu weiſen(*). Die fragenden Fürwörter haben das männliche und ungewiſſe Geſchlecht allein, das weibliche aber nicht beſonders, weil

(*) Die gewöhnlichſten ſind:

Einfach.

Der,	die,	das.
Deſſen,	deren,	deſſen.
Dem,	der,	dem.
Den,	die,	das.

Die Rufendung mangelt.

von dem,	von der,	von dem.

Vielfach.

Die,	die,	die.
derer,	derer,	derer,
denen,	denen,	denen.
die,	die,	die.
= =	= =	= =
von denen,	von denen,	von denen.

Dieſes anzeigende Fürwort der, die, das iſt alſo von dem beſtimmten Geſchlechtsworte der, die, das ſehr unterſchieden.

Einfach.

dieſer,	dieſe,	dieſes.
dieſes,	dieſer,	dieſes.
dieſem,	dieſer,	dieſem.
dieſen,	dieſe,	dieſes.

Die Rufendung fehlt.

von dieſem,	von dieſer,	von dieſem.

Vielfach.

dieſe,	dieſe,	dieſe.
dieſer,	dieſer,	dieſer.
dieſen,	dieſen,	dieſen.
dieſe,	dieſe,	dieſe.
= =	= =	= =
von dieſen,	von dieſen,	von dieſen.

Einfach.

derſelbe,	dieſelbe,	daſſelbe.
deſſelben,	derſelben,	deſſelben.
demſelben,	derſelben,	demſelben.
denſelben,	dieſelbe,	daſſelbe.
= =	= =	= =
von demſelben,	von derſelben,	von demſelben.

weil dieſes dem männlichen vereiniget iſt (*). Wir haben eigentlich nur das einzige beziehende Fürwort welcher, welches auch zu den fragenden gezählet wird; indeſſen wird das Fürwort der, die, das auch als ein beziehendes

Vielfach.

dieſelben,	dieſelben,	dieſelben.
derſelben,	derſelben,	derſelben.
denſelben,	denſelben,	denſelben.
dieſelben,	dieſelben,	dieſelben.
= =	= =	= =
von denſelben,	von denſelben,	von denſelben.

Die übrigen anzeigenden Fürwörter ſind:

jener, ſelbiger, ſolcher, derſelbige, derjenige.

(*) Hieher gehören:

Wer,	was?
weſſen,	weſſen?
wem,	wem?
wen,	was?
= =	= =
von wem,	von wem?

Die vielfache Zahl hat hier nicht ſtatt.

Welcher iſt auch ein fragendes Fürwort, aber auch ein beziehendes. (S. *not. i.*)

Einfach

Was für einer, was für eine, was für eines?
was für eines, was für einer, was für eines?
was für einem, was für einer, was für einem?
was für einen, was für eine, was für eines?
= = = = = =
von was für einem, von was für einer, von was für einem.

Vielfach

was für welche, was für welche, was für welche?
was für welcher, was für welcher, was für welcher?
was für welchen, was für welchen, was für welchen?
was für welche, was für welche, was für welche?
= = = = = =
von was für welchen, von was für welchen, von was für welchen?

Hier merkt man, daß was für allein recht, und was vor unrecht geſagt iſt; ferner daß das welche in der vielfachen Zahl weggelaſſen werden kann, wenn andere Hauptwörter da ſind. Z. E. Was für Bücher, anſtatt was für welche Bücher.

des gebraucht, wiewohl mit einem kleinen Unterſchiede der Endungen (*). Endlich brauchet man auch das Wörtchen ſo in allen Zahlen, Geſchlechtern und Endungen als ein beziehendes Fürwort (**). Bisweilen können auch die Bindewörter die Stelle der beziehenden Fürwörter vertreten (***). Die uneigentlichen Fürwörter ſind diejenige, welche nicht zu den vorigen Arten gehören. Einige derſelben

(*) als:

Einfach.

Welcher,	welche,	welches.
welches,	welcher,	welches.
welchem,	welcher,	welchem.
welchen,	welche,	welches.
⸗ ⸗	⸗ ⸗	⸗ ⸗
von welchem,	von welcher,	von welchem.

Vielfach.

welche,	welche,	welche.
welcher,	welcher,	welcher.
welchen,	welchen,	welchen.
⸗ ⸗	⸗ ⸗	⸗ ⸗
von welchen,	von welchen,	von welchen.

Einfach.

Der,	die,	das.
deſſen,	deren,	deſſen.
dem,	der,	dem.
den,	die,	das.
⸗ ⸗	⸗ ⸗	⸗ ⸗
von dem,	von der,	von dem.

Vielfach.

die,	die,	die.
deren,	deren,	deren,
denen,	denen,	denen.
die,	die,	die.
⸗ ⸗	⸗ ⸗	⸗ ⸗
von denen,	von denen,	von denen.

(**) als: derjenige Mann, ſo mit mir geredet; diejenigen Weiber, ſo ich geſehen, die Erinnerung derjenigen Dinge, ſo ich gelernet habe.

(***) als: der Ort, wodurch ich gegangen bin; das Geld, dafür ich Bürge geworden bin; die Wieſe, wo das Vieh weidet, die Stadt, wohin der Weg geht.

ſelben ſind unabänderlich, einige haben nur die einfache Zahl, einige nur die vielfache, einige beyde (*).

§. 101.

Ein Zeitwort iſt ein Wort, welches das Thun und Leiden, nebſt der Zeit, darinn ſolches geſchieht, andeutet. Dieſe Zeit iſt dreyerley; entweder gegenwärtig, oder vergangen oder zukünftig. Die vergangene iſt entweder jüngſt, oder völlig, oder längſt vergangen und die zukünftige entweder gewiß, oder ungewiß, oder unter Bedingungen zukünftig. Daher merken wir ſieben Zeiten der Zeitwörter: 1) die gegenwärtige, 2) die jüngſtvergangene, 3) die völlig vergangene, 4) die längſt vergangene, 5) die ungewiß zukünftige, 6) die gewiß zukünftige und 7) die bedingt zukünftige Zeit. Die Zeitwörter werden in drey Gattungen getheilt, in die thätige, welche ein Thun anzeiget; in die leidende, welche ein Leiden bedeutet und in die mittlere Gattung, welche weder ein Thun, noch Leiden, ſondern nur einen gewiſſen Zu-

ſtand

(*) Dergleichen ſind: man, es, einer, keiner, mancher, ſolcher, ein jeder, ein einziger, beide, alle, jemand, niemand, jedermann und ein jedweder. Unabänderlich iſt man, als: man ſagt, man will; ferner es, ich habe es geſehen; das e wird hier auch öfters ausgelaſſen und das s hinten an die Wörter gehenkt, als: ich wills thun, anſtatt, ich will es thun. Die einfache Zahl allein haben:

Einer,	eine,	eines.
eines,	einer,	eines.
einem,	einer,	einem.
einen,	eine,	eines.
o du einer,	o du eine,	o du eines.
von einem,	von einer,	von einem.
jemand,	niemand,	jedermann.
jemands,	niemands,	jedermanns.
jemanden,	niemanden,	jedermann.
jemanden,	niemanden,	jedermann.
; ;	; ;	; ;
von jemanden	von niemanden,	von jedermann.

jemandſen, niemandſen und jedermands iſt alſo falſch.

Die vielfache Zahl allein haben:

beide,	alle.
beider,	aller.
beiden,	allen.
beide,	alle.

ſtand der Sache andeutet (*). Jede Zeit der Zeitwörter hat ihre drey Perſonen und doppelte Zahlen, die wir durch die Fürwörter ich, du, er, wir, ihr, ſie ausdrücken. Wo dieſe vorkommen, das ſind perſönliche Zeitwörter: wo aber nur es oder man vorgeſetzet wird, das ſind unperſönliche (**). Ferner hat jede Gattung der Zeitwörter ihre

J 2 ver-

o ihr beide,	o ihr alle.
von beiden,	von allen.

Die einfache und vielfache Zahl haben:

Einfach.

Keiner,	keine,	keines.
keines,	keiner,	keines.
keinem,	keiner,	keinem.
keinen,	keine,	keines.
= =	= =	= =
von keinem,	von keiner,	von keinem.

Vielfach

keine,	keine,	keine.
keiner,	keiner,	keiner.
keinen,	keinen,	keinen.
keine,	keine,	keine.
= =	= =	= =
von keinen,	von keinen,	von keinen.

Einfach.

Mancher,	manche,	manches.
manches,	mancher,	manches.
manchem,	mancher,	manchem.
manchen,	manche,	manches.
= =	= =	= =
von manchem,	von mancher,	von manchem.

Vielfach.

manche,	manche,	manche.
mancher,	mancher,	mancher.
manchen,	manchen,	manchen.
manche,	manche,	manche.
= =	= =	= =
von manchen,	von manchen,	von manchen.

Die uneigentlichen Fürwörter, ein jeder, ein jeglicher, ein jedweder, ein ſolcher, ein einziger richten ſich ebenfalls nach der Abänderung des uneigentlichen Fürwortes mancher und laſſen in der vielfachen Zahl das ein weg, als: jede, jegliche, jedwede, ſolche, einzige.

(*) ich liebe iſt z. E. ein thätiges Zeitwort; ich werde geliebet, iſt ein leidendes; ich ſitze iſt ein mittleres.

(**) ich gehe, du redeſt ſind perſönliche, es regnet, es ſchneyet, man ſaget, man glaubet ſind unperſönliche Zeitwörter.

verſchiedenen Arten. Die erſte zeigt ſchlechtweg das Thun oder Leiden an und heißt die anzeigende Art (*); die zweyte beſiehlt und heißt die gebietende Art (**); die dritte verbindet mit dem vorigen und heißt die verbindende Art (*); die vierte drückt keines von allen aus und heißt die unbeſtimmte (**) Die Zeitwörter ſind entweder einfach oder zuſammen geſetzet. Die einfachen ſind groſſen theils Töne der Natur, und aus alten celtiſchen oder ſcythiſchen Quellen herzuleiten. Man bemerkt, daß die Wurzeln derſelben einſyllbig, und alſo in der gebietenden Art der Zeitwörter zu ſuchen ſeyn müſſen, die vormals allezeit einſyllbig war(*). Unter dieſen Zeitwörtern ſind nun in allen heutigen Sprachen gewiſſe Hülfswörter zu merken, die man bey der Abwandelung der übrigen brauchet. Die Zahl dieſer Hülfswörter erſtrecket ſich auf zehn: ich bin, ich habe, ich werde, ich will, ich ſoll, ich kann, ich darf, ich mag, ich muß, ich laſſe (**).

Das

(*) als: ich komme, ich gieng, ich werde fahren.

(**) als: komm, gehet, ihr ſollt wiſſen.

(*) als: es ſchien, daß er käme, man glaubte, daß ſie giengen.

(**) als: kommen, gehen, ſterben.

(*) als: komm, ſieh, ſprich, geh, gieb, nimm. Zuſammengeſetzte gibt es auch unzählbare.

(**) Die erſten drey ſind am nöthigſten, weil ſie am öfteſten vorkommen.

Das Hülfswort Seyn.

Die anzeigende Art.	Die gebietende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
Einz. Ich bin,	Daß ich ſey,
Du biſt,	du ſeyeſt,
Er iſt.	er ſey.
Vielf. Wir ſind,	Daß wir ſeyn,
Ihr ſeyd,	ihr ſeyd,
Sie ſind.	ſie ſeyn.
Die jüngſtvergangene Zeit.	
Einz. Ich war,	Daß ich wäre,
Du wareſt,	du wäreſt,
Er war.	er wäre.
Vielf. Wir waren,	Daß wir wären,
Ihr waret,	ihr wäret,
Sie waren.	ſie wären.

Das alte Hülfswort ich thue wird von keinem reinen

J 3 deut•

Die völlig vergangene Zeit.

E. Ich bin geweſen,	Daß ich geweſen ſey,
Du biſt geweſen,	du geweſen ſeyſt,
Er iſt geweſen.	er geweſen ſey.
V. Wir ſind geweſen,	Daß wir geweſen ſeyn,
Ihr ſeyd geweſen,	ihr geweſen ſeyd,
Sie ſind geweſen.	ſie geweſen ſeyn.

Die längſt vergangene Zeit.

E. Ich war geweſen,	Daß ich geweſen wäre,
Du wareſt geweſen,	du geweſen wäreſt,
Er war geweſen,	er geweſen wäre.
V. Wir waren geweſen,	Daß wir geweſen wären,
Ihr waret geweſen,	ihr geweſen wäret,
Sie waren geweſen.	ſie geweſen wären.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E. Ich will ſeyn,	Daß ich ſeyn wolle,
Du willſt ſeyn,	du ſeyn wolleſt,
V. Er will ſeyn.	er ſeyn wolle.
Wir wollen ſeyn,	Daß wir ſeyn wollen,
Ihr wollet ſeyn,	ihr ſeyn wollet,
Sie wollen ſeyn.	ſie ſeyn wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde ſeyn,	Daß ich ſeyn werde,
Du wirſt ſeyn,	du ſeyn werdeſt,
Er wird ſeyn.	er ſeyn werde.
V. Wir werden ſeyn,	Daß wir ſeyn werden,
Ihr werdet ſeyn,	ihr ſeyn werdet,
Sie werden ſeyn.	ſie ſeyn werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde ſeyn,	Daß ich ſeyn würde,
Du würdeſt ſeyn,	du ſeyn würdeſt,
Er würde ſeyn.	er ſeyn würde.
V. Wir würden ſeyn,	Daß wir ſeyn würden,
Ihr würdet ſeyn.	ihr ſeyn würdet,
Sie würden ſeyn.	ſie ſeyn würden.

Die gebietende Art.	Die unbeſtimmte Art.
Gegenw. Z. E. Sey du,	Gegenw. Z. ſeyn.
V. Seyd ihr.	Vergang. Z. geweſen ſeyn.
Zukünft. Z. E. Du ſollſt ſeyn.	Zukünft. Z. ſeyn werden.
V. Ihr ſollet ſeyn.	Supin. zu ſeyn.
Sie ſollen ſeyn.	Gerund. im ſeyn,
	vom ſeyn,
	zum ſeyn.

Mittelwörter.

Der gegenw. Zeit, ein weſender (anweſender.)
Der vergang. Zeit, ein geweſener.
zukünftig. Zeit, einer der ſeyn wird.

Das Hülfswort Haben

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
Einz. Ich habe,	Daß ich habe,
Du haſt,	du habeſt,
Er hat.	er habe.
Vielf. Wir haben,	Daß wir haben,
Ihr habet,	ihr habet,
Sie haben.	ſie haben.
Die jüngſtvergangene Zeit.	
E. Ich hatte,	Daß ich hätte,
Du hatteſt,	du hätteſt,
Er hatte.	er hätte.
V. Wir hatten,	Daß wir hätten,
Ihr hattet,	ihr hättet,
Sie hatten.	ſie hätten.
Die völlig vergangene Zeit.	
E. Ich habe gehabt,	Daß ich gehabt habe,
Du haſt gehabt,	du gehabt habeſt,
Er hat gehabt.	er gehabt habe.
V, Wir haben gehabt,	Daß wir gehabt haben,
Ihr habet gehabt,	ihr gehabt habet,
Sie haben gehabt.	ſie gehabt haben.
Die längſt vergangene Zeit.	
E. Ich hatte gehabt,	Daß ich gehabt hätte,
Du hatteſt gehabt,	du gehabt hätteſt,
Er hatte gehabt	er gehabt hätte.
V. Wir hatten gehabt,	Daß wir gehabt hätten,
Ihr hattet gehabt,	ihr gehabt hättet,
Sie hatten gehabt.	ſie gehabt hätten.
Die ungewiß zukünftige Zeit.	
E, Ich will haben,	Daß ich haben wolle,
Du willſt haben,	du haben wolleſt,
Er will haben.	er haben wolle.
V. Wir wollen haben,	Daß wir haben wollen,
Ihr wollet haben,	ihr haben wollet,
Sie wollen haben.	ſie haben wollen.
Die gewiß zukünftige Zeit.	
E. Ich werde haben,	Daß ich haben werde,
Du wirſt haben,	du haben werdeſt,
Er wird haben.	er haben werde.

V. Wir

V. Wir werden haben,	Daß wir haben werden,
Ihr werdet haben,	ihr haben werdet,
Sie werden haben.	ſie haben werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde haben,	Daß ich haben würde,
Du würdeſt haben,	du haben würdeſt,
Er würde haben	er haben würde.
V. Wir würden haben,	Daß wir haben würden,
Ihr würdet haben,	ihr haben würdet,
Sie würden haben.	ſie haben würden.

Die gebietende Art.	Die unbeſtimmte Art.
Gegenw. Z. E. Habe du,	Gegenw. Z. Haben.
V. Habet ihr.	Vergang. Z. gehabt haben.
Zukünft. Z. E. Du ſollſt haben,	Zukünft. Z. haben werden.
Er ſoll haben.	Supin. zu haben.
V. Ihr ſollet haben,	Gerund. im haben,
Sie ſollen haben.	vom haben.
	zum haben.

Mittelwörter.

Der gegenw. Z. ein habender, eine habende, ein habendes.
Der vergang. Z. einer der gehabt hat.
Der zukünft. Z einer der haben wird.

Das Hülfswort Werden.

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.

Die gegenwärtige Zeit.

E. Ich werde,	Daß ich werde,
Du wirſt,	du werdeſt,
Er wird.	er werde.
V. Wir werden,	Daß wir werden,
Ihr werdet,	ihr werdet,
Sie werden.	ſie werden

Die jüngſt vergangene Zeit.

E. Ich ward, oder wurde,	Daß ich würde,
Du wardſt, oder wurdeſt,	du würdeſt,
Er ward, oder wurde.	er würde.
V. Wir wurden,	Daß wir würden,
Ihr wurdet,	ihr würdet,
Sie wurden.	ſie würden,

Die völlig vergangene Zeit.

E. Ich bin geworden,	Daß ich geworden ſey,
Du biſt geworden,	du geworden ſeyſt,
Er iſt geworden.	er geworden ſey.
V. Wir ſind geworden,	Daß wir geworden ſeyen,
Ihr ſeyd geworden,	ihr geworden ſeyd,
Sie ſind geworden.	ſie geworden ſeyn.

Die längſt vergangene Zeit.

E. Ich war geworden,	Daß ich geworden wäre,
Du wareſt geworden,	du geworden wäreſt,
Er war geworden.	er geworden wäre.
V. Wir waren geworden,	Daß wir geworden wären,
Ihr waret geworden,	ihr geworden wäret,
Sie waren geworden.	ſie geworden wären.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E. Ich will werden,	Daß ich werden wolle,
Du willſt werden,	du werden wolleſt,
Ich will werden.	er werden wolle.
V. Wir wollen werden,	Daß wir werden wollen,
Ihr wollet werden,	ihr werden wollet,
Sie wollen werden.	ſie werden wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde werden,	Daß ich werden werde,
Du wirſt werden,	du werden werdeſt,
Er wird werden.	er werden werde.
V. Wir werden werden,	Daß wir werden werden,
Ihr werdet werden,	ihr werden werdet,
Sie werden werden.	ſie werden werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde werden,	Daß ich werden würde,
Du würdeſt werden,	du werden würdeſt,
Er würde werden.	er werden würde.
V. Wir würden werden,	wir werden würden,
Ihr würdet werden,	Daß ihr werden würdet,
Sie würden werden.	ſie werden würden.

Die gebietende Art.	Die unbeſtimmte Art.
Gegenw. Zeit. E. Werde du,	Gegenw. Z. werden.
V. Werdet ihr.	Vergang. Z. geworden ſeyn.
Zukünft. Zeit. V. Laßt uns werden,	Supin. zu werden.
	Gerund. im werden,
Ihr ſollet werden,	vom werden,
Sie ſollen werden.	zum werden.

Mittelwörter.

der gegenw. Zeit, ein werdender.
der vergang. Zeit, ein gewordener.
der zukünft. Zeit, einer der werden wird.

Das Hülfswort Wollen.

Ich will, daß ich wolle, du willſt, (nicht willt), ich wollte, ich habe gewollt, ich hatte gewollt, ich werde wollen, wolle du, wollen, ein wollender.

deutſchen Schriftſteller gebraucht (*) Man bemerkt, daß unter dieſen Hülfswörtern ſieben in der jüngſt vergangenen Zeit

Das Hülfswort Sollen.

Ich ſoll, daß ich ſolle, du ſollſt, (nicht ſollt), ich ſollte, ich habe geſollt, ich hatte geſollt, ich werde ſollen, (die gebietende Art fehlt) ſollen, ein ſollender.

Das Hülfswort Können.

Ich kann, daß ich könne, ich konnte, daß ich könnte, ich habe gekonnt, ich werde können, (die gebietende Art fehlt) können, ein könnender.

Das Hülfswort Dörfen.

Ich darf, daß ich dörfe, ich dorfte, daß ich dörfte, ich ich habe gedorft, ich hatte gedorft, ich werde dörfen, (die gebietende Art fehlt) dörfen, ein dörfender.

Das Hülfswort Mögen.

Ich mag, daß ich möge, ich mochte, daß ich möchte, ich habe gemocht ich hatte gemocht, ich werde mögen, mögen, ein mögender (in Hochmögenden oder vermögend.)

Das Hülfswort Müſſen.

Ich muß, daß ich müſſe, ich mußte, daß ich müßte, ich habe gemußt, ich hatte gemußt, ich werde müſſen, müſſen, ein müſſender.

Das Hülfswort Laſſen.

Ich laſſe, du läſſeſt, er läßt, ich ließ, daß ich ließe, ich habe gelaſſen, ich hatte gelaſſen, ich werde laſſen, laß du, laſſen, ein laſſender, ein gelaſſener.

Einige rechnen zu den Hülfswörtern noch das Zeitwort: Helfen, ich helfe, daß ich helfe, du hilfſt, er hilft, ich half, daß ich hülfe, ich habe geholfen, ich hatte geholfen, ich werde helfen, ein helfender.

(*) So eckelhaft klingt es, wenn man ſagt: ich thue gehen, ich thue ſitzen, ich thue liegen, anſtatt ich gehe, ich ſitze, ich liege. Ein Gelehrter überläßt dieſe pöbelhafte Art zu reden den Handwerksburſchen, welche ſie auf ihrer Wanderſchaft irgend in altväteriſchen Städten aufgeſchnappet haben.

die Syllbe te, und in der völlig vergangenen ein t haben (*); nur drey hingegen haben beides nicht, ſondern im letzten ein en (**). Die erſtern geben alſo einen Begriff von der richtigen, die letztern von der unrichtigen Abwandelung. Durch richtige Zeitwörter verſteht man ſolche, die in der jüngſt vergangenen Zeit die Sylbe te und in der völlig vergangenen ein et oder t annehmen, übrigens aber den Selbſtlauter des Stammwortes durchgehends behalten: und dieſer Zeitwörter iſt die gröſte Anzahl (*). Die Stammſyllbe iſt hier allemal die gebietende Art (**), die man heut zu Tage mit dem e zweyſyllbig ſpricht (*). Setzet man ein n hinten dran, ſo hat man die unbeſtimmte Art (**). Setzet man das ich vor, ſo iſt es die gegenwärtige Zeit (*). Ein angehenktes te macht die jüngſt vergangene Zeit (**). Das ge aber vorgeſetzt, und das e hinten weggelaſſen, ſo wird daraus die völlig vergangene (*). Von dieſer richtigen Art der Ab-

(*) als: habe, hatte, gehabt; will, wollte, gewollt; ſoll, ſollte, geſollt; kann, konnte, gekonnt; darf, dorfte, gedorft; mag, mochte, gemocht; muß, mußte, gemußt.

(**) als: bin, war, geweſen; werde, ward, geworden; laſſe, ließ, gelaſſen; wie auch das beygefügte helfe, half, geholfen.

(*) als: ich labe, ich labete, gelabet; ich liebe, ich liebete, geliebet; ich lobe, ich lobete, gelobet. Hier behält das erſte ſein a, das zweyte ſein ie, und das drite ſein o durchgehends.

(**) als lab, lieb, lob.

(*) als: labe, liebe, lobe.

(**) als: labe, laben; liebe, lieben; lobe, loben.

(*) als: labe, ich labe; liebe, ich liebe; lobe, ich lobe.

(**) als: labe, labete; liebe, liebete; lobe, lobete.

(*) als: labete, gelabet; liebete, geliebet; lobete, gelobet.

Abwandelung richtiger Zeitwörter der thätigen Gattung.

Die anzeigende Art,	Die verbindende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
Ich lobe,	Daß ich lobe,
Du lobeſt,	du lobeſt,
Er lobet.	er lobe.

M. Wir loben,	Daß wir loben,
Ihr lobet,	ihr lobet,
Sie loben.	ſie loben.

Die jüngſt vergangene Zeit.

E. Ich lobete,	Daß ich lobete,
Du lobeteſt,	du lobeteſt,
Er lobete.	er lobete.
V. Wir lobeten,	Daß wir lobeten.
Ihr lobetet,	ihr lobetet,
Sie lobetet,	ſie lobeten.

Die völlig vergangene Zeit.

E. Ich habe gelobet,	Daß ich gelobet habe,
Du haſt gelobet,	du gelobet habeſt,
Er hat gelobet.	er gelobet habe.
V. Wir haben gelobet,	Daß wir gelobet haben,
Ihr habet gelobet,	ihr gelobet habet,
Sie haben gelobet.	ſie gelobet haben.

Die längſt vergangene Zeit.

E. Ich hatte gelobet,	Daß ich gelobet hätte,
Du hatteſt gelobet,	du gelobet hätteſt,
Er hatte gelobet.	er gelobet hätte.
M. Wir hatten gelobet,	Daß wir gelobet hätten,
Ihr hattet gelobet,	ihr gelobet hättet,
Sie hatten gelobet.	ſie gelobet hätten.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E. Ich will loben,	Daß ich loben wolle,
Du willſt loben,	du loben wolleſt,
Er will loben.	er loben wolle.
V. Wir wollen loben,	Daß wir loben wollen,
Ihr wollet loben,	ihr loben wollet,
Sie wollen loben.	ſie loben wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde loben,	Daß ich loben werde,
Du wirſt loben,	du loben werdeſt,
Er wird loben.	er loben werde.
V. Wird werden loben,	D-ß wir loben werden,
Ihr werdet loben,	ihr loben werdet,
Sie werden loben.	ſie loben werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde loben,	Daß ich loben würde,
Du würdeſt loben,	du loben würdeſt,
Er würde loben.	er loben würde.
V. Wir würden loben,	Daß wir loben würden,
Ihr würdet loben,	Ihr loben würdet,
Sie würden loben.	ſie loben würden.

Die

Abwandelung gehen etliche wenige Zeitwörter, nur in dem einzigen Stücke ab, daß ſie den Selbſtlauter der gegenwärtigen Zeit, in der vergangenen ändern, ob ſie gleich die übrige Bildungsſyllbe derſelben behalten (**). Daraus folgt nun auch, daß dieſe letztern in der jüngſtvergangenen Zeit der verbindenden Art den Selbſtlauter ändern (*). Die leidende Gattung wird von der völligvergangenen Zeit der thätigen Gattung mit dem obigen Hülfsworte ich werde gebildet (**). Die Art der unrichtigen Zeitwörter iſt in weit geringerer Anzahl vorhanden. Sie haben dieſe Eigenſchaft, daß ſie in der jüngſtvergangenen Zeit kein te, in der völlig vergangenen aber ein en annehmen; übrigens in der erſten allemal den Selbſtlauter

Die gebietende Art,		Die unbeſtimmte Art.	
Gegenw. Z. E.	(lobe du, er, ſie.)	Gegenw. Z.	loben.
V.	lobet ihr.	Vergang. Z.	gelobet haben.
Künft. Z.	Laßt uns loben,	Künft. Z.	loben werden.
	Ihr ſollet loben,	Supin.	zu loben.
	Sie ſollen loben.	Gerund.	im loben.
			vom loben.
			zum loben.

Mittelwort.

Der gegenw. Z. ein lobender.

(**) z. E. ich brenne, kenne, nenne, denke, bringe; wird ich brannte, kannte, nannte, ich dachte, ich brachte, wie auch ich habe gebrannt, gekannt, genannt, gedacht, gebracht.

(*) So wie oben von mußte, dorfte und konnte, müßte, dörfte, und könnte ward, ſo wird auch von dachte, brachte; dächte, brächte.

(**) als: ich habe gelobet, ich werde gelobet.

Abwandelung richtiger Zeitwörter der leidenden Gattung.

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
E. Ich werde gelobet,	Daß ich gelobet werde,
Du wirſt gelobet,	du gelobet werdeſt,
Er wird gelobet	er gelobet werde.
V. Wir werden gelobet,	Daß wir gelobet werden,
Ihr werdet gelobet,	ihr gelobet werdet,
Sie werden gelobet.	ſie gelobet werden.

Die jüngſt vergangene Zeit.

E. Ich wurde gelobet,	Daß ich gelobet würde,
Du wurdeſt gelobet,	du gelobet würdeſt,
Er wurde gelobet.	er gelobet würde.
V. Wir wurden gelobet,	Daß wir gelobet würden,
Ihr wurdet gelobet,	ihr gelobet würdet,
Sie wurden gelobet.	ſie gelobet würden.

Die völlig vergangene Zeit.

E. Ich bin gelobet worden,	Daß ich gelobet worden ſey,
Du biſt gelobet worden,	du gelobet worden ſeyſt,
Er iſt gelobet worden.	er gelobet worden ſey.
V. Wir ſind gelobet worden	Daß wir gelobet worden ſeyen,
Ihr ſeyd gelobet worden,	ihr gelobet worden ſeyd,
Sie ſind gelobet worden.	ſie gelobet worden ſeyn.

Die längſt vergangene Zeit.

E. Ich war gelobet worden,	Daß ich gelobet worden wäre,
Du wareſt gelobet werden,	du gelobet worden wäreſt,
Er war gelobet worden.	er gelobet worden wäre.
V. Wir waren gelobet wor= den,	Daß wir gelobet worden wä= ren,
Ihr waret gelobet worden,	ihr gelobet worden wäret,
Sie waren gelobet worden.	ſie gelobet worden wären.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E Ich will gelobet werden,	Daß ich gelobet werden wolle,
Du willſt gelobet werden,	du gelobet werden wolleſt,
Er will gelobet werden.	er gelobet werden wolle.
V. Wir wollen gelobet werden	Daß wir gelobet werden wol= len,
Ihr wollet gelobet werden,	ihr gelobet werden wollet,
Sie wollen gelobet werden.	ſie gelobet werden wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde gelobet werden,	Daß ich werde gelobet wer= den,
Du wirſt gelobet werden,	du werdeſt gelobet werden.
Er wird gelobet werden.	er werde gelobet werden.
V. Wir werden gelobet wer= den,	Daß wir werden gelobet wer= den,
Ihr werdet gelobet werden,	ihr werdet gelobet werden,
ſie werden gelobet werden.	ſie werden gelobet werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde gelobet wetden,	Daß ich gelobet werden wür= de,
Du würdeſt gelobet werden,	Du gelobet werden wür= deſt,
Er würde gelobet werden.	er gelobet werden würde.

ter ändern (*). Dieſe jüngſtvergangene Zeit hat niemals ein e am Ende, welches einige fälſchlich anflicken. (**). Dieſe Zeitwörter ändern meiſtens gleich in der zweyten und dritten Perſon der gegenwärtigen Zeit wie auch in der jüngſtvergangenen Zeit den Selbſtlauter ſo, daß ſie einſylbig wird (*). Die Zeitwörter, die in der jüngſtvergangenen Zeit ein o haben, nehmen in der zweyten und drit-

V. Wir würden gelobet werden,
Ihr würdet gelobet werden,
Sie würden gelobet werden.

Die gebietende Art.

Gegenw. Z. E. Werde du gelobet,
V. Werdet ihr gelobet.

Künſt. Z. E. Du ſollſt gelobet werden,
Er ſoll gelobet werden.
V. Wir ſollen gelobet werden,
Ihr ſollet gelobet werden,
Sie ſollen gelobet werden.

Daß wir gelobet werden würden,
ihr gelobet werden würdet,
ſie gelobet werden würden.

Die unbeſtimmte Art.

Gegenw. Z gelobet werden.
Vergang. Z. gelobet worden ſeyn.
Künſt. Z. werden gelobet werden.
Sup. gelobet zu werden.

Mittelwort.

Verg. Z. ein gelobter.

Nach dieſem Vorbilde richten ſich nun alle richtige Zeitwörter, die in der gröſten Menge vorhanden ſind, und deren Regiſter Gotſched in ſeiner deutſchen Sprachkunſt p. 321 - 328. anführet. Nur die Wörter der Mittelgattung ſind ausgenommen, als welche keine leidende Gattung haben, z. E. ich lebe hat nicht ich werde gelebet.

(*) als: ich gebe hat nicht ich gebete, ich habe gegebet; ſondern ich gab, ich habe gegeben. Doch nimmt die jüngſtvergangene Zeit nicht allemal ein a, wie hier, ſondern ſie hat bisweilen auch ein ie, ein i, ein o und ein u. z. E ich ſchreibe hat: ich ſchrieb, geſchrieben; ich reiſſe, ich riß, geriſſen; ich flieſſe, ich floß, gefloſſen; ich ſtehe, ich ſtund, geſtanden.

(**) Alſo ſagt man nicht: ich thate, ich kame, ich ſprache, ich nahme; ſondern ich that, ich kam, ich ſprach, nahm.

(*) als:
Ich breche, du brichſt, er bricht, ich brach.

dritten Perſon der gegenwärtigen Zeit ein eu an (**). Die unrichtigen Zeitwörter, die den Selbſtlauter in der zweyten und dritten Perſon der gegenwärtigen Zeit nicht ändern, behalten doch daſelbſt die Verkürzung in eine Sylbe (*). Die gebietende Art der unrichtigen Zeitwörter wird allemal einſyllbig (**). Einige Zeitwörter gehören nach dem Unterſchiede ihrer Bedeutung bald zur rich-

Ich ſehe, du ſiehſt, er ſieht, ich ſah.
Ich komme, du kömmſt, er kömmt, ich kam.
Ich gieſſe, du geußt, er geußt, ich goß.
Ich fechte, du fichtſt, er ficht, ich focht.
Ich ſchlage, du ſchlägſt, er ſchlägt, ich ſchlug.

Fragen und jagen ſind keine unrichtige, ſondern richtige Zeitwörter, denn ich ſage nicht: Du frägſt, er frägt, ich frug, gefragen; du jägſt, er jägt, ich jug, gejagen; ſondern: du frageſt, er fraget, ich fragete, gefraget; du jageſt, er jaget, ich jagete, gejaget.

(**) als:
Ich fliehe, du fleuchſt, er fleucht, ich floh.
Ich fliege, du fleugſt, er fleugt, ich flog.
Ich krieche, du kreuchſt, er kreucht, ich kroch.
Ich lüge, du leugſt, er leugt, ich log.
Ich ziehe, du zeuchſt, er zeucht, ich zog.

(*) als:
Ich liege, du liegſt, er liegt; nicht du liegeſt, er lieget.
Ich ſchreibe, du ſchreibſt, er ſchreibt, nicht du ſchreibeſt, er ſchreibet.

(**) als: nimm, gieb, ſprich, komm, thu, ſchreib, lieg.

Abwandelung unrichtiger Zeitwörter der thätigen Gattung.

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
E. Ich ſehe,	Daß ich ſehe,
Du ſiehſt,	du ſeheſt,
Er ſieht.	er ſehe.
V. Wir ſehen,	Daß wir ſehen,
Ihr ſehet,	ihr ſehet,
Sie ſehen.	ſie ſehen.
Die jüngſt vergangene Zeit.	
E. Ich ſah,	Daß ich ſähe,
du ſahſt,	du ſäheſt,
Er ſah.	er ſähe.

W. Wir ſahen,	Daß wir ſähen,
Ihr ſahet,	ihr ſähet,
Sie ſahen.	ſie ſähen.

Die völlig vergangene Zeit.

E. Ich habe geſehen,	Daß ich geſehen habe,
Du haſt geſehen,	du geſehen habeſt,
Er hat geſehen.	er geſehen habe
W. Wir haben geſehen,	Daß wir geſehen haben,
Ihr habet geſehen,	ihr geſehen habet,
Sie haben geſehen.	ſie geſehen haben.

Die längſt vergangene Zeit.

E. Ich hatte geſehen,	Daß ich geſehen hätte,
Du hatteſt geſehen,	du geſehen hätteſt,
Er hatte geſehen.	er geſehen hätte.
W. Wir hatten geſehen,	Daß wir geſehen hätten,
Ihr hattet geſehen,	ihr geſehen hättet,
Sie hatten geſehen,	ſie geſehen hätten.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E. Ich will ſehen,	Daß ich ſehen wolle,
Du willſt ſehen,	du ſehen wolleſt,
Er will ſehen	er ſehen wolle.
W. Wir wollen ſehen,	Daß wir ſehen wollen,
Ihr wollet ſehen,	ihr ſehen wollet,
Sie wollen ſehen.	ſie ſehen wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde ſehen,	Daß ich ſehen werde,
Du wirſt ſehen,	du ſehen werdeſt,
Er wird ſehen.	er ſehen werde.
W. Wir werden ſehen,	Daß wir ſehen werden,
Ihr werdet ſehen,	ihr ſehen werdet,
Sie werden ſehen.	ſie ſehen werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde ſehen,	Daß ich ſehen würde,
Du würdeſt ſehen,	du ſehen würdeſt,
Er würde ſehen.	er ſehen würde.
W. Wir würden ſehen,	Daß wir ſehen würden,
Ihr würdet ſehen,	ihr ſehen würdet,
Sie würden ſehen.	ſie ſehen würden.

Die gebietende Art.		Die unbeſtimmte Art.	
Gegenw. Z. E.	Sieh du.	Gegenw. Z.	ſehen.
V.	Sehet ihr.	Vergang. Z.	geſehen haben,
Künft. Z. V.	Laſſet uns ſehen,	Künft. Z.	ſehen werden,
	Ihr ſollet ſehen,	Supin.	zu ſehen.
	Sie ſollen ſehen.	Gerund.	im ſehen,
			vom ſehen,
			zum ſehen.

Mittelwort.

Gegenw. Z. ein ſehender, oder der, die, das ſehende, oder auch ſchlechtweg ſehend.

Abwandelung unrichtiger Zeitwörter der leidenden Gattung.

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
E. Ich werde geſehen,	Daß ich geſehen werde,
Du wirſt geſehen,	du geſehen werdeſt,
Er wird geſehen.	er geſehen werde.
V. Wir werden geſehen,	Daß wir geſehen werden,
Ihr werdet geſehen,	ihr geſehen werdet,
Sie werden geſehen.	ſie geſehen werden.
Die jüngſtvergangene Zeit.	
E. Ich wurde geſehen,	Daß ich geſehen würde,
Du wurdeſt geſehen,	du geſehen würdeſt,
Er wurde geſehen.	er geſehen würde.
V. Wir wurden geſehen,	Daß wir geſehen würden,
Ihr wurdet geſehen,	ihr geſehen würdet,
Sie wurden geſehen.	ſie geſehen würden.
Die völlig vergangene Zeit.	
E. Ich bin geſehen worden,	Daß ich ſey geſehen worden,
Du biſt geſehen worden,	du ſeyſt geſehen worden,
Er iſt geſehen worden.	er ſey geſehen worden.
V. Wir ſind geſehen worden,	Daß wir ſeyn geſehen worden
Ihr ſeyd geſehen worden,	ihr ſeyd geſehen worden,
Sie ſind geſehen worden.	ſie ſeyn geſehen worden.
Die längſt vergangene Zeit.	
E. Ich war geſehen worden,	Daß ich wäre geſehen worden,
Du wareſt geſehen worden,	du wäreſt geſehen worden,
Er war geſehen worden.	er wäre geſehen worden.
V. Wir waren geſehen worden,	Daß wir wären geſehen worden,
Ihr waret geſehen worden,	ihr wäret geſehen worden,
Sie waren geſehen worden.	ſie wären geſehen worden.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E. Ich will geſehen werden,	Daß ich geſehen werden wolle,
Du willſt geſehen werden,	du geſehen werden wolleſt,
Er will geſehen werden.	er geſehen werden wolle.
V. Wir wollen geſehen werden,	Daß wir geſehen werden wollen,
Ihr wollet geſehen werden,	ihr geſehen werden wollet,
Sie wollen geſehen werden.	ſie geſehen werden wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde geſehen werden,	Daß ich werde geſehen werden,
Du wirſt geſehen werden,	du werdeſt geſehen werden,
Er wird geſehen werden.	er werde geſehen werden.
V. Wir werden geſehen werden,	Daß wir werden geſehen werden,
Ihr werdet geſehen werden,	ihr werdet geſehen werden,
Sie werden geſehen werden.	ſie werden geſehen werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde geſehen werden,	Daß ich geſehen werden würde,
Du würdeſt geſehen werden,	du geſehen werden würdeſt,
Er würde geſehen werden.	er geſehen werden würde.
V. Wir würden geſehen werden,	Daß wir geſehen werden würden,
Ihr würdet geſehen werden,	ihr geſehen werden würdet,
Sie würden geſehen werden.	ſie geſehen werden würden.

Die gebietende Art,	Die unbeſtimmte Art.
Gegenw. Z. E. Werde du geſehen.	Gegenw. Z. geſehen werden.
V. Werdet ihr geſehen.	Vergang. Z. geſehen worden ſeyn.
Künft. Z. V. Ihr ſollet geſehen werden,	Künft. Z. werden geſehen werden.
Sie ſollen geſehen werden.	Gerund. vom geſehen werden,
	im geſehen werden,
	zum geſehen werden.

richtigen, bald zur unrichtigen Abwandelung (*). Um allen dieſen Schwierigkeiten abzuhelfen, muß man ſich ſolche Abwandelungen durch öftern Gebrauch guter Schriftſteller und richtiger Wörterbücher bekannt machen (**). Die Zeitwörter der Mittelgattung ſehen der thätigen Gattung ſehr ähnlich: nur nehmen ſie keine leidende Bedeutung an (*). Denn dergleichen Wörter deuten kein eigentliches Thun, ſondern den Zuſtand einer Sache an (**). Die meiſten Zeitwörter der Mittelgattung nehmen in der völlig vergangenen Zeit nicht das Hülfswort ich habe, ſondern das Hülfswort ich bin an (*). Doch iſt dieſes nicht allgemein, denn einige behalten auch das Hülfswort ich habe (**). Unter die Zahl der abweichenden Zeitwör-

K 2 ter

Mittelwörter.

Gegenw. Z. einer der geſehen wird.
Vergang. Z. einer der iſt geſehen worden, ein geſehener.
Künft. Z. einer der wird, ſoll oder muß geſehen werden.

(*) z. E. Löſchen hat als ein thätiges Zeitwort, du löſcheteſt, er löſchete, ich löſchete, ich habe das Licht ausgelöſchet. Aber als ein Mittelwort ich verlöſche hat es: du verliſcheſt, er verliſcht, ich verloſch, ich bin verloſchen. Setzen hat als ein thätiges Zeitwort du ſetzeteſt, er ſetzete, ich ſetzete, ich habe mich geſetzet. Aber als ein Mittelwort ich ſitze, hat es du ſitzeſt, er ſitzt, ich ſaß, ich bin geſeſſen. Ich beuge hat du beugeſt, er beuget, ich beugete meine Knie; aber ich biege hat du biegſt, er biegt, ich bog mich zur Erden. Bewegen hat ich bewegete den Arm, ich habe ihn beweget; aber in dem ſittlichen Verſtande heißt es: das bewog mich, das hat mich bewogen.

(**) Gottſched giebt in ſeiner deutſchen Sprachkunſt p. 339-347. ein Regiſter der unrichtigen Zeitwörter.

(*) z. E. von ich lebe, ich ſterbe, kann man nicht ſagen: ich werde gelebet, ich werde geſtorben.

(**) als: ich ſitze, ich liege, ich gehe, ich ſtehe.

(*) z. E. von ich ſterbe, ſaget man nicht: ich habe geſtorben, ſondern ich bin geſtorben; und ſo, ich gehe, ich bin gegangen; ich ſtehe, ich bin geſtanden; ich falle, ich bin gefallen; ich ſpringe, ich bin geſprungen.

(**) als: ich lebe, ich habe gelebet; ich liege, ich habe gelegen und nicht, wie einige fälſchlich ſprechen, ich bin gelegen.

Abwandelung der richtigen Zeitwörter der Mittelgattung.

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.
Die gegenwärtige Zeit.	
E. Ich wandele,	Daß ich wandele,
Du wandelſt,	du wandelſt,
Er wandelt.	er wandele.
V. Wir wandeln,	Daß wir wandeln,
Ihr wandelt,	ihr wandelt,
Sie wandeln.	ſie wandeln.
Die jüngſt vergangene Zeit.	
E. Ich wandelte,	Daß ich wandelte,
Du wandelteſt,	du wandelteſt,
Er wandelte.	er wandelte.
Wir wandelten,	Daß wir wandelten,
Ihr wandeltet,	ihr wandeltet,
Sie wandelten.	ſie wandelten.
Die völlig vergangene Zeit.	
E. Ich bin gewandelt,	Daß ich gewandelt ſey,
Du biſt gewandelt,	du gewandelt ſeyſt,
Er iſt gewandelt,	er gewandelt ſey.
V. Wir ſind gewandelt,	Daß wir gewandelt ſeyen,
Ihr ſeyd gewandelt,	ihr gewandelt ſeyd,
Sie ſind gewandelt.	ſie gewandelt ſeyn.
Die längſt vergangene Zeit.	
E. Ich war gewandelt,	Daß ich gewandelt wäre,
Du wareſt gewandelt,	du gewandelt wäreſt,
Er war gewandelt.	er gewandelt wäre.
V. Wir waren gewandelt,	Daß wir gewandelt wären,
Ihr waret gewandelt,	ihr gewandelt wäret,
Sie waren gewandelt.	ſie gewandelt wären.
Die ungewiß zukünftige Zeit.	
E. Ich will wandeln,	Daß ich wandeln wolle,
Du willſt wandeln,	du wandeln wolleſt,
Er will wandeln.	er wandeln wolle.
V. Wir wollen wandeln,	Daß wir wandeln wollen,
Ihr wollet wandeln,	ihr wandeln wollet,
Sie wollen wandeln.	ſie wandeln wollen.
Die gewiß zukünftige Zeit.	
E. Ich werde wandeln,	Daß ich wandeln werde,
Du wirſt wandeln,	du wandeln werdeſt,
Er wird wandeln.	er wandeln werde,
V. Wir werden wandeln,	Daß wir wandeln werden,
Ihr werdet wandeln,	ihr wandeln werdet,
Sie werden wandeln.	ſie wandeln werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde wandeln,	Daß ich wandeln würde,
Du würdeſt wandeln,	Daß du wandeln würdeſt,
Er würde wandeln.	er wandeln würde.
V. Wir würden wandeln,	Daß wir wandeln würden,
Ihr würdet wandeln,	ihr wandeln würdet,
Sie würden wandeln.	ſie wandeln würden.

Die gebietende Art.	Die unbeſtimmte Art.
Gegenw. Z. E. Wandele du.	Gegenw. Z. wandeln.
V. Wandelt ihr.	Vergang. Z. gewandelt ſeyn.
Künft. Z. E. Du ſollſt wandeln,	Künft. Z. wandeln werden.
Er ſoll wandeln.	Supin. im wandeln,
V. Laßt uns wandeln,	Gerund. im wandeln,
Ihr ſollet wandeln,	vom wandeln,
Sie ſollen wandeln.	zum wandeln.

Mittelwort.

Gegenw. Zeit. ein wandelnder, wandelnd, oder der, die, das wandelnde.

Abwandelung der unrichtigen Zeitwörter der Mittelgattung.

Die anzeigende Art.	Die verbindende Art.

Die gegenwärtige Zeit.

E. Ich liege,	Daß ich liege,
Du liegeſt,	du liegeſt,
Er liegt.	er liege.
V. Wir liegen,	Daß wir liegen,
Ihr lieget,	ihr lieget,
Sie liegen.	ſie liegen.

Die jüngſt vergangene Zeit.

E. Ich lag,	Daß ich läge,
Du lageſt,	du lägeſt,
Er lag.	er läge.
V. Wir lagen,	Daß wir lägen,
Ihr laget,	ihr läget,
Sie lagen.	ſie lägen.

Die völlig vergangene Zeit.

E. Ich habe gelegen,	Daß ich gelegen habe,
Du haſt gelegen,	du gelegen habeſt,
Er hat gelegen.	er gelegen habe.
V. Wir haben gelegen,	Daß wir gelegen haben,
Ihr habet gelegen,	ihr gelegen habet,
Sie haben gelegen.	ſie gelegen haben.

Die längſt vergangene Zeit.

E. Ich hatte gelegen,	Daß ich gelegen hätte,
Du hatteſt gelegen,	du gelegen hätteſt,
Er hatte gelegen.	er gelegen hätte.
V. Wir hatten gelegen,	Daß wir gelegen hätten,
Ihr hattet gelegen,	ihr gelegen hättet,
Sie hatten gelegen.	ſie gelegen hätten.

Die ungewiß zukünftige Zeit.

E. Ich will liegen,	Daß ich liegen wolle,
Du willſt liegen,	dn liegen wolleſt,
Er will liegen.	er liegen wolle,
V. Wir wollen liegen,	Daß wir liegen wollen,
Ihr wollet liegen,	ihr liegen wollet,
Sie wollen liegen.	ſie liegen wollen.

Die gewiß zukünftige Zeit.

E. Ich werde liegen,	Daß ich liegen werde,
Du wirſt liegen,	du liegen werdeſt,
Er wird liegen.	er liegen werde.
V. Wir werden liegen,	Daß wir liegen werden,
Ihr werdet liegen,	ihr liegen werdet,
Sie werden liegen.	ſie liegen werden.

Die bedingt zukünftige Zeit.

E. Ich würde liegen,	Daß ich liegen würde,
Du würdeſt liegen,	du liegen würdeſt,
Er würde liegen,	er liegen würde.
V. Wir würden liegen,	Daß wir liegen würden,
Ihr würdet liegen,	ihr liegen würdet,
Sie würden liegen.	ſie liegen würden.

Die gebietende Art.	Die unbeſtimmte Art.
Gegenw. Z. E. Lieg du,	Gegenw. Z. liegen.
V. Lieget ihr.	Vergang. Z. gelegen haben.
Künft. Z. E. Du ſollſt liegen,	Künft. Z. liegen werden.
Er ſoll liegen.	Supin. zu liegen.
V. Laßt uns liegen,	Gerund. im liegen,
Ihr ſollet liegen,	vom liegen,
Sie ſollen liegen.	zum liegen.

Mittelwort.

Gegenw. Z. ein liegender, liegend, oder der, die, das liegende.

Gottſched giebt in ſeiner deutſchen Sprachkunſt p. 353 - 357. ein Verzeichniß der richtigen und unrichtigen Zeitwörter der Mittelgattung, wie auch derjenigen unter ihnen, welche das Hülfs-

ter gehören 1) die zuſammengeſetzten, 2) die zurückkehrenden, 3) die unperſönlichen Zeitwörter. Die Zuſammenſetzung der Zeitwörter geſchieht im Deutſchen meiſtens mit allerley kleinen Sylben und Wörtern, die theils unzertrennlich daran hangen (*), theils auch abgeſondert werden (**). Bisweilen ſetzt man auch ein Beywort mit einem Hülfsworte zuſammen, ſo daß eine Art eines Zeit-

Hülfswort ich bin und derjenigen, welche das Hülfswort ich habe annehmen.

(*) Unzertrennliche giebt es ſiebenzehn, als: After, afterreden; Be, befinden, beſehen, befragen; Emp, empfangen, empfehlen, empfinden; Ent, entſtehen, entlaufen, entwenden; Er, erfinden, erſchaffen, errathen; Ge, gerathen, gelangen, gebieten; Hinter, hintergehen, hinterlaſſen, hinterſtellen; Mis, misfallen, mishandeln, misrathen, Verab, verabfolgen, verabreden, verabſcheuen; Ver, vergehen, vergeben, verfolgen; Verun, verunehren, verunreinigen, verunzieren; Voll, vollbringen, vollziehen, vollführen; Ueber, überdenken, übergeben, übernehmen; Um, umgeben, umbinden; Unter, unterſuchen, unternehmen, unterſtehen; Ur, urtheilen, urkunden, (wie auch mit dem vorigen be, beurlauben und ver, verurſachen); Zer, zerreiſſen, zerſtören, zertrennen. Dieſe bleiben nun immer an dem Anfange des Zeitwortes ſtehen, als ich erfand, ich will erfinden, und nicht ich fand er, ich will finden er; Auſſer etlichen mit voll, um, und unter zuſammengeſetzten Zeitwörtern, welche auch abgeſondert werden können, als: ich gieſſe voll, nicht ich vollgieſſe; ich bringe um, nicht ich umbringe; ich gehe unter, nicht ich untergehe; ob es gleich heißt: vollgieſſen, umbringen, untergehen.

(**) Dieſe ſind in weit gröſſerer Anzahl, als: Ab, abgehen; An, antragen; Anheim, anheimſtellen; An, antragen; Auf, aufſtehen; Aus, auslegen; Bey, beyfügen; Daher, daherkommen; Dahin, dahinfolgen; Dar, darthun; Daran, daranſetzen; Darauf, daraufhalten; Davon, davonlaufen; Dafür, dafürhalten; Davor, davorſtehen; Darunter, darunter miſchen; Darwider, darwider handeln; Darzwiſchen, darzwiſchen legen; Durch, durchſtreichen; Ein, eingeben; Einher, einhergehen; Fort, fortlaufen; Für, fürbitten; Gleich, gleichkommen; Heim, heimführen; Her, herleiten; Herab, herabſteigen; Heran, herannahen; Herauf, herauf

herauf kommen; Heraus, heraus fodern; Herbey, herbeytragen; Herdurch, herdurch waten; Herein, hereintreten; Hervor, hervorblicken; Hernach, hernachkommen; Hernieder, herniederfallen; Herüber, herüberkommen; Herum, herumtragen; Herunter, herunterſteigen; Herzu, herzunahen; Hin, hingeben; Hinan, hinanwerfen; Hinab, hinabſteigen; Hinauf, hinauf klettern, Hinaus, hinausgehen; Hindan, hindanſetzen; Hinein, hineinkommen; Hinter, hintergehen; Hinterher, hinterherlaufen; Hinüber, hinüberſchreiten; Hinzu, hinzutreten; Innen, innenhalten; Mit, mitmachen; Nach, nacheilen; Nieder, niederwerfen; Ob, obliegen; Ueber, überlegen; Ueberein, übereinſtimmen; Um, umwenden; Unter, unterlegen; Voll, vollſchütten; Vor, vorlegen; Voran, voranrücken; Voraus, vorausgehen; Vorbey, vorbeyfahren; Vorüber, vorübergehen; Weg, wegſchicken; Wider, widerſprechen; Wieder, wiederkommen; Zu, zugeben; Zuwider, zuwiderleben; und dergleichen hunderterley mehr. Wenn nun ſolche Wörter abgewandelt werden ſollen, ſo geſchieht es folgendergeſtalt: Sie bleiben im Anfange des Zeitwortes in allen Zahlen, Perſonen und Zeiten der verbindenden Art, als: daß ich herausfodere, daß du herausfodereſt, daß er herausfodere, daß wir herausfodern, daß ihr herausfodert, daß ſie herausfodern; daß ich herausfoderte, daß ich herausgefodert habe, daß ich herausgefodert hätte, daß ich herausfodern wolle, daß ich heraus fodern werde, daß ich herausfodern würde; Dieſes geſchieht auch mit den zuſammengeſetzten unrichtigen Zeitwörtern auch in der Mittelgattung, als: daß ich davon komme, daß du davon kommeſt, daß er davon komme, daß wir davon kommen, daß ihr davon kommet, daß ſie davon kommen; daß ich davon käme, daß ich davon gekommen ſey, daß ich davon gekommen wäre, daß ich davon kommen wolle, daß ich davon kommen werde, daß ich davon kommen würde. Ferner bleiben ſie im Anfange des Zeitwortes in der völlig vergangenen, längſt vergangenen, ungewiß künftigen, gewiß künftigen und bedingt künftigen Zeit der anzeigenden Art; wie auch in der künftigen Zeit der gebietenden Art und in allen Theilen der unbeſtimmten Art; als: ich habe herausgefodert, ich hatte herausgefodert, ich will herausfodern, ich werde herausfodern, ich würde herausfodern, laßt uns herausfodern, ihr ſollt herausfodern, ſie ſollen herausfodern, herausfodern, herausgefodert haben, heraus fodern werden, herauszufodern, im herausfodern, vom herausfo-

dern.

wortes daraus wird (*). Dieſe nun gehen nicht anders, als die Hülfswörter ſelbſt, nur, daß der Zuſatz immer dabey iſt (**). Hier muß man ſich hüten, daß man nicht fehlerhafte Zuſammenſetzungen dieſer Art mache (*). Die zurückkehrenden Zeitwörter gehen in ihrer Bedeutung auf denjenigen zurück, von dem ſie gebrauchet werden (**). Dieſe Zeitwörter ſind an ſich in der

dern, zum herausfodern; ich bin davon gekommen, ich war davon gekommen, ich will davon kommen, ich werde davonkommen, ich würde davon kommen, ihr ſollet davon kommen, ſie ſollen davon kommen, davonkommen, davon gekommen ſeyn, davonkommen werden, davon zu kommen, im davon kommen, zum davonkommen. Sie werden hingegen ans End geſetzet in der gegenwärtigen und jüngſtvergangenen Zeit der verbindenden Art und in der gegenwärtigen Zeit der gebietenden Art, als: ich fodre heraus, ich foderte heraus, fodre du heraus; ich komme davon, ich kam davon, komme du davon. In der leidenden Gattung werden ſie allezeit vor das Zeitwort geſetzt in allen Arten, Zeiten Fällen und Perſonen, als: ich werde heraus gefodert, daß du heraus gefodert worden wäreſt, werde du herausgefodert, herausgefodert werden.

(*) z. E. ich bin beliebt, ich bin frölich, ich bin traurig, ich bin vergnügt, ich habe genug, ich werde alt.

(**) als: ich bin beliebt, ich war beliebt, ich bin beliebt geweſen, ich war beliebt geweſen, ich werde beliebt ſeyn, daß ich beliebt ſey, daß ich beliebt wäre, daß ich beliebt geweſen ſey, daß ich beliebt geweſen wäre, daß ich beliebt ſeyn werde. Ich habe genug, ich hatte genug, ich habe genug gehabt, ich hatte genug gehabt, ich werde genug haben, daß ich genug habe, daß ich genug hätte, daß ich genug gehabt habe, daß ich genug gehabt hätte.

(*) Wie einige zu ſagen pflegen: ich bin bange, anſtatt mir iſt bange.

(**) als: ich gräme mich, ich ſchäme mich, ich rühme mich, ich tröſte mich, ich vergnüge mich.

Abwandelung entweder richtig (*), oder unrichtig (**); auch zuweilen mit abſonderlichen Redetheilchen zuſammengeſetzet (*). Viele Zeitwörter kann weder ein Menſch, noch ſonſt jemand von ſich ſagen, weil ſie gewiſſe Begebenheiten und Veränderungen in der Natur und dergleichen mehr bedeuten; dieſe nennet man die unperſönlichen Zeitwörter. Sie leiden die perſönlichen Fürwörter ich, du, er, wir, ihr, ſie nicht vor ſich, ſondern nehmen an deren

(*) als: ich gräme mich, ich grämete mich, ich habe mich gegrämet, ich hatte mich gegrämet, ich werde mich grämen, gräme dich, grämet euch, ihr ſollet euch grämen, ſich gegrämet haben, ſich zu grämen.

(**) als: ich unterſtehe mich, ich unterſtund mich, ich habe mich unterſtanden, ich hatte mich unterſtanden, ich werde mich unterſtehen, unterſteh dich, unterſtehet euch, ihr ſollet euch unterſtehen, ſich unterſtanden haben, ſich zu unterſtehen.

(*) als: ich bilde mir etwas ein, ich bildete mir etwas ein, ich habe mir etwas eingebildet, ich hatte mir etwas eingebildet, ich werde mir etwas einbilden, bilde dir etwas ein, bildet euch etwas ein, ſich etwas einbilden, ſich etwas eingebildet haben, ſich etwas einzubilden. Ich nehme mir etwas heraus, ich nahm mir etwas heraus, ich habe mir etwas heraus genommen, ich hatte mir etwas herausgenommen, ich werde mir etwas heraus nehmen, nimm dir etwas heraus, nehmet euch etwas heraus, ſich etwas herausnehmen, ſich etwas herausgenommen haben, ſich etwas herauszunehmen. So geht auch ſich mit etwas breit machen, ſich etwas zu gute thun.

(*) als:

deren ſtatt entweder ein es in der dritten Perſon (*), oder das Wörtchen man (**).

§. 102.

(*) als: es friert, es regnet, es ſchneyt, es begiebt ſich. Hier finden wieder ſowohl die richtigen, als die unrichtigen Zeitwörter ſtatt, als:

Ein richtiges:

Es gebühret ſich,	Daß es ſich gebühre,
Es gebührete ſich,	es ſich gebührete,
Es hat ſich gebühret,	es ſich gebühret habe,
Es hatte ſich gebühret,	es ſich gebühret hätte,
Es wird ſich gebühren.	es ſich gebühren werde.

Ein unrichtiges:

Es friert,	Daß es friere,
Es fror,	es fröre,
Es hat gefroren,	es gefroren habe,
Es hatte gefroren,	es gefroren hätte,
Es wird frieren.	es frieren werde.

Manchmal aber nehmen auch andere perſönliche Zeitwörter dieſe unperſönliche Geſtalt an, als: ich ärgere mich, ich freue mich. Z. E.

Es ärgert mich,	Daß es mich ärgere,
Es ärgerte mich,	es mich ärgerte,
Es hat mich geärgert,	es mich geärgert habe,
Es hatte mich geärgert,	es mich geärgert hätte,
Es wird mich ärgern.	es mich ärgern werde,

Es giebt auch ſolche, die zwar vorn das es, hinten aber alle drey Perſonen in der einfachen und vielfachen Zahl annehmen, wie auch das vorige ſolches litt; z. E. es erfreuet mich, es erfreuet dich, es erfreuet ihn, es erfreuet uns, es erfreuet euch, es erfreuet ſie. Es geziemet mir, es geziemet dir, es geziemet ihm, es geziemet uns, es geziemet euch, es geziemet ihnen.

(**) als: man ſaget, man ſagete, man hat geſaget, man hatte geſaget, man wird ſagen; man höret, man vernimmt, man glaubet, man hoffet, man fürchtet.

§. 102.

Die Mittelwörter werden bereits bey den Zeitwörtern zum Schluſſe der Abwandelung bemerket; ſie müſſen aber doch noch beſonders betrachtet werden. Sie haben etwas vom Zeitworte und etwas vom Nennworte an ſich. Vom Zeitworte haben ſie den Unterſchied der gegenwärtigen, vergangenen und künftigen Zeit (*) und die Bedeutung, daß ſie theils ein Thun, theils ein Leiden anzeigen (**). Mit den Nennwörtern aber haben ſie das gemein, daß ſie von verſchiedenen Geſchlechtern, Zahlen und Endungen ſind (*).

§. 103.

(*) als: ein ſchreibender, ein geſchriebener, einer der ſchreiben wird, einer der wird geſchrieben werden.

(**) als: ein lehrender heißt einer der lehret, ein gelehrter aber einer der gelehret worden; ſo auch: ein ſterbender, ein geſtorbener; ein liebender, ein geliebter. Man hüte ſich aber, daß man hier die leidende Gattung nicht auf eine unrechte Art in die thätige verwandele, als: die gegen Sie hegende Freundſchaft, die gegen Sie tragende Hochachtung, kraft meines tragenden Amts. Heget denn die Freundſchaft, trägt die Hochachtung, trägt das Amt, oder werden nicht vielmehr dieſe getragen und jene geheget? Man ſage alſo lieber ohne Mittelwort: Die Freundſchaft, welche ich gegen Sie hege; die Hochachtung, ſo ich gegen Sie trage.

(*) als:

der liebende, die liebende, das liebende oder geliebte.
des liebenden, der liebenden, des liebenden oder geliebten.
dem liebenden, der liebenden, dem liebenden oder geliebten.
den liebenden, die liebende, das liebende oder geliebte.
o du liebender, o du liebende, o du liebendes oder geliebtes.
von dem liebenden, von der liebenden, von dem liebenden oder geliebten.

Eben ſo iſt es mit dem unbeſtimmten Geſchlechtsworte, als:

ein liebender, eine liebende, ein liebendes oder geliebtes.
eines liebenden, einer liebenden, eines liebenden oder geliebten.

§. 103.

Die Nebenwörter gehören eigentlich zu den Zeitwörtern, weil ſie die Art und Weiſe beſtimmen, wie man wirket oder leidet (*). Sie leiden keine andere Abänderung, als einige derſelben den Vergleichungsſtufen nach (**). Einige darunter ſind Nebenwörter des Ortes (*), der Zeit (**), der Gröſſe (*), der Ordnung (**), vergleichende

einem liebenden, einer liebenden, einem liebenden oder geliebten.
einen liebenden, eine liebende, ein liebendes oder geliebtes.
Die Rufendung fehlt.
von einem liebenden, von einer liebenden, von einem liebenden oder geliebten.

Vielfach heißt es in allen Geſchlechtern gleich, ohne Geſchlechtswort, als:

liebende Männer, liebende Weiber, liebende Kinder.
liebender Männer, liebender Weiber, liebender Kinder.
liebenden Männern, liebenden Weibern liebenden Kindern.
liebende Männer, liebende Weiber, liebende Kinder.
von liebenden Männern, von liebenden Weibern, von liebenden Kindern.

(*) als: ſehr lieben, heftig lieben, langſam gehen, gut leben.

(**) Dieſe ſind wie bey den Beywörtern entweder richtig, als:
oft, öfter, am öfteſten.
ſtark, ſtärker, am ſtärkſten.
ſchön, ſchöner, am ſchönſten.
oder unrichtig, als:
bald, eher, am eheſten.
viel, mehr, am meiſten.
gut, beſſer, am beſten.

(*) Dieſe ſind wieder entweder auf die Frage wo? als: hier, da, dort; oder auf die Frage wohin? als: hieher, hinein, herab; oder auf die Frage woher? als: von hier, von auſſen, von hinten; oder auf die Frage wodurch? als: dadurch, hindurch, darneben, hin; oder auf die Frage wie weit? als: bis daher, ſoweit, immerfort.

(**) Dieſe ſind wieder entweder auf die Frage wann? als: heute, morgen, früh; oder auf die Frage ſeitwann? als: ſeit einer Stunde, ſeit drey Tagen, ſeit vielen Jahren; oder auf die Frage wiebald? als: bald, geſchwind, plötzlich; oder auf die Frage wie lange? als: bis itzund, eine Stunde lang, bis auf dieſen Tag.

(*) Dieſe ſind wieder entweder Nebenwörter der Gröſſe, als: groß, lang, breit; oder der Kleinheit, als: klein, kurz, ſchmal.

(**) Dieſe ſind wieder entweder der Nebenwörter der Ordnung,

chende (*), des Fragens (**), des Bejahens (*). Etliche ſind einfach und wie Stammwörter anzuſehen (**); andere zuſammengeſetzt, und zwar theils nur mit an und vor ſich ſelbſt nichts bedeutenden Anhangsſylben (*), theils mit ganzen Wörtern (**). Hier hüte man ſich nur, un=

als: anfangs, nachmals, endlich; oder der Unordnung, als: vermengt, durcheinander, das oberſte zu unterſt; oder Zahlwörter mit zum, als: zum erſten, zum zweyten, zum dritten; oder Zahlwörter auf ens, als: erſtens, zweytens, drittens; oder theilende Zahlwörter, als: zwey und zwey, zu dreyen, zu vieren; oder unterſcheidende Zahlwörter, als: einerley, zweyfach, dreyfältig.

(*) Dieſe ſind wieder entweder vergröſſernde Nebenwörter, als: gröſſer, länger, breiter; oder gleichmachende, als: eben ſo groß, gleich lang, eins wie das andere; oder verkleinernde, als: kleiner, kürzer, ſchmäler; oder entgegenſtellende, als: dagegen, hergegen, hingegen.

(**) Dieſe ſind wieder entweder von Perſonen, als: wem? weſſen? für wen? oder von Sachen, als: was? warum? womit? oder von Zeiten, als: wann? wie lange? wie oft? oder von Oertern, als: wo? woher? wohin? oder von Gröſſen, als: wie groß? wie lang? wie breit? oder von Beſchaffenheiten, als: wie kalt? wie warm? wie ſchön?

(*) Dieſe ſind wieder entweder bejahende Nebenwörter, als: ja, freylich, allerdings; oder verneinende, als: nein, nichts, niemals; oder zweifelnde, als: vielleicht, falls, allenfalls; oder betheurende, als: gewiß, wahrhaftig, unfehlbar.

(**) als: hie, da, früh, ſpät, heut, geſtern, morgen.

(*) als: bar, wunderbar; haft, tugendhaft; halb, auſſerhalb; hand, allerhand; icht, bergicht; ig, gütig; iſch, kindiſch; ley, mancherley; lich, väterlich; los, gottlos; mal, vielmal; ſam, mühſam; ſelig, armſelig; wärts, vorwärts. Solche Sylben, und beſonders das bar, lich, ſam und haft ſind ſehr nützlich, aus Hauptwörtern und Beywörtern Nebenwörter zu machen, als: aus Ehr, ehrbar; aus Gut, gütlich; aus bös, böslich; aus Heil, heilſam; aus Rath, rathſam; aus Mangel, mangelhaft; aus Leib, leibhaft.

(**) als: aus her und nach, hernach; aus vor und hin, vorhin; aus unter und Weg, unterweges; aus Muth und willig, muthwillig.

unnöthige Zuſammenflickungen zu machen (*), oder auch die Ordnung der Theile zu verkehren (**).

§. 104.

Die Vorwörter gehören gleichſam ganz zu den Hauptwörtern, denen ſie allemal vorgeſetzet werden (*); darum heiſſen ſie auch Vorwörter. Sie fodern allemal gewiſſe Endungen derſelben: und daraus entſteht ihr Unterſchied. Denn einige fodern immer dieſelbe Endung (**); andere nehmen bald dieſe, bald jene, doch in verſchiedenen Umſtänden (*).

§. 105.

(*) als: anſonſt, anheut, dahier, anvorderiſt. So ungereimt iſt es auch, wenn einige das en daran flicken, als: anſonſten, gütlichen, nemlichen.

(**) als: aus hernach, nachher.

(*) als: vom Himmel, zur Erden, durch die Luft.

(**) Dieſe fodern entweder immer die Zeugendung, als: anſtatt meiner, ungeachtet deines Zorns, kraft ſeines Vertrags; oder immer die Gebendung, als: bey mir, nach mir, zu mir; oder immer die Klagendung, als: durch mich, wider dich, ohne mich; oder immer die Nehmendung, als: mit mir, aus dir, von mir.

(*) Dieſe fodern entweder die Zeugendung und Klagendung zugleich, als: auſſerhalb des Landes und auſſerhalb dem Hauſe; innerhalb des Landes und innerhalb dem Hauſe; oberhalb oder unterhalb des Berges und oberhalb oder unterhalb dem Berge; oder ſie fodern die Klagendung und Nehmendung zugleich, als: es kömmt an mich und es liegt an mir; es fällt auf mich und es beruhet auf mir; es geht über mich und es ſchwebet über mir; er dringt in mich und es iſt keine Ruhe in mir; er geht in die Kirche und er iſt in der Kirche; wirf es hinter dich und es liegt hinter dir; komm neben mich und bleibe neben mir; gehe unter das Dach und bleibe unter dem Dache; gehe zwiſchen die Mauern und bleibe zwiſchen den Mauern; trete vor mich und ſtehe vor mir. Die erſtern beziehen ſich auf die Frage wohin? und die letztern auf die Frage wo? Wenn dieſe Vorwörter eine Art der Bewegung bedeuten, ſo nehmen ſie die Klagendung, zeigen ſie aber eine Art der Ruhe an, ſo nehmen ſie die Nehmendung, als: Setze dich neben mich und ſitz neben mir.

§. 105.

Die Bindewörter verurſachen den Zuſammenhang der Sprache durch die Verbindung der Gedanken. Man theilet ſie ein in verknüpfende (*), zuwiderlaufende (**), verurſachende oder ſchlieſſende (*), ausſchlieſſende (**), entgegenſetzende (*), bedingende (**), und abzweckende (*).

§. 106.

Die Zwiſchenwörter drücken den Gemüthszuſtand des Redenden und ſeine angenehmen ſowohl, als verdrüßlichen Leidenſchaften aus. Daher theilet man ſie in klagende (*), jauchzende (**), aufmunternde (*), wünſchende (**), verabſcheuende (*), und ſchwörende (**).

§. 107.

Die Wortfügung iſt eine Verbindung der verſchiedenen Redetheile, welche auf eine gewiſſe Art zuſammengeſetzet werden, ſo daß dadurch der Sinn des Redenden deſto leichter verſtanden werde. Sie hat die nemlichen Gegenſtände, wie die Wortforſchung, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe nur die Gegenſtände an und vor ſich ſelbſten nach ihrem Urſprunge und Weſen betrachtet, jene aber ihr Verhältniß unter einander bemerket. Es handelt alſo dieſer dritte Theil der Sprachlehre von der Fügung der Geſchlechtswörter, der Hauptwörter und Beywörter, der Fürwörter, der Zeitwörter, der Mittelwörter, der Hülfswörter, der Nebenwörter, der Vorwörter, der Bindewörter, der Zwiſchenwörter, wozu ſie noch eine Abhandlung von den grammatiſchen Figuren an-

(*) als: und, auch ferner.
(**) als: aber, ſondern, hingegen.
(*) als: denn, weil, deswegen.
(**) als: entweder, oder; weder, noch; ſo wenig, als.
(*) als: obgleich, obſchon, dennoch.
(**) als: wenn, ob, wofern.
(*) als: daß, auf daß, damit.
(*) als: ach! weh! leider!
(**) als: Hei! Wohl uns! luſtig!
(*) als: auf! wohlan! getroſt!
(**) als: wollte GOtt! lebe wohl! Glück dir!
(*) als: weg! pfui! von mir!
(**) als: wahrhaftig! ſowahr, als! bey meiner!

anhängt. Einige ſetzen noch die Sprüchwörter dazu (*), welche aber meiſtens zu pöbelhaft ſind und ſelten zum Schmucke einer guten Rede etwas beytragen können.

§. 108.

Bey der Fügung der Geſchlechtswörter bemerket man folgende Regeln: 1) Das Geſchlechtswort muß allezeit mit ſeinem Hauptworte, Beyworte oder Mittelworte in gleichem Geſchlechte, gleicher Zahl und gleicher Endung ſtehen (*). 2) Das Geſchlechtswort muß allezeit vor dem Nennworte, nicht aber hinter demſelben ſtehen (**). 3) Man muß das beſtimmte Geſchlechtswort mit dem unbeſtimmten niemals verwechſeln (*). 4) Wenn man viele Hauptwörter hintereinander ſetzet: ſo darf man nicht immer

(*) Gottſched giebt uns in ſeiner deutſchen Sprachkunſt eine Abhandlung und Verzeichniß der deutſchen Kernreden, Gleichnißreden und Sprüchwörter p. 538 - 558.

(*) Gellert IV. Th. p. 12.

Welch Glück, ſo hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor GOtt zu ſtehn!
Der HErr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menſchen Flehn?

Ausgenommen 1) wenn zwiſchen das Geſchlechtswort und das Hauptwort, ein ander Wort geſchaltet wird, ſo bleibt das Geſchlechtswort im ungewiſſen Geſchlechte, als: das iſt meine Frau, das ſind ſeine Kinder, anſtatt dieſe. 2) Wenn man viele Wörter, auch aus der mehrern Zahl, zuſammennimmt, ſo folget doch darauf das ungewiſſe Geſchlecht der einzelnen Zahl, als:

Gellert IV. Th. p. 12.

So bitt ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben,
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wolleſt du mir geben.

(**) Gellert IV. Th. p. 19.

Dacht ich bey dem Genuß der Güter dieſer Erden
An den Allmächtigen, durch den ſie ſind und werden?
Verehrt ich ihn im Staub? Empfand ich ſeine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Gedult?

(*) Wir ſagen alſo: der Sommer iſt die zweyte Jahrszeit; denn es können nicht mehr zweyte Jahrszeiten ſeyn; wir ſagen hingegen: dieß iſt ein kühler Sommer, weil es mehr kühle Sommer geben kann.

mer das Geſchlechtswort wiederholen (**). 5) Wenn man aber das Geſchlechtswort vor eins oder mehrere Hauptwörter einerley Geſchlechtes ſetzet: ſo brauchen die folgenden kein Geſchlechtswort (*). 6) Wenn Hauptwörter von verſchiedenen Geſchlechtern zuſammen kommen, und das erſte ein Geſchlechtswort brauchet: ſo müſſen auch alle folgende die ihrigen bekommen (**). 7) Die eigenen Namen der Menſchen, Länder und Städte brauchen gar kein Geſchlechtswort vor ſich (*). 8) Die Namen der Völker, Flüſſe, Berge und Wälder, wie auch der Thiere behal-

(**) Gellert III. Th. p. 5.

Er ſuchet Freund und Welt, Zerſtreuung, Spiel und Scherz;
Doch weder Freund noch Luſt dringt in ſein mattes Herz.
Sein Tiſch iſt reich beſetzt, ſein Wein iſt ſtets der beſte;
Doch beides, Tiſch und Wein, vergnügt nur ſeine Gäſte.

(*) Gellert III. Th. p. 7.

Auf! wag es noch einmal. Vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb und Wein; verläugne dich und ſchreib.

(**) von Cronegk. II. Th. p. 93.

Die Kleinigkeiten ſind für Groſſe dieſer Welt:
Für uns iſt die Natur, der Himmel und dieß Feld.

(*) von Cronegk. I. Th. p. 219.

Artander.

Kennſt du dein Schickſal nicht? Athen trägt ſchon mein Joch!
Du biſt nicht König mehr?

Codrus.

Doch ich bin Codrus noch.

Doch ſind folgende Fälle auszunehmen: 1) Wenn vor das Hauptwort noch ein Beywort kömmt, als:

von Hagedorn. II. Th. p. 10.

Dem tapfern Pyrrhus gleich ſtritt er ohn Unterlaß;
Jedoch ſah der Vezier, ein andrer Cineas,
Der wahren Gröſſe Freund, mit heimlichem Erbarmen
Der Herrſchſucht Opferherd, das ſchöne Reich, verarmen.

So ſagt man z. E. das alte Rom, der ſterbende Cato, der groſſe Cicero. 2) Wenn die ausländiſchen Namen keine deutſchen Endſylben annehmen: ſo wird das Geſchlechtswort zur Bezeichnung derſelben vorgeſetzet, als:

von Cronegk. I. Th. p. 174.

Komm, laß uns dem Gepräng der ſtolzen Welt entgehn,
Der Welt, in welcher wir den Medon nicht mehr ſehn.

behalten ihr Geſchlechtswort (*). 9) Wenn von zweyen Hauptwörtern das vörderſte in der zweyten Endung ſteht: ſo verliert das folgende ſein Geſchlechtswort (**). 10) Das einzige Wort Gott wird, wenn es den wahren Gott andeutet, ohne Geſchlechtswort gebrauchet; wenn es aber nur den abgeſonderten Begriff der Gottheit, oder falſche Götter anzeiget: ſo nimmt es auch den Artikel an (*). 11) Bisweilen werden die Geſchlechtswörter mit

3) Wenn die eigenen Namen zu gemeinen Nennwörtern werden: ſo wird alda das unbeſtimmte Geſchlechtswort nöthig, als:

Gellert III. Th. p. 43.

Noch unbekannt und ungeprieſen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der gröſſre Treu dem Freund erwieſen,
Als man von Brüdern fodern kann.

und von Haller p. 32.

Ein neuer Prometheus beſtiehlt den Himmel wieder,
Zieht Blitz und Stral aus Staub und findt dem Donner Brüder ...
Ein Newton überſteigt das Ziel erſchaffner Geiſter,
Findt die Natur im Werk und ſcheint des Weltbau's Meiſter.

(*) von Cronegk. I. Th. p. 220.

Das Blut ſoll den Jlyß zur Ueberſchwemmung zwingen,
Und mag von unſerm Sieg der See die Nachricht bringen.

(**) von Creuz. p. 12.

So konnte der gerührte Borgia
Sein menſchlichs Herze nicht verſtellen,
Als er erſtaunt, im Sarg der ſchönen Jſabellen,
Des Todes Greuel und den Reſt der Schönheit ſah,
Die einſt den ſtolzen Karl entzückte,
Und ſparſam noch aus Staub und Moder blickte:
Wie, wann durch dickſter Nächte Dunkelheit,
Oft einſam noch ein Stern verlorne Stralen ſtreut.
Jn einem Aug, aus dem die Majeſtät gebot;
Auf Wangen, wo vordem der Keuſchheit ſanftes Roth,
Der Tugend winkend ſaß; in einer Bruſt voll Liebe,
Der Großmuth Thron, und dem Pallaſt erhabner Triebe:
Hier ſah er überall Tod, Fäulniß, Eckel, Graus,
Und Moderwürmer ſich um ihre Wangen ſtreiten,
Und ſtieß aus ſeiner Bruſt den Reſt der Eitelkeiten
Mit einem dir, o Gott, geweihten Seufzer aus.

(*) Gellert IV. Th. p. 50.

Gott iſt mein Lied!
Er iſt der Gott der Stärke;
Herr iſt ſein Nam, und groß ſind ſeine Werke,
Und alle Himmel ſein Gebiet.

ihrem letzten Buchſtaben an die Vorwörter und Beywörter gehenket (*). 12) Wenn Fürwörter vor ein Hauptwort zu ſtehen kommen: ſo fallen die Geſchlechtswörter gemeiniglich weg (**).

§. 109.

Von Fügung der Hauptwörter und Beywörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Das Beywort ſteht mit ſeinem Hauptworte allemal in einerley Geſchlechte, Zahl und Endung (*). 2) Das Beywort muß ſowohl in gebundener, als in ungebundener Rede, allemal vor dem Hauptworte ſtehen (**). 3) Wann das Beywort, als die Ausſage eines Satzes, nach dem Hauptworte geſetzet werden muß: ſo verliert es ſeine Geſchlechtsendung und Zahlendung und wird wie ein unveränderliches Nebenwort

und Gellert IV. Th. p. 14.

Du biſt der Frommen Schutz, und biſt der Müden Ruh,
Ein Gott, der gern verzeiht; wo iſt ein Gott, wie du?
Wem ſoll ich ſonſt vertraun, als dir, du Gott der Götter?
Wen ehren, als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?
Wie ſüß iſt dein Befehl: gieb mir dein Herz, mein Sohn,
Und liebe mich; ich bin dein Schild und groſſer Lohn!
Herr! dein Gebot iſt Heil und deine Wahrheit Leben.
Wie könnt ich einem Gott der Liebe widerſtreben?

(*) S. §. 97. *not. f.* und *g.*

(**) als: mein Vater, nicht: der mein Vater; auch nicht, wie die Alten ſungen: der Vater mein; auch nicht, wie einige Neulinge ſprechen: der meinige Vater; S. §: 100. *not. f.*

(*) Elegien und Briefe *p.* 20.

Wenn aber Eis und Schnee die kalten Felder kleiden,
Da ſoll dem leichten Scherz mein Häuschen offen ſtehn;
Da ſoll mir Doris oft auf den geſchwäzgen Saiten
Mit aufmerkſamer Luſt die ſchnellen Finger ſehn.

(**) So wie das vorige Beyſpiel lehret. Es wäre zu wünſchen, daß wir in unſerer geiſtlichen Dichtkunſt dieſe Regel mehr beobachteten, ſo würden unſere Lieder viel von ihrem Gezwungenen und Matten verlieren. Wie ſehr riecht es nicht nach dem froſtigen Alterthume, wenn wir ſagen:

Ihr Felſen hart und Marmelſtein,
Wollt lichte Thränen weinen,
Ihr Himmelsſtern ſo groß und klein,
Halt't ein mit eurem Scheinen.

wort (*). 4) Wenn zwey Hauptwörter ohne Bindewort zuſammen kommen: ſo ſteht eins davon in der zweyten Endung (**). 5) Wenn etliche Hauptwörter zuſammen kommen, die einerley Sache andeuten: ſo ſtehen ſie alle ohne Bindewort in einerley Endung (*). 6) Beywörter werden zuweilen Hauptwörter, wenn man dem ungewiſſen Geſchlechte ein Geſchlechtswort vorſetzet (**). 7) Die unbeſtimmte Art der Zeitwörter wird auch öfters zu Hauptwörtern durch die Vorſetzung des Geſchlechtswortes (*). 8) Auch andere Arten der Zeitwörter und Fürwörter aus verſchiedenen Zeiten und Perſonen können bisweilen als Hauptwörter gebraucht werden (**). 9) Hauptwörter, die ein Vaterland, Geſchlecht, Alter, Amt und Hand-

anſtatt harte Felſen, groſſe und kleine Himmelsſternen;
O Maria gnadenreich,
Frauenbild,
Mutter mild;
anſtatt milde Mutter; ſo finden wir auch Jungfrau zart, Wunden roth.

(*) Gellert III. Th. p. 17.
Gott iſt gerecht, ein Rächer alles Böſen.
Gott iſt die Lieb und läßt die Welt erlöſen.
Auch wenn in dieſem Falle das Beywort vor dem Hauptworte ſteht, als:
Gellert III. Th. p. 17.
Gelobet ſeyſt du, Gott der Macht,
Gelobt ſey deine Treue!
Daß ich nach einer ſanften Nacht
Mich dieſes Tags erfreue.

(**) Gellert III. Th. p. 15.
Sollt ich der Menſchen Ruhm ſtolz zu erringen trachten?
Nein, Herr! wenn du mich ehrſt, mag mich der Menſch verachten.
Iſt es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weyh?
Um Reichthum ließ ich Gott? Geitz iſt Abgötterey!
Sollt ich durch Schmähungen des Nächſten Ruhm verderben?
Wer ſeinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht erben.
Verläugnen ſollt ich dich, wenn die Tyrannen drohn?
Du biſt der Fürſten Herr, ſprich! und ſie fallen ſchon.

(*) als: die Stadt Maynz, der Kaiſer Joſeph, der Prinz Friedrich, die Fräulein Schweſter, der Herr Bruder.

(**) als: das Wahre von dem Falſchen und das Gute von dem Schlechten unterſcheiden.

(*) als; das Sterben, das Eſſen und Trinken, das Hören und Sehen.

(**) als: ich bin der Ihrige, das letzte Lebewohl.

Handwerk bedeuten, fodern die zweyte Endung (*). 10) Die Wörter viel, wenig, genug und ſatt, werden oft als Hauptwörter angeſehen und mit der zweyten Endung anderer Hauptwörter verbunden (**). 11) Die Zahlwörter einer, zwey, drey, wie auch etliche, einige, viele, mehr, wenige, keiner, niemand, nehmen entweder die Zeugendung oder die Klagendung mit den Vorwörtern aus oder von (*). 12) Auf die Fragen wann? und wie oft? ſetzet man die Namen der Tage und Jahre in der Zeugendung (**). 13) Hauptwörter, die eine Neigung, Meinung und Beſchaffenheit; oder einen Willen und Fleiß bedeuten, ſtehen auch in der Zeugendung (*). 14) Beywörter, die einen Ueberfluß oder Mangel, eine Schuld oder Unſchuld, Fähigkeit, Vergeſſenheit, oder ein Gedächtniß bedeuten, nehmen die Zeugendung (**). 15) Beywörter, die einen Nutzen oder Schaden, eine Gleichheit, Leichtigkeit, Schwierigkeit oder Unmöglichkeit andeuten, nehmen die Gebendung zu ſich (*). 16) Was ein Maaß, eine Gröſſe, Entfernung oder Zeit, auf die Frage, wie lange? bedeutet, nimmt die Klagendung (**). 17) Was auf einen Ort zugeht, ſich bewegt,

(*) als: ſeiner Geburt ein Deutſcher, ſeines Geſchlechtes ein Edelmann, ſeines Herkommens ein Bürger, ſeines Alters vierzig Jahre, ſeines Handwerkes ein Schneider.

(**) als: er macht viel Aufſehens, ich habe der Freunde viel, aber des Troſtes wenig; ich habe des Dinges genug, ich bin der Welt ſatt.

(*) als: einer derſelben, oder einer von ihnen; ein Schüler der ſechsten Schule, oder aus der ſechsten Schule.

(**) als: Sonntags früh, des Tages und des Nachts; des Jahres dreymal.

(*) als: ich bin Willens, er iſt meiner Meinung.

(**) als: voll Goldes, er mangelt des Ruhms, des Todes ſchuldig, aller Sachen fähig, ich bin deiner nicht vergeſſen, Herr, gedenke meiner im beſten.

(*) als: es iſt mir nützlich, es iſt dir ſchädlich; du ſiehſt ihm ähnlich, es fällt mir ſchwer und iſt ihm leicht, das iſt mir unmöglich.

(**) als: ſechs Ellen lang, acht Schuh groß, zehn Meilen weit, ſieben Jahre alt.

wegt, oder abzielet, nimmt die Klagendung mit gen, gegen, nach, vor, auf, darauf zu, darauf los (*). 18) Beywörter, die ein Lob, oder einen Tadel bedeuten, nehmen die Nehmendung mit von oder an zu ſich (**). 19) Wenn eine Sache an einem Orte befindlich iſt oder von demſelben kömmt: ſo ſteht dieſer in der Nehmendung; in dem erſtern Falle brauchet man die Vorwörter vor, in, auf, an und zu, im andern aber von und aus (*).

§. 110.

Von Fügung der Fürwörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Die Fürwörter ſtehen mit ihrem Hauptworte in einerley Geſchlechte, Zahl und Endung, gehen auch allezeit vor ihm her (*). 2) Die beziehenden Fürwörter der und welcher nehmen zwar das Geſchlecht und die Zahl des Hauptwortes, die Endung aber vom folgenden Zeitworte an (**). 3) Man muß ſorgfältig verhüten, daß durch die beziehenden Fürwörter keine Verwirrung und Undeutlichkeit entſtehe (*). 4) Das zurückkehrende Fürwort ſich muß man in der Gebendung und Klagendung brauchen, wenn die Handlung zurückgeht, geht dieſe aber auf etwas anders: ſo bedienet man ſich der

(*) als: gen Himmel, gegen dich, nach Maynz, vor mich treten, auf mich zu laufen, auf mich los gehen. S. §. 104. *not. c.*

(**) als: du biſt von ſchöner Geſtalt und an deiner ſchlechten Aufführung kennt man dich.

(*) als: ich ſtehe vor dem Richter, Gott iſt im Himmel, das Schloß liegt auf dem Berge, der Feind ſteht an dem Berge, der Pabſt zu Rom, ich komme von dem Lande, ich gehe aus dem Hauſe.

(*) als: unſere Hülfe kömmt von Gott. Alſo iſt es nicht recht:

Dieß Gebet o Mutter mein
Hiemit hab vollendet.

anſtatt: o meine Mutter.

Und aus aller Peine
Erlös die Kinder deine.

anſtatt: deine Kinder.

(**) als: Gott iſt es allein, welchem Ehre gebühret.

(*) als: die Römer waren es, welche die Griechen überwunden hatten. Aus dieſem entſteht ein zweydeutiger Sinn.

Fürwörter ihm, ihn, ihr, und ſie (**). 5) Das Fürwort ſelbſt wird ſowohl allein, als zu andern Fürwörtern geſetzet (*). 6) Die Fürwörter der, die, das können bisweilen auch ohne Schaden des Sinnes ausgelaſſen werden (**). 7) Wenn in einer Rede zweyerley Sachen unterſchieden werden: ſo bezeichnet man im folgenden die erſtere durch das Fürwort jener, die letztere aber durch das Fürwort dieſer (*).

§. 111.

Von Fügung der Zeitwörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Jedes perſönliche Zeitwort erfordert vor ſich ein Hauptwort oder ein Fürwort in der Nennendung in gleicher Perſon und Zahl, ausgenommen wenn das Zeitwort in der unbeſtimmten oder in der gebietenden Art ſteht (*). 2) In der ausdrücklichen Frage wer? ſteht das Hauptwort oder Fürwort allemal nach dem Hülfsworte, nicht aber nach dem Zeitworte (**). 3) Wenn in einer bedingten Rede das wenn, dafern u. d. gl. ausgelaſſen wird: ſo ſteht das Zeitwort auch vor dem Hauptworte oder Fürworte (*), welches auch in der gebietenden Art geſchieht (**). 4) Bey den Hülfswörtern ſeyn, werden, und bleiben ſtehen vorn und hinten Fürwörter oder

(**) als: er hat ſich ſelbſten geſchadet, nicht ihm ſelbſten. Hingegen ſagt man: ich diene ihm, ich liebe ſie.

(*) als: etwas ſelbſt thun, ich thue es ſelbſt, du, er, wir, ihr, ſie thun es ſelbſt.

(**) als: Wer etwas unternehmen will, muß es auch recht auszuführen wiſſen; anſtatt der muß.

(*) als: L. A. Koboldt.

Was braucht der Menſch zu ſeinem Glücke?
Sehr wenig, es ſind nur zwey Stücke:
Die Nahrung und die Seelenruh.
Die Arbeit kann ihm jene bringen
Und, lernt er ſeine Lüſte zwingen:
So nimmt auch dieſe immer zu.

(*) als: ich lebe, der Menſch lebt. S. §. 101.
(**) als: iſt mein Freund geſtorben? ſoll ich hingehen?
(*) als: Lebſt du recht, ſo wirſt du glücklich.
(**) als: Gehe du, höret ihr.

oder Hauptwörter in der Nennendung (*). 5) Das Zeitwort heiſſen fodert vor und hinter ſich ein Hauptwort in der Nennendung (**). 6) Auf die Frage weſſen? folget die Zeugendung des Hauptwortes (*). 7) Wenn das Hülfswort ich bin eine Meinung, Neigung, oder Unwillen bedeutet: ſo fodert es die Zeugendung (**). 8) Wenn das Zeitwort leben in der Verbindung eine Hoffnung oder ein Vertrauen bedeutet: hat es die Zeugendung (*). 9) Die Zeitwörter anklagen, annehmen, bedienen, bedürfen, begeben, belehren, bemächtigen, bemeiſtern, berauben, beſchuldigen, beſinnen, entbehren, entbrechen, enthalten, entledigen, entſchlagen, entſinnen, erbarmen, erinnern, erwähnen, erwehren, freuen, gebrauchen, gedenken, geneſen, genieſſen, getröſten, harren, lachen, leben, mangeln, pflegen, rühmen, ſchämen, ſeyn, ſpotten, ſchweigen, überführen, überweiſen, überzeugen, unterfangen, unterſtehen, verwundern, warten, weigern, würdigen fodern auch die Zeugendung (**). 10) Die Frage wem? erfordert die Gebendung vor oder nach dem Zeitworte (*). 11) Die Zeit wörter abfodern, abſagen, abſchlagen, abtragen, anbefehlen, angehören, anheimſtellen, ankündigen, anſchlagen, antragen, auflauern, aufpaſſen, aufwarten, befehlen, begegnen, bereiten, bieten, borgen, bringen, danken, dienen, dräuen, drohen, empfehlen, entbieten, entrichten, entziehen, eröfnen, erwiedern, folgen, geben, gebieten, gehören, gehor-

(*) als: Ich bin ein Menſch, du wirſt ein vornehmer Mann, dein Freund bleibt dein Erretter.

(**) als: wir heiſſen Chriſten.

(*) als: ich erfreue mich meiner Jugend, ſie iſt eines Sohnes geneſen, er iſt dieſer Gnade gewürdiget worden.

(**) als: ich bin der Meinung, du biſt Willens, er iſt des Arbeitens müde. S. §. 109. *not. n.*

(*) als: ich lebe der Hoffnung, er lebt der Zuverſicht.

(**) S. Gottſcheds deutſche Sprachkunſt p. 451 = 454. Die Zeitwörter äuſſern, beſcheiden, entohnigen, entübrigen, hoffen, unterwinden, verbleichen, Todes verfahren, verzeihen, wahrnehmen, zeihen ſind theils alt, theils nicht öfters im Gebrauche gewöhnlich.

(*) als: das gehöret mir, ich gebe es dir.

horchen, gleichen, gönnen, helfen, klagen, leihen, leuchten, melden, misgönnen, nehmen, nützen, opfern, prophezeihen, rauben, reichen, rufen, ſagen, ſchaden, ſchenken, ſchmeicheln, ſtehlen, trauen, trotzen, verbieten, vergeben, vergelten, vergleichen, vergönnen, verhalten, verhelen, verkündigen, verſagen, verſprechen, verweiſen, verwehren, verweigern, verzeihen, wehren, weichen, weigern, weiſen, weiſſagen, widerſetzen, widerſtehen, widerſtreben, widerſtreiten, winken, wünſchen, zeigen fodern die dritte Endung der Perſon (**). 12) Alle Zeitwörter die mit nach, vor und zu zuſammengeſetzet ſind, fodern die Gebendung (*). 13) Auf die Frage wen? oder was? ſteht neben dem thätigen Zeitworte insgemein die Klagendung (**). 14) Auf die Fragen: wie viel, wie weit, wie lang, wie hoch, wie breit, wie dick, wie alt, wie lange? ſteht allemal die Klagendung (*). 15) Auf die Fragen: wie theuer, wofür, wie hoch? ſteht allemal die Klagendung doppelt mit um, für, oder unter (**).

(**) S. Gottſcheds deutſche Sprachkunſt p. 460. 461. Die Zeitwörter anmerken, anzetteln, anzünden, bezahlen, bezeugen, erhandeln, erkaufen, erſtehen, erzählen, fröhnen, frommen, heucheln, hofiren, läugnen, langen, leben, liebkoſen, lohnen, lügen, nennen, räuchern, ſprechen, ſterben, ſteuern, thun, vergällen, verkümmern, verzucken, zählen ſind theils alt, theils nicht öfters im Gebrauche gewöhnlich, theils auch ohne die Gebendung gebräuchlich.

(*) als: nachbeten, nachbringen, nachgehen, nachjagen, nachlaufen, nachrennen, nachſetzen, nachſingen, nachſpringen, nachſtreben, nachtrachten, nachtreten, nachziehen, vorbeten, vorfahren, vorhalten, vorleſen, vorreiten, vorſagen, vorſchreiben, vortreten, zubereiten, zubringen, zudenken, zueignen, zuführen, zugeben, zugehören, zulachen, zulegen, zureden, zuſagen, zuſchanzen, zuſchlagen, zuſchneiden, zuſetzen, zuſprechen, zuſtellen, zutrinken, zutragen, zutrauen, zuweiſen, zuwenden, zuwinken, zuzählen

(**) als: ich liebe dich, du ehreſt mich.

(*) als: es koſtet drey Gulden, die Stadt liegt ſechs Meilen von uns, die Straſſe iſt hundert Schritte lang,

(**). 16) Auf die Frage wohin? wird die Klagendung mit gen, in oder auf geſetzet (*). 17) Einige thätige Zeitwörter, als lehren, nennen, heiſſen, machen und fragen fodern eine doppelte Klagendung (**). 18) Zurückkehrende Zeitwörter nehmen meiſtentheils die Klagendung (*). 19) Die unperſönlichen Zeitwörter nehmen auch meiſtens die Klagendung zu ſich (**). 20) Wenn das Zeitwort in der gebietenden Art ſteht: ſo fodert es die Rufendung des Nennwortes vor oder hinter ſich (*). 21) In einer heftigen Anrede pflegt die Rufendung die Stelle der Nennendung zu vertreten und das Zeitwort in andere Arten zu leiten (**). 22) In einer Frage oder in einem brünſtigen Wunſche, kann auch vor dem Zeitworte, die Rufendung des Hauptwortes ſtehen (*). 23) Wenn das Zeitwort ein Werkzeug, eine Urſache, Zeit, Weiſe, Geſellſchaft oder Hülfe bedeutet: ſo fodert es die Nehmendung nach oder vor ſich (**). 24) Zeitwörter, die ein Seyn oder Bleiben an einem Orte bedeuten, nehmen auf die Frage wo? die Nehm-

das Haus iſt drey Stockwerke hoch, der Tiſch iſt eine Elle breit, der Baum iſt zwo Klaftern dick, das Kind iſt vier Jahre alt, der Krieg hat dreyſſig Jahre gedauert.

(**) als: ich kaufe es für zween Thaler, um vier Gulden, ich habe es nicht unter hundert Gulden.

(*) als: gen Himmel, ich gehe in die Stadt, ich fahre auf das Feld.

(**) als: er lehret dich die Rechtsgelehrſamkeit, ich nenne dich meinen Freund, ich heiſſe dich klein und mache mich groß, ich frage ihn viele Sachen.

(*) als: ich beſinne mich, du wageſt dich, er unterſteht ſich.

(**) als: es regnet groſſe Tropfen, es wundert mich, es freuet dich, es ärgert ihn.

(*) als: Herr, höre, fallet ihr Berge, komm o du geſegneter.

(**) als: du, Herr, biſt gerecht, was ſeyd ihr, ihr Menſchen?

(*) als: ihr Chriſten merket ihr? o Himmel möchteſt du mir meine Bitte gewähren.

(**) als: ich habe es mit meiner Arbeit verdienet, aus dieſer Urſache that ich es, in dreyen Tagen komme ich wieder; Alles muß mit einer gewiſſen Art verrichtet werden. Ich reiſete nebſt ſechs guten Freunden, ich that es mit ihrem Beyſtande.

Nehmendung zu ſich (*). 25) Nach Zeitwörtern der leidenden Gattung folgen insgemein die Vorwörter von oder mit nebſt der Klagendung (**). 26) Nach zweyen oder mehrern Hauptwörtern oder Fürwörtern ſteht das Zeitwort in der mehrern Zahl (*). 27) In der gegenwärtigen und jüngſtvergangenen Zeit der thätigen Gattung ſowohl der anzeigenden als gebietenden Art, ſteht das Vorwort erſt nach dem Hauptworte oder Fürworte, das vom Zeitworte regieret wird, ganz zuletzt (**). 28) Wenn zu dem zuſammengeſetzten Zeitworte in derſelben Rede noch ein anders Zeitwort in der unbeſtimmten Art kömmt: ſo wird das getrennte Vorwort nicht bis ans Ende geſparet; ſondern vor dem zweyten Zeitworte geſetzet (*). 29) In allen andern Gattungen, Arten und Zeiten behalten die zuſammengeſetzten Zeitwörter ihre Verbindung unverrückt; auſſer daß die Sylbe ge in der vergangenen Zeit, und leidenden Gattung, und die Sylbe zu in der unbeſtimmten Art eingeſchaltet werden (**). 30) Wenn die Vorſetzwörter von den Zeitwörtern unzertrennlich ſind: ſo wird die Sylbe der vergangenen Zeit ge ganz weggelaſſen, und in der unbeſtimmten Art das zu ganz vorangeſetzet (*). 31) Wann zwey

(*) als: bleibe bey mir, wohneſt du auf dem Lande, biſt du auch unter den abtrünnigen?

(**) als: ich werde von dir geliebet, er wird von mir unterrichtet.

(*) als: dein Vater und ich haben dich geſuchet.

(**) als: Wir kamen von der Reiſe geſund in unſer Vaterland zurück. Sie griffen den Feind mit unerſchrockenem Muthe an: S. §. 101. *not. k.* und *l.*

(*) als: ich fange frühmorgens ſchon an zu arbeiten; nicht: ich fange zu arbeiten an. S. §. 101. *not. k.* und *l.*

(**) als: ich bin hergekommen, ich werde herkommen, daß ich herkäme, er bittet mich herzukommen. S. §. 101. *not. k.* und *l.*

(*) als: ich begebe mich, ich habe mich begeben; nicht: gebegeben, man bittet mich, mich zu begeben; nicht: bezugeben. S. §. 101. *not. i. k.* und *l.*

zwey Zeitwörter zuſammen kommen: ſo ſteht eins in der unbeſtimmten Art (**). 32) Einige Zeitwörter nöthigen das andere neben ihnen, in der unbeſtimmten Art ein zu anzunehmen (*). 33) Die Zeitwörter ſehen, hören, ſollen, laſſen, wollen, müſſen, können, mögen, dörfen, heiſſen verwandeln, wenn ſie neben andern Zeitwörtern ſtehen, ihre völlig vergangene Zeit der anzeigenden und verbindenden Art in die gegenwärtige Zeit der unbeſtimmten Art (**). 34) Die Hülfswörter werden in der vergangenen Zeit insgemein von ihren Zeitwörtern getrennet; ſo daß ſie in der anzeigenden Art vorne, in der verbindenden aber theils hinten ſtehen (*). 35) Es iſt eine Zierde der deutſchen Sprache, wenn man die völlige Meinung eines Satzes mit dem Zeitworte ſchließt (**); unterdeſſen iſt es doch nicht allemal nöthig, die Zeitwörter ans Ende zu ſetzen; ja es entſteht ſo gar öfters ein Uebelſtand daraus (*).

36) Die

(**) als: du lehreſt mich ſchreiben, ich kann arbeiten.

(*) als: ich hoffe es zu erleben, ich habe viel zu thun, ich nöthige dich zu trinken.

(**) als: ich habe ihn gehen ſehen, ich habe ihn ſingen hören, ich habe es thun ſollen, ich habe es machen laſſen, ich habe weggehen wollen, ich habe bleiben müſſen, ich habe bezahlen können, ich habe nicht reiſen mögen, ich habe es kaufen dörfen, ich habe ihn beten heiſſen.

(*) als: man ſagt, das Jahr wird fruchtbar ſeyn, oder, daß das Jahr fruchtbar ſeyn werde.

(**) als: wie würde ich mit unbewegtem Muthe anſehen können, daß mein beſter Freund vor Schmerzen auſſer ſich geſetzet iſt, da ihm durch den Tod ſeines Vaters der empfindlichſte Verluſt und der unverhofteſte Zufall zugeſtoſſen.

(*) Beſonders iſt es öfters in der Kanzleyſchreibart ſehr unangenehm, die Zeitwörter von vorne ganz ans Ende zu werfen, als: Wir wollen euch hiemit, daß ihr ſolches höchſten Fleiſſes vermeidet und euch unſerer Willensmeinung in allem gemäß bezeiget, alles Ernſtes und nachdrücklich anbefehlen. Man ſetze alſo lieber jedes Zeitwort unmittelbar zu ſeinem Hauptworte, und laſſe lieber den Anhang nachfolgen, als ſich vorne eindringen, als: Wir wollen euch hiemit anbefehlen, daß u. ſ. w.

36) Die gegenwärtige Zeit wird öfters anſtatt der künftigen gebrauchet (**). 37) Im Erzählen bedienet man ſich, eine Sache deſto lebhafter zu machen, auch von vergangenen Dingen der gegenwärtigen Zeit (*). 38) Im Ueberſetzen aus lateiniſchen Schriftſtellern muß man insgemein die völlig vergangene Zeit der Lateiner mit der jüngſtvergangenen im Deutſchen verwechſeln (**). 39) Bisweilen kann umgekehret die jüngſtvergangene Zeit der Lateiner im Deutſchen mit der völlig vergangenen Zeit beſſer ausgedrücket werden (*). 40) Wenn man etwas erzählet, dabey man ſelbſt zugegen geweſen, oder daran man mit Theil gehabt: ſo bedienet man ſich der jüngſt vergangenen Zeit; redet man aber von dem, was andere ohne uns gethan haben, ſo nimmt man die völlig vergangene Zeit (**). 41) Da im Deutſchen keine wünſchende Art der Zeitwörter ſtatt findet: ſo brauchet man dazu die verbindende Art, entweder mit den Ausrufs-

(**) als: Wann ich nach Maynz komme: ſo beſuche ich dich gewiß, anſtatt: kommen werde, werde beſuchen.

(*) als: ich komme an, ich frage, wo er wohnet, man weiſet mich zu ihm, ich treffe ihn an, wir umarmen uns mit Freuden, er bittet mich zu Tiſche, ich bleibe bey ihm, es kommen mehr Freunde und die ſpäte Nacht überfällt uns.

(**) als: SVETON. *Caeſ.* Annum agens Caeſar XVI. patrem *amiſit*, ſequentibusque Coſſ. . . . Corneliam, Cinnae filiam, *duxit* vxorem: ex qua illi mox Iulia *nata eſt*; neque vt repudiaret illam, compelli a dictatore Sylla vllo modo *potuit.* Als Cäſar ins ſechszehnte Jahr gieng, verlohr er ſeinen Vater. Unter den nächſten Bürgermeiſtern heirathete er Cornelien, des Cinna Tochter, von welcher ihm bald Julia gebohren ward: ja er konnte auch vom Dictator Sylla durchaus nicht bewogen werden, jene zu verſtoſſen.

(*) SALLVST. Igitur initio reges diuerſi; pars ingenium, alii corpus *exercebant*: etiam tum vita hominum ſine cupiditate *agitabatur*; ſua cuique ſatis *placebant.* Anfänglich haben alſo verſchiedene Könige, theils ihren Verſtand, theils ihren Körper geübet. Damals nemlich iſt das menſchliche Leben noch durch keine Begierden beſtürmet worden; einem jedn hat noch das Seine am beſten gefallen.

(**) als: da ich ſpatzieren gieng, ſo hat ſich indeſſen dieſe

rufswörtern: O! Ach! Ach daß! wollte Gott! oder ſchlechtweg, in der jüngſtvergangenen Zeit der Hülfswörter mögen, können, wollen, ſollen, u. ſ. w nebſt der unbeſtimmten Art eines andern Zeitwortes (**). 42) Wenn die unperſönlichen Zeitwörter etwas bejahen oder verneinen: ſo ſteht das man oder es vorher; fragen jene aber: ſo ſtehen dieſe hinten (*). 43) Die unperſönlichen Zeitwörter, die das man haben, nehmen die Klagendung der Sache auch neben der Gebendung der Perſon (**). 44) Zeitwörter, ſo die Klagendung der Perſon fodern, behalten ſie auch, wenn ſie unperſönlich werden (*). 45) Unperſönliche Zeitwörter, die eine Leidenſchaft anzeigen, können ſowohl durch mich, als durch es angefangen werden (**). 46) Auch die unperſönlichen Zeitwörter, mit der Gebendung können das es weglaſſen und mit mir anfangen (*). 47) Viele unperſönliche Zeitwörter, die ohne Zuthun des Menſchen, von natürlichen Urſachen kommen, nehmen gar keine Endung (**).

§. 112.

Von Fügung der Mittelwörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Die Mittelwörter werden wie die Beywörter gebrauchet und ſtehen alſo mit ihren Hauptwör-

Begebenheit zu Hauſe ereignet; da ich ſchon auf Reiſen war: ſo biſt du noch nicht auf der Welt geweſen.

(**) als: Möchte mir mein Wunſch gelingen! Könnte ich ſo glücklich ſeyn!

(*) als: man ſaget, man glaubet nicht, ſaget man? glaubet man nicht?

(**) als: Man klagt mir ſeine Noth, man erzählet uns viel Neues.

(*) als: Man liebet mich, es zeiget ſich.

(**) als: es hungert mich, mich dürſtet.

(*) als: Mir gebühret, mir gefällt.

(**) als: es donnert, es regnet, es brennet.

wörtern in einerley Geſchlechte, Zahl und Endung (*). 2) Wann man das Mittelwort nach einem Zeitworte ſetzet: ſo bedeutet es den Zuſtand der Perſon oder Sache (**). 3) Die Bedeutung der Mittelwörter muß nie aus der thätigen Gattung in die leidende, oder von Perſonen auf Sachen verkehret werden (*). 4) Sätze mit Mittelwörtern anzufangen, iſt eine knechtiſche Nachahmung des Griechiſchen und Lateins, welche im Deutſchen nicht klingt (**). 5) Mittelwörter der vergangenen Zeit gleich im Anfange zu brauchen iſt eine Nachäffung der Franzöſiſchen Sprache (*). 6) Hieher gehören auch ſolche Redensarten, die zwar nicht eigentliche Mittelwörter ſind, aber doch ſo klingen; weil man die ausgelaſſenen Hülfswörter ſeyend, oder worden ſeyend verſtehen muß (**).

§. 113.

Von Fügung der Hülfswörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Die Hülfswörter haben, wollen, ſollen, können, dörfen, mögen fodern eben ſowohl, als andere Zeitwörter, das ich, du, er, wir, ihr, ſie bey

(*) als: ein liebender Mann, eine geliebte Frau, das geliebte Kind, die herrſchenden Laſter.

(**) als: ich fand ihn winſelnd, er lebt vergnügt, du ſtehſt verwirrt da.

(*) als: die hegende Freundſchaft, die tragende Hochachtung, iſt falſch, anſtatt: welche ich hege, welche ich trage. S. §. 102. *not. b.*

(**) als: Anlangend das Leben, betreffend dieſe Sache; Sehend, daß ſolches geſchah, ſprach er. Noch abgeſchmackter iſt das altfränkiſche ſehende, ſprechende, damit anzeigende.

(*) als: Erſchrecket durch deine Worte kann ich noch nicht antworten. Gerühret von deinem Vorſchlage billige ich ihn.

(**) als: zu ſchwach, Widerſtand zu thun, ergab er ſich; iſt ſo viel als: zu ſchwach ſeyend.

bey ſich (*). 2) Bey der völlig vergangenen und längſt vergangenen Zeit muß man das haben, ſeyn und werden nicht ohne dringende Noth weglaſſen (**). 3) Wenn aber viele Hülfswörter zuſammen kommen: ſo kann man allerdings um des Wohlklanges halber das entbehrlichſte weglaſſen (*). 4) Auf die Wörter wann, wenn, dafern, wofern, im Falle u. d. gl. folgen die Hülfswörter am Ende; ohne ſie aber, ſtehen ſie im Anfange (**). 5) In allen Aufmunterungen und Wünſchen, ohne O! und Ach! ſteht das Hülfswort vor ſeinem Zeitworte (*). 6) Wann viele Hülfswörter zuſammen kommen: ſo ſetze man eins vor, das andere hinter dem Zeitworte (**). 8) Iſt das Wort werden ein Hülfswort: ſo verliert es in der vergangenen Zeit das ge; iſt es aber keins, ſo behält es daſſelbe (*). 8) Das Wort habe in der vergangenen Zeit thätiger Zeitwörter zu verdoppeln iſt ein Misbrauch im Reden (**). 9) Hat man den Anfang gema-

(*) Es iſt alſo falſch, wenn man in einigen Briefen findet: Dero Schreiben habe erhalten, bitte anbey, übrigens beharre; das Wörtchen ich muß nothwendiger Weiſe dazu.

(**) Es tauget alſo nichts, wenn einige ſagen: Seitdem er bey mir geweſen (iſt), da ich vernommen (habe), nachdem er geſtorben (war).

(*) Dergleichen Fälle ſehen wir genug in den Kanzleyen und Reichstagsſchriften.

(**) als: wenn du gehen wirſt, oder wirſt du gehen; wenn du es bedenken wollteſt, oder wollteſt du es bedenken; wofern ſie das gethan haben oder haben ſie das gethan; im Falle ſie das gedacht hätten oder hätten ſie das gedacht.

(*) als: laßt uns gehen! möchten wir uns retten! könnten wir länger leben! müßten wir nur das Unglück nicht anſehen! hätte ich meine Freyheit wieder! wollte er erwägen!

(**) als: ich verſichere dich, daß ich dahin würde gekommen ſeyn, wenn ich nicht wäre abgehalten worden.

(*) als: ich bin unterrichtet worden; ich bin Hofrath geworden.

(**) So iſt es falſch, wenn einige ſagen: ich habe es ihm geſagt gehabt, ich hatte es ihm gerathen gehabt, anſtatt: ich habe es ihm geſagt, ich hatte es ihm gerathen.

gemachet, in einer Zeit der Hülfswörter oder Zeitwörter zu reden: ſo muß man dabey bleiben, bis es die Noth erfodert zu ändern (*).

§. 114.

Von Fügung der Nebenwörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Einige Nebenwörter können in beſondern Wortfügungen zu Nennwörtern werden (**). 2) Die meiſten Beywörter können entweder ſchlechtweg, mit Wegwerfung der Geſchlechtsendungen er, e und es; oder mit der angehängten Sylbe lich zu Nebenwörtern werden (*). 3) Auch viele Hauptwörter geben durch die Endſyllben lich, ſam, los, und bar Nebenwörter ab (**). 4) Alle Nebenwörter halten ſich hinter den Zeitwörtern; in der verbindenden und unbeſtimmten Art aber ſtehen ſie vor ihnen (*). 5) Die doppelte Verneinung, die bey den Alten gewöhnlich geweſen, iſt itzo veraltet und abgeſchaffet (**). 6) Im Deutſchen kann man auch einen ganzen Satz mit dem Nebenworte nicht beſchlieſſen (*). 7) Das nicht wird auch zuweilen mit Zeitwörtern

(*) als: Er ſprach zu mir: ich ſollte ihm, wenn ich will und kann, den Gefallen thun. Wann ich aber nicht darf oder mag: ſo bitte er mich, ihn zu ſchonen, verbinde ſich auch, mich ſchadlos zu halten, bis ich vergnügt ſeyn werde. Dieſe Periode geht wider die Regel und muß alſo heiſſen: Er ſprach zu mir: ich ſollte ihm, wenn ich wollte und könnte, den Gefallen thun. Wenn ich aber nicht dörfte oder möchte: ſo bäte er mich, ihn zu ſchonen; verbände ſich auch, mich ſchadlos zu halten, bis ich vergnügt wäre.

(**) als: ein Nichts, ein aufrichtiges Ja, in einem Huy.

(*) als: ſchlimm, krumm, fromm, gütlich, länglich, ſchwerlich.

(**) als: Herr, herrlich; Heil, heilſam; Ehr, ehrlos, Wunder, wunderbar.

(*) als: ich gehe ſtark, daß ich ſtark gehe, ſtark gehen.

(**) als: ich habe ihn niemals nicht geſehen, iſt unnütz; ſondern nur: ich habe ihn niemals geſehen.

(*) als: Gott verläßt die Seinen nicht. Ich ſah ihn nicht, ich thue es nicht.

tern verbunden, um einige Hauptwörter daraus zu bilden (**). 8) Das um bey den Nebenwörtern in ohn verwandeln wollen, iſt ein Misbrauch (*). 9) Zwiſchen den Nebenwörtern vor und ver iſt ein groſſer Unterſchied (**). 10) Wenn das Nebenwort an ohne Noth und Nutzen vielen Zeitwörtern und Nebenwörtern vorgeſetzet wird: ſo iſt es ein merklicher Misbrauch (*). 11) Das vor ſteht überall recht, wo es eine Zeit, oder einen Ort bedeutet, auſſer dem aber nicht (**). 12) Das für gehöret nur dahin, wo man etwas einem andern zu gut, oder an ſeiner Stelle und in ſeinem Namen thut (*). 13) An vielen Nebenwörtern die Vorderſyllben abzubeiſſen, um ſie zu verkürzen, iſt ein Misbrauch. (**). 14) Die Nebenwörter je und deſto; weder und noch folgen auf einander (*). 15) Die Nebenwörter werden ihren Zeitwörtern nach, und nicht vorgeſetzet; wenigſtens kommen ſie zwiſchen den Hülfswörtern und Zeitwörtern zu ſtehen (**). 16) Viele Nebenwörter wer-

(**) als: das Nichtwiſſen, das Nichtmehrthun, das Nichtwollen.

(*) als: unmöglich, nicht aber ohnmöglich; unwiſſend, nicht ohnwiſſend; unmenſchlich, nicht ohnmenſchlich.

(**) Jenes iſt abſonderlich, dieſes aber nicht, als: vortreiben, ich treibe vor; vertreiben, ich vertreibe; jenes hat einen langen, dieſes aber einen kurzen Ton.

(*) als: Anerwogen, anſonſt, anbedeuten.

(**) Es iſt das Lateiniſche ante, prae, coram, als: vorlegen, vorſchreiben, vorreiten.

(*) als: Fürbitte, Fürſprecher.

(**) als: 'rab, 'rein, 'rauf, 'runter, 'rüber, 'nauf, 'nein, 'nunter, 'nüber, anſtatt: herab, herein, herauf, herunter, herüber, hinauf, hinein, hinunter, hinüber. So auch vor anſtatt hervor.

(*) als: je mehr du zu mir kömmſt, deſto lieber habe ich dich. Ich habe weder gegeſſen noch getrunken. Wir ſehen alſo, wie abgeſchmackt es iſt, wenn einige ſagen: ich habe weder gegeſſen, weder getrunken. Einige ſprüchwörtliche Redensarten leiden eine Ausnahme, als: je länger, je lieber; je eher, je beſſer.

(**) als: ich komme bald, er iſt großmüthig geſtorben. Die Wörter aber, die eine Beſchleunigung einer Sache

den auch mit Zeitwörtern, Nennwörtern, Mittelwörtern und andern kleinen Redetheilchen verbunden (*). 17) Einige Nebenwörter folgen immer auf einander (**).

§. 115.

Von Fügung der Vorwörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Die Vorwörter werden zwar hauptſächlich vor die Nennwörter und Fürwörter geſetzet, und fodern daher gewiſſe Endungen derſelben, gleichwohl werden ſie auch vielfältig den Zeitwörtern beygefüget, ſo daß ſie bald vor, bald hinter denſelben zu ſtehen kommen (*). 2) Die zuſammengeſetzten Vorwörter um-

andeuten, leiden eine Ausnahme, denn dieſe ſetzet man, gleichſam die Eilfertigkeit anzudeuten, in einer Gemüthsbewegung, auch von vorne; als: ſogleich ſoll es geſchehen; augenblicklich fiel er nieder; unverhofft kam ich an. So pflegen auch die Nebenwörter, die eine Zeitfolge bedeuten, mehrentheils im Anfange der Sätze zu ſtehen; als: damals geſchah es, ſobald er dieſes geſagt hatte, nachdem er abgereiſet war.

(*) als: gar frühe, lange hernach, kurzum.

(**) als: wann und alsdann; wenn und ſo; ſo lange und bis; nachdem und ſo; wie und ſo; gleichwie und alſo; ſoweit und als; dafern und ſo; weil und ſo; ſowohl und als; zwar und dennoch; als: wann du fertig biſt: alsdann kannſt du ruhen; wenn ich müde bin: ſo ſetze ich mich; ich will mich ſo lange bemühen, bis ich etwas ausgerichtet habe; nachdem ich ihn gefragt hatte: ſo antwortete er mir; wie man mir begegnet, ſo begegne ich wieder; Gleichwie der Hirſch nach friſchem Waſſer ſchreyt: alſo ſchreyt meine Seele zu GOtt; es iſt mir ſo weit erlaubet, als es billig iſt; dafern ich geſund bleibe: ſo will ich zu dir kommen; weil du fleiſſig biſt: ſo ſollſt du belohnet werden; auf den Sünder warten ſowohl zeitliche, als ewige Strafen; ich bin zwar ein armer Mann, aber dennoch ein ehrlicher Mann.

(*) als: vor mir, vor dem Hauſe, vorſagen, ich gehe vor. Durch die Hülfe der Vorwörter werden die meiſten zuſammengeſetzten Zeitwörter gebildet. S. §. 104. Doch muß auch hier vermieden werden, was bereits von den Bey-

wör-

umher, vorher, vorhin, dahin, hinterher, werden bisweilen wiederum getrennet (**). 3) Das Vorwort ohne nimmt hinter ſich die Klagendung, vor ſich aber bisweilen die Zeugendung (*). 4) Das Vorwort wegen ſteht zwar oft vor ſeinem Hauptworte, aber bisweilen, nach Art einiger andern Vorwörter, auch hinten; wie willen und halben, welche niemals vorne ſtehen (**) 5) Das Vorwort von nimmt auch in einer einzigen Redensart die Zeugendung an, da es ſonſt die Nehmendung fodert (*). 6) Das Vorwort gegen fodert zwar die Klagendung, allein in den zuſammengeſetzten Vorwörtern entgegen und gegenüber, nimmt es die Gebendung (**). 7) Das Vorwort für nimmt allemal die Klagendung zu ſich, und bedeutet eine Beſtimmung des Eigenthums und Nutzens, imgleichen eine Vertretung des andern (*). 8) Das Vorwort vor

 nimmt

wörtern §. 109. not. b. und von den Fürwörtern §. 110. not. a. erinnert worden iſt. Eben ſo ſchlecht iſt alſo jenes.

O du heilger Leichnam frohn
Erhalte uns doch Sünden ohn.

(**) als: er geht um mich her; er wird vor mir her gehen; er läuft vor mich hin; er warf es da auf die Seite hin; er ſchleicht hinter mir her.

(*) als; ohne dich, zweifelsohne.

(**) als: ich thue es wegen dir, und deines Vortheils wegen; um deines Nutzens willen; deines Glückes halben.

(*) als: von Alters her, da ich ſonſt von mir, von ihm ſage.

(**) als: ich bin gut gegen dich geſinnet, ich bin dir nicht entgegen; ich wohne gegen dir über. Hier merke man, daß das Vorwort gegen mit dem Vorworte wider nicht vermenget werden müſſe. Jenes iſt das Lateiniſche erga und hat eine freundſchaftliche Bedeutung, als: die Freundſchaft, die ich gegen dich hege; dieſes iſt das Lateiniſche contra und zeiget feindliche Geſinnungen an, als: der Haß, den du wider mich trägſt.

(*) als: das iſt für mich beſtimmt, ich habe es für dich gekauft, der Sachwalter ſpricht für den Clienten. Es iſt das Lateiniſche vice, loco, pro.

nimmt nach Beſchaffenheit der Frage wann? wo? und wohin? die Nehmendung oder die Klagendung zu ſich (**). 9) Die Vorwörter neben, hinter, unter, und zwiſchen, nehmen auch bald die Klagendung, bald die Nehmendung zu ſich (*). 10) Die Vorwörter bey, zu, von, mit, mit unrechten Endungen brauchen iſt ein Fehler, welcher ſorgfältig vermieden werden muß (**). 11) Manche Vorwörter verwandeln ſich auch in Nebenwörter und nehmen alsdann gar keine Endung zu ſich (*). 12) Das Vorwort an mit ſeiner Endung zu einem Zeitworte ſetzen, welches eigentlich die dritte Endung fodert, iſt ein Misbrauch, welchen man verhüten muß (**). 13) Gewiſſe Vorwörter werden zu einigen wenigen Hauptwörtern ohne das Geſchlechtswort ganz bloß geſetzet, welches aber nicht in allen andern Redensarten ſtatt findet (*). 14) Die Namen der Städte, imgleichen die Wörter Hof, Haus und Tiſch werden mit den Vorwörtern nach, zu, bey und von ohne Geſchlechtswort gebrauchet

(**) als: er hat vor hundert Jahren gelebet, er geht vor die Stadt hinaus, und iſt vor der Stadt drauſſen.

(*) Auf die Frage wohin? folgt die Klagendung, als: ich ſetze mich neben dich, hinter dich, unter dich, zwiſchen ſie; aber auf die Frage wo? folget die Nehmendung, als: ich ſitze neben dir, hinter dir, unter dir, zwiſchen ihnen. S. §. 104. *not. c.*

(**) als: ich bin bey Sie geweſen; kommen Sie zu mich; ich komme von Sie; ich gehe mit Sie. Eine unbeſonnene Complimentirſucht hat uns auch faſt alle übrige Vorwörter zu verkehren angefangen; woraus nichts, als eine Verderbniß der guten Sprache entſtunde.

(*) als: es geht alles drunter und drüber, es kömmt nach und nach, er geht durch und durch.

(**) als: er gab es an mich, anſtatt mir; er meldete es an dich, anſtatt dir. Das einige: etwas an den Hof berichten, hat der Gebrauch gerechtfertiget.

(*) als: er zieht zu Felde, er lebet bey Hofe, er geht nach Hauſe; nicht aber: er zieht zu Nachbar, er lebet bey Vater, er geht nach Stadt; ſondern zu dem Nachbar, bey dem Vater, nach der Stadt.

chet (**). 15) Die Namen der Länder leiden auch etliche Vorwörter ohne Geſchlechtswort vor ſich (*). 16) Wann etliche Hauptwörter auf ein Vorwort folgen: ſo verlieren ſie ihr Geſchlechtswort nebſt den Endbuchſtaben (**). 17) Das Vorwort vor vertreibt auch das Geſchlechtswort bey vielen Hauptwörtern (*).

§. 116.

Von Fügung der Bindewörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Das Bindewort und nebſt andern ſeiner Art knüpfet gleiche Zahlen und Endungen der Hauptwörter zuſammen (**). 2) Die Bindewörter verknüpfen auch gleiche Arten und Zeiten der Zeitwörter miteinander (*). 3) Gewiſſe Bindewörter ſtehen niemals allein, ſondern fodern ihre Gefährten; die man ihnen richtig zuordnen muß, wenn die Rede deutlich werden ſoll (**). 4) Die meiſten Bindewörter ſtehen im Anfang

(**) als: ich reiſe nach Rom, ich bin bey Hofe, ich gehe zu Tiſche, ich komme von Hauſe.

(*) als: er iſt aus Schleſien, er geht nach Frankreich, er kömmt aus Italien, es liegt bey Rußland. Die Vorwörter von und zu haben in dieſem Falle eine ganz andere Bedeutung, wenn ſie bey einem Lande geſaget werden; denn ſie zeigen eine Herrſchaft über daſſelbe Land an; als: der König von Frankreich, der Herzog zu Braunſchweig.

(**) als: in Noth und Tod, mit Rath und That, durch Feuer und Waſſer.

(*) als: vor Furcht, vor Hunger, vor Kälte.

(**) als: die Gedult und die Hoffnung; Gnädigſter Fürſt und Herr!

(*) als: wo er ſteht und geht, nicht gieng.

(**) als: weder und noch; er ſcheuet weder Gott noch Menſchen. Es iſt alſo falſch, wenn einige ſagen: er will nichts davon hören noch ſehen, weil das weder fehlt; alſo auch nicht zweymal weder, als: weder du, weder ich, ſondern: weder du, noch ich; wiewohl und jedoch u. ſ. w.

fange der Rede; nur und, auch, doch, aber und alle, die eine Schlußfolge anzeigen, ſtehen bald vorne, bald nach andern Wörtern (*). 5) Das verurſachende Bindewort daß fodert in vergangenen und gegenwärtigen Dingen, wenn von gewiſſen Sachen die Rede iſt, die anzeigende Art; in künftigen und ungewiſſen, oder doch zweifelhaften Dingen aber, die verbindende Art der Zeitwörter (**). 6) Heut zu Tage brauchet man das Wörtchen ſo nicht mehr, deſſen ſich die Alten als eines Bedingungswortes bedienten (*). 7) Das Bindewort daß, kann nach einem Wunſche, einer Bitte, Hoffnung oder Verſicherung ausgelaſſen werden (**). 8) In einem Wunſche nimmt das Bindewort daß allemal die jüngſt vergangene Zeit der verbindenden Art der Zeitwörter zu ſich (*). 9) Wenn die Bindewörter damit, auf daß und daß eine Abſicht bedeuten, fodern ſie nur die

(*) als: Und es begab ſich, daß .... Himmel und Hölle. Auch dieſes iſt mir erlaubt, dieſes iſt mir auch erlaubt; Doch ich will zufrieden ſeyn, ich will doch zufrieden ſeyn; Alſo bleibt es dabey, es bleibt alſo dabey; ſo auch mit den Bindewörtern: aber, daher, deswegen, derowegen, derohalben, deshalben u. d. gl.

(**) als: ich verſichere dich, daß ich dein Freund bin; du ſiehſt, daß man dich hoch ſchätzet; wir wiſſen, daß Kröſus reich geweſen iſt und daß Cyrus eine Monarchie geſtiftet hat. Hingegen heißt es: Bemühe dich, daß du gelehrt werdeſt; hoffe, daß es dir gelingen werde; glaube, daß ich dein Freund ſey. Er meynet, daß ich reich ſey; ich wollte, daß er käme.

(*) als: Herr, ſo du willſt, kannſt du mich wohl heilen, anſtatt, wofern du willſt; So dich dein Aug ärgert, reiſſe es aus, anſtatt: wenn dich dein Aug ärgert.

(**) als: ich bitte, Sie möchten ſich keine Mühe geben; ich wünſche, Gott wolle dich lange erhalten; ich hoffe, Sie werden meinen Brief erhalten haben; ich verſichere, alles mögliche zu thun; ich verſpreche dir, getreu zu bleiben.

(*) als: Ach! daß dieß geſchähe! O! daß ich Flügel hätte! Ach! daß du es bedächteſt!

die gegenwärtige Zeit der verbindenden Art (**). 10) Wenn viele Wörter einer Art durch das Bindewort und verbunden werden: darf man es nur vor dem letzten ſetzen (*). 11) Die weitſchweifigen Bindewörter ohne Noth zu verdoppeln iſt ein Misbrauch der Kanzleyen (**).

§. 117.

Von Fügung der Zwiſchenwörter ſind folgende Regeln zu bemerken: 1) Zwiſchenwörter, die eine Leidenſchaft ausdrücken, regieren eigentlich keine Endung (*). 2) Die meiſten Zwiſchenwörter ſtehen im Anfange der Rede (**). 3) Das Zwiſchenwort **leider!** pflegt mit dem einzigen Worte Gott in der Zeugendung verknüpfet

M 5 zu

(**) als: ich ſage es, damit man es nicht vergeſſe, auf daß du es wiſſeſt und daß man ſich darnach richte.

(*) als: Gott hat mir Augen, Ohren, Vernunft und alle Sinnen gegeben.

(**) als: ſintemalen und alldieweilen; wie und welchergeſtalten; wie und was maſſen; ſo und dergeſtalten; immaſſen und in Betrachtung; wannenhero und weswegen; ſolchergeſtalt und angeregter maſſen, u. d. m.

(*) als: Ach! daß ich es wüßte! O! wie glücklich wäre ich! Werden aber die Bindewörter Ach! und O! zu Hauptwörtern, Beywörtern, Mittelwörtern oder Fürwörtern geſetzet: ſo fodern ſie die Rufendung, als: Ach! ihr Sünder! O! ihr elenden! Ach! ihr verdammten! O! ihr meinigen! die Zwiſchenwörter Wohl! und Weh! regieren die Gebendung; als: Wohl mir! weh dir! die Neuern haben aus dem Engliſchen genommen das Heil dir!

(**) als: Ach! daß ich es wüßte; O! wie glücklich wäre ich! Wohl mir! Weh dir! Von dieſer Regel werden die Zwiſchenwörter leider, wunder, wills Gott, ausgenommen; als: ich bin leider! unglücklich; er denkt wunder, wie vornehm er iſt; morgen, wills Gott! will ich kommen.

zu werden (*). 4) Die gemeinen und pöbelhaften Zwiſchenwörter muß ein guter Schriftſteller meiden (**).

§. 118.

Den Beſchluß der Wortfügung machen die grammatiſchen Figuren, die Kernreden, die Gleichnißreden und Sprüchwörter. Die grammatiſchen Figuren ſind nur kleine Fehler der Alten, welche eine allzugroſſe Nachſicht zu Tugenden gemacht hat. Sie können in drey Gattungen eingetheilet werden. Die erſte verlängert die Wörter, die andere verkürzet ſie, die dritte verwandelt einige Buchſtaben und Syllben in andere. Die Verlängerung geſchieht auf dreyerley Art. Die erſte Art der Verlängerung der Wörter geſchieht im Anfange derſelben und heißt der Vorſatz (*). Die zweyte Art der Verlängerung flicket etwas in die Mitte hinein und heißt das Einſchiebſel (**). Die dritte Art der Verlängerung geſchieht am Ende und heißt der Anhang (*). Die Verkürzung geſchieht wieder auf dreyerley Art; entweder im Anfange des Wortes und heißt die Enthauptung (**); oder ſie läßt aus der Mitte etwas aus und

(*) als: leider Gottes!

(**) Dergleichen es in allen Landſchaften giebt; als in Sachſen: Je nu, Ey nu ja doch, Ich dachte, Herr Jemine! und in unſern Landen das eckelhafte halt, halter, als: ich bin halt unglücklich; das ſpöttiſche O: dann, und das abgeſchmackte eiſt, als: wenn es mir eiſt möglich iſt.

(*) als: hier, alhier; weil, dieweil, aldieweil; wie, gleichwie.

(**) als; Gnade, Genade; Glück, Gelück.

(*) als: nemlich, nemlichen; weil, weilen; daher, dahero; jezt, jetzunder; das Glück, das Glücke.

(**) als: 'nein, 'rein, 'nauf anſtatt hinein, herein, hinauf. S. §. 114. not. n.

und heißt die Verbeiſſung (*), oder ſie beißt den Wörtern den Schwanz ab und heißt die Stutzung (**). Die Verwandelung der Buchſtaben und Syllben in andere geſchieht wieder auf vielerley Art; entweder wird ein Buchſtab auf eine andere Stelle geſetzet, woraus die Verſetzung (*) entſteht; oder es werden ganze Syllben und Wörter aus Uebereilung im Reden oder aus einer poetiſchen Nothdurft in Verſen verſetzet (**); oder das Hinterſte kömmt zuvörderſt zu ſtehen und heißt die Umkehrung (*); oder man ändert den ganzen Ton und heißt Vertauſchung (**); oder man macht aus etlichen Wörtern eines, woraus die Zuſammenziehung entſteht (*); oder man ändert die Geſchlechter, die Zahlen, oder die Endungen der Wörter, welches die Verwechslung heiſſet (**). Was die Kernreden, Gleichnißreden und Spruch-

(*) als: drinnen, ich legte, der gröſte, anſtatt darinnen, ich legete, der gröſſeſte.

(**) als: die Güt', die Gnad', die Seel', anſtatt die Güte, die Gnade, die Seele.

(*) als: die Mauren, manglen, ſchüttlen anſtatt die Mauern, mangeln, ſchütteln.

(**) als:

Komm Sünder, komm zur Buß dich kehr;
Fang an mit Ernſt zu ſagen:
Das Sünden-Joch mich drückt ſo ſchwer,
Ich kanns nicht länger tragen,
O Gott! o Gott! es reuet mich,
Daß ich ſo bös gehandlet;
Daß ich ſo oft erzürnet dich,
Das Gut in Bös verwandlet.

anſtatt: Kehre dich zur Buſſe, drücket mich, daß ich dich ſo oft erzürnet.

(*) als: nachdem, demnach; wegen deſſen, deſſentwegen.

(**) als: Wittwe, Wittib.

(*) als: ich thue es, ich thus; in das, ins; an dem, am. S. §. 97. *not. f. g.*

(**) als: der Sündenlaſt, anſtatt die Laſt der Sünden.

Sprüchwörter anbetrift, ſo muß man ſich wohl hüten, daß man nicht durch eine unüberlegte Anwendung derſelben in das Niederträchtige und Pöbelhafte falle (*).

§. 119.

Der vierte und letzte Theil der Sprachkunſt iſt die Tonmeſſung. Zu der guten Ausſprache gehöret unſtreitig die Wiſſenſchaft, einer jeden Syllbe ihren rechten Ton geben zu können; denn viele Wörter bekommen einen ganz andern Verſtand, wenn man ſie auf eine verſchiedene Weiſe ausſpricht (**). Ueberhaupt kömmt es in der Dichtkunſt auf den Wohlklang an; dieſer erfodert die richtige Abwechſelung langer und kurzer Syllben. Wer alſo Gedichte machen, oder nur recht leſen und mit Verſtande davon urtheilen will, der muß die Syllben ihrem rechten Tone nach abmeſſen oder ausſprechen lernen. Dieß lehret die Tonmeſſung; ſie machet alſo billig einen Theil der deutſchen Sprachkunſt und nicht der Dichtkunſt aus (*). Die älteſten Ueberbleibſel der ſaliariſchen und feſcenniniſchen Verſe bey den Römern und der älteſten nordiſchen Völker haben weder eine richtige Syllbenzahl, noch ein Syllbenmaaß, noch Reime; ſie erhielten dieſe erſt, da die Natur des Geſanges die Ohren etwas zärtlicher und die Ausſprache feiner gemacht hatte; denn die Tonkunſt, die ſich nach dem

(*) Gottſched hat in ſeiner deutſchen Sprachkunſt ein Verzeichniß der Kernreden und Gleichnißreden der deutſchen Sprache p. 541 - 546. und ein Regiſter der gewöhnlichſten deutſchen Sprüchwörter p. 547 - 588. geliefert.

(**) als: erblich; ſpricht man die erſtere Syllbe lang und die letztere kurz: ſo iſt es ein Nebenwort und heißt hereditario iure; macht man aber die erſtere Syllbe kurz und die letztere lang: ſo iſt es die dritte Perſon, der einfachen Zahl, der jüngſtvergangenen Zeit, der anzeigenden Art, des unrichtigen Zeitwortes der Mittelgattung erbleichen und heißt extinguebatur.

(*) S. §. 91. *not. a.*

dem Athem des Singenden richten mußte, erfoderte einige gleichere Abſchnitte, in den Zeilen aber eine Abwechſelung langer und kurzer Töne, damit nicht alles in einerley Langſamkeit und Geſchwindigkeit ausgeſprochen würde. Dieſes hat vermuthlich den erſten Grund zur Scanſion, oder zu einer gemeſſenen Art von Verſen geleget (**). Nach und nach hörten die erſten zärtlichen Ohren eines Dichters auch ohne Regel und Unterricht den Unterſchied des Wohlklanges und Uebelklanges; ja nicht nur die Dichter, ſondern auch das gemeine Volk ward es allmählich gewahr, daß ein Vers, der eine natürliche Ausſprache erfoderte, viel beſſer klang, als ein ſolcher, bey welchem die Ausſprache verkehrt wurde, und darinn man wider die gewohnte Art zu reden, leſen und ſingen mußte (*). Hieraus iſt denn endlich der Schluß gezogen worden, daß ein Dichter, der wohl klingende und leicht fließende Verſe machen will, darauf zu ſehen habe, daß er nicht gar zu viel harte und rauhe Syllben zuſammenſtopfe. Denn die Zunge brauchet allerdings mehr Zeit, viele Mitlauter hintereinander auszuſprechen, als wenige: und es klingt gut, daß man auch gelindere Syllben mit unterlaufen läßt, darinn ſie nicht ſo viel zu thun hat. Darum klingen eben die

(**) QVINTIL. *Lib. IX. cap. vlt.* Poema nemo dubitauerit, imperito quodam initio fuſum, et aurium menſura, et ſimiliter decurrentium ſpatiorum obſeruatione, eſſe generatum; mox repertos pedes.

(*) CICERO *de Orat. L. III. c.* 51. Mirabile eſt, cum plurimum in faciendo interſit, inter doctum et rudem, quam non multum differat in iudicando. Ars enim, cum a natura profecta ſit, niſi natura moueat ac delectet, nihil ſane egiſſe videatur. Nihil eſt autem tam cognatum mentibus noſtris, quam numeri atque voces, quibus et excitamur, et incendimur, et lenimur et langueſcimus, et ad hilaritatem, et ad triſtitiam ſaepe deducimur; quorum illa ſumma vis carminibus eſt aptior et cantibus, non neglecta, vt mihi videtur, a Numa, rege doctiſſimo, maioribusque noſtris, vt epularum ſollemnium fides ac tibiae, Saliorumque verſus indicant; maxime autem a Graecia vetere celebrata: - - - Verum vt in verſu vulgus, ſi eſt peccatum, videt: ſic, ſi quid in noſtra oratione claudicet, videt.

die Verſe der Alten ſo hart, der Neuern ihre aber ſo flieſſend. Jene beſchweren und ermüden die Zunge, dieſe nicht; jene beläſtigen, dieſe aber vergnügen das Ohr. Darum dörfen wir aber doch die ganze Lateiniſche Tonmeſſung noch nicht annehmen; ſondern wir müſſen uns nach unſrer Mundart richten, die oft auch erlaubet mehrere Mitlauter, bey einer Sylbe, ſchnell und kurz auszuſprechen. Den Deutſchen ſind indeſſen ihre Versarten nicht allein eigen; die Wälſchen zeigen in allen ihren Opernarien, daß ſie ſo, wie wir, bald jambiſch, bald trochäiſch ſcandiren (**). Das Verhältniß verſchiedener Sprachen in Anſehung der Tonmeſſung lehret die Geſchichte des Syllbenmaaſſes (*).

§. 120.

In der Poeſie kömmt es nicht auf die bloſſe Zahl der Syllben, ſondern auf die regelmäſſige Abwechſelung langer und kurzer Syllben an, woraus ein angenehmer Wohlklang entſteht. Lang nennet man in der deutſchen Tonmeſſung eine Sylbe, wenn der Laut in der Ausſprache ſich in Anſehung der benachbarten Syllben länger darauf verweilet. Kurz hingegen nennen wir die übrigen, auf welchen kein Ton beruhet (**). Man bezeich=

(**) TRISSINO *della Poetica Veron. 1729. fol. Tom. II. p. 16.* Di queſti quatro piedi ſi fanno i verſi, de i quali alcuni dal Jambo, che in eſſi ha preeminenza maggiore, ſi chiameranno Jambici, et altri dal Trocheo Trocaici; et queſti Jambici ſono communemente di due miſure, eſſendo ciaſcuna miſura di due piedi: il perche quelli di due miſure ſi chiamano Dimetri, et quelli di tre, Trimetri. Trivanſi ancora Monometri, cioè verſi di una miſura, ma rari.

(*) Von dem Urſprunge, der Geſchichte und Vertheidigung des Syllbenmaaſſes, inſonderheit des deutſchen, S. Gottſcheds deutſche Sprachkunſt p. 564 : 589. und Gottſcheds kritiſche Dichtkunſt. *I.* Kap.

(**) Alſo ſind in den Wörtern König, Herzog, Bürger, Bauer, die erſtern Syllben lang, die letztern kurz; in den Wörtern Gedicht, Verſtand, Vernunft, geſund, beliebt die erſtere Sylbe kurz, die letztere hingegen lang.

zeichnet eine lange Sylbe durch das gerade Strichelchen —; eine kurze aber durch das krumme ⏑ (*). Auſſer dieſen unſtreitig und gewiß langen oder kurzen Sylben, giebt es auch viele zweifelhafte, die bald lang, bald kurz ausgeſprochen werden (**). Das Gehör und die genaue Beobachtung der guten Ausſprache iſt der einzige und beſte Lehrer des Zeitmaaſſes der Sylben; und daraus haben es alle alten griechiſchen und römiſchen Dichter gelernet, ehe man noch Regeln davon gegeben hat. Allein, weil nicht alle Leute ein ſo ſcharfes Gehör haben: ſo hat man aus der Aufmerkſamkeit auf die beſten Dichter verſchiedene Regeln gemacht, um die Kenntniß langer und kurzer Sylben einigermaſſen zu beſtimmen und zu erleichtern. Man bemerket alſo von der Länge und Kürze, oder dem Zeitmaaſſe deutſcher Sylben folgende Regeln: 1) Alle Sylben, die einen Doppellaut haben, ſind lang (*). 2) Alle Sylben, darinn mehr als ein Mitlauter auf den Selbſtlauter folget, ſind lang (**). 3) Viele Sylben werden bloß wegen ihrer

(*) als:

König, — ⏑
Gedicht, ⏑ —
Geſunder, ⏑ — ⏑
Eigenſinn, — ⏑ —
Großvater, — — ⏑
ungemein, ⏑ ⏑ —

(**) als: Rath iſt in Rathhaus lang und in Hofrath kurz; Haus iſt in Hauswirth lang und in Gaſthaus kurz. Beynahe alle einſylbigte Wörter können auf dieſe Art durch die Zuſammenſetzung lang oder kurz werden.

(*) als: Lauf, Eid, bös; wird aber ein ſolches Wort mit dem Doppellaute zu einem andern, welches lang iſt, geſetzet, ſo wird es kurz; als Wettlauf, Meyneid.

(**) als: Kopf, Fuß, Hand; Hier gilt die vorige Ausnahme wieder, denn wenn ein ſolches Wort zu einem andern, welches lang iſt, geſetzet wird: ſo wird es kurz; als, Kalbskopf, Rindsfuß, Vorhand.

ihrer langen Selbſtlauter, ohne andere Urſachen lang (*). 4) Alle deutſche Hauptwörter, Beywörter und Zeitwörter haben zum wenigſten eine lange Stammſyllbe (**). 5) Die kleinen Wörterchen ab, an, aus, bey, dar, durch, ein, für, hin, her, mis, mit, nach, vor, um, weg, will und zu ſind in der Zuſammenſetzung mit Hauptwörtern und Zeitwörtern allemal lang (*). 6) Wenn ein Selbſtlauter vor einem andern ſteht: ſo iſt er kurz (**). 7) Die Endſyllben e, el, eln, em. en, er, ern, eſt und et, ſind in vielſyllbigten Wörtern allemal kurz (*). 8) Die Anfangsſyllben be, ent, empf, er, ge, das unabſonderliche um, vor und zer, werden allemal kurz gebrauchet (**). 9) Einſyllbigte Hauptwörter, denen man ein anders dieſer Art vorſetzet, wer=

(*) als: leben, loben, ſagen. Dieſes lernet man aus der Ausſprache und den Schriften der Poeten. Die Lateiner nennen es auctoritate produci.

(**) einſyllbigte, als: Mann, Weib, Kind; zweyſyllbigte, als: Vater, braten, trinken; dreyſyllbigte, als: Geſchwiſter, entehren, verlachen; vierſyllbigte, als: begrabene, entſtandene, umgebene, verlohrene.

(*) Es haben alſo alle folgende zuſammengeſetzte Wörter die erſte Syllbe lang, als: ablegen, anbringen, austilgen, beytragen, darbieten, Durchgang, Einwohner, Fürbitte, hinreiſen, herbringen, Mistrauen, mitbringen, nachfolgen, vorgehen, umwenden, weggehen, willkommen, zutrauen. Die nemlichen Wörterchen bleiben dennoch lang, wenn ſie auch in der Zuſammenſetzung ans Ende der Wörter kommen, als: hinab, daran, daraus, herbey, hindurch, hinein, dafür, dahin, daher, damit, demnach, hervor, herum, hinweg, hinzu.

(**) als: Lilien, Evangelium, Gratien.

(*) als: Liebe, Mangel, Engeln, meinem, Leben, Vater, Müttern, thateſt, bitteſt.

(**) als: bewegen, entſtehen, empfangen, erlangen, gelingen, umgeben, verlangen, zerreiſſen.

werden in zweyſyllbigten Wörtern allemal als kurz geſprochen (*). 10) Alle übrigen kleinen Wörterchen können nach Befinden bald kurz, bald lang gebrauchet werden, wenn man nur den Nachdruck der Rede beobachtet (**). 11) Die Endſyllben bar, haft, heit, keit, lein, inn, lich, niß, ſal, ſam, ſchaft, thum und ung ſind von ungewiſſer Länge (*). 12) Alle Geſchlechtswörter und Fürwörter vor den Hauptwörtern und Zeitwörtern ſind von ungewiſſer Länge (**). 13) Wenn der, die, das Geſchlechtswörter ſind: ſo haben ſie den kurzen Laut; wenn ſie aber Fürwörter ſind, den langen Ton (*). Dieſen Regeln nun müſſen nicht nur die Poeten, ſondern auch die Redner in der Ausſprache folgen, wenn ſie deutlich und verſtändlich reden wollen; denn alle Syllben gleich lang auszuſprechen, das würde eine wunderliche und unvernehmliche Sprache verurſachen.

§. 121.

(*) als: Schuh — Handſchuh — ⏑ Schlag — Anſchlag — ⏑

(**) als: ja, ja ⏑ — nein, nein ⏑ — Ausgenommen die einſyllbigten Beywörter groß, ſchön, lang, kurz, tief, hoch, ſtark, ſchwach u. d. gl.

(*) als: ſtreitbar, wehrhaft, Schönheit, Frommkeit, Fräulein, Fürſtinn, tröſtlich, Kenntniß, Labſal, einſam, Freundſchaft, Jrrthum, Handlung. Hier ſind die letzten Syllben kurz. Stehen ſie aber in dreyſyllbigten Wörtern am Ende: ſo können ſie auch wieder lang werden; als: wunderbar, tugendhaft, Seltenheit, Gütigkeit, Königinn, feyerlich, Hinderniß, tugendſam, Wanderſchaft, Eigenthum, Beſſerung.

(**) Hier merke man dieſen Unterſchied. Wenn das Hauptwort oder Zeitwort mit einer langen Syllbe anfängt: ſo iſt das Geſchlechtswort oder Fürwort kurz, als: der Menſch, ich liebe, das Thier, du läufſt, die Katze, er bittet; fängt aber das Hauptwort oder Zeitwort mit einer kurzen Syllbe an: ſo bekömmt das vorhergehende Geſchlechtswort oder Fürwort den langen Ton, als: der Genuß, ich beliebe, die Gewalt, du ermunterſt.

(*) als: Opitz:

⏑ — ⏑ — ⏑ —
⏑ — ⏑ — ⏑ —
Das wolle der ja nicht.

§. 121.

Da alle Sylben einer Sprache eine Länge oder Kürze haben: ſo entſteht aus ihrer geſchickten Vermiſchung ein gewiſſer Wohlklang, der das Ohr vergnüget. Bindet ſich nun dieſer Wohlklang an keine beſtändige Regel; doch ſo, daß eine angenehme Art der Abwechſelung darinn herrſchet: ſo nennet man es den oratoriſchen Wohlklang. Will man aber in verſchiedenen Zeilen einerley Abwechſelung langer und kurzer Sylben beobachten: ſo entſteht daraus ein gewiſſes Sylbenmaaß, das nicht nur aus einerley Zahl, ſondern auch aus einerley Gewichte der Sylben beſteht (**). Hierauf ſind die erſten Dichter durch das Singen geführet worden. Denn wenn man etliche Verſe nach einerley Weiſe ſingen will: ſo müſſen dieſelben nicht nur gleich lang, ſondern auch in der Ausſprache der Worte und Sylben einander ähnlich ſeyn. Geſchieht nun das: ſo empfindet das Ohr des Zuhörers ein beſonders Vergnügen; weil eben derſelbe Wohlklang etliche mal wieder kömmt. So höret man auch das Hammern einer Schmiede, das Klappern einer Mühle, oder die Schläge der Dreſcher auf

Hier iſt der lang, weil es ein anzeigendes Fürwort iſt.
Flemming:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡ —

Bis der Gott der güldnen Gluten,
Der die braunen Mohren brennt.

Hier iſt der, als ein Geſchlechtswort zweymal kurz; hernach aber, als ein beziehendes Fürwort, lang.

(**) VOSSIVS *de poem. cantu et vir. rhythmi p.* 11. Veniamus ad rhythmum, partem carminis praecipuam. Quod vocabulum attinet, de eo non eadem omnes ſentiunt, dum ſaepe etiam apud probatiſſimos ſcriptores, pes, metrum et rhythmus idem prorſus ſint; alii vero, non ea qua debent ratione diſtinguant. Longum foret ſingulorum explicare ſententias, cum nec Grammatici, nec Muſici, nec Philoſophi aut Rhetores ſatis ſibi conſtent; immo non diſcrepantia tantum, ſed et ſaepe contraria prodant. Haec vocabulorum confuſio nata, niſi fallor, ex diuerſa acceptione metri - - - In eo enim conſentiunt fere inter ſe antiquiores plerique Graeci, rhythmum eſſe baſin

auf einer Tenne mit einer Art von Beluſtigung (*). Daraus iſt nun das älteſte Syllbenmaaß entſtanden. Die Poeten bemüheten ſich, ihre Verſe zum Singen geſchickt zu machen. Da nun einige Töne der Singweiſen lang, andere kurz zu ſeyn pflegen: ſo richteten ſie ſich mit den Syllben darnach und macheten alſo allerley Verſe. Weil nun dieſelben dadurch auf verſchiedene Art einherliefen: ſo eignete man ihnen gleichſam Füſſe zu (**). Ein poetiſcher Fuß iſt ein Theil eines Verſes, der aus etlichen Syllben beſteht. Da giebt es alſo zweyſyllbigte, dreyſyllbigte, vierſyllbigte Füſſe, davon wir im Deutſchen nur die beiden erſten Gattungen brauchen. Der zweyſyllbigten Füſſe giebt es nur drey Arten; die erſte Art geht von einer kurzen Syllbe zur langen (*). Und dieſen Fuß nennet man einen Jambus (**) oder den ſteigenden Fuß; die zweyte Art geht von einer langen

N 2 Syll-

ſeu inceſſum carminis. Melius itaque, quam ceteri, mihi definiuiſſe videntur illi, qui dicunt: rhythmum eſſe ſyſtema, ſeu collectionem pedum, quorum tempora aliquam ad ſe habeant rationem ſ. proportionem.

(*) CICERO *L. III. de Orator.* Numerus in continuatione nullus eſt, diſtinctio et aequalium, et ſaepe variorum interuallorum percuſſio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod interuallis diſtinguuntur, notare poſſumus; in amne praecipitante non poſſumus.

(**) ISAAC VOSSIVS *de poematum cantu et virib. rhythmi p. 29.* Cantus non poteſt ſubſiſtere, ſi ſyllabarum non conſtet quantitas; huius autem nullam vulgo rationem haberi apud pleroſque in confeſſo eſt. Vno enim ore omnes fatentur, negligi hoc tempore veram et naturalem ſyllabarum quantitatem, ſed hunc defectum commode ſuppleri cenſent accentuum obſeruatione. - - - Verum hic error non aliunde profluxit, quam ex eo, quod exiſtimarint, ad legem hodiernorum accentuum lecta et cantata olim fuiſſe poemata. Longe vero aliter id ſe habere iam antea monuimus. Sane ſi quis ſcire deſideret, qualis fuerit antiqua carminum pronuntiatio, is non multum a veritate aberrabit, qui illam ſimilem fuiſſe exiſtimet, atque ſit ea, quae vulgo in ſcandendis verſibus adhibetur.

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
(*) als: ⏑ — Gedult | Verſtand | ſind nicht | gemein.

(**) HORAT.

Sylbe zur kurzen (*) und dieſer Fuß heißt Trochäus, oder der fallende Fuß; die dritte Art beſteht aus zwoen langen Sylben (**); dieſen nennet man den Spondäus, oder den veſten Fuß. Der dreyſylbigten Füſſe giebt es wieder nur drey Arten im Deutſchen; die erſte Art läßt auf eine lange Sylbe zwo kurze folgen (*). Dieſen nennet man den Daktylus, oder den ſpringenden Fuß; der zweyte kömmt ihm ſehr nah, indem er eine lange Sylbe zwiſchen zwo kurze ſtellet (**); man nennet ihn den Amphibrachys, oder den ſchwebenden Fuß; endlich der dritte hat nach zwo kurzen Sylben eine lange (*); man heißt ihn den Anapäſtus, oder den rollenden Fuß. Aus dieſen ſechs Füſſen beſtehen alle deutſche Gedichte; dahingegen die Griechen und Lateiner noch viel mehrere haben.

§. 122.

Die deutſche Poeſie begnüget ſich nicht mit dem Sylbenmaaſſe, wie die Griechiſche und Lateiniſche; ſondern ſie hat auch die Reime eingeführet, davon jene nichts gewußt haben; und die ganz Europa, zu der Zeit, als die Deutſchen das Römiſche Reich im Occidente zerſtöreten, von ihnen gelernet und angenommen hat (**). Den ähn-

Syllaba longa breui ſubiecta vocatur iambus,
Pes citus.

(*) als: — ᴗ Luſtig, Brüder, weiche Kummer! (— ᴗ — ᴗ — ᴗ — ᴗ)

(**) als: — — Churfürſt, Großmuth, Rheinwein, Schlafſucht. (— — — — — — — —)

(*) als: — ᴗ ᴗ Königinn, meiſterlich, Kümmerniß. (— ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ)

(**) als: ᴗ — ᴗ Gewohnheit, erlaube, Vergnügen. (ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ)

(*) als: ᴗ ᴗ — überaus, ungemein, obenhin, unerhört. (ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ —)

(**) ROLLIN. *Maniere d'eſeigner et d'étudier les belles Lettres T. I. p. 328. ſq.* Nos langues modernes, par où j'entends les langues Françoiſe, Italienne et Eſpagnole, viennent certainement du débris de la langue Latine par le mélange de la langue Tudeſque ou Germanique. La plupart des mots viennent de la langue Latine: mais la conſtruction, & les verbes auxiliaires, qui ſont d'un très grand uſage, nous viennent de la langue Germanique. Et c'eſt peutêtre de cette langue là que nous ſont venus les ri-

ähnlichen Klang zweyer Wörter am Ende einer Zeile nennet man einen Reim, es mag nun derſelbe aus einer, aus zwoen, oder dreyen Syllben beſtehen. Deren erſte Art man männliche (*), die zweyte weibliche (**) und die dritte kindiſche Reime (*) nennet. Wobey überhaupt zu bemerken iſt, daß die Anfangsbuchſtaben der

 Wör-

mes, et l'uſage de meſurer les vers, non par des piés compoſés de ſyllabes longues et brèves, comme faiſoient les Grecs et les Romains, mais par le nombre des ſyllabes. Dans les bas ſiecles, où l'on prit le goût des rimes, on voulut les introduire dans la poeſie latine: mais ce fut ſans ſuccès. La rime ne s'eſt conſervée que dans certaines hymnes ou Proſes qu'on trouve dans les Offices de l'Egliſe, & qui ſemblables aux vers des langues modernes ont une meſure qui depend ſimplement du nombre des ſyllabes, ſans avoir egard aux longues ni aux bréves. Une choſe m'embarraſſe dans cette diverſité de goûts, c'eſt de ſavoir pourquoi la rime qui plait ſi fort dans une langue, eſt ſi choquante dans une autre. Cette difference ne vient-elle que de l'habitude et de l'uſage, ou eſt-elle fondée dans la nature même des langues? La poéſie françoiſe (& il faut dire la même choſe de toutes celles qui ſont modernes) manque abſolument de la délicate et harmonieuſe variété des piés, qui donne à la verſification Grecque et Latine ſon nombre, ſa douceur & ſon agrément; & elle eſt forcée de ſe contenter de l'aſſortiment uniforme d'un certain nombre de ſyllabes d'une meſure égale pour compoſer ſes vers. Il a donc falu, pour arriver à ſon but, qui eſt de flater l'oreille, chercher d'autres graces & d'autres charmes, & ſuppléer à ce qui lui manquoit d'ailleurs par la juſteſſe, la cadence, & la richeſſe des rimes, ce qui fait la principale beauté de la verſification françoiſe. Autant qu'on exige que ce qui doit plaire, ne paroiſſe point ſous des dehors négligés, mais ſoit embelli par des ornemens convenables: autant eſt-on bleſſé de l'affectation trop marquée d'accumuler des parures ſuperflues. C'eſt peutêtre par ce goût naturel du beau, que la rime qui eſt très agréable dans la poeſie françoiſe, parcequ'elle y eſt néceſſaire, paroit inſupportable dans la latine, parcequ'elle y eſt ſuperflue, & marqueroit quelque choſe de trop affecté.

(*) als: Pracht und Macht.
(**) als: Leben und geben.
(*) als: brüderlich und lüderlich.

Wörter mit einander nicht überein kommen dörfen (**). Von dieſen Reimen bemerket man folgende Regeln: 1) Ein guter Reim muß nothwendig einerley Klang haben (*). 2) Ein guter Reim muß nothwendig, ſo viel möglich iſt, mit einerley Buchſtaben geſchrieben werden (**). 3) Wörter, die ſich reimen ſollen, müſſen vor dem übereinſtimmenden Selbſtlauter verſchiedene oder eines theils gar keine Mitlauter haben (*). 4) Wenn Verſe ſich am Ende gut reimen: ſo dörfen ſie ſich im Anfange und

(**) als:

Die Proben, beſter Freund, die Sie ſchon öfters gaben,
Sind ſtarke Zeugniſſe von ungemeinen Gaben.

(*) Denn wenn er dieſen nicht hätte: ſo wäre er kein Reim zu nennen. Es iſt aber nicht genug, daß der Klang ſich einigermaſſen ähnlich ſey; er muß ganz gleich ſeyn. So reimet ſich Ziel und will ſchlecht, weil ein gezogener Ton zu einem ſcharfen gepaaret wird, der ganz anders klingt. Daher muß ein Poet, der richtig reimen will, ein ſcharfes Gehör brauchen und ſich nach der beſten Mundart richten.

(**) Da aber in ſo vielen Landſchaften Deutſchlands die Ausſprache unterſchieden iſt: ſo iſt es am beſten, man richte ſich im Reimen allenthalben nach der Schrift, die viel allgemeiner iſt. Da wird es nun leicht fallen, zu ſehen, was ſich reimet, oder nicht. Aus dieſem Satze kann man verſchiedene Folgerungen ziehen: 1) Keine Reime gelten, worinnen theils die Selſtlauter, theils die Mitlauter nicht einerley ſind, als: Hahn und Mann; hört und fährt; König und wenig; hohl und voll; ziehn und bin. 2) Keine Reime gelten, worinnen harte und weiche, einfache und doppelte Mitlauter vorkommen, als: Raupen und Glauben; rathen und laden; reiten und leiden; ſchaffen und Grafen; rennen und ſehnen; beiſſen und reiſen. 3) Keine Reime gelten, worinnen Doppellaute mit Selbſtlautern und zweyerley Doppellaute gereimet vorkommen; als: wäre und Ehre; zählen und Höhlen. 4) Was einerley Schrift und Buchſtaben hat, das reimet ſich, wenn gleich dieſe oder jene Landſchaft es anders ausſpräche; als: leben und heben; ſehen und gehen; lehren und wehren; Stufen und rufen.

(*) als: ſein (ſuus) und ſeyn (eſſe); Mann und jedermann; die Gaben und wir gaben taugen alſo nicht in

und in der Mitte gar nicht reimen (**). 5) Wenn man einen Reim einmal gebrauchet hat: ſo muß man ſich hüten, daß er in demſelben Gedichte, wenn es nicht groß iſt, gar nicht mehr; iſt es aber groß, nicht ſobald wieder komme (*). 6) Man reime nicht mehr, als zwo Zeilen miteinander, es wäre denn in Fabeln, Arien oder andern Sinngedichten(**). 7) Männliche Reime müſſen den langen Ton nothwendig auf der letzten Sylbe haben (*). 8) In männlichen Reimen muß man die Sylben nicht mit Gewalt zuſammen ziehen, viel weniger am Ende eine abbeiſſen (**). 9) In männlichen Reimen kann

dem Reime; hingegen ſein und klein; Mann und kann; Gaben und haben reimen ſich gut.

(**) So klingt es ſpielericht und kindiſch:

Ihr Matten voll Schatten, begraſete Waſen,
Ihr närbigt und färbigt geblümete Naſen.

(*) Dieſer Fehler fällt dem Gehöre verdrüßlich und verräth zugleich eine Armuth in der Sprache, als:

Ich freue mich darauf, daß ich bald zu dir gehe;
Und wünſche, daß ich dich bey gutem Wohlſeyn ſehe.
Ich will alsdann vergnügt mit dir ſpatzieren gehn;
Und dankbar und entzückt die Wunder Gottes ſehn.

(**) Gellert III. Th. p. 20.

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialektiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

(*) Alſo reimt ſich Herr und gröſſer, ſchnell und Handel; Stund und Vormund nicht zuſammen.

(**) als: Stirn' und verlier'n, Herrn und kehr'n, Schritt und verſchüt't, Erd' und werd'.

man am Ende Mitlauter reimen, die nur mit einerley Werkzeuge geſprochen werden (*). 10) Zu weiblichen Reimen muß man Wörter nehmen, die den langen Ton auf der vorletzten Sylbe haben; am Ende aber ganz kurz lauten (**). 11) In weiblichen Reimen müſſen die gezogenen Selbſtlauter mit den ſcharfen gar nicht gepaaret werden (*). 12) In weiblichen Reimen müſſen ſowohl die Selbſtlauter als die Mitlauter noch genauer übereintreffen, als in männlichen (**). 13) Man vermiſche nicht weibliche mit weiblichen und männliche mit männlichen Reimen (*). Zwiſchen zween weibliche Reime muß man

(*) So reimet ſich Leid und Frölichkeit, Tod und Noth, Bad und Rath, heiß und Eis, zeigt und weicht. Aber Grab und Rapp, ein Ries und gewiß, hin und Sinn, Noth und Spott, Fuß und Schluß reimen ſich nicht, weil der letzte Ton kurz, der erſte aber lang gehöret wird.

(**) So iſt es alſo unrecht jugendlich und nahmentlich zu reimen; es ſind zwar zwo einander ähnliche Sylben, aber ſie ſind beide kurz und alſo fällt der Reim nicht ins Ohr. Eben ſo fehlerhaft ſind diejenigen, deren letzte Sylbe gar zu lang iſt, als: Nahrung und Erfahrung; Wahrheit und Klarheit, ob ſie gleich von einigen unrechter weiſe gebrauchet werden.

(*) als: rathen und Schatten, ſchlafen und ſchaffen, gewöhnen und können, nähren und zerren, beten und Ketten. Die Reime geben und beben, leben und heben, gehen und ſehen, ſtehen und geſchehen werden zwar auf einerley Art geſchrieben, reimen ſich aber dem Tone nach nicht, doch vertheidigt ſie der Gebrauch.

(**) als: Raben und Wappen, leiden und reiten, reiſen und beiſſen, glauben und Raupen, weichen und zeigen, reden und Trompeten reimen ſich nicht. Sogar der bloſſe Unterſchied des Tones nach dem Doppellaute ů machet ſchon eine verſchiedene Ausſprache, als: müſſen klingt kurz und ſcharf, büſſen lang und gezogen. Jenes reimet mit Schlůſſen, dieſes mit Füſſen. So reimet ſich auch nicht ſchlieſſen und wiſſen.

(*) Denn es klingt übel; als:

man nicht leicht mehr, als zween männliche von einer Art, und zwiſchen zween männliche Reime muß man nicht leicht mehr, als zween weibliche von einer Art ſetzen (**).

§. 123.

Die Alten nahmen ſich in Anſehung der Vermiſchung und Abwechſelung der Reime eine ungebundene Freyheit, und miſchten in einem Gedichte nach Belieben männliche und weibliche ohne Regel und Ordnung durcheinander, nachdem es ihnen bequem fiel. Andere, die ein beſſeres Gehör hatten, haben ſich ſchon ſeit dem zwölften Jahrhunderte bemühet, eine Ordnung darinnen zu halten. Allein um Opitzens Zeiten ward das, was vorhin nur eine Willkühr geweſen war, durch ſein Beyſpiel und ſeiner Poeterey Regeln, zum Geſetze und zur Pflicht aller ſeiner Nachfolger. Man ſetzte es völlig veſt, daß man weibliche und männliche Reime, entweder getrennet, oder ungetrennet, ordentlich vermiſchen müſſe (*).

Der Chriſt lebt ganz vergnügt, er lernt ſich ſelbſten kennen,
Sein Herz ſucht immer mehr die Lüſte zu beſiegen;
Indeſſen wird er ſich erlaubte Freuden gönnen,
Die immer unſchuldsvoll die Tugend nicht bekriegen.
Er iſts, der nebſt dem Herz auch den Verſtand ſich übt,
Er iſt der Faulheit feind und liebt die Wiſſenſchaft,
Er iſts, der ſeinen Feind auch noch im Herze liebt,
Er iſt des Armen Troſt, er iſt des Schwachen Kraft.

Solche zweyerley Töne von einerley Art verwirren das Ohr, welches hernach die Aehnlichkeit des Klanges gar nicht mehr merket.

(**) Dieſe Regel gilt in allen Arten der Gedichte, auſſer in Arien und Recitativen, wo man ſich gröſſere Freyheiten nimmt; der Fabeldichter aber ſchmeichelt ſich vergebens, daß er von dieſem Geſetze ausgenommen ſey. Gar zu weit auseinander ſtehende Reime hindern die Zuſammenſtimmung.

(*) Es ſcheint, daß auch die Muſik hierzu Anlaß gegeben: wenn im Gegenfalle, die Melodie entweder eine Note zu viel oder zu wenig hatte. Man hat alſo heutiges Tages folgende Reimgebäude gemacht:

In vierzeiligen Verſen merket man ſechs Veränderungen, als:

1) Zucht ſucht bitten Sitten.	4) bitten Zucht Sitten ſucht.
2) bitten Sitten Zucht ſucht.	5) Zucht bitten Sitten ſucht.
3) Zucht bitten ſucht Sitten.	6) bitten Zucht ſucht Sitten.

Die erſte und zweyte Art mit ungetrennten Reimen wird in heroiſchen, ſatyriſchen und ernſthaften Gedichten immer auf einerley Art gebrauchet: die dritte und vierte wird in verliebten, zärtlichen, traurigen Gedichten, als zu Elegien angewandt, die fünfte und ſechste aber kömmt faſt nur in Sonneten vor.

In ſechszeiligen, achtzeiligen und zehnzeiligen Strophen ſteht es einem jeden frey, neue Verſetzungen der Reime zu machen; ſie geben aber einen ſehr ungleichen Wohlklang. In ſechszeiligen Strophen ſind die beſten Arten der Veränderung folgende, als:

1) Zucht bitten ſucht Sitten Hand Stand.	4) bitten Sitten Zucht haben Gaben ſucht.
2) bitten Zucht Sitten ſucht haben Gaben.	5) Zucht bitten Sitten ſucht haben Gaben.
3) Zucht ſucht bitten Hand Stand Sitten.	6) bitten Zucht ſucht Sitten Hand Stand.

Von allen dieſen Arten ſind in unſern beſten Dichtern Beyſpiele zu finden; jede hat ihre beſondere Anmuth; wenn nur der Sinn der Zeilen am rechten Orte geſchloſſen wird.

Die achtzeiligen Strophen in Liedern und Geſängen ſind entweder nur Verdoppelungen der obigen vierzeiligen, oder Verbindungen derſelben; ſie bringen viele Veränderungen zuwege, welche immer einen verſchiedenen Wohlklang verurſachen. Die beſten davon ſind folgende Arten:

1) Zucht
ſucht
bitten
Sitten
Hand
haben
Stand
Gaben.

2) bitten
Sitten
Zucht
ſucht
haben
Hand
Gaben
Stand.

3) Zucht
bitten
ſucht
Sitten
Hand
Stand
haben
Gaben.

4) bitten
Zucht
Sitten
ſucht
haben
Gaben
Hand
Stand.

5) Zucht
bitten
Sitten
ſucht
haben
Hand
Stand
Gaben.

6) bitten
Zucht
ſucht
Sitten
Hand
haben
Gaben
Stand.

7) Zucht
ſucht
bitten
Sitten
Hand
haben
Gaben
Stand.

8) bitten
Sitten
Zucht
ſucht
haben
Hand
Stand
Gaben.

Es ſind noch viel mehr ſolche Veränderungen möglich, welche zu verſuchen einem jeden frey ſteht. Die unordentlichen Vermiſchungen der Reime ſind den ſogenannten recitativiſchen Verſen überlaſſen worden, die bey weitem ſo viel Anmuth nicht haben, ja bisweilen der Proſe ſelbſt nachzuſetzen ſind.

§. 124.

Die Reime ſind kein nothwendiges Stück der deutſchen Verſe; es giebt auch reimloſe Verſe. Wenn die deutſche Sprache kein Syllbenmaaß und keinen daraus entſtehenden Wohlklang hätte: ſo müßten wir freylich die Reime für etwas weſentliches in unſerer Poeſie ausgeben, wie die Franzoſen thun. In den reimloſen Verſen haben die deutſchen Dichter die Italiäner und die Engelländer zu Vorgängern gehabt (**). Dieſe reimfreyen Verſe würden in Ueberſetzungen alter Dichter keinen geringen Nutzen haben; man würde vermittelſt derſelben, weit genauer beym Texte bleiben und den Sinn der Urſchrift gewiſſenhafter ausdrücken können, als wenn der Reim manche Abweichung unvermeidlich macht. Die Engelländer haben es dieſen reimloſen Verſen zu danken, daß ſie die meiſten alten Dichter auch in poetiſchen Ueberſetzungen leſen können; welchen Vorzug aber die Franzoſen entbehren müſſen. Wer ſich in reimfreyen Verſen hervorthun will, muß den Abgang der Reime durch allerley andere Schönheiten zu erſetzen wiſſen; ſonderlich aber muß er durch einen ungezwungenen Wohlklang das Ohr zu gewinnen ſuchen. Denn ſollte dieſes nicht geſchehen: ſo würde der Leſer lieber eine flieſſende Proſe, als ſolche ohne Lieblichkeit und Anmuth gezwungene Verſe wählen; denn die bloſſe Zahl der Syllben macht bey uns Deutſchen keinen ſolchen Eindruck, daß man ſie für ein zureichendes Merkmal der Verſe halten ſollte.

§. 125.

Aus demjenigen, was bisher von den Füſſen und von den Reimen der deutſchen Poeſie geſaget worden iſt, folget die Eintheilung der gebräuchlichſten Versarten der deutſchen Poeſie, deren hauptſächlich fünferley ſind, als: jambiſche, trochäiſche, daktyliſche, amphibrachiſche

(**) Unter jenen hat ſchon *Triſſino* vor zweyhundert Jahren ſein Heldengedicht Italia liberata da i Gothi; von dieſen aber Milton vor hundert Jahren ſein Paradiſe loſt in reimfreyen Verſen geſchrieben.

ſche und anapäſtiſche. Die jambiſchen Verſe ſind wiederum nach der Anzahl der Füſſe unterſchieden, daraus ſie beſtehen; doch ſo, daß man die übrige Sylbe der weiblichen Reime nicht mitrechnet. Die beiden letzten ſind zweyfüſſige (*). Zweyfüſſige mit dreyfüſſigen vermiſchet, klingen beſſer (**). Dreyfüſſige klingen noch ſchöner (*). Vierfüſſige findet man bey den Dichtern viel

(*) als:

˘ — |
˘ — | ˘
˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘

Die Noth |
Lehrt be | ten;
Allein | den Tod |
Kann nichts | vertre | ten.

(**) als: Opitz:

˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — |

Ach Lieb | ſte laß | uns ei | len,
Wir ha | ben Zeit; |
Es ſcha | det das | verwei | len
Uns bei | derſeit |

(*) als: Opitz:

˘ — | ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘

viel häufiger (**). Fünffüſſige werden ſchon länger und müſſen einen Abſchnitt bekommen; das heißt, nach der vierten Syllbe, oder dem zweyten Fuſſe muß allemal ein volles Wort aus ſeyn (*). Bey uns ſind die ſechsfüſſigen

˘ — | ˘ — | ˘ —
Geht mei | ne Seuf | zer hin |
˘ — | ˘ — | ˘ —
Erwei | chet ih | ren Sinn |
˘ — | ˘ — | ˘ — ˘
Die mei | nen Sinn | nur pla | get
˘ — | ˘ — | ˘ — ˘
Und re | get un | verwandt |
˘ — | ˘ — | ˘ —
Ein Her | ze von | Demant |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
Das mich | beſtän | dig pla | get.

(**) als: Opitz:

˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘

˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — |
Mein Nüß | ler und | iſt dieß | dein Rath |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
Ich ſoll | die ſchnö | de Wol | luſt haſ | ſen
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — |
Und die | ſo mich | bethö | ret hat | |
˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘ — | ˘
Die ſchö | ne Fla | via | verlaſ | ſen.

(*) als: von Canitz:

˘ — | ˘ — || ˘ — | ˘ — ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — || ˘ — | ˘ — |
˘ — | ˘ — || ˘ ˘ — | ˘ — ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — || ˘ ˘ — | ˘ — ˘ — |
˘ — | ˘ — || ˘ ˘ — | ˘ — ˘ — | ˘
˘ — | ˘ — | ˘ — || ˘ ˘ — | ˘ — ˘ — | ˘

gen oder ſogenannten alexandriniſchen Verſe am gebräuch-

Soll mich | die Hand | | des Her | ren e | wig drü | cken,
Verfolgt | er mich | | als ſei | nen Feind? |
Soll ich | forthin | | ſonſt kei | nen Stern | erbli | cken,
Als der | mich ſchreckt | | und mir | zum Fal | le ſcheint | ?
Soll denn | mein Kelch | | nach nichts | als Gal | le ſchme | cken
Und ei | ne ſte | te Nacht | | des Trau | rens mich | bede | cken.

Die Abwechſelung der Reime aber kann auch ſo gemachet werden, als: von Canitz:

Drei | cher Quell | | von Lang | muth und | Gedult |
Getreu | er Gott | | du Zu | flucht al | | ler Ar | men
Bekrö | ne mich | | mit gü | tigem | Erbar | men

bräuchlichſten (**). Längere jambiſche Verſe zu machen, iſt nicht gewöhnlich, ob es gleich von einigen verſuchet worden. Man miſchte bey den Alten auch Spondäen unter die Jamben, aber man bemerkte bald, daß dieſes nicht

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Und ſpü | le weg || den Un | flath mei | ner Schuld |
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Ich kla | ge ſelbſt || mein bö | ſes Le | ben an |
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
Mich ſchre | cken ſtets | die Lar | ven mei | ner Sün | den
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Drum iſt | kein Menſch || der dirs | verden | ken kann |
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
Wenn du | mich nicht || willſt Gna | de laſ | ſen fin | den.

In Italien und Frankreich hieſſen dieſe Verſe vers communs, weil ſie ſehr häufig daſelbſt gemachet wurden.

(**) als: von Cronegk. I. Th. p. 239.

⏑ — | ⏑ — | ⏑ — || ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑
⏑ — | ⏑ — | ⏑ — || ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑
⏑ — | ⏑ — | ⏑ — || ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — |
⏑ — | ⏑ — | ⏑ — || ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — |

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
O Tu | gend die | mein Herz || mit neu | em Muth | bele | bet
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
O Zorn | der dei | nen Reitz || mit neu | em Glanz | erhe | bet
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Wenn aus | ſo ſchö | nem Mund || Vernunft | und Tu | gend ſpricht |
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Wie rei | tzend wie | geliebt || wird dann | die Tu | gend nicht. |

Dieſe Art iſt der Bühne beſonders eigen; doch kann man die Reime derſelben auch folgender maſſen verwechſeln, als:

nicht überall gut klänge (*). Auch in der trochäiſchen Art kann man von den einfüſſigen anfangen, nur muß man in den männlichen eine übrige Sylbe leiden (**). Doch ſie kommen nicht leicht vor, weil ſie ſchwer ſind. Etwas

Elegien und Briefe p. 17.

◡ — | ◡ — | ◡ — || ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡
◡ — | ◡ — | ◡ — || ◡ — | ◡ — | ◡ — |
◡ — | ◡ — | ◡ — || ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡
◡ — | ◡ — | ◡ — || ◡ — | ◡ — | ◡ — |

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Ein an | drer mag | erhitzt | | nach gel | dem Reich | thum ſtre | ben

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
Ich ſeh | den Ue | berfluß | | für kein | Vergnü | gen an, |

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Dieß halt | ich für | mein Glück | | wenn ich | im Stil | lenle | ben

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
Und bey | dem nie | dern Herd | | mich ru | hig wär | men kann |

Dieſe Art macht die Elegie aus.

(*) HORAT.

Primus ad extremum ſimilis ſibi (*Iambus*). Non ita pridem,
Tardior vt paullo grauiorque rediret ad aures,
Spondaeos ſtabiles in iura paterna recepit.
Commodus et patiens (*ſcil. Iambus*) non vt de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter.

(**) als:

— ◡ |
— ◡ | —
— ◡ |
— ◡ | —

— ◡
Wachen |
— ◡ —
In der | Noth
— ◡
Lachen |
— ◡ —
Wenn man | droht.

was leichter und öfter findet man zweyfüſſige (*). Die drey-

— ∪
Zeiget |
— ∪ —
Einen | Held
— ∪
Beuget |
— ∪ —
Alle | Welt.

(*) als: Celadon:

— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ |

— ∪ — ∪
Komm ach | komme |
— ∪ — ∪
Meine | fromme |
— ∪ — ∪
Küſſe | ſchlieſſe |
— ∪ — ∪
Meine | ſüſſe |

Viel beſſer würden ſie in Arien mit untermiſchten männlichen klingen, wenn ſie auch eine Syllbe zu wenig hätten, als:

— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ | —
— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ |
— ∪ | — ∪ | —

— ∪ — ∪
Laß mich | hören ||
— ∪ — ∪
Deine | Lehren |
— ∪ —
Höchſter | Hort

dreyfüſſigen ſind noch leichter und gewöhnlicher (**).

— ˘ | — ˘
Denn ich | baue |
— ˘ | — ˘
Und ver | traue |
— ˘ | —
Auf dein | Wort.

Oder mit den übrigen Syllben in den männlichen Zeilen, ſo:

— ˘ | — ˘ | —
— ˘ | — ˘ |
— ˘ | — ˘ |
— ˘ | — ˘ | —

— ˘ | — ˘
Mit Ver | gnügen |
— ˘ | — ˘ | —
Leid ich | alle | Pein
— ˘ | — ˘
Kann ich | ſiegen |
— ˘ | — ˘ | —
Und dort | ſelig | ſeyn.

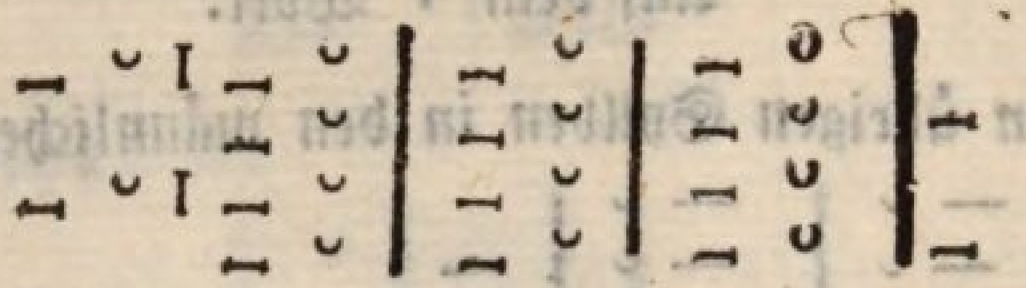
(**) als:

— ˘ | — ˘ | — ˘ |
— ˘ | — ˘ | — ˘ |
| — ˘ | — ˘ | —
— ˘ | — ˘ | — ˘ |
— ˘ | — ˘ | — ˘ |
| — ˘ | — ˘ | —

Kummer | Noth und | Plage |
Machen | oft die | Tage |
Dieſes | Lebens | ſchwer
Denn faſt | jeder | Morgen |
Bringet | neue | Sorgen |
Neues | Unglück | her.

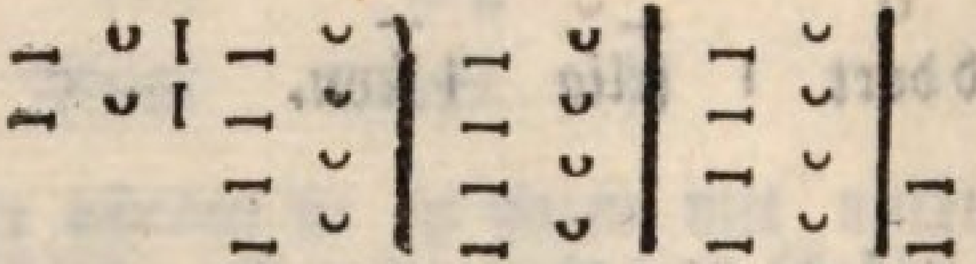
Vierfüſſige findet man auch (*). Fünffüſſige, ſechsfüſſige und ſiebenfüſſige Trochäen ſind gar nicht gewöhnlich; nicht ſo wohl, weil ſie ſchwer wären; als vielmehr, weil ſie nicht Beyfall gefunden haben. Man kömmt alſo von den vierfüſſigen gleich auf die achtfüſſigen oder heroiſchen (**). Daktyliſche Verſe haben wir bey weitem

(*) als Günther:



In den | Wäldern | will ich | irren |
Vor den | Menſchen | will ich | fliehn
Mit ver | waiſten | Tauben | girren |
Mit ver | ſcheuchtem | Wilde | ziehn.

Oder auch mit ungetrennten Reimen, als: von Canitz:



Soll ich | meine | Doris | miſſen |
Hat ſie | mir der | Tod ent | riſſen |
Oder | bringt die | Phanta | ſey
Mir viel | leicht ein | Schrecken | bey.

(**) In dieſer Versart hat die Frau Prof. Gottſchedinn den Popiſchen Lockenraub und Herr Baron von Schönaich ſeinen Hermann geſetzet. Man merke hier, daß die Verſe nach dem vierten Fuſſe einen Abſchnitt bekommen und daß dieſer in allen männlichen Verſen aus zwey Syllben und in allen weiblichen aus einer Syllbe beſtehen muß, als:

kem nicht ſo viel aufzuweiſen, als von beiden vorigen, weil man mehr amphibrachiſche mit einer vornſtehenden überflüſſigen Sylbe gemachet hat. Indeſſen kann man ſie gleichfalls von einfüſſigen bis zu vierfüſſigen machen, denen aber am Ende eine Sylbe fehlet (*). Längere dakty-

— ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ ‖ — ∪ | — ∪ | — ∪ | — |
— ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ ‖ — ∪ | — ∪ | — ∪ | —
— ∪ | — ∪ | — ∪ | — ‖ — ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪
— ∪ | — ∪ | — ∪ | — ‖ — ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪

Von dem | Helden | will ich | ſingen | | deſſen | Arm ſein | Volk be | ſchützt

Deſſen | Schwerdt auf | Deutſchlands | Feinde | | für ſein | Vater | land ge | blitzt

Der al | lein ver | mögend | war ‖ des Au | guſtus | Stolz zu | brechen |

Und des | Erden | kreiſes | Schimpf ‖ in der | Römer | Schmach zu | rächen. |

Dieſe Versart ſchicket ſich für die epiſche Muſe.

(*) Einſylbige mit einer übrigen Sylbe klingen ſo:

— ∪∪ | —
— ∪∪ | —

Lachen und | Luſt

Stärken die | Bruſt

Laben das | Herz

Dämpfen den | Schmerz.

Zweyfüſſige haben theils nur eine Sylbe mehr, theils eine zu viel, als:

— ∪∪ | — ∪
— ∪∪ | — ∪∪ | —
— ∪∪ | — ∪
— ∪∪ | — ∪∪ | —
— ∪∪ | — ∪∪ | —
— ∪∪ | — ∪∪ | —

Liebliche | Tage

Die uns der | Frühling er | weckt

Enden die | Plage
Womit der | Winter er | ſchreckt
Sehet den | Zephir ent | zückt
Wenn er nur | Floren er | blickt.

Dreyfüſſige ſetzen wieder nur eine Sylbe mehr in weiblichen Zeilen, in männlichen aber, eine drüber, als:

— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | —
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | —

Himmel ach | laß dich be | wegen
Laß ſich die | Plage doch | legen
Welche die | Länder ſo | lange ge | drückt
Gönne den | Völkern den | Frieden
Den du uns | endlich be | ſchieden
Den wir mit | thränenden | Augen er | blickt.

Vierfüſſige ſind in weiblichen Zeilen nur um eine Sylbe länger, in männlichen aber kann man nicht höher ſteigen; als:

— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | —
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | —
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | — ‿
— ‿‿ | — ‿‿ | — ‿‿ | —

Liebliche | Jugend er | muntre die | Sinnen
Laß dich die | Stimme der | Tugend ge | winnen

daktyliſche Verſe hat noch niemand gemachet (**). Dieſe Art von Verſen kömmt den Lateiniſchen Hexametern und Pentametern ziemlich nah und klingt nicht übel, wenn ſie ungezwungen gemachet wird. Unter dem Namen der daktyliſchen Verſe pflegen insgemein auch die

Höre das | Locken der | Muſen ge | neigt
Welches die | Stege zum | Helikon | zeigt
Liebe die | Künſte ver | fluche die | Stunden
So dir der | Müſſiggang | öfters ge | raubt
Da dich die | Lüſte ge | fällig ge | funden
Die dir kein | wahres Ver | gnügen er | laubt.

(**) Heräus hat in einem Gedichte an Kaiſer Karl den VI. ſechsfüſſige Daktylen glücklich verſucht. Da er aber nach dem zweyten daktyliſchen Fuſſe allemal einen Spondäus eingeſchaltet, nach dem fünften aber einen Trochäus: ſo beſtehen ſie eigentlich auch nur aus vier Daktylen, als:

— ⏑⏑	— ⏑⏑	— —	— ⏑⏑	⏑⏑	— ⏑
— ⏑⏑	— ⏑⏑	—	— ⏑⏑	⏑⏑	—
— ⏑⏑	— ⏑⏑	— —	— ⏑⏑	⏑⏑	— ⏑
— ⏑⏑	— ⏑⏑	—	— ⏑⏑	⏑⏑	—

Mächtigſter | Herrſcher der | Welt vom | Himmel die | Völker zu | richten
Einig er | wähleter | Fürſt | unüber | windlicher | Held
Gönne der | eifrigen | Pflicht dieß | nimmer ge | ſehene | Dichten
Von nie ge | ſehenem | Ruhm | welchen dein | Adler er | hält.

amphibrachiſchen (*) und anapäſtiſchen (**) mit begriffen zu werden. Sie ſind auch von ihnen in nichts unterſchieden, als daß die amphibrachiſchen vorn eine (*), die

(*) als:

◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ |
◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ |
◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ —
◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ | ◡ —

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Was ſoll ich | mit ewi | gen Sorgen | mich quälen |
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Bey ängſtli | chen Nächten | die Stunden | nur zählen |
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Ich lobe | die ſtille | Zufrieden | heit mehr
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Und haſſe | die Grillen | der Kummer | niß ſehr

(**) als: Omeis:

◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡
◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡

◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Gute N acht | gute Nacht | ruhet wohl | bis zum Ta | ge
◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Ruhet ſanf t | ruhet wohl | ohne Scheu | ohne Pla | ge

(*) Dieß ſieht man noch beſſer ein, wenn man ſie auf die daktyliſche Art eintheilet, als:

◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡
◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡
◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | —
◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | —

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Was | ſoll ich mit | ewigen | Sorgen mich | quälen
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Bey | ängſtlichen | Nächten die | Stunden nur | zählen

die anapäſtiſchen aber zwo Syllben mehr haben (**). Man ſieht leicht ein, daß dieſe noch ſchwerer zu machen ſind, als die vorigen.

§. 126.

Es giebt auch Arten der Gedichte, welche nicht ſo gewöhnlich ſind. Dazu gehören aber nicht die Bilderreimen, Sechstinnen, Akroſtichen, Chronoſtichen, Logogryphen, Irreimen, Endreimen, Ringelreimen, Wiederhälle, Buchſtabenwechſel, cabbaliſtiſche und Räthſelverſe; dieſer poetiſche Unrath iſt bey der Aufklärung der wahren Dichtkunſt ganz verworfen worden; ſondern hier iſt die Rede von einigen griechiſchen und lateiniſchen Versarten. Man bemerket unter dieſen 1) die Hexameter, welche allerdings gut klingen, wenn man der Natur der deutſchen Ausſprache folgen und darnach ſcandiren will (*). 2) die phaläciſchen oder Hendekaſyllaben

∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ —
Ich | lobe die | ſtille Zu | friedenheit | mehr
∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ —
Und | haſſe die | Grillen der | Kümmerniß | ſehr.

(**) Dieß nimmt man eher wahr, wenn man ſie auf die daktyliſche Art eintheilet, als:

∪∪ | — ∪∪ | — ∪∪ | — ∪∪ | — ∪
∪∪ | — ∪∪ | — ∪∪ | — ∪∪ | — ∪

∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪
Gute | Nacht gute | Nacht ruhet | wohl bis zum | Tage
∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪
Ruhet | ſanft ruhet | wohl ohne | Scheu ohne | Plage.

(*) S. §. 124. und Gottſcheds kritiſche Dichtkunſt I. Th. XII. Hauptſt. p. 377 = 416.

ben (**). 3) die adoniſchen (*). 4) die ſapphi-
ſchen

(**) als: Omeis:

— — | — ◡◡ || — ◡ | — ◡ | = ◡ |

Du mein | Vaterland || das du | warſt ge | weſen |
Mit ſo | mancherley || Jammer | ange | füllet |
Biſt durch | göttliche || Gnade | nun ge | neſen |
Alles | Trauren und || Elend | iſt ge | ſtillet. |

(*) als:

— ◡◡ | — ◡ |

Schüler der | Tugend |
Artige | Jugend |
Soll man dich | lieben |
Mache den | Anfang
Andre zu | ehren |
Andre zu | lieben |
Suche den | Leuten |
Erſt zu ge || fallen |
Dann ſey be | mühet |
Sie zu ver | gnügen |
Ihnen zu | dienen |
Immer von | allen |
Gutes zu | ſprechen |

ſchen (**). 5) die alkaiſchen (*). 6) die chorijam-
bi-

Alles zu | rühmen |
Was ſie be | ginnen |
Dergeſtalt | hoffe |
Daß ſich die | Herzen |
Endlich be | quemen |
Wieder zu | lieben |
Dieß ſind die | Seile |
Herzen zu | fangen |
Seelen zu | zwingen |

Hier ſehen wir, daß das Ende eines Hexameters allemal ein adoniſcher Vers iſt.

(**) als: Klajus:

— ⏑ | — — | — ⏑⏑ | — ⏑ | — ⏑
— ⏑ | — — | — ⏑⏑ | — ⏑ | — ⏑
— ⏑ | — — | — ⏑⏑ | — ⏑ | — ⏑
— ⏑⏑ | — ⏑

Welche | Regen | wolke hat | dich ver | ſtecket?
Haſt du | dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schweſter | ſilberbe | zäumte | Pferde
Leuchten der | Erde |

(*) als: Omeis:

— — | ⏑ — — | — ⏑⏑ | — ⏑⏑ |

biſchen (**). 7) die anakreontiſchen (*) und 8) die ſcazontiſchen (**).

§. 127.

Auf die Sprachlehre folgen nun die andern Theile der ſchönen Wiſſenſchaften, welche nicht ſo trocken und abgeſondert ſind, als jene. Sie fodern aber hingegen auch mehr Fähigkeiten, denn ſie ſind eine Beſchäftigung des Geiſtes, und nicht des Gedächtniſſes. Fühlloſe, träge und von Vorurtheilen angefüllte Geiſter ſollen dieſes Feld gar nicht betreten; dieſe Speiſe iſt zu zart für ſie. Man muß ſie mit Erbarmung anſehen und ihren Um-

Ihr Ve | nusbrüder | fahret nur | immer hin |
Von de | rer Freundſchaft | kömmet mir | kein Gewinn. |

(**) Der Choriambus beſteht aus einem Trochäus und Jambus und iſt eigentlich der Fuß — ◡◡ —; man ſchreibt ihn alſo:

— — | — ◡◡ — | — ◡◡ — | ◡ — |

Ich er | götze mich ſelbſt | lieber im küh | len Wein |
Eh ich | einem von euch | wollte beſchwer | lich ſeyn |.

Man kann ihn aber auch ſo ſchreiben:

— — | — ◡◡ | — || — ◡◡ | — ◡ — |

Ich er | götze mich | ſelbſt || lieber im | kühlen Wein |
Eh ich | einem von | euch || wollte be | ſchwerlich ſeyn |.

So wie das Lateiniſche:

Mecae | nas, ata | uis || edite | regibus |

(*) Dieſe machen faſt gar keine beſondere Versart aus, denn ſie ſind entweder kurze jambiſche oder trochäiſche.

(**) Dieſe ſind auch nichts beſonders, da ſie mit den ſechsfüßigen Jamben ſehr übereinkommen; es kömmt nur auf den ſechsten Fuß an, der ein Spondäus ſeyn muß.

Umgang fliehen, weil die Mühe, ſie zu unterrichten und zu beſſern vergebens iſt (*). Selbſt unter den Jünglingen, für welche doch ſchon die Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaften beſtimmet ſind, iſt doch noch eine ſorgfältige Wahl anzuſtellen. Träge Genies werden ſich niemals zu der hohen Stufe der Vollkommenheit des gebildeten Verſtandes ſchwingen können und Seelen von kaltem Gefühle werden nie von dem himmliſchen Feuer der Empfindung erhitzet werden; da hingegen allzulebhafte Geiſter den ſtillen Geſetzen und dem leichten Winke der Natur nicht gehorchen und ſchon in den erſten Schritten die von ihr geſetzten Schranken eilfertig überſchreiten (**). Ein anhaltender Unterricht und öftere Beyſpiele er-

(*) MAD. *de* SEVIGNE in den *Lettres de Buſſy Rabutin* ſpricht *T. IV. Lettre 247.* Il y a de certaines choſes qu'on n'entend jamais quand on ne les entend pas d'abord. On ne fait point entrer certains eſprits durs et farouches dans le charme & dans la facilité des Ballets de Benſerade et des fables de La Fontaine. Cette porte leur eſt fermée & la mienne auſſi. Ils ſont indignes de jamais comprendre ces ſortes de beautés, & ſont condamnés au malheur de les improuver & d'être improuvés auſſi des gens d'eſprit. Nous avons trouvé beaucoup de ces pédans. Mon premier mouvement eſt toujours de me mettre en colere, & puis de tâcher de les inſtruire; mais j'ai trouvé la choſe abſolument impoſſible. C'eſt un bâtiment, qu'il faudroit reprendre par le pied; il y auroit trop d'affaires à le reparer: & enfin nous trouvions qu'il n'y avoit qu'à prier Dieu pour eux, car nulle puiſſance humaine n'eſt capable de les éclairer. C'eſt le ſentiment que j'aurai toujours pour un homme qui condamne le beau feu & les vers de Benſerade, dont le Roi et toute la Cour a fait ſes délices, & qui ne connoit pas les charmes des fables de La Fontaine. Je ne m'en dédis point: il n'y a qu'à prier Dieu pour un tel homme, & qu'à ſouhaiter de n'avoir point de commerce avec lui.

(**) P. *du* CERCEAU.

Mais quel homme eſt aſſez habile
Pour hâter un eſprit tardif,
Ou contenter un eſprit vif.
Ce chef d'oeuvre n'eſt pas facile.
D'ailleurs la jeuneſſe indocile
A des yeux & ne veut pas voir,
Et rebutée au moindre obſtacle
Elle voudroit par un miracle
Ne rien apprendre & tout ſavoir.

erfodern viele Zeit, bis ſie den überzeugenden Redner und den reitzenden Dichter gebildet haben.

§. 128.

Die Redekunſt iſt die erſte dieſer Wiſſenſchaften. Sie macht den Menſchen zur Beredſamkeit fähig. Dieſe Geſchicklichkeit, ſeine Empfindungen, Gedanken und Gemüthsbewegungen mit deutlichen und vernehmlichen Worten auszudrücken und dadurch eben dieſe Wirkungen in der Seele des Zuhörers zu erregen, iſt die zierlichſte Gabe der Menſchheit (*). Die Sprachkunſt lehret ſprechen, die Redekunſt aber lehret reden. Jene iſt zwar ſchon ein Vorzug, den uns die Natur über die Thiere gegönnet, da wir durch den Gebrauch der Zunge andern unſere Gedanken mittheilen; dieſe hingegen macht, daß wir ſolche Gedanken zierlich und lebhaft zu erklären wiſſen. Die Sprache iſt alſo weit älter, als die Beredſamkeit. Unter keinen barbariſchen Völkern aber werden wir Spuren der Beredſamkeit finden. **Orpheus** und **Amphion** waren nach **Cicerons** Zeugniſſe die erſten Dichter und Redner der Griechen. **Homers Neſtor** und **Ulyſſes** ſind ſchon als beredte Helden geſchildert. Beredte Weltweiſen und Geſetzgeber der Griechen waren **Solon**, **Anaxagoras**, deſſen Schüler **Sokrates**, **Euripides** und **Iſokrates**, endlich **Plato** und **Theophraſtus**. Selbſt die Geſchichtſchreiber der Griechen fodern mit Rechte den Ruhm beredter Männer, **Herodot**, **Thucydides**, und **Xenophon**. Sogar auch Regenten ganzer Republiken haben durch ihre Beredſamkeit unſer Andenken verdienet; in dieſe letzte Abtheilung gehören **Piſiſtratus**, **Kliſthenes**, **Themiſtokles**, **Alcibiades**, **Kritias**, **Theramenes**, **Perikles**, **Demoſthenes** und **Demetrius Phalereus**. Die Redekunſt ſelbſt aber fand ſehr ſpät ihre ordentlichen Lehrer und Schüler. Erſt die durch die Weltweisheit erleuchteten Zeiten eines **Sokrates** ſahen dieſe Wiſſenſchaft in ſeinem Vaterlande aufkeimen. **Gorgias** der **Leontiner**, **Thraſimachus** von **Chalcedon**, **Protagoras** der **Abderit**, **Prodi**-
kus

(*) IVVENAL.
Cara nutrix quid enim dulci magis optet alumno,
Quam ſapere, et fari vt poſſit, quae ſentiat?

kus der Cejer, Hippias der Eleer, Sokrates, Iſokrates, Lyſias, Hyperides und Aeſchines waren inſonderheit gerichtliche Redner, bis endlich mit dem Demetrius Phalereus die Beredſamkeit in Griechenland verwelkte. Die Lateiner lieſſen ſie ein gleiches Schickſal erfahren. Ihre rauhe Sprache und Sitten gaben ihr anfangs gar keinen Aufenthalt, bis M. Cornelius Cethegus ſich um dieſelbe bemühte und dadurch den Nachruhm eines Ennius erhielt (**). Ihm folgten M. Cato, P. Scipio Africanus, Lälius, Servius Galba, M. Aemilius Lepidus, P. Craſſus, beide Fannius, Tib. Gracchus, C. Carbo, Antonius und Craſſus. Endlich kam das Meiſterſtück der Natur und der Kunſt M. T. Cicero, in welchem beide ihre Vorzüge eifernd verſchwendet, um ihn zum Muſter der Nachwelt zu machen. Dieſer Schüler des geſchickten Hortenſius übertraf alle; den Cäſar an Uebung, den Cato an Reichthum in Gedanken und Ausdrücken, den Brutus an Lebhaftigkeit und Kunſt, ſich beliebt zu machen, den Antonius an Gründlichkeit und Witz; allen aber fehlte ſeine Gabe des Vortrags, ſeine erhitzte Einbildungskraft und ſein feuriger Eifer, wodurch er alles, was ihn hörte, dahinriß und ſich unterwarf (*). Er wird von Alten und Neuern mit einſtimmigem Beyfalle und Bewunderung verehret (**) Quintilian und Plinius, der jüngere, hielten ihn für den Römiſchen Demosthenes. Es verließ auch die Wohlredenheit nach ſeinem Tode ihren Sitz mit der alten Römiſchen Freyheit, da die den Groſſen des Reichs verſchwendeten niederträchtigen Schmeicheleyen ihn zu entehren drohten. Ein übler

(**) - - - is dictus ollis popularibus olim,
Qui tum viuebant homines, atque aeuum agitabant,
Flos delibutus populi, ſuadaeque medulla.

(*) S. das Geſpräch von Rednern, oder von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, welches einige dem Tacitus, andere dem Quintilian zuſchreiben im 1728ſten Jahre aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzet in Gottſcheds ausführlicher Redekunſt p. 3-46.

(**) Man leſe nach, was Plutarch und Rapin von dieſen beiden beredten Männern für geſchickte Vergleichungen gemachet haben.

übler Geſchmack war die Folge der Einfälle barbariſcher Völker in Italien. Von den wildeſten Völkern des nordlichen Europa wurde das Occidentaliſche Kayſerthum, und mit dieſem der Reſt der Wiſſenſchaften zu Grunde gerichtet. Ganze Jahrhunderte bezeichnen dieſen kriegeriſchen Zeitpunkt und verſteckten das Antlitz der Muſen. Endlich wurde das occidentaliſche Kayſerthum ein Raub der Türken und Saracenen. Die Wiſſenſchaften flüchteten wieder nach Italien und ſuchten nebſt der mitgebrachten Griechiſchen Gelehrſamkeit auch die alte Lateiniſche dort von neuem hervor. Der erſte Wiederherſteller des guten Geſchmacks in Wälſchland war Petrarcha. Die alten Einwohner unſers Vaterlands kannten die Beredſamkeit nicht; wer würde ſie wohl unter den wilden Scythen, Celten, Gothen, Sachſen, Franken, Longobarden und Allemannen ſuchen? Der groſſe Karl erſt war es, der die deutſche Sprache verbeſſerte, Friedrich der Rothbart und Heinrich der VI. liebten die Dichtkunſt, der Habſpurgiſche Rudolph fieng an in Reichsgeſchäften die Mutterſprache zu brauchen, und Maximilian führte ſie in den Schriften ein, welche die Angelegenheiten des Reichs enthielten. **Rud. Agricola** und **Conrad Celtes** thaten ſich in dieſem Zeitpunkte hervor (*). Im ſechszehnten Jahrhunderte lebten die Verehrer der deutſchen Sprache **Ulrich von Hutten**, **D. Murner**, **Friedr. Riedrer**, **Caſpar Goldwurm**, und **Melanchton**. Es kamen auch bey **Anton Sorgen** in Augſpurg, **Morharten** zu Tübingen und **Egenolfen** zu Frankfurt deutſche Abhandlungen von der deutſchen Redekunſt heraus, welche meiſtens Formulare für die Sachwalter enthielten. Das ſiebenzehnte Jahrhundert theilte der dreiſſigjährige Krieg. Vor ihm thaten ſich **Joh. Rudolph Sattler** zu Baſel, **Martin Opitz von Boberfeld**, ein Schleſier, und **Auguſt Buchner**, Lehrer der Dichtkunſt in Wittenberg in den Werken des guten Geſchmacks hervor. Nach **Opitzens** und **Flemmings** Tode bemerkte man auſſer **Schotteln**, dem Sprachlehrer, nur einige Dichter, als: **Simon Dachen**, **Joh.**

Ri-

(*) S. Sen. Bruckers Ehrentempel und Lotters Rede in den Reden und Gedichten der Leipziger deutſchen Geſellſchaft.

Riſten, Tſcherningen, Andr. Gryphen, Schochen und Joh. Franken. Die Beredſamkeit ſchlief und auſſer Joh. Matth. Meyfart, öffentlichen Lehrer zu Erfurt und Rindermann war kein Redner bekannt. Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erwachten Lohenſtein, Eraſmus Franciſci, Puffendorf, Heinr. Ansh. von Ziegler, Fuchs, Caniz, Beſſer, Chriſtian Thomas und Chriſtian Weiſe. Lohenſtein und Weiſe haben unterdeſſen mehr zum Verderben, als zur Ausbreitung des guten Geſchmacks beygetragen. In jenem Geſchmacke haben Chriſtian Schröter und Joh. Chr. Männling, nach dieſem Muſter aber Hübner, Uhſe, Talander und Menantes; ärger aber noch, als alle, Weidling im Anfange dieſes Jahrhunderts geſchrieben. Beſſer ſind Gottfr. Polyk. Müller und Benjam. Neukirch, Königsdorf, und Nic. Hieron. Gundling. Dieſe gelehrte Geſchichte geht bis auf das 1720ſte Jahr, von welcher Zeit an unſer Vaterland in der philoſophiſchen, oratoriſchen und hiſtoriſchen Schreibart Meiſterſtücke aufzuweiſen hat. Des Freyherrn von Wolf gereinigte Weltweisheitslehre, die dadurch beförderte Art, natürlich zu denken, die zur Verbeſſerung des Geſchmacks und der Sitten aufgerichtete Wochenblätter und Geſellſchaften haben die Blühte der Beredſamkeit gewirket. Noch lebende Redner beurtheilen iſt Kühnheit, und nicht Pflicht (**). Die Nachkunft mag hierinn ihr Recht behalten.

§. 129.

Unter den Schriftſtellern von der Beredſamkeit verdienen verſchiedene angemerket zu werden. In der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache haben wir:

Ariſtotelis Rhetorica.

Franz. von *Caſſandre*, à la Haye. 1728. 8.

Schrader de ſententia et vſu Rhetoricorum Ariſtotelis. Helmſt. 1676. 4.

Cice-

(**) CICERO: In hoc ſermone noſtro ſtatui neminem eorum, qui viuerent, nominare, ne vos curioſius eliceretis ex me, quid de quoque iudicarem. Eos, qui iam ſunt mortui, nominabo.

Ciceronis Opera Rhetorica.
Quintiliani Inſtitutiones rhetoricae.
Longinus περι ὑψους.
Deutſch Dresden, 1739. 8.
Gesneri primae lineae artis Orat. Ien. 1745. 8.
Erneſti Initia rhetorica. Lipſ. 1750. 8.
Heineccii fundamenta ſtili cult. Lipſ. 1749. 8.
Demoſthenis Orationes.
Ciceronis Orationes.
Franz. Oraiſons de Demoſthene et de Ciceron par *d'Olivet*. Paris 1727. 8.
Sigonii Orationes VII. Ven. 1760. 4.
Mureti Orationes. Lipſ. 1750. 8.
Buchneri Orationes. Vit. 1669. 4.
Heinſii Orationes. Lugd. 1627. 8.
Kuhnii Opera Rhetorica. Arg. 4.
Heineccii Orationes.
Schwarzii Orationes.
Gesneri Orationes.
Erneſti Orationes.
Bergeri Orationes.
Funcii Orationes. Lemg. 1748. 8.
Schoepflini Panegyrici. Argent. 1742. fol.

§. 130.

In der Franzöſiſchen Sprache bemerken wir:
Rapin comparaiſon de Demoſthene et de Ciceron. Amſt. 1709. 8.
Lamy Rhetorique, ou l'art de parler. Paris 1715. 12. à la Haye 1725. Amſt. 1 17. 12.
Deutſch, Altenb. 1754 8.
Dialogues ſur l'eloquence par *Fenelon*, Paris 1718. 8.
Eſteve traité de la diction, Patis 1756. 12.
Principes pour la lecture des Orateurs. Paris 1754. 8. III. T.
Deutſch, Hamb. 1757. 8. III. Th.
(*Voltaire*) Connoiſſance des defauts et des beautés de l'eloquence et de la poeſie. Amſt. 8.
Eloquence du tems. Paris 1749. 12.
La Rhetorique ſelon les preceptes d'Ariſtote, de Ciceron et de Quintilien. Paris 1728. 8.

Reflexions ſur l'Eloquence.

Rollin Maniere d'enſeigner et d'étudier les belles lettres par raport à l'eſprit et au coeur. Paris 1755. IV. T.

Deutſch Frankfurt und Leipzig. 1750. IV. Th.

Maniere de bien penſer dans les ouvrages d'eſprit par le P. *Bouhours*.

Furetiere Nouvelle allegorique de la guerre dernierement arrivée dans le Royaume de l'eloquence.

le Faucheur traité de l'action de l'orateur, welchen einige dem berühmten *Conrard* zuſchreiben.

Méthode nouvelle pour bien animer un diſcours.

Diſcours et Memoires de *Patru*.

Diſcours et Memoires de *le Maitre*.

Diſcours et Memoires de *Gillet*.

Diſcours et Memoires de *Cochin*. Paris 1754. 4.

Oeuvres poſthumes de Mr. *de Glatigny*, contenant ſes harangues au palais, ſes diſcours academiques etc. Lyon 1757. 12.

Oeuvres de Mr. le Chancelier *d'Agueſſeau*.

Deutſch, des Herrn Kanzlers d'Agueſſeau Reden und andere Werke. Leipzig 1762. 8. II. Th.

Plaidoyers *d'Erard*.

Cauſes celebres de *Pitaval*, à la Haye. 1737. XVIII. T.

Deutſch, Stockholm 1747. 8.

Diſcours qui ont remporté le prix de l'Academie.

Deutſch, Hamb. 1751. 8.

d'Eſtrades Memoires et Negociations etc. Brux. 1709. V. T.

Sermons du *P. Bourdaloue*, Paris 1750. 12. XIV. T. Paris 1733. 12. XIV. T.

Deutſch, Dresden 1759. 8. und Prag 1760.

Sermons de *Flechier*. Paris 1711. 12. III. T.

Deutſch, Liegnitz 1755. 8. III. Th. und Augsburg 1758. VII. Th.

Sermons de *Ciceri*.

Deutſch, Augsburg 1763.

Sermons de *Segaud*.

Deutſch, Bamberg 1763.

Sermons de *la Rue*.

Deutſch Grätz 1758.

Sermons de *Boſſuet*.

Sermons de *Maſſillon*. Trevoux. 1723. 8. VI. T.
  Deutſch. Dresden 1753. 8. XIII. Th.
Sermons de *Superville*. Rotterd. 1726. 8. IV. T.
Sermons de *Lenfant*. Amſt. 1728. 8.
  Deutſch. Halle 1742. 8.
Sermons de *Beauſobre* Lauſ. 1744. 8. II. T.
Sermons de *Drelincourt*.
Sermons de *Saurin*, à la Haye 1730-1737. 8. IX. T.
  Deutſch. Leipzig 1750. 8. X. Th.
Sermons de *Coſte*, Amſt. 8.
  Deutſch, Leipzig 1755. 8.
P. Gisbert Eloquence chretienne.
  Deutſch, Augsburg 1759.

§. 131.

In der Engliſchen Sprache hat man:
Lawſon's Lectures concerning Oratory, Dublin 1759. 8.
Sermons by *Tillotſon*. Edinb. and Glasgow 1748. X. T.
  Deutſch. Helmſt. 1739. 8.
Sermons by *John Sharp*. Lond. 8. VII. T.
Sermons by *Stillingfleet*. Lond. 1696. 8. IV. T.
  Deutſch, Leipzig 1732. 4.
Sermons by *Sherlock*. Lond. 1700. 8.
Sermons by *Th. Sherlock* Lond. 1758. 8. IV. T.
Sermons by *Clark*. Lond. 1730. 8. X. T.
  Deutſch, Leipzig 1738. 8. X. Th.
Sermons by *Watt's*. Lond. 1725. 8. II. T.
  Deutſch, Gotha 1747. 8. IV. Th.
Sermons by *Foſter*. Lond. 1733. 8.
  Deutſch, Leipzig 1750. 8. V. Th.
Sermons by *Young*. Lond. 1720. 8. II. T.
Sermons by *South*.
Sermons by *Dodridge*.

§. 132.

In der deutſchen Sprache finden wir:
Gottſcheds ausführliche Redekunſt. Leipzig 1759. 8.
Gaichies Grundſätze zur geiſtlichen Beredſamkeit, aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1756.
Fabricii philoſophiſche Redekunſt. Leipzig 1739.

Hallbauers Anleitung zur politiſchen Beredſamkeit. Jena. 1736.

von Juſti Anweiſung zu einer guten deutſchen Schreibart.

Lindners Anweiſung zur guten Schreibart. Königsb. 1755. 8.

Baſedows Lehrbuch proſaiſcher und poetiſcher Wohlredenheit. Koppenhagen 1756. 8.

Baumeiſters Anfangsgründe der Redekunſt. Leipzig und Budiſſin 1765. 8.

P. Braun Anleitung zur deutſchen Redekunſt. München 1765.

Neue Sammlung von Staatsreden und Briefen. Helmſt. 1756. 8.

Gottſcheds geſammelte Reden. 1748.

Proben der Beredſamkeit von der Gottſchediſchen Rednergeſellſchaft. Leipzig 1738.

Neue Proben der Beredſamkeit von eben dieſer Geſellſchaft. Leipzig. 1749.

Tyrius philoſophiſche Reden, aus dem Griechiſchen, Berlin. 1764.

Heumanns verdeutſchte Reden Ciceronis. Eiſenach. 1735.

Baſedows Reden auf das Königl. Haus Dänemark.

Gärtners Sammlung einiger Reden, Braunſchweig 1761. 8.

P. Seedorfs Schriften.

P. Scheffmachers Schriften.

P. Neumayers Predigten.

P. März Predigten.

Bey den Proteſtanten haben ſich berühmt gemacht:

Mosheims heilige Reden. Hamb. 1757. 8. VI. Th.

Mosheims Reden bey auſſerordentlichen Fällen. Helmſt. 1750. 8.

Jeruſalems Predigten. Braunſchweig. 1752. 8. II. Th.

Schmidts heil. Reden. Leipzig. 1752. 8. IV. Th.

Chryſoſtomi Predigten und kleine Schriften überſetzt von Cramer. Leipzig 1748=1753. 8. X. Th.

Bulliers geiſtliche Reden, Frankfurt und Leipzig. 1750. 8.

Cramers Predigten. Koppenhagen. 1755. 8. II. Th.
Schlegels Predigten. Leipzig 1755. 8. II. Th.
Gieſekens Predigten. Hamb. 1760. 8.
Alberti Predigten. Hamb. 1762. 8.
von Akens heilige Reden.
Reinbecks Predigten.
Sacks Predigten.
Schuberts Predigten.
Rambachs Predigten.
Jacobi Predigten.
Ebelings Predigten.
Grundriß wohl und erbaulich zu predigen. Berlin. 1740. 8.
Theodor, oder die Kunſt zu predigen aus dem Engliſchen, Hannov. 1755. 8.

§. 133.

Die natürlichen Gaben ſind zwar der vornehmſte Grund der Beredſamkeit, doch dieſe und den Redner bilden erſt Kunſt und Regeln; jene theilen ihm Vortheile mit, welche durch dieſe gebeſſert werden (*). Gute Muſter haben erſt den Weg zu ſolchen Regeln gebahnet (**), und dieſe weichen auch itzt noch den Wirkungen der Beyſpiele (*). Die beſte Lehrart iſt, wenn die Regeln der Redekunſt mit dem Leſen guter Reden und der

(*) CIC. *de Orat. L. II. n.* 232. Ego in his praeceptis hanc vim et hanc vtilitatem eſſe arbitror, non vt ad reperiendum quid dicamus arte ducamur, ſed ea, quae natura, quae ſtudio, quae exercitatione conſequimur, aut recta eſſe confidamus, aut praua intelligamus: cum quo referenda ſint didicerimus.

(**) CIC. *de Orat. Lib. I. n.* 146. Ego hanc vim intelligo eſſe in praeceptis omnibus, non vt ea ſecuti oratores eloquentiae laudem ſint adepti; ſed quae ſua ſponte homines eloquentes facerent, ea quosdam obſeruaſſe, adque id egiſſe. Sic eſſe non eloquentiam ex artificio, ſed artificium ex eloquentia natum.

(*) QVINTILIANVS *Lib. II. cap.* 5. In omnibus fere minus valent praecepta, quam experimenta.

der eigenen Ausarbeitung verknüpfet werden. Verſchiedene Eigenſchaften machen den geſchickten Redner aus; die Gelehrſamkeit, die Einſicht in den Verſtand und Willen des Menſchen, die gute Vernunſt, die Sittenlehre (**), Tugend und Weisheit (*), Redlichkeit (**), Scharfſinnigkeit, eine ſtarke Einbildungskraft, ein lebhafter Witz, ein getreues Gedächtniß und ein unerſchrockenes Gemüth. Die wohlgebildete Geſtalt, die laute und anmuthige Stimme, die zierliche Ausſprache, die lebhafte Erhebung und Senkung des Tones und die männliche und ernſthafte Stellung des Leibes ſind Eigenſchaften, deren Mangel zwar den Namen eines guten Redners nicht hindert, deren Beſitz aber ſeine Vollkommenheiten mehret (*). Die Verbindung derſelben machet ihn zum geſchickteſten Redner und zum Meiſter über das menſchliche Herz (**). Frühe muß der Jüngling darzu gebildet werden, denn ihn erwarten Pflichten, die ſchon in dem Zeitalter ſeiner Wiege anfangen. Als Kind darf er nicht mit verſtümmelten und abgebrochenen

P 4 Wor-

(**) CIC. *Brut. c. 6.* Dicere bene nemo poteſt, niſi qui prudenter intelligit: quare qui eloquent ae verae dat operam, dat prudentiae. *Orat. ad Brut. cap. 3.* Fateor me oratorem, ſi modo ſim, aut etiam quicumque ſim, non ex rhetorum officinis, ſed ex academiae ſpatiis exſtitiſſe - - - Poſitum ſit igitur inprimis, quod poſt magis intelligetur; ſine philoſophia non poſſe effici, quem quaerimus, eloquentem.

(*) CIC. Sit igitur orator vir talis, qualis vere ſapiens appellari poſſit; nec moribus modo perfectus, ſed etiam ſcientia, et omni facultate dicendi.

(**) QVINTILIAN. *Inſtit. Orat. L. XI cap. 1.* Sit ergo nobis orator, quem inſtituimus, is, qui a M. Cicerone finitur, vir bonus, dicendi peritus - - - Longius tendit hoc iudicium meum. Neque enim tantum id dico, eum, qui ſit orator, virum bonum eſſe oportere: ſed ne futurum quidem oratorem, niſi virum bonum.

(*) CICERO *ad Brut.* Neque enim refert videre, quid dicendum ſit, niſi id queas ſolute et ſuauiter dicere. Ne id quidem ſatis eſt, niſi id, quod dicitur, ſit voce, vultu, motuque conditius.

(**) VIRG. *Aen. L. I.*

Tum pietate grauem ac meritis, ſic forte virum quem
Conſpexere, ſilent, arrectisque auribus adſtant
Ille regit dictis animos et pectora mulcet.

Worten ſprechen (*), und als Knab ſich im Leſen nichts ſingendes, ſtöhnendes oder ſtammelndes angewöhnen (**). Die lateiniſche und die Mutterſprache müſſen ihm frühzeitig und gleich nach einander beygebracht (*), er aber ſelbſt nicht eher zur eigenen Ausarbeitung gelaſſen werden, bis er den nöthigen Vorſchmack der Weltweisheit gekoſtet (**). Alsdann mache ſich der Jüngling die Regeln der Redekunſt bekannt, er übe ſich im Schreiben, Ueberſetzen, eigenen Ausarbeiten und Rede (*). Er leſe die Redner des Alterthums und ſeines Zeitpunktes. Er höre die ausländiſchen und einheimiſchen, er merke alles an ihnen, was Lob oder Tadel verdien t. Dadurch wird er ſich den wahren Geſchmack der Beredſamkeit beybringen, die Schreibart verbeſſern und auch die äuſ-

(*) QVINT. *L.* I. *c.* I. Has primum audiet puer, harum verba effingere imitando conabitur - - - - Et haec ipſa magis pertinaciter haerent, quae deteriora ſunt. Nam bona facile mutantur in peius. nunc, quando mala in bonum verteris? Non aſſueſcat ergo, ne, dum infans quidem eſt, ſermoni, qui dediſcendus eſt.

(**) QVINT. *L. I. c.* I. Non alienum fuerit exigere ab his aetatibus, quo ſit abſolutius os, et expreſſior ſermo, vt nomina quaedam verſusque affectatae difficultatis, ex plurimis aſperrime coeuntibus inter ſe ſyllabis catenatos et velut confragoſos, quam citiſſime voluant.

(*) QVINT. *L. I. c.* I. Non longe itaque latina ſubſequi debent, et cito pariter ire. Ita fiet, vt quum aequali cura linguam vtramque tueri coeperimus, neutra alteri officiat.

(**) CIC. *Or. c.* 16. 34. Neque vero dialecticis modo ſit inſtructus (orator) ſed habeat omnes philoſophiae notos et tractatos locos. Nihil enim de religione, nihil de morte, nihil de pietate, nihil de caritate patriae, nihil de bonis rebus aut malis, nihil de virtutibus et vitiis, nihil de officio etc. nihil inquam ſine ea ſcientia, quam dixi, grauiter, ample et copioſe dici et explicari poteſt.

(*) QVINTIL. *L. X. c.* 7. Stilus enim intermiſſione paullum admodum de celeritate deperdit: promtum hoc, et in expedito poſitum, exercitatione continetur. Hac vti, ſic optimum eſt, vt quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum ſimus iudicio ſolliciti.

äuſſerliche Wohlredenheit nähren. Er wird in ſeinen eigenen Reden Stärke und Anmuth fühlen, deren Inhalt mager und deren Witz trocken ſeyn würde, wenn er ſie nach abgeſonderten Regeln gelernet hätte (**). Kurze, deutliche und richtige Regeln, welche geſchickte Anmerkungen erklären und gute Beyſpiele bekräftigen, ſind die beſten Lehrmeiſter. Gute Muſter zeugen eine groſſe und edle Nacheiferung. Wir haben dem Beyſpiele des Hortenſius ſeinen Schüler Cicero, und dieſem Muſter ſeinen Nachahmer Brutus zu danken (*).

§. 134.

Ein geſchickter Redner brauchet eine gute Erfindungskraft, eine gute Anordnung der erfundenen Sätze, die Ausarbeitung oder die Schreibart, ein gutes Gedächtniß und einen guten Vortrag (*). Die Alten erfoderten dieſe fünf Stücke in allen Reden, welche letztern ſie in erweiſende, rathſchlagende und gerichtliche theilten (**). In allen dieſen Gattungen der Reden ſind die allgemeinen Regeln der Redekunſt einerley. Alle erfodern einen Hauptſatz, Eingang, Erklärung, Beweisgründe, Beantwortung der Einwürfe, Erläuterung, Bewegungsgründe und den Beſchluß (*). Hieraus entſtehen die Theile, mit welchen

(**) QVINTIL. *prooem. Lib. I.* His omnibus admiſcebitur dicendi ratio - - - quae alere facundiam, vires augere eloquentiae poſſit. Nam plerumque nudae illae artes, nimia ſubtilitatis affectatione frangunt atque concidunt quicquid eſt in oratione generoſius et omnem ſuccum ingenii bibunt et oſſa detegunt.

(*) CIC. *in Bruto c. 92.* Duo tum excellebant, qui me imitandi cupiditate incitarent, Cotta, et Hortenſius.

(*) *Auct. libr. rhet. ad Herennium L. 1. c. 2.* Oportet igitur eſſe in oratore inuentionem, diſpoſitionem, elocutionem, memoriam et pronunciationem. CIC. *de Inuent. Lib I c 7.*

(**) CIC. *de inuent. L. I. c. 5.* Ariſtoteles autem, qui huic arti plurima adiumenta atque ornamenta ſubminiſtrauit, tribus in generibus rerum verſari rhetoris officium putauit, demonſtratiuo, deliberatiuo, iudiciali.

(*) CIC. *de inu. L. I. c. 14* Hae partes ſex eſſe nobis omnino videntur: exordium, narratio, partitio, confirmatio, reprehenſio, concluſio. *c. 53.* Concluſio eſt exitus et determinatio totius orationis. Haec habet partes tres, enumerationem, indignationem, et conqueſtionem.

chen ſich die Erfindung, als die erſte Pflicht eines Redners beſchäftiget, als Eingänge, Erklärungen, Beweisgründe, Widerlegungen, Erläuterungen, Bewegungsgründe und der Beſchluß. Die Hauptſätze ſelbſt müſſen ungekünſtelt und nicht zu allegoriſch und ſchematiſch ſeyn (**). Gemäſſigte Gleichniſſe ſind ein Schmuck der Rede, aber ſie zum Ganzen derſelben machen, iſt ungereimt (*). Die Hauptſätze ſind entweder einfach oder zuſammengeſetzet. Indeſſen ſind nur folgende Arten der Eintheilungen regelmäſſig: 1) wenn das Subject, als ein Begriff einer Gattung vielerley Arten unter ſich begreift, von welchen das Prädicat auch gilt. 2) Wenn das Prädicat viele Arten unter ſich hat, die dem Subjecte alle zugeeignet werden. 3) Wenn das Subject ein Ganzes iſt, welches viele verſchiedene Theile unter ſich begreift. 4) Wenn das Prädicat von dieſer Beſchaffenheit iſt. Bey dieſen Eintheilungen ſind folgende Regeln zu merken: 1) Die Abtheilung muß vollſtändig ſeyn und alle Arten einer Gattung oder alle Theile eines Ganzen in ſich begreifen. 2) Man muß in der Erzählung der Theile oder Arten eine Gleichheit beobachten, ſo daß man nicht gröſſere und kleinere zugleich nebeneinander ſetze. 3) Man muß der Theile nicht zu viel machen, weil ſie ſonſt dem Gedächtniſſe zur Laſt werden möchten, da ſie ihm zur Erleichterung dienen ſollten.

§. 135.

(**) QVINTILIAN. *prooem. L. VII.* Similiter illa translucida, et verſicolor quorundam elocutio, res ipſas effeminat, quae illo verborum habitu veſtiuntur. Curam ergo verborum rerum volo eſſe ſollicitudinem. Nam plerumque optima rebus cohaerent, et cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa; tamquam lateant ſemper ſeque ſubducant. Ita numquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis petimus, et inuentis vim afferimus.

(*) QVINTILIAN. *prooem. L. VII.* Maiore animo aggredienda eſt eloquentia; quae ſi toto corpore valet, vngues polire, et capillum reponere non putabit ad curam ſuam pertinere. Sed euenit plerumque, vt hac diligentia deterior etiam fiat oratio, primum, quia ſunt optima, minime accerſita et ſimplicibus, atque ab ipſa natura profectis ſimilia.

§. 135.

Wenn der Redner mit ſeinem Hauptſatze fertig iſt: ſo kann er den Eingang zu demſelben erdenken. Dieſer iſt eine kurze Rede, dadurch der Zuhörer zu der folgenden Abhandlung des Hauptſatzes vorbereitet wird (*). Er ſoll den Redner angenehm, den Zuhörer aber aufmerkſam machen und die Sache ſelbſt als merkwürdig vorſtellen. Ein jeder Redner muß ſeine Zuhörer ſowohl, als die Materie, davon er handeln will, kennen (**), und dabey für die Empfehlung ſeiner eigenen Perſon beſorgt ſeyn (*). Der Eingang ſelbſt muß ganz ungezwungen und natürlich ſich zur Rede ſchicken, er muß nicht gemein ſeyn, ſondern neu ſcheinen, er muß nicht mit dem Eingange einer andern Rede vertauſchet werden können; veſt mit ſeiner Materie verbunden muß er nicht zu lang ſeyn und die Abſichten des Redners unterſtützen (**). Nur der ſtarken Gemüthsbewegung eines Redners iſt es zuweilen erlaubt, den Eingang ganz zu vergeſſen und das, was ihm jene eingiebt, mit Gewalt herauszuſtoſſen.

§. 136.

Unſere Erklärungen hieſſen bey den Alten Erzählungen. Unſere lehrenden Reden, worinn wir Hauptſätze von allgemeinen Begriffen abfaſſen, waren ihnen unbekannt; die ihrigen hatten faſt alle nur einzelne Dinge zum Gegenſtande.

(*) CICERO *de Inv. L. I. c.* 15. Exordium eſt oratio animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem.

(**) QVINT. *L. IV. c.* 1. Genera porro cauſarum plurimi quinque fecerunt: honeſtum, humile, dubium, vel anceps, admirabile et obſcurum.

(*) QVINT. *L. IV. c.* 1. Inde illa veterum circa occultandam eloquentiam ſimulatio, multum ab hac noſtrorum tempore iactatione diuerſa.

(**) CIC. *Inuent. L. I. c.* 18. Exordium ſententiarum et grauitatis plurimum debet habere, et omnino omnia, quae pertinent ad dignitatem in ſe continere; propterea, quod id optime faciendum eſt, quod oratorem auditori maxime commendat: ſplendoris et feſtiuitatis et concinnitudinis minimum; propterea, quod ex his ſuſpicio quaedam apparitionis, atque artificioſae diligentiae naſcitur, quae maxime orationi fidem, oratori adimit auctoritatem.

ſtande. Unſere Erklärungen ſind entweder dogmatiſch oder hiſtoriſch. Durch jene werden gewiſſe dunkle Wörter und Sachen deutlich gemacht; durch dieſe aber gewiſſe Begebenheiten oder Eigenſchaften beſchrieben. Beide bringen dem Zuhörer einen rechten Begriff von dem Hauptſatze bey. Solche Erklärungen ſind nöthig; ſie überreden den Zuhörer von einem Satze, den er noch nicht recht verſteht, und erleichtern dem Redner den Beweis. Von den hiſtoriſchen Erzählungen werden drey Eigenſchaften gefodert. Sie müſſen kurz, deutlich und wahrſcheinlich ſeyn (*). Beides, Satz und Ausdruck muß kurz ſeyn, und weder Worte noch Sachen verſchwendet werden (**). Doch ſey die Kürze niemals der vollkommenen Kenntniß der Sache ſchädlich, noch dem unentbehrlichen Begriffe der folgenden Beweiſe nachtheilig (*). Die Deutlichkeit herrſche in der Schreibart, noch mehr aber in der Ordnung und Folge der Sachen. Ein richtiges Augenmerk der Natur der Sachen wird die Erklärung wahrſcheinlich machen (**). Die Wahrheit wird auch hier ungegründete Erdichtungen beſiegen (*), obgleich dieſe Wahrheit niemals wider

(*) CICERO *Inu.* *L.I.c.*20. Oportet igitur eam tres habere res, vt breuis, vt aperta, vt probabilis ſit. Breuis erit, ſi vnde neceſſe eſt inde initium ſumetur, et non ab vltimo repetetur; et ſi, cuius rei ſatis erit ſummum dixiſſe, eius partes non dicentur.

(**) CIC, *de Inu. L. I. c.* 20. Nam plerisque breuiter dicere videtur, qui ita dicit: acceſſi ad aedes; puerum euocaui: reſpondit: quaeſiui dominum: domi negauit eſſe. Hic, tametſi tot res breuius non potuit dicere; tamen, quia ſatis fuit dixiſſe; domi negauit eſſe; ſit rerum multitudine longius.

(*) CIC. *de Inu. L. I.c.* 20. Non minus autem cauenda erit, quae nimium corripientes omnia ſequitur, obſcuritas; ſatiusque eſt aliquid orationi ſupereſſe, quam deeſſe. Nam ſuperuacua cum taedio dicuntur, neceſſaria cum periculo ſubtrahuntur. Quare vitanda etiam illa Salluſtiana breuitas et abruptum ſermonis genus.

(**) QVINT. *L. IV. c.* 2. Aliqua enim naturaliter ſequuntur et cohaerent, vt ſi bene priora narraueris, iudex (auditor) ipſe, quod poſtea ſis narraturus, exſpectet. Ne illud quidem fuerit inutile, ſemina quaedam probationum ſpargere.

(*) QVINT. *L. IV. c.* 2. Aliquando ſi deſtituti fuerimus his, etiam fatebimur vix eſſe credibile; ſed verum, et hoc

der die Abſichten des Redners ſtreiten darf (**). Es iſt auch dem Redner vergönnt in den Erzählungen ſchon den Zuhörer in Bewegung zu ſetzen, jedoch muß dieſes nur im Vorbeygehen geſchehen (*). Die dogmatiſchen Erklärungen werden zwar ſchon aus der Vernunftlehre gelernet. Doch verfährt der Redner hierinn anders Er ſagt die weſentlichen Merkmale einer Sache nach und nach und auf verſchiedene Art, er enthält ſich aber dabey aller unnützen Umſchweife (**). Er hält dem Zuhörer die Sache auf allen ihren Seiten vor (*). Er ſtellet ſie in verſchiedene Geſichtspuncte, aus deren jedem man ſie in ihrem völligen Lichte erblicket. Er malet ſie dem Zuhörer auf der vortheilhaften Seite, und dieſer kann von ihm nichts mehr, als die Wahrheit der Eigenſchaften fodern. Die Quellen ſolcher Erklärungen ſind die Gelehrſamkeit, die Erfahrung und eigenes Nachdenken, auſſer dieſen kennet ein guter Reder keine andere. Reallexica und dergleichen verhaßte Schatzkammern ſind für ihn ein entehrender Schimpf; er bringt, wie ein Seidenwurm, die koſtbarſten Fäden aus ſeinem eigenen Eingeweide hervor; alsdann klingt alles, was er ſagt, gewiſſer und freyer. Er unterſteht ſich nicht von Dingen zu reden, die er ſelbſt erſt

magis agendum ſcelus (aut virtutem): neſcire nos quomodo factum ſit, aut quare? mirari! ſed probaturos.

(**) QVINT. *L. IV. c.* 2. Superuacuam eſſe narrationem, quam iudex nouerit, ſi non modo factum quid ſit ſciet; ſed ita factum etiam, vt nobis expedit, opinabitur. Neque enim narratio in hoc reperta eſt, vt tantum cognoſcat iudex; ſed aliquando magis, vt conſentiat.

(*) QVINT. *L. IV.* Quo magis miror eos, qui non putant in narratione eſſe vtendum affectibus. Qui, ſi hoc dicunt, non diu, nec vt in epilogo, mecum ſentiunt. Effugiendae enim ſunt morae. Ceterum, eccur ego iudicem nolim, cum eum doceo, etiam moueri?

(**) CIC. *Orat.* c 33 Erit igitur haec facultas in eo, quem volumus eſſe eloquentem, vt definire rem poſſit; neque id faciat tam preſſe et tam anguſte, quam in illis eruditiſſimis diſputationibus fieri ſolet: ſed eum explanatius, tum etiam vberius, et ad commune iudicium, popularemque intelligentiam accommodatius.

(*) Derjenige, welcher nur in vielen und gleichgültigen Redensarten die Schönheit einer oratoriſchen Erklärung ſuchet, verfällt in den Fehler, den man Tavtologie nennt.

erſt lernen muß (*) und hält die Gelehrſamkeit für ſeine nothwendigſte Eigenſchaft. Ein geiſtlicher Redner hält auch dieſe für ſeine Pflicht (**).

§. 137.

Die Abhandlung von den Gründen und Beweiſen iſt der nothwendigſte und unentbehrlichſte Theil der Redekunſt; er iſt der Grund derſelben, worauf ſich faſt alle ihre andern Theile beziehen (*). Der Redner ſoll vergnügen und rühren, allein er muß noch zuvor unterrichten und überführen. Hierzu braucht er Gründe und Beweiſe (**). Dieſe geben der ganzen Abhandlung ihr Gewicht und kommen gleich nach der Erzählung (*). Die Alten hatten ihre loca, oder Claſſen und Fächer der Beweisgründe (**). Heut zu Tage ſetzet die Vernunftlehre zum voraus, daß ein jeder Satz bewieſen werden könne, der nicht ein identiſcher

(*) HORAT.

Sumite materiam, veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

(**) Von den Erklärungen in geiſtlichen Reden ſehe man des verſtorbenen Probſtes Reinbeck herausgegebene Lehrart nach.

(*) QVINT. *Lib. V. c.* 8. Cetera, quae continuo orationis tractu magis decurrunt, in auxilium atque ornamentum argumentorum comparantur, neruisque illis, quibus cauſſa continetur, adiiciunt ſuperinducti corporis ſpeciem.

(**) QVINT. *Lib. V. c.* 8. Nec abnuerim, eſſe aliquid in delectatione, multum vero in commouendis affectibus. Sed haec ipſa plus valent, quum ſe didiciſſe iudex putat: quod conſequi niſi argumentatione, aliaque omni fide rerum, non poſſumus.

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 3. Ordine ipſo narrationem ſequitur confirmatio: nihil enim tam eſt conſequens, quam narrationi probatio -- Iudex (auditor) enim feſtinat ad probationem, et quam primum certus eſſe ſententiae cupit. Praeterea cauendum eſt, ne ipſa expoſitio euaneſcat, auerſis in aliud animis.

(**) Cicero erkläret die Topica durch diſciplinam inueniendorum argumentorum; und *cap. 2. Topic. ad Trebatium* ſpricht er: Itaque licet definire, Locum eſſe argumenti ſedem, argumentum autem rationem, quae rei dubiae faciat fidem.

ſcher Satz oder ein Grundſatz iſt (*). Ein Beweis iſt alſo eine Rede, welche durch Anführung eines Grundes die Wahrheit eines Satzes behauptet (**). In hiſtoriſchen Sätzen iſt dahero die Quelle der Beweisgründe die Geſchichte (*), die der Redner kennen muß (**). In dogmatiſchen Hauptſätzen iſt es die rechte Einſicht in den Hauptſatz ſelbſt. Die dogmatiſchen Hauptſätze ſind entweder theoretiſch oder praktiſch. Jene handeln von Dingen, die man bloß für wahr halten ſoll; dieſe von Sachen, welche man thun und ausüben muß. Jene nehmen ihre Beweisgründe aus der Natur der Sache und der gründlichen Einſicht in dieſelbe; dieſe leiten die Beweiſe aus den allgemeinen Bewegungsgründen des menſchlichen Willens. Die Beweisgründe können noch ferner in Anſehung des Hauptſatzes unterſchieden werden; je nachdem dieſer augenſcheinlich erwieſen werden kann, oder nur wahrſcheinlich iſt. In jenem Falle finden wir ganz dringende, unumſtößliche und demonſtrative; in dieſem aber nur wahrſcheinliche Beweiſe. Ein guter Redner bedienet ſich derjenigen, welche die Klugheit ſeiner Wahl für die beſten erkennet (*) Was alſo unmöglich anders ſeyn kann, iſt ein nothwendig dringender; was aber insgemein zu ſeyn pflegt, ein wahrſchein-

(*) S. Gottſcheds erſte Gründe der geſammten Weltweisheit. 1. Th. *V.* Hauptſt. *p.* 133-146 und 1. Th. *VI.* Hauptſt. *p.* 147-153.

(**) QVINT. *L. V. prooem.* Denique ex quinque, quas iudicialis materiae fecimus, partibus, quaecumque alia poteſt aliquando neceſſaria cauſſae non eſſe: lis nulla eſt, cui probatione opus non ſit.

(*) CIC. *de Inu. L. I. c.* 24. Ac perſonis has res attributas putamus: nomen, naturam, victum, fortunam, habitum, affectionem, ſtudia, conſilia, facta, caſus, orationes. S. Gottſcheds Vorrede zu Flechiers Lob- und Trauerreden, wo er vom Dionyſius von Halikarnaß in dieſem Stücke geurtheilet hat.

(**) CIC. *de Inu. L. I. c.* 24. Confirmatio eſt, per quam argumentando noſtrae cauſſae fidem et auctoritatem, et firmamentum adiungit oratio.

(*) CIC. *de Inu. L. I. c.* 29. Omnis autem argumentatio -- aut probabilis, aut neceſſaria debebit eſſe. Neceſſarie demonſtrantur ea, quae aliter, ac dicuntur, nec fieri, nec probari

ſcheinlicher Beweis (*). Die Regel heiſt uns hier jeden Grund, den man von einem Satze angiebt, nach der Vernunftlehre prüfen, und beobachten, ob er eine richtige Folge in einer Schlußrede behauptet? Dieſe Regel fodert deswegen nicht einen ſyllogiſtiſchen Vortrag des Satzes, ſondern ſie verwirft dieſen nur alsdann, wenn er dieſe Probe nicht hält. Die Alten theilten den Beweis in den Aehnlichkeitsſchluß und den Vernunftſchluß (**). Jener ſtützet ſich auf den ſichern Grundſatz: in ähnlichen Fällen haben ähnliche Dinge ſtatt. Der Vernunftſchluß hingegen bringt den Satz in eine ordentliche Schlußrede. Zu einem Beweiſe werden eigentlich drey Sätze des Vernunftſchluſſes erfodert (*). Unter den Beweiſen giebt es ſtarke und überzeugende (**), deren jeder beſonders gezeiget werden muß; ſchwächere und geringere, welche die Stärke

poſſunt. Probabile autem eſt id, quod fere fieri ſolet, aut quod in opinione poſitum eſt; aut quod habet in ſe ad haec quandam ſimilitudinem.

(*) QVINT. *L.V.c.* 10. Ἀποδειξις eſt euidens probatio; ideoque apud Geometras γραμμικα Ἀποδειξεις dicuntur -- Quidam ineſſe epicheremati apodixin putant, et eſſe partem eius confirmantem. Vtrumque autem, quamquam diuerſi auctores eodem modo finiunt, vt ſit ratio, per ea quae certa ſunt, fidem dubiis afferens: quae natura eſt omnium argumentorum: neque enim certa incertis declarantur.

(**) In inductionem und ratiocinationem. Vid. CICERO *de Inu. L. I. c.*31.

(*) QVINT. *L. V.cap.* 14. Mihi et plurimis nihilominus auctoribus tres ſummum videntur. Nam ita ſe habet natura, vt ſit, de quo quaeratur, et per quod probatur: tertium adiici poteſt, velut ex conſenſu duorum antecedentium. Ita erit prima intentio, ſecunda aſſumtio, tertia connexio. Nam confirmatio primae, ac ſecundae partis exornatio, eisdem cedere poſſunt, quibus ſubiiciuntur.

(**) QVINT. *Lib. V. c.* 12. Singula leuia ſunt et communia, vniuerſa vero nocent, etiamſi non vt fulmine, tamen vt grandine.

Stärke durch die Anzahl erſetzen (*). Ein guter Redner hält ſich nicht lange bey Dingen auf, welche ſeine anhaltende Aufmerkſamkeit nicht verdienen (**). Die Ordnung und Setzung der Beweiſe iſt ſeine vorzüglichſte Wiſſenſchaft, damit ſich die Rede nicht mit geringen und ſchwachen Urſachen endige (*). Dieſe geſchickte Verbindung der Beweiſe trägt auch ſehr vieles zur Deutlichkeit und Zierde einer Rede bey (**). Eine natürliche Vereinigung verſchiedener Gründe zeuget den Ruhm des Redners (*). Dies nennet man gemeiniglich die Erweiterung und hierinnen iſt Cicero hauptſächlich glücklich; doch muß man ſich damit nicht zur Unzeit aufhalten, und vielen ſcheint ſelbſt dieſer groſſe Cicero dieſes Fehlers verdächtig.

§. 138.

Wenn ein Redner ſeinen Satz mit guten Beweisgründen beſtätiget hat: ſo hat er zwar die wichtigſte Pflicht eines Redners erfüllet; indeſſen iſt ſein Sieg noch nicht vollkommen. Zur Ueberredung muß er noch die Widerlegung der entgegengeſetzten Meinung und die Beantwortung

(*) QVINT. *Lib. V. c.* 12. Firmiſſimis argumentorum ſingulis inſtandum, infirmiora congreganda ſunt: quia illa per ſe fortiora non oportet circumſtantibus obſcurare, vt qualia ſunt appareant; haec imbecilla natura, mutuo auxilio ſuſtinentur. Itaque ſi non poſſunt valere, quia magna ſunt, valebunt, quia multa ſunt.

(**) QVINT. *Lib. V. c.* 12. Nec tamen omnibus ſemper, quae inuenerimus, argumentis onerandus eſt iudex: quia et taedium afferunt et fidem detrahunt.

(*) CICERO *in P. O. n.* 15. Semperne ordinem collocandi, quem volumus tenere poſſumus? Non ſane. Nam auditorum aures moderantur oratori prudenti et prouido et quod reſpuunt, immutandum eſt.

(**) QVINT. *Lib. VII. c. vlt.* Ita res diuerſae diſtantibus ex locis, quaſi inuicem ignotae, non collidentur, ſed aliqua ſocietate cum prioribus ac ſequentibus ſe copulaque tenebunt --- Ita vt corpus ſit, non membra --- Ac videbitur non ſolum compoſita oratio, ſed etiam continua.

(*) QVINT. *L. V. c.* 12. Quaedam argumenta ponere ſatis non eſt: adiuuanda ſunt.

tung der Einwürfe, welche man wider den Hauptſatz oder wider die Beweisgründe des Redners machen könnte, anwenden (**) Dieſe zu errathen iſt die ſchwerſte Kunſt. Die Vernunftlehre giebt uns die beſten Regeln dazu (*). Ueberall aber muß der Redner ſich durch Unpartheylichkeit und Liebe zur Wahrheit glaubwürdig zu machen ſuchen. Er muß alſo ein guter Kenner der Vernunftlehre ſeyn (**). Eine Pflicht, welche die Alten ihren Schülern ſchon einſchärften (*). Von der Erfindung der Beantwortungen hat Cicero weitläufig gehandelt (**).

§. 139.

Die Erläuterungen ſtehen nicht unter den Regeln der Alten; ſie haben dieſelben unter den wahrſcheinlichen Beweisgründen oder unter den Erweiterungen verſtanden (*). Wenn die Erweiterung nur zur Verlängerung einer Rede

(**) QVINT. *L. V. prooem.* Plures vero --- hoc tamen proprium atque praecipuum crederent opus, ſua confirmare et quae ex aduerſo proponerentur refutare *c.* 13. Refutatio dupliciter accipi poteſt. Nam et pars defenſoris tota eſt poſita in refutatione --- et haec eſt proprie, cui in cauſſis quartus aſſignetur locus.

(*) QVINT. *L. V. c.* 7. Ita huiusmodi teſtis multa de anteactis, multa de inſecutis, loco, tempore, perſona, ceteris eſt interrogandus, vt in aliquod reſponſum incidat, poſt quod illi vel fateri quae volumus neceſſe ſit, vel iis quae iam dixerit, repugnare.

(**) CIC. *de Inu. L. I. c.* 42. Omnis argumentatio reprehenditur, ſi aut ex iis, quae ſumta ſunt, non conceditur aliquod vnum, pluraue; aut his conceſſis, complexio ex his confici negatur, aut ſi genus ipſum argumentationis vitioſum oſtenditur, aut ſi contra firmam argumentationem, alia aeque firma, aut firmior ponitur.

(*) CIC *ad Brut cap.* 3. Fateor me oratorem, ſi modo ſim, aut qualiscumque fuerim, non ex rhetorum officinis, ſed ex academiae ſpatiis exſtitiſſe.

(**) CIC. *de Inu. L. I. c.* 42 52.

(*) Das erſte kann man von dem ſimili, contrario und exemplo ſagen, als welche unter den topiſchen Fächern der Beweisgründe eigene Claſſen ausmachen; das andere aber kann von den meiſten übrigen geſaget werden.

Rede oder eines Satzes dienet: ſo iſt ſie verdächtig. Die Erläuterung zieret die Ausführung einer Rede und macht zu gleicher Zeit dem Zuhörer die Sache begreiflicher und wahrſcheinlicher. Man rechnet hierzu Gleichniſſe, Zeugniſſe, Beyſpiele, ähnliche Fälle, Widerſpiele, gute Einfälle, Lehrſprüche, u. d. gl. (**). Ein Gleichniß iſt eine der Materie des Redners ähnliche Sache, Perſon, That oder Begebenheit, welche dieſelbige ins Licht ſetzen, oder wahrſcheinlicher machen, erheben oder erniedrigen ſoll. Es erfodert einen guten Witz und muß die Abſichten des Redners unterſtützen. Alte und oft gebrauchte Gleichniſſe ſind Kennzeichen der Armuth an Witze (*). Zeugniſſe ſind Ausſprüche anderer Leute, welche die von dem Redner vorgetragene Wahrheit enthalten. Ein guter Redner bedienet ſich zu ſeinen Zeugniſſen keines Schriftſtellers, welcher unbekannt oder verächtlich iſt; er ſchmückt auch nicht jeden Satz mit ſolchen aus. Gemeine Wahrheiten bedörfen keines fremden Beyfalles, man glaubet ſie auch ohne Zeugniß. Es iſt dem Redner auch die Ueberſetzung der Zeugniſſe in die Sprache, worinn er redet, erlaubt und vortheilhaft. Die dritte und nützlichſte Art der Erläuterungen ſind die Beyſpiele. Sie enthalten eine ähnliche Begebenheit, die der Redner zum Behufe ſeines abzuhandelnden Satzes anführet. Sie ſind eine Art von Beweiſen, die den Zuhörer von der Möglichkeit der Sache überführen. Ein guter Redner bedienet ſich derſelben mäſſig und holet ſie weder aus allzubekannten Geſchichten, noch aus Kleinigkeiten her (**). Die

(**) Im Lateiniſchen nennet man ſie: comparata, teſtimonia, exempla, ſimilia, contraria, meditationes, ſententias und locos communes.

(*) ARISTOT. Τα κοινα καινως, τα καινα κοινως.

(**) Das war der Fehler jenes Redners, den MARTIAL. *L. VI. Epig. 19.* auslachete:

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis eſt mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abeſſe furto,
Hoc iudex tibi poſtulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,

vierte Art der Erläuterungen ſind die ähnlichen Fälle. Sie haben eine groſſe Verwandſchaft mit den Beyſpielen. Sie ſind Begebenheiten von einer ganz andern, doch ähnlichen Beſchaffenheit. Das Widerſpiel iſt eine ganz widrige Begebenheit oder Lehrſatz deſſen, was der Redner behauptet. Die guten Einfälle, welche die Franzoſen penſées nennen, kann man nicht leicht recht beſchreiben. Noch ſchwerer iſt es, einem Anfänger Regeln zu geben, wie er ſie erfinden ſolle. Es kömmt dabey faſt bloß auf das Genie an (*). Hier äuſſert ſich der Geſchmack des Redners auf das merklichſte. Eine gute Urtheilskraft lehrt ihn ſeine Einfälle prüfen (**). Die Wahrheit iſt die Seele ſolcher ſinnreicher Gedanken. Ein ausſchweifender Witz reimet alles zuſammen, aber eine geſunde Vernunft mäſſiget die Einbildungskraft. Die wahre Schönheit beſteht nicht in bloſſen Wortſpielen und froſtigen Gegenſätzen. Kindiſche Zweydeutigkeiten ſind für keinen männlichen Redner. Auch das wahre Sinnreiche wendet dieſer mäſſig an. Die letzte Art der Erläuterungen ſind die Lehrſprüche oder Grundſätze der Weisheit und Klugheit. Ein ſolcher Lehrſpruch iſt ein gewiſſer allgemeiner Grundſatz, der bald eine theoretiſche Wahrheit, bald eine gute Sittenlehre enthält; er muß dabey ſo klar ſeyn, daß ihn jeder für wahr hält, ſo bald er ihn höret. Dergleichen Sprüche müſſen kurz und nachdrücklich klingen, ſie müſſen von wenig Worten und von groſſer Bedeutung ſeyn. Sie müſſen nicht ſo wohl Kinder des Witzes und der Einbildungs-

Et periuria Punici furoris
Et Sullas, Mariosque, Muciosque,
Magna voce ſonas, manuque tota.
Iam dic, Poſtume, de tribus capellis!

(*) P. Bouhours Art, in ſinnreichen Werken wohl zu denken, welche wir auch im Deutſchen haben, und der Antilongin, den Herr M. Schwabe aus dem Engliſchen des D. Swifts überſetzet hat, können hier einem Anfänger gute Dienſte thun.

(**) ROUSSEAU:
Toute blancheur cede à l'eclat du fard.
Et la Nature eblouit moins que l'art.
Les yeux ſurtout du vulgaire imbecile
Sont peu touchés d'un air ſimple et facile.

dungskraft, als des Verſtandes und der Gelehrſamkeit ſeyn; ſie müſſen nicht ſowohl die Ohren und Phantaſie der Zuhörer kützeln, als die Vernunft derſelben beluſtigen. Ein guter Redner enthält ſich dabey ſchwülſtiger Ausdrücke und gemeiner Sprüchwörter; er zwingt ſich auch nicht, immer als ein Orakel zu reden, und einen unaufhörlichen Mazarin, Richelieu und Gracian abzugeben Wenige und gute Erläuterungen bringen in dem Zuhörer die beſte Wirkung hervor; dieſer fodert Sachen, Wahrheiten, Erklärungen, Gründe und Gedanken (*).

§. 140.

Die Materie von den Gemüthsbewegungen iſt eine der wichtigſten in der Redekunſt. Sie ſind die Seele einer Rede. Durch ſie übet der Redner eine unumſchränkte Herrſchaft über ſeine Zuhörer aus (**). Er muß

(*) J. B. Menkens II. Rede von der Charlatanerey der Gelehrten in der lateiniſchen Gottſchediſchen Ueberſetzung der franzöſiſchen Ausgabe von 1727. a. d. 146. S. Nam et iſti quid aliud agunt, quam vt falſis et fictitiis rerum imaginibus ludentes, gloriolam captent apud illos, qui nihil niſi quod aures blande titillet admirantur, ac genuina artis rhetoricae praecepta numquam deguſtarunt. Itaque dum phaleras ſectantur, et figurarum omne genus, et amplificationes afferunt portentoſas, ipſum orationis neruum amittunt. Id quod de iis quoque non incongrue dixerim, qui e Rhetoricis ſcholis *Chriſtiani Weiſii* prodeuntes, nihil ſe eximium conari poſſe credunt, niſi vel ſymbolis atque emblematibus e *Picinello*, *Saauedra*, vel *Petra Sancta* ſollicite corrogatis, cunctos parietes impleuerint, vel ingenioſo quodam numiſmate donauerint auditores ſuos, veluti oculos faſcinaturi, aut manus deauraturi eorum, quorum mentibus imponere laborant.

IVVENAL.

O medici, medici, mediam pertundite venam.

HORAT.

— caput tribus Anticyris inſanabile.

(**) CIC. *Lib. II. de Orat. n.* 187. Tantam vim habet illa, quae recte a bono poeta dicta eſt flexanima atque omnium regina rerum oratio, vt non modo inclinantem erigere, aut ſtantem inclinare, ſed etiam aduerſantem et repugnantem, vt imperator bonus ac fortis, capere poſſit.

aber ſelbſten gerühret ſeyn, wenn er andere rühren will (*); er muß von der Gewißheit der auszuführenden Sache überzeuget ſeyn, alle Wahrheit und Wichtigkeit derſelben einſehen, ihre Abbildung ſich ſtark vorſtellen, um dem Zuhörer alsdann eine lebhafte und bewegliche Abſchilderung davon zu machen. Nie wird der Redner rührender werden, als wenn er die Natur ausſtudiret und dieſe zur Führerinn angenommen hat (**). Der Beſchluß iſt eigentlich der Sitz der Affecten (*). Hier leuchtet das Stärkſte, das Zärtlichſte, das Beweglichſte in der Beredſamkeit hervor; der Redner ſchonet nichts, die Gemüther zu beſiegen und ihren Beyfall zu erobern. Er bedienet ſich auch der Bewegungen in andern Theilen der Rede (**), aber auf eine kürzere, mäſſigere und ſparſamere Art (*). Es iſt zu ſpät, am Ende der Rede die Gemüthsbewegungen denjenigen Sache zu Hülfe zu rufen, welche man ganz gelaſſen erzählet hat (**). Auſſer dieſer

(*) QVINT. *Lib. VI. c.* 3. Summa circa mouendos affectus in hoc poſita eſt, vt moueamur ipſi - - - Primum eſt, vt apud nos valeant ea, quae valere apud iudicem volumus, afficiamurque antequam afficere conemur - - - Vbi miſeratione opus erit, nobis ea, de quibus querimur, accidiſſe credamus, atque id animo noſtro perſuadeamus. Nos illi ſimus, quos grauia, indigna, triſtia paſſos queramur. Nec agamus rem quaſi alienam, ſed aſſumamus parumper illum dolorem. Ita dicemus, quae in ſimili noſtro caſu dicturi eſſemus.

(**) QVINT. *Lib. VI. c.* 3. Quid enim aliud eſt cauſſae, vt lugentes vtique in recenti dolore diſertiſſime quaedam exclamare videantur et ira nonnunquam indoctis quoque eloquentiam faciat, quam quod illis ineſt vis mentis et veritas ipſa morum?

(*) QVINT. *L. VI. c.* 1.

(**) QVINT. *L. IV. c.* 1. Deguſtanda haec (miſeratio) prooemio, non conſumenda.

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 1. Omnes hos affectus - - - aliae quoque partes recipiunt, ſed breuiores.

(**) QVINT. *Lib. IV. c.* 2. Serum eſt, aduocare iis rebus affectum, quas ſecurus narraueris.

dieſer erſten Gattung der ſtärkern und heftigern Affecten (*), welcher die Lehrer der Redekunſt den Namen πάθος gegeben, hat man noch eine andere Art, welche ſie ἦθος nennen, die in ſanftern, zärtlichern und ſchmeichelndern Regungen beſteht; dieſe aber ſind nicht minder rührend und lebhaft (**). Nur darinn iſt ihre Wirkung verſchieden: Jene kehren alles mit heftiger Gewalt um, führen fort und reiſſen weg; dieſe nehmen ein und erweichen, indem ſie ſich ganz lieblich bis ins Innerſte des Herzens einſchmeicheln. Beide erfodern einen einfältigen und natürlichen Vortrag und verkennen alles ausſtudirte und angenommene Weſen. Das Geſicht, die Stellungen, die Gebärden, der Ton, der Ausdruck; alles muß einen gewiſſen holden und zärtlichen Hauch athmen, der aus dem Herzen kömmt und gerade wieder zu Herzen geht. Das, was die Alten zuletzt in einer

(*) QVINT. *Lib. VI. c. 3.* Affectus igitur hos concitatos, illos mites atque compoſitos eſſe dixerunt: in altero vehementer commotos, in altero lenes: denique hos imperare, illos perſuadere: hos ad perturbationem, illos ad beneuolentiam praeualere.

(**) QVINT. *Lib. VI. c. 3.* Ἦθος id erit, quod ante omnia bonitate commendabitur: non ſolum mite ac placidum, ſed plerumque blandum et humanum et audientibus amabile atque iucundum. In quo exprimendo ſumma virtus ea eſt, vt fluere omnia ex natura rerum hominumque videantur, quo mores dicentis ex oratione pelluceant et quodam modo agnoſcantur. Quod eſt ſine dubio inter coniunctas maxime perſonas, quoties perferimus, ignoſcimus, ſatisfacimus, monemus, procul ab ira, procul ab odio - - - Hoc omne bonum et comem virum poſcit.
CIC. *Orat. n.* 128. Duo ſunt, quae bene tractata ab oratore admirabilem eloquentiam faciant; quorum alterum eſt, quod Graeci ἠθικὸν vocant, ad naturam et ad mores et ad omnem vitae conſuetudinem accommodatum: alterum, quod iidem παθητικὸν nominant, quo perturbantur animi et concitantur, in quo vno regnat oratio. Illud ſuperius come, iucundum, ad beneuolentiam conciliandam paratum; hoc vehemens, incenſum, incitatum, quo cauſſae eripiuntur: quod quum rapide fertur, ſuſtineri nullo pacto poteſt.
CIC. *de Orat. II. n.* 183. 184. Non ſemper fortis oratio quaeritur, ſed ſaepe placida, ſummiſſa, lenis, quae ma-

Rede foderten, war der Beſchluß (*). Cicero (**), und Quintilian (*) lehren den Redner vor dem Ende ſeiner Rede noch ſich die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer zu Nutze zu machen, durch deren Hülfe er völlig über ſie ſieget. Dieſen Beyfall aber, der vernünftig und gegründet ſeyn ſoll, muß er nicht bloß durch die Affecten erſchleichen; er muß ihn als ein Redlicher durch Beweiſe verdienen. Ein gutes Gewiſſen ſcheuet ſich nicht, ſeine Gründe noch einmal der Prüfung des Zuhörers zu unterwerfen; und ſelbſt dieſe kurze Zuſammenfaſſung wiederholter Beweiſe wird in den Gemüthern der Zuhörer eine beſſere Wirkung entdecken, als vorhin die einzelnen Gründe in aller ihrer Weitläufigkeit thaten. Dieſe Wiederholung muß ungezwungen in die Rede eingeflochten werden. Wenn nun der Inhalt der ganzen Rede dem Zuhörer nochmals lebhaft vorgeſtellet worden: ſo folget alsdann die Erregung der Affecten (**), die lobwürdigſte Eigenſchaft eines Redners, welche ihn in dem Ge-

xime commendat reos - - - Horum igitur exprimere mores oratione, iuſtos, integros, religioſos, timidos, perferentes iniuriarum, mirum quiddam valet: et hoc vel in principiis, vel in re narranda, vel in perorando tantam habet vim, ſi eſt ſuauiter et cum ſenſu tractatum, vt ſaepe plus quam cauſſa valeat. Tantum autem efficitur ſenſu quodam ac ratione dicendi: vt quaſi mores orationis effingat oratio. Genere enim quodam ſententiarum et genere verborum, adhibita etiam actione leni facilitateque ſignificandi efficitur, vt probi, vt bene morati, vt boni viri eſſe videantur.

(*) Dieſen pflegten ſie bald den epilogum, bald die concluſion, bald die peroration zu nennen.

(**) CIC. *de Inu. L. I. c.* 52. Concluſio eſt exitus, et determinatio totius orationis. Haec habet partes tres, enumerationem, indignationem et conqueſtionem.

(*) QVINT. *Lib. VI.* Peroratio ſequitur, quam cumulum quidam, concluſionem alii vocant. Eius duplex ratio eſt, poſita aut in rebus, aut in affectibus.

(**) Cicero in ſeinem *I.* B. von der Erf. erzählet hier nur hauptſächlich zweene: indignationem et conqueſtionem; jene erkläret er ſo: Indignatio eſt oratio, per quam conficitur, vt in aliquem hominem magnum odium, aut in rem grauis offenſio concitetur. Von dieſer aber ſchreibt er: Conqueſtio eſt oratio, auditorum miſericordiam captans.

Gemüthe ſeiner Zuhörer Freude, Trauren, Lachen, Weinen, Gunſt, Haß, Verachtung, Neid, Mitleiden, Scham, Reue, Zorn, Bewunderung, Hoffnung und Furcht erwecken lehret (*). Hierzu bedarf er einer ſattſamen Erkenntniß der menſchlichen Seele. Die Sittenlehre lehret ihn die Tiefen des menſchlichen Herzens erforſchen (**). Die in ihm vorgehenden Gemüthsbewegungen ſind theils angenehm, theils verdrüßlich; jene ſind eine hohe Stufe der ſinnlichen Luſt und dieſe des ſinnlichen Abſcheues. Beide entſtehen aus einer lebhaften Vorſtellung gewiſſer vermeinten Güter oder Uebel, deren Gröſſe ſich dem Gemüthe einpräget. Sie entſtehen eigentlich in der Seele, und beſchäftigen mehr die Sinnen, als den Verſtand. Ein Redner muß dieſe Affecten erregen und ſie hingegen wieder durch die gegenſeitigen dämpfen können. Zu beiden brauchet er Scharfſinn und Witz; den erſtern, ſie wahrzunehmen, und den letztern, ſie durch einen Strom nachdrücklicher und lebhafter Worte feurig vorzutragen. Die Liebe iſt eine Bereitſchaft uns an dem Glücke eines andern zu vergnügen. Sie entſteht aus dem gefälligen Weſen, welches wir an ihm finden. Sie iſt entweder eine Liebe des Wohlwollens oder eine Liebe der Erkenntlichkeit; genoſſene Wohlthaten ſind die Quelle der letztern. Das Gegentheil der Liebe iſt der Haß. Dieſer iſt die Bereitſchaft, ſich an des andern Unglücke zu vergnügen. Er entſteht aus dem misfälligen Weſen, das wir an ihm wahrzunehmen glauben. Mit dem Haſſe iſt der Zorn verwandt. Die-

(*) CICERO *in Brut. cap.* 50. Tu, artifex, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo, et ducitur oratione, et quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes, quod diſputas? Gaudet, dolet, ridet, plorat, fauet, odit, contemnit, inuidet, ad miſericordiam inducitur, ad pudendum, ad pigendum, iraſcitur, miratur, ſperat, timet.

(**) CIC. *in Brut. cap.* 93. Nihil de me dicam, dicam de ceteris; quorum nemo erat, qui videretur exquiſitius, quam vulgus hominum, ſtuduiſſe litteris, quibus fons perfectae eloquentiae continetur; nemo, qui philoſophiam complexus eſſet, matrem omnium bene factorum beneque dictorum - - - nemo, qui ad iracundiam magno-

ſer iſt eine Begierde unſerm Beleidiger etwas übels zu-zufügen. Er entſteht aus dem Misvergnügen, welches wir über das uns angethane Unrecht empfinden. Dem Zorne iſt das Mitleiden entgegen geſetzet. Dieſes iſt eine heftige Unluſt über das Elend eines Menſchen, den wir eines beſſern Glückes würdig achten. Es entſteht aus der Gunſt oder Liebe desjenigen, den wir in der Noth erblicken. Die Freude iſt eine hohe Stufe des Vergnügens über ein gegenwärtiges Gut, welches wir erlanget zu haben meinen. Sie entſteht aus der Vorſtellung eines entweder wahrhaften oder vermeinten Gutes, welches demjenigen zu Theile wird, oder zu werden ſcheint, der ſich erfreuet. Die Traurigkeit iſt ein heftiges Misvergnügen über ein gegenwärtiges Uebel. Sie entſteht aus der Einbildung eines verlohrenen groſſen Guts oder eines erlittenen groſſen Uebels. Mit der Traurigkeit hat die Furcht viel Gemeines. Sie iſt eine ſtarke Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel. Das Gegentheil der Furcht iſt die Hoffnung. Sie iſt ein ſtarkes Vergnügen über ein künftiges Gut, welches uns wahrſcheinlicher Weiſe erwartet. Sie entſteht aus der Vorſtellung eines bevorſtehenden Guts. Die Schamhaftigkeit iſt eine merkliche Unluſt über das Böſe, welches wir begangen haben oder noch an uns wahrnehmen, und über die Schande, welche uns die Entdeckung deſſelben zuziehen würde. Sie entſteht aus der Betrachtung unſerer übeln Aufführung oder Unvollkommenheit, und des daraus bevorſtehenden Schimpfs. Das Gegentheil der Scham iſt die Ehrliebe. Dieſe iſt ein heftiges Vergnügen, welches die guten Urtheile der Leute über unſer Verhalten verurſachen. Sie entſteht aus der Verſicherung künftigen Ruhms. Die Reue iſt eine hohe Stufe der Betrübniß über begangene Handlungen, die wir für böſe erkennen. Sie entſteht aus der Ueberlegung und Beurtheilung derſelben. Es ſind noch mehrere dergleichen Gemüthsbewegungen, als die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, der Neid, die Eiferſucht, die Verzweifelung u. d. gl. welche aber theils nicht ſo heftig ſind, theils niemals der Gegenſtand eines rechtſchaffenen Redners werden können. Die Erregung des Lachens haben Cicero, Quintilian und Demoſthenes ſchon dem Redner durch ihre Lehren und Beyſpiele er-

erlaubet (*). Doch muß dieſes ſcherzhafte Weſen immer von der Niederträchtigkeit entfernet und mit einem gewiſſen Wohlſtande verknüpfet ſeyn. Scharfſinn und Witz werden dazu erfodert; jener das Lächerliche ungereimter Dinge zu entdecken, und dieſer einen ſcherzenden Ausdruck zu wählen. Wenn dieſe Affecten dem Redner zuwider laufen: ſo muß er ſie dämpfen. Dieſes geſchieht entweder durch die gegentheilige Gemüthsbewegung, oder dadurch, daß er ſich jeden Affect in Form eines Vernunftſchluſſes vorſtellet, und alsdann entweder einen, oder beide Vorderſätze deſſelben zu widerlegen ſuchet. Der Beſchluß einer Rede muß nicht matt oder ſchläfrig werden, ſondern nachdrücklich ſeyn. Der Redner muß ſich in demſelben bemühen, die Zuhörer durch eine frolockende Rede nochmals ſiegreich in Bewegung zu ſetzen und ihnen die bewieſene Wahrheit nochmals einzuprägen. Dieſe Freudigkeit zeuget von ſeinem guten Gewiſſen und erwirbt ihm von neuem das Vertrauen der Zuhörer. Seine Rede endiget alsdann eine theure Verſicherung ſeiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit, oder eine ſcharfſinnige und verdeckte Schmeicheley, oder ein nachdenklicher Lehrſatz, den man ein **Epiphonema** nennet.

§. 141.

Die bisher abgehandelten Theile der Rede müſſen nun zuſammengefüget werden, aus deren geſchickten Verbindung eine gute Rede entſteht. Steine, Holz und Kalk machen noch kein Gebäude aus, wenn ſie gleich an ſich ſelbſt noch ſo gut und auserleſen ſind. Ihre künſtliche Zuſammenſetzung bringt erſt ein gutes Haus zuwege. Wenn eine Rede den Verſtand erleuchtet und über-

pere iudicem, (auditorem) nemo, qui ad fletum poſſet adducere; nemo, qui animum eius (quod vnum eſt, oratoris maxime proprium) quocumque res poſtularet, impelleret.

(*) QVINTILIAN. Plerique, Demoſtheni facultatem huius rei defuiſſe, credunt, Ciceroni modum.

überzeuget, das Gemüth ergötzet und den Willen ſamt den Gemüthsbewegungen lenket: ſo iſt gewiß die Einrichtung derſelben wohl beſchaffen geweſen. Dieſes führet uns auf die Quelle aller Regeln von guter Einrichtung einer Rede. Die Erfahrung hat es nemlich zuerſt in den verſchiedenen Wirkungen vieler Reden erwieſen, welche gut und welche ſchlecht eingerichtet geweſen. Demoſthenes, Ariſtoteles und Cicero geben uns Regeln davon; allein ein guter Redner handelt, als ob er ihre Schriften nicht hätte und erfindet ſelbſt durch eigenes Nachdenken die Regeln der guten Anordnung einer Rede. Die Erklärungen des Hauptſatzes verdienen den erſten Platz in dem Entwurfe einer Rede (*). Doch ſchüttet ſie ein guter Redner nicht auf einmal aus, ſondern er vertheilet und zerſtreuet ſie. Nach den Erklärungen folget der Beweis. Ariſtoteles fodert in ſeiner Rhetorik einen demonſtrativen, das iſt, auf die Kraft der Vernunftſchlüſſe gegründeten Beweis (**). Cicero zergliedert den Beweis in fünf Theile (*), als: den Oberſatz, deſſen Beweis, den Unterſatz, deſſen Beweis und den Schlußſatz. Quintilian zählet aber nur drey Theile deſſelben (**). Ein guter Redner kann indeſſen durch die Induction oft mehr, als durch die tiefſinnigſten Grün-

de

(*) CIC. *de Inu. Lib. I. c.* 17. Primus ergo accuſationis locus eſt, eius nominis, cuius de vi quaeritur, breuis et aperta, et ex hominum opinione definitio - - - *cap.* 38. Iam ſi res plures erunt definiendae: vt ſi quaeratur, fur ſit, an ſacrilegus, qui vaſa ex priuato ſacra ſurripuerit? erit vtendum pluribus definitionibus - - - Deinde ſequitur aduerſariorum definitionis, reprehenſio.

(**) *L. III. cap.* 17. Τας δε πιστεις δει αποδεικτικας ειναι.

(*) *de Inu. L. I. cap.* 34.

(**) QVINT. *L. V. c.* 14. Quia vero interim et propoſitio (maior) non egeat rationis, et aſſumtio (minor) probationis; nonnunquam etiam complexione opus non ſit (concluſione) et quadripartitam et tripartitam, et bipartitam quoque fieri poſſe ratiocinationem, planum eſt.

de bey ſeinen Zuhörern ausrichten. Cicero ſelbſt erweiſet öfters mehr durch Exempel oder Gleichniſſe, als durch ſubtile Schlüſſe (*). Nach geſchehenem Beweiſe iſt nichts zu völliger Ueberführung der Zuhörer nöthiger, als die Auflöſung der Einwürfe. Endlich iſt nichts mehr übrig, als die Erregung der Affecten; dieſe muß allerdings den letzten Platz einnehmen. Den Erläuterungen kann man ihre Stelle in dem Gebäude der ganzen Rede anweiſen; ſie gehören nicht an einen gewiſſen Platz. Sie dienen nur, den Zuhörer zu beluſtigen, und ihm die ſchweren Betrachtungen und die trockenen Beweiſe zu erleichtern. Ein guter Redner zerſtreuet ſie alſo in der ganzen Rede und bringt ſie überall an, wo er dieſe Abſichten dadurch erfüllen kann. Man kann hier ein Muſter einer vollſtändigen Rede ſehen, ehe man ſie wirklich ausarbeitet; es enthält alle nothwendigen Theile einer guten Rede, ob es ſich gleich in beſondern Fällen verändern läßt. Der Redner behält dabey immer die Freyheit, hinzuzuſetzen und wegzulaſſen, je nachdem es die Umſtände ſeines Hauptſatzes und ſeiner Zuhörer erfodern.

I. **Der Eingang.** Dieſer beſteht aus einer Vorbereitung, die den Redner beliebt und den Zuhörer aufmerkſam macht und dieſen nach und nach zubereitet, dem Redner deſto leichter beyzupflichten.

II. **Der Hauptſatz.** Dieſer muß kurz und deutlich ſeyn.

III. **Die Erklärung.** Dieſe iſt entweder hiſtoriſch, oder dogmatiſch, nachdem es der Hauptſatz erfodert. Man erkläret aber entweder

1. Das Subject des Hauptſatzes, oder

2. Das

(*) *l. c.* Locuples et ſpecioſa vult eſſe eloquentia: quorum nihil conſequetur, ſi concluſionibus certis et crebris in vnam prope formam cadentibus et contemtum ex humilitate - - - tulerit. Feratur igitur, non ſemitis ſed campis; non vti fontes anguſtis fiſtulis colliguntur; ſed vt latiſſimi amnes totis vallibus fluat, et ſibi viam, ſi quando non acceperit, faciat.

2. Das Prädicat deſſelben; oder auch beides zugleich, wenn es nöthig iſt. Auch werden zuweilen

3. Einige Erläuterungen mit eingeſtreuet.

IV. Der Beweis. Dieſer folget nunmehr mit ſeinen abgeſonderten Gründen, ſo daß der ſchwächſte vorne ſteht.

1. Der erſte Beweisgrund. Hier kömmt

a) Der Oberſatz des Vernunftſchluſſes,

b) Seine Erklärung, Erläuterung und ſein Beweis.

c) Der Unterſatz.

d) Deſſen Erklärung, Erläuterung und Beweis, wenn es nöthig iſt.

e) Der Schlußſatz, mit der Wiederholung der Vorderſätze, dabey zuweilen noch einige Anmerkungen, Folgerungen, Einfälle oder Lehrſprüche mit einflieſſen können.

2. Der zweyte Beweisgrund, wenn man ihn im Vorrathe hat, und für nöthig erachtet. Er muß ſchon etwas ſtärker ſeyn, als der erſte, und wird eben ſo ausgeführet oder erweitert, als der erſte.

3. Der dritte Beweisgrund, wenn er vorhanden und nöthig iſt, muß noch ſtärker ſchlieſſen, als der erſte; u. ſ. w. bis die Beweiſe aus ſind.

V. Die Widerlegung der Einwürfe. Dieſe kann aber auch zwiſchen die Beweiſe eingeſchaltet werden. Iſt es indeſſen nicht bequem gefallen: ſo folgen ſie hier beyſammen:

1. Der erſte Einwurf; dabey kömmt anfänglich

a) Sein Vortrag, der ſo wahrſcheinlich und vortheilhaft für den Gegner gemachet werden muß, als es nur möglich iſt.

b) Die

b) Die Beantwortung, die man nach logiſcher Art einzurichten hat; doch ohne es ausdrücklich zu ſagen, daß man den Oberſatz, oder den Unterſatz läugnet.

c) Eine Erläuterung kann auch hier gar füglich angebracht werden, wenn ſie dem Redner einfällt. Doch iſt ſie ſo gar nothwendig nicht.

2. Der zweyte Einwurf wird eben ſo als der vorige vorgetragen und beantwortet u. ſ. w.

VI. Die Gemüthsbewegungen können zwar auch bey dem Schlußſatze jedes Beweisgrundes angehänget werden: indeſſen pflegen ſie doch hauptſächlich ans Ende verſchoben zu werden. Man erreget aber entweder

verdrüßliche Affecten: oder	angenehme:
als: Reue,	als: Zufriedenheit,
Scham,	Ehrliebe,
Furcht,	Hoffnung,
Traurigkeit,	Freude,
Neid,	Gunſt,
Haß,	Liebe,
Zorn,	Mitleiden,
Schrecken,	Verlangen,
Verzweiflung u. d. gl.	Zuverſicht, u. d. gl.

oder von beiderley Art, doch ſo daß die verdrüßlichen nicht mit den angenehmen vermiſchet werden. Man muß auch nicht denken, daß nothwendig in jeder Rede alle Leidenſchaften erreget werden müſſen. Es iſt genug, wenn man etliche, ja wohl gar nur eine einzige erwecket; wenn es nur mit rechtem Nachdrucke geſchieht.

VII. Der Beſchluß. Dieſer wird nach den Regeln gemachet, die oben von ſeinem Inhalte gegeben worden ſind; das iſt, ſo, damit das Ende einen guten Eindruck in das Gemüth der Zuhörer mache.

Dieſer allgemeine Entwurf zu einer vollſtändigen Rede kann und muß in beſondern Fällen auf allerley Art verändert werden; je nachdem die Rede entweder hiſtoriſch oder dogmatiſch iſt und entweder einen theoretiſchen

oder

oder practiſchen Hauptſatz hat. Ein Redner muß nicht ſclaviſch eingeſchränket werden, wie es Aphthonius mit ſeiner Chrie gemachet hat. Die heute zu Tage üblichen Reden, von denen noch gehandelt werden ſoll, werden in manchem Stücke von dieſem Muſter abweichen, welches indeſſen doch auf die Beyſpiele der Alten und alles dasjenige gegründet iſt, was Vernunft und Sittenlehre von der Natur des menſchlichen Verſtandes und Willens lehren.

§. 142.

Es können indeſſen nicht alle Reden ſo groß und ſo vollſtändig ſeyn, als es dieſer Entwurf erfodert. Die Gewohnheit hat auch Ceremonienreden eingeführet, die weder die Kürze des täglichen Geſpräches, noch die Länge ausführlicher Reden haben ſollen. Eine ſolche kleine Rede, die bey allen Fällen gehalten werden kann, wo eine vollſtändige Rede zu lang werden würde, heißt eine Chrie. Sie iſt nicht das Hauptwerk in der politiſchen Beredſamkeit; eine gute Chrie iſt kein Kennzeichen eines guten Redners, und auch dieſer kann in jener ſeine Stärke nicht zeigen. Die älteſte Art von Chrien iſt diejenige, die man nach ihrem Erfinder Aphthonius die aphthoniſchen nennet. Sie beſteht aus acht Theilen, die dieſer alte Redner immer nothwendig erfodert (**). Er hat dabey viel willkührlich angenommen, welches auch hätte verändert werden können. Ueberhaupt iſt ſeine Chrie ein gezwungenes und zur Marter junger Leute erfundenes Weſen. Sie iſt nicht ganz aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Durch eine freyere Art wird ſie nützlich und leicht, wenn ihre nothwendigen Eigenſchaften von den zufälligen und willkührlichen unterſchieden wer-

(**) Sie heiſſen laus auctoris, paraphraſis, aetiologia, comparatum, exemplum, contrarium, teſtimonium, concluſio; oder: Lob des Verfaſſers, Umſchreibung, Beweis, das Widerſpiel, Gleichniß, Beyſpiel, Zeugniß, Beſchluß.

werden (*). Hieraus zogen einige Redner den Unterſchied zwiſchen einer ordentlichen und einer umgekehrten Chrie (**). Jene ſetzet den Hauptſatz voran, den Beweis und die Erläuterung aber nach; dieſe läßt den Hauptſatz den Erläuterungen und dem Beweiſe folgen. Hieher gehören noch die Chrien per antecedens et conſequens und per theſin et hypotheſin. Beide Arten derſelben ſind umgekehrte Chrien. Steht der Beweis am Anfange: ſo heißt er antecedens und der Hauptſatz conſequens. Das Muſter einer ſolchen Chrie iſt:

I. *Antecedens.* Dieſes iſt der Oberſatz eines Beweiſes zum Hauptſatze des Redners, und dieſer vertritt die Stelle des Eingangs in ſolchen Chrien.

1. Der Vortrag deſſelben.
2. Die Erklärung oder Erläuterung, nachdem es nöthig iſt.
3. Der Beweisgrund dieſes Oberſatzes, dabey auch allerley Lehrſprüche, Einfälle, Anmerkungen und Folgerungen vorkommen können.

II. *Connexio.* Dieſe iſt der Unterſatz des Hauptbeweiſes.

1. Der Vortrag derſelben und
2. Die Erläuterung oder Erklärung deſſen, ſo darinn dunkel ſeyn möchte.
3. Der Beweis.

III. *Conſequens* Dieſes iſt der Schlußſatz einer Chrie.

1. Der Vortrag.
2. Die Erläuterung oder Erklärung, Einſchränkung, oder was ſonſt nöthig iſt.
3. Die Folgerungen, die daraus flieſſen.

IV. Der

(*) Die nothwendigen waren propoſitio, der Hauptſatz und ratio oder aetiologia, der Beweis; die zufälligen aber paraphraſis oder explicatio, die Erklärung und illuſtratio die Erläuterung.

(**) Ordinata et inuerſa.

IV. Der Beſchluß. Dieſer empfiehlt dem Zuhörer nochmals die angeführte Sache, und machet der Chrie ein Ende.

Der Entwurf einer Chrie per theſin et hypotheſin iſt:

I. *Theſis.* Dieſe iſt eine Erläuterung des folgenden Hauptſatzes. Dazu gehöret eine

1. *paraphraſis*, oder Erklärung durch gewiſſe Anmerkungen oder Gedanken darüber; und zuweilen eine
2. *aetiologie*, oder Beſtätigung deſſelben.

II. *Hypotheſis.* Dieſe iſt der Hauptſatz ſelbſt, und da kömmt dann

1. Der Vortrag und die Erklärung deſſelben.
2. Der Beweis, der wiederum erläutert und ferner beſtätiget werden kann.
3. Eine Erläuterung.

Solche Chrien ſind kein ſchweres Werk, und eben deswegen kann die Stärke der Beredſamkeit in ihnen nicht hervorleuchten.

§. 143.

Die ehrliche Einfalt der erſten Redner hieß ſie nur aus dem Stegreife und ohne alle Vorbereitung reden, nachmals erweckte die Geſchicklichkeit eine Eiferſucht und man machte ſich zum voraus gefaßt. Doch waren im Anfange mehr die Sachen, als die Worte der Gegenſtand dieſer Vorbereitung. Man hoffete durch jene mehr auszurichten, als durch dieſe. Endlich wurde die Aufmerkſamkeit gröſſer, die Scharfſinnigkeit feiner und die Ausdrücke geriethen beſſer, deutlicher, flieſſender, prächtiger und ſinnreicher; ſie ſollten ſowohl die Ohren, als den Verſtand beluſtigen. Perikles war der erſte, der ſeine Reden aufgeſchrieben hat (*). Iſokrates führete eine

(*) CIC. *in Bruto c.* 7. In quam (Graeciam) quum intueor, maxime mihi occurrunt, Attice, et quaſi lucent Athenae tuae; qua in vrbe primum ſe orator extulit, primumque etiam monumentis et litteris oratio eſt coepta mandari. Tamen ante Periclem, cuius ſcripta quaedam feruntur, et Thucydidem - - - littera nulla eſt, quae

eine beſſere periodiſche Schreibart ein (**). Endlich lieſſen Demoſthenes, Aeſchines, Xenophon, Plato, Theophraſtus, Hyperides, Lyſias und Demetrius Phalereus ihre Schriften in die Hände der Leute kommen und fanden überall ihre Anhänger. Ariſtoteles gedenket ſchon redneriſcher Kunſtrichter. Demetrius und Hermogenes giengen hierinn noch weiter und Longin ſowohl als Lucian waren ſtrenge Richter der Schreibart. Durch ſolche Beyſpiele erwachte in den Römern ein edler Eifer der Nachfolge; auch dieſe fiengen nun an, für den Schmuck und die Zierde ihrer Sprache zu ſorgen. Cicero war der erſte unter ihnen, der ſeine Schreibart mit einer kritiſchen Schärfe zu beurtheilen gewußt. Endlich haben auch wir Deutſchen nach und nach die Rauhigkeit unſerer Ausdrücke ins feine gebracht, und, ſo wie die Ausländer, wohlklingende, zierliche und prächtige Redensarten erfunden. Schon im ſechszehenten Jahrhunderte finden wir einen Vorrath vieler Anleitungen zur guten deutſchen Schreibart. Gottſched hat in ſeiner akademiſchen Redekunſt ein Verzeichniß ſolcher Schriften geſammelt. Indeſſen ſind gute Styliſten darum noch keine gute Redner, obgleich dieſen die gute Schreibart eine nöthige Pflicht iſt. Die Ausarbeitung iſt die vornehmſte Beſchäftigung des Redners. Wenn ſein Hauptſatz mit allen zu deſſen Ausführung gehörigen Zuſätzen an ſich ſelbſt noch ſo gut iſt: ſo wird doch ein Redner ſich wenig Beyfall damit erwerben, wenn er ihn nicht in einer deutlichen, ordentlichen, angenehmen und nachdrücklichen Schreibart vorträgt (*). Dieſe öftere und fleiſſige Ausarbeitung der Reden belohnet ihm ſeine Mühe reichlich. Er erwirbt ſich dadurch einen Reich-

R 2 thum

quidem ornatum aliquem habeat, et oratoris eſſe videatur.

(**) CIC. *in Bruto c.* 8. Exſtitit igitur, iam ſenibus iſtis, Iſocrates, cuius domus cunctae Graeciae, quaſi ludus quidam patuit, atque officina dicendi; magnus orator, et perfectus magiſter! Is et multa ſcripſit praeclare, et docuit alios - - - Ante hunc enim verborum quaſi ſtructura, et quaedam ad numerum concluſio, nulla erat.

(*) CIC. *in Bruto c.* 24. Nulla enim res tantum ad dicendum proficit, quam ſcriptio.

thum an Worten und gewöhnet ſich eine regelmäſſige Art im Ausdrucke an. Die Fähigkeit, ohne Vorbereitung geſchickt zu reden, iſt alsdann die ſichere Folge (**). Schüler in der Redekunſt ſollen ſich alſo nicht auf die Fertigkeit ihrer Zunge und auf die Fähigkeit ihres Witzes verlaſſen, ſondern alle ihre Reden auf das fleiſſigſte zu Papiere bringen. Wenn ſie ſich ihre Gedanken und Einfälle auf dieſe Art gleichſam vor die Augen gemalet haben: ſo werden ſie auch ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit viel beſſer einſehen. Sie werden ſich dabey viel leichter vor allem unnützen Geſchwätze, vor unnöthigen Wiederholungen und andern unzähligen Fehlern hüten. Sie beſſern alles viel ſorgfältiger aus und wägen gleichſam alle Worte und Syllben ab. Sie geben vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, und den übrigen mehr Feuer und Geiſt. Ueberhaupt ihr ganzes Genie wird ſcharfſinniger. Ort und Zeit tragen nichts zur guten Ausarbeitung bey. Der Eigenſinn, mit welchem einige das Gegentheil behaupten, iſt ein Vorurtheil, welches von ihrer übertriebenen Zärtlichkeit zeuget. Ein Anfänger, der in der Redekunſt geſchickt werden will, ſinne den erſten Satz ſeiner Rede aus und wiederhole ihn alsdann nochmals laut, um zu hören, ob er gut klingt, oder ob er irgend noch zu verbeſſern ſey? Hat er dieſe Probe ausgehalten: ſo ſchreibe er ihn auf. So bald er auf dem Papiere ſteht: ſo überleſe er denſelben von neuem, theils um ihn noch einmal durch die Muſterung gehen zu laſſen, theils um ſelbſt auch wiederum in die zur Fortſetzung ſeiner Arbeit nöthige Lebhaftigkeit des Gemüths zu gerathen; denn der Witz und die Einbildungskraft müſſen in voller Bewegung ſeyn, wenn die Ausarbeitung lebhaft werden ſoll. Auf dieſe Art fällt ihm auch der Anfang des folgenden Satzes deſto leichter ein. Dieſen prüfe und wiederhole er, ſo wie den erſten, und ſchreibe ihn auf. So verfahre er

(**) CIC. *in Bruto c. 24.* Nam videmus alios oratores inertia nihil ſcripſiſſe; ne domeſticus etiam labor accederet ad forenſem: plerisque etiam ſcribuntur orationes habitae iam, non vt habeantur.

er bis zu dem Ende der Rede. Er vermeide ſorgfältig die ſchädliche Uebereilung. Seine Hitze ergreife nicht ſchnell die Feder und ſeine Unbedachtſamkeit ſchreibe nicht ungeprüfte Gedanken nieder. Iſt die ganze Rede fertig: ſo nehme er allererſt die Verbeſſerung vor. Er lege ſeine Arbeit einige Zeit bey Seite, damit ſie ihm bey dem künftigen Anblicke wieder neu und fremd ſcheine. Neuen Einfällen redet unſere Eigenliebe das Wort und verdeckt ihre Fehler; ſobald wir ſie ein wenig vergeſſen haben: ſo hören ſie auf Lieblinge von uns zu ſeyn und die Länge der Zeit ſtellet ſie uns als fremde Geburten vor, gegen welche wir gemeiniglich ſtrenge Richter ſind. Doch muß auch dieſe Ausbeſſerung keine unendliche Arbeit werden. Ein gutes Genie, eine öftere Uebung, die geſchickte Anführung und beſtändige Aufſicht ſolcher Lehrer, die ſelbſt zum Muſter dienen können, bilden einen ſolchen Redner; dieſer muß die theoretiſchen Lehrſätze von der guten Schreibart kennen, die wahren Schönheiten des Ausdrucks von den ſcheinbaren unterſcheiden können und ſelbſt die verſchiedenen Arten der Schreibart am rechten Orte zu gebrauchen wiſſen. Dieſe beſteht mehr in Gedanken, als in Worten und Redensarten (*). Ihre Quellen ſind alſo nicht Sprachbücher, oder Sammlungen auserleſener Redensarten, ſondern die Wiſſenſchaften, beſonders die philoſophiſchen. Dieſe klären den Geiſt auf, beſſern die Kräften des Verſtandes, üben die Vernunft und reinigen den Witz. Dieſe reden von allen Gegenſtänden mit lauter Stimme, wenn jene falſchen Orakel verſtummen. Dieſe ſchlieſſen aber die Erfahrung und den Umgang mit vernünftigen und wohlgeſitteten Leuten nicht aus. Auch dieſe tragen zur Bildung des redneriſchen Jünglings bey. Er ſoll die Sprache der Welt und nicht die Sprache der Schule reden. Die Schriften der beſten Schriftſteller in jeder Art werden ihn die regelmäſſige, vernünftige, deutliche, ſinnreiche und lebhafte Art des Ausdruckes lehren. Man räumet ihm im Anfange

(*) HORAT.

Scribendi recte, ſapere eſt et principium et fons.

BOILEAU.

Avant donc que d'ecrire apprenez à penſer.

fange alle Schwierigkeiten weg (**) und ſucht ihm Stoff zum Ausarbeiten, der ſeinen Kräften gemäß und ſchon faſt ganz zubereitet iſt; alsdann entwirft man ihm den Grundriß desjenigen, was er zu ſagen hat. So gewöhnet er ſich nach und nach, ohne Hülfe zu gehen, bis man ihn endlich ſich ſelbſten überläßt, ſo wie die Vögel ihre Jungen ſo lange nähren, bis ſie ihren Unterhalt ſelbſt zu finden im Stande ſind (*). Die ſchwerſte und wichtigſte Pflicht iſt alsdann die Verbeſſerung der Ausarbeitungen. Der gemeinſte Fehler der Lehrer rühret von zu groſſem Witze und zu vieler Zärtlichkeit her. Die genaue Achtſamkeit und die Strenge muß in der Verbeſſerung nicht zu hoch getrieben werden (**). Anfänger können nicht über ihre Sphäre herausragen, und allzuſtarke Foderungen ſchrecken ſie ab. Bey jeder Verbeſſerung

(**) QVINT. *Lib. II. c. 7.*

(*) QVINT. *Lib. II. c. 7.* Cui rei ſimile quiddam facientes aues cernimus; quae teneris infirmisque foetibus cibos ore ſuo collatos partiuntur: at quum viſi ſunt adulti, paululum egredi nidis, et circumuolare ſedem illam praecedentes ipſae docent: tum expertas vires libero coelo ſuaeque ipſorum fiduciae permittunt.

(**) QVINT. *Lib. II. c. 4.* Vitium vtrumque: peius tamen illud, quod ex inopia, quam quod ex copia venit. Nam in pueris oratio perfecta nec exigi, nec ſperari poteſt: melior autem eſt indoles laeta generoſique conatus, et vel plura iuſto concipiens interim ſpiritus. Nec vnquam me in his diſcentis annis offendat, ſi quid ſuperfuerit. Quin ipſis doctoribus hoc eſſe curae velim, vt teneras adhuc mentes more nutricum mollius alant, et ſatiari veluti quodam iucundioris diſciplinae lacte patiantur - - - Audeat haec aetas plura, et inueniat, et inuentis gaudeat, ſint licet illa interim non ſatis ſicca et ſeuera. Facile remedium eſt vbertatis: ſterilia nullo labore vincuntur. - - - Quod me de his aetatibus ſentire nemo mirabitur, qui apud Ciceronem legerit: *Volo enim ſe efferat in adoleſcente foecunditas.* Quapropter inprimis euitandus et in pueris praecipue magiſter aridus, non minus quam teneris adhuc plantis ſiccum et ſine humore vllo ſolum. Inde fiunt humiles ſtatim, et velut terram ſpectantes, qui nihil ſupra quotidianum ſermonem attollere audeant. Macies illis pro ſanitate et iudicii loco infirmitas eſt: et

rung muß die Urſache derſelben nebſt dem Verbeſſerten zugleich angezeiget werden. Bey dem Leſen guter Verfaſſer müſſen auch kritiſche Gründe der guten Schreibart angebracht werden. Auch die beſten Schriftſteller ſind nicht ganz ohne Fehler, und ohne die Kenntniß derſelben würde man ſie nicht vermeiden können. Da aber die Schreibart ein Ausdruck der Gedanken iſt: ſo müſſen ſich auch dieſe kritiſchen Regeln auf die logiſchen Regeln von dem Unterſchiede der Gedanken gründen. Dieſe ſind von der Vernunftlehre längſtens in drey Gattungen, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe getheilet worden. Dieſe drey Arten werden auch in allen unſern Schriften gebrauchet. Die Wörter, Sätze und Schlußreden der Vernunftlehre ſind die Ausdrücke, Perioden und Aufſätze der Redekunſt. Die Ausdrücke zeigen einzelne Begriffe eines Schriftſtellers an, ohne etwas davon zu bejahen oder zu verneinen; ſie mögen nun einfach oder zuſammengeſetzet ſeyn. Die Perioden ſind ganze Ausſprüche von gewiſſen Dingen, darinn man entweder zween, oder mehr Begriffe mit einander verbindet, oder von einander trennet. Die Aufſätze ſind ein Inbegriff vieler zuſammenhängenden Sätze, die eine ausführliche Vorſtellung einer gewiſſen Wahrheit in ſich halten. Die Verbindung vieler Perioden zeiget eigentlich die Schreibart eines Schriftſtellers an. Dieſe drey Stücke ſind

dum ſatis putant vitio carere, in id ipſum incidunt vitium, quod virtutibus carent - - - - Ne illud quidem, quod admoneamus, indignum eſt, ingenia puerorum nimia interim emendationis ſeueritate deficere. Nam et deſperant, et dolent et nouiſſime oderunt: et quod maxime nocet, dum omnia timent, nihil conantur - - - - Iucundus ergo tum maxime debet eſſe praeceptor: vt, quae alioqui natura ſunt aſpera, molli manu leuiantur; laudare aliqua, ferre quaedam, mutare etiam, reddita cur id fiat ratione; illuminare interponendo aliquid ſui - - - - Aliter autem alia aetas emendanda eſt, et pro modo virium exigendum et corrigendum opus. Solebam ego dicere pueris aliquid auſis licentius aut laetius, laudare illud me adhuc: venturum tempus, quo idem non permitterem. Ita et ingenio gaudebant et iudicio non fallebantur.

QVINT. *Lib. II. c.* I. In laudandis diſcipulorum dictionibus nec malignus nec effuſus: quia res altera taedium laboris,

der Gegenſtand ausführlicher Abhandlungen in der Redekunſt; bey dem erſten kommen die verblümten Redensarten, bey dem zweyten die Figuren und bey dem dritten die Kennzeichen und verſchiedenen Gattungen der guten und böſen Schreibart vor.

§. 144.

Die Wahl der Wörter trägt viel bey, die Gedanken und Beweiſe in ihr Licht zu ſetzen und die Schönheit und Stärke derſelben empfinden zu laſſen. Die Ausdrücke geben den Dingen eine neue Anmuth und leihen ihnen die lebhafte Miſchung der Farben, welche reiche Abſchilderungen und redende Gemälde hervorbringt. Der Verſuch hält in der Erfahrung die Probe aus. Durch die Veränderung und zuweilen durch die bloſſe Verſetzung der Ausdrücke wird faſt alle Schönheit einer Rede verſchwinden. Die Vernunft ſollte den Menſchen nur auf die Sache ſelbſt aufmerkſam machen, ohne daß er ſich um die Art des Vortrags bekümmerte; allein die Folge des Verderbens und der Erniedrigung unſerer Natur hat uns zu Sclaven der Sinne gemacht. Nichts rühret uns, als was dieſe trift und bewegt. Wir urtheilen von Gedanken und Menſchen nur nach ihrem äuſſerlichen Putze. Das Gezierte und Geſchmückte dem Ungeputzten vorziehen, iſt an ſich ſelbſt kein Fehler. Wir tragen in uns ſelbſt einen Hang nicht allein zum Guten und Wahren, ſondern auch zum Schönen; eine Neigung, zu welcher uns der Urheber der Natur beſtimmte, da er unſern Augen nichts vorſtellte, das nicht anmuthig und liebenswürdig wäre. Wenn wir nur nicht von der Zierde mehr, als von der Wahrheit, und leider, öfters von jener ganz allein und von dieſer gar nicht gerühret würden! Die weiſe Ordnung und die vornehmſte Abſicht des Schöpfers hat der äuſſerlichen Schönheit und Anmuth, nur zu dieſem Ende eine Stelle in dem Weſen der Dinge gegeben, daß ſie dasjenige erheben und liebenswürdig machen ſoll, was an und vor ſich

altera ſecuritatem parit. In emendando, quae corrigenda erunt, non acerbus, minimeque contumelioſus. Nam id quidem multos a propoſito ſtudendi fugat, quod quidam ſic obiurgant, quaſi oderint.

ſich ſchon gut und wahr iſt. Der Redner muß alſo eine beſondere Sorgfalt auf den Ausdruck wenden (*). Durch dieſen bringt er ſeine Gedanken äuſſerlich hervor und macht ſeine Geſchicklichkeit gemeinnützig. Von dieſem Stücke hat die Beredſamkeit, als von ihrem weſentlichſten Theile den lateiniſchen Namen erhalten (**). Der Ausdruck beſtimmet das Verdienſt eines Redners, unterſcheidet die Schreibart und lenket den Erfolg der Rede. Die Kunſt lehret ihn. Das übrige hat die Fähigkeit des Genies allein zum Grunde. Er beſorget nicht ſowohl die Bedeutung und Klarheit der Wörter, als ihre Zärtlichkeit und Stärke. Bekannte und an ſich ſelbſt nicht reitzende Wörter erhalten von ihm durch die künſtliche Setzung einen plötzlichen Glanz, der ſie verwandelt und die Kunſt des Werkmeiſters giebt ihnen einen Werth. Sie ſind beſtimmt Gedanken auszudrücken; aus dieſen müſſen ſie alſo auch entſtehen (*). Gute Ausdrücke ſind mit den Sachen ſelbſt verknüpft und folgen dieſen, wie ein Schatten dem Körper. Sie auſſer der Sache ſuchen, iſt ein Fehler, und glauben, daß man ihnen Gewalt anthun müſſe, um ſie anzuwenden, iſt ein Vorurtheil. Die natürlichſten ſind

(*) QVINTIL. *in prooem. Lib. VIII.* Eloqui, hoc eſt, omnia, quae mente conceperis, promere atque ad audientes perferre: ſine quo ſuperuacua ſunt priora, ſimilia gladio condito atque intra vaginam ſuam haerenti.

(**) Eloquentia ab eloqui. QVINTIL. *in prooem. Lib. VIII.* Hoc maxime docetur: hoc nullus niſi arte aſſequi poteſt: hoc maxime orator oratore praeſtantior: hoc genera ipſa dicendi alia aliis potiora; vt appareat in hoc et vitium et virtutem eſſe dicendi.

(*) CIC. *Lib. II. de Orat. n.146.* Res et ſententiae vi ſua verba parient, quae ſemper ſatis ornata mihi quidem videri ſolent, ſi eiusmodi ſunt, vt ea res ipſa peperiſſe videatur.

CIC. *Lib. III de Orat. n.125.* Rerum copia verborum copiam gignit.

CIC. *Lib. III. de fin. n. 19.* Quum de rebus grandioribus dicas, ipſae res verba rapiunt.

QVINTIL. *in prooem Lib. VIII.* Verba erunt in officiò - - - ſic vt ſemper ſenſibus inhaerere videantur, atque vt umbra corpus ſequi - - - Plerumque optima rebus cohaerent, et cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducunt - - - Optima ſunt minime accerſita, et ſimplicibus atque ab ipſa veritate profectis ſimilia.

die beſten. Wiſſenſchaft, Kenntniß der Dinge, und Leſen guter Bücher machen den Ausdruck leicht. Sie ſind die Quellen, woraus wir gute Ausdrücke geſchöpfet haben müſſen. Dieſe warten alsdann nicht, bis wir ſie rufen und ſind ſtets bereit, ſo oft wir ſie nöthig haben. Wir müſſen ſie alsdann ausſuchen und jedem ſeine Stelle anweiſen (**). Dieſe Wahl iſt es, welche im Anfange Zeit und Mühe koſtet. Wir müſſen unterſuchen, abwägen und vergleichen. Durch Gewohnheit und Uebung bringen wir es endlich ſo weit, daß ſie ſich uns von ſich ſelbſt darbieten (*) und ohne unſere Hülfe unter der Feder wachſen. Im Anfange iſt eine genaue Sorgfalt nöthig (**); allein dieſe nimmt mit unſerm Fortgange ab. Es giebt Redner, welche mit ſich ſelbſt unzufrieden und ſinnreich an eigenen Martern jeden erſtern guten Ausdruck verwerfen, um ſchönere, herrlichere und auſſerordentlichere zu ſuchen; Redner, die mit jedem Worte, mit jeder Sylbe zanken. Unfrucht-

(**) QVINTIL. *in prooem. Lib. VIII.* Qui rationem loquendi primum cognouerit, tum lectione multa et idonea copioſam ſibi verborum ſupellectilem comparauit - - - ei res cum nominibus ſuis occurrent. Sed opus eſt ſtudio praecedente et acquiſita facultate et quaſi repoſita.
CIC. *de Orat. Lib. III. n.* 121. Onerandum complendumque pectus maximarum rerum et plurimarum ſuauitate, copia, varietate.

QVINTIL. *Lib. X. c.* 3. et *Lib. VIII. in prooem.* Celeritatem dabit conſuetudo. Paullatim res facilius ſe oſtendent, verba reſpondebunt, compoſitio ſequetur: cuncta denique, vt in familia bene inſtituta, in officio erunt - - - ſic vt non requiſita reſpondere, ſed vt ſemper ſenſibus inhaerere videantur.

(*) CIC. *de Orat. Lib. I. n.* 151. Verba omnia, quae ſunt cuiusque generis, maxime illuſtria, ſub acumen ſtyli ſubeant et ſuccedant neceſſe eſt.

(**) QVINTIL. *in prooem. Lib. VIII.* Iſta quaerendi, iudicandi, comparandi anxietas, dum diſcimus, adhibenda eſt, non quum dicimus - - - Quibusdam tamen nullus finis calumniandi eſt, et cum ſingulis paene ſyllabis commorandi: qui etiam quum optima ſint reperta, quaerunt aliquid, quod ſit magis antiquum, remotum, inopinatum - - - increduli quidam et de ingenio ſuo peſſime meriti, qui diligentiam putant facere ſibi ſcribendi difficultatem.

fruchtbare Arbeit (*) und übel verſtandene Zärtlichkeit, die das Feuer der Einbildungskraft auslöſcht und den Redner unglückſelig machet! Die Kunſt wohl zu reden würde nicht ſchätzbar ſeyn, wenn wir unſer ganzes Leben hindurch zu der verdrüßlichen Beſchäftigung, Wörter zu ſuchen, abzuwägen und anzuordnen verdammet ſeyn müßten. Ein Redner beſitzet alle Schätze der Beredſamkeit als ein Herr und ſein Wille gebietet über den Gebrauch derſelben. Die Beywörter tragen viel zur Zierlichkeit und Stärke einer Rede bey, beſonders wenn ſie figürlich und verblümt ſind. Ohne ſie iſt eine Rede matt, ohne Seele und Leben Jedoch muß man ſie nicht zu ſehr häufen (**); man würde ſonſt ihre Anzahl verdoppeln, ohne ihre Kräften zu verſtärken. Die Ordnung der Wörter wirket die Schönheit und den Nachdruck der Rede. Der Menſch hat einen natürlichen Geſchmack (*), der ihn auf die Abmeſſung und den Wohlklang empfindlich machet. Dieſe Uebereinſtimmung, dieſen Wohlklang in die Sprachen einzuführen, müſſen wir die Natur zu Rathe ziehen, die Eigenſchaft der Sprache erlernen und die Ohren, dieſe ſtol-

(*) QVINTIL. *in prooem. Lib. VIII.* Abominanda haec infelicitas erat, quae et curſum dicendi refrenat, et calorem cogitationis extinguit mora et diffidentia.
QVINTIL. *Lib. XII. c.* 10. Neque enim vis ſumma dicendi eſt admiratione digna, ſi infelix vſque ad vltimum ſollicitudo perſequitur, ac oratorem macerat et coquit aegre verba vertentem et perpendendis coagmentandi que eis intabeſcentem. Nitidus ille et ſublimis et locuples, circumfluentibus vndique eloquentiae copiis imperat.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c.* 6. Talis eſt ratio huiuſce virtutis, vt ſine appoſitis nuda ſit, et incomta oratio. Ne oneretur tamen multis. Nam fit longa et impedita, vt --- eam iudices ſimilem agmini totidem lixas habenti, quos milites quoque: in quo et numerus eſt duplex, nec duplum virium.

(*) QVINT. *Lib. IX. c* 4. Natura ducimur ad modos.
CIC. *Orat. n* 177. 178. Aures vel animus aurium nuntio naturalem quandam in ſe continet vocum omnium menſionem --- Animaduerſum eſt, eadem natura admonente, eſſe quosdam certos curſus concluſionesque verborum.

ſtolzen und eckelhaften Richter (**) ausforſchen und fragen. Die ſchönſten Gedanken verletzen durch übel geordnete Ausdrücke die Zärtlichkeit des Ohrs. Eine harte und rauhe Zuſammenſetzung iſt dieſem zuwider (*); eine ſanfte und flieſſende aber ſchmeichelt ihm auf eine angenehme Weiſe. Es empfindet die üble Abmeſſung und den zu geſchwinden Fall derſelben und iſt misvergnügt. Es verwirft das Schleppende und Ueberflüſſige. Nur eine gutangeordnete und wohlklingende Rede kann es vergnügen. Dieſer Geſchmack iſt natürlich, denn er iſt dem Gelehrten und dem Ungelehrten gemein (**); Jener erkennt die Urſachen davon (*) und dieſer urtheilet nur nach ſeiner Empfindung. Von dem wohlklingenden Falle der Perioden ſind ſchon ganze Völker eingenommen worden und haben ihr Vergnügen und ihren Geſchmack durch öffentlichen und allgemeinen Beyfall bezeuget (**). Dieſe Ordnung

(**) CIC. *Orat. n.* 150. Graues ſententiae inconditis verbis elatae offendunt aures, quarum eſt iudicium ſuperbiſſimum.
CIC. *Lib. IV. ad Herenn. n.* 132. Aurium ſenſus faſtidioſiſſimus.

(*) CIC. *Orat. n.* 177. 178. Itaque et longiora et breuiora indicat, et perfecta ac moderata ſemper expectat. Mutila ſentit quaedam, et quaſi decurtata, quibus tanquam debito fraudetur: productiora alia et quaſi immoderatius excurrentia, quae magis etiam aſpernantur aures.

QVINT. *Lib. IX. c.* 4. Optime de illa (compoſitione) iudicant aures, quae et plena ſentiunt, et parum expleta deſiderant, & fragoſis offenduntur, et lenibus mulcentur, et contortis excitantur et ſtabilia probant, clauda deprehendunt, redundantia et nimia faſtidiunt.

(**) CIC. *pro Font. n.* 12. Vnum eſt ſimplex aurium iudicium, et promiſcue ac communiter ſtultis, ac ſapientibus a natura datum.

(*) QVINTIL. *Lib. IX. c.* 4. Docti rationem componendi intelligunt, indocti voluptatem.

(**) CIC *Orat. n.* 16. Quod qui non ſentiunt, quas aures habeant, aut quid in his hominis ſimile ſit neſcio. Meae quidem etc. Quid dico meas? Conciones ſaepe exclamare vidi, quum apte verba cecidiſſent.

nung müſſen Anfänger bey guten Schriftſtellern unterſcheiden lernen und bemerken (*), wie die Rede nach dem Unterſchiede ihres Gegenſtandes durch ihre verſchiedene Zuſammenſetzung bald mit einer majeſtätiſchen Ernſthaftigkeit einhertritt, und bald mit einer fertigen und leichten Geſchwindigkeit dahin fließt; bald den Zuhörer durch einen ſanften Wohlklang reitzet und entzücket und bald ihn durch einen harten und ſcharfen Klang mit Schrecken und Entſetzen durchdringt (**). Dieſe Ordnung der Wörter gefällt und macht dahero einen Eindruck in die Gemüther. Die Ohren eröfnen ihnen den Eingang in das Herz und dieſes glaubet gerne, was jene zum Vergnügen leitet (*). Der Redner läßt alſo nichts leeres, er vermeidet alles Rauhe und ſucht ſeine Rede lieblich, fließſend und angenehm zu machen (**). Wörter, die an ſich hart ſind, können doch den Wohlklang einer Rede befördern, wenn eine geſchickte Hand dieſelben an geſchickte Oerter ſetzet; ſo wie auch die unordentlichſten Steine zum

(*) CIC. *Lib. III. de Orat. n. 176. 177.* Nihil eſt tam tenerum, neque tam flexibile, neque quod tam facile ſequatur, quocumque ducas, quam oratio --- Ea nos (verba) quum iacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus et fingimus. Itaque tum graues ſumus, tum ſubtiles, tum medium quiddam tenemus: ſic inſtitutam noſtram ſententiam ſequitur orationis genus.

QVINT. *Lib. VIII. c. 4* Rebus accommodanda compoſitio, vt aſperis aſperos etiam numeros adhiberi oporteat, et cum dicente aeque audientem exhorreſcere --- Idque ad omnem rationem et aurium voluptatem et animorum motum mutatur et vertitur.

(**) QVINT. *Lib. VIII c. 4.* Nihil intrare poteſt in affectum, quod in aure velut quodam veſtibulo ſtatim offendit.

(*) QVINTIL. *Lib. VIII. c. 4.* Voluptate ad fidem ducitur.

(**) CIC. *Lib. III. de Orat. n. 171. 172.* Collocationis componere et ſtruere verba ſic, vt neue aſper eorum concurſus, neue hiulcus ſit, ſed quodammodo coagmentatus et laeuis --- Haec eſt collocatio, quae iunctam orationem efficit, quae cohaerentem, quae leuem, quae aequabiliter fluentem.

zum Schmucke eines Gebäudes beytragen können (*). Unter den Griechen war Iſokrates und unter den Römern Cicero der erſte, der auf die Annehmlichkeit der Abmeſſung und des Wohlklanges aufmerkſam war. Cicerons und Quintilians Regeln hierinn ſind nützlich, wenn ſie einer ſcharfen Wahl unterworfen werden, wie auch des Sylvius Anmerkungen oder Progymnaſmata, welche am Ende des ciceronianiſchen Vorrathes ſtehen. Cicero bleibt dennoch hier das beſte Orakel; er war auf die Ehre ſeines Vaterlandes eiferſüchtig und das Unternehmen, der Lateiniſchen Rede einen Klang, Schwung und Wohllaut zu geben, dadurch ſie der Griechiſchen gleich würde, gelung ihm auch ſo gut, daß er ſeine Mutterſprache in kurzer Zeit zur höchſten Vollkommenheit brachte. Auch in Geſchichtſchreibern finden wir ſchöne Gedanken und reiche Ausdrücke, allein Zuſammenfügungen wohlklingender und periodiſcher Wörter müſſen wir in denſelbigen nicht ſuchen. Die Schreibart der Geſchichte (**) muß leicht, natürlich und flieſſend ſeyn; ſie bequemet ſich alſo nicht zu dem ernſthaften und abgemeſſenen Klange, den die Majeſtät einer Rede erfodert. Die Schönheit und Ordnung der Wörter begreiflich zu machen darf man nur in den Schriften der Redner die abgemeſſenſten und wohlklingendeſten Sätze ausſuchen und die Ordnung und Zuſammenfügung derſelben verſetzen. Es werden eben die Gedanken und eben die Ausdrücke bleiben (*): aber es bleibt nicht eben die Anmuth, noch eben die Stärke. Wenn nun die Ohren der Jünglinge durch ein fleiſſiges Leſen guter Redner eingerichtet und zu dem lieblichen und wohlklingenden Schwunge der Perioden gewöhnt ſind: ſo werden ſie fein, zart und ſchwer zu vergnügen werden; ſie werden eine volle und wohlklingende Periode wohl zu un-

(*) QVINT. *Lib. IX. c.* 4. Sicut in ſtructura ſaxorum rudium etiam ipſa enormitas inuenit, cui applicari et in quo poſſit inſiſtere.

(**) QVINT. *Lib. IX. c.* 4. Hiſtoriae, quae currere debet ac ferri, minus conueniunt interſiſtentes clauſulae.

(*) QVINT. *Lib. IX. c.* 4. Quod cuique viſum erit vehementer, dulciter et ſpecioſe dictum, ſoluat et turbet: abe-

unterſcheiden wiſſen, und auch den Fehler oder Ueberfluß derſelben empfinden (**). Der Wohlklang muß ſich zwar in dem ganzen Körper und Zuſammenhange einer Periode ausbreiten (*), weil er aus dieſer Vereinigung und Uebereinſtimmung aller Theile entſpringt: indeſſen muß er ſich doch vornemlich am Ende ſehen und empfinden laſſen. Die Ohren werden in dem Uebrigen durch den Zuſammenhang der aufeinander folgenden Worte als durch einen Strom fortgeführet; wenn aber der geſchwinde Lauf der Rede einhält, wenn er ihnen eine Art einer Zwiſchenruhe auf einen Augenblick verſtattet: alsdann ſind ſie im Stande, beſſer von dem Klange zu urtheilen. Hier bricht die Bewunderung des Zuhörers aus, welche bisher durch ein bezauberndes Vergnügen aufgehalten wurde. Dieſe beſondere Sorgfalt erfodert auch der Anfang (**); das Ohr wendet eine ganz neue Aufmerkſamkeit darauf und merket die Fehler darinnen leicht an. In den Abmeſſungen ſelbſt muß eine künſtliche Abwechſelung beobachtet werden, damit die verdrüßliche Einförmigkeit von einerley Fällen vermieden werde, welche den Zuhörer müde und verdrüßlich machen. Für Reden, welche man zum Gepränge hält, giebt es eine kenntlichere und mehr ausſtudirte Ordnung. Solche Reden ſind in der erweiſenden Gattung (genere demonſtratiuo). Hier verwahret

rit omnis vis, iucunditas, decor - - - Illud notaſſe ſatis habeo, quo pulchriora et ſenſu et elocutione diſſolueris, hoc orationem magis deformem fore: quia negligentia collocationis ipſa verborum luce deprehenditur.

(**) CIC. *Orat. n.* 168. Meae quidem (aures) et perfecto completoque verborum ambitu gaudent, et curta ſentiunt, nec amant redundantia.

(*) QVINT. *Lib. IX. c.* 4. In omni quidem corpore, totoque, vt ita dixerim, tractu numeris inſerta eſt (compoſitio). Magis tamen deſideratur in clauſulis, et apparet. Aures continuam vocem ſecutae, ductaeque velut prono decurrentis orationis flumine, tum magis iudicant, cum ille impetus ſtetit, et intuendi tempus dedit. Haec eſt ſedes orationis: hoc auditor expectat: hic laus omnis declamat,

(**) QVINT. *Lib. IX. c.* 4. Proximam clauſulis diligentiam poſtulant initia: nam et ad haec intentus auditor eſt.

ret ſich der Zuhörer nicht wider liſtige Angriffe (*) und ſeine Redlichkeit befürchtet keine Fallſtricke. Abgemeſſene Fälle beleidigen ihn alsdann nicht, und wenn ihm der Redner nur dadurch ein ſanftes und unſchuldiges Vergnügen verſchaffet, ſo weiß ihm der Zuhörer Dank, daß er ſeinen Endzweck erhalten. Bey ernſthaften und wichtigen Gegenſtänden aber, wo der Redner zu unterrichten und zu rühren ſuchet, muß auch der Klang etwas Wichtiges und Ernſthaftes an ſich haben. Dieſe dem Zuhörer bereitete Lockſpeiſe des Vergnügens (**) muß alsdann unter der Gründlichkeit der Gedanken verhüllet und unter der Schönheit der Ausdrücke verſtecket ſeyn. Mit dieſen iſt der Zuhörer beſchäftiget und ſcheint die Abmeſſung und Ordnung der Wörter dabey zu vergeſſen. Dieſe bisher abgehandelte Ordnung hat nur das Vergnügen der Ohren zum Endzwecke und iſt mit dem Wohlklange der Rede zufrieden. Es giebt noch eine andre Art der Ordnung, die mehr den Nachdruck, als die Anmuth der Gedanken beſorget. Dieſe heißt uns ſolche Ausdrücke wählen, welche die Rede kräftiger machen und beſonders am Ende durch ihre Stärke dem Vorhergehenden einen Zuſatz zu geben ſcheinen. Wenn dieſe von den andern abgeſondert und in eine gröſſere Deutlichkeit geſetzet werden: ſo bringen ſie alle ihre Wirkung in der Seele hervor. Auch dieſe Art der Ordnung verdienet die Aufmerkſamkeit eines angehenden Redners. Die Wörter an ſich ſelbſt ſind willkührliche Zeichen unſerer Begriffe; nachdem nun dieſe einfach oder vielfach, und zuſammengeſetzet ſind: nachdem werden auch jene entweder einzeln oder als Redensarten in Verbindung mit

(*) CIC. *Orat.* n. 128. Quum is eſt auditor, qui non vereatur, ne compoſitae orationis inſidiis ſua fides attentetur, gratiam quoque habet oratori, voluptati aurium ſeruienti.

(**) CIC. *Orat.* n. 197. Sic minime animaduerteretur delectationis aucupium et quadrandae orationis induſtria, quae latebit eo magis, ſi et verborum et ſententiarum ponderibus vtemur. Nam qui audiunt, haec duo animaduertunt, et iucunda ſibi cenſent, verba dico et ſententias: eaque dum animis attentis admirantes excipiunt, fugit eos et praeteruolat numerus; qui tamen ſi abeſſet, illa ipſa delectarent.

mit andern gebrauchet. Unſere Sprachlehre theilte die Wörter ſchon in Geſchlechtswörter, Nennwörter, Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter und Zwiſchenwörter. Die daſelbſt gegebenen Regeln der Sprachkunſt enthielten die Natur dieſer Wörter überhaupt und ins beſondere, ihren guten und ſchlimmen Gebrauch, ihre Abänderungen und Verbindungsarten. In Anſehung ihres Gebrauchs leiden ſie hier noch eine neue Eintheilung. Sie ſind entweder verſtändlich, oder unverſtändlich, ehrbar oder ſchandbar, ernſthaft oder lächerlich, alt oder neu, fremd oder der Sprache eigen, edel oder pöbelhaft, wohllautend oder übelklingend. Die Beurtheilungskraft eines Redners zeiget ſich beſonders in derſelben Wahl und Unterſchiede. Bequeme Wörter befördern unſere Abſichten, welche durch ungeſchickte gehindert werden (*). Was an einem Orte gut und brauchbar ſeyn würde, iſt ſehr oft am andern ungereimt. Verſtändliche Wörter ſind, die der Sprache eigen ſind und in der gewöhnlichen Bedeutung genommen werden. Provinzialwörter, gar zu alte Wörter, fremde Wörter, neugemachte Wörter, Kunſtwörter und zweydeutige Wörter gehören alſo unter die unverſtändlichen. Solcher Wörter muß ſich ein Redner, der verſtanden werden will, ſorgfältig enthalten. Schändliche und laſterhafte Wörter ſchicken ſich eben ſo wenig für ihn. Er muß den Charakter eines tugendliebenden Mannes erhalten, dem alles unehrbare Weſen misfällt; er muß auch durch ſeine Sprache zeigen, daß er gute Sitten liebe. Ein Redner verliert ſehr viel von der ihm ſchuldigen Hochachtung, wenn man ihn die Sprache der Ruchloſen, der Wollüſtigen und Boshaften reden höret. Auch der Scherz ſchicket ſich nicht leicht für einen Redner, der von wichtigen Dingen redet. Indeſſen hat oft das Vergnügen über einen luſtigen Einfall (**) in dem Zuhörer mehr Wirkung, als der bündigſte

(*) CIC. Delectus verborum eſt mater eloquentiae.

(**) Cicero hat es auch ſelbſt fleiſſig gethan, ſonderlich in der Rede für den Murena; allein er hat es auch leiden müſſen, daß Cato von ihm geſaget: bone Deus, quam ridiculum habemus conſulem!

digſte Beweis (*). Niederträchtigkeit aber muß ihn niemal begleiten. Obgleich der Wohlklang ſich mehr in dem Zuſammenhange ganzer Sätze und Perioden, als in einzelnen Sätzen beobachten läßt: ſo klingen indeſſen doch gewiſſe Wörter und Redensarten an ſich ſchon gut oder übel. Die Urſache davon ſind theils die darunter liegenden Begriffe, theils die damit verknüpften Nebengedanken, theils die bloſſe Vermiſchung der lauten und ſtummen Buchſtaben (**). Die gröſte Schönheit des redneriſchen Ausdruckes beſteht in den verblümten Redensarten (*). Dieſe ſind Wörter, die man in andern Bedeutungen nimmt, als ſie gemeiniglich haben; ſie erhalten dadurch einen neuen Glanz, der ſich über die ganze Rede ausbreitet (**). Ihr Urſprung war die Armuth der Sprachen. Man dachte mehr, als man ſagen konnte. Den Mangel neuer Ausdrücke mußte der Gebrauch gewöhnlicher Wörter erſetzen, deren Bedeutung mit der vorhabenden Sache eine Aehnlichkeit hatte. Die Verwirrung der Leidenſchaften bediente ſich nachgehends ſolcher ähnlicher Ausdrücke, wenn ſie die eigenen Wörter nicht geſchwind genug finden konnte und endlich machte die gute Wirkung eines ſolchen Vortrags ihn zu einer Zierde. Er gefiel den Zuhörern, weil er ihren Witz und ihre Scharfſinnigkeit beſchäftigte. Er erhielt daher mit Recht das Lob einer ſinnreichen Schreibart. Die Tropen wurden nun als ein Mittel die Schreibart zu verſchönern in die Redekunſt eingeführet. Ariſtoteles vereiniget ſie alle unter dem Namen der Metaphore. In dieſem Verſtande drücket ſie eine jede Uebertragung oder Verſetzung eines Wortes in eine neue Bedeutung aus; denn alle verblümten Redensarten ändern nur den Sinn der Wörter. In der Folge der Zeit hat die genauere Aufmerkſam-

(*) HORAT.
— — — — Ridiculum acri
Fortius, et magnas melius plerumque ſecat res

(**) S. die Abhandlung des P. Buffiers im *VIII.* B. *XXX.* St. der kritiſchen Beyträge und Gottſcheds Anmerkungen dazu.

(*) Tropi.

(**) QVINTILIAN. *L. VIII. cap. 6.* Tropus eſt verbi, vel ſermonis, a propria ſignificatione in aliam, cum virtute mutatio.

ſamkeit verſchiedene Eintheilungen der tropiſchen Redensarten erfunden. Zuerſt entſtunden die Metonymie oder die Namenänderung, die Synekdoche, oder der Auszug und die Ironie oder die Spötterey; endlich kamen die Allegorie, die Antonomaſie, die Tapeinoſis oder Litote und die Hyperbole oder Auxeſis. Die Wiſſenſchaft und die Erklärung aller dieſer Kunſtwörter iſt ſchwerer, als die Erfindung und der Gebrauch der verblümten Redensarten ſelbſt. Die Natur und ein lebhafter Geiſt lehren auch denjenigen die rechte Anwendung der Tropen, der ihren Namen nicht kennt. Obgleich aber das Weſen der Beredſamkeit nicht in dieſen tropiſchen Redensarten beſteht: ſo verdienen ſie doch hier ihre Stelle. Die erſte Art derſelben iſt die Metaphore. Sie enthält allemal in einem Worte ein Gleichniß; doch iſt ſie von dem Gleichniſſe unterſchieden; denn jene iſt weit verwegener, als dieſes. Die Metaphore iſt eine Figur (*), welche anſtatt der eigentlichen Wörter, die nicht vorhanden oder nicht kräftig genug ſind, figürliche Wörter dafür ſetzet, die ſie durch eine Art eines Tauſches anderswo entlehnet. Sie nimmt alſo einen leeren Platz ein (**), oder, wenn ſie ein eigentliches Wort daraus vertreibt: ſo hat ſie mehr Stärke, als das Wort, an deſſen Stelle ſie geſetzet wird. Sie giebt der Rede mehr Anmuth, Stärke und edles Weſen, ſie ſtralet in der prächtigſten Rede vor andern mit ihrem eigenen Lichte hervor (*), ſie bereichert die Sprache mit unzäh-

(*) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 155. 156. Tertius ille modus transferendi verbi late patet, quem neceſſitas genuit inopia coacta primo et anguſtiis, poſt autem delectatio iucunditasque celebrauit. Nam vt veſtis frigoris depellendi cauſa reperta primo, poſt adhiberi coepta eſt ad ornatum etiam corporis et dignitatem: ſic verbi translatio inſtituta eſt inopiae cauſſa, frequentata delectationis — — — — Ergo hae translationes quaſi mutationes ſunt, quum quod non habeas, aliunde ſumas. Illae paullo audaciores, quae non inopiam indicant, ſe orationi ſplendoris aliquid accerſunt.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. c.* 6. Metaphora aut vacantem occupare locum debet, aut ſi in alienum venit, plus valere eo, quod expellit.

(*) QVINT. *L. VIII. c.* 6. Ita iucunda atque nitida, vt in oratione quamlibet clara, proprio tamen lumine eluceat.

zählichen Ausdrücken, ſie bringt eine groſſe Abwechſelung in die Rede, ſie erhebt die geringſten und gemeinſten Sachen und giebt ihnen etwas Edles, ſie vergnügt die Menſchen durch ihre ſinnreiche Kühnheit (**), ſie hintergeht den Verſtand auf eine angenehme Weiſe, ſie giebt endlich den geiſtigſten Dingen einen Leib und läßt ſie uns durch die ſinnlichen Bilder faſt berühren, die ſie in der Einbildungskraft davon entwirft. Man kann die Stärke der Metaphore dadurch begreiflich machen, wenn man den eigentlichen und natürlichen Verſtand erkläret, worauf der figürliche gegründet iſt; denn ohne jenen kann dieſer nicht beſtehen noch recht verſtanden werden. Man beraubt alſo eine glänzende Redensart aller ihrer Zierde und bringt ſie auf einen ganz ſchlechten Satz. Wenn die Metaphore fortgeſetzet wird und nicht mehr in einem einigen Worte beſteht: ſo nennet man ſie eine Allegorie. Dieſe Figur erfodert, daß man in einerley Gleichheit bleibe und nicht von einem Bilde ſogleich auf das andere ſpringe (*). Quintilian theilet die Metaphore in vier Arten ein: 1) Wenn man ein lebendiges Ding fürs andere nimmt; 2) wenn man ein lebloſes Ding für das andere ſetzet; 3) wenn man ein lebloſes Ding für etwas Lebendiges ſetzet; 4) wenn man die Redensart von lebendigen Dingen für was Lebloſes brauchet. Nur müſſen groſſe und erhabene Dinge nicht durch Metaphoren entehret werden, die von ſchlechten und niedrigen Sachen hergenommen ſind. Die Metaphore muß auch nicht von gar zu hohen, ſchönen und vollkomme-

(**) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 159. 160. In ſuorum verborum maxima copia, tamen homines aliena multo magis, ſi ſunt ratione translata, delectant. Id accidere credo, vel quod ingenii ſpecimen eſt quoddam tranſilire ante pedes poſita et alia longe repetita ſumere: vel quod is, qui audit, alio ducitur cogitatione, neque tamen aberrat, quae maxima eſt delectatio — — — vel quod omnis translatio, quae quidem ſumta ratione eſt, ad ſenſus ipſos admouetur, maxime oculorum, qui eſt ſenſus acerrimus.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 6.* Id inprimis eſt cuſtodiendum, vt quo ex genere coeperis translationis, hoc deſinas. Multi enim, quum initium a tempeſtate ſumſerunt, in-

menen Dingen entlehnet werden. Die Allegorie muß endlich nicht aus einer Metaphore in die andere fallen, ſondern in einerley Gleichniſſe fortfahren; ſie muß die Vermengung ungleicher Metaphoren verhüten, aus welcher lauter Räthſel entſtehen würden; ein Fehler, der die meiſten ſchwülſtigen Schriftſteller verurſachet. Die zweyte Art der verblümten Redensarten iſt die **Metonymie** oder der **Namenwechſel**. **Longolius** nennet ſie das **Namenlehn**. Sie hat fünferley Arten unter ſich; denn man ſetzet zuweilen

I. Die Urſache für die Wirkung.

II. Die Wirkung für die Urſache.

III. Das Subject für das Adjunct. Dieſe Art der Metonymie begreift noch verſchiedene beſondere Arten unter ſich:

1) Das Enthaltende für das Enthaltene.
2) Der Beſitzer für das Eigenthum.
3) Der Feldherr für ſeine Soldaten.
4) Das Bezeichnete für ſein Zeichen.
5) Die Sache, die in der Zeit geſchieht, für die Zeit ſelbſt.

IV. Das Adjunct anſtatt des Subjects, dabey

1) Das Enthaltene für das Enthaltende.
2) Das Zeichen für das Bezeichnete.
3) Die Zeit für die Sachen, die in der Zeit geſchehen.
4) Die Tugend oder das Laſter für diejenigen, die demſelben ergeben ſind.
5) Der Affect für den Gegenſtand deſſelben.

V. Die Metalepſis oder der Zuſtandswechſel. Dieſer iſt zweyerley:

1) Das Vorhergehende für das Nachfolgende.
2) Das Nachfolgende für das Vorhergehende.

Die dritte Art der verblümten Redensarten iſt die Synek-

cendio aut ruina finiunt: quae eſt inconſequentia rerum foediſſima.

nekdoche oder der Auszug (**). Man zählet insgemein folgende Arten dazu:

I. Das Ganze anſtatt des Theiles.

II. Der Theil anſtatt des Ganzen.

III. Die Gattung anſtatt einer Art.

IV. Die Art anſtatt der Gattung.

V. Die einzelne Zahl anſtatt der mehrern.

VI. Die mehrere Zahl anſtatt der einzelnen.

VII. Eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe.

VIII. Eine gerade Zahl für eine ungerade.

IX. Ein eigener Name anſtatt einer gemeinen Benennung.

X. Eine gemeine Benennung für einen eigenen Namen.

Dieſe beiden leztern Arten werden Antonomaſien genennet. Zur Synekdoche werden noch die Hyperbole und die Litote gerechnet. Jene iſt eine Vergröſſerung, dieſe eine Verkleinerung des Dinges, davon die Rede iſt. Beide enthalten eine Unwahrheit, jene, da ſie mehr; dieſe, da ſie weniger ſagt, als in der That wahr iſt. Doch iſt die Abſicht derſelben nicht, den Zuhörer zu hintergehen. Dieſe Unwahrheit muß die Wahrheit nur unter einer leichten Decke verhüllen und den Zuſatz oder die Verminderung merken laſſen. Sie erfodert alſo eine gewiſſe Mäſſigung. Die Sachen allzugroß, oder gar zu klein machen, iſt ein Fehler, der lächerlich wird und bey allen Vernünftigen einen Eckel erwecket. Die vierte Art der verblümten Redensarten iſt die Ironie oder die Verſpottung. Auch hier erhalten die Wörter neue Bedeutungen. Man ſagt gerade das Gegentheil deſſen, was man denkt, und iſt dabey verſichert, daß der Zuhörer entweder aus den Umſtänden der Sache oder aus dem Tone der Sprache unſere Meinung errathe. Die Ironie wird in etliche Arten getheilet:

I. Sarcaſmus oder das Hohngelächter. Dieſe iſt ein giftiges und beiſſendes Geſpött gegen einen Sterbenden.

II. Dia-

(**) QVINTILIAN. *Lib. VIII. c. 6.* Quidam συνεκδοχὴν vocant, quum et id in contextu ſermonis, quod tacetur, accipimus.

II. Diaſyrmus oder das Durchziehen. Dieſes iſt ein Geſpött gegen einen noch lebenden Feind

III. Mimeſis oder das Nachſpotten. Dieſes iſt eine ſpöttiſche Wiederholung der Worte deſſen, den man verſpotten will.

IV. Charientiſmus, oder der ſcherzende Spott. Dieſer iſt eine höflich ſpaſſende Antwort auf eine harte Rede.

V. Aſteiſmus, oder der beſcheidene Spott. Dieſer iſt ein artiger Scherz zur Verkleinerung ſeiner ſelbſt.

Ueberhaupt iſt der Gebrauch aller verblümten Redensarten vortheilhaft und ihr Misbrauch ſchädlich. Ihr Mangel machet die Schreibart mager und ihr Ueberfluß machet ſie ſchwülſtig. In ſynonymiſchen oder gleichgültigen Redensarten muß ein Redner ſeine Urtheilskraft befragen und Beywörter nur alsdann ſparſam brauchen, wenn es die Abſicht ſeiner Rede erfodert, welche will, daß ſie die wirklichen Eigenſchaften und zufälligen Beſchaffenheiten der Dinge ausdrücken ſollen.

§. 145.

Eine Periode iſt eine kurze Rede, die einen völligen Verſtand hat. Ihr Urſprung iſt die natürliche Nothwendigkeit Athem zu holen. Die alten Lateiner hieſſen einen ſolchen Satz verſum (*). Dieſe Eintheilung geſchieht durch das Maaß der Worte und Gedanken und hängt nicht von den willkührlichen Unterſcheidungszeichen des Schreibenden ab. Iſokrates war der erſte, welcher die Griechen periodiſch ſchreiben lehrte. Die unabgetheilten Reden der Alten ſind zuweilen auch heut zu Tage noch Geburten der Halbgelehrten. Dieſe überlaſſen ſich dem Strome ihrer Phantaſie, welcher ſie in einer Menge von Worten hinreißt, wo ſie und andere ver-

(*) CIC. *de Orat. L. III. cap.* 44. Verſus enim veteres illi, in hac ſoluta oratione prope modum, hoc eſt, numeros quosdam nobis eſſe adhibendos, putauerunt. Interſpirationis enim, non defatigationis noſtrae, neque librariorum notis, ſed verborum et ſententiarum modo, interpunctas clauſulas in orationibus eſſe voluerunt; idque princeps Iſocrates inſtituiſſe fertur, vt inconditam antiquorum dicendi conſuetudinem, delectationis atque aurium cauſſa, numeris adſtringeret.

vergebens das Ende ſuchen. Sie hängen an jeden einfachen Gedanken einen Zuſatz nach dem andern und flechten unzähliche Umſtände, Folgerungen, Einſchränkungen, Bedingungen und Anmerkungen ſo verwirrt durcheinander, daß ſie ſelbſt ſich in einem Labyrinthe verlieren und andern ihr Endzweck unbekannt bleibt. Die gerichtlichen Aufſätze der Rechtsgelehrten ſind insgemein dieſem Fehler unterworfen, wiewohl auch öfters Leute, die ſich für geiſtliche und weltliche Redner halten, davon nicht frey ſind. Auch die meiſten Verehrer des ſogenannten Hof- und Kanzleyſtyls bilden ſich viel darauf ein und verachten alles, was nicht weitſchweifig, athemraubend und verwirrt ausſieht und auch wirklich iſt. Da ſolche Leute meiſtens keinen Fleiß auf ihre Mutterſprache gewandt, die ſchönen Wiſſenſchaften nicht erlernet und die Geſetze der guten Schreibart eben ſo wenig, als die Kunſt wohl zu denken, gefaſſet haben: ſo vertheidigen ſie hernach mit Hartnäckigkeit dasjenige bis an ihr Ende, was ſie von Jugend auf gelernet, womit ſie ihr Brod verdienet, und worinn ſie und andere Leute dieſer Art grau geworden ſind (**). Dieſe Lehre erfodert deswegen nicht, daß man lauter kurze Sätze von ſehr wenig Worten, als ſo viel Orakelſprüche, abfaſſen ſolle. Gezwungene, gebrochene und kraftloſe Reden wurden ſchon mit Recht an dem Seneca getadelt. Eine gar zu groſſe Gleichförmigkeit der Sätze erwecket dem Ohre einen Ueberdruß; da hingegen die Abwechſelung längerer und kürzerer Perioden weit angenehmer und natürlicher iſt. Die meiſten Schulbücher der Redekunſt machen ſich eine mühſame, aber vergebene Beſchäftigung, die Perioden einzutheilen. Sie ſprechen von einfachen und zuſammengeſetzten, ſie erklären die periodos conceſſiuas, aduerſatiuas, excluſiuas, conditionales, cauſſales, copulatiuas, comparatiuas, conſecutiuas, explanatiuas u. ſ. w. wozu ſie noch eine Menge von Verbindungsformeln rechnen. Leuten, die vernünftig denken gelernet haben, darf man ſolche kindiſche Kunſtgriffe nicht anbieten. Je mehr man darum beküm-

mert

(**) HORAT.

Vel quia turpe putant, parere minoribus; aut, quae
Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

mert iſt: deſto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart. Dieß iſt der Entwurf natürlicher und ſchlechtweg geſetzter Perioden, welche indeſſen noch mit einem gewiſſen Schmucke aufgeputzet werden können. Die verblümten Redensarten ſind zwar ſchon eine Zierde der Perioden, doch haben dieſe noch ihre eigenen Zierlichkeiten, die aus der Verbindung der Wörter flieſſen. Dieſe müſſen allererſt nach ſyntaktiſchen Regeln richtig geſetzet ſeyn, denn die Sprachkunſt wird bey einem Redner überall zum voraus geſetzet; alsdann giebt es erſt noch gewiſſe oratoriſche Schönheiten, deren eine Periode fähig iſt und die ſich auf eine glückliche, neue, lebhafte und durchdringende Art zu denken gründen. Ein und eben derſelbe logiſche Satz kann von verſchiedenen Rednern auf verſchiedene Weiſe abgehandelt und ausgeſprochen werden. Die Ordnung der Begriffe und die davon herrührende Stellung der Wörter wirken dieſen Unterſchied. Jeder ſagt zwar einerley, aber jeder ſagt es anders, und es iſt immer eine Art des Ausdrucks dabey, welche gewiſſe Vorzüge vor den andern hat. Ein guter Redner wird weder gar zu ſklaviſch die gemeine Art zu denken und zu ſprechen befolgen, noch auch zu verwegen alle Regeln der ordentlichen Sprache verlaſſen. In jenem Falle würde er nichts neues, nichts artiges ſagen, in dieſem aber lauter Ausſchweifungen begehen. Er bemerket ſich die ſichere Regel: **Eine jede Periode muß einen deutlichen, vernünftigen und wahren Gedanken zum Grunde haben.** Ein ſeltſames Gemiſche vieler Ideen machet einen Satz nicht ſchön, wenn keine Wahrheit, kein gegründeter Ausſpruch darinnen enthalten iſt. Ein Satz kann unmöglich ſchön ſeyn, der noch nicht einmal vernünftig iſt. Die logiſche Richtigkeit eines Gedankens muß erſt die innerliche Schönheit aller Perioden ausmachen, welche hernach durch den Ausdruck nur geputzet wird. Die gewiſſeſten und ſicherſten Zierrathen der Perioden ſind die Figuren. Dieſe ſind lebhafte Arten des Ausdruckes, welche unſere Gemüthsbewegungen entdecken; ſie ſind die Sprache der Leidenſchaften. Die Sprache iſt eine Abbildung der Seele, ſie verräth dasjenige, was in dem innerſten dieſer vorgeht. Iſt nun die Seele vollkommen ruhig: ſo bleibt

auch der Ausdruck in der gewöhnlichen Stille; wenn aber das Gemüth geſtöret, das Herz aufgebracht und die Seele in voller Bewegung iſt: ſo verräth die Zunge dieſen verwirrten Zuſtand durch Wörter, die ihm ähnlich ſind. Obgleich die Natur ſchon auch Ungelehrte alle Arten, die Affecten kenntlich zu machen, lehret: ſo werden ſie doch ein Gegenſtand, mit welchem ſich die Redekunſt beſchäftiget. Nicht alle beſitzen ein lebhaftes Genie; dieſe müſſen alſo erſt durch die Beyſpiele anderer feuriger Gemüther zur Nachahmung gereitzet werden; ſie lernen erſt durch fremde Muſter die Stärke und Gewalt der Figuren über die Gemüther der Menſchen erkennen. Sie ſehen ein, daß die größten Redner durch den häufigen Gebrauch derſelben ſich zu Beherrſchern des menſchlichen Herzens gemachet und die Zuhörer dadurch bald erſchrecket, bald betrübet, bald erfreuet, bald erzürnet, und ihnen auf jede Art ihren Beyfall abgedrungen haben. Die Figuren beſtehen entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen (dictionis et ſententiarum). Jene ſind nicht immer gut Sie werden eckelhaft, wenn ſie nichts als kindiſche Wortſpiele enthalten, in welchen kein Feuer der Leidenſchaft glimmet. Hieher gehören Antanaclaſis, wenn ein Wort bey einerley Syllben zweyerley Bedeutungen bekömmt, Ploce, wenn das wiederholte Wort zwar grammatiſch daſſelbe bleibt, aber doch ſeinen Verſtand ändert; Polyptoton, wenn ein Wort in ſeiner grammatiſchen Abänderung wiederholet wird; Paronomaſia, wenn ſich die Worte nur reimen; Parecheſis, wenn in ein paar Worten etliche Syllben überein kommen; Homoeoteleuton, und Homoeoptoton, wenn man mit den letzten Syllben, oder mit den Endungen ſpielet; Paregmenon, wenn von einander hergeleitete Wörter nahe auf einander folgen. Die geſunde Vernunft hat endlich den Geiſt unſerer Landsleute aufgekläret, und ihnen gewieſen, wie ſehr ſolche Tändeleyen ihrer Aufmerkſamkeit unwürdig ſind. Wortfiguren, die uns die Natur in der Hitze der Leidenſchaften ſelbſt in den Mund leget, ſind von beſſerm Nachdrucke. Hieher gehören Anadiploſis, wenn daſſelbe Wort am Ende und im Anfange des folgenden Satzes zu ſtehen kömmt; Anaphora, wenn viele Abſätze eine Rede auf einer-

nerley Art anfangen; Aſyndeton, oder ein Mangel der Bindewörter; Ellipſis, wenn etwas ausbleibt, welches ſich aber leicht verſtehen läßt; Epanalepſis, wenn derſelbe Ausdruck, der den Anfang zu einem Satze gemachet hat, denſelben auch beſchließt; Epanodos, wenn man zwey Wörter nach einander beſonders wiederholet; doch ſo, daß das letzte zuerſt und das erſte zuletzt kommt; Epiphora, wenn das Ende eines Abſatzes in der Rede etliche male wiederholet wird; Epizeuxis, wenn daſſelbe Wort gleich hintereinander, im Anfange eines Satzes wiederholet wird; Exergaſia, wenn man viele faſt gleichgültige Redensarten brauchet, die Sache deſto lebhafter einzuſchärfen; Gradatio oder Climax, wenn man ſtufenweiſe von einem Worte auf ein anders, und von dieſem auf ein noch ſtärkeres fortſchreitet; Pleonaſmus, wenn man überflüſſige Beywörter brauchet, die Sache noch deſto nachdrücklicher zu geben. Polyſyndeton, wenn man gar zu viel Bindewörter brauchet. Symploce, wenn Anfang und Ende vieler auf einander folgender Abſätze einerley ſind; Synonymia, wenn man etliche faſt gleich viel heiſſende Wörter ſetzet. Dieß iſt das Verzeichniß erlaubter Wortfiguren. Die Figuren in ganzen Sätzen ſind in groſſer Menge und ſehr verſchieden. Sie drücken hauptſächlich die Leidenſchaft aus und erwecken dieſelbe. Die vornehmſten derſelben ſind: Admiratio, wenn man über eine unvermuthete Sache ſeine Verwunderung blicken läßt; Antitheton, wenn man viele widrige Dinge neben einander ſetzet, um ſie durch die Gegeneinanderhaltung deſto mehr zu erheben; Apoſiopeſis oder Reticentia, wenn man den Anfang machet, etwas heraus zu ſagen; aber mitten in der Rede inne hält und abbricht; Apoſtrophe, wenn man die Rede gegen Abweſende, Verſtorbene oder gar lebloſe Dinge richtet und ſie anredet, als ob ſie zugegen wären und uns verſtünden; Communicatio, wenn man die Zuhörer ſelbſt zu Rathe zieht und die ganze Sache auf ihren Ausſpruch ankommen laſſen will; Conceſſio, wenn man ſeinen Zuhörern zwar etwas einräumet, aber doch eine Antwort dagegen hinzuſetzet; Confeſſio, wenn der Redner ſeinen Zuhörern etwas zugiebt, welches ihm zuwider zu ſeyn ſcheint; Cumulus, wenn man viele Dinge zuſammen häufet und eine Menge

ge kurz gefaßter Vorſtellungen geſchwind hintereinander, gleichſam in einem Athem herausſtößt, um ſeine Zuhörer deſto ſtärker zu rühren; Dialogiſmus, wenn ein Redner mit ſeinem Gegner gleichſam ſtreitet, ihn redend einführet und ihm gleich darauf antwortet; Diſtributio, wenn man etwas vielfaches in ſeine Theile zergliedert, um ſeinem Leſer einen ausführlichen Begriff von der Sache zu geben; Epanorthoſis oder correctio, wenn man gleichſam aus Uebereilung etwas ſaget, welches nicht wahr iſt; aber es ſogleich wiederruft und verbeſſert; Epimone, wenn man ſehr heftig mit allerley Figuren auf ſeinen Gegner losſtürmet und ihn verwirrt zu machen ſuchet; Exclamatio, wenn man aus einer ſtarken Gemüthsbewegung einen Ausruf thut; Hypotypoſis oder deſcriptio (*), wenn man eine ausführliche Abbildung von einer Sache giebt und ſie dem Zuhörer gleichſam vor Augen malet; Incrementum oder Gradatio, wenn man ſtufenweiſe von einer geringern Sache zu einer gröſſern hinaufſteigt; Interrogatio, wenn man vielmal hintereinander ſeiner Zuhörer Gedanken mit Fragen herauszulocken bemühet iſt; Iusiurandum, wenn der Redner eine ſehr hohe Betheurung brauchet, daß ſeine Worte wahr ſind; Occupatio, wenn man einen Einwurf benimmt, den etwa jemand machen möchte; Parrheſia, wenn man eine verhaßte Sache zwar frey heraus ſaget, aber doch auf eine erträgliche Art vorträgt und etwas zu lindern ſuchet. Praeteritio, wenn man ſich ſtellet, als wollte man von einer Sache gar nichts ſagen, aber eben damit eine Nachricht davon giebt; Proſopopoeia (**), wenn man lebloſen Dingen die Eigenſchaften lebendiger

Per-

(*) QVINT. *Lib. IX. c.* 2. Ὑποτύπωσις dicitur, propoſita quaedam forma rerum ita expreſſa verbis, vt cerni potius videatur, quam audiri.

QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. Magna virtus eſt, res, de quibus loquimur, clare, atque vt cerni videantur, enuntiare. Non enim ſatis efficit, neque vt debet, plene dominatur oratio, ſi vſque ad aures volet, atque ea ſibi iudex, de quibus cognoſcit, narrari credit, non exprimi, et oculis mentis oſtendi.

(**) QVINT. *Lib. VI. c.* 1. Non audire iudex videtur aliena mala

Perſonen giebt; Sermocinatio (*), wenn man verſtorbene Perſonen redend einführet; Votum, wenn man ſich eines brünſtigen Wunſches bedienet (**). Die bisher erklärten Figuren wird ein angehender Redner ſehr leicht in Uebung bringen können, wenn er aufmerkſam die Schriften der beſten Redner geleſen und in dem Zuſammenhange ihrer Reden die Figuren fleiſſig angemerket hat. Er wird auch ihre Wirkung ſorgfältig beobachten. So wird ihn die Umſchreibung (Periphraſis) ſolche Dinge verſteckt ausdrücken lehren, welche bey ihrem Namen zu nennen der Wohlſtand nicht erlaubet; eine ſonſt niederträchtig ſcheinende Sache wird dadurch edler und die Härte gewiſſer Dinge bedecket und gelindert werden (*). Die Wiederholung wird die Wahrheit eines Gegenſtan-

defientes, ſed ſenſum ac vocem auribus accipere miſerorum, quorum etiam mutus aſpectus lacrymas mouet.

(*) QVINT. *Lib. IX. c. 2.* Magna quaedam vis eloquentiae deſideratur. Falſa enim et incredibilia natura neceſſe eſt, aut magis moueant, quia ſupra vera ſunt; aut pro vanis accipiantur, quia vera non ſunt.

(**) Wir finden zwar in den meiſten Lehrbüchern von der Redekunſt eine weit gröſſere Anzahl von Figuren; allein ſie gehören entweder unter eine andere Claſſe, oder ſind bereits unter angemerkten begriffen, oder verdienen unſere Aufmerkſamkeit nicht. Z. E. Gnome, Noema, Chria, deren jene ein Lehrſpruch, dieſe ein Exempel, und die letztere ein Zeugniß bedeutet, gehören alle drey zu den Erläuterungen. Aetiologia iſt keine Figur, ſondern ein Beweis. Imago begreift ein Gleichniß, Paradigma aber ein Exempel in ſich Comparatio iſt wiederum ein Gleichniß. Collatio iſt oben als ein Antitheton vorgekommen. Diſſimilitudo iſt eben das. Paradiaſtole und Antimetabole ſind wohl Arten zu denken und zu reden, aber keine Figuren. Oximoron und Epiphonema ſind auch nur ſinnreiche Lehrſprüche, die entweder in der Mitte oder am Ende vorkommen. Auxeſis und Tapeinoſis ſind ſchon unter den Tropen vorgekommen. Praefiguratio iſt nichts anders, als die obige Hypotypoſis. Obſecratio und exſecratio ſind nichts, als Arten der Anaſtrophe.

(*) QVINT. *Lib. IX. c. 2.* Celebrata apud Graecos ſchemata, per quae res aſperas mollius ſignificant.

ſtandes nachdrücklicher machen; wenn hingegen der Redner einigen Stellen dieſe Figur entziehen wollte: ſo würde er alle ihre Schönheit vertilgen, ihre Kräften ſchwächen und den Leidenſchaften ihre natürliche Sprache benehmen. Die wohl und ſparſam angebrachten Gegenſätze, die Zertheilung und andere dergleichen Figuren gefallen in ſinnreichen Werken ungemein; ſie haben daſelbſt faſt eben die Wirkung, als in einem Gemälde Licht und Schatten, welches ein guter Maler künſtlich austheilet; oder als die hohen und tiefen Stimmen, die der geſchickte Tonkünſtler angenehm untereinander zu mengen weiß. Man hat noch andere Figuren, welche vornemlich in einer gewiſſen Setzung und Gleichheit der Wörter beſtehen. Dieſe künſtliche und richtige Ordnung, nach welcher ſich die Wörter in einem gewiſſen Verhältniſſe auf einander beziehen, ſchmeichelt durch ihre abgemeſſene Uebereinſtimmung dem Ohre und dem Gemüthe auf eine angenehme Weiſe. Cicero (**) hat uns den Gebrauch dieſer Figuren gezeiget. Die Stärke und Gründlichkeit der Gedanken muß dieſelben erheben. Denn die Figuren beſtehen nur in gewiſſen Zügen und Ordnung der Wörter, dieſe aber dienen blos, die Gedanken, als das Hauptwerk auszudrücken. Sie müſſen ſelten und ohne alles gezwungene Weſen gebrauchet werden (*). Die Natur der abzuhandelnden Dinge muß ſie mit ſich führen, ohne daß ſich Kunſt und Fleiß erſt, ſie zu ſuchen, bemühen. Das Feuer der Leidenſchaften verliſcht, ſobald ſich die Eitelkeit des Redners verräth und dieſer mehr beſorgt iſt, ſeinen Witz bewundern zu laſſen, als die Thränen des Zuhörers zu locken und ſein Herz mit lebhaften Regungen zu erfüllen. Seneca iſt voll dergleichen Figuren. Seine Gedanken, die an ſich ſelbſt ſchon

(**) QVINT. *Lib. IX. c.* 1. Delectatus eſt his etiam M. Tullius: verum et modum adhibuit non ingratae, niſi copia redundet, voluptati; et rem alioqui leuem ſententiarum pondere impleuit.

(*) QVINTIL. *Lib. IX. c.* 3. Sunt, qui neglecto rerum pondere et viribus ſententiarum, ſi vel inania verba in hos

ſchon ſehr ſchön und gründlich ſind, erhalten durch dieſe Art des Ausdruckes eine neue und gröſſere Anmuth. Stellen von ſolcher Art verbeſſern den Geſchmack junger Redner. Die Natur (**), dieſe beſte Führerinn, lehret ſie die Wahrheit deſſen, was ſie ſagen, bey ſich ſelbſt empfinden und in ihren eigenen Herzen diejenigen Regungen ſuchen, welche ſie durch ihren Vortrag in andern erwecken wollen (*). Sie ſtellen ſich alle Umſtände der Sache lebhaft vor, ihre Einbildungskraft machet ſie gegenwärtig und dieſe wird endlich zur Mutter der Leidenſchaften (**). Gegenſtände, denen ſogar die Wirklich-

modos deprauarint, ſummos ſe iudicent artifices, ideoque non deſinunt, eas nectere: quas ſine ſententia ſectari tam eſt ridiculum, quam quaerere habitum geſtumque ſine corpore - - - Sed ne hae quidem denſandae ſunt nimis - - - Sciendum inprimis, quid quisque in orando poſtulet locus: quid perſona, quid tempus - - - Vbi enim atrocitate, inuidia, miſeratione pugnandum eſt, quis ferat contrapoſitis, et pariter cadentibus, et conſimilibus, iraſcentem, flentem, rogantem: quum in his rebus cura verborum deroget affectibus fidem, et vbicumque ars oſtentatur, veritas abeſſe videatur.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. c. 3.* Naturam intueamur, hanc ſequamur. Omnis eloquentia circa opera vitae eſt: ad ſe refert quisque, quae audit: et id facillime accipiunt animi, quod cognoſcunt.

(*) QVINTIL. *Lib. VI. c. 3.* Per quas (φαντασίας) imagines rerum abſentium ita repraeſentantur animo, vt eas cernere oculis ac praeſentes habere videamur. Has quisquis bene conceperit, is erit in affectibus potentiſſimus. Hunc quidam dicunt εὐφαντασίωτον, qui ſibi res, voces, actus, ſecundum verum, optime finget.

HORAT.
Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum
Eſt primum ipſe tibi.

(**) QVINT. *Lib. VI. c. 3.* Nam ſi inter otia animorum, et ſpes inanes, et velut ſomnia quaedam vigilantium, ita nos hae, de quibus loquimur, imagines proſequuntur, vt peregrinari, nauigare, praeliari, populos alloqui, diuitiarum quas non habemus vſum, videamur diſponere, nec cogitare,

lichkeit fehlet, ſchildern ſie durch ſichtbare Züge; dieſe nehmen die Sinnen ein, erregen die Einbildungskraft und wirken Empfindung (*). Verſtand und Klugheit ſind alſo bey dem Gebrauche der Figuren unentbehrliche Eigenſchaften.

§. 146.

Nach den Theilen einer Rede oder Schrift, nemlich, den Wörtern, Redensarten und Perioden verdienet auch die Schreibart ſelbſt eine Stelle in unſern Anmerkungen. Auch hier kann die Vernunftlehre mit der Redekunſt verglichen werden. Was in dieſer die Schreibart iſt, iſt in jener die dritte Wirkung des menſchlichen Verſtandes oder der Vernunftſchluß. Die Schreibart enthält lauter Vernunftſchlüſſe in ſich, wenn ſie ſich nicht mit Erzählungen beſchäftiget. Was für ein Zuſammenhang der Sätze würde wohl entſtehen, wenn dieſe nicht entweder durch die Verbindung der Begebenheiten oder die Kette vernünftiger Ausſprüche miteinander verknüpfet würden? Einzelne Perioden machen keine Schreibart aus, wenn ſie nicht von einem Bande geſchloſſen werden, welches aus der Sache ſelbſt entſteht. Die Schreibart kömmt alſo mehr auf die Gedanken des Schriftſtellers, als auf deſſen Worte an (**). Die Schreibart wird überhaupt in

ſed facere: hoc animi vitium ad vtilitatem non transferemus?

(*) QVINT. *Lib. IX. c.* 3. Vna in re maxime vtilis, vt quotidiani et ſemper eodem modo formati ſermonis faſtidium leuet, et nos a vulgari dicendi genere defendat. Quo ſi quis parce et quum res poſcet, vtetur, velut aſperſo quodam condimento, iucundior erit. At qui nimium affectauerit, ipſam illam gratiam varietatis amittet - - - Nam et ſecretae et extra vulgarem vſum poſitae, ideoque magis nobiles, vt nouitate aurem excitant, ita copia ſatiant: nec ſe obuias fuiſſe dicenti, ſed conquiſitas et ex omnibus latebris extractas congeſtasque declarant.

(**) Der gelehrte und berühmte Herr Prof. Gesner hat ſich hier, nach ſeiner treflichen Einſicht, für eben dieſe Mey-

in eine ſchlechte und gute getheilet. Jene iſt der Ausdruck ſchlechter und übel zuſammenhängender Gedanken in einer Schrift oder Rede. Nicht alle Menſchen haben eine gleich groſſe Fähigkeit zu begreifen, zu urtheilen, zu ſchlieſſen. Die Quelle dieſes Unterſchieds iſt der Mangel theils natürlicher Gaben, theils der Auferziehung und Anführung, theils der Art zu ſtudiren, theils guter Muſter und Lehrer. Von Jugend auf muß die Kunſt wohl und richtig zu denken erlernet werden, auf welchen Grund ſich im ſpätern Alter die Schreibart ſtützet (*). Die ſchlechte Schreibart theilet ſich in verſchiedene Arten. Die erſte Gattung derſelben iſt die **dunkle**, undeutliche, oder unverſtändliche Schreibart. Der Endzweck des Redners iſt, verſtanden zu werden; die Dunkelheit hindert dieſe Abſicht. Sie entſteht entweder aus gar zu alten oder gar zu neuen Arten der Wörter und Wortfügungen; aus dem Gebrauche der nur in gewiſſen Landſchaften üblichen Provinzialwörter, fremder und auch bisweilen bekannter Wörter, die aber in einer fremden Bedeutung genommen werden. Die Undeutlichkeit rühret auch daher, wenn man mehr oder weniger ſaget, als man ſagen wollte, wenn man die Hülfswörter und Schlußwörter ausläßt, wenn man ſich vielfältiger Einſchaltungen und Parentheſen ganz fremder Dinge bedienet, die den Verſtand verwirren; oder ſolche Wortfügungen brauchet, die an ſich ſelbſt zweydeutig ſind und auf verſchiedene Art verſtanden werden können. Die zweyte Gattung der ſchlechten Schreibart iſt die **pedantiſche**. Dieſe iſt das Kennzeichen ſolcher Leute, welche in dem Schulſtande erwachſen ſind und die Lebensart der Welt gar nicht kennen. Sie wimmelt bald von lateiniſchen und griechiſchen Wörtern, Sprüchen und Zeugniſſen der Schriftſteller, bald von allerley ausländiſchen Seltenheiten, durch deren Anführung der Verfaſſer ſeine Beleſenheit zu zeigen ſuchet. Hieher gehöret noch die Kunſt, im Deutſchen lateiniſch zu reden und lauter ſolche Wortfügun

nung erkläret in der Vorrede zu Herrn M. Richters kritiſchen Regeln des lateiniſchen Stils, die 1740. heraus gekommen.

(*) HORAT.
Scribendi recte ſapere eſt et principium et fons.

gungen und Verſetzungen der Wörter zu brauchen, dergleichen ſich die alten Lateiner bedienten; wie auch die ſpielende oder kindiſche Schreibart, die alle ihre Zierlichkeiten in läppiſchen Gegenſätzen, froſtigen Wortſpielen, verwerflichen Wortfiguren und andern dergleichen einfältigen Tändeleyen ſuchet und nur die Sinne des Pöbels oder der Schulknaben beluſtiget. Die dritte Gattung der ſchlechten Schreibart iſt die gezwungene. Dieſe iſt entweder die nachäffende, dadurch ihr Verfaſſer die Art des Ausdrucks eines andern berühmten Schriftſtellers zu erreichen ſuchet, deſſen Genie, Gelehrſamkeit und Verſtand er doch nicht beſitzet; oder die gelehrtſcheinende, die die Unwiſſenheit des Schriftſtellers durch eine Menge angeführter fremder Werke zu verbergen bemühet iſt; oder auch die ſogenannte galante, welche ein Gemiſche verſchiedener Wörter aus neuern fremden Sprachen enthält. Dieſe vormals bey uns Deutſchen eingeriſſene Peſt würde unſerer Mutterſprache das völlige Verderben und den gänzlichen Untergang gedrohet haben, wenn nicht Kunſtrichter aufgeſtanden wären, welche aus Eifer für ihre Mutterſprache dieſe Sucht lächerlich gemachet haben. Die phantaſtiſche Schreibart iſt ein Kennzeichen ſolcher Leute, die nicht wie andere Menſchen, ſondern ganz beſonders ſchreiben wollen. Ihre Einbildungskraft iſt zu hitzig, ihre Urtheilskraft hingegen zu ſchwach. Sie können ſich nicht auf der Mittelſtraſſe der geſunden Vernunft erhalten und nichts auf eine gemeine Art ſagen. Wenn ſie etwas recht ſchönes vorgebracht zu haben glauben: ſo haben ſie mit ſaurer Mühe ein glänzendes Nichts gebohren. Die hochtrabende oder ſchwülſtige Schreibart iſt von der erhabenen wohl zu unterſcheiden; denn das Schwülſtige hat niemals eine wahre Hoheit an ſich. Die Griechen drückten die gar zu hoch ſteigenden Reden und Gedanken durch Μετέωρα aus; die Franzoſen nennen dieſen Fehler l'Enflure und die Engelländer Bombaſt; die Deutſchen können ihn den Schwulſt heiſſen. Dieſe falſche erhabene Schreibart brauchet entweder von niedrigen Sachen wirklich erhabene Ausdrücke, oder von groſſen Dingen nur ſchwülſtige, aber nicht wirklich hohe Redensarten, oder endlich bey gemeinen Dingen eine aufgeblaſene, nicht aber wahrhaftig erhabene Art des Aus-

druckes. Dieſe falſche Hoheit entſteht hauptſächlich aus ungeheuren Vergröſſerungen, unerhörten Gleichnißreden, Metaphoren oder Allegorien, aus wunderbaren und auf ungewöhnliche Art zuſammengeſetzten Ausdrücken und endlich aus überflüſſigen Beywörtern. Die niederträchtige Schreibart iſt eine pöbelhafte Art des Ausdruckes. Sie entſteht aus gemeinen Sprüchwörtern, aus abgeſchmackten Gleichniſſen, einfältigen Wortſpielen und albernen Scherzreden. Wennnur nicht auch geiſtliche Redner und Gottesgelehrte wären, derenSchriften ſich nicht ohneLachen leſen lieſſen! Die allzuweitläufige Schreibart hat einen Mangel anabgetheiltenPerioden, auseinander geſetztenGedanken und deutlichen Sätzen; hingegen einen Ueberfluß an eingeſchalteten Einſchränkungen, Bedingungen, Urſachen und Folgerungen. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nebenwörtern, ſie brauchet unnöthige und altväteriſche Beywörter und ſehr viel gleichgültige Redensarten. Wenn nur nicht die Kanzleyen und Gerichtſtuben meiſtens der Sitz dieſes ausgedehnten Weſens wären! Die allzukurze Schreibart iſt eine gezwungene Art des Ausdruckes, den ſich gewiſſe Schriftſteller aus Eigennutz angewöhnen. Sie hat einen Mangel an Bindewörtern und läßt viele Theile der Rede aus; ſie ſpielet mit Wörtern und liebt die räthſelhaften Redensarten, die viel Nachdenken erfodern, wenn man ſie verſtehen will. Die Griechen nannten ſie die lakoniſche Schreibart. Die übel zuſammen hängende Schreibart iſt ein Kennzeichen, daß der Schriftſteller die Sprache nicht völlig beſitzet, in welcher er ſchreibt; er brauchet nicht die rechten Verbindungswörter, er füget die Formeln, die ein Verhältniß zu einander haben, nicht recht zuſammen und ordnet den Vorwörtern ihre rechte Abfälle und Endungen der Nennwörter nicht zu. Die übel getheilte Schreibart iſt eine verwerfliche Gattung des Ausdruckes ſolcher Schriftſteller, die ihre Gedanken nicht richtig zu ordnen wiſſen und auch in der Art, dieſelben zu unterſcheiden, irren. Das Kennzeichen dieſer Schreibart iſt die Mühe, welche der Leſer anwenden muß, eine ſolche Schrift zu verſtehen. Alle dieſe Fehler der Schreibart werden nicht immer einzeln begangen, ſondern es menget mancher wohl zehnerley derſelben in ſeinen Schriften

durcheinander. Daher haben in den Augen eines ſcharfen Kunſtrichters wenig Schriftſteller eine gute Schreibart; wenn ſie auch den einen Fehler nicht begehen: ſo ſind ſie doch von dem andern nicht frey und fallen oft aus der guten Abſicht, ein gewiſſes Laſter der Schreibart zu vermeiden, in das entgegengeſetzte (**). Die gute Schreibart iſt eine Art, ſeine Gedanken deutlich, ſinnreich und lebhaft auszudrücken (*). Ihre Eigenſchaften ſind die den oben erzählten Fehlern entgegengeſetzte Tu-

BOILEAU.

Avant donc, que d'écrire apprenez à penſer.

(**) HORAT.

Decipimur ſpecie recti. Breuis eſſe laboro:
Obſcurus fio. Sectantem leuia, nerui
Deficiunt animique. Profeſſus grandia, turget.
Serpit humi tutus nimium, timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum ſiluis adpingit, fluctibus aprum,
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

BOILEAU *Art. Poetique Ch. I.*

Un vers étoit trop foible, et vous le rendez dur.
J'évite d'être long, et je deviens obſcur.
L'un n'eſt point trop fardé; mais ſa Muſe eſt trop nuë,
L'autre a peur de ramper, il ſe perd dans la nuë.
Voulez-vous du Public mériter les amours?
Sans ceſſe en écrivant variez vos diſcours.
Un ſtile trop égal et toûjours uniforme,
Envain brille à nos yeux, il faut qu'il nous endorme.
On lit peu ces Auteurs nés pour nous ennuyer,
Qui toujours ſur un ton ſemblent pſalmodier.

M. O. F. g. S.

Wer keine Schranken kennt, der weiß nicht, wie man ſchreibt,
Da eines Fehlers Furcht ihn zu dem gröſſern treibt;
Er ſcheut den matten Vers und er wird rauher ſchreiben
Und, um recht kurz zu ſeyn, wird er zu dunkel bleiben.
Er flieht geſchminkte Kunſt, und bleibt ganz ungeziert,
Da, der nicht kriechend ſchreibt, ſich in der Luft verliert.
Wollt ihr des Leſers Gunſt und Beyfall nicht verlieren,
So laßt Veränderung in euern Schriften ſpühren.
Laßt eure Schreibart nicht ſich immer ähnlich ſeyn;
Sie findet keinen Werth, wir ſchlafen bey ihr ein.

(*) QVINT. *L. VIII. in prooem.* Et Marcus Tullius inuentionem quidem et diſpoſitionem prudentis hominis putat,

Tugenden. Sie muß alſo deutlich ſeyn und von jedermann verſtanden werden können; ſie muß artig ſeyn und mit dem guten Geſchmacke der neueſten Zeit übereinkommen (**); ſie muß ungezwungen ſeyn und kein beſonders Muſter allein nachzuahmen ſuchen (*); ſie muß vernünftig ſeyn und nicht in Ausſchweifungen verfallen, welche die Unwiſſenheit der älteſten Zeiten entſchuldigte (**); ſie muß natürlich ſeyn und ſich nur nach der Schönheit der Natur und nicht nach dem Lobe anderer Schrift-

 ſteller

eloquentiam oratoris. Ideoque praecipue circa partis huius praecepta elaborauit.

(**) SENECA *Epiſt.* 114. Multi ex alieno ſeculo petunt verba: duodecim tabulas loquuntur — — — Quidam contra, dum nihil niſi tritum et vſitatum volunt, in ſortes incidunt — — — Cum aſſueuit animus faſtidire, quae ex more ſunt, et illi pro ſordidis ſolida ſunt, etiam in oratione quod nouum quaerit, et modo antiqua verba, atque exoleta reuocat, et profert; modo fingit, et ignota deflectit; modo id, quod nuper increbuit, pro cultu habetur, audax translatio et frequens.

(*) SENECA *Ep.* 114. Arruntius, vir rarae fragulitatis, qui hiſtorias belli Punici ſcripſit, fuit *Salluſtianus*, et in id genus nitens. Eſt apud Salluſtium: *Exercitum argento fecit:* id eſt, pecunia parauit. Hoc Arruntius amare coepit; poſuit illud omnibus paginis.

QVINT. *L. VIII. in prooem.* Sed euenit plerumque, vt hac diligentia deterior etiam fiat oratio: primum *quia ſunt optima minime acceſſita* et ſimplicibus atque ab ipſa veritate profectis ſimilia. Nam illa, quae curam fatentur, et ficta atque compoſita videri etiam volunt; nec gratiam conſequuntur, et fidem amittunt; propter id, quod ſenſus obumbrant, et velut laeto gramine, ſata ſtrangulant.

(**) SENECA. *Ep.* 114. Hoc magis mirari potes, quod non tantum vitia, ſed et vitioſa laudantur. Nam illud ſemper factum eſt: nullum ſine venia placuit ingenium. Da mihi quemcunque vis, magni nominis virum: dicam, quid illi aetas ſua ignouerit, quid in illo ſciens diſſimulauerit.

ſteller richten (*); ſie muß edel ſeyn und weder erhabene Gegenſtände durch niedrige Ausdrücke entehren, noch geringe Sachen mit hohen Worten ſchildern (**); ſie muß wohl gefaßt ſeyn und alles in einen kurzen Zuſammenhang einſchränken (*); ſie muß ausführlich ſeyn und nicht durch eine allzugroſſe Kürze räthſelhaft werden

QVINT. *L. VIII. in prooem.* Eloqui enim hoc eſt, omnia quae mente conceperis, promere, atque ad audientes perferre.

(*) QVINT. *L. VIII. in prooem.* Quid? quod nihil iam proprium placet; dum parum creditur diſertum, quod et alius dixiſſet. A corruptiſſimo quoque Poetarum figuras ſeu translationes mutuamur, tum demum ingenioſi ſcilicet? ſi ad intelligendos nos opus ſit ingenio. Atqui ſatis aperte Cicero praeceperat, in dicendo vitium vel maximum eſſe, a vulgari genere orationis atque a conſuetudine communis ſenſus abhorrere. Sed ille durus atque ineruditus! Nos melius; quibus ſordent omnia quae natura dictauit, qui non ornamenta quaerimus, ſed lenocinia. Quaſi vero ſit vlla verborum, niſi rei cohaerentium virtus.

LVCRET.
Semper enim ſtolidi magis admirantur amantque,
Inuerſis quae ſub verbis latitantia cernunt.

SENECA *Ep.* 114. Sic Salluſtio vigente, amputatae ſententiae, et verba ante exſpectatum cadentia, et obſcura breuitas, fuere pro cultu.

(**) SENECA *Ep.* 114. Vtrumque diuerſo genere corruptum eſt, tum mehercules! quam ſi vellent ſplendidis vti, ac ſonantibus, et poeticis; neceſſaria et in vſu poſita vitare: tam hunc dicam peccare, quam illum. Alter ſe iuſto plus colit, alter ſe iuſto plus negligit.

(*) QVINT. *L. IX. c.* 4. Ergo quem in poëmate locum habet verſificatio, eum in oratione compoſitio. Optime autem de illa iudicant aures; quae et plena ſentiunt, et parum expleta deſiderant, et fragoſis offenduntur, et lenibus mulcentur et contortis excitantur, et ſtabilia probant, clauda deprehendunt, redundantia et nimia faſtidiunt. Ideoque docti rationem componendi intelligunt, indocti voluptatem. Quaedam vero arte tradi non poſſunt.

den (**); ſie muß wohl verknüpfet ſeyn und jedem Satze die rechte Stelle anweiſen (*); ſie muß wohl abgetheilet ſeyn und die Sätze durch die gehörigen Unterſchiede abſondern. Die Gleichheit machet ſie männlich (**) und der Wohlklang machet ſie angenehm (*).

(**) SENECA *Epiſt.* 114. Sunt qui ſenſus praecidant, et hinc gratiam ſperent, ſi ſententia pependerit, et audienti ſuſpicionem ſui fecerit: ſunt, qui non vsque ad vitium accedant, ſed qui ipſum vitium ament.

(*) SENECA *Epiſt.* 114. Quidam praefractam et aſperam probant (compoſitionem); diſturbant de induſtria, ſi quid placidius effluxerit; nolunt ſine ſalebra eſſe iuncturam, virilem putant et fortem, quae aurem inaequalitate percutiat — — — Quid de illa loquar, in qua verba differuntur? et dici exſpectata, vix ad clauſulas redduntur?

(**) SENECA *Ep.* 114. Non tantum in genere ſententiarum vitium eſt, ſi aut puſillae ſunt, et pueriles, aut improbae, et plus auſae, quam pudore ſaluo licet; ſed ſi floridae ſunt, et nimis dulces; ſi in vanum exeunt, et ſine effectu, nihil amplius, quam ſonant.

CIC. *Orat. c.* 21. Vt enim in vita, ſic in oratione, nihil eſt difficilius, quam quid deceat, videre. Πρέπον appellant hoc Graeci; nos dicamus ſane decorum. De quo praeclare et multa praecipiuntur, et res eſt cognitione digniſſima — — — — Eſt autem quid deceat oratori videndum, non in ſententiis ſolum, ſed et in verbis. Non enim omnis fortuna, non omnis honos, non omnis auctoritas, non omnis aetas, nec vero locus vel tempus aut auditor omnis, eodem aut verborum genere tractandus eſt, aut ſententiarum.

(*) CIC. *I. c.* 19. In quo illud etiam notandum mihi videtur, ad ſtudium perſequendae ſuauitatis in vocibus. Ipſa enim natura, quaſi modularetur hominum orationem, in omni verbo poſuit acutam vocem, nec vna plus, nec a poſtrema ſyllaba citra tertiam; quo magis naturam ducem, ad aurium voluptatem ſequatur induſtria. Ac vocis quidem bonitas optanda eſt. Non enim in nobis: ſed tractatio atque vſus in nobis. Ergo ille princeps (orator) variabit et mutabit, omnes ſonorum tum intendens, tum remittens perſequetur gradus.

§. 147.

Ein Redner hat drey Hauptpflichten zu beobachten; er muß unterrichten, vergnügen und rühren (**). Die Beredſamkeit hat alſo auch drey Gattungen, welche mit jenen Pflichten im Verhältniſſe ſtehen, die niedrige, die erhabene und die mittelmäſſige. Die erſtere iſt der Erzählung und dem Beweiſe beſonders eigen. Ihre Haupteigenſchaften ſind die Klugheit, die Einfalt und die Richtigkeit. Sie iſt keine Feindinn der Zierrathen; allein ſie verträgt nur die einfältigen und verwirft die gekünſtelten und gezwungenen. Sie iſt keine lebhafte und freye, ſondern eine ſtille und beſcheidene Schönheit, die zuweilen von einer gewiſſen Nachläſſigkeit begleitet wird, welche ihren Werth erhöhet. Die natürliche Artigkeit der Gedanken, die Reinigkeit der Sprache und ein

SENECA *Epiſt.* 100. Lege Ciceronem: compoſitio eius vna eſt, pedem ſeruat, curata, lenta, et ſine infamia mollis. At contra, Pollionis Aſinii ſalebroſa et exſiliens, et vbi minime exſpectes relictura. Denique apud Ciceronem omnia deſinunt; apud Pollionem cadunt.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Illo ſubtili praecipue ratio narrandi probandique conſiſtet.

CIC. *Orat. n.* 69. Erit eloquens is, qui ita dicet, vt probet, vt delectet, vt flectat. Probare neceſſitatis eſt; delectare ſuauitatis, flectere victoriae: nam id vnum ad obtinendas cauſſas poteſt plurimum —— ſed quot officia oratoris, tot ſunt genera dicendi: ſubtile in probando; vehemens in flectendo. *n.* 78. 79. Vt mulieres eſſe dicuntur nonnullae inornatae, quas id ipſum deceat, ſic haec ſubtilis oratio etiam incomta delectat. Fit enim quiddam in vtroque, quo fit venuſtius, ſed non vt appareat. Tum remouebitur omnis inſignis ornatus, quaſi margaritarum: nec calamiſtri quidem adhibebuntur. Fucati vero medicamenta candoris et ruboris omnia repellentur: elegantia modo et munditia remanebit. Sermo purus et latinus dilucide planeque dicetur. *n.* 80. Verecundus erit vſus oratoriae quaſi ſuppellectilis. *n.* 84. Figuras adhibet quidem hic ſubtilis, ſed paullo parcius. Nam ſic, vt in epularum apparatu a magnificentia recedens, non ſe parcum ſolum, ſed etiam elegantem videri volet; eliget quibus vtatur - - - Aberunt quaeſitae venuſtates, ne elaborata concinnitas et quoddam aucupium delectationis manifeſte deprehenſum appareat.

ein gewiſſer Reitz, der ſich mehr empfinden, als ſehen läßt; machen ihren ganzen Schmuck aus. Sie zeiget die Kunſt nicht offenbar und meldet nicht durch Figuren die Abſicht des Redners, welcher nur zu vergnügen ſuchet. Von dieſer iſt die hohe, die erhabene Schreibart unterſchieden (*). Dieſe iſt edel, reich, überflüſſig, prächtig. Sie wendet alles an, was die Beredſamkeit am höchſten, ſtärkſten und kräftigſten hat, um die Gemüther zu rühren. Sie iſt ſtets von den edelſten Gedanken, den reichſten Ausdrücken, den kühnſten Figuren, den lebhafteſten Bewegungen begleitet. Sie herrſchte über die Herzen der Alten mit unumſchränkter Macht. Rom und Athen opferten ihr Bewunderung und Beyfall. Ihr Donner ſchlug alles nieder, ſie riß gleich einem ſchnellen und gewaltigen Strome (**), alles mit ſich, was ihr widerſtund. Zwiſchen dieſen beiden geht die mit-

(*) CIC. *Or. c. 29.* Is erit igitur eloquens (vt illud iteremus) qui poterit parua *ſummiſſe*, modica *temperate*, magna *grauiter* dicere.

CIC. *Orat. n. 97.* Tertius eſt ille amplus, copioſus, grauis, ornatus: in quo profecto vis maxima eſt. Hic eſt enim, cuius ornatum dicendi et copiam admiratae gentes eloquentiam in ciuitatibus plurimum valere paſſae ſunt, ſed hanc eloquentiam, quae curſu magno ſonituque ferretur, quam ſuſpicerent omnes, quam admirarentur, quam ſe aſſequi poſſe diffiderent. Huius eloquentiae eſt tractare animos; huius omnimodo permouere: haec modo perſtringit, modo irrepit in ſenſus; inſerit nouas opiniones, euellit inſitas. *n. 20.* Nam et grandiloqui, vt ita dicam, fuerunt, cum ampla et ſententiarum grauitate et maieſtate verborum; vehementes, varii, copioſi, graues, ad permouendos et conuertendos animos inſtructi et parati.

(**) QVINTIL. *Lib. XII. c. 10.* At ille, qui ſaxa deuoluat et pontem indignetur, et ripas ſibi faciat, multus et torrens, iudicem vel nitentem contra feret, cogetque ire qua rapit.

SENECA *de Ira L. II. c. 17.* Et apud iudices, et in concione, et vbicunque alieni animi ad noſtrum arbitrium agendi ſunt, modo iram, modo metum, modo miſericordiam, vt alii incutiamus, ipſi ſimulabimus; et ſaepe id, quod ipſi affectus non feciſſent, effecit imitatio affectuum.

mittelmäſſige Schreibart (*); dieſe hat weder die Einfalt der erſtern, noch die Stärke der andern; ſie nähert ſich beiden, aber gleichet keiner; ſie nimmt an beiden Theil und entfernet ſich gleich weit von beiden. Sie hat mehr Stärke und Ueberfluß, als die erſtere, aber nicht ſo viel Hoheit, als die andere. Sie verträgt die Zierde der Kunſt, die Schönheit der Figuren, den Glanz der Metaphoren, den Schimmer der Gedanken, die Anmuth der Ausſchweifungen und den Wohlklang der Worte; doch rauſchet ſie nicht gleich einem ſtürmiſchen Meere, ſondern flieſſet wie ein ſtiller Bach, deſſen helles Waſſer auf beiden Seiten grünende Hayne beſchatten. Unter dieſen dreyen Gattungen ſcheint die

(*) CIC. *Or. n.* 21. Eſt quidam interiectus intermedius, et quaſi temperatus, nec acumine poſteriorum, nec fulmine vtens ſuperiorum; vicinus amborum, in neutro excellens; vtriusque particeps vel vtriusque, ſi verum quaerimus, potius expers. Isque vno tenore, vt aiunt, in dicendo fluit, nihil afferens praeter facilitatem et aequalitatem. *n.* 92. Vberius eſt aliquantoque robuſtius, quam hoc humile, ſummiſſius autem, quam illud ampliſſimum - - - Huic omnia dicendi ornamenta conueniunt, plurimumque eſt in hac orationis forma ſuauitatis.

QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Medius hic modus et translationibus crebrior, et figuris erit iucundior; egreſſionibus amoenus, compoſitione aptus, ſententiis dulcis; lenior tamen, vt amnis lucidus quidam, et virentibus vtrinque ſiluis inumbratus.

CIC. *Or. cap.* 23. Electa verba ſunt, non captata, nec huius ſaeculi more, contra naturam ſuam poſita et inuerſa; ſplendida tamen, quamuis ſumantur e medio: ſenſus honeſtos et magnificos habent, non coactos in ſententiam, ſed latius ductos - - - Eſt enim quoddam etiam inſigne et florens orationis, pictum et expolitum genus, in quo omnes verborum, omnes ſententiarum illigantur lepores. SENECA *Epiſt.* 100. Quidam illam volunt ex horrido comtam, quidam eo vsque aſpera gaudent, vt etiam, quae mollius caſus explicuit, ex induſtria diſſipent, et clauſulas abrumpant, ne ad exſpectatum reſpondeant. CICERO: Sermo purus erit et latinus: dilucide pleneque dicetur; quid deceat, circumſpicietur.

die erſtere, nemlich die niedrige Schreibart (*), die leichteſte zu ſeyn. Ihr natürlicher Ausdruck, der ſich wenig von der gemeinen Art zu reden entfernet, ſcheint nicht viel Geſchicklichkeit zu ſeinem Fortgange zu fodern; jeder hält ſich bald der Nachahmung fähig. Allein der Verſuch wird den meiſten bald das Geſtändniß abnöthigen, daß ſie troz aller Bemühungen ſie nicht erreichen konnten (**). Nur der Geſchmack der Kenner ſieht ein, wie ſchwer es iſt, richtig und gründlich und doch auf eine niedrige und natürliche Art zu reden, welche jedem Zuhörer mit der Fähigkeit der Nachahmung ſchmeichelt (*). Sich weit von dem Verſtande und der Einſicht des gemeinen Volkes entfernen, iſt in andern Künſten eine Tugend und in der Beredſamkeit ein Fehler (**). Der Redner ſoll deswe-

(*) CIC. *Orat. n. 76.* Summiſſus eſt et humilis, conſuetudinem imitans, ab indiſertis re plus quam opinione differens. Itaque eum, qui audiunt, quamuis ipſi infantes ſint, tamen illo modo confidunt ſe poſſe dicere. Nam orationis ſubtilitas imitabilis quidem illa videtur eſſe exiſtimanti, ſed nihil eſt experienti minus. Etſi enim non plurimi ſanguinis eſt, habeat tamen ſuccum aliquem oportet; vt etiamſi illis maximis viribus careat, ſit, vt ita dicam integra valetudine.

(**) HORAT.

- - - - vt ſibi quiuis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret
Auſus idem.

(*) QVINT. *Lib. IV. c. 2.* Rem indicare ſermonis quotidiani, et in quemcunque etiam indoctiorum cadentis eſſe exiſtimant; quum interim, quod tanquam facile contemnunt, neſcias praeſtare minus velint an poſſint. Neque enim aliud in eloquentia cuncta experti difficilius reperient, quam id, quod ſe dicturos fuiſſe omnes putant, poſtquam audierunt.

(*) CIC. *Lib. I. de Orat. n. 12.* In ceteris artibus id maxime excellit, quod longiſſime ſit ab imperitorum intelligentia ſenſuque disiunctum: in dicendo autem vitium vel maxi-

wegen nicht die Sprache des Pöbels reden. Seine Schreibart ſondert ſich nicht durch den Unterſchied der Wörter ab. Dieſe werden bey der gemeineſten Sprache ſowohl als bey der prächtigſten Rede aus einer Quelle geſchöpfet (*). Der geſchickte Gebrauch und die künſtliche Setzung derſelben läßt ſie über das Gemeine hervorragen, und der natürliche und leichte Putz läßt ſie dieſem nichts deſtoweniger ähnlich bleiben. Dieſe niedrige Schreibart ſpricht nie von auſſerordentlichen Dingen (**), ſie ſchmeichelt nur den Unterricht ſanft in die Gemüther der Zuhörer ein. Daher kam die Sorgfalt der Alten, mit welcher ſie die Kunſt zu verbergen ſuchten (*), welche nicht mehr Kunſt iſt, wenn ſie ſichtbar wird, welche ſich weit von der Pralerey und dem Stolze derer Schriftſteller entfernet, die nur arbeiten, ihren Witz zu zeigen. Daher kamen gewiſſe Nachläſſigkeiten, die nicht misfallen, weil

mum eſt, a vulgari genere orationis atque a conſuetudine communis ſenſus abhorrere.

(*) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 177. Non ſunt alia ſermonis, alia contentionis verba; neque ex alio genere ad vſum quotidianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos quum iacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus et fingimus.

(**) QVINT. *Lib. XI. c.* 1. Cicero quodam loco ſcribit, id eſſe optimum, quod quum te facile credideris conſequi imitatione, non poſſis. Alio vero, non ſe id egiſſe, vt ita diceret quomodo ſe quilibet poſſe confideret, ſed quomodo nemo. Quod poteſt pugnare inter ſe videri. Verum vtrumque ac merito laudatur. Cauſſa enim modoque diſtat: quia ſimplicitas illa et velut ſecuritas inaffectatae orationis, mire tenues cauſſas decet; maioribus illud admirabile dicendi genus magis conuenit. In vtroque eminet Cicero: ex quibus alterum imperiti ſe poſſe conſequi credent, neutrum qui intelligunt.

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 1. Inde illa veterum circa occultandum eloquentiam ſimulatio, multum ab hac temporum noſtrum iactatione diuerſa.

weil ſie Zeugen ſind, daß der Redner ſich mehr um die Sachen, als um die Worte bekümmere (**). Daher kam die Beſcheidenheit und Mäſſigkeit in der Schreibart, in dem Ausdrucke, in den Gedanken, welche die Alten im Eingange und in der Erzählung zu zeigen bedacht waren. Der Redner iſt in das Herz noch nicht eingelaſſen. Man beobachtet ihn noch aufmerkſam. Alles, was eine Kunſt verräth, iſt dem Zuhörer verdächtig und ſetzet ihn in ein Mistrauen. Er befürchtet, hintergangen zu werden. In der Folge der Rede aber iſt er nicht mehr ſo wachſam und läßt dem Redner mehr Freyheit (*). Dieſer Regel iſt Demoſthenes gefolget (**) und Craſſus hat ſich durch ſie liebenswürdig gemachet (*). Groſſe Verſprechungen im Eingange ſind lächerlich (**). Dieſer Glanz, dieſes Feuer verwandelt ſich oft in Rauch (*). Dieſe

Ei-

(**) CIC. *Orat. n. 77.* Habet ille ſtilus quiddam, quod indicet non ingratam negligentiam, de re hominis magis quam de verbis laborantis.

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 1. Frequentiſſime prooemium decebit et ſententiarum, et compoſitionis et vultus modeſtia - - - Diligenter, ne ſuſpecti ſimus in illa parte vitandum: propter quod minime oſtentari debet in principiis cura, quia videtur ars omnis dicentis contra iudicem adhiberi - - - Nondum recepti ſumus, et cuſtodit nos recens audientium attentio. Magis conciliatis animis, etiam calentibus, haec libertas feretur.

(**) CIC. *Orat. n. 26.* Demoſthenes in illa pro Cteſiphone oratione longe optima, ſummiſſius a principio; deinde, dum de legibus diſputat, preſſius; poſt ſenſim incedens, iudices vt vidit ardentes, in reliquis exultauit audacius. *n.* 124. Principia verecunda, non elatis intenſa verbis.

(*) CIC. *de Orat Lib. I. n.* 122. Fuit mirificus quidem in Craſſo pudor, qui tamen non modo non obeſſet eius orationi, ſed etiam probitatis commendatione prodeſſet.

(**) HORAT. *Art. Poët.*
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu.

(*) HORAT. *Art. Poët.*
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem.

Eigenſchaften der niedern Schreibart, die bey den Alten herrſchte, muß man junge Redner anmerken laſſen; man muß ſie die zierliche Einfalt lehren, die eben deswegen ungemein gefällt, weil ſie nicht zu gefallen ſuchet. Die Griechen nannten ſie ἀφέλεια (**), weil ſie ohne Verſchwendung und Stolz war. Sie iſt Horazens ſimplex munditiis, eine zierliche Einfalt. Eine Erzählung, welcher man gewiſſe Einfälle und Ausdrücke benimmt, wird im Grunde nichts an den nöthigen Umſtänden verlieren, allein ſich aller Anmuth und Zärtlichkeit beraubet ſehen (*). Das Erhabene, das Wunderbare machet die hohe und wahre Beredſamkeit aus. Die Kürze zieret zwar ihre lebhaften Gedanken, allein ſie iſt keine weſentliche Eigenſchaft derſelben. Boileau verſteht durch das Erhabene nicht dasjenige, was die Redner die hohe Schreibart nennen, ſondern das Auſſerordentliche und Wunderbare, welches in einer Rede rühret und verurſachet, daß dieſelbe beweget, entzücket und fortreißt. Die hohe Schreibart verlangt, nach ſeinem Urtheile, immer hohe Worte; das Erhabene aber kann auch in einem einzigen Einfalle, in einer einzigen Figur, in einer einzigen Wendung der Wörter beſtehen. Wenn unſere Anmerkungen hier von dem Erhabenen ſprechen: ſo verſtehen ſie dadurch ſowohl dasjenige, was weitläufiger iſt und ſich in der Länge einer Rede zerſtreuet, als auch das, was kürzer iſt und in lebhaften und rührenden Ausdrücken beſteht; wenn wir nur in beiden Gattungen eine Art, edel und hoch zu denken, und ſich auch ſo auszudrücken, finden; denn dieſe macht eigentlich das Erhabene aus. Die niedrige Schreibart unterrichtet, beweiſt und vergnüget,

(**) QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. Ipſa illa ἀφέλεια ſimplex et inaffectata habet quemdam purum, qualis etiam in feminis amatur, ornatum.

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 2. Caret ceteris lenociniis expoſitio; et niſi commendetur hac venuſtate, iaceat neceſſe eſt.

get, allein dieſe groſſe Wirkung bringt ſie nicht hervor, ohne welche Cicero die Beredſamkeit für nichts hält (**). Die einfältigen und natürlichen Schönheiten haben nichts Groſſes, der Redner bleibt ſtets dabey ruhig; die Gleichheit der Schreibart erhitzet und beweget die Seele nicht. Die erhabene Schreibart hingegen erwecket in uns eine gewiſſe Verwunderung und füllet uns mit Erſtaunen an, da jene bloß vergnüget oder überredet. Die Macht der Ueberredung hängt von unſerm eigenen Willen ab; allein die edle Lebhaftigkeit, die unüberwindliche Stärke des Erhabenen entzücket jeden, der es höret. Durch dieſen majeſtätiſchen und hohen Ton, durch dieſe lebhaften und beſeelten Bewegungen, durch dieſe Stärke und Gewalt, die darinnen herrſchen, ſchlägt die Macht des Erhabenen den überwundenen Zuhörer dahin (*). Dieß iſt eigentlich der Unterſchied zwiſchen den Wirkungen der mittlern oder gezierten Schreibart, von welcher wir bald reden werden, und zwiſchen der erhabenen. Dieſe rühret, beweget und erhebt die Seele über ſich ſelbſt und macht in dem Gemüthe des Zuhörers einen Eindruck, deſſen Macht keine Gegenwehr widerſtehen und deſſen Andenken keine Mühe vertilgen kann. Jene hingegen rühret bey aller ihrer Schönheit und Anmuth nur die Oberfläche des Herzens, und läßt dieſes ſelbſt in ſeinem ruhigen und natürlichen Zuſtande. Jene gefällt und ſchmeichelt nur, da dieſe entzückt und den Zuhörer auſſer ſich ſetzet. Wir unterſcheiden viele

(**) CIC. *in Epiſt. ad Brutum.* Eloquentiam, quae admirationem non habet, nullam iudico.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. Nec fortibus modo, ſed etiam fulgentibus armis praeliatus in cauſſa eſt Cicero Cornelii: qui non aſſecutus eſſet docendo iudicem tantum, et vtiliter demum ac latine perſpicueque dicendo, vt populus Romanus admirationem ſuam non acclamatione tantum, ſed etiam plauſu confiteretur. Sublimitas profecto, et magnificentia, et nitor, et auctoritas, expreſſit illum fragorem. Nec tam inſolita eſſet laus proſecuta dicentem, ſi vſitata et ceteris ſimilis fuiſſet oratio. Atque ego

viele Arten des Erhabenen. Es iſt nicht immer gewaltig und heftig. Platons Schreibart wird immer hoch bleiben, wenn ſie gleich ganz ſanft und ohne Geräuſche fließt; Demoſthenes iſt hoch, wiewohl kurz und zuſammengezogen; Cicero iſt es auch, ob er ſchon weitläufig und gedehnt iſt. Das wahre Erhabene leuchtet aus allen dieſen Arten hervor. Es beſteht in der Art, edel, hoch und prächtig zu denken; es ſetzet alſo bey ſeinem Verfaſſer keinen niederträchtigen oder kriechenden, ſondern einen mit hohen Begriffen, großmüthigen Gedanken und einem gewiſſen edeln Stolze angefüllten Geiſt voraus, der ſich in allem empfinden läßt. Dieſe Hoheit des Geiſtes und der Schreibart ſoll ein Ebenbild und eine Wirkung der Hoheit der Seele ſeyn. Das Edle in den Gedanken zieht gemeiniglich das Edle in den Worten nach ſich, dieſe helfen alsdann jene erheben; denn ein leerer Schwulſt von Worten iſt mehr der Verachtung, als der Bewunderung würdig. Cicero ſteigt niemals zu hoch (**) und Virgil bleibt auch in ſeiner Begeiſterung vernünftig. Die Figuren machen einen nicht geringen Theil des Erhabenen aus und geben einer Rede die meiſte Lebhaftigkeit. Zwiſchen den beiden abgehandelten Gattungen der Beredſamkeit, nemlich der niedrigen und erhabenen Schreibart iſt noch eine dritte vorhanden, die das Mittel zwiſchen den beiden andern hält und die wir die geſchmückte und gezierte Schreibart nennen; die Beredſamkeit leeret ihre ſchönſten und prächtigſten Schätze bey derſelben aus. Junge Redner müſſen hier die gründlichen Zierrathen von dem leeren Glanze zu unterſcheiden wiſſen. Zierrathen nennet der Redner gewiſſe Züge, welche die Rede angenehmer, durchdringender und ſelbſt überzeugender machen. Ein Redner redet nicht nur, daß er bloß verſtan-

illos credo, qui aderant, nec ſenſiſſe, quid facerent, nec ſponte iudicioque plauſiſſe, ſed velut mente captos et quo eſſent in loco ignaros, erupiſſe in hunc voluntatis affectum.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Non ſupra modum elatus Tullius.

ſtanden werde. Seine Hauptabſicht iſt zu überzeugen und zu rühren. Wird er aber wohl dieſen Endzweck erhalten, wenn er nicht das Mittel, zu vergnügen, findet? Er will in das Gemüth und Herz dringen; er muß alſo die Sprache der Einbildungskraft reden, welche die Sprache der Figuren und der Bilder iſt; denn jene wird nur durch ſinnliche Dinge gerühret und beweget. Das Vergnügen hilft zur Ueberzeugung (*) und der Zuhörer wird bald geneigt, dasjenige für wahr zu halten, was er angenehm gefunden hat. Eine Rede, welche deutlich und verſtändlich, voller Urſachen und gründlichen Gedanken iſt, iſt deswegen noch nicht vollkommen. Die Beredſamkeit muß erſt noch dieſer Deutlichkeit und Gründlichkeit eine gewiſſe Anmuth, einen gewiſſen Glanz beylegen; und dieſer iſt das, was wir Zierrath nennen. Der Redner befriediget dadurch zugleich den Verſtand und die Einbildungskraft. Jenen nähret er mit ſeiner natürlichen Speiſe, die in der Wahrheit der Gedanken und in der Gründlichkeit der Beweiſe beſteht; dieſer ertheilet er ihre eigene Triebfedern, welche die Schönheit, die Zärtlichkeit, die Anmuth der Ausdrücke und Züge ſind. Es giebt Feinde der Zierrathen (**), welche glauben, daß die Wahrheit immer durch den fremden Putz enteh- ret werde. Dieſe Meinung würde gewiß gegründet ſeyn, wenn wir nur vor wahren Weltweiſen zu reden hätten, welche weder Leidenſchaften, noch Vorurtheile kennen.

Da

(*) QVINTIL. *Lib. V. c.* 14. Multum ad fidem adiuuat audientis voluptas.

QVINT. *Lib. IV. c.* 2. Neſcio, quomodo etiam credit facilius, quae audienti iucunda ſunt, et voluptate ad fidem ducitur.

(**) QVINTIL. *Lib. XII. c.* 10. Quidam nullam eſſe naturalem eloquentiam putant, niſi quae ſit quotidiano ſermoni ſimillima, - - contenti promere animi voluntatem, nihilque accerſiti et elaborati requirentes: Quidquid huc ſit adiectum, id eſſe affectationis et ambitioſae in loquendo iactantiae, remotumque a veritate.

Da aber Gerechtigkeit und Wahrheit oft den Bemühungen der Laſterhaften unterliegen: ſo muß der Redner ſeine Zuhörer durch das Vergnügen zu gewinnen und durch eine ſanfte Gewalt an ſich zu ziehen ſuchen. Dieſe Geſchicklichkeit, eine Rede zu ſchmücken und zu putzen, machet den Unterſchied zwiſchen einem beredten und wohlredenden Manne. Jener iſt zufrieden, wenn er dasjenige ſaget, was der leere Vortrag ſeines Gegenſtandes fodert (*); dieſer muß das nemliche mit Anmuth und Zierde verrichten. Jener drücket ſich nur deutlich und gründlich aus, und ſuchet nicht den Zuhörer in ſeiner Ruhe zu ſtören; dieſer aber erhitzet denſelben und erwecket in ihm Regungen der Verwunderung und des Erſtaunens (**). Wir haben praleriſche Arten der Beredſamkeit, deren Endzweck nur das Vergnügen der Zuhörer iſt. Akademiſche, glückwünſchende und Lobreden gehören zu dieſer Gattung. Hier darf ſich der Reichthum der Kunſt ſehen laſſen (*) und ein gewiſſer ſtolzer Pracht iſt erlaubet (**). Redner und Zuhörer erhalten dadurch ihren Endzweck. Dieſer erhält von jenem das Vergnügen,

(*) QVINT. *prooem. Lib. VIII.* M. Antonius ait (*Lib. I. de Orat. n.* 94.) a ſe diſertos viſos eſſe multos, eloquentem autem neminem. Diſertis ſatis putat, dicere, quae oporteat; ornate autem dicere, proprium eſſe eloquentiſſimi.

(**) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 53. In quo igitur homines exhorreſcunt? Quem ſtupefacti dicentem audiunt? - - - qui diſtincte, qui explicate, qui abundanter, qui illuminate et rebus et verbis dicunt: id eſt, quod dico ornate.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. Illud genus oſtentationi compoſitum ſolam petit audientium voluptatem, ideoque omnes dicendi artes aperit, ornatumque orationis exponit - - Quare quidquid erit ſententiis populare, verbis nitidum, figuris iucundum, translationibus magnificum, compoſitione elaboratum, velut inſtitor quidam eloquentiae, intuendum et pene pertractandum dabit.

(**) QVINTIL. *Lib. II. c.* 11. In hoc genere permittitur adhibere plus cultus, omnemque artem, quae latere plerumque in iudiciis debet, non confiteri modo, ſed oſtentare etiam hominibus in hoc aduocatis.

gen, welches eine ſchöne Rede erwecket, und jener erhält von dieſem den Beyfall, den eine ſchöne Rede verdienet. Indeſſen muß ſelbſt in ſolchen Arten der Reden Mäſſigkeit, Klugheit und Abwechſelung unter den Zierrathen herrſchen (*). Eine Rede, die durchgehends gezieret und geputzt iſt, wo alles ohne Vermiſchung rühret und ohne Abwechſelung glänzet, machet durch die zu sehr überhäuften Schönheiten matt und müde, und misfällt mit der Länge eben darum, weil ſie mit Gewalt gefallen will. Wenn dieſe Regel ſogar bey ſolchen Reden gilt, die nur zum Gepränge gehalten werden, wie vielmehr muß dieſer Lehrſatz bey denjenigen beobachtet werden, deren Gegenſtände ernſthaft und wichtig ſind? Wird ſie wohl der Redner auf dem Predigtſtuhle, oder vor dem Gerichte vergeſſen dörfen? Wenn von den Gütern, wenn von der Ruhe, wenn von der Ehre ganzer Familien; noch mehr, wenn von ewigen Glückſeligkeiten geredet werden ſoll, wird ſich wohl da der Redner mit der Sorgfalt für ſeinen Ruhm und für die Ausbreitung ſeines Witzes beſchäftigen können? Die Annehmlichkeiten und die Schönheit der Schreibart ſollen zwar

(*) CIC. *Lib. III. de Orat. n. 96. 97. 98.* 100. 101. Vt conſperſa ſit quaſi verborum ſententiarumque floribus, id non debet eſſe fuſum aequabiliter per omnem orationem. Genus dicendi eſt eligendum, quod maxime teneat eos, qui audiant, et quod non ſolum delectet, ſed etiam ſine ſatietate delectet - - Difficile enim dictu eſt, quaenam cauſſa ſit, cur ea, quae maxime ſenſus noſtros impellunt voluptate et ſpecie prima acerrime commouent, ab iis celerrime faſtidio quodam et ſatietate abalienemur - - Omnibus in rebus voluptatibus maximis faſtidium finitimum eſt: quo hoc minus in oratione miremur, in qua vel ex poëtis, vel ex oratoribus poſſumus iudicare, concinnam, diſtinctam, ornatam, feſtiuam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis claris ſit coloribus picta vel poëſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna. Habeat itaque illa in dicendo admiratio ac ſumma laus vmbram aliquam et receſſum; quo magis id, quod erit illuminatum, extare atque eminere videatur.

nicht aus dieſen Reden verbannet werden (**), allein ihre Zierrathen müſſen ernſthafter, beſcheidener und anſehnlicher ſeyn (*); ſie müſſen mehr aus dem Innerſten der Sache, als aus dem Witze des Redners hergeleitet werden. Ihr Putz muß männlich, edel und züchtig ſeyn (**). Dieſe Art der Beredſamkeit iſt eine Feindinn von aller Schminke und von allem gezwungenen Weſen. Ihr Schmuck darf nur der Glanz einer natürlichen, geſunden und ſtarken Schönheit ſeyn (*). Wir bemerken hier einen wichtigen Grundſatz, der ſowohl in den Werken der Natur, als der Kunſt, wahr wird, daß nemlich die Dinge, die an ſich ſelbſt den meiſten Nutzen haben, auch gemeiniglich das meiſte Anſehen und die größte Schönheit beſitzen (**). Man beobachte nur die Ordnung, Gleichheit und Stellung der verſchiedenen Theile

(**) QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. Neque hoc eo pertinet, vt in his nullus ſit ornatus, ſed vti preſſior et ſeuerior.

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 2. Omnia potius a cauſſa, quam ab oratore profecta credantur.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. c.* 5. Sed hic ornatus (repetam enim) virilis, fortis et ſanctus ſit: nec effeminatam leuitatem, nec fuco eminentem colorem amet. Sanguine et viribus niteat.

(*) QVINT. *proem. Lib. VIII.* Corpora ſana et integri ſanguinis et exercitatione firmata, ex iisdem his ſpeciem accipiunt, ex quibus vires: namque et colorata et adſtricta et lacertis expreſſa ſunt. Sed eadem ſi quis vulſa atque fucata muliebriter comat, foediſſima ſint ipſo formae labore.

(**) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 178. Vt in pleriſque rebus incredibiliter hoc natura eſt ipſa fabricata, ſic in oratione, vt ea, quae maximam in ſe vtilitatem continerent, eadem haberent plurimum vel dignitatis, vel ſaepe etiam venuſtatis.

le eines Ganzen (*), ſo wird man ſehr leicht erkennen, daß ein jeder von dieſen Theilen, welcher allein der Nutzbarkeit oder Nothwendigkeit wegen erfunden zu ſeyn ſcheint, auch ſehr vieles zur Schönheit des Ganzen beyträgt. So iſt es auch mit der Rede. Dasjenige, was die Stärke derſelben ausmachet, iſt auch ihre Annehmlichkeit und die wahre Schönheit wird niemals von der Nutzbarkeit getrennet (**). Dieſer Grundſatz wird uns die wahren und natürlichen Zierrathen von den falſchen und fremden unterſcheiden lehren. Wir dörfen nur unterſuchen, ob ſie zu der Sache, die wir abhandeln, nützlich und nöthig ſind. Eine verblendende Schreibart (*), die durch den leeren Glanz des Ausdruckes betrügt, die nur matte und kindiſche Spiele ſuchet, die von unmäſſigem Schwulſte strotzet, die ſich mit ſinnloſen Betrachtungen putzet, die mit welkenden Blümchen glänzet, oder ſich endlich bis zu den Wolken ſchwingt, um das Erhabene zu erreichen, dieſe iſt alsdann keine wahre Beredſamkeit, ſondern ein eitler und lächerlicher Putz, welcher verſchwindet, wenn man ihm gründliche Schönheiten entgegen ſetzet (**). Jener gleichet den Blumen, die

 von

(*) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 180. Singula hanc habent in ſpecie venuſtatem, vt non ſolum ſalutis, ſed etiam voluptatis cauſſa inuenta eſſe videantur - - Habent non plus vtilitatis, quam dignitatis - - Capitolii faſtigium illud, et ceterarum aedium, non venuſtas ſed neceſſitas ipſa fabricata eſt. *n.* 181. Hoc in omnibus item partibus orationis euenit vt vtilitatem, ac prope neceſſitatem, ſuauitas quaedam ac lepos conſequatur.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. Nunquam vera ſpecies ab vtilitate diuiditur.

(*) QVINT. *Lib. XII. c.* 30. Vitioſum eſt et corruptum dicendi genus, quod aut verborum licentia reſultat, aut immodico tumore turgeſcit, aut inanibus locis bacchatur, aut caſuris, ſi leuiter excutiantur, floſculis nitet, aut praecipitia pro ſublimibus habet.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 30. Euaneſcunt haec atque emoriun-

von groſſer Schönheit und kurzer Dauer ſind, dieſe den Bäumen, welchen die Natur mindern Putz, aber ein Alter von Jahrhunderten verliehen (*). Jenen hat auch ſelbſt der Gebrauch und die Gewohnheit den Namen der Blumen beygeleget (**). Es iſt eine unnützliche Mühe, wenn man unterſuchen will, welche von dieſen dreyen bisher erzählten Gattungen der Beredſamkeit einem Redner am beſten zukomme; er muß ſie alle zuſammen beſitzen (*). Seine Geſchicklichkeit beſteht darinnen, daß er ſie nach dem Unterſchiede der abzuhandelnden Sachen recht anzuwenden weiß, die eine durch die andere mäſſiget und bald die Stärke durch die Lieblichkeit dämpfet, bald dieſe mit jener vermenget. Dieſe drey ſo ungleiche Gattungen der Schreibart laufen doch in einem gewiſ-

tur comparatione meliorum: vt lana tincta fuco citra purpuram placet - - Si vero iudicium his corruptis acrius adhibeas, iam illud, quod fefellerat, exeat mentium colorem et quadam vix enarrabili foeditate palleſcat.

(*) PLIN. *hiſt. nat. Lib. XXI. c.* 1. Inenarrabilis florum varietas: quando nulli poteſt facilius eſſe loqui, quam rerum naturae pingere, laſciuienti praeſertim et in magno gaudio fertilitatis tam varie ludenti. Quippe reliqua vſus alimentique gratia genuit ideoque ſaecula annosque tribuit iis. Flores vero odoresque in diem gignit: magna (vt palam eſt) admonitione hominum, quae ſpectatiſſime floreant, celerrime marceſſere.

(**) CIC. *Lib. III. de Orat. n.* 96. Vt conſperſa ſit verborum ſententiarumque floribus, id non debet eſſe fuſum aequabiliter per omnem orationem.

(*) CIC. *Orat. n.* 70. Magni iudicii, ſummae etiam facultatis eſſe debebit moderator ille et quaſi temperator huius tripartitae varietatis. Nam et iudicabit, quid cuique opus ſit; et poterit, quocumque modo poſtulabit cauſſa, dicere.

CIC. *Or. cap.* 28. At vero hic noſter, (Orator) quem principem ponimus, *grauis, acer, ardens*, ſi ad hoc vnum eſt natus, aut in hoc ſolo ſe exercuit, aut huic generi ſtudet vni, nec ſuam copiam cum illis duobus generibus tempe-

wiſſen Mittelpuncte zuſammen (**); ſie fodern alle einen gewiſſen Geſchmack an einer gründlichen und natürlichen Schönheit, die alle Schminke und alles angenommene Weſen verwirft. Die ſchimmernde Beredſamkeit, welche überall von Witze glänzet, welche ſo sehr nach dem Geſchmacke unſerer Zeiten zu ſeyn ſcheint, war den Schriftſtellern des Alterthums faſt unbekannt; ſie iſt auch heut zu Tage noch von ſehr mittelmäſſigem Gebrauche und in ſehr enge Gränzen eingeſchloſſen. Sie ſchicket ſich weder auf die Kanzel, noch vors Gericht; weder zu den Schriften der Gottſeligkeit und der Sittenlehre, zu Streitſchriften, zu gelehrten Abhandlungen, zu Widerlegungen, zu Schutzſchriften, noch zu unzähligen andern Werken der Gelehrſamkeit. Die Geſchichte, welche natürlich geſchrieben werden muß, würde ſich zu einer ſo gezwungenen Schreibart gar nicht bequemen; und in Briefen, deren Haupteigenſchaft die Einfalt iſt, würde ſie noch unerträglicher ſeyn. Die andern Werke ſind deswegen keine Feinde der Zierrathen Cicero iſt davon ein groſſer Beweis, und er allein kann uns ſchon in allen Gattungen der Beredſamkeit ein hinlängliches Muſter ſeyn. Er hat immer die Natur zu Rathe gezogen (*), welche allein

rauit, maxime eſt contemnendus. Ille enim ſummiſſus, quod acute et veteratorie dicit, ſapiens iam; medius ſuauis; hic autem copioſiſſimus, ſi nihil eſt aliud, vix ſatis ſanus videri poteſt. Qui enim nihil poteſt tranquille, nihil leniter, nihil partite, definite, diſtincte, facete dicere - - ſi is, non praeparatis auribus, inflammare rem coeperit, furere apud ſanos, et quaſi inter ſobrios bacchari violentius videbitur.

(**) CIC. *de Orat. Lib. III. n.* 199. Si habitum etiam orationis et quaſi colorem aliquem requiritis, eſt plena quaedam et tamen teres, et tenuis, et non ſine neruis ac viribus, et ea, quae particeps vtriusque generis, quadam mediocritate laudatur. His tribus figuris inſidere quidam venuſtatis non fuco illitus, ſed ſanguine diffuſus debet color.

(*) CIC. *Lib. II. de Leg. n.* 3. Hoc ipſo in loco - - - ſcito me eſſe natum. Quare id eſt neſcio quid, et latet in animo ac ſenſu meo, quo me plus hic locus fortaſſe delectet. *n.* 2. Equidem qui nunc primum huc venerim, ſatiari non queo: magnificasque villas et pauimenta marmorea, et

die Werke des Verſtandes regieret. Dieſe Führerinn kann man jungen Rednern nicht zu viel empfehlen, um ſie wider den ſchlimmen Geſchmack an ſchimmernden Gedanken und ſinnreichen und weitgeſuchten Redensarten zu verwahren; ſo oft dieſer die Oberhand genommen: ſo iſt er ſtets der Vorläufer des nahen Falles und der Abnahme der Beredſamkeit geweſen. Möchte er es nur itzt nicht ſeyn! Quintilian ſpricht mit Recht: wenn er nothwendig zwiſchen der noch groben Einfalt der Alten und der ungebundenen Freyheit der Neuern wählen müßte: ſo würde er die erſtere der letztern ohne Bedenken vorziehen (**).

§. 148.

Die Gedanken ſind der Kern einer Rede. Gedanke iſt ein ſehr ungewiſſes und ſehr allgemeines Wort, welches viele ganz unterſchiedene Bedeutungen hat. Unſere Anmerkungen unterſuchen hier nur die Gedanken, welche in ſinnreichen Werken angewandt werden und eine von den vornehmſten Schönheiten derſelben ausmachen. Sie machen eigentlich das Innere, den Leib einer Rede

laqueata tecta contemno. Ductus vero aquarum; quos iſti tubos et euripos vocant, quis non, quum haec videat, irriſerit. Itaque vt tu paullo ante de lege et iure diſſerens ad naturam referebas omnia: ſic in his ipſis rebus, quae ad quietem animi delectationemque quaeruntur, natura dominatur.

SENECA *Ep.* 100. Eloquentiam, velut vmbram, non hoc agens, ſecum trahit. Non erunt ſine dubio ſingula circumſpecta, nec omne verbum excitabit et punget; fateor: exibunt multa, nec ferient, et interdum otioſa praeterlabetur oratio: ſed multum erit in omnibus locis, et ingens ſine taedio ſpatium. Denique illud praeſtabit, vt liqueat tibi, illum ſenſiſſe quae ſcripſit. Intelliges actum hoc, vt tu ſcires, quid illi placeret; non vt ille placeret tibi.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c.* 5. Si neceſſe ſit, veterem illum horrorem dicendi malim, quam iſtam nouam licentiam.

Rede aus (*). Der Ausdruck iſt nur die Kleidung und der Schmuck derſelben. Die Worte ſind nur der Sachen wegen erfunden worden, jene zu entdecken und zuweilen auszuſchmücken (**). Die ſchönſten Ausdrücke, wenn ſie vom Verſtande entblöſſet ſind, ſind ein leerer Schall (*); gründliche Gedanken aber ſind auch ohne Zierrath ſchön, denn die Wahrheit iſt immer liebenswürdig, auf welche Art ſie ſich auch zeige. Die Gedanken müſſen einfältig, natürlich und verſtändlich ſeyn; ſie müſſen nicht gezwungen, noch weit geſuchet und mit Gewalt herzugeführet ſeyn, um den Witz des Verfaſſers zu zeigen; ſondern ſtets aus dem Innerſten des abzuhandelnden Gegenſtandes ſelbſt entſpringen und von dieſem ſo unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen, daß man nicht ſieht, wie die Sachen hätten anders geſaget werden können und ein jeder glaubet, er würde es auf eben dieſe Art geſaget haben. Wenn eine Erzählung Kunſt und Zärtlichkeit erhalten ſoll: ſo muß ſie erweitert und mit Gedanken und Bildern bereichert werden; dieſe nehmen den Zuhörer ein, rühren ihn lebhaft und ſtellen ihm die Geſchichte ſo vor, daß er ſie nicht zu hören, ſondern mit ſeinen eigenen Augen zu ſehen glaubet. Hierinn beſteht die vornehmſte Stärke der Beredſamkeit. Man zieht die Natur deswegen zu Rathe, man erlernet die Bewegungen derſelben wohl, man unterſuchet dasjenige aufmerkſam, was in dem Herzen desjenigen vorgehen müſſen, von welchem man ſpricht und ſchildert jeden Verſtand mit ſo lebhaften, aber auch ſo natürlichen Farben, daß man der erzählten Geſchichte beyzuwohnen, ſich einbildet. Die vornehmſte Schönheit einer Erzählung beſteht in der

(*) QVINT. *procem. L. VIII.* Quorundam elocutio res ipſas effeminat, quae illo verborum habitu veſtiuntur.

(**) QVINT. *prooem. Lib. VIII.* Sit cura elocutionis quam maxima, dum ſciamus tamen nihil verborum cauſſa eſſe faciendum, cum verba ipſa rerum gratia ſint reperta. QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Quibus (verbis) ſolum a natura ſit officium attributum, ſeruire ſenſibus.

(*) CIC. *de Or. L. I. n.* 51. Quid eſt tam furioſum, quam ver-

wunderbaren Manchfaltigkeit, welche darinn herrſchen muß (**) und in den verſchiedenen Bewegungen der Affecten, die durch ſchnelle Veränderungen und unverhoffte Abwechſelungen verurſachet werden, welche die Aufmerkſamkeit durch ein angenehmes Erſtaunen erwecken, welche das Gemüth des Zuhörers bis an das Ende im Zweifel halten, und ihm ſelbſt durch dieſe Ungewißheit ein unglaubliches Vergnügen machen, vornehmlich, wenn ſich die Erzählung mit einem rührenden und ſonderbaren Ausgange endiget. Junge Redner müſſen ſich angewöhnen, in guten Stellen von ſich ſelbſt alle Schönheiten zu entdecken; dadurch lernen ſie, wie man die Gedanken finden und ausdrücken ſoll. Die Wahrheit iſt die erſte Eigenſchaft und der Grund der Gedanken. Wenn ihnen dieſer Grund mangelt: ſo ſind ſie fehlerhaft und nicht ſchön, ſo ſchön ſie auch zu ſeyn ſcheinen. Die Gedanken ſind Bilder der Sachen; die Wörter hingegen ſind Bilder der Gedanken. Denken heißt überhaupt, ſich eine Abbildung von einem geiſtigen oder ſinnlichen Gegenſtande bey ſich ſelbſt machen. Bilder und Gemälde aber ſind nur in ſo weit wahr, als ſie ähnlich ſind; alſo iſt auch ein Gedanke wahr, wenn er die Sache getreulich vorſtellet; und falſch, wenn er ſie anders zeiget, als ſie an ſich ſelbſt iſt. Die Wahrheit iſt ſonſt untheilbar; hier aber iſt ſie es nicht. Die Gedanken können mehr oder weniger wahr ſeyn, jenachdem ſie ihrem Gegenſtande mehr oder weniger gleichförmig ſind. Die gänzliche Gleichförmigkeit nennen wir die Richtigkeit eines Gedanken; dieſer gehöret alsdann dem Dinge vollkommen zu, welches er vorſtellet und bleibt auf allen Seiten und zu allen Zeiten, wie man ihn auch immer

borum vel optimorum atque ornatiſſimorum ſonitus inanis, nulla ſubiecta ſententia nec ſcientia.

(**) CIC. *ad famil. L. V. Epiſt.* 12. Multam caſus noſtri tibi varietatem in ſcribendo ſuppeditabunt, plenam cuiusdam voluptatis, quae vehementer animos hominum in legendo ſcripto retinere poſſit: Nihil eſt enim aptius ad delectationem lectoris, quam temporum varietates fortunaeque viciſſitudines - - - Ancipites variique caſus habent admirationem, expectationem, laetitiam, moleſtiam, ſpem, timorem,

mer betrachtet, ein in ſeiner ganzen Ausdehnung wahrer Gedanke, in welchem ſich nichts widerſpricht. Um wohl zu denken, iſt es deswegen noch nicht genug, daß die Gedanken nichts falſches haben. Auſſer der Wahrheit, die allezeit den Witz vergnüget, muß noch etwas da ſeyn, das ihn rühret und in Verwunderung ſetzet. Die Wahrheit, welche ſonſt auch ohne einigen Schmuck ſo ſehr gefällt, erfodert hier dieſen Zierrath, welcher zuweilen nur in einem neuen Schwunge beſteht, den man der Sache giebt (*). Eine Rede wird vornehmlich durch Gedanken erhoben, die etwas hohes enthalten und dem Gemüthe nur groſſe Dinge vorſtellen. Dieſe Hoheit und Gröſſe der Gedanken iſt eben dasjenige, was fortreißt und entzücket (**). Dergleichen Gedanken führen die Ueberzeugung mit ſich, reiſſen unſere Urtheilungskraft mit Gewalt fort, bewegen unſere Leidenſchaften und laſſen einen Stachel in unſerer Seele zurück. Dennoch müſſen auch dieſe Gedanken immer ihrem Gegenſtande zukommen und nichts iſt unvernünftiger, als hohe Gedanken bey geringen Sachen verſchwenden (*). Dieß iſt die erſte Art von Gedanken, welche nicht nur, als wahre, Glauben gewinnen, ſondern auch, als neue und auſſerordentliche, Bewunderung nach ſich ziehen. Die Gedanken der andern Art ſind die annehmlichen, die zuweilen eben ſo ſehr rühren und in Verwunderung ſetzen, als die edeln und erhabenen; die aber durch ihre Annehmlichkeit dasjenige verrichten, was die andern durch ihr edles und erhabenes Weſen thun. Die erhabenen Gedanken ſind auch annehmlich; die Annehmlichkeit aber machet nicht ihre Haupteigenſchaft aus. Sie gefallen, weil ſie etwas ho-

Si vero exitu notabili concluduntur, expletur animus iucundiſſimae lectionis voluptate.

(*) CIC. *de Orat. Lib. II. n.* 188. Sententiae Craſſi tam integrae, tam verae, tam nouae.

(**) LONGIN. *de ſublim. Sect.* 1. Non ad perſuaſionem, ſed ad ſtuporem rapiunt grandia.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c.* 3. A ſermone tenui ſublime diſcordat: fitque corruptum, quia in plano tumet.

hohes haben, welches immer das Gemüth einnimmt, da jene hingegen nur gefallen, weil ſie annehmlich ſind. Dieſes Annehmliche iſt, wie in gewiſſen Gemälden, etwas liebliches, zärtliches, anmuthiges. Es iſt Horazens molle atque facetum, welches er dem Virgile beyleget, und welches nicht in demjenigen beſteht, was wir ſcherzhaft nennen, ſondern in einer gewiſſen Anmuth, die man nicht überhaupt beſchreiben kann, und die von mehr, als einer Art iſt. Die Vergleichungen, die von blühenden und zärtlichen Dingen hergenommen werden, machen annehmliche Gedanken, wie diejenigen, die man von hohen Dingen hernimmt, edle Gedanken machen. Die ſinnreichen Erdichtungen haben eine eben ſo ſchöne Wirkung in gebundener, als ungebundener Rede. Sie ſind luſtige Schauſpiele für den Witz, die gewiß erleuchteten Kennern gefallen. Die Annehmlichkeit entſteht gemeiniglich aus der Entgegenſetzung, vornehmlich in den doppelten Gedanken, die zweyerley Sinn, und gleichſam zwo Seiten haben. Dieſe Figur, die das zu verneinen ſcheint, was ſie veſt ſetzet, und die ſich zum Scheine widerſpricht, iſt ſehr zierlich. Nicht nur ſchimmernde und ſpielende Stellen machen den Gedanken angenehm. Auch die bloſſe natürliche Artigkeit hat dieſe Wirkung. Dieſe beſteht in einem gewiſſen einfältigen und aufrichtigen, aber ſinnreichen und vernünftigen Weſen, welches auch in dem natürlichen Verſtande eines Bauern und in dem Witze eines Kindes hervorleuchtet. Es giebt noch eine dritte Art von Gedanken, die nebſt der Annehmlichkeit, auch Zärtlichkeit haben; deren Schönheit und Werth daher kömmt, daß ſie zärtlich ſind. Ein zärtlicher Gedanke iſt die allerfeinſte Geburt und gleichſam die Blühte des Witzes. Die zärtlichſten Gedanken ſind, wie die zärtlichſten der natürlichen Werke, diejenigen, bey welchen die Natur ein Vergnügen findet, im Kleinen zu arbeiten und deren faſt unſichtbare Materie machet, daß man zweifelt, ob ſie die Abſicht gehabt hat, ihre Geſchicklichkeit zu zeigen, oder zu verbergen (**). Ein Gedanke,

(**) PLIN. *Lib. XI. c.* 2. Rerum natura nusquam magis, quam in minimis, tota.

danke, worinnen Zärtlichkeit iſt, hat dieß eigen, daß er in wenig Worten eingeſchloſſen iſt, und der Verſtand, den er enthält, iſt nicht ſo ſichtbar noch ſo kenntlich. Dieſen verhehlet er zum Theile, damit man ihn ſuche und errathe; oder wenigſtens läßt er ihn nur ſo bloß hervorblicken, damit er uns das Vergnügen mache, ihn ganz zu entdecken, wenn wir Witz haben (*). Nur verſtändige und aufgeklärte Geiſter ſind fähig, den ganzen Sinn eines zärtlichen Gedanken einzuſehen. Dieſes kleine Geheimniß iſt gleichſam die Seele der Zärtlichkeit der Gedanken. Diejenigen, die weder im Grunde, noch in der Art des Vortrags, etwas geheimnißvolles haben und ſich gleich im erſten Anblicke völlig zeigen, ſind eigentlich nicht zärtlich, wenn ſie auch noch ſo ſinnreich wären. Die Zärtlichkeit ſetzet alſo noch etwas gewiſſes zu dem Erhabenen und Angenehmen hinzu. Auſſer der Zärtlichkeit der Gedanken, die bloß ſinnreich ſind, giebt es auch noch eine andere, die von den Neigungen herkömmt, und woran die Gewogenheit mehr Antheil hat, als der Verſtand. Es giebt ferner eine Art Gedanken, die den Schriftſtellern der guten Zeit wenig bekannt ſind, deren Urſprung mit dem Verfalle der Beredſamkeit einerley Zeitpunct hat. Sie beſtehen in einer Art, ſich kurz, lebhaft, ſchimmernd auszudrücken, welche vornehmlich durch eine gewiſſe Spitzfündigkeit vergnüget, durch eine kühne Neuigkeit und durch eine ſinnreiche, aber nicht gar zu gemeine noch gewöhnliche Art rühret. Seneca trug viel zu der Einführung dieſes ſchlimmen Geſchmackes in Rom bey und zu Quintilians Zeiten wurde er für die Redner ein allgemeines und herrſchendes Geſetz (**). An ſich ſelbſt iſt dieſe Art der Gedanken nicht

PLIN. *Lib. XXXVII. prooem.* In arctum coacta rerum naturae maieſtas multis nulla ſui parte mirabilior.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c.* 2. Auditoribus grata ſunt haec, quae quum intellexerint, acumine ſuo delectantur, et gaudent, non quaſi audiuerint, ſed quaſi inuenerint.

(**) QVINT. *Lib VIII. c.* 5. Nunc illud volunt, vt omnis locus, omnis ſenſus, in fine ſermonis feriat aurem. Turpe

nicht verwerflich (*). Sie können eine Rede edel machen und ihr zugleich Stärke, Anmuth und Hoheit geben. Nur der Misbrauch und das gar zu gezwungene Weſen derſelben iſt zu verdammen. Sie ſind die Augen der Rede, die nicht an dem ganzen Körper derſelben zerſtreuet ſeyn ſollen (**). Es iſt erlaubet, zu der Schreibart der Alten dieſe neue Anmuth hinzuzuſetzen (*), wenn es nur nicht übermäſſig geſchieht; denn ſonſt würde die alte Einfalt noch weit ſchätzbarer ſeyn, als dieſe neue ungebundene Freyheit (**). Die gar zu groſſe Anzahl derſelben machet, daß ſie ſich ſchaden und einander ſelbſt erſticken und verurſachet eine Dunkelheit und Verwirrung in einer Rede (*). Die Schönheit dieſer Gedanken beſteht vielmehr darinnen, daß ſie kurz, lebhaft und von einander abgeſondert ſind, ſo, daß jeder für ſich einen Verſtand hat

autem ac prope nefas ducunt, reſpirare vllo loco, qui acclamationem non petierit.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Quod tantum in ſententia bona crimen eſt? Non cauſſae prodeſt? non iudicem mouet? non dicentem commendat?

(**) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Ego haec lumina orationis velut oculos quosdam eloquentiae eſſe credo: ſed neque oculos eſſe toto corpore velim.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Patet media quadam via: ſicut in cultu victuque acceſſit aliquis citra reprehenſionem nitor, quem, ſicut poſſumus, adiiciamus virtutibus.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Si neceſſe ſit, veterem illum horrorem dicendi malim, quam iſtam nouam licentiam.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Denſitas earum obſtat inuicem, vt in ſatis omnibus fructibusque arborum nihil ad iuſtam magnitudinem adoleſcere poteſt, quod loco, in quem creſcat, caret. Nec pictura, in qua nihil circumlitum eſt, eminet: ideoque artifices etiam, quum plura in vnam tabulam opera contulerunt, ſpatiis diſtinguunt, ne vmbrae in corpora cadant.

hat (**). Sie ſind alsdann keine leuchtenden Flammen, ſondern nur Feuerfunken, die unter dem Rauche hervorſchimmern (*). Der Redner, welcher ſie nur zu häufen ſuchet, wird in der Unterſcheidung und Wahl derſelben nicht mehr zärtlich genug ſeyn (**). Seneca liebte dieſen verderbten Geſchmack. Er war reich und fruchtbar an Erfindung; allein ſeine Eigenliebe gegen die Geburten ſeines Witzes war zu groß; ſie verhinderte ſeine Unterſcheidungskraft eine gute Wahl unter den Stellen zu halten (*). Die Wichtigkeit ſeiner Gegenſtände wird öfters durch einen Haufen kleiner Gedanken geſchwächet, die im Anfange durch einen Schein und Glanz des Witzes einnehmen, die aber eine unterſuchende Aufmerkſamkeit kalt und kindiſch findet (**). Seine Schreibart iſt gar zu

(**) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Facit res eadem conciſam quoque orationem. Subſiſtit enim omnis ſententia: ideoque poſt eam vtique aliud eſt initium. Vnde ſoluta fere oratio, et e ſingulis non membris, ſed fruſtis, collata, ſtructura caret; quum illa rotunda et vndique circumciſa inſiſtere inuicem nequeant.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Lumina illa non flammae, ſed ſcintillis inter fumum emicantibus, ſimilia dixeris.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Hoc quoque accidit, quod ſolas captandi ſententias, multas neceſſe eſt dicere leues, frigidas, ineptas. Non enim poteſt eſſe delectus, vbi numero laboratur.

(*) QVINT. *Lib. X. c. 1.* Multae in eo claraeque ſententiae, multa etiam morum gratia legenda: ſed in eloquendo corrupta pleraque atque eo pernicioſiſſima, quod abundant dulcibus vitiis. Velles eum ſuo ingenio dixiſſe, alieno iudicio. Nam - - ſi non omnia ſua amaſſet, ſi rerum pondera minutiſſimis ſententiis non fregiſſet, conſenſu potius eruditorum, quam puerorum amore comprobaretur - - Multa probanda in eo, multa etiam admiranda ſunt, eligere modo curae ſit: quod vtinam ipſe feciſſet! Digna enim fuit illa natura, quae meliora vellet, quae, quod voluit, effecit.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c. 5.* Plerique minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excuſſae riſum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur.

zu einförmig, und der Gegenſatz zeiget ſich daſelbſt viel zu oft. Die Einfälle ſind gar zu nahe zuſammen, und gar zu dicht auf einander gepackt. Sie ſind alle von einander geriſſen, deswegen machen ſie auch die Schreibart gar zu kurz und abgebrochen (*). Eine Art von Spitzfündigkeit endiget faſt eine jede Periode (**). Wir können nicht ohne Verdruß und Eckel lange hintereinander fortleſen. Bey dem Cicero und Livius hingegen wird der Leſer niemals müde. Wir finden bey dem Cicero auch zuweilen dergleichen Gedanken, welche auf eine kurze und lebhafte Art die Periode ſchlieſſen; allein er weiß dieſe Annehmlichkeiten einer Rede mit Beſcheidenheit und Mäſſigkeit anzuwenden. Dem Seneca fehlte dieſe weſentliche Eigenſchaft eines Redners. Er wußte ſich nicht in den Gränzen des Wahren und Schönen zu halten, und alles dasjenige unbarmherziger weiſe abzuſchneiden, was über dem Vollkommenen iſt (*). Er war in ſeinen eigenen Witz gar zu ſehr verliebt; er konnte ſich nicht entſchlieſſen, eine von ſeinen Geburten zu verlieren oder aufzuopfern; und durch geringe und kleine Gedanken ſchwächte er vielmals die Stärke und verringerte den Adel derjenigen Sachen, von welchen er redete (**). Er war nicht zufrieden, eine Sache einmal gut geſaget zu haben und dadurch verderbte er ſeine Schreibart. Er verfiel alſo ſelbſt in den Fehler, welchen ſein eigener Vater an einem Redner ſeiner Zeit getadelt hatte (*).

Es

(*) QVINT. *Lib. VIII. c.5.* Vnde ſoluta fere oratio, et e ſingulis non membris ſed fruſtis collata.

(**) QVINT. *Lib. VIII. c.5.* Nunc illud volunt, vt omnis locus, omnis ſenſus, in fine ſermonis feriat aurem.

(*) HORAT. *Lib. I. Sat.* 10.
- - - Recideret omne, quod vltra
Perfectum traheretur - - -

(**) QVINTIL. *Lib.* X. *c.* 1. Si aliqua contemſiſſet - - - Si non omnia ſua amaſſet, ſi rerum pondera minutiſſimis ſententiis non fregiſſet, conſenſu potius eruditorum, quam puerorum amore, comprobaretur.

(*) *Controu V. Lib IX.* Habet hoc Montanus vitium, ſententias ſuas repetendo corrumpit: dum non eſt contentus, vnam rem ſemel bene dicere, efficit, ne bene dixerit.

Es giebt zwo Arten der Schönheit in der Beredſamkeit, auf welche man junge Redner aufmerkſam zu machen ſich bemühen muß. Die eine Art beſteht in ſchönen und gründlichen, aber auſſerordentlichen und erſtaunlichen Gedanken. Lucan, Seneca und Tacitus ſind voll von dergleichen Schönheiten. Die andere hingegen beſteht gar nicht in ſeltenen Gedanken; ſondern in einem gewiſſen natürlichen Weſen, in einer leichten, zierlichen, und zärtlichen Beredſamkeit, welche niemals den Geiſt bindet, ihm nur gemeine, aber lebhafte und anmuthige Bilder vorſtellet, und welche ihm in ſeinen Bewegungen ſo wohl zu folgen weiß, daß ſie niemals ermangelt, ihm von einer jeden Sache die Gegenſtände vorzutragen, von welchen er gerühret werden kann, und alle Leidenſchaften und Bewegungen auszudrücken, welche die Dinge, die ſie vorſtellet, daſelbſt hervorbringen müſſen. Dieſe Schönheit hat Terenz und Virgil. Es giebt wenig Schriftſteller, denen man ſich weniger genähert hat, als dieſen beiden; es iſt alſo dieſe Art noch ſchwerer, als die andere. Wenn ein junger Redner dieſe natürliche und einfältige Schönheit mit der Schönheit der hohen Gedanken nicht zu vermengen weiß: ſo ſteht er in Gefahr, um ſo viel ſchlechter zu reden und zu ſchreiben; und je mehr er Witz haben wird, je mehr wird er in eine fehlerhafte Art verfallen. Denn dieß machet, daß er ſich auf die ſpitzfündige Schreibart legt, welches der ſchlimmeſte Charakter eines Redners iſt. Kein Fehler muß jungen Rednern mehr gezeiget werden, als dieſer; denn er verderbt die Frucht aller Bemühungen in der Sprache und Beredſamkeit. Wenn junge Redner erſt einen guten Geſchmack und eine richtige Beurtheilungskraft aus dem Cicero erlanget haben: alsdann kann ihnen das Leſen des Seneca nützlich ſeyn (**); er wird ihnen Witz geben, die Erfindung erleichtern, und auch behülflich ſeyn, einen Unterſchied unter dem Guten und Schlechten zu machen. Indeſſen muß dieſes Leſen unter einer

(**) QVINT. *Lib.* X. c. 1. Verum ſic quoque iam robuſtis, et ſeueriore genere ſatis firmatis, legendus, vel ideo, quod exercere poteſt vtrinque iudicium.

einer guten Anführung geſchehen; ſie müſſen ſich nicht ihrem eigenen Gutdünken überlaſſen, damit ſie nicht des Seneca Laſter ſelbſt für Tugenden annehmen, welche um ſo gefährlicher für ſie ſind, je mehr Gleichförmigkeit ſie mit der Gemüthsbeſchaffenheit ihres Alters haben und dabey noch mit Reitzungen vermengt ſind, welche auch die Scharfſinnigſten zu verführen vermögen.

§. 149.

Unter den Pflichten eines Redners kömmt nach der Erfindung, Einrichtung und Ausarbeitung einer Rede auch noch der gute Vortrag. Dieſer iſt einem Redner unentbehrlich. Die Erfahrung lehret, daß viele vernünftige Redner mit ihrer guten Ausarbeitung verdrüßlich anzuhören ſind und daß man andere mittelmäſſige Reden einer gröſſern Aufmerkſamkeit würdiget (*). Das Geſicht und Gehör wirket ſehr auf das Herz. Dieſen Lehrſatz erkannten die alten griechiſchen Redner und wußten ihn zu ihrem Vortheile zu gebrauchen (**). Ein lebhaftes Genie iſt hier nicht hinreichend; es muß durch Regeln geleitet und durch die Nachahmung guter Muſter gebeſſert werden (*). Jene betref-

(*) CIC. *Orat. cap.* 16. Nam et infantes actionis dignitate eloquentiae ſaepe fructum tulerunt: et diſerti, deformitate agendi, multi infantes putati ſunt: vt iam non ſine cauſſa Demoſthenes tribuerit et primas et ſecundas et tertias actioni. Si enim eloquentia nihil ſine hac; haec autem ſine eloquentia tanta eſt: certe plurimum in dicendo poteſt.

(**) QVINT. *Lib. XI. cap.* 3. Habet autem res ipſa (pronuntiatio) miram quandam in orationibus vim ac poteſtatem. Neque enim tam refert, qualia ſint, quae intra nosmet ipſos compoſuimus, quam quomodo efferantur: nam ita quisque, vt audit, mouetur. Quare neque probatio vlla, quae modo venit ab oratore, tam firma eſt, vt non perdat vires ſuas, niſi adiuuetur aſſeueratione dicentis. Affectus omnes langueſcant neceſſe eſt, niſi voce, vultu, totius prope habitu corporis, inardeſcant.

(*) QVINT. *Lib. XI. cap.* 3. Verum illa perſuaſione ſua fruantur, qui hominibus, vt ſint oratores, ſatis putant, naſci:

treffen ſowohl die Ausſprache, als die Bewegungen des Leibes (**). Ein guter Redner muß eine laute, klare und reine Stimme, eine deutliche und vollkommen reine Ausſprache und eine ſtarke Lunge und einen langen Athem haben (*). Er muß in der Stimme und Sprache eine angenehme Manchfaltigkeit beſitzen (**). Die Natur lehret uns ſchon nach Beſchaffenheit der Sachen, der Umſtände, der Affecten und der Perſonen unſere Rede ſehr verändern (*). Ein unnatürlicher Ton iſt ein Wiegenlied für den Zuhörer (**). Der Eingang fodert eine ſanfte und mäſſige Stimme, eine gewiſſe Langſamkeit

noſtro labori dent veniam, qui nihil credimus eſſe perfectum, niſi vbi natura cura iuuetur.

(**) QVINT. *Lib. XI. cap.* 3. Namque actionem Cicero quaſi ſermonem, alias eloquentiam quandam corporis dicit. Idem tamen duas eius partes facit, quae ſunt eaedem pronuntiationis: vocem, atque motum - - -

(*) QVINT. *Lib. XI. cap.* 3. Exercendus autem eſt (ſpiritus) vt ſit quam longiſſimus. quod Demoſthenes vt efficeret, ſcandens in aduerſum, continuabat quam poſſet plurimos verſus.

(**) CIC. *de Orat. L. III. c.* 60. Nam ad vocem obtinendam nihil eſt vtilius, quam crebra mutatio: nihil pernicioſius, quam effuſa ſine intermiſſione contentio - - - Volet igitur ille, qui eloquentiae principatum petet, et contenta voce atrociter dicere, et ſummiſſa leniter, inclinata videri grauis, et inflexa miſerabilis. Mira enim eſt quaedam natura vocis, cuius quidem e tribus omnino ſonis, inflexo, acuto, graui, tanta ſit, et tam ſuauis varietas, perfecta in cantibus.

(*) QVINT. *Lib. XI. cap.* 3. Vitemus igitur illam, quae graece *μονοτονία* vocatur, vna quaedam ſpiritus ac ſoni intentio.

(**) CIC. *de Orat. L. III. c.* 60. Quid ad aures noſtras et actionis ſuauitatem, quid eſt viciſſitudine et varietate et commutatione aptius? - - - Nam ad vocem obtinendam nihil eſt vtilius, quam crebra mutatio; nihil pernicioſius, quam effuſa ſine intermiſſione contentio - - - Ergo ille princeps (orator) variabit et mutabit; omnes ſonorum tum intendens tum remittens perſequetur gradus.

und Gelaſſenheit. Der Hauptſatz muß ſchon etwas lauter und erhabener ausgeſprochen werden. Die Erklärungen erfodern eine deutliche und langſame, aber noch keine heftige und ſtarke Stimme; die Beweiſe aber einen männlichen, muntern und nachdrücklichen Vortrag. Die Sprache des Redners muß zeigen, wie ſehr er von der Wahrheit ſeines Satzes eingenommen iſt (*). Die Einwürfe muß eine veränderte und fremdſcheinende, die Beantwortung derſelben aber eine ſehr lebhafte Ausſprache erheben. Für die Erregung der Affecten endlich verſparet ein Redner die ſtärkſte, heftigſte und manchfaltigſte Ausſprache, die er nur in ſeiner Gewalt hat (**). Hier muß er alle Leidenſchaften ſelbſt annehmen, die er erwecken will (*). Er muß ferner ſeine Ausſprache in der Rede nach dem Unterſchiede der Sachen zu verändern und abzuwechſeln wiſſen (**). Die Affecten muß er

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Quare neque probatio vlla, quae modo venit ab oratore, tam firma eſt, quae non perdat vires ſuas, niſi adiuuetur aſſeueratione dicentis. Affectus omnes langueſcant neceſſe eſt, niſi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardeſcant.

(**) CIC. *Orat. c.* 17. Itaque ille perfectus, quem iam dudum noſtra indicat oratio, vtcumque ſe affectum videri, et animum audientis moueri volet, ita certum vocis admouebit ſonum.

(*) QVINT. *Lib. VI. c.* 2. Summa enim, quantum ego quidem ſentio, circa mouendos affectus, in hoc poſita eſt, vt moueamur ipſi - - - Quare in iis, quae veriſimilia eſſe volemus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere patiuntur, affectibus; et a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere iudicem (auditorem) volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? Iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, idque exigit, ſimile patietur? Siccis agenti oculis lacrimas dabit? Fieri non poteſt!

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Illud vero maximum, quod ſecundum rationem rerum, de quibus dicimus, animorumque habitus, conformanda vox eſt, ne ab oratione diſcordet. Proponamus enim nobis illud Ciceronis in oratione nobiliſſima pro Milone, principium; nonne ad ſingulas

er mit einer verſchiedenen Stimme ausdrücken (*). Wir können an Leuten, deren Sprache wir nicht verſtehen, aus dem bloſſen Tone ihrer Rede wahrnehmen, von welcher Leidenſchaft ſie beherrſchet werden (**). Die Liebe, der Haß, der Zorn (*), das Mitleiden, die Freude, die Traurigkeit (**), die Furcht (*), die Hoffnung verrathen ſich auf eine verſchiedene Weiſe. Die Figuren müſſen gleichfalls durch die gute Ausſprache verſtärket werden. Auſſer dieſen muß ein guter Redner auch gewiſſe Wörter mit dem verſchiedenen Tone ſeiner Ausſprache erheben (**). Alle Wörter, auf welchen ein

pene diſtinctiones, quamuis in eadem facie, tamen vultus quaſi mutandus eſt? *Etſi vereor, Iudices, ne turpe ſit, pro fortiſſimo viro dicere incipientem, timere.* Etiamſi eſt toto propoſito contractum atque ſummiſſum, quia et exordium eſt, et ſolliciti exordium: tamen fuerit neceſſe eſt, aliquid plenius et erectius, dum dicit, *pro fortiſſimo viro,* quam quum *Etſi vereor* et *turpe ſit*, et *timere.*

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Omnis enim motus animi ſuum quendam a natura habet vultum, et ſonum et geſtum.

(**) CIC. *de Or. L. III. c.* 59. Actio, quae per ſe motum animi fert, omnes mouet: iisdem enim omnium animi motibus concitantur, et eos iisdem notis in aliis agnoſcunt, et in ſe ipſi indicant.

(*) CIC. *de Or. L. III. c.* 59. Aliud enim vocis genus iracundia ſibi ſumit; acutum, incitatum, crebro incidens.

(**) CIC. *de Or. L. III. c.* 59. Aliud miſeratio et moeror; flexibile, plenum, interruptum, flebili voce.

(*) CIC. *de Or. L. III. c.* 59. Aliud metus, demiſſum, et haeſitans et abiectum.

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Et hercle, quum valeant multum verba per ſe, et vox propriam vim adiiciat rebus; et geſtus motusque ſignificet aliquid: profecto perfectum quiddam fieri, cum omnia coierint, neceſſe eſt. Sunt tamen, qui rudem illam et qualem impetus cuiusque animi tulit, actionem iudicent fortiorem, et ſolam viris dignam — — — Verum illi perſuaſione ſua fruantur, qui hominibus vt

beſonderer Nachdruck in der Sache ſelbſt beruhet, müſſen auch ſtärker ausgeſprochen werden (*). Die Klugheit im Umgange wird ihn endlich auch die Veränderung der Ausſprache lehren, welchen der Unterſchied der Zuhörer, des Orts, der Zeit und der Umſtände ſeiner Rede fodert (**).

§. 150.

Ein guter Redner muß nicht allein die Ohren ſeiner Zuhörer, ſondern auch ihre Augen zu befriedigen, zu vergnügen und einzunehmen wiſſen, wenn er ſeinen Endzweck glücklich erreichen will (*). Die Alten nannten dieſe Geſchicklichkeit die ſtumme Wohlredenheit, oder die Bered-

ſint oratores, ſatis putant, naſci. Noſtro labori dant veniam, qui nihil credimus eſſe perfectum, niſi ybi natura cura iuuetur.

(*) QVINT. *Lib. XI. c.* 3. Vtendi voce multiplex ratio: nam praeter illam differentiam, quae eſt tripartita, acutae, grauis, flexae; tum intentis, tum remiſſis, tum elatis, tum inferioribus modis opus eſt; ſpatiis quoque lentioribus, aut citatioribus; ſed iis ipſis interiacent multa etc.

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Neque eadem in voce, geſtu, inceſſu, apud principem, ſenatum, populum, magiſtratum etc. actione ſimiliter decent — — — Nec volubilitate nimia confundenda quae dicimus; qua et diſtinctio perit, et affectus, et nonnunquam etiam verba aliqua ſui parte fraudantur. Cui contrarium vitium, nimiae tarditatis. Promtum ſit os, non praeceps; moderatum, non lentum — — — Eadem (actione) C. Gracchum in deflenda fratris nece, totius populi Romani lacrimas concitaſſe; Antonium et Craſſum multum valuiſſe; plurimum vero Q. Hortenſium (Cicero tradit).

(*) CIC. *Or. c.* 17. §. 55. Decor quoque a geſtu atque motu venit. Ideoque Demoſthenes, grande intuens ſpeculum, actionem componere ſolebat — — — At ſi tu hoc quaereres, dicerem etiam de geſtu, cum quo iunctus eſt vultus. Quibus omnibus, dici vix poteſt, quantum interſit, quemadmodum vtatur orator.

Beredſamkeit des Leibes (**); ſie nahmen deswegen öfters Muſter von den Schauſpielern. Dieſe Kunſt iſt in neuern Zeiten ſehr in Verfall gerathen. Die Natur lehret einen jeden, der nur ein etwas lebhaftes Weſen beſitzet, ſelbſt, ſeine Worte, die ihm ein Ernſt ſind, mit einer anſtändigen Mine des Geſichtes und Bewegung des Leibes zu begleiten, um ihnen dadurch einen deſto gröſſern Nachdruck zu geben. Die Erfahrung lehret, daß ſolches auf der Schaubühne in die Gemüther der Zuhörer keinen geringen Eindruck machet (*). Warum ſollte ſich nun ein Redner eines ſolchen Hülfsmittels muthwillig berauben, ſeine Rede durchdringend und kräftig zu machen (**)? Seltſame Minen im Geſichte, ungeſchickte Bewegungen mit den Händen und verſchiedene andere dergleichen böſe Gewohnheiten verunzieren einen Redner ungemein, wenn ſie an ihm öffentlich ins Aug fallen (*). Er ſoll ſich mit keinem weibiſchen Putze ſchmücken

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Namque actionem Cicero alias ſermonem, alias eloquenliam quandam corporis dicit.

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Documento ſunt vel ſcenici actores, qui et optimis poetarum tantum adiiciunt gratiae, vt nos infinite magis eadem illa audita, quam lecta delectent, et viliſſimis etiam nonnullis impetrent aures; vt quibus nullus eſt in bibliothecis locus, ſit etiam frequens in theatris.

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. De geſtu prius dicam; qui et ipſe voci conſentit, et omnino ſimul cum ea paret. Is quantum habeat in oratore momenti ſatis vel ex eo patet, quod pleraque etiam citra verba ſignificant. Quippe non manus ſolum, ſed nutus etiam declarat noſtram voluntatem, et in mutis pro ſermone ſunt. Et ſalutatio frequenter ſine voce intelligitur, atque afficit; et ex ingreſſu vultuque perſpicitur habitus animorum: et animalium quoque ratione carentium ira, laetitia, adulatio, et oculis, et quibusdam aliis corporis ſignis deprehenditur. Contra ſi geſtus et vultus ab oratione diſſentiant, triſtia dicamus hilares, affirmemus aliqua renuentes, non auctoritas modo verbis, ſed etiam fides deſit.

(*) CIC. *Or. c.* 18 Status erectus et celſus, rarus inceſſus, nec ita longus; excurſio moderata, eaque rara: nulla mollitia ceruicum; nullae argutiae digitorum; non ad

cken (**), aber eine äuſſerliche Reinlichkeit beobachten (*). Das Haupt muß ein Redner gerad und ſtill halten (**). Auch alsdann, wann die Bewegung des Hauptes einigen Nachdruck geben kann, muß ſolches mit einer ernſthaften und männlichen Art geſchehen. Das übermäſſige Schütteln und Beben des Hauptes muß als ein lächerlicher Uebelſtand vermieden werden (*). Die Au-

numerum articulus cadens, trunco magis, toto ſe ipſe moderans, et virili laterum flexione, brachii proiectione in contentionibus, contractione in remiſſis etc.

(**) A. GELL. *L. I. c.* 5. Demoſthenem tradunt, et veſtitu ceteroque cultu corporis nitido, venuſto, nimisque accurato fuiſſe. Hinc etiam turpibus indignisque in eum verbis non temperatum — — Ad eundem modum Hortenſius, omnibus ferme oratoribus aetatis ſuae, niſi M. Tullio clarior; qui multa in munditia et circumſpecte compoſiteque indutus, et amictus eſſet - - maledictis - - iactatus eſt. Sed quum L. Torquatus, ſubagreſti homo ingenio et infeſtiuo, — non iam hiſtrionem eſſe diceret, ſed geſticulariam, Dionyſiamque eum, notiſſimae ſaltatriculae nomine appellaret; tunc voce molli atque demiſſa Hortenſius: Dionyſia, inquit, Dionyſia equidem eſſe, quam quod tu Torquate, - - αμυσος, αχροδιαιτος και απροσιτος.

(*) CIC. *Or. c.* 18. Cultus, non eſt proprius oratori, ſed magis in oratore conſpicitur. Quare ſit, vt in omnibus honeſtis debet eſſe, ſplendidus et virilis. Nam et toga et calceus et capillus, tam nimia cura, quam negligentia ſunt reprehendenda.

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Praecipuum vero in actione, ſicut in corpore ipſo caput eſt, tum ad illum de quo dixi decorem, tum etiam ad ſignificationem decoris. Illa ſunt, vt ſit primo rectum, et ſecundum naturam. Nam et deiecta humilitas, et ſupina arrogantia, et in latus inclinato languor, et rigente barbaria quaedam mentis oſtenditur. Tum accipiat aptos, ex ipſa actione motus, vt cum geſtu concordet; et manibus ac lateribus obſequatur.

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Actio paullo agitatior et exigitur, et quibusdam partibus conuenit; ita tamen temperanda, ne

Augen muß ein Redner frey und munter zu erhalten ſuchen; ſie bey einer Verwunderung und im Schrecken, mehr als gewöhnlich, aufzuthun, lehret die Natur (**). Allezeit aber mit den Augenliedern winken, ſeitwärts ſchielen, oder immer auf eine Stelle ſehen, iſt ein groſſer Fehler (*). Die übrigen Theile des Angeſichts ſind geſchickt, alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken und dazu muß er dieſelben auch zu rechter Zeit brauchen (**). Ein ernſthaftes Geſicht ſteht einem Redner weit männlicher an, als eine gar zu lächelnde Mine, die ihn des Leichtſinnes verdächtig machet (*). Das öftere Keichen, Huſten und Speyen iſt

X 5 ſehr

dum actoris captamus elegantiam, perdamus viri boni et grauis auctoritatem.

(**) CIC. *Or. c.* 18. Vultus vero, qui ſecundum vocem plurimum poteſt, quantam adfert cum dignitatem, tum venuſtatem. In quo quum effecerit, ne quid ineptum aut vultuoſum ſit, tum oculorum eſt magna moderatio. Nam vt imago eſt animi vultus, ſic indices oculi. Quorum et hilaritatis et viciſſim triſtitiae modum res ipſae, de quibus agetur, temperabunt.

(*) CIC. *Orator. c.* 18. Rigidi vero et extenti, aut lanquidi, et torpentes, aut ſtupentes, aut laſciui, et mobiles, aut natantes, et quadam voluptate ſuffuſi, aut limi, et vt ſic dicam venerei, aut poſcentes aliquid, pollicentesue nonnunquam eſſe debebunt. Nam apertos compreſſosque eos in dicendo quis? niſi plane rudis et ſtultus habeat?

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Dominatur autem maxime vultus. Hoc ſupplices, hoc minaces, hoc blandi, hoc triſtes, hoc hilares, hoc ſummiſſi ſumus. Hoc pendent homines, hunc intuentur, hunc ſpectant, etiam antequam dicimus. Hoc quosdam amamus, hoc odimus, hoc plurima intelligimus. Hic eſt ſaepe pro omnibus verbis.

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Naribus labrisque non fere quidquam decenter oſtendimus, tametſi deriſus, contemtus, faſtidium ſignificare ſolent - - Cum emunctio etiam frequentior, non ſine cauſſa reprehendatur. Labra et porriguntur male et ſcinduntur et dentes nudant et in latus, pene

ſehr garſtig (**). Die Hände ſind, nebſt den Armen, unfehlbar eines der ſtärkſten Werkzeuge eines Redners (*). Doch fallen auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß (**). Die Schultern muß er nicht zucken, wenn es nicht eine Leidenſchaft anzeigen ſoll (*). Den Zeigefinger immer in die Höhe recken oder an den Daumen halten, iſt gezwungen und kin-
diſch

ad aurem trahuntur: et velut quodam faſtidio replicantur et pendent etc. Lambere quoque ea et mordere deforme eſt.

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Spiritus quoque nec crebro receptus concidat ſententiam; nec eo vsque trahatur, donec deficiat - - Quare longiorem dicturis periodum colligendus eſt ſpiritus, ita tamen, vt id non diu, neque cum ſonitu faciamus - - Sunt qui ſpiritum cum ſtridore per rationem dentium non recipiunt, ſed reſorbent. Sunt, qui crebro anhelitu, et introrſum etiam clare ſonante, imitentur iumenta onere et iugo laborantia - - Iam tuſſire et exſpuere crebro, et ab imo pulmone, pituitam trochleis adducere, et oris humore proximos ſpargere, et maiorem partem ſpiritus in eloquendo per nares effundere etc.

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Manus vero, ſine quibus trunca eſſet actio, ac debilis, vix dici poteſt, quot motus habebeant, cum pene ipſam verborum copiam perſequantur. Nam ceterae partes dicentem adiuuant, hae prope ipſae loquuntur.

(**) CIC. *L. III. de Or. c.* 59. Omnes autem hos motus ſubſequi debet geſtus, non hic verba exprimens, ſcenicus, ſed vniuerſam rem, et ſententiam, non demonſtratione, ſed ſignificatione declarans.

(*) CIC. *L. III. de Or. c.* 59. Humerorum raro decens alleuatio atque contractio eſt - - Brachii moderata proiectio - - continuos, et decurrentes locos maxime decet. At cum ſpecioſius quid vberiusque dicendum eſt, vt illud: *Saxa atque ſolitudines voci reſpondent*; exſpatiatur in latus, et ipſo, quodammodo ſe cum geſtu fundit oratio.

diſch (**). Der ganze Leib eines Redners muß veſt und gerade ſtehen; doch muß er nicht zur Bildſäule werden. Den Bauch muß er weder ausſtrecken, noch einziehen (*). Die Hand immer an die Bruſt legen, wenn man von ſich ſelbſten ſpricht, iſt unnöthig (**). Auch müſſen die Füſſe nicht unbeweglich auf einer Stelle ſtehen (*), aber auch nicht ſtampfen oder hin und herlaufen.

§. 151.

Nun ſind die Grundſätze und allgemeinen Regeln der Beredſamkeit aus ihren wahren Quellen hergeleitet und der Anfänger kann zur Ausübung derſelben ſchreiten. Die Erfahrung lehret, daß die theoretiſchen Lehrſätze ohne die eigene Ausarbeitung fruchtlos ſind. Die allgemeinen Vorſchriften müſſen in beſondern Fällen recht angewendet werden, damit nicht bey dem geringſten Umſtande Zweifel entſtehen, welche die gegebenen Grundlehren der Redekunſt nicht entſcheiden. Wenn auch nicht alle Arten der Reden in den Regeln enthalten ſind: ſo wiſſen ſich doch lebhafte Genies ſchon ſelbſt

(**) CIC. *L. III. de Or. c. 59.* Manus autem minus arguta, digitis ſubſequens verba, non exprimens; brachium procerius proiectum, quaſi quoddam telum orationis.

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. Pectus ac venter ne proiiciatur. Pandunt enim poſteriora et eſt odioſa omnis ſupinitas. Latera cum geſtu conſentiant. Facit enim aliquid totius corporis motus, adeo vt Cicero plus illo agi, quam manibus ipſis putet.

(**) QVINT. *L. XI. c.* 3. Illud quoque raro decebit, caua manu ſummis digitis pectus appetere, ſi quando nosmet ipſos alloquemur.

(*) QVINT. *L. XI. c.* 3. In pedibus obſeruantur ſtatus et inceſſus. Prolato dextro pede ſtare, et eadem manum et pedem proferre deforme eſt. Male etiam in ſiniſtrum pedem inſiſtentium dexter, aut attollitur, aut ſummis digitis ſuſpenditur.

ſelbſt in allen Fällen das Allgemeine zu Nutze zu machen. Sie richten ſich nach den verſchiedenen Abſichten ihrer vorfallenden Reden, und nach den beſondern Umſtänden der Zeiten, Perſonen und Oerter. Die Uebungen in der Schreibart ſind nothwendig, ehe man es waget, ſelbſt öffentliche Reden zu halten. Es giebt zwey Arten der Uebung, die Ueberſetzung und die Nachahmung. Beide verdienen unſer Augenmerk, ehe wir uns zu den verſchiedenen Arten der Reden ſelbſt wenden. Die Ueberſetzung iſt die nützlichſte Uebung in der Schreibart für einen künftigen Redner. Sie iſt eben das, was einem Anfänger in der Malerkunſt, das Nachzeichnen eines ihm vorgelegten Muſters iſt. Indem Anfänger die Stücke groſſer Meiſter nachzeichnen, ſo beobachten ſie mit der gröſten Scharfſinnigkeit, alle Kunſt und Geſchicklichkeit des Urhebers, alle Schönheit und Vollkommenheit ihres Vorbildes. Sie machen ſich auch, in währender Arbeit, ſelbſt hundert kleine Regeln; ſie merken ſich hundert Kunſtgriffe und Vortheile an, die nicht ein jeder ſo gleich weiß, und darauf ſie von ſich ſelbſt nicht gekommen wären. So giebt auch ein Ueberſetzer auf alle Worte, Redensarten, Sätze und Glieder der ganzen Rede weit mehr Achtung, als ein bloſſer Leſer. Er bemerket alle Zierrathe und Schönheiten einer ſolchen Stelle, die ein andrer überſehen hätte. Er ſtiehlt, ſo zu reden, ſeinem Originale die Kunſt ab, und erwirbt ſich unvermerkt eine Fähigkeit und Geſchicklichkeit, eben ſo zu denken, und ſeine Gedanken eben ſo auszudrücken, als ſein Vorgänger gethan hat. Der Anfang muß gemachet werden, ſobald man eine fremde Sprache, darinn es wohlgeſchriebene Bücher giebt, ſo gut verſteht, daß man ſich getrauet, etwas daraus zu überſetzen. Je zeitiger man dieſe Uebung anfängt, und je fleiſſiger man ſie fortſetzet: deſto mehr Nutzen wird man davon ſpüren. Auch hier gelingt nicht ein jeder erſter Verſuch: und eine gute Ueberſetzung erfodert oft mehr Fleiß und Geſchicklichkeit, als eine eigene Schrift. Man muß nicht aus ſeiner Mutterſprache in eine frem-

fremde, auch nicht aus einer fremden in eine andere fremde überſetzen. Man muß ſich diejenigen Schriftſteller aus einem Volke zu ſeiner Uebung wählen, die durchgehends für die beſten gehalten werden. Man wähle ſich nichts zum Ueberſetzen, darinn man entweder der Sache, oder doch der Sprache noch nicht gewachſen iſt: denn was wir ſelbſt noch nicht verſtehen, das werden wir unmöglich in andern Sprachen recht auszudrücken vermögend ſeyn. Man bemühe ſich, nicht ſowohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn und die völlige Meinung eines jeden Satzes, den man überſetzet, wohl auszudrücken. Man drücke deswegen alles mit ſolchen Redensarten aus, die in der Sprache des Ueberſetzers nicht fremde klingen, ſondern derſelben eigen ſind. Eine jede Sprache, ſogar eine jede Mundart, hat ihre eigenen Ausdrücke, die ſich in keiner andern ganz genau geben laſſen. Hier muß ein Redner immer etwas gleichgültiges an die Stelle zu ſetzen wiſſen, welches eben den Nachdruck und eben die Schönheit hat, als die Redensart des Originals (**). Man behalte, ſo viel als möglich iſt, alle Figuren, alle verblümten Reden, auch die Abtheilung der Perioden, aus dem Originale bey. Da dieſe vornehmlich den Charakter des einen Schriftſtellers von der Schreibart des andern unterſcheiden: ſo muß auch in der Ueberſetzung einem jeden Schriftſteller dieſes Kennzeichen ſeiner Art gelaſſen werden. Doch iſt einem Ueberſetzer billig die Freyheit erlaubet, einen verworrenen Satz in zween, drey oder mehr Theile abzuſondern. Man nehme die Ueberſetzungen anderer Gelehrten zur Hand, und vergleiche dieſelben mit ihren Originalen. Man gebe auf alles Acht, was von einem guten Ueberſetzer gefodert worden iſt. Man bemerke den Nachdruck des Grundtextes, und ſehe, ob der Dollmetſcher ihn auch in

(**) CIC. *de optimo genere oratorum*: Nec conuerti vt grammaticus, ſed vt orator; verba non numerans, ſed appendens.

in der Ueberſetzung erreichet habe. Man unterſuche die Schönheit und Anmuth aller Ausdrücke, und prüfe jeden Satz der Ueberſetzung: ob er eben den Wohlklang und eben die Richtigkeit in der ganzen Wortfügung hat, die man mit Recht von jedem Schriftſteller fodern kann. Durch ſolche Prüfungen lernet man ſelbſt viel aufmerkſamer in ſeinen eigenen Arbeiten werden und viele Fehler vermeiden, die man ſonſt nicht einmal wahrgenommen, oder doch nicht für Fehler angeſehen hätte. Hier kann man Huetius Buch, ideam boni interpretis, Rapins Vergleichung des Demoſthenes und Cicero (*) und Cicerons Schrift de optimo genere oratorum nachleſen (**).

§. 152.

Das Ueberſetzen iſt zwar gewiſſer maſſen auch eine Nachahmung zu nennen: allein es giebt noch eine andere Art der eigentlichen oratoriſchen Nachahmung, davon einige ganze Abhandlungen geſchrieben haben, die uns Herr Profeſſor Halbauer zuſammen ans Licht geſtellet hat. Man theilet die Nachahmung in verſchiedene Arten. Die erſte bemühet ſich nur die Wörter und Redensarten guter Schriftſteller nachzuahmen, das iſt, anzuwenden und zu gebrauchen, ob man gleich von ganz andern Gegenſtänden ſpricht. Die andre

(*) Gegen das Ende ſtehen folgende ſchöne Worte: Car ce n'a pas été mon deſſein, de ſatisfaire aux Pédans, ni aux Grammairiens, qui portent quelques fois les choſes à des raffinemens de Critique, tout à fait ridicules.

(**) Er giebt von ſeiner Ueberſetzung der griechiſchen Reden wider und für den Kteſiphon Rechenſchaft: Conuerti enim ex Atticis, duorum eloquentiſſimorum nobiliſſimas orationes, - - - in quibus non verbum pro verbo neceſſe habui reddere, ſed genus omnium verborum, vimque ſeruaui, non enim ea me annumerare lectori putaui oportere, ſed tanquam appendere.

dre bemühet ſich die Schreibart, das iſt, die Ordnung und den Zuſammenhang der Gedanken in vielen auf einander folgenden Sätzen nachzuahmen. Die dritte bemühet ſich die guten Eigenſchaften der beſten Redner ſelbſt und mit einer gewiſſen Wahl und Unterſuchung nachzuahmen (*). Es iſt zwar nicht verboten, alle Wörter zu brauchen, die ſchon von andern gebrauchet worden ſind: jedoch müſſen ſie mehr aus der Folge unſerer Gedanken flieſſen, als fremder geborgter Putz zu ſeyn ſcheinen (**). Fremde Redensarten ſchicken ſich zu unſern Einfällen ſelten ſo gut, daß man es ihnen nicht anmerken ſollte, daß ſie nicht recht für einander gemachet ſind (*); zumal wenn ſie, wie insgemein geſchieht, nur das Fehlerhafte groſſer Leute nachäffen, das Gute aber nicht erreichen können (**). Zur andern Art der Nachahmung gehöret zwar ſchon ein reiferer Verſtand und eine ſchärfere Beurtheilungskraft: doch iſt auch dieſe noch zu ſklaviſch. Nicht als ob man den Jünglingen alle Schriften guter Redner aus den Händen reiſſen und ihnen das Leſen derſelben verbieten ſollte. Nein; ſie müſſen vielmehr ſich allerdings durch das

(*) CIC. *L. II. de Orat. c.* 22. Ergo hoc ſit primum in praeceptis meis, vt demonſtremus, quem imitetur, atque ita, vt quae maxime excellent in eo, quem imitabitur, ea diligentiſſime perſequatur.

(**) HORAT.
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

(*) ANGELVS POLITIANVS *L. IX. Ep. vltima ad Paull. Corteſium.* Mihi certe, quicumque tantum componunt ex imitatione, ſimiles eſſe vel pſittaco, vel picae videntur, proferentibus, quae nec intelligunt. Carent enim, quae ſcribunt iſti, viribus et vita, carent actu, carent affectu, carent indole; iacent, dormiunt, ſtertunt! Nihil ibi verum, nihil ſolidum, nihil efficax!

(**) CIC. *L. II. de Orat. c.* 22. Multos imitatores ſaepe cognoui, qui aut ea, quae facilia ſunt, aut etiam illa, quae inſignia ac paene vitioſa, conſectantur imitando.

das Bücherleſen den gehörigen Reichthum, die Schönheit und den Nachdruck in ihrer Mutterſprache angewöhnen, den ſie gewiß aus dem täglichen Gebrauche niemals recht lernen würden. Nur im Schreiben ſelbſt müſſen ſie ſich keine Stelle eines berühmten Schriftſtellers zum Muſter vorlegen, und dieſelbe nachzukünſteln ſuchen. Ein jeder muß ſeinen eigenen Charakter, ſein eigen Genie ausdrücken. Wie ſehr ſind nicht alle alten Schriftſteller, auch die zu einem Zeitpuncte gerechnet werden, unterſchieden? wenn gleich Cicero die Uebereinſtimmung ihrer Schreibart, welche den gemeinen Charakter der Athenienſer im Reden ausmachte, für eine Nachahmung hält (*). Schreibt wohl Cäſar wie Livius? Schreibt Cornelius wohl ſo, wie Salluſtius? Hat ſich wohl Livius den Cicero, Xenophon den Thucydides, Demoſthenes den Iſokrates, Ariſtoteles den Plato nachzuahmen bemühet? Ein jeder von dieſen Männern ſchrieb aus ſeiner eigenen Einſicht, und brauchte ſeine eigene Geſchicklichkeit im Denken und im Ausdrucke ſeiner Gedanken. Man kann nachahmen; allein auf eine ganz andre und dritte Art. Wir nennen dieſes die oratoriſche Nachahmung, die weder die Wörter, noch die Sätze und ihren Zuſammenhang; ſondern die ganze Art und den Charakter der Beredſamkeit nachmachet und auszudrücken ſuchet. Dieſer beſteht in der Freyheit der Gedanken, der Liebe zur Wahrheit, der Redlichkeit des Herzens, der Munterkeit der Vorſtellungen und dem Eifer des Vortrags. Von einer ſolchen Nachahmung war auch Cicero ein Freund (**). Dieſe Nachahmung empfiehlt er uns. Wir

(*) CICERO *L. II. de Orat.* Pericles atque Alcibiades, et eadem aetate Thucydides, ſubtiles, acuti, breues; ſententiis magis quam verbis abundantes. Non potuiſſet accidere, vt vnum eſſet omnium genus, niſi aliquem ſibi proponerent ad imitandum.

(**) CIC. *L. II. de Orat.* Itaque nemo eſt orator, qui ſe Demoſthenis ſimilem eſſe nolit.

Wir ſollen uns die attiſchen Redner in ihrer fehlerfreyen, geſunden, ſtarken, gewaltigen, lebhaften und angenehmen Beredſamkeit zu Muſtern nehmen (*). Indeſſen iſt dieſe Art der Nachahmung ſchwer auszuüben. Wir müſſen in den Sprachen und Schriften derjenigen, die wir nachahmen wollen, erzogen ſeyn. Wir müſſen ihre Art zu denken und zu reden uns geläufig und eigen gemachet haben, damit wir eben ſo ſchreiben und reden können, als ſie geredet und geſchrieben haben, ohne daran zu denken, daß wir ſie nachahmen wollen. Eine gewiſſe Art erleichtert uns dieſen Weg, die Alten nachzuahmen. Der junge Redner wähle ſich einen Fall, wo er bey den Geſchichtſchreibern erzählet findet, daß ein Held etwas geredet haben ſoll. Den Inhalt ſeiner Rede und die Umſtände der Zeit, des Ortes, der Abſichten und Veranlaſſungen ſtelle er ſich, durch ein eifriges Nachdenken, ſo lebhaft vor, als er kann. Alsdann leſe er mit einer muntern und lauten Stimme eine andere aus den Alten hergenommene Rede durch; und wenn er ſich auf dieſe Art die Einbildungskraft erhitzet hat: ſo fange er ſeine eigene Arbeit an. Er rede, ſo viel möglich iſt, eben ſo frey, natürlich, ungezwungen, nachdrücklich und feurig, als ſein Held in ſeinen Umſtänden geredet haben würde. Die Erfahrung zeuget, daß dieſes ein trefliches Mittel iſt, die Beredſamkeit der Alten, wo nicht zu erreichen; doch wenigſtens ſich ihnen weit mehr zu nähern, als man ſonſten zu thun fähig geweſen ſeyn würde. An geſchickten Lehrlingen iſt dieſer Vorſchlag bewähret gefunden worden und ſelbſt gute Redner ha-

(*) CIC. *L. II. de Orat.* Vnum enim quum ſit genus, id quale ſit, quaerimus? Eſt autem tale, quale floruit Athenis, ex quo Atticorum oratorum ipſa vis ignota eſt, nota gloria -- Qui cum careant omni vitio, non ſunt contenti quaſi bona valetudine, ſed vires, lacertos, ſanguinem quaerunt, quandam etiam ſuauitatem coloris. Eos imitemur, ſi poſſumus: ſin minus; illos potius, qui incorrupta ſanitate ſunt, quod eſt proprium Atticorum, quam eos, quorum vitioſa abundantia eſt, quales Aſia multos tulit.

haben ſich auf dieſe Art geübet. Ueberhaupt iſt das Leſen und die Erklärung guter Schriftſteller ein Hauptſtück der Beredſamkeit, welches alle andere in ſich hält. Bey Erklärung der guten Schriftſteller kann der Lehrer die Anwendung der Lehrſätze machen, und junge Redner lehren, ſolche bey der Ausarbeitung für ſich ſelbſt zu gebrauchen (**). Die eigentliche Pflicht eines Lehrers der Redekunſt aber iſt, ihnen die Einrichtung einer Rede, die Schönheiten, die ſich dabey befinden, und die Fehler ſelbſt, die man daſelbſt antreffen kann, bey dieſer Gelegenheit begreiflich zu machen (*). Vor allen Dingen aber muß man ſie warnen, daß das Leſen guter Bücher nicht obenhin und flüchtig geſchehe, wenn es nützlich ſeyn ſoll. Sie müſſen einerley Stellen, vornehmlich die ſchönſten, oft anſehen (**); ſie mit Aufmerkſamkeit wie-

(**) QVINT. *Lib. V. c.* 2. Demonſtrare virtutes, vel, ſi quando ita incidat, vitia, id profeſſionis eius atque promiſſi, qui ſe magiſtrum eloquentiae pollicetur, maxime proprium eſt.

(*) QVINT. *Lib. II. c.* 5. Quae in prooemio conciliandi Iudicis ratio: quae narrandi lux, breuitas, fides, quod aliquando conſilium, et quam occulta calliditas: (namque ea ſola in hoc ars eſt, quae intelligi niſi ab artifice non poſſit) quanta deinceps in diuidendo prudentia: quam ſubtilis et crebra argumentatio; quibus viribus inſpiret, qua iucunditate permulceat, quanta in male dictis aſperitas, in iocis vrbanitas, vt denique dominetur in affectibus, atque in pectora irrumpat, animumque iudicum ſimilem iis quae dicit efficiat. Tum in ratione eloquendi, quod verbum proprium, ornatum, ſublime: vbi amplificatio laudanda, quae virtus ei contraria: quid ſpecioſe translatum; quae figura verborum; quae lenis et quadrata, virilis tamen compoſitio. Man kann dieſe Stelle aus dem Quintilian als einen vortreflichen Auszug der Lehrſätze der Redekunſt und der Pflichten eines Lehrers bey der Erklärung der Autoren anſehen.

(**) QVINT. *Lib. X. c.* 1. Optimus quiſque legendus eſt, ſed diligenter, ac pene ad ſcribendi ſollicitudinem - - - Repetamus autem et tractemus: et vt cibos manſos ac prope liquefactos dimittamus, quo facilius digerantur;

wieder durchleſen, ſie mit einander vergleichen; den Sinn und die Schönheiten derſelben ergründen; ſich dieſelben ſo bekannt machen, daß ſie ſie faſt auswendig wiſſen. Das ſicherſte Mittel, Nutzen von dieſem Leſen zu haben, welches ſie als die Nahrung des Geiſtes anſehen müſſen, iſt, daß ſie es bey gelegener Zeit recht verdauen und den Saft deſſelben in ihr eigen Blut verkehren. Hierzu müſſen ſie ſich nicht befleiſſigen, viel Bücher zu leſen (*), ſondern diejenigen fleiſſig zu leſen, welche am höchſten gehalten werden. Von einer gar zu groſſen Beleſenheit kann man eben das ſagen, was Seneca von einem weitläuftigen Büchervorrathe ſaget (**), daß er, anſtatt den Verſtand zu bereichern und aufzuklären, nur vielmals dienet, Unordnung und Verwirrung darinnen anzurichten. Es iſt weit beſſer, daß ſie ſich an eine kleine Anzahl auserleſener Schriftſteller binden, und ſie gründlich verſtehen lernen, als daß man ihre Neugierde durch viele Werke führet, die ſie nur flüchtig durchlaufen können.

§. 153.

Die oratoriſche Vorſichtigkeit iſt noch eine Hauptpflicht, die jungen Rednern eingepräget werden muß. Sie beſteht in gewiſſen Behutſamkeiten, die ein Redner ergreifen muß, daß er nicht der Zärtlichkeit dererjenigen zu nahe trete, vor denen, oder von denen er redet; gewiſ-

ita lectio non cruda, ſed multa iteratione mollita, et velut confecta, memoriae imitationique tradatur.

(*) PLIN. *Lib. VII. Epiſt. 9.* Tu memineris ſui cuiusque generis auctores diligenter eligere. Aiunt enim multum legendum eſſe, non multa.

(**) SENECA *de tranq. an. c. 9.* Quo mihi innumerabiles libros et bibliothecas? - - Onerat diſcentem turba, non inſtruit: multoque ſatius eſt, paucis te auctoribus tradere, quam errare per multos.

wiſſen ausgeſuchten und künſtlichen Umſchweifen, deren er ſich bedienet, gewiſſe Dinge zu ſagen, die ſonſt hart oder anſtöſſig zu ſeyn ſcheinen würden. In dieſem allem ſtecket eine Kunſt und Geſchicklichkeit, die der Redekunſt gewiſſer maſſen eigen iſt, und wohl verdienet, daß man junge Redner aufmerkſam darauf machet (*). Die Lobſprüche, die man ſich ſelbſt beyleget, ſind allezeit verhaßt; vornehmlich wenn ſie auf den Witz und die Beredſamkeit ankommen. Dieſe vermeidet ein vorſichtiger Redner. Es giebt aber noch mehr Fälle, in welchen er dieſe Klugheit ausüben kann. Die unverbrüchliche Ehrerbietung, welche Kinder ihren Eltern ſchuldig ſind, auch ſelbſt, wenn ſie von ihnen hart und unbillig gehalten werden, machet gewiſſe Umſtände, worinnen ſie genöthiget ſind, wider ſie zu reden, ſehr ſchwer; und bey ſolchen Gelegenheiten giebt eine gute Redekunſt Umſchweiſe und Behutſamkeiten an die Hand, vermöge welcher ſie, ohne bey der Sache den geringſten Vortheil zu verlieren, der väterlichen Gewalt alles erzeigen können, was ſie ihr ſchuldig ſind (**). Sie müſſen da empfinden, daß nur eine unumgängliche Nothwendigkeit den Kindern die Klagen aus dem Munde reißt, welche das Herz gern unterdrücken wollte, daß man ſelbſt mitten unter dieſen Klagen, nicht allein eine groſſe Ehrerbietung, ſondern auch Liebe und Zärtlichkeit hervorblicken ſieht. Dieſe Regel geht auch einen jeden Unterthan an, welcher rechtmäſſige Foderungen wider einen Obern, dem er gehorchen und den er ehren muß, gültig zu machen hat. Es giebt Gelegenheiten, wo uns Nutzen und Wohlſtand nicht

(*) CIC. *pro Quint n.* 36. Intelligo, quam ſcopuloſo difficilique in loco verſer. Nam quum omnis arrogantia odioſa eſt, tum illa ingenii atque eloquentiae multo moleſtiſſima.

(**) QVINT. *Lib. XI. c.* 1. Hoc illis commune remedium eſt, ſi in tota actione aequaliter appareat, non honor modo, ſed etiam caritas; praeterea cauſſa ſit nobis iuſta ſic dicendi: neque id moderate tantum faciamus, ſed etiam neceſſario.

nicht erlauben, daß wir uns in klaren und deutlichen Worten herauslaſſen, und wo wir dennoch dem Richter zu verſtehen geben wollen, was wir, ihm öffentlich zu ſagen, uns nicht unterſtehen (*). Die Sachen ſelbſt müſſen den Richter unvermerkt dahin leiten, daß er erräth, was man ihm nicht ſagen will (**). Er muß, nachdem alle andere Bewegungsgründe bey Seite geſchaffet ſind, gleichſam gezwungen ſeyn, den einzigen zu ſehen, der noch übrig iſt, den man aber aus Ehrerbietung nicht entdecken darf. Hierzu muß die Rede eingehalten, abgeſchnitten und von Zeit zu Zeit gleichſam durch ein gezwungenes Stillſchweigen und durch lebhafte Regungen der Zärtlichkeit unterbrochen ſeyn, und dadurch zu erkennen geben, was ſich der Redner für Gewalt anthue, daß er kein Wort fahren laſſe, welches die Stärke der Wahrheit ihm dem Anſehen nach aus dem Munde reiſſen will. Dadurch geſchieht es, daß der Richter das Verborgene ſuchet, welches er vielleicht nicht glauben würde, wenn man es ihm entdecket hätte, wovon er aber nun völlig überzeuget iſt, weil er glaubet, er habe es von ſich ſelbſt gefunden. Es giebt auch Perſonen, die einen ſo ehrwürdigen Charakter und ſo allgemeinen Ruhm haben, daß ihr bloſſer Name von ſolchem Nachdrucke iſt, daß er ihre Gegner unterdrücket. Cicero gegen den Cato in Anſehung des Murena und in ſeiner Rede wider das Geſätz von Eintheilung der Aecker iſt ein vollkommenes Muſter von dem, was man in der Schule einen Eingang durch Beliebtmachen (exordium per inſinuationem) nennt. Eine einzige dieſer Stellen iſt ſchon vermögend, den Verſtand junger Redner zu bilden und ſie zu lehren, auf was für eine ge-

 ſchickte

(*) QVINT. *Lib. IX. c. 2.* In quo per quandam ſuſpicionem, quod non dicimus, accipi volumus.

(**) QVINT. *L. IX. c. 2.* Res ipſae perducant iudicem ad ſuſpicionem et amoliamur cetera, vt hoc ſolum ſuperſit: in quo multum etiam affectus iuuant et interrupta ſilentio dictio et cunctationes. Sic enim fiet, vt iudex quaerat illud neſcio quid, quod ipſe fortaſſe non crederet, ſi audiret: et ei, quod a ſe inuentum exiſtimat, credat.

ſchickte und ehrerbietige Art ſie die Meinung dererjenigen beſtreiten müſſen, welchen man aus Erkenntlichkeit und Unterthänigkeit nicht gerade zu widerſtehen darf. Es hatte zu Rom alle Wirkung, die man davon erwarten konnte. Das Volk wurde durch die beredte Rede ſeines Bürgermeiſters hintergangen, und verwarf ſelber das Geſätz.

§. 154.

Nach den beiden allgemeinen Uebungen in der Schreibart, der Ueberſetzung und der Nachahmung kommen die gewöhnlichen Arten der Reden ſelbſt. Die groſſen Lobreden ſind, welche auf groſſe Herren, Helden, Staatsbediente und andere hochverdiente Männer, ſowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode gehalten zu werden pflegen. Sie ſind dasjenige, worinn ein Redner ein rechtes Meiſterſtück ſeiner Kunſt ablegen kann. Unter den alten kann der jüngere Plinius; unter den neuern Ausländern aber Flechier einen rechten Begriff von dieſer Art Reden machen. Ihre beſondern Regeln enthalten die bereits gegebenen allgemeinen Vorſchriften. Die Eingänge müſſen von den Gelegenheiten hergenommen werden, die den Redner veranlaſſen eine ſolche Rede zu halten. Dieſe ſind Geburtstage, Namenstage, Siegesfeſte, Einzüge, Vermählungsfeſte, Krönungsfeſte, Huldigungsfeſte oder Gedächtnißfeyern groſſer Herren, an welchen man ſich über kurz oder lang, ihrer Verdienſte, ihrer Thaten und Tugenden erinnert. Alles, was in den gegenwärtigen Umſtänden der Zeit, des Ortes und der Zuhörer merkliches vorfällt, und mit dem Lobe hoher Perſonen eine Verbindung hat, kann hier zum Eingange dienen. Den Hauptſatz ſeiner Lobreden muß ein Redner ohne alle Kunſt machen. Er darf nur ſchlechtweg ſagen, er wolle ſeinen Helden loben. Die künſtlichen Einfälle, die eines allegoriſchen oder metaphoriſchen Ausdruckes nöthig haben, müſſen aus einer vernünftigen Lobrede verwieſen ſeyn. Abtheilungen kann ein Redner bey dem Hauptſatze zwar machen: doch müſſen ſie regelmäſſig ſeyn, und auf eine

unge-

ungezwungene Art vorgetragen werden. Die Erklärungen in Lobreden ſind gröſtentheils Erzählungen von den merkwürdigen Umſtänden desjenigen, den man loben will. Man muß ſich ſelbſt die Thaten und Tugenden deſſelben bekannt gemachet haben und alles zuſammen nehmen, was zu deſſen Ehre gereichen kann. Das Geſchlecht iſt allemal der geringſte Ruhm eines groſſen Mannes. Dieſe Erzählung nun muß nach den bereits gegebenen Regeln eingerichtet, kurz gefaſſet, edel, und dem Zwecke des Redners gemäß ſeyn. Sie darf auch nicht in einem fortgehen, ſondern muß mit allerley Lehrſprüchen und guten Einfällen, ja ſogar mit den Gründen der Lobeserhebung ſelbſt, untermiſchet und abgewechſelt werden. Das Prädicat des Hauptſatzes muß in einer philoſophiſchen Umſchreibung erkläret werden; damit man hernach den Beweis darauf gründen könne. Der Beweis in den Lobreden muß bloß aus dem Leben, den Tugenden und Thaten des Helden, und aus dem Begriffe, den man von ihm geben will, nicht aber aus Namen, Wappen, Geburts- und Sterbetagen herflieſſen. Dieſe zu erfinden wird eine Kenntniß der menſchlichen und bürgerlichen Pflichten, der Sittenlehre und der Staatskunſt erfodert. Er muß auch ſo beſchaffen ſeyn, daß er die Gemüther der Zuhörer einnehmen, und ihnen eine Hochachtung gegen denjenigen, den man rühmet, abnöthigen kann. Deswegen wird hauptſächlich die Wahrheit, oder zum wenigſten die Wahrſcheinlichkeit der Umſtände, darauf er ſich gründet, in einem hohen Grade erfodert. Die Beweiſe müſſen auch nicht mager und trocken, ſondern recht ausführlich und vollſtändig vorgetragen werden. Ein Redner handelt hier als ein Weltweiſer, der alles aufs kürzeſte faſſet. Die Anzahl der Beweiſe iſt unbeſtimmt, und kann von dem Redner, nach Erfoderung der Sache, verändert werden. Man darf auch nicht eben alle Beweiſe unmittelbar hintereinander ſetzen, vielweniger dieſelben ſeinem Zuhörer zuzählen. Es iſt beſſer, wenn ſie mit den Erklärungen oder Beſchreibungen und Erzählungen abge-

wechſelt werden; wenn man ſogar ſelbſt in den Vörderſätzen jedes Schluſſes alle Gelegenheit ergreift, das Dunkle zu erklären. Die Beantwortung der Einwürfe muß auf eine unvermerkte Art bey jedem Beweiſe angehänget werden. Da es dem Helden oft nicht vortheilhaft ſeyn würde, wenn man die Gegenmeinung von ſeinem Lobe mit groſſer Weitläuftigkeit und Wahrſcheinlichkeit vorbringen wollte: ſo muß der Redner dieſen widrigen Vorwürfen überall, wo ſie dem Zuhörer einfallen möchten, auf eine geſchickte Art zuvor kommen. Ein geſchickter Redner wird oft dasjenige, was ihm entgegen zu ſeyn ſcheint, ſeinem Helden zum Beſten zu brauchen wiſſen, und ihm manches zum Lobe machen können, was ihm andere zur Laſt legen; wenn er nur auf die Umſtände der Zeiten, der Oerter und anderer Zufälle Acht hat. Die Erregung der Affecten beſteht hier in Erweckung der Ehrfurcht und Bewunderung gegen den geprieſenen Helden, in Ermunterung zur Freude über deſſen Regierung, Leben, Sieg, Geneſung, Vermählung, Geburt der Prinzen und dergleichen glückliche Fälle. Bey Leichen, in Erregung der Traurigkeit und der Furcht vor künftigen Fällen; oder bey guten Gelegenheiten; der Hoffnung. Alle dieſe gehen nun nach den bereits gegebenen Regeln und müſſen gegen das Ende einer ſolchen Rede verſparet werden. Doch muß der Redner die Behutſamkeit brauchen, daß er nicht gar zu hoch getrieben und unnatürliche Klagen führe, die niemand für ernſtlich oder wahrhaftig halten kann; vielweniger den Tod, oder die Vorſehung zur Verantwortung fodre. Ueberhaupt muß ein Redner alsdann ſowohl die Betrübniß, als das Lob des Verſtorbenen recht wahrſcheinlich zu machen wiſſen; ſo daß auch die gleichgültigſten Gemüther ihm Beyfall geben. Eben ſo geht es mit dem Beſchluſſe. Dieſer wird bald ein brünſtiger Wunſch für die Wohlfarth eines hohen Hauptes, für die Erhaltung des Friedens und für den Flor der Länder; bald eine Betheurung des ewigen Andenkens, welches man einem Verſtorbenen widmen will. Die Schreibart in groſſen

Lob-

Lobreden muß die edelſte und erhabenſte ſeyn, die nur ein Redner in ſeiner Gewalt hat. Es müſſen viel neue und ſchöne Gedanken, auch viele lebhafte Beſchreibungen und Bilder darinnen vorkommen. Vor allen Dingen aber muß ein Redner ſo zu reden ſuchen, daß ſein Zuhörer glaube, es ſey ihm ein Ernſt, dieſen Helden, den er lobet, recht groß zu machen. Das Herz muß bey ihm reden, nicht nur der Verſtand und der Witz. Alle Redensarten müſſen daher ein gewiſſes Merkmal der innern Ueberzeugung bey ſich führen. Dieſes geſchieht, wenn muntre Figuren die Schreibart beleben; und zwar ſolche, die die Natur ſelbſt den Redner lehret, wenn er im Eifer iſt, die Vorzüge einer Perſon, die er hoch ſchätzet, andern beyzubringen.

§. 155.

Die Trauerreden ſind von den vorigen faſt durch nichts anders unterſchieden, als daß ſie viel kleiner ſeyn müſſen; weil ſie auf Perſonen von geringerm Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht ſo viel zu ſagen iſt: und daß dieſe auch allezeit nach dem Tode ſolcher Leute gehalten werden, da jene auch bey dem Leben der Helden und hohen Häupter abgeleget werden können. In der Einrichtung ſolcher Reden kömmt zuerſt die Anrede vor, welche ſich nach den Würden der Anweſenden richten muß. In Anſehung ihres Inhaltes giebt es zweyerley Fälle. Entweder iſt von dem Verſtorbenen ſo viel Gutes zu ſagen, daß man eine ganze Rede mit ſeinem Lobe anfüllen kann; oder man muß ſeine Zuflucht zu einem allgemeinen Hauptſatze nehmen, der ſich auf die Leiche gewiſſermaſſen ſchicket. Jenes geſchieht gemeiniglich bey anſehnlichen und um das gemeine Weſen wohlverdienten Männern; dieſes aber bey ſolchen, die nicht viel merkliches in ihrem Leben gethan haben. In beiden Fällen kömmt alles auf Erklärungen und Beweiſe der erwählten Hauptſätze an, die man nach Erfodern hier und da erläutert und mit allerley ſchönen Einfällen und Lehrſprü-

chen ausputzet. In rechten Lobreden geſchieht gleich im Anfange Meldung des Verſtorbenen, wenn man die kurzgefaßte Lebensbeſchreibung giebt; in den gemeinen Trauerreden aber wird deſſelben erſt nach geſchehener Ausführung des Hauptſatzes gedacht. Hier muß alsdann kürzlich eine Erzählung ſeiner guten Eigenſchaften und Tugenden, wie auch der merkwürdigſten Umſtände ſeines Lebens und Todes eingeſchaltet werden. In dieſen Trauerreden ſtellet man auch ferner eine Klage über den Verluſt, den das Land, die Stadt, oder doch das Haus und Geſchlecht der Leidtragenden erlitten hat, an und ſuchet die Betrübten aufzurichten. Bey beiden iſt eine Behutſamkeit nöthig. Man kann weder die Klage noch den Troſt brauchen, wenn an dem Verſtorbenen nicht viel zu bedauern iſt, oder wenn niemand da iſt, der ſich um ihn grämen wird. Dieſes würde ſonſt für eine ſatyriſche Verſpottung aufgenommen werden können. In dergleichen Fällen bleibe alſo der Redner lieber nur bey allgemeinen Betrachtungen über die Sterblichkeit, über Zeit und Ewigkeit, über Tugend und Ehre, und über das dankbare Andenken, welches man ſeinem Todten ſchuldig iſt. Die Eingänge muß der Redner von den gegenwärtigen Umſtänden hernehmen, und der Abſicht gemäß, ſo beweglich und traurig, oder doch ſo ernſthaft, als möglich iſt, einrichten. Er muß hier durchgehends einen beweglichen Ton der Sprache, und einen langſamen Vortrag brauchen. Uebrigens ſind ſolche Trauerreden in unſern Gegenden nicht ſehr bekannt und wir genieſſen dabey das Glück, den Eigennutz verſchiedener Redner und manche öffentliche Lügen zu verhindern.

§. 156.

Die öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen Schulen oder die academiſchen Reden werden entweder bey dem Antritte öffentlicher Lehrer, bey der Annehmung oder Ablegung des Rectorats, bey Schulbeförderungen oder Promotionen, bey Diſputationen, an Jubelfeſten

oder andern Feyertagen auf einigen hohen Schulen gehalten. Sie gehören alle zu den lehrenden Reden, und beſtehen nicht aus bloſſen lateiniſchen Complimenten, ſondern aus ſolchen förmlichen Reden, in welchen ein rechter Hauptſatz ausgeführet wird. In Anſehung der Hauptſätze muß ein jeder auf ſein Amt, auf ſeine Fähigkeit, auf die Veranlaſſung zu ſeiner Rede und auf alle Umſtände der Zeiten und Oerter Achtung geben. Dieſer Hauptſatz muß nicht gar zu gemein und ausgemacht ſeyn. Einige Zweifel, welchen er unterworfen iſt, eine neue Meinung oder ein neuer Beweis, der davon gegeben wird, machen ihn angenehm. Bloſſe hiſtoriſche Erzählungen werden dem Zuhörer in ſolchen Reden leicht eckelhaft. Dieſer muß von einer Hauptwahrheit überredet werden, welches nur durch Gründe und Beweiſe ins Werk gerichtet werden kann. Solche Reden müſſen alſo einen logiſchen Satz zum Grunde haben, dem Redner anſtändig ſeyn und dem Zuhörer nicht verdrüßlich werden. Die Ausführung ſolcher Sätze nun geſchieht durch die bereits erwähnten und ſo oft wiederholten Stücke, nemlich die Erklärung, den Beweis, die Widerlegung der Einwürfe und die Erregungen der Gemüthsbewegungen; wobey hin und her auch einige Erläuterungen angebracht werden können; überhaupt geht alles darinnen nach den ſchon gegebenen allgemeinen Regeln vor. Auch dieſe Art der Reden vermiſſen wir auf unſern hohen Schulen, und wir verlieren dabey mehr, als bey der vorigen. Es wäre zu wünſchen, daß auch die Studirenden ſelbſt ſich mehr unter uns in öffentlichen Reden übten. Kanzeln und Gerichte würden die glücklichen Folgen davon ſpüren. Zum wenigſten ſollte man doch Privatübungsſtunden unter einer ausgeſuchten Geſellſchaft junger Redner aufzurichten ſuchen (*).

(*) S. Gottſcheds ausführliche Redekunſt §. 666 : 674.

§. 157.

Hofreden und Staatsreden ſind nicht unter den bereits erklärten Lobreden auf groſſe Herren begriffen; ſondern ſie ſind kleinere Reden, die öfters bey Hofe gehalten werden, und die nur zu den Complimentirreden gehören. Dergleichen ſind die Reden der Geſandten an groſſe Herren, um ihnen entweder Glückwünſche oder Leidbezeugungen im Namen ihrer Principalen abzulegen, oder ſonſt andere Anträge zu thun; die Einführungsreden, wodurch ein Miniſter oft ganzen Gerichten einen Aufſeher vorſtellen muß; die Einweihungsreden, da gewiſſe Abgeordnete bey Legung der Grundſteine zu öffentlichen Gebäuden oder Stiftungen neuer Academien oder Geſellſchaften zu reden haben; die Landtagsreden, darinn ein Staatsbedienter den Vortrag des Landesherrn an die Stände thut; der Erbmarſchall aber im Namen der letztern dieſelbe beantwortet; die Huldigungsreden, welche die neu antretenden Regenten theils an die Landſtände thun laſſen, theils aber auch von dieſen an jene gehalten werden. Alle dieſe, und wo etwa noch mehrere Arten dieſer Gattung vorhanden wären, können unter dem Namen der Staatsreden verſtanden werden. Dieſe Reden ſind eigentlich nur Chrien Man darf hier keine künſtlich erfundene Hauptſätze gründlich ausführen; denn man darf ſeine Zuhörer von nichts überreden, weil ſie entweder der Meinung des Redners vorhin ſchon beypflichten, oder doch aus andern Urſachen dasjenige thun müſſen, was er, im Namen des Königes oder des Fürſten, von ihnen haben will. Wenigſtens hat es der Gebrauch unſerer Hofleute ſo eingeführet, daß ſie ſich keine Mühe geben, ihre Zuhörer durch Beweiſe und Bewegungsgründe einzunehmen. Sie würden auch oft ſehr übel daran ſeyn, wenn ſie ſolches zur Ausführung ihrer Abſichten nöthig hätten. In freyen Republiken war ſolches vor Zeiten nöthig, weil das Volk daſelbſt nichts that, als was es ſelbſt für gut befand, und

daher

daher mußten die damaligen Redner ſehr geſchickt ſeyn. Heute zu Tage aber regieren ſelbſt die Republiken nicht mehr durch die alte Ueberzeugung. Daher haben ſich auch alle dieſe Hofreden nur in Chrien verwandelt, die ſich ohne alle Gelehrſamkeit und Einſicht in die Natur des Menſchen halten laſſen. Folglich brauchen wir auch keinen Demoſthenes oder Cicero mehr bey Hofe; und wenn je ein ſolcher irgendwo aufſtünde: ſo würde er in den heutigen Complimentirreden alle ſeine Kunſt nicht anbringen können. Solche Hofreden nun zu verfertigen, darf der Redner nur gleich auf den Hauptzweck ſeiner Rede denken, und daraus gleich das conſequens derſelben machen. Den Grund davon, oder die Veranlaſſung dazu, nennet er das antecedens und die beſondere Verbindung von beiden die connexion: ſo iſt der Entwurf oder Grundriß von ſeiner Hofrede fertig. Dieſes bloſſe Gerippe aber kann und muß auf allerley Art erweitert und ausgeputzet werden. Denn ob es gleich auch viele Hofreden giebt, darinn auſſer den Titeln und Namen, und etlichen Curialformeln nichts weiter vorkömmt, als dieſe drey Stücke: ſo giebt es doch auch andere, die man etwas weitläufiger ausgeführet hat. Groſſe Herren haben heute zu Tage nicht viel Gedult, einen Redner zu hören; daher iſt derjenige Glückwunſch, die Leidbezeugung, oder Freundſchaftsverſicherung allemal die angenehmſte, die am kürzeſten abgefaſſet iſt. Ohne dieß nehmen die Titel hoher Häupter und die ehrerbietigen Ausdrücke auch Zeit und Raum weg, ſo daß die Anrede wider Vermuthen lang wird, obgleich nicht viel darinn geſaget iſt. Man ſehe nur in den Reden groſſer Herren die Exempel davon nach: ſo wird man überführet werden, daß die Redekunſt mit ſolchen Hofreden faſt gar nichts zu thun hat, weil ein jeder Hofmann aus den Stegreife gar leicht ein ſolches Compliment zu machen im Stande iſt. Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß nicht auch viele Reden bey Hofe gehalten würden, die ein ganz anders und gelehrteres

An-

Anſehen haben. Man findet in den Reden groſſer Herren auch Stücke von groſſer Beleſenheit, darinn Exempel, Zeugniſſe, Gleichniſſe und andere ſogenannte Realien mehr, faſt im Ueberfluſſe vorkommen. Es iſt zwar dieſes zuweilen eine gar merkliche Pralerey; wenn man durch ſo viel weitgeſuchte Zierrathe eine Beleſenheit zeigen will, die man doch ſelbſt nicht hat; doch kann man auch Hofreden machen, die etwas gelehrter ausſehen. Man darf nur den Entwurf dazu per theſin et hypotheſin machen, wie ſchon gewieſen worden iſt; doch muß man die Gelegenheiten unterſcheiden, darinn man ſolche Reden hält; denn es iſt nicht allemal rathſam, dieſen Entwurf anzuwenden. Ueberhaupt kann man ſich aus den Reden groſſer Herren hier und dar die beſten ausſuchen und ſie, mit Vermeidung der von der Schreibart bereits angemerkten Fehler, ſich zu Muſtern dienen laſſen.

§. 158.

Einige Lehrer der Redekunſt fügen hier noch die Standreden, nach geſchehener Einſenkung eines Verſtorbenen; die Verlobungsreden, bey Gelegenheit hoher Vermählungen; die Trauungsreden und andere dergleichen Arten bey; dieſe ſind aber theils bey uns nicht gewöhnlich, theils für unſere Aufmerkſamkeit nicht wichtig genug. Die Art, wie man einen geſchickten Sachwalter und einen rührenden geiſtlichen Redner bilden ſolle, iſt ein unſerer Beſchäftigung würdigerer Gegenſtand.

§. 159.

Die Regeln, welche bisher von der Beredſamkeit gegeben worden ſind, waren faſt alle aus dem Cicero und Quintilian genommen, die ſich vornehmlich beſliſſen haben, Redner vor Gerichte zu bilden. Sie könnten auch für Anfänger hinlänglich genug ſeyn,

wel-

welche ſich dieſem anſehnlichen Amte widmen. Indeſſen ſind doch noch beſondere Betrachtungen über die Muſter, welche man ſich in den Gerichtsreden vorſtellen muß, über die Mittel, welche Anfänger anwenden können, um ſich zu Haltung gerichtlicher Reden vorzubereiten, und über die Sitten und die Gemüthsart eines Sachwalters nothwendig. Wenn wir die Reden und gerichtlichen Aufſätze ſo vieler geſchickten Redner hätten, die ſeit dieſem Jahrhunderte die franzöſiſchen Gerichtsſtuben berühmt gemachet haben, und die noch heute zu Tage mit ſo vielem Ruhme daſelbſt erſcheinen: ſo könnten wir darinnen ſichere Regeln und vollkommene Muſter von der Beredſamkeit finden, welcher man daſelbſt folgen muß. Allein die kleine Anzahl, die wir von dergleichen Schriften unter uns haben, nöthiget uns, unſere Zuflucht zu der Quelle ſelbſt zu nehmen und in Athen und Rom diejenigen Muſter zu ſuchen, welche der verdorbene Geſchmack unſerer Sachwalter unter uns anzutreffen, uns nicht erlaubet. Demoſthenes und Cicero haben nach dem Beyfalle aller Zeiten und Gelehrten, ſich in der Beredſamkeit vor Gerichte am meiſten hervorgethan und man kann folglich ihre Schreibart jungen Sachwaltern als ein Muſter vorſtellen, welches ſie ſicher nachahmen können. Man muß ſie ihnen recht bekannt machen, den Charakter derſelben wohl anzeigen und den Unterſchied derſelben zu erkennen geben. Dieß kann nicht anders geſchehen, als wenn man ihre Werke lieſt und unterſuchet. Die vortheilhaften Urtheile, welche die geſchickteſten Männer zu allen Zeiten davon gefället haben, werden noch mehr ihren Charakter zu erkennen geben, und vielleicht ein Verlangen beybringen können, Männer von ſo ſeltenen Verdienſten und von denen man ſo viel wunderbares ſaget, näher zu betrachten und für ſich ſelbſt kennen zu lernen. Man unterſuche Quintilians (**), Dionyſius von

(**) QVINT. *Lib.* X. c. 1. Sequitur oratorum ingens manus . - - quorum longe princeps Demoſthenes, ac pene lex

von Halikarnaß (*), Cicerons (**) und ſo viel anderer Urtheile vom Aeſchines und Demoſthenes, und beſonders von dieſem letztern. Man müßte ſich aller Vernunft und alles Verſtandes begeben haben, wenn man den Vorzug und die Verdienſte dieſes griechiſchen Redners in Zweifel ziehen wollte, nachdem er einen ſo unglaublichen Beyfall zu ſeiner Zeit gehabt hat, und die geſchickteſten Kenner ihm um die Wette ſo prächtige Lobſprüche gegeben haben. Er redete vor dem

orandi fuit. Tanta vis in eo, tam denſa omnia, ita quibusdam neruis intenta ſunt, tam nihil otioſum, is dicendi modus, vt nec, quod deſit in eo, nec quod redundet, inuenias. Plenior Aeſchines et magis fuſus, et grandiori ſimilis, quo minus ſtrictus eſt. Carnis tamen plus habet, lacertorum minus.

(*) Dionyſius von Halikarn. in dem Buche betτῶν ἀρχαίων κρίτικ. *cap.* 5.

(**) CIC. *Orat. n.* 23. *et* 104. Recordor, me longe omnibus vnum anteferre Demoſthenem, qui vim accommodarim ad eam, quam ſentiam eloquentiam, non ad eam, quam in aliquo ipſe cognouerim. Hoc nec grauior extitit quisquam, nec callidior, nec temperatior - - - - Vnus eminet inter omnes in omni genere dicendi.

CIC. *Brut. n.* 35. Plane quidem perfectum, et cui nihil admodum deſit, Demoſthenem facile dixeris. Nihil acute inueniri potuit in eis cauſſis, quas ſcripſit, nihil (vt ita dicam) ſubdole, nihil verſute, quod ille non viderit, nihil ſubtiliter dici, nihil preſſe, nihil enucleate, quo fieri poſſit aliquid limatius; nihil contra grande, nihil incitatum, nihil ornatum vel verborum grauitate, vel ſententiarum, quo quidquam eſſet elatius etc. CIC. *Orat. n* 133. Ea profecto oratio in eam formam, quae eſt inſita in mentibus noſtris, includi ſic poteſt, vt maior eloquentia non quaeratur.

dem vernünftigſten und witzigſten Volke (*), welches in der Beredſamkeit ſtets ſehr zärtlich und ſehr ſchwer zu vergnügen war, welches auf die Schönheiten und auf die Annehmlichkeiten einer Rede, und auf die Reinigkeit der Sprache ſo ſehr ſah, daß ſich ſeine Redner nicht unterſtunden, einen zweifelhaften, auſſerordentlichen, oder fremden Ausdruck vor ihm zu wagen, der nur, es mochte ſeyn, auf welche Art es wollte, ſo feinen und zarten Ohren anſtößig ſeyn konnte. Er lebte dabey zu einer Zeit, da der Geſchmack an dem Schönen, an dem Wahren, an der natürlichen und edeln Einfalt völlig herrſchte. Dieſe glückliche Zeit brachte zugleich eine Menge Redner hervor (**), von welchen ein jeder für ein vollkommenes Muſter hätte gehalten werden können, wenn nicht Demoſthenes durch die Stärke ſeines Geiſtes und durch ſeine auſſerordentlichen Verdienſte ſie alle übertroffen hätte. Alle Nachkommen haben ihm ſein verdientes Lob zugeſtanden, welches ihm ſeine Zeit ſelbſt nicht verſaget hatte. Schon das bloſſe Urtheil, welches Cicero davon gefället hat, ſollte eines jeden verſtändigen und vernünftigen Menſchen Urtheil beveſtiegn. Dieſer iſt nicht ein dummer Bewunderer, der ſich ohne Unterſuchung den blinden Vorurtheilen überläßt. So vortrefflich ihm auch Demoſthenes in jeder Art vorkömmt: ſo geſteht er dennoch (*), daß er ihm nicht in allem genug thue, und daß

(*) CIC. *Orat. n.* 25. *et* 27. Athenienſium ſemper fuit prudens ſincerumque iudicium, nihil vt poſſent niſi incorruptum audire et elegans. Eorum religioni quum ſeruiret orator, nullum verbum inſolens, nullum odioſum ponere audebat - - - Ad Atticorum aures teretes et religioſas qui ſe accommodant, ii ſunt exiſtimandi Attice dicere.

(**) QVINT. *Lib. X. c.* 1. Sequitur oratorum ingens manus, quum decem ſimul aetas Athenis vna tulerit: quorum longe princeps Demoſthenes, ac pene lex orandi fuit.

(*) CIC. *Orat. n.* 104. Vſque eo difficiles ac moroſi ſumus, vt nobis non ſatisfaciat ipſe Demoſthenes, qui, quamquam vnus eminet inter omnes in omni genere dicendi, tamen non ſemper implet aures meas, ita ſunt auidae et

daß er ihm noch etwas zu wünſchen übrig laſſe. So zärtlich war er in dieſem Stücke; und ſo hoch und erhaben war der Begriff, den er ſich von einem vollkommenen Redner gemachet hatte. Indeſſen unterläßt er doch nicht, ſeine Reden und vornemlich die für den Kteſiphon, welche ſein Meiſterſtück war, für die vollkommenſten Muſter auszugeben, die man ſich vorlegen können. Was iſt aber nun dieſes vortreffliche in ſeinen Reden, und durch was hat er ſo durchgängig und ſo einſtimmig den Beyfall aller Zeiten an ſich reiſſen können? Iſt Demoſthenes nur ein Redner, der ſich bloß aufhält, den Ohren durch den Schall und Wohlklang der Perioden zu ſchmeicheln, oder der dem Verſtande, durch eine geſchmückte Schreibart, und durch gleiſſende Gedanken, ein Blendwerk vormachet? Eine ſolche Beredſamkeit hätte wohl in dem Augenblicke ſelbſt verblenden und reitzen können; allein der Eindruck, den ſie gemachet hätte, würde nicht lange gedauert haben. An dem Demoſthenes bewundert man den Entwurf, den Zuſammenhang und die Ordnung der Rede, die Stärke der Beweisthümer, die Gründlichkeit der Vernunftſchlüſſe, die hohen und edlen Gedanken, die erhabene Schreibart, die lebhaften Ausdrücke und Figuren; kurz, die wunderbarſte Kunſt (**), die Materien, die er abhandelt, in ihr völliges Licht zu ſetzen und ſie in aller ihrer Stärke zu zeigen. Hierinnen beſteht vornehmlich, nach Quintilians Meinung, die gründliche Beredſamkeit, welche ſich nicht begnüget, die Sachen ſo vorzuſtellen, wie ſie wirklich und an ſich ſelbſt ſind, ſondern wel-

capaces, et ſemper aliquid immenſum infinitumque deſiderant.

(**) QVINT. *Lib. VI. c.* 3. In hoc eloquentiae vis eſt, vt iudicem non ad id tantum impellat, in quod ipſe a rei natura duceretur: ſed aut qui non eſt, aut maiorem, quam eſt, faciat affectum. Haec eſt illa, quae δείνωσις vocatur, rebus indignis, aſperis, inuidioſis addens vim oratio: qua virtute praeter alios plurimum Demoſthenes valuit.

welche auch noch, durch die Heftigkeit der Rede, lebhafte und beſeelte Ausdrücke hinzuthut, die allein vermögend ſind, die Zuhörer zu rühren und zu bewegen. Was den Demoſthenes aber kenntlicher machet, und worinnen er keinen Nachahmer gehabt hat, iſt, daß er ſich ſelber gänzlich vergißt, daß er ſo ſehr gewiſſenhaft iſt, niemals mit ſeinem Witze zu pralen, daß er beſtändig ſorget, ſeine Zuhörer nur auf die Sache und gar nicht auf den Redner aufmerkſam zu machen, daß ihm niemals ein Ausdruck, eine Redensart, ein Gedanke entfährt, welcher nur bloß zum Endzwecke hat, zu vergnügen und zu glänzen. Dieſe Enthaltung, dieſe Mäſſigung bey einem ſo geſchickten Manne, als Demoſthenes war, bey ſolchen Sachen, welche ſo vieler Anmuth und Zierlichkeit fähig waren, machet ſeine Verdienſte voll, und iſt höher, als alle Lobſprüche. Es kann geſchehen, daß zween Redner, ob ſie gleich in der Schreibart und ihrem Charakter ſehr unterſchieden ſind, nichts deſtoweniger gleich vollkommen ſind, ſo daß es ſchwer ſeyn würde, zu entſcheiden, welchem von beiden man am liebſten gleich ſeyn wollte. Dieſe Regel, welche uns Cicero an die Hand giebt (*), wird uns in dem Urtheile dienen können, welches wir von ihm und dem Demoſthenes zu fällen haben werden. Sie waren beide in den dreyen Schreibarten vortrefflich, wie denn auch ein wahrhaftig beredter Mann darinnen vortrefflich ſeyn muß. Sie wußten, nach dem Unterſchiede ihrer Materien, ihre Schreibart zu verändern. Bald waren ſie einfältig und ſchlecht in Kleinigkeiten, in den Erzählungen, in den Beweiſen; bald gemäſſigt und geſchmückt, wenn man gefallen mußte; bald hoch und erhaben, wenn es die Hoheit der Sachen erfoderte. Cicero machet dieſe Anmerkung, und führet Exempel davon für den Demoſthenes, und für ſich ſelbſt an. Man findet

 beym

(*) CIC. *Brut. n.* 204. *et* 148. In his oratoribus illud animaduertendum eſt, poſſe eſſe ſummos, qui inter ſe ſint diſſimiles - - - Ita diſſimiles erant inter ſe, ſtatuere vt tamen non poſſes, vtrius te malles ſimiliorem.

beym Quintilian eine ſchöne Vergleichung dieſer beiden groſſen Redner (**). Er waget ſich aber nicht, unter ihnen einen Ausſpruch zu thun, wiewohl es doch ſcheint, als wenn er eine groſſere Liebe und heimliche Neigung gegen den Cicero hervorblicken lieſſe. Der P. Rapin entſcheidet in der Vergleichung, die er deswegen gemachet hat, gleichfalls nichts. Herr Fenelon iſt kühner, als die

(**) QVINTIL. *Lib.* X. c. 1. Horum ego virtutes pleraſque arbitror ſimiles: conſilium, ordinem, diuidendi, praeparandi, probandi rationem: omnia denique, quae ſunt inuentionis - - - In eloquendo eſt aliqua diuerſitas. Denſior ille, hic copioſior. Ille concludit aſtrictius, hic latius pugnat. Ille acumine ſemper, hic frequenter et pondere. Illi nihil detrahi poteſt, huic nihil adiici. Curae plus in illo, in hoc naturae - - - Salibus certe et commiſeratione (qui duo plurimum affectus valent) vincimus - - - Cedendum vero in hoc quidem, quod et ille prior fuit, et ex magna parte Ciceronem, quantus eſt, fecit. Nam mihi videtur Marcus Tullius, quum ſe totum ad imitationem Graecorum contuliſſet, effinxiſſe vim Demoſthenis, copiam Platonis, iucunditatem Iſocratis. Nec vero quod in quoque optimum fuit ſtudio conſecutus eſt tantum, ſed plurimas, vel potuit omnes, ex ſe ipſo virtutes extulit immortalis ingenii beatiſſima vbertate. Non enim pluuias (vt ait Pindarus) aquas colligit, ſed viuo gurgite exundat, dono quodam Prouidentiae genitus, in quo totas vires ſuas eloquentia experiretur - - - Nam quis docere diligentius, mouere vehementius poteſt? Cui tanta vnquam iucunditas afficit? vt ipſa illa, quae extorquet, impetrare eum credas, et quum transuerſum vi ſua iudicem ferat, tamen ille non rapi videatur, ſed ſequi. Iam in omnibus quae dicit tanta auctoritas ineſt, vt diſſentire pudeat; nec aduocati ſtudium, ſed teſtis aut iudicis afferat fidem. Quum interim haec omnia, quae vix ſingula quisquam intentiſſima cura conſequi poſſet, fluunt illaborata: et illa, qua nihil pulcrius auditu eſt, oratio prae ſe fert tamen feliciſſimam facilitatem - - Quare non immerito ab hominibus aetatis ſuae regnare in iudiciis dictus eſt: apud poſteros vero id conſecutus, vt Cicero iam non hominis ſed eloquentiae nomen habeatur. Hunc igitur ſpectemus: hoc propoſitum nobis ſit exemplum. Ille ſe profeciſſe ſciat, cui Cicero valde placebit.

die beiden angeführten Zeugen, und erkläret ſich deutlich für den Demoſthenes. Indeſſen iſt er doch kein Schriftſteller, von dem man argwohnen könne, daß er ein Feind der Annehmlichkeiten, der Ausſchmückungen und der Zierlichkeit einer Rede ſey. Es ſcheint aber, wenn man des Demoſthenes Reden Cicerons ſeinen vorziehen will: ſo müſſe man faſt eben ſo viel Gründlichkeit, Stärke und Hoheit der Seele haben, als Demoſthenes bey ihrer Verfertigung haben müſſen. Es mag nun eine alte vorgefaßte Meinung gegen einen Autor, den wir, von unſerer zarteſten Kindheit an, in Händen haben, oder eine Gewohnheit und Bekanntſchaft mit einer Schreibart ſeyn, die mehr nach unſern Sitten und unſern Kräften iſt: ſo können wir doch nicht von uns erhalten, daß wir des Demoſthenes ernſthafte Strenge Cicerons ſich einſchmeichelnder Lieblichkeit vorziehen ſollten. Wir wollen lieber unſerer Neigung gegen einen Schriftſteller folgen, der uns einigermaſſen bekannt und unſer Freund iſt, als daß wir uns, auf eines andern Wort, für einen, ich wollte faſt ſagen, Unbekannten und Fremdling erklären. Cicero kannte den ganzen Werth der Beredſamkeit des Demoſthenes ſehr wohl. Er ſah alle Stärke und alle Schönheit derſelben wohl ein. Weil er aber überzeuget war, daß ein Redner, ohne ſich von den guten Regeln zu entfernen, ſeine Schreibart, bis auf einen gewiſſen Grad, nach dem Geſchmacke ſeiner Zuhörer einrichten könnte (man begreift wohl, daß hier nicht von einem verderbten Geſchmacke die Rede iſt): ſo glaubte er nicht, daß ſeine Zeit eine ſo ſtrenge Achtſamkeit dulten könnte (*); und hielt es daher für rathſam, den Ohren und der Zärtlichkeit ſeiner Zuhörer etwas zuzugeſtehen, welche in der Rede mehr Zierlichkeit und Anmuth verlangten. Ob er alſo wohl den Nutzen der

(*) QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Quapropter ne illis quidem nimium repugno, qui dandum putant non nihil eſſe temporibus atque auribus nitidius aliquid atque affectatius poſtulantibus - - - - Atque id feciſſe M. Tullium video, vt, quum omnia vtilitati, tum partem quandam delectationi daret: quum et ipſam ſe rem agere diceret (age-

Sache, die er führte, niemals aus dem Geſichte verlohr: ſo wendete er doch auch etwas auf das Vergnügen. Er gab ſo gar vor, daß er auch ſelbſt hierinnen für das Beſte ſeines Vaterlandes arbeitete; und er arbeitete auch in der That dafür, weil gefallen eins von den ſicherſten Mitteln iſt zu überreden. Der klügſte Rath alſo, den man jungen Rednern geben kann, die ſich der Beredſamkeit vor Gerichte widmen, iſt, daß ſie das innere gründliche Weſen des Demoſthenes, ſo wie es durch Cicerons Annehmlichkeiten gezieret und geſchmücket iſt, zum Muſter der Schreibart nehmen, welcher ſie folgen ſollen (**). Hierzu iſt, wenn wir dem Quintilian darinnen glauben, nichts mehr hinzuzuthun, auſſer daß man, wie er ſaget, etwas mehr Einfälle in die Rede hineinbringe. Er redet ohne Zweifel von denjenigen, die damals ſehr im Gebrauche waren, und womit man, als mit einem lebhaften und hellen Zuge, faſt alle Perioden ſchloß. Cicero waget dergleichen zuweilen, aber ſelten (*); und er hat ſie bey den Römern zuerſt in Gang gebracht. Man merket wohl, daß dasjenige, was Quintilian hier ſaget, nur eine Erlaubniß und Nachſicht iſt, welche ihm der ſchlimme Geſchmack ſeiner Zeit zu entreiſſen ſcheint, wo ſich der Zuhörer berechtiget hielt, eine gezierte und geputzte Schreibart zu fodern (**), und wo der Richter den Sachwalter nicht einmal würdigte, ihn anzuhören, wenn er nicht durch die Lockſpeiſe des Vergnügens und durch gleiſſende Einfälle und Beſchreibungen eingeladen und eini-

ger-

bat autem maxime) litigatoris. Nam hoc ipſo proderat, quod placebat.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Ad cuius voluptates nihil equidem, quod addi poſſit, inuenio, niſi vt ſenſu nos quidem dicamus plures.

(*) *Dial. de Orat. n.* 22. Cicero primus excoluit orationem - - - locosque laetiores attentauit, et quasdam ſententias inuenit.

(**) *Dial. de Orat. n.* 20. Auditor aſſueuit iam exigere laetitiam et pulcritudinem orationis - - - Iudex ipſe, niſi - - -

germaſſen verderbt worden (*). Weil man ſich nicht in dieſen gemeſſenen Schranken und in dieſer weiſen Mäſſigung der Zierrathen hielt: ſo geſchah es, daß die Beredſamkeit ſowohl zu Athen, als zu Rom verdarb. Man kann ſagen, daß das goldene Alter der Beredſamkeit zu Athen zu den Zeiten des Demoſthenes geweſen (**), wo auf einmal diejenige Menge vortrefflicher Redner erſchien, deren allgemeine Eigenſchaft eine natürliche und und ungeſchminkte Schönheit war. Sie hatten nicht einerley Genie, noch einerley Schreibart: ſie hatten aber alle einerley Geſchmack an dem Wahren und Einfältigen; und dieſer Geſchmack dauerte ſo lange, als man ſich befliß, ſie nachzuahmen. Als aber nach ihrem Tode das Andenken davon nach und nach verdunkelt und endlich ganz ausgelöſchet wurde: ſo nahm eine neue Art der Beredſamkeit, die ſanfter

 und

aut colore ſententiarum aut nitore et cultu deſcriptionum inuitatus et corruptus eſt, auerſatur dicentem.

(*) QVINT. *Lib. XII. c.* 10. Sed me hactenus cedentem nemo inſequatur vltra. Do tempori, ne craſſa toga ſit, non ſerica: ne intonſum caput, non in gradus atque annulos totum comptum: quum in eo, qui ſe non ad luxuriam ac libidinem referat, eadem ſpecioſiora quoque ſint, quae honeſtiora.

(**) CIC. *Brut. n.* 36. Haec aetas effudit hanc copiam: et vt opinio mea fert, ſuccus ille et ſanguis incorruptus vsque ad hanc aetatem oratorum fuit, in qua naturalis ineſſet non fucatus nitor.

CIC. *II. de Orat. n.* 94. 95. Demoſthenes, Hyperides, Lycurgus, Aeſchines, Dinarchus, aliique complures, etſi inter ſe pares non fuerunt, tamen ſunt omnes in eodem veritatis imitandae genere verſati. Quorum quam diu manſit imitatio, tamdiu genus illud dicendi ſtudiumque vixit. Poſteaquam, extinctis his, omnis eorum memoria ſenſim obſcurata eſt et euanuit, alia quaedam dicendi molliora ac remiſſiora genera viguerunt.

und nicht ſo heftig war, die Stelle der alten ein. Demetrius Phalereus, der den Demoſthenes ſehen und hören können, ergriff einen ganz andern Weg. Er fiel gänzlich auf die geſchmückte und gezierte Art. Er hielt dafür, er müßte die Beredſamkeit munter machen, und ihr das finſtere und ſaure Anſehen benehmen, welches ſie, nach ſeiner Meinung, gar zu ernſthaft machte. Er brachte mehr Einfälle mit hinein; er ſtreute Blumen darinnen aus; und gab ihr anſtatt der prächtigen, aber beſcheidenen Kleidung, die ſie unter dem Demoſthenes gehabt hatte, einen ganz ſchimmernden und bunten Rock, der ſich zu dem Gerichtsſtaube nicht wohl ſchickte (*); ob er gleich die Augen an ſich ziehen und verblenden konnte. Er war auch geſchickter zu prächtigen und Ceremonienreden, als zu Streitreden vor Gerichte (**). Er zog die Lieblichkeit der Stärke vor; er gedachte mehr die Gemüther zu reitzen, als zu überwinden; er begnügte ſich, ein angenehmes Andenken von einer flieſſenden und harmoniſchen Rede darinnen zu hinterlaſſen, ohne daß er, wie Perikles, auch durchdringende Stacheln daſelbſt hinterlaſſen wollte, die mit den Reitzungen des Vergnügens vermiſchet wären. Es iſt zwar nichts übermäſſiges und ausſchweifendes in ſeiner Schreibart gewe=

(*) QVINTILIAN. *Lib. X. c.* 1. Meminerimus verſicolorem illam, qua Demetrius Phalereus dicebatur vti, veſtem non bene ad forenſem puluerem facere.

(**) CIC. *Brut. n.* 37. 38. Phalereus ſucceſſit eis ſenibus adoleſcens, eruditiſſimus ille quidem horum omnium: ſed non tam armis inſtitutus, quam palaeſtra. Itaque delectabat magis Athenienſes, quam inflammabat. Proceſſerat enim in ſolem et puluerem, non vt e militari tabernaculo, ſed ſed vt e Theophraſti, doctiſſimi hominis, vmbraculis. Hic primus inflexit orationem, et eam mollem teneramque reddidit: et ſuauis, ſicut fuit, videri maluit, quam grauis, ſed ſuauitate ea, qua perfunderet animos, non qua perfringeret; et tantum vt memoriam concinnitatis ſuae, non (quemadmodum de Pericle ſcripſit Eupolis) cum delectatione aculeos etiam relinqueret in animis eorum, a quibus eſſet auditus.

geweſen; man kann ihn hochachten und billigen, wenn man ihn nicht mit der Stärke und der Majeſtät der edeln und erhabenen Schreibart verglichen hätte (*). Indeſſen war er doch der erſte, welcher machte, daß die Beredſamkeit verfiel (**); und vielleicht trugen die Declamationen, die von ſeiner Zeit an in den Schulen eingeführet wurden, (wenn er nicht ſelbſt der Erfinder davon geweſen,) zu dieſem kläglichen Verfalle viel bey; wie denn gewiß iſt, daß ſie es auch hernachmals bey den Römern thaten. Nun war die Beredſamkeit aus dem Pyräus ausgelaufen (*); nun verlohr ſie gar bald dasjenige geſunde und ſtarke Weſen, welches ſie bisher ſtets erhalten hatte. Sie wurde durch die fremden Manieren verderbt, verlernte einigermaſſen das Reden, und wurde ganz unkenntlich. Sie fiel alſo nach und nach von dem Schönen und Vollkommenen in das Mittelmäſſige, und von dem Mittelmäſſigen ſtürzte ſie ſich geſchwind in allerhand Ausſchweifungen und Fehler. Bey Gelegenheit des Seneca iſt ſchon angemerket worden, daß die lateiniſche Beredſamkeit eben dergleichen Schickſal gehabt hat. Eben dieſe Urſachen ſollen uns furchtſam machen, es werde uns eben das Unglück begegnen; um ſo viel mehr, weil dieſe Veränderung bey beiden Völkern bloß durch die ausſchweifende Begierde der Beredſamkeit mehr Zierrath und Schmuck beyzulegen, eingeführet worden.

 Wenn

(*) CIC. *Orat. n.* 95. Et niſi coram erit, comparatus ille fortior, per ſe hic, quem dico, probabitur.

(**) QVINTIL. *Lib.* X. *c.* 1. Primus inclinaſſe eloquentiam dicitur.

(*) CIC. *Brut. n.* 51. Vt ſemel e Piraeo eloquentia euecta eſt, omnes peragrauit inſulas, atque ita peregrinata tota Aſia eſt, vt ſe externis oblineret moribus; omnemque illam ſalubritatem Atticae dictionis et quaſi ſanitatem perderet, ac loqui pene dediſceret.

Wenn der gute Geſchmack zu einem gewiſſen Grade der Reife und Vollkommenheit gelanget iſt: ſo iſt er immer durch einen unglücklichen Zufall faſt eben ſo bald aus der Art geſchlagen, und durch unvermerktes, aber zuweilen ſehr geſchwindes Abnehmen von der höchſten Spitze bis auf die unterſte Stufe hinabgeſtiegen; nur die griechiſche Poeſie iſt ſo glücklich geweſen vom Homer bis auf den Theokritus und diejenigen, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebet haben, das iſt, ſechs oder ſieben Jahrhunderte durch, beſtändig in einer jeden Art eben die Reinigkeit und Zierlichkeit zu erhalten. Wir können zum Ruhme unſers Vaterlandes ſagen, daß beynahe ſeit einem Jahrhunderte der Geſchmack, in Anſehung der ſchönen Wiſſenſchaften, unter uns auserleſen geweſen, und noch iſt. Es iſt aber merkwürdig, daß diejenigen berühmten Schriftſteller, welche Deutſchland ſo viel Ehre gebracht haben, und deren jeder in ſeiner Art als ein Original angeſehen werden kann, ſich alle für ſchuldig erachtet haben, die Alten als ihre Meiſter anzuſehen; und daß die Werke, welche den meiſten Ruhm unter uns gehabt haben, und welche, allem Anſehen nach, auf die entfernteſte Nachkommenſchaft kommen werden, alle mit dem Merkmale des guten Alterthums bezeichnet ſind. Dieß muß alſo auch unſere Regel ſeyn: und wir müſſen befürchten, daß wir uns eben ſo viel von der Vollkommenheit entfernen, als wir uns von dem Geſchmacke der Alten entfernen werden. Das ſicherſte Muſter alſo, welches ſich Jünglinge, die dereinſt vor Gerichte mündlich oder durch Schriften reden ſollen, vorſetzen können, iſt, wie ſchon geſaget worden, die Schreibart des Demoſthenes, ſo wie ſie durch Cicerons Schreibart beliebter und zierlicher gemachet iſt; ſo daß die Annehmlichkeiten des letztern die gar zu ſtrenge Ernſthaftigkeit des erſtern mäſſigen, und die Kürze und Lebhaftigkeit des Demoſthenes den gar zu groſſen Ueberfluß, und die vielleicht gar zu ungebundene und weitläuftige Schreibart verbeſſern, die man dem Cicero

vorgeworfen hat. Eine geſchmücktere Beredſamkeit, desgleichen des Herrn Flechier ſeine iſt, ſchicket ſich zu gerichtlichen Schriften oder Reden nicht. Hieher gehöret die Betrachtung, die Cicero bey der Abſchilderung von einem Redner ſeiner Zeit, Namens Callidius, machet (**). Es giebt eine Art der Beredſamkeit, die noch geringer iſt, als die andere, und die uns unvermerkt auf etwas ärgers führen kann. Dieſes iſt diejenige, worinnen die Wortſpiele, die gleiſſenden Gedanken, die Arten der Spitzfündigkeit herrſchen, die ſehr Mode werden. Bey einigen unſerer Schriftſteller werden ſie durch die Gründlichkeit der Sachen, durch die Stärke der Vernunftſchlüſſe, durch die Ordnung und den Zuſammenhang der Rede, und durch

(**) CIC. *Brut. n.* 274. 275. 276. Sed de M. Callidio dicamus aliquid, qui non fuit orator vnus e multis, potius inter multos prope ſingularis fuit: ita reconditas exquiſitasque ſententias mollis et pellucens veſtiebat oratio. Nihil tam tenerum, quam illius comprehenſio verborum: nihil tam flexibile: nihil quod magis ipſius arbitrio fingeretur, vt nullius oratoris aeque in poteſtate fuerit. Quae primum ita pura erat, vt nihil liquidius: ita libere fluebat, vt nusquam adhaereſceret. Nullum niſi loco poſitum et tanquam in vermiculato emblemate, vt ait Lucilius, ſtructum verbum videres. Nec vero vllum aut durum, aut inſolens, aut humile, aut in longius ductum. Ac non propria verba rerum, ſed pleraque tralata; ſic tamen, vt ea non irruiſſe in alienum locum, ſed immigraſſe in ſuum diceres. Nec vero haec ſoluta, nec diffluentia ſed adſtricta numeris, non aperte nec eodem modo ſemper, ſed varie diſſimulanterque concluſis. Erant autem et verborum et ſententiarum lumina - - - quibus tanquam inſignibus in ornatu diſtinguebatur omnis oratio - - - Accedebat ordo rerum plenus artis, totumque dicendi placidum et ſanum genus. Quod ſi eſt optimum ſuauiter dicere, nihil eſt, quod melius hoc quaerendum putes. Sed quum a nobis paullo ante dictum ſit tria videri eſſe, quae orator efficere deberet, vt doceret, vt delectaret, vt moneret: duo ſumme tenuit, vt et rem illuſtraret diſſerendo et animis eorum, qui audirent, demulceret voluptate. Aberat tertia illa laus, qua permoueret atque incitaret animos, quam plurimum pollere diximus.

durch eine Schönheit des Genies, die ihnen angeboh-
ren iſt, unterſtützet. Da aber dieſe letzten Eigenſchaf-
ten ſelten ſind: ſo iſt zu befürchten, ihre Nachahmer
möchten nur dasjenige von ihrer Schreibart anneh-
men, was am wenigſten hoch zu ſchätzen iſt; wie es
die Nachahmer des Seneca gemachet, die nur ſeine
Fehler nachgeahmet (*) und ſich eben ſo weit unter ih-
rem Muſter gefunden haben, als Seneca ſelbſt unter
den Alten war. Das Gericht iſt von dieſer verblen-
denden Schreibart, die voller tadelhaften angenomme-
nen Weſens iſt, ſtets ein Feind geweſen, und iſt es
noch itzo mehr, als jemals. Die ernſthaften Verweiſe
der verſtändigen Magiſtratsperſonen, welche den Sach-
waltern die Regeln der wahren Beredſamkeit vorſchrei-
ben, und ihnen zugleich vollkommene Muſter davon
entwerfen ſollen, ſind ſtarke Schlagbäume wider den
ſchlimmen Geſchmack, und tragen nicht wenig bey,
die Fortpflanzung ſowohl des guten Geſchmacks, als
der guten Gedanken, die ſich alsdann lange Zeit vor
Gerichte erhalten wird, daſelbſt zu verewigen. Hier
kömmt noch eine Materie vor, deren Unterricht vie-
len ſtudirenden Jünglingen dereinſt nöthig ſeyn wird,
nemlich die Schreibart, deren man ſich bedienen muß,
wenn man einen Bericht machet. Dieſe wird ſehr
häufig gebrauchet, und hat ein viel weiteres Feld, als
die Beredſamkeit vor Gerichte heute zu Tage hat;
denn ſie erſtrecket ſich auf alle bürgerliche Bedienun-
gen, und hat an allen hohen und niedern Höfen, in allen
Collegien, in allen Gerichten und Commiſſionen ſtatt. Man
erhält durch dergleichen Aufſätze, wenn ſie gut gemachet
ſind, eben ſo viel Ehre, als durch eine gerichtliche
Rede, und ſie ſind zur Vertheidigung der Gerechtig-
keit und Unſchuld ſehr dienlich. Ein jedes Gericht hat
ſeine

(*) QVINTIL. *Lib.* X. c. 1. Amabant eum magis, quam imita-
bantur; tantumque ab illo defluebant, quantum ille ab
antiquis deſcenderat.

ſeine beſondern Gebräuche, die Streitigkeiten zu berichten; allein das Innere iſt bey allen einerley, und die Schreibart, die man dabey anwendet, muß überall einerley ſeyn. Man hat eine Art von Beredſamkeit, die zu dieſer Gattung von Aufſätzen geſchickt iſt. Sie beſteht darinnen, daß man deutlich und zierlich redet. Die Abſicht desjenigen, der den Bericht abfaſſet, iſt, die Richter, ſeine Mitbrüder, von dem Handel zu unterrichten, worüber ſie nebſt ihm zu ſprechen haben. Er hat die Unterſuchung deſſelben in ihrer aller Namen über ſich. Er wird bey dieſer Gelegenheit, ſo zu ſagen, das Aug der ganzen Verſammlung. Er leiht und theilet ihnen ſeine Einſichten und Erkenntniſſe mit. Um dieſes nun mit gutem Erfolge zu thun: ſo muß die methodiſche Eintheilung der Materie, die er abzuhandeln unternimmt, und die Ordnung, die er in die Begebenheiten und Beweiſe bringen wird, eine ſo groſſe Deutlichkeit darinnen hervorbringen, daß ſie alle den Handel, den man ihnen berichtet, leicht und ohne Mühe verſtehen können. Zu dieſer Klarheit muß alles, die Gedanken, die Ausdrücke, die Art und Verbindung derſelben und ſelbſt der Vortrag, welcher deutlich, ruhig und ohne Bewegung ſeyn muß, etwas beytragen. Man muß einige Anmuth zu der Deutlichkeit hinzufügen, weil man oft, um zu unterrichten, gefallen muß. Die Richter ſind Menſchen, wie andere; und obgleich die Wahrheit und Gerechtigkeit ſie für ſich ſelbſt ſchon einnehmen: ſo iſt es doch gut, ſie durch einige Reitze und Lockſpeiſen noch ſtärker daran zu verknüpfen. Die Händel, welche gemeiniglich dunkel und verworren ſind, verurſachen einen Eckel und Abſcheu wenn derjenige, der den Bericht machet, nicht bedacht iſt, ſie mit einem feinen und zärtlichen Salze zu würzen, welches, ohne daß es hervorzuſcheinen ſuchet, ſich empfinden läßt, und durch einen gewiſſen Stachel der Annehmlichkeit und Anmuth die Aufmerkſamkeit des Leſers erwecket und reitzet. Die Gemüthsbewegungen, welche ſonſt die größte Stärke der Beredſamkeit ausmachen, ſind hier ganz und gar verboten. Der den Bericht verfaſſet,

faſſet, redet nicht als ein Sachwalter, ſondern als ein Richter. In dieſem Stande hat er etwas von dem Geſetze an ſich, welches ruhig und friedlich ſich begnüget, die Regel und die Pflicht zu zeigen: und weil ihm befohlen worden, ſelbſt ohne Leidenſchaften zu ſeyn: ſo iſt es ihm eben ſo wenig erlaubet, anderer ihre zu erregen. Dieſe Art ſich auszudrücken, die weder durch gleiſſende Gedanken und Ausdrücke, noch durch kühne Figuren, noch durch pathetiſche Erregungen der Affecten, unterſtützet wird, ſondern ein leichtes, einfältiges und natürliches Anſehen hat, ſchicket ſich allein zu den Berichten, und iſt nicht ſo leicht, als man ſichs wohl einbildet. Zu der Beredſamkeit der Berichte ſchicket ſich die Lebhaftigkeit der gerichtlichen Reden nicht ſo ſehr, als die Ernſthaftigkeit eines Richters, der mehr Gründlichkeit und Anſehen, als Glanz und Pracht hat; und wo man nebſt einer vollkommenen Klugheit eine wunderbare Treue und Redlichkeit bemerket, welche den Glauben nach ſich zieht. Hier machet das Anſehen eines Richters einen Theil ſeiner Beredſamkeit aus, und der Begriff, den man von ſeiner Redlichkeit hat, giebt ſeiner Rede viel Nachdruck und Kraft (**). Wenn man alſo im Berichtmachen glücklich ſeyn will: ſo muß man ſich befleiſſigen, die erſte Gattung der Beredſamkeit, nemlich die einfältige, recht zu erlernen, den Charakter und die Eigenſchaft derſelben recht zu faſſen und ſich die vollkommenſten Muſter darinnen vorzuſetzen. Man muß ſich der andern Gattung, nemlich der geſchmückten und mittlern, ſehr beſcheiden und mäſſig bedienen; nur einige Züge und einige

(**) CIC. *Brut. n.* 111. et 212. In Scauri oratione, ſapientis hominis et recti, grauitas ſumma et naturalis quaedam inerat auctoritas: non vt cauſſam, ſed vt teſtimonium dicere putares, quum pro reo diceret. Hoc dicendi genus ad patrocinia mediocriter aptum videbatur; ad ſenatoriam vero ſententiam, cuius erat ille princeps, vel maxime; ſignificabat enim non prudentiam ſolum, ſed quod maxime rem continebat, fidem.

ge Annehmlichkeiten mit einer weiſen Vorſichtigkeit bey ſeltenen Gelegenheiten von ihr leihen; hingegen ſich der dritten, nemlich der erhabenen, ernſtlich enthalten. Dasjenige, was man auf Schulen, vornemlich in der rhetoriſchen und philoſophiſchen Schule ausübet, kann ſehr dienlich ſeyn, junge Leute zu unterrichten, wie ſie einen Bericht recht machen ſollen. Wenn man erſtlich eine Rede vom Cicero recht erkläret hat: ſo verbindet man ſie, Antwort davon zu geben, alle Theile derſelben auseinander zu legen, die verſchiedenen Beweiſe davon zu unterſcheiden, und die Stärke oder Schwäche derſelben zu bemerken. Eben ſo gewöhnet man auch die Schüler in der philoſophiſchen Schule, den Inhalt von einigen Abhandlungen des Carteſius und anderer, die man zuvor mit ihnen durchgegangen iſt, zu machen; die oftmals ſehr abſtracten und weitläufigen Vernunftſchlüſſe etwas kürzer und deutlicher zu faſſen; die Schwierigkeiten und Einwürfe in ihr völliges Licht zu ſetzen, und die davon gemachte Auflöſung hinzuzufügen. Selbſt junge Räthe haben ſchon bekannt, daß ihnen unter allen Uebungen in der Schule dieſe die nützlichſte geweſen, weil ſie ſolche bey Erzählung der Streitſachen am meiſten brauchten.

§. 160.

Da Demoſthenes und Cicero zur Vollkommenheit in der Beredſamkeit gelanget ſind: ſo ſind ſie auch ſehr geſchickt, jungen Rednern zu zeigen, was ſie für einen Weg nehmen ſollen, auch dahin zu gelangen. Die Erzählung desjenigen, was die Geſchichte von ihren Jahren, von ihrer Erziehung, von den verſchiedenen Uebungen, wodurch ſie ſich zu den gerichtlichen Reden vorbereitet haben, und von dem, was ihre vornehmſten Verdienſte ausgemachet und ihren Ruhm veſtgeſetzet hat, lehret, wird dazu ſehr behülflich ſeyn. Dieſe beiden groſſen Redner werden durch ihre Bey-

ſpiele edeln Jünglingen zugleich zu Muſtern und Führern dienen, welche dieſe zwar nicht in allem nachahmen ſollen oder können; allein, wenn ſie auch weiter nichts thäten, als daß ſie ihnen von ferne folgten: ſo würden ſie ſchon weit kommen. Dieſe bloſſe Erzählung von der Aufführung der größten Redner des Alterthums zeiget jungen Leuten, die ſich dem Gerichte widmen, genugſam an, wie ſie ſich verhalten müſſen, wenn ſie zu eben dem Ziele gelangen wollen. Sie müſſen ſich vornehmlich einen groſſen Begriff von derjenigen Bedienung machen, welche ſie ergreifen. Führet dieſe gleich nicht zu den oberſten Stellen des Staats, wie es ſonſt zu Athen und Rom geſchah: ſo bringt ſie dennoch denjenigen ein groſſes Anſehen zu wege, die ſich darinn entweder in Schriften oder im Rathgeben hervorthun (*). Was kann wohl für einen bloſſen Privatmann ſchmeichelhafteres ſeyn, als wenn er ſein Haus von den vornehmſten Leuten fleiſſig beſuchen ſieht, die alle in ihren Zweifeln und in ihren Angelegenheiten zu ihm als zu einem Orakel kommen, ſeinen Wiſſenſchaften und ſeinen ſeltenen Gaben die ſchuldige Ehre zu erweiſen, und an ihm einen Vorzug des Ver-

(*) CIC. *l. de Orat. n.* 166. 200. Quid eſt praeclarius, quam honoribus et reip. muneribus perfunctum ſenem, poſſe ſuo iure dicere idem, quod apud Ennium dicat ille Pythius Apollo, ſe eum eſſe, VNDE ſibi, ſi non POPVLI ET REGES, et omnes ſui ciues CONSILIVM EXPETANT, SVARVM RERVM INCERTI: QVOS EGO MEA OPE EX INCERTIS CERTOS, COMPOTESQVE CONSILI DIMITTO, VT NE RES TEMERE TRACTENT TVRBIDAS - - - Eſt enim ſine dubio domus iuriſconſulti totius oraculum ciuitatis.

Dial. de Orat. n 6. Vlla ne tanta ingentium opum ac magnae potentiae voluptas, quam ſpectare homines veteres et ſenes et totius vrbis gratia ſubnixos, in ſumma omnium rerum abundantia confitentes id quod optimum ſit ſe non habere.

Verſtandes und der Klugheit zu erkennen, welchen alle Reichthümer und alle Hoheit nicht geben können? Iſt wohl ein ſchöner Schauſpiel, als wenn wir eine zahlreiche Verſammlung an dem Munde eines Sachwalters gleichſam angehänget ſehen, welcher die dem Anſehen nach gemeinſten Wörter mit ſo vieler Geſchicklichkeit zu brauchen weiß, daß er die Gemüther einnimmt und fortreißt und ſich ganz und gar ihrer bemeiſtert? Allein dieſen Ruhm bey Seite geſetzet, der für ſich ſelbſt ein ſehr eitler Bewegungsgrund ſeyn würde; was für eine wohlgegründete Freude iſt es nicht für einen rechtſchaffenen Mann, wenn er erwägt, daß er von GOtt eine Gabe empfangen hat, die ihn zur Zuflucht der Bedrängten, zum Beſchützer der Gerechtigkeit machet, und in den Stand ſetzet, die Güter, das Leben, und die Ehre ſeiner Brüder zu vertheidigen? Aus dieſer erſten Betrachtung folget ganz natürlich, daß man ſich zu einer ſo wichtigen Bedienung wohl vorbereiten, und zum wenigſten von ferne dem Eifer und unermüdeten Fleiſſe des Demoſthenes und Cicero folgen ſoll. Ein gutes Genie iſt die vornehmſte und nothwendigſte Eigenſchaft eines Sachwalters (**); aber die Arbeit vermag auch viel. Sie iſt gleichſam eine andere Natur; und wenn ſie gleich demjenigen, dem es gänzlich am Witze fehlet, keinen giebt: ſo erwecket ſie ihn doch wenigſtens, putzet ihn aus, vermehret ihn, und bringt ihn in Anſehen. Cicero dringt mit Rechte hierauf und ſaget, daß bey der Beredſamkeit alles

(**) CIC. *II. de Orat.* 147. 148. 150. Quum ad inueniendum in dicendo tria ſint, acumen, ratio, diligentia: non poſſum equidem non ingenio primas concedere: ſed tamen ipſum ingenium diligentia etiam ex tarditate incitat - - - Haec praecipue colenda eſt nobis: haec ſemper adhibenda: haec nihil eſt, quod non aſſequatur - - - - Reliqua ſunt in cura, attentione animi, cogitatione, vigilantia, aſſiduitate, labore; complectar vno verbo, quo ſaepe iam vſi ſumus, diligentia; qua vna virtute omnes virtutes reliquae continentur.

alles auf die Sorgfalt, auf die Arbeit, auf den Fleiß und auf die Wachſamkeit des Redners ankomme. Die Wiſſenſchaft der Geſetze, der verſchiedenen Gewohnheiten, der alten und neuen Rechtsgelahrtheit, iſt eigentlich die Wiſſenſchaft eines Sachwalters. Ohne dieſe Hülfe eine Sache führen wollen, heißt ein Gebäude aufführen wollen, ohne den Grund geleget zu haben. Die geſchickte Schreibart bildet einen Sachwalter. Sie iſt gleichſam das allgemeine Werkzeug, das ihn in den Stand ſetzet, alles übrige zu gebrauchen. Es ſcheint, man leget ſich nicht genugſam darauf. Man glaubet, entweder aus Faulheit, oder aus Vertrauen zu ſich ſelbſt, man dürfe nur Witz haben, wenn man vortrefflich darinn ſeyn wollte. So dachte Cicero nicht. Es würde uns dasjenige, was er gethan, um ſich recht geſchickt darinnen zu machen, unglaublich vorkommen, wenn er es nicht ſelbſt an vielen Orten bezeugte. Er muß hierinn, wie in vielen andern Dingen, jungen Sachwaltern ein Muſter ſeyn. Die Schreibart aus den Quellen ſelbſt lernen, die Alten und Neuen recht ſorgfältig leſen, ſich im Ausarbeiten und Ueberſetzen üben, und ſeine Sprache beſonders lernen; dergleichen Uebungen hielt Cicero für nöthig, ein geſchickter Sachwalter zu werden. Der Vortrag und die Ausſprache ſind bey uns nicht ſo nothwendig, weil unſere Feder ohne unſern Mund arbeitet, und unſere Sachwalter keine Reden halten, ſondern nur Schriften verfaſſen. Es fehlet auch, wie es ſcheint, den meiſten Sachwaltern an dem Kerne der ſchönen Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, welcher doch den Witz ungemein zieret und bereichert, und welcher eine Feinheit, eine Zärtlichkeit, und Annehmlichkeiten, die man ſonſt nirgends bekommen kann, in der Ausarbeitung ausbreitet. Das Leſen der Alten und ſonderlich der griechiſchen Schriften wird ſehr hindangeſetzet. Wie hatte nicht Cicero darinnen ſtudiret! Redner, Dichter, Geſchichtſchreiber, Weltweiſen, alle waren ihm bekannt, alle dienten ihm; und die letztern noch mehr,

als die andern. Die jungen Sachwalter ſollten ſich nicht ſo zeitig aufs Schriften verfertigen legen (*), ſondern ſich in den erſtern Jahren Zeit nehmen, die ſo nöthigen und ſo koſtbaren Wiſſenſchaften zu ſammeln, wozu man hernachmals nicht wieder kömmt. Die Uebungen in den Arbeiten älterer Meiſter ſind der beſte Lehrer für ſie, und am geſchickteſten, ſie zu bilden. Sie leſen ihren Inhalt, ſie erlernen ihre Schreibart, ſie beobachten ihre Kunſt und das Urtheil, welches die Kenner davon fällen und ſie bemühen ſich, von ihren Vollkommenheiten und Fehlern gleichen Nutzen zu ziehen. Es wäre zu wünſchen, daß die Gewohnheit, die ſonſt bey den Römern beobachtet wurde, auch unter uns ſtatt fände; und daß die Häuſer der alten Sachwalter gleichſam eine Schule der Jugend würden, die zu eben der Bedienung beſtimmet wäre. Was iſt wohl einem ſolchen alten Sachwalter anſtändiger, als den rühmlichen Lauf vor Gerichte durch eine ſo nützliche und ruhmwürdige Verrichtung zu beſchlieſſen. Man würde eine Menge fleiſſiger Jünglinge ſein Haus beſuchen und ihn als ein Orakel um Rath fragen ſehen (**). Er würde ſie ziehen, als wenn er ein Vater

(*) QVINT. *Lib. XII. c. 6.* Modus mihi videtur quidam tenendus, vt neque praepropere diſtringatur immatura frons, et quicquid eſt illud adhuc acerbum proferatur. Nam inde et contemtus operis innaſcitur et fundamenta iaciuntur impudentiae, et (quod eſt vbique pernicioſiſſimum) praeuenit vires fiducia. Nec rurſus differendum eſt tyrocinium in ſenectutem. Nam quotidie metus creſcit, maiusque ſit ſemper, quod auſuri ſumus: et dum deliberamus, quando incipiendum ſit, incipere iam ſerum eſt.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 11. Frequentabunt eius domum optimi iuuenes more veterum, et veram dicendi viam, velut ex oraculo, petent. Hos ille formabit, quaſi eloquentiae parens, et vt vetus gubernator, littora, et portus et quae tempeſtatum ſigna, quod ſecundis flatibus, quid aduerſis ratis poſcat, docebit.

der Beredſamkeit wäre; und er würde ihnen, gleich einem alten Steuermanne, der durch eine lange Erfahrung klug geworden, wenn er ſieht, daß ſie aus dem Hafen auslaufen wollen, zeigen, was ſie für einen Weg nehmen und welche Felſen ſie vermeiden ſollen.

§. 161.

Auch in den Sitten beſteht eine Haupteigenſchaft eines Sachwalters. Seine Tugenden ſind die Ehrlichkeit, der Haß des Eigennutzes, die Zärtlichkeit in Erwählung der Rechtsſachen, die Weisheit und Beſcheidenheit in den gerichtlichen Schriften und die weiſe Nacheiferung, welche von einer niederträchtigen Eiferſucht entfernet iſt. Cicero und Quintilian ſetzen in verſchiedenen Stellen ihrer Werke, als einen unſtreitigen Grundſatz veſt, daß die Beredſamkeit von der Ehrlichkeit nicht getrennet ſeyn ſolle; daß die Geſchicklichkeit, wohl zu reden, die Geſchicklichkeit, wohl zu leben, vorausſetzet und erfodert; und daß man nach Catons Ausſpruche ein ehrlicher Mann ſeyn müſſe, wenn man ein Redner ſeyn wolle (*). Ohne dieſes würde die Beredſamkeit, welche die ſchönſte Gabe iſt, die dem Menſchen von der Natur geſchenket worden, und wodurch ſie ihn von den übrigen Thieren insbeſondere unterſchieden, ein klägliches Geſchenk für ihn werden (**); und die Natur würde ihm hierinn gar nicht geneigt geweſen, ſondern vielmehr als eine Stiefmutter und Feindinn mit ihm umgegangen ſeyn, wenn ſie ihm eine Geſchicklichkeit ertheilet hätte, die nur zur Unterdrückung der Unſchuld und zur Beſtreitung der

Wahr-

(*) Orator vir bonus dicendi peritus.

(**) QVINT. *Lib. XII.* c. 1. Si vis illa dicendi malitiam inſtruxerit, nihil ſit publicis priuatiſque rebus pernicioſius eloquentia - - - - Rerum ipſa natura, in eo quod praecipue indulſiſſe homini videtur, quoque nos a ceteris animalibus ſeparaſſe, non parens, ſed nouerca fuerit, ſi facultatem dicendi ſociam ſcelerum, aduerſam innocentiae, hoſtem veritatis inuenit. Mutos enim naſci et egere omni ratione ſatius fuiſſet, quam Prouidentiae munera in mutuam perniciem conuertere.

Wahrheit diente, da ſie, ſo zu ſagen, einem Raſenden die Waffen in die Hände gegeben. Es wäre beſſer, daß der Menſch nicht reden könnte, und keine Vernunft hätte, als daß er ſie zu einem ſo ſchädlichen Gebrauche anwendete. Die geringſte Aufmerkſamkeit iſt hinlänglich, zu erkennen, wie nöthig einem Sachwalter die Ehrlichkeit iſt. Sein ganzer Endzweck iſt zu überreden; und das ſicherſte Mittel dazu iſt (*), daß der Richter für ihn eingenommen iſt, und ihn für einen ehrlichen und aufrichtigen Mann hält, der Treu und Glauben beſitzet, dem man vollkommen trauen kann, der ein geſchworener Feind der Lügen iſt, und weder Betrug, noch Liſt gebrauchet. Der Ruhm von ſeiner Aufrichtigkeit, den er ſich erwerben wird, wird ſeinen Gründen einen groſſen Nachdruck beylegen: da hingegen ein Redner, der in dem Gemüthe der Richter übel berüchtiget oder auch verdächtig iſt, ein verdrüßliches Vorurtheil für ſeine Sache machet. Quintilians Frage, ob man eine Sache vor Gerichte umſonſt führen ſolle, ſchicket ſich weder für unſere Sitten, noch für unſere Gewohnheit. Die Grundſätze aber, die er veſt ſtellet, ſind für alle Zeiten. Es wäre freylich weit ſchöner und einer ſo ehrwürdigen Bedienung weit anſtändiger, einen ſolchen Dienſt nicht zu verkaufen, und die Verdienſte einer ſo groſſen Wohlthat nicht geringſchätzig zu machen (**); denn die meiſten

(*) QVINT. *Lib. IV. c.* 1. Plurimum ad omnia momenti eſt in hoc poſitum, ſi vir bonus creditur. Sic enim continget, vt non ſtudium aduocati videatur afferre, ſed pene teſtis fidem.

QVINT. *Lib. IV. c.* 3. Sic proderit plurimum cauſſis, quibus ex ſua bonitate faciet fidem. Nam qui, dum dicit, malus videtur, vtique male dicit.

QVINT. *Lib. XII. cap.* 1. Videtur talis aduocatus malae cauſſae argumentum.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 7. Quis ignorat, quia id longe ſit honeſtiſſimum ac liberalibus diſciplinis et illo, quem exigimus, animo digniſſimum, non vendere operam, nec

ſten Dinge ſcheinen gering zu ſeyn, ſobald man einen Preis darauf ſetzet. Unterdeſſen da nicht jeder Sachwalter für ſich ſelbſt hinlängliche Einkünfte hat: ſo iſt es ihm nach den Geſetzen aller Weiſen erlaubt, zu leiden, daß ihm derjenige, deſſen Sache er geführet hat, ſeine Erkenntlichkeit bezeuge (*). Doch muß ein Sachwalter, auch in dieſem Falle, Maaß halten und wohl beobachten, von wem, wie viel, und wie lange er nehme (**). Die Geſchenke ſelbſt muß er nicht als eine Bezahlung, und als einen Lohn, ſondern als ein Merkmal der Freundſchaft und der Erkenntlichkeit anſehen (*). Die Gewohnheit mit den Parteyen zu handeln und ſich nach dem Maaſſe der Gefahr, welche ſie laufen, bezahlen zu laſſen, iſt Seeräubern, aber nicht Sachwaltern, ähnlich. Solche niederträchtige Taglöhner, welche aus der Beredſam-

eleuare tanti beneficii auctoritatem? quum pleraque hoc ipſo poſſint videri vilia, quod pretium habent.

(*) QVINT. *Lib. XII. c. 7.* At ſi res familiaris amplius aliquid ad vſus neceſſarios exiget, ſecundum omnes ſapientium leges patietur ſibi gratiam referri - - - - Neque enim video, quae iuſtior acquirendi ratio, quam ex honeſtiſſimo labore, et ab iis, de quibus optime meruerint, quique, ſi nihil inuicem praeſtent, indigni fuerint defenſione. Quod quidem non iuſtum modo, ſed neceſſarium etiam eſt, quum haec ipſa opera, tempusque omne alienis negotiis datum, facultatem aliter acquirendi recidant.

(**) QVINT. *Lib. XII. c. 7.* Sed tum quoque tenendus eſt modus: ac plurimum refert et a quo accipiat et quantum et quousque - - - - Nec quisquam, qui ſufficientia ſibi (modica autem haec ſunt) poſſidebit, hunc quaeſtum ſine crimine ſordium fecerit.

(*) QVINT. *Lib. XII. c. 7.* Nihil ergo acquirere volet orator vltra quam ſatis erit; nec pauper quidem tanquam mercedem accipiet; ſed mutua beneuolentia vtetur, quum ſciat, ſe tanto plus praeſtitiſſe: quia nec venire hoc beneficium oportet nec perire.

redſamkeit ein verächtliches Gewerbe machen, und ſich nur mit einem ſchmutzigen Gewinne beſchäftigen, verbannet Quintilian von dem Gerichte und von einer ſo rühmlichen Bedienung. Er ſaget: die Regeln, die ich von dieſer Kunſt gebe, ſind nicht für denjenigen, der fähig iſt, umzurechnen, wie viel ihm ſeine Arbeit und Fleiß einbringen könne (**) Wenn ein Heid alſo denkt und redet; wie viel mehr ſoll ein Sachwalter, nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, reine, edle und uneigennützige Abſichten zu dieſer Bedienung bringen? O! möchte doch dieſer Geiſt auch unter unſern Sachwaltern herrſchen! Möchten doch auch dieſe ihre Zärtlichkeit in dieſem Stücke ſo weit treiben, anſtatt, daß ſie wegen der Bezahlung ihrer Arbeit für ſich Klagen anfiengen! Möchten ſie doch denjenigen für keinen Mitbruder erkennen, der den Lohn ſeiner Arbeit durch gerichtliche Foderungen ſuchet, und ſeiner Partey mit grauſamer Härte die Acten vorenthält, um ſie zu nöthigen, die Hülfe zu erkennen, die er ihr geleiſtet hat. Die Zärtlichkeit in Erwählung der Rechtsſachen iſt eine nicht geringere Pflicht eines Sachwalters. Sobald man zum voraus ſetzet, ein Redner ſoll ein ehrlicher Mann ſeyn: ſo iſt es klar, daß er niemals eine Sache über ſich nehmen kann, wovon er weiß, daß ſie ungerecht iſt. Er iſt den Beyſtand ſeiner Stimme nur der Gerechtigkeit und der Tugend ſchuldig. Das Laſter hat keinen Theil daran, mit was für Glanze und Anſehen es auch immer bekleidet ſeyn mag. Seine Beredſamkeit iſt ein Schutzort, aber nur für die Tugend (*). Er

Aa 4 muß

(**) QVINT. *Lib. XII. c. 7.* Paciſcendi quidem ille piraticus mos: et imponentium periculis pretia procul abominanda negotiatio, etiam mediocriter improbis aberit.
QVINT. *Lib. I. c. 20.* Neque enim nobis operis amor eſt: nec, quia ſit honeſta atque pulcherrima rerum eloquentia, petitur ipſa, ſed ad vilem vſum et ſordidum lucrum accingimur - - - Nec velim quidem lectorem dari mihi, quid ſtudia referant computaturum.

(*) QVINT. *Lib. XII. c. 7.* Non conuenit ei, quem oratorem eſſe volumus, iniuſta tueri ſcientem - - - Neque de-

muß alſo erſt das Amt eines Richters übernehmen, ehe er die Verrichtung eines Sachwalters antritt. Er muß in ſeinem Zimmer eine häusliche Gerichtsſtube halten, wo er die Gründe ſeiner Parteyen ſorgfältig und ohne Vorurtheil abwiegt und beurtheilet, und wo er ernſtlich wider ſie ſpricht, wenns nöthig iſt (**). Wenn er auch in dem Anfange die über ſich genommene Sache für gut hält; in dem Fortgange des Handels aber durch eine genauere Unterſuchung der Acten entdecket, daß ſie ungerecht iſt: ſo muß er ſeiner Partey davon Nachricht geben und ſie nicht länger mit vergeblicher Hoffnung herum führen, ſondern ihr rathen, einen Rechtshandel nicht weiter zu verfolgen, deſſen Gewinn ſo gar ihr ſehr kläglich werden würde (*). Folget dieſe ſeiner Erinnerung: ſo iſt ſie ihm den Dank für einen groſſen Dienſt ſchuldig, den er ihr geleiſtet. Verachtet ſie aber ſolche: ſo iſt ſie der Dienſte eines redlichen Sachwalters unwürdig. Die Weisheit und Beſcheidenheit in gerichtlichen Schriften iſt eine Tugend, die vornehmlich in dem Scherze nothwendig iſt. Wir haben in dieſem Stücke Regeln der Ehrbarkeit und des Wohlſtandes, die ein jeder Redner, ja ein jeder tugendhafter Mann unverbrüchlich beobachten muß. Es iſt unmenſchlich (**), Perſonen zu ver-

fendet omnes orator: idemque portum illum eloquentiae ſuae ſalutarem, non etiam piratis patefaciet, duceturque in aduocationem maxime cauſſa.

(**) QVINT. *Lib. XII. c.* 8. Sic cauſſam perſcrutatus, propoſitis ante oculos omnibus, quae proſint noceantue, perſonam deinde induat iudicis, fingatque apud ſe agi cauſſam.

(*) QVINT. *Lib. XII. c.* 7. Neque vero pudor obſtet, quominus ſuſceptam, quum melior videretur, litem, cognita inter diſceptandum iniquitate, dimittat, quum prius litigatori dixerit verum. Nam et in hoc maximum, ſi aequi iudices ſumus, beneficium eſt, vt non fallamus vana ſpe litigantem. Neque eſt dignus opera patroni, qui non vtitur conſilio.

(**) QVINT. *Lib. VI, c.* 4. Aduerſus miſeros inhumanus eſt iocus.

verſpotten, welche ihr Zuſtand ſelbſt mitleidenswürdig machet. Unſere Scherze müſſen unſchuldig ſeyn und niemand beleidigen (*). Es iſt eine Thorheit, lieber einen Freund, als eine ſcharfſinnige Rede verlieren wollen. Die Mäſſigkeit in ſcharfſinnigen Reden und die kluge Sparſamkeit, welche man darinn beobachtet, unterſcheiden in dieſem Stücke einen Redner von einem Poſſenreiſſer (**). Dieſer bringt ſie allezeit und ohne Urſache an; jener hingegen thut es nur ſelten; ſtets wegen einer zu ſeinem Rechtshandel weſentlichen Urſache, und niemals, bloß ein Gelächter zu erregen (*); welches eine ſehr eitle Freude und eine ſehr geringſchätzige Frucht des Witzes iſt. Die Gegenantworten geben zuweilen Anlaß zu einer feinen und zärtlichen Spötterey (**), die um deſto lebhafter iſt, je kürzer

(*) QVINT. *Lib. VI. c.* 4. Laedere nunquam velimus, longeque abſit propoſitum illud potius amicum, quam dictum perdidi.

(**) CIC. *II. de Orat. n.* 247. Temporis ratio et ipſius dicacitatis moderatio et temperantia, et raritas dictorum, diſtinguet oratorem a ſcurra: et quod nos cum cauſſa dicimus, non vt ridiculi videamur, ſed vt proficiamus aliquid; illi totum diem, et ſine cauſſa.

(*) CIC. *II. de Orat. n.* 247. Riſum quaeſiuit: qui eſt, mea ſententia, vel tenuiſſimus ingenii fructus.

(**) QVINTIL. *Lib. VI. c.* 4. Dicacitas poſita eſt in hac veluti iaculatione verborum, et incluſa breuiter vrbanitate. CIC. *Lib. II. de Orat. n.* 219. Ante illud facete dictum haerere debet, quam cogitari poſſe videatur.

CIC. *Lib. II. de Orat. n.* 230. Omnia probabiliora ſunt, quae laceſſiti dicimus, quam quae priores. Nam et ingenii celeritas maior eſt, quae apparet in reſpondendo: et humanitatis eſt reſponſio. Videremur enim quieturi fuiſſe, niſi eſſemus laceſſiti.

CIC. *Orat.* 89. Quaeſita, nec ex tempore ficta, ſed domo allata, plerumque ſunt frigida.

ſie iſt. Dergleichen Gegenantworten erfodern viel Gegenwart und Hurtigkeit des Geiſtes (*); ſie erfodern aber noch mehr Weisheit und Beſcheidenheit. Ein Sachwalter muß ſehr ſtark Herr über ſich ſelbſt ſeyn (**), wenn er ſelbſt in der Hitze des Aufſatzes und in dem Eifer des Streites eine ſcharfſinnige Rede unterdrücken will, die ihm Ehre bringen könnte, die aber Perſonen, welche er ſchonen muß, beleidigen würde. Das Mittel hierinnen glücklich zu ſeyn iſt, daß man eine ſo gefährliche Geſchicklichkeit nicht gar zu hoch hält, noch darinnen eine Ehre ſuchet, ſondern ſich in dem gemeinen Leben und Umgange gewöhnet, ſeine Zunge zu halten und zu mäſſigen. Wenn es einem Sachwalter nicht erlaubet iſt, harte und beleidigende Spöttereyen zu gebrauchen; wie vielmehr müſſen ihm grobe Schimpfreden unterſaget ſeyn? Dieſes unmenſchliche Vergnügen iſt einem ehrlichen Manne unanſtändig und bringt einen weiſen Richter nur auf (*). Doch oftmals giebt es Parteyen, welche ſich mehr zu rächen, als

(*) QVINT. *Lib. VI. c. 5.* Opus eſt inprimis ingenio veloci ac mobili, animo praeſenti et acri. Non enim cogitandum, ſed dicendum ſtatim eſt, et prope ſub conatu aduerſarii manus erigenda.

(**) CIC. *II. de Orat. n. 221.* Hominibus facetis et dicacibus difficillimum eſt, habere hominum rationem et temporum, et ea, quae occurrant, quum ſalſiſſime dici poſſint, tenere.

(*) QVINT. *Lib. XII. c. 9.* Turpis voluptas et inhumana, et nulli audientium bono grata: a litigatoribus quidem frequenter exigitur, qui vltionem malunt, quam defenſionem - - - Hoc quidem quis hominum liberi modo ſanguinis ſuſtineat, petulans eſſe ad alterius arbitrium? - - - Orator a viro bono in rabulam latratoremque conuertitur, compoſitus, non ad animum iudicis, ſed ad ſtomachum litigatoris.

als zu vertheidigen ſuchen, welche dergleichen ſtrafbare Beredſamkeit von einem Sachwalter fodern, und nicht mit ihm zufrieden ſind, wenn er nicht ſeine Feder in die bitterſte Galle tauchet. Allein welcher Sachwalter, der noch einige Regung der Ehre und Redlichkeit in ſich hat, wird wohl ſo blindlings dem Zorne und der Rachgier ſeiner Partey dienen, nach dieſer ihrem Gefallen gewaltthätig und hitzig werden, und durch eine niederträchtige Neigung zum Gewinne, oder durch eine übelverſtandene Begierde nach einem falſchen Ruhme, ſich zu einem unwürdigen Diener der Leidenſchaft eines andern machen? Die letzte Pflicht eines Sachwalters in Anſehung ſeiner Sitten iſt eine von einer niederträchtigen Eiferſucht entfernete weiſe Nacheiferung. Mitten unter allen dieſen Uebungen, welche ſo vermögend ſind, die Eigenliebe zu reitzen, muß unter den Sachwaltern ein Geiſt der Billigkeit und Mäſſigung herrſchen, welcher einem jeden ſein ſchuldiges Recht widerfahren läßt, und allen Neid und alle Eiferſucht daraus verbannet. Dieß wird den Ruhm des Gerichtes ſelbſt mehr, als alles, erheben. Die alten Sachwalter, welche einen Kampfplatz verlaſſen, wo ſie ſo vielmals gekrönet worden, werden daſelbſt mit Freuden neuen Verſuchen hoffnungsvoller Jünglinge und angehender Amtsbrüder entgegen ſehen, die ihrer Arbeit nachfolgen; ſie werden die Ehre einer Bedienung unterſtützen helfen, die ihnen allezeit angenehm iſt, und der ſie ſich nothwendig annehmen müſſen. Die jungen werden ſich hingegen auf ihrer Seite nicht durch den Glanz eines wachſenden Ruhmes verblenden laſſen, ſondern ſtets einen groſſen Raum zwiſchen ſich und die Alten ſetzen, und dieſe aufrichtig, als ihre Väter und Meiſter verehren (**). Das Gericht kann

(**) CIC. *Brut. n. 2. 3.* Dolebam, quod non, vt plerique putabant, aduerſarium aut obtrectatorem laudum mearum, ſed ſocium potius et conſortem glorioſi laboris amiſeram (Hortenſium) - - - Quo enim animo eius mortem ferre debui, cum quo certare erat glorioſius, quam omnino

kann alſo für junge Rechtsgelehrte eine vortreffliche Schule, nicht nur der Beredſamkeit, ſondern auch der Tugend ſeyn, wenn ſie ſich die guten Beyſpiele, die es ihnen geben wird, zu Nutze zu machen wiſſen. Sie ſind jung und unerfahren, und folglich ſollen ſie wenig urtheilen, wenig entſcheiden; aber viel hören und zu Rathe ziehen. Wieviel Verſtand und Geſchicklichlichkeit ſie auch haben mögen: ſo müſſen ſie ſich doch der Beſcheidenheit befleiſſigen. Dieſe Tugend, die der Schmuck ihres Alters iſt, erhebt ihre Verdienſte, da ſie ſolche zu bedecken ſcheint. Vornehmlich aber müſſen ſie eine niederträchtige Eiferſucht vermeiden, welcher die Ehre und der Ruhm eines andern eine Marter iſt, da ſie doch dafür das Band der Freundſchaft und Vereinigung ſeyn ſollte (*).

§. 162.

Der wichtigſte Theil der Beredſamkeit iſt derjenige, welcher den geiſtlichen Redner, den Prediger bildet. Der heilige Auguſtin unterſcheidet in der vortreflichen Abhandlung: von der Chriſtlichen Lehre, die man den Lehrern der Redekunſt zu leſen nicht genug anpreiſen kann, zwey Dinge an einem chriſtlichen Redner; nemlich was er ſaget und wie er es ſaget; die Sachen ſelbſt, und die Art, ſie abzuhandeln. Er nen=

aduerſarium non habere? quum praeſertim non modo nunquam ſit, aut illius a me curſus impeditus, aut ab illo meus, ſed contra ſemper alter ab altero adiutus et communicando et monendo et fauendo *n.* 233. Sic duodecim poſt meum conſulatum annos in maximis cauſſis, quum ego mihi illum, ſibi me ille anteferret, coniunctiſſime verſati ſumus.

(*) CIC. *Brut. n.* 156. Aequalitas veſtra, et artium ſtudiorumque quaſi finitima vicinitas, tantum abeſt ab obtrectatione inuidiae, quae ſolet lacerare pleroſque, vti ea non modo non exulcerare veſtram gratiam, ſed etiam conciliare videatur.

nennet es ſapienter dicere, eloquenter dicere. Wir ſehen alſo hier zween Gegenſtände; die Art, wie ein Prediger reden ſoll und die nöthige Wiſſenſchaft eines chriſtlichen Redners. Der heilige Auguſtin folget dem Entwurfe des Cicero und ſetzet drey Pflichten eines geiſtlichen Redners, welche im Unterrichten, Vergnügen und Rühren beſtehen (**). Ein chriſtlicher Redner ſoll ſo reden, daß er verſtändlich, gern und willig (intelligenter, libenter, obedienter) gehöret werde. Der Zuhörer muß ihn verſtehen; er muß ein Vergnügen haben, ihn zu hören; und er muß ſich dem ergeben, wovon ihn jener überreden ſoll. Die Predigt hat dieſe drey Endzwecke; daß die Wahrheit erhelle, daß die Wahrheit gefalle, daß die Wahrheit bewege (*). Unterrichten, und deswegen deutlich reden iſt alſo die erſte Pflicht eines Predigers. Zu dieſer Klarheit müſſen Ordnung, Gedanken, Ausdruck und Ausſprache beytragen. Gewiſſe Redner glauben, ſie haben viel Witz, wenn man ſolchen brauchet, ſie zu verſtehen (**). Allein dieß iſt ein Kennzeichen eines ſchlimmen Geſchmackes. Jede Rede, die eines Dollmetſchers bedarf, iſt ſchlecht. Die höchſte Vollkommenheit eines Predigers iſt, wenn ſeine Schreibart dem Gelehrten durch die Anmuth und dem Unwiſſenden durch die Deutlichkeit gefällt (*). Wer wird aber dieſe beiden Vortheile leicht ver-

(**) S. AVGVSTIN. *de doctr. chr. Lib. IV. n. 27.* Dixit quidam eloquens, et verum dixit, ita dicere debere eloquentem, vt doceat, vt delectet, vt flectat.

(*) S. AVGVSTIN. *de doctr. chr. Lib. IV. n. 61.* Vt veritas pateat, vt veritas placeat, vt veritas moueat.

(**) QVINT. *in prooem. Lib. VIII.* Tum demum ingenioſi ſcilicet, ſi ad intelligendos non opus ſit ingenio.

QVINT. *Lib. VIII. c. 2.* Otioſum ſermonem dixerim, quem auditor ſuo ingenio non intelligit.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 2.* Ita et ſermo doctis probabilis et planus imperitis erit.

vereinigen können? Da dieſes ſchwer fällt: ſo muß die erſtere Schreibart der andern aufgeopfert werden; und da man nur der Deutlichkeit wegen redet: ſo muß dieſe Art Zuhörer eher, als jene, befriediget werden (**). Dieſe Hindanſetzung des Schmuckes iſt nicht ohne Verſtand und Kunſt (*); derjenige Prediger hat Verdienſte, welcher mehr auf die Sachen, als auf die Worte Acht hat, und die Rede klärer und verſtändlicher einrichtet, ohne ſie niederträchtig und kriechend zu machen. Die Schriften des heiligen Auguſtins wurden im Anfange theils gar nicht, theils ſehr ſchwer verſtanden. Man ſtellte ihm dieſes vor und der Heilige nahm dieſen Verweis mit ſeiner gewöhnlichen Demuth an und verbeſſerte ſeine Schreibart ſowohl in ſeinen Büchern wider die Ketzer, als in den Reden, die er vor ſeinem Volke hielt (**). Sein Beyſpiel iſt denjenigen eine Regel, die unterrichten ſollen.

Die

(**) S. AVG. *de doctr. chr. Lib. IV. n.* 24. Cuius euidentiae diligens appetitus aliquando negligit verba cultiora, nec curat, quid bene ſonet, ſed quid bene indicet atque intimet, quod oſtendere intendit. Vnde ait quidam, dum de tali genere locutionis ageret, eſſe in ea quandam diligentem negligentiam. Haec tamen ſic detrahit ornatum, vt ſordes non contrahat.

S. AVG. *in Pſalm.* 138. Melius eſt reprehendant nos Grammatici, quam non intelligant populi.

(*) CICERO *Orat. n.* 77. *et* 78. Indicat non ingratam negligentiam, de re hominis magis, quam de verbis, laborantis - - - Quaedam etiam negligentia eſt diligens.

(**) S. AVGVSTIN. *de gen. contr. Manich. Lib. I. c.* 1. Me beneuolentiſſime monuerint, vt communem loquendi conſuetudinem non dereſerem, ſi errores illos tam pernicioſos ab animis etiam imperitorum expellere cogitarem. Hunc enim ſermonem vſitatum et ſimplicem etiam docti intelligunt, illum autem indocti non intelligunt.

Die Dunkelheit iſt ein Fehler, welchen ein Prediger mit der größten Sorgfalt vermeiden muß; ſeine Zuhörer dürfen ihm nicht in die Rede fallen, um eine Erklärung zu fodern; er muß alſo aus den Augen und dem Bezeigen ſeiner Zuhörer leſen, ob ſie ihn verſtanden haben, und die nemliche Sache auf verſchiedene Art wiederholen, bis er ſeinen Endzweck erreichet (*). Sclaven des Gedächtniſſes, welche ihre Reden von Wort zu Wort auswendig lernen und ſie wie eine Aufgabe herſagen, können ſich dieſes Vortheils nicht bedienen. Die Dunkelheit entſteht gemeiniglich aus der allzugroſſen Begierde, ſich kurz auszudrücken (**). Allein es iſt beſſer, daß etwas übrig iſt, als daß etwas fehlet. Die durchgehends lebhafte und kurze Schreibart eines Salluſtius oder Tertullians iſt gut für Werke, die für den Leſer gemachet ſind, welcher zurücke gehen kann; nicht aber für Reden, deren Geſchwindigkeit auch dem aufmerkſamſten Zuhörer entwiſchen kann. Auch dieſer giebt nicht immer Acht (*).

Die

(*) S. AVG. *de doctr. chr. Lib. IV. n. 25.* Vbi omnes tacent, vt audiatur vnus, et in eum intenta ora conuertunt, ibi vt requirat quisque quod non intellexerit, nec moris eſt, nec decoris; ac per hoc debet maxime tacenti ſubuenire cura dicentis. Solet autem motu ſuo ſignificare, vtrum intellexerit cognoſcendi auida multitudo: quod donec ſignificet, verſandum eſt, quod agitur multimoda varietate dicendi: quod in poteſtate non habent, qui praeparata et ad verbum memoriter retenta pronuntiant.

(**) QVINT. *Lib. IV. c. 2.* Cauenda, quae nimium corripientes omnia ſequitur, obſcuritas; ſatiusque eſt aliquid (orationi) ſupereſſe, quam deeſſe - - - Vitanda illa Salluſtiana (quanquam in ipſo virtutis locum obtinet) breuitas, et abruptum ſermonis genus, quod otioſum fortaſſe lectorem minus fallit, audientem transuolat, nec dum repetatur exſpectat.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 2.* Id ipſum in conſilio eſt habendum, non ſemper tam eſſe acrem (auditoris) intentionem, vt obſcuritatem apud ſe ipſe diſcutiat, et tene-

Die Rede muß alſo auch in die unachtſamſten Gemüther verſtändlich eindringen. Dieſe Deutlichkeit iſt beſonders einem Catecheten nothwendig, der ſich mit den Hauptgründen des Glaubens beſchäftiget. Er muß mit einer gewiſſen Einfalt anfangen und durch kurze und deutliche Erklärungen ſtufenweiſe zu den höchſten Gegenſtänden ſteigen (**). Wenn doch nur dieſe wichtige Bedienung in der Kirche unter uns mehr geehret wäre; wenn man ſich doch nur mit gröſſerer Sorgfalt zu dieſem ſchweren Amte bereitete; wenn man ſich doch nur nicht von dem Eckel überwinden lieſſe, der mit unſerm Witze und Hochmuthe kämpfet, wenn wir Kinder von den Lehrſätzen ihres Heils unterrichten ſollen, welchen Einſicht und Aufmerkſamkeit fehlet! Sind wir denn nicht in dem nemlichen Falle geweſen? Welcher Vater ſtammelt nicht halbe Worte entzückt mit ſeinem noch halb unmündigen Sohne (*)? Ruft uns nicht ſelbſt die Schrift durch Beyſpiele und Gleichniſſe zu die-

bris orationis inferat quoddam intelligentiae ſuae lumen; ſed multis eum frequenter cogitationibus auocari, niſi tam clara fuerint, quae dicemus, vt in animum eius oratio, vt ſol in oculos, etiamſi non intendatur, incurrat. Quare non vt intelligere poſſit, ſed ne omnino poſſit non intelligere curandum.

(**) QVINT. *Lib. I. c. 3.* Magiſtri hoc opus eſt, quum adhuc rudia tractabit ingenia, non ſtatim onerare infirmitatem diſcentium: ſed temperare vires ſuas, et ad intellectum audientis deſcendere. Nam vt vaſcula oris anguſti ſuperfuſam humoris copiam reſpuunt, ſenſim autem influentibus, vel etiam inſtallatis, complentur: Sic animi puerorum, quantum accipere poſſint, videndum eſt. Nam maiora intellectu velut parum aptos ad percipiendum animos non ſubibunt.

(*) S. AVGVSTIN. *de catechiſ. rudib. c.* 10. *et* 12. Num delectat, niſi amor inuitet, decurtata et mutilata verba immurmurare? Et tamen optant homines habere infantes, quibus id exhibeant; et ſuauius eſt matri, minuta manſa inſpuere paruulo filio, quam ipſam mandere ac deuorare grandiora. Non ergo recedat de pectore etiam cogitatio gallinae illius, quae languidulis pennis teneros foetus operit et ſuſurrantes pullos confracta voce aduocat: cuius blandas alas refugientes ſuperbi praeda fiunt alitibus.

dieſer Pflicht (**)? Solche Betrachtungen werden unſern aufſteigenden Verdruß erſticken (*); wir werden es uns nicht mehr ſchämen, dem Menſchen Gott zu zeigen, ihm denſelben kennen zu lehren und ihn zu dieſer Abſicht aller unſerer Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu führen (**). Die zweyte Pflicht eines Predigers iſt zu vergnügen und deswegen zierlich und ſchön zu reden. Die Zierrathen der Rede werden der Wahrheit nicht unterſaget; ſie hat vielmehr allein das Recht, ſie anzuwenden; wie viel mehr muß nicht die menſchliche Beredſamkeit dem Worte Gottes dienen (*). Dieſes iſt öfters jener benöthiget, um in die Herzen zu dringen. Es iſt eine vortreffliche, aber ſeltene Eigenſchaft, in den Worten nur die Sachen und nicht die Worte ſelbſt zu lieben und zu ſuchen (**). Die nackende und bloſſe Wahrheit rühret die Menſchen nicht leicht; ſie wollen ihre Zärtlichkeit geſchmeichelt und ihren

(**) MATTH. *XXIII*, 37.
I. COR. *IX*, 22.
I. THESS. *II*, 7.

(*) S. AVGVSTIN. *de catechiſ. rudib. cap.* 10. Si vſitata et paruulis congruentia ſaepe repetere faſtidimus - - - - ſi ad infirmitatem diſcentium piget deſcendere - - - - cogitemus, quid nobis praerogatum ſit ab illo - - - qui, quum in forma Dei eſſet, ſemetipſum exinaniuit, formam ſerui accipiens.

(**) S. AVGVSTIN. *de catechiſ. rudib. cap.* 12. Quanto ergo magis delectari nos oportet, quum ipſum Deum iam diſcere homines accedunt, propter quem diſcenda ſunt, quaecunque diſcenda ſunt?

(*) S. AVGVSTIN. *de doct. chriſt. Lib. IV. n.* 61. Nec doctor verbis ſeruiat, ſed verba doctori.

(**) S. AVGVSTIN. *de doct. chriſt. Lib. IV. n.* 26. Bonorum ingeniorum inſignis eſt indoles, in verbis verum amare, non verba - - - Quod tamen ſi fiat inſuauiter ad paucos quidem ſtudioſiſſimos ſuus peruenit fructus.

ren Geſchmack befriediget wiſſen (*). Selbſt die Kirchenväter haben deswegen geiſtlichen Rednern das Leſen der Alten und die weltliche Gelehrſamkeit erlaubet. Der heilige Auguſtin giebt uns ſogar das Recht, die darinn enthaltenen Wahrheiten, als unſer eigen Gut, wieder zu fodern und ſie aus den Händen dieſer unrechtmäſſigen Beſitzer zu reiſſen, um ſie beſſer zu gebrauchen (**). Wir haben hierinn viele Kirchenväter zu Vorgängern (*). Der heilige Hieronymus iſt eben dieſer Meinung (**). Es wäre zu wünſchen, daß die Prediger ihre Beredſamkeit aus den Quellen ſelbſt, das iſt, aus den griechiſchen und lateiniſchen Schriften geſchöpfet hätten. Von ihnen wird der geiſtliche Redner lernen, nicht bloß Vergnügen zu erwecken und Ruhm

(*) S. AVGVSTIN. *de doct. chriſt. Lib. IV. n. 26.* Sed quoniam inter ſe habent nonnullam ſimilitudinem veſcentes atque diſcentes, propter faſtidia plurimorum etiam ipſa, ſine quibus viui non poteſt, alimenta condienda ſunt.

(**) S. AVGVSTIN. *de doctr. chriſt. Lib. II. n. 60.* Sic doctrinae omnes gentilium, non ſolum ſimulata et ſuperſtitioſa figmenta - - - - quae vnusquisque noſtrum duce Chriſto de ſocietate gentilium exiens debet abominari atque deuitare: ſed etiam liberales diſciplinas vſui veritatis aptiores, et quaedam morum praecepta vtiliſſima continent - - - quae tanquam aurum et argentum debet ab eis auferre Chriſtianus ad vſum iuſtum praedicandi Euangelii. Veſtem quoque illorum - - - accipere atque habere licuerit in vſum conuertenda chriſtianum.

(*) S. AVGVSTIN. *de doctr. chriſt. Lib. II. n. 61.* Nonne aſpicimus, quanto auro et argento et veſte ſuffarcinatus exierit de Aegypto Cyprianus doctor ſuauiſſimus et martyr beatiſſimus? Vir eloquentia pollens et martyrio. S. HIER.

(**) S. HIERON. *Epiſt. ad Magn.* Quaeris, cur in opuſculis noſtris ſecularium litterarum interdum ponamus exempla, et candorem Eccleſiae ethnicorum ſordibus polluamus - - - Didicerat a vero Dauid extorquere de manibus hoſtium gladium, et Goliae ſuperbiſſimi caput proprio mucrone truncare.

Ruhm zu ſuchen, ſondern die heilige Wahrheit liebenswürdiger zu machen (*). Die Beredſamkeit des heiligen Ambroſius brachte dieſe Wirkung in des heiligen Auguſtins Gemüthe hervor, welcher noch von den Schönheiten der weltlichen Beredſamkeit bezaubert war. Die Lieblichkeit und Anmuth, mit welcher dieſer groſſe Biſchoff ſeinem Volke das Wort Gottes predigte, ſetzte ſie durch eine heilige Entzückung auſſer ſich ſelbſt (**). Der heilige Auguſtin ſuchte in deſſen Predigten Anmuth und fand ſie mit der Gründlichkeit unzertrennlich verknüpfet (*). Er öfnete Ohr und Herz nur der Schönheit des Ausdruckes; allein unbemerkt ſchlich ſich zugleich damit die Wahrheit hinein. Er gewöhnte ſich ſelbſt hernach dieſe Art der Beredſamkeit an und erhielt Beyfall, den er weder ſuchte,

 noch

(*) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. IV. n. 55.* Illud, quod agitur genere temperato, id eſt, vt eloquentia ipſa delectet, non eſt propter ſe ipſum vſurpandum, ſed vt rebus, quae vtiliter honeſteque dicuntur - - - aliquanto promptius et delectatione ipſa elocutionis accedat, vel tenacius adhaereſcat aſſenſus - - - - Ita fit, vt etiam temperati generis ornatu non iactanter, ſed prudenter vtamur, non eius fine contenti, quo tantummodo delectatur auditor: ſed hoc potius agentes, vt etiam ipſo ad bonum, quod perſuadere volumus, adiuuetur.

(**) S. AVGVST. *Confeſſ. Lib. V. c. 13.* Veni ad Ambroſium Epiſcopum - - - - cuius tunc eloquia ſtrenue miniſtrabat adipem frumenti tui - - - - et ſobriam vini ebrietatem populo tuo.

(*) S. AVGVST. *Confeſſ. Lib. V. c. 14.* Quum non ſatagerem diſcere, quae dicebat, ſed tantum, quemadmodum dicebat, audire - - - veniebant in animum ſimul cum verbis, quae diligebam, res etiam, quas negligebam: neque enim dirimere ea poteram. Et dum cor aperirem ad excipiendum, quam diſerte diceret, pariter intrabat et quam vere diceret.

noch liebte (**). Dieſer Grundſatz, daß ein chriſtlicher Redner ſeine Zuhörer zu vergnügen ſuchen kann und ſoll, muß inzwiſchen in gewiſſe Gränzen eingeſchloſſen werden und erfodert einige Erläuterungen. Zween Fehler ſind hierinn von einem Prediger zu vermeiden; der eine, daß er die Zierrathen und Annehmlichkeiten der Rede nicht zu ſehr ſuche und der andere, daß er ſie nicht zu ſehr hintanſetze. Seine Zuhörer mehr zu vergnügen, als zu unterrichten ſuchen; ſich mehr mit Worten, als mit Sachen beſchäftigen; Eigenliebe gegen ſeine Arbeit bezeigen; die Stärke der verkündigten Wahrheiten durch ein kindiſches Beſtreben nach ſchimmernden Einfällen entkräften und das Wort Gottes durch eine fehlerhafte Vermiſchung eitler und leerer Zierrathen verfälſchen und verderben, iſt eine ſehr verwerfliche Eigenſchaft eines chriſtlichen Redners (*), wider welche der heilige Ambroſius eifert (**), die Gott ſchon im alten Teſtamente beſtrafet (*) und die ſelbſt Heiden verächtlich ſcheint (**). Wie viel verwerflicher iſt nicht dieſer Misbrauch in den Reden der Religion, in welchen gewiß die wichtigſten Gegenſtände alle eitele Ruhmſucht des Redners erſticken ſollen

(**) S. AVGVSTIN. *de doctr. chriſt. Lib. IV. n. 56.* Vnde autem crebro et multum acclamatur ita dicentibus, niſi quia veritas ſic demonſtrata, ſic defenſa, ſic inuicta, delectat?

(*) S. HIERON. *Epiſt. ad Nepot.* Nolo, te declamatorem eſſe et rabulam, garrulumque ſine ratione - - - Verba voluere et celeritate dicendi apud imperitum vulgus admirationem ſui facere, indoctorum hominum eſt.

(**) S. AMBROS. *Comment.* Aufer mihi lenocinia fucumque verborum, qua ſolent eneruare ſententias.

(*) HESEK. *XXXIII,* 31.

(**) QVINT. *Lib. IV. c.* 2. In ipſa capitis aut fortunarum pericula irrupit voluptas.

len (*)? Der entgegengeſetzte Fehler iſt, wenn der Kanzelredner den Schmuck der Rede zu ſehr verachtet, alle Ehrerbietung für den Zuhörer vergißt, ſich vor ihm ohne einige Vorbereitung zeiget, und ohne Ordnung, ohne Wahl, ohne Richtigkeit redet. Dieſe ſtrafbare Nachläſſigkeit wirket einen Eckel und eine Verachtung gegen das Wort Gottes, welches ſich doch die Hochachtung der Menſchen zuziehen ſollte. Die Abſicht der Seelenhirten iſt, die Glaubigen zur Tugend zu treiben und von dem Laſter abzukehren. Die Anwendung ſchlechter Mittel läßt ſie ihres Endzweckes verfehlen, welchen nur diejenige erhalten, die überreden können. Jene, ſaget der heilige Auguſtin, reden grob, unangenehm, kalt (obtuſe, deformiter, frigide); da ſie, ſo wie dieſe, ſcharfſinnig, angenehm, heftig (acute, ornate, vehementer) reden ſollten. Sowohl das Heil der meiſten Chriſten, als der Glaube iſt an das Wort Gottes verknüpfet. Dieſes muß künſtlich und geſchickt gehandhabet werden, um ihm einen Eingang in die Gemüther zu bereiten. Der Schmuck einer Rede bringt dieſe Wirkung hervor. Der Zuhörer muß nicht allein verſtehen, was man ſaget, ſondern es auch gern hören (**). Dieſes geſchieht nur, wenn

(*) QVINT. *Lib. XI. c.* 1. An quiſquam tulerit reum in diſcrimine capitis: decurrentibus periodis, quam laetiſſimis locis ſententiiſque dicentem? - - - Quo fugerit interim dolor ille? Vbi lacrymae ſubſtiterint? Vnde ſe in medium tam ſecura obſeruatio artium miſerit? Non ab exordio vſque ad vltimam vocem continuus quidam gemitus, et idem triſtitiae vultus ſeruabitur? - - - Commoueaturne quiſquam eius fortuna, quem tumidum ac ſui iactantem, et ambitioſum inſtitorem eloquentiae in ancipiti ſorte videat? Non; imo oderit reum verba aucupantem, et anxium de fama ingenii, et cui eſſe diſerto vacet.

(**) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. IV. n.* 56. Volumus non ſolum intelligenter, verum etiam libenter audiri.

ihn die Anmuth reitzet und das Vergnügen gewinnt (*). Ein ſolcher Schmuck ſchließt die Einfalt der Rede nicht aus, allein er will keine grobe Einfalt, die Eckel und Verdruß wirket (**). Zwiſchen einer gekünſtelten, geputzten und ſchimmernden Schreibart und zwiſchen einer niederträchtigen, kriechenden und nachläſſigen iſt noch eine mittlere, und dieſe iſt die Beredſamkeit, die ſich für einen Prediger ſchicket (*). Die Glaubigen würden beſſer unterrichtet, ihr Eifer lebhafter und ihre Verſammlungen zahlreicher ſeyn, wenn die Prediger immer dieſe Pflicht erfülleten. Die römiſchen Redner hielten ſchon in ihren Streitſachen eine gewiſſe Vorbereitung für nothwendig (**) und ruften ihre ſchwachen Götter um Beyſtand an. Von der Nachläſſigkeit eines Sachwalters hieng alsdann der unglückliche Erfolg einer Streitſache ab (*); von der Saumſeligkeit eines geiſtlichen Redners iſt oft der Verluſt des Heils eines ganzen Volkes die traurige Folge.

(*) S. AVG. *de doctr. chriſt. Lib.IV. n.* 58. 56. Quis tenetur vt audiat, ſi non delectatur? - - - Quis eum (oratorem) velit audire, niſi auditorem nonnulla etiam ſuauitate detineat?

(**) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. IV. n.* 56. Nolumus faſtidiri etiam quod ſubmiſſe dicimus.

(*) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. IV. n.* 57. Illa quoque eloquentia generis temperati apud eloquentem Eccleſiaſticum nec inornata relinquitur, nec indecenter ornatur.

(**) CIC. *Lib. I. de legib. n.* 12. Ad illam cauſſarum operam nunquam niſi paratus et meditatus accedo.

(*) QVINTIL. *Lib. XII. c.* 9. Affert ad dicendum curae ſemper quantum plurimum poterit. Neque enim ſolum negligentis, ſed et mali et in ſuſcepta cauſſa perfidi ac proditoris eſt, peius agere quam poſſit.

ge. Die überhäuften Geſchäften, die das Amt eines Seelenhirten erfodert, werden ihm nicht immer viele Zeit zur Vorbereitung übrig laſſen; allein er braucht auch nicht viel dazu, wenn er Verſtand und Wiſſenſchaften beſitzet. Das Amt der Predigt iſt eine Hauptverrichtung der Apoſtel, der Biſchöffe und aller Seelenhirten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte geweſen. Wie viele groſſe Heiligen, die in den höchſten Bedienungen der Kirche geſtanden, haben nicht durch ihre weiſe und beredte Predigten für den Glauben gekämpfet, die Ketzereyen beſtritten und ſelbſt dem Chriſtenthume Ehre gebracht. Der heilige **Gregorius von Nazianz** (**), der heilige **Ambroſius** (*), der heilige Auguſtin (**) und der heilige **Chryſoſtomus** (*) haben durch Mühe und Fleiß ſich einen Schatz der geiſtlichen Beredſamkeit erworben und durch ihre Beyſpiele gelehret, daß das Heil der Seelen einer ſorgfältigen Vorbereitung des Redners würdig ſeye. Diejenigen, welche zwar voller Eifer und Liebe für das Heil ihrer untergebenen Seelen beſorgt und ſonſt zur Führung der Seelen geſchickt ſind, welchen aber die Gabe zu reden fehlet, haben herrliche und vollkommene Muſter genug vor ſich, deren Schönheiten ſie ſich durch den Gebrauch eigen machen können (**). Die

(**) S. GREGORIVS NAZIANZ. *Orat. III. XII. XVII.*

(*) S. AMBROS. *Offic. Lib. I. cap.* 22. Oratio ſit pura, ſimplex, dilucida atque manifeſta, plena grauitatis et ponderis: non affectata elegantia, ſed non intermiſſa gratia.

(**) S. AVG. *ad Pſalm.* 103. Magno labore quaeſita et inuenta ſunt, magno labore nuntiata et diſputata ſunt. Sit labor noſter fructuoſus vobis, et benedicat anima noſtra Dominum.

(*) S. CHRYSOSTOMVS: Χρὴ τὸν ἱερέα πάντα ποιεῖν ὑπὲρ τοῦ ταύτην κτήσασθαι τὴν ἰσχύν.

(**) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. VI. n* 62. Sunt quidam, qui bene pronuntiare poſſunt, quid autem pronuntient,

dritte Pflicht eines Predigers iſt diejenigen, zu denen er redet, durch die Stärke der Reden zu rühren und zu bewegen. Eine Rede verdienet ſchon Beyfall, wenn ſie nicht nur deutlich, ſondern auch anmuthig und beredt iſt; unterdeſſen iſt es weder die einfältige und mittlere, noch die geſchmückte und geputzte, ſondern nur die erhabene und feurige Art, welche die groſſen und wunderbaren Wirkungen der Beredſamkeit hervorbringt. Durch die beiden erſtern Arten unterrichtet und vergnüget der Redner; und er kann mit dieſem doppelten Erfolge zufrieden ſeyn, wenn er bloß von ſpeculativiſchen Wahrheiten handelt, die man nur glauben darf, die nur unſere Beypflichtung erfodern und die vielmehr den Verſtand, als das Herz angehen, wenn je in der Religion dieſes von jenem getrennet werden kann. So verhält es ſich aber nicht, wenn er practiſche Wahrheiten vorträgt; dieſe müſſen in Ausübung gebracht werden. Wozu dienet es, wenn der überzeugte Zuhörer nur die Beredſamkeit des Redners loben und nicht zugleich die gepredigten Lehren lieben, ergreifen und ausüben will? Wenn der Redner nicht dieſe dritte Stufe ſeines Endzweckes zu erhalten ſuchet: ſo ſchweige er. Nur des Rührens wegen mußte er auf den Unterricht und das Vergnügen denken. Hierinn ſetzet der heilige Auguſtin und ſchon vor ihm Cicero den völligen Sieg der Beredſamkeit. Eine Rede, die den Zuhörer ruhig läßt, die ihn nicht bewegt und aufbringt, die ihn nicht niederwirft, umkehret und ſeinen hartnäckigen Widerſtand überwindet, ſcheine noch ſo ſchön zu ſeyn; ſie wird nie den Namen einer wirklich beredten Rede verdienen. So lang der geiſtliche Redner dem Zuhörer nicht einen Abſcheu vor ſeinen Sünden und eine Furcht vor den Gerichten Gottes beybringt; in ihm die verführeriſche Reitzung, die ihn verblendet, nicht vertreibt; ihn nicht zwingt, die Augen zu

excogitare non poſſunt. Quod ſi ab aliis ſumant eloquenter ſapienterque conſcriptum memoriaeque commendent, atque ad populum proferant; ſi eam perſonam gerunt, non improbe faciunt,

zu öfnen; in ihm nicht einen Haß wider dasjenige, was er von Natur liebet, und eine Liebe gegen das, was er haſſet, erreget; die heftigen, eifrigen und entbrannten Leidenſchaften, die er nicht, ſondern die ihn beherrſchen, nicht aus ſeinem Herzen herausreiſſet: kurz, ihn ſich ſelbſt, ſeinen Begierden, ſeiner Freude, allem, was ſein Leben und ſeine Glückſeligkeit ſcheint, nicht entzieht und entführet: ſo lang hat der geiſtliche Redner ſeinen Endzweck noch nicht erreichet und dieſe letzte dritte Pflicht nicht erfüllet. Indeſſen lehret uns die Religion ſelbſt, daß nur die allmächtige Gnade Chriſti vermögend iſt, die Herzen alſo zu rühren, und ſo wunderbare Veränderungen in denſelben zu wirken. Es ſey ferne von uns, dieſe Wirkungen dem Erfolge des Wortes, oder der Annehmlichkeit der Rede, oder der Gründlichkeit der Beweiſe, oder der Stärke der Bewegungen zuzuſchreiben! dieß hieſſe nach der Sprache des heiligen Apoſtels Paulus (*) das Creutz Chriſti zernichten, und ihm die Ehre der Bekehrung der Welt entziehen, um ſie der menſchlichen Weisheit zuzueignen. Ein chriſtlicher Redner ſoll deswegen mehr Vertrauen auf das Gebet, als auf ſeine Gaben ſetzen; und, ehe er zu den Menſchen redet, ſich zu Gott wenden, der uns beides, was wir ſagen, und wie wir es ſagen müſſen, allein eingeben kann (**); unterdeſſen kann und ſoll er nichts deſto weniger alle Mittel und alle Hülfe anwenden, die ihm die Redekunſt an die Hand giebt; allein, ohne

 ſein

(*) I. COR. *I*, 17.

(**) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. IV. c. 15. et 16.* Noſter iſte eloquens - - - haec ſe poſſe pietate magis orationum, quam oratorum facultate, non dubitet, vt orando pro ſe, ac pro illis, quos eſt allocuturus, ſit orator, antequam dictor - - - Et quis facit, vt quod oportet, et quemadmodum oportet, dicatur a nobis, niſi *in cuius manu ſunt et nos et ſermones noſtri* ? - - -

ſein Vertrauen darauf zu ſetzen (*) und wohl überzeuget ſeyn, daß er vergebens in die Ohren reden wird, wenn Gott nicht ins Herz redet. Nun erhalten die erhabene und feurige Schreibart, die hohen und lebhaften Figuren, die ſtarken und heftigen Gemüthsbewegungen die Einwilligung und reiſſen die Herzen mit ſich fort. Der Unterricht und die Beweiſe haben den Verſtand aufgekläret und überführet (**). Die Annehmlichkeiten der Rede haben den Zuhörer gewonnen, und durch ihr ſchmeichelhaftes Vergnügen den Weg gebahnet, ins Herz zu kommen. Nun dringt der Redner hinein und hält in ihm ſeinen ſiegreichen Einzug. Dieß iſt allein der hohen und ſtarken Beredſamkeit vorbehalten.

§. 163.

Der zweyte Gegenſtand der geiſtlichen Beredſamkeit iſt die nöthige Wiſſenſchaft eines chriſtlichen Redners. Der erſte war die Schreibart, welches der heilige

(*) S. AVGVST. *de doctr. chr. Lib. IV. c.* 15. *et* 16. Sicut enim corporis medicamenta, quae hominibus ab hominibus adhibentur, nonniſi eis proſunt, quibus Deus operatur ſalutem, qui et ſine illis mederi poteſt, quum ſine ipſo illa non poſſint, et tamen adhibentur - - - ita et adiumenta doctrinae tunc proſunt animae adhibita per hominem, quum Deus operatur, vt proſint, qui potuit euangelium dare homini etiam non ab hominibus, neque per hominem.

(**) S. AVGVST. *de doctr. chr. Lib. IV. c.* 13. Oportet igitur eloquentem eccleſiaſticum, quando ſuadet aliquid, quod agendum eſt, non ſolum docere, vt inſtruat, et delectare, vt teneat, verum etiam flectere, vt vincat. Ipſe quippe iam remanet ad conſenſionem flectendus eloquentiae granditate, in quo id non egit vsque ad eius confeſſionem demonſtrata veritas adiuncta etiam ſuauitate dictionis.

lige Auguſtinus eloquenter dicere nennet; dieſen heißt eben der Heilige ſapienter dicere. Ohne dieſe Wiſſenſchaft iſt der beredteſte Prediger ein Schwätzer und ſeinen Zuhörern deſto gefährlicher, je angenehmer er ihnen wird (*). Er gewöhnet ſie an, einen leeren Ton für Wahrheiten anzunehmen, und entzieht ihnen dieſe rechte Nahrung des Verſtandes, da er ſie durch jenen falſchen Glanz verblendet. Die Heiden ſelbſt, die von dem Lichte der göttlichen Weisheit nicht erleuchteten, ſondern durch die bloſſe Vernunft geführten Heiden, haben dieſe falſche Beredſamkeit verachtet. Sollen wir ſie wohl hoch ſchätzen, wir, die wir Kinder und Diener dieſer Weisheit ſind? Wie viele Prediger fehlen hierinn, deren Vorbereitung mehr beſchäftiget iſt, ihre Rede auszuſchmücken, als ſie mit Wahrheiten anzufüllen? Das einzige Mittel, wohl zu reden, iſt wohl zu denken und dieſes ſetzet einen mit vielen Kenntniſſen ausgeſchmückten Verſtand voraus. Die Alten ſchöpften die Quelle der einem Redner nöthigen Wiſſenſchaft aus der Weltweisheit, beſonders aus der platoniſchen (**). Die chriſtlichen Redner haben weit reinere und reichere Quellen. Dieſe ſind die Schrift und die Kirchenlehrer. Welchen Reichthum finden wir nicht darinnen! Wie ſtrafbar iſt es, dieſen koſtbaren Schatz zu verachten! Der geiſtliche Redner leſe dieſe Quellen fleiſſig; ſie ſind mit gründlichen Gedanken und hohen Wahrheiten angefüllet, und werden dem ſie ſu-

chen-

(*) S. AVG. *de doctr. chriſt. Lib. IV. cap.* 5. Qui affluit inſipienti eloquentia, tanto magis cauendus eſt, quanto magis ab eo in iis, quae audire inutile eſt, delectatur auditor, et eum, quoniam diſerte dicere audit, etiam vere dicere exiſtimat.

(**) CICERO *Orat. n.* 12. Fateor, me oratorem, ſi modo ſim, aut etiam quicumque ſim, non ex rhetorum officinis, ſed ex academiae ſpatiis extitiſſe.

chenden Redner weder Gedanken noch Ausdrücke fehlen laſſen. Das Leſen der heiligen Schrift iſt das Hauptſtudium eines Predigers. Ein chriſtlicher Redner iſt mehr oder weniger im Stande, gründlich zu reden, je nachdem er mehr oder weniger dieſes göttliche Lehrbuch kennet (*). Alle Religion, alle Wiſſenſchaft ſowohl des gegenwärtigen, als zukünftigen Lebens beſteht in der Erkenntniß des einigen wahren Gottes, und Jeſu Chriſti, den er geſandt hat (**). Was kann einem Menſchen fehlen, der dieſe zweyfache Kenntniß beſitzet, und aus was für einer andern Quelle kann er ſie ſchöpfen, als aus der heiligen Schrift (*)? Was iſt ein Prediger des Evangelii anders, als ein Bote und Abgeſandter, den Gott zu den Menſchen ſchicket, um mit ihnen ſeinetwegen zu reden, ihnen ſeinen Willen zu erklären, ihnen die Bedingungen des Bundes, den er mit ihnen machen will, und des Friedens, den Er ihnen ertheilen will, vorzulegen? Von wem ſoll nun wohl ein Abgeſandter ſeine Anweiſungen anders nehmen; von wem ſoll er die Worte, die er denenjenigen ſagen ſoll, mit welchen er handelt, anders empfangen, als von dem Herrn, der ihn ſchicket (**)? Wenn können die Prediger wohl mit gröſſerm Grunde der Wahrheit ſich Bottſchafter an Chriſtus ſtatt nennen, als da, wenn ſie die Wahrheiten, die ſie verkün-

(*) S. AVGVST. *de doctr. chriſt. Lib. IV. c.* 5. Sapienter dicit homo tanto magis vel minus, quanto in ſcripturis ſanctis magis minusue profecit.

(**) IOH. *XVII*, 3.

(*) ROM. *XI*, 34. 35.
COLOSS. *II*, 2.
COLOSS. *I*, 27.
I. COR. *II*, 12. 16.
I. COR. *II*, 2.
COLOSS *IV*, 3. 4.
EPH. *III*, 8. 9.

(**) EPHES. *VI*, 19. 20.
II. COR. *V*, 18.

kündigen, aus der heiligen Schrift nehmen, und das Wort Gottes ſelbſt zum Bürgen haben, worinn eine wahrhafte Beredſamkeit herrſchet (*)? Dieſe müſſen ſie aber nicht mit den Betrachtungen über weltliche Schriften vermengen. Dieſes himmliſche Lehrbuch iſt nicht geſchrieben, den Ohren und dem Verſtande zu ſchmeicheln und ihnen einen guten Geſchmack beyzubringen. Der Endzweck, den ſich Gott vorgeſetzet, da er in ſeinen Schriften zu den Menſchen redet, iſt nicht geweſen, ihren Stolz und ihre Neugier zu unterhalten, noch Redner und Gelehrte aus ihnen zu machen, ſondern ſie zu beſſern. Seine Abſicht in dieſen heiligen Büchern iſt nicht, unſere Einbildungskraft zu vergnügen, oder uns zu lehren, wie wir anderer ihre erregen; ſondern uns zu reinigen und zu bekehren, und uns von dem Aeuſſerlichen, wohin uns unſere Sinnen leiten, zu unſerm Herzen zurück zu rufen, wo uns die Gnade erleuchtet und unterrichtet. Damit wir nun zu dieſer göttlichen Weisheit näher kommen, und ſie beſſer verſtehen könnten: ſo hat ſie ſich bis zu unſerer Sprache herunter laſſen, unſere Stimme annehmen und mit uns Kindern ſtammeln wollen. Deswegen iſt das durchgehends bemerkte Hauptkennzeichen der heiligen Schrift die Einfalt. Dieſe merken wir in den Schriften des neuen Bundes noch deutlicher. Der heilige Apoſtel Paulus entdecket uns eine ſehr hohe Urſache davon (**). Die Abſicht des Schöpfers iſt anfänglich geweſen, die Menſchen durch den Gebrauch ihrer Vernunft und durch die Betrachtung der in allen ſeinen Werken hervorleuchtenden Weisheit zu ſeiner Erkenntniß zu bringen. In dieſem erſten Entwurfe und in dieſer erſten Lehrart war alles groß und prächtig; alles war ſowohl der Majeſtät Gottes, welcher redete, als der Gröſſe des noch unſchuldsvollen Menſchen, der unterrichtet wurde, gemäß. Die Sünde hat

(*) II. COR. *V*, 20.
II. TIMOTH. *III*, 16.

(**) I. COR. *I*, 21.

hat dieſe Ordnung umgekehret und einen andern Weg nehmen laſſen. Nun herrſchet nur eine unſern ſchwachen Begriffen gemäſſe Einfalt in ſeinem Worte. Dieſer Einfalt, dieſes wahren Kennzeichens der heiligen Schrift, ungeachtet, finden wir doch in derſelben auch Hoheit, vollkommene Beſchreibungen, prächtige Figuren, erhabene Stellen, ächte Schilderungen, wohlgemalte Charaktere und rührende Zärtlichkeit an. Dieſer Glanz aber kömmt nicht von einem aufgeſuchten Ausdrucke, ſondern aus dem Innerſten der Sachen ſelbſt her, welche an ſich ſo groß und ſo erhaben ſind, daß ſie nothwendig eine prächtige Schreibart nach ſich ziehen. Es verhält ſich mit der Art, wie die göttliche Weisheit zu den Menſchen durch die Schrift geredet hat, eben ſo, als mit der Art, wie ſie durch die Menſchwerdung mit ihnen umgegangen iſt, und ihre Seligkeit gewirket hat. Sie iſt zwar wirklich durch das äuſſerliche Weſen der Kindheit, des Schweigens, der Armuth, des Widerſpruchs, der Erniedrigung, des Leidens, welches dem unſchränkten menſchlichen Verſtande widerlich vorkommen könnte, bedeckt und verdunkelt. Allein mitten unter dieſen Decken läßt ſie doch ſtets einige Stralen der Majeſtät und Gewalt hervorblicken, die ihre Gottheit klärlich verkündigen. Dieſe doppelte Eigenſchaft der Einſicht und Hoheit bricht auch in den heiligen Schriften durchgehends hervor; und wenn wir mit Aufmerkſamkeit unterſuchen, theils was dieſe Weisheit für unſere Seligkeit erlitten, theils was ſie zu unſerm Unterrichte aufſchreiben laſſen: ſo werden wir in beiden das ewige Wort erkennen, wodurch alles gemachet worden. Wenn nun dieſe Wahrheiten aus den Büchern der heiligen Schrift gezogen werden: ſo machen ſie, von einer neuen Kraft belebet, einen ſtärkern Eindruck. Sie ſind mit dem göttlichen Anſehen bekleidet, vor welchem die menſchliche Natur ſchon aus dem Begriffe der Gottheit eine tiefe Ehrerbietung im Herzen trägt. Sie werden dem Gemüthe tiefer eingeprägt, wenn ſie

der

der Redner mit Stellen der heiligen Schrift verknüpfet, deren Verſtand er zu ergründen, und deren Nachdruck er zu zeigen bedacht ſeyn muß. Eine bloſſe und kurze Anführung derſelben geht zu ſchnell vorüber, läßt keine Spuren nach ſich und verwirret ſich mit der übrigen Rede. Die Erzählung ihres ganzen Inhalts aber und die Erklärung ſolcher Stellen läßt den Zuhörer ſich leichtlich wiederum alles desjenigen erinnern, was geſaget worden iſt, um ſie ihm verſtändlich zu machen. Dieſe Erklärung aber ſoll niemals eine Unterweiſung enthalten, die nur auf menſchliche Vernunftſchlüſſe gegründet iſt, ſondern, die ihre Klarheit aus dem Lichte der heiligen Schrift ſelbſten erhält. So unterrichteten die Seelſorger ihre Gemeinen vor Alters, und die Hauptvorbereitung, die ſie zu dieſem wichtigen Amte, welches ihnen ſehr erſchrecklich vorkam, nach ihrer Meinung, bringen mußte, war die Erlernung der heiligen Schrift. Der heilige Auguſtin und alle Kirchenväter, die, wie er, das Predigamt auf ſich gehabt, haben dieſes gedacht und gethan. Der heilige Baſilius, der heilige Gregorius von Nazianz, und der heilige Chryſoſtomus haben ihren Nachfolgern dieſen Weg gezeiget. Dieſe Erlernung iſt alſo einem jeden nöthig, und kann zu vielen Dingen hinlänglich ſeyn. Viele Geiſtliche, die ſonſt nicht ſehr geſchickt, jedoch zur Unterweiſung der Kinder, und des gemeinen Volkes, oder der Bauern beſtimmet ſind, wird das bloſſe Leſen der heiligen Bücher und vornemlich des neuen Teſtaments in den Stand ſetzen, ihre Bedienung mit gutem Erfolge zu verwalten; und dieſes Leſen, wenn es mit einiger Sorgfalt geſchieht, wird dasjenige erſetzen, was ihnen von Seiten der Wiſſenſchaft und der Geſchicklichkeit zu reden abgeht (*). Um aber dem ſo hohen und wichtigen Amte eines Pre-

(*) S. AVGVST. *de doctr. chr. Lib. IV. c. 5.* Quanto ſe pauperiorem cernit in ſuis, tanto eum oportet in iſtis eſſe ditiorem: vt quod dixerit ſuis verbis, probet ex illis; et qui propriis verbis minor erat, magnorum teſtimonio quodammodo creſcat.

Predigers recht vorzuſtehen, muß man, nebſt der Erlernung der heiligen Schrift, auch noch die Kirchenlehrer fleiſſig leſen, welche die wahren Ausleger derſelben ſind, und welche Chriſtus, der einzige Lehrer der Menſchen, gewürdiget hat, in dieſer anſehnlichen Eigenſchaft ſich zuzugeſellen, indem er ſie beſonders mit ſeinem Lichte erleuchtet hat. Was für eine Materie ein Prediger auch abzuhandeln hat, ſo hat er in den Schriften der griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter ein weites Feld offen, wo er gewiß alles dasjenige finden wird, was man von ſeiner Sache gründliches ſagen kann. Er wird daſelbſt nicht allein die Grundſätze und ihre Folgen, die Wahrheiten und ihre Beweiſe, die Regeln und ihre Anwendung; ſondern auch ſehr oft die Gedanken und Ausdrücke antreffen, ſo daß auch ein an ſich ſelbſt mittelmäſſiger Redner ſich auf einmal von eines andern Gute reich ſieht, welches in gewiſſem Verſtande durch den Gebrauch ſelbſt, wozu er es anwendet, ſein eigen Gut wird. Und anſtatt, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könnte, daß er ſich mit dieſem koſtbaren Raube ſo ſchmücke: ſo würde man es ihm vielmehr ſchlechten Dank wiſſen, wenn er ſich unterſtünde, ſeine eigenen Gedanken dieſer groſſen Männer ihren vorzuziehen, als denen es durch eine beſondere Begnadigung gegeben worden iſt, nach ihrem Tode alle Länder und Zeiten zu unterrichten. Man verlanget hierbey nicht, daß die Prediger weiter nichts thun, als nur die ſchönſten Stellen aus den Kirchenvätern ziehen, und ſie auf dieſe Art ihren Zuhörern vortragen ſollen. Geſetzt aber, dieß wäre auch: ſo würden die Gemeinen dadurch eben ſo gut unterrichtet werden, und nicht zu beklagen ſeyn, daß ſie heute den heiligen Ambroſius, morgen den heiligen Auguſtinus und ein anderes mal den heiligen Chryſoſtomus zu Lehrern und Hirten gehabt haben. Was iſt denn dem Volke daran gelegen, woher dasjenige genommen iſt, was man ihm ſaget, wenn es

nur

nur vortrefflich und geſchickt iſt, zu unterrichten. Es verhindert aber einen Prediger nichts, ſeine Beredſamkeit der Beredſamkeit dieſer groſſen Männer zuzuſetzen, indem er von ihnen die Beweisgründe und Schlüſſe nimmt und ſie nach ſeiner Art einrichtet, ohne ſich zu ihrem Sclaven zu machen. Kann es einem Prediger, der ſonſt Verſtand und Geſchicklichkeit zu reden hat, wenn er ſich mitten unter dieſen unermeßlichen Schätzen befindet, wovon er alles, was ihm gefällt, nehmen darf, wohl fehlen, auf eine hohe, edle, majeſtätiſche, und zu gleicher Zeit lehrreiche und gründliche Art zu reden? Jeder, der im Leſen der Kirchenväter ein wenig geübet iſt, merket wohl, ob eine Rede aus dieſen Quellen geſchöpfet iſt, ob die Beweiſe und Grundſätze daher genommen worden; und wie beredt, wie gründlich ſie auch ſonſt ſeyn mag, ſo fehlet ihr dennoch etwas weſentliches, wenn ihr dieſer Theil fehlet. Dieſer Vortheil iſt von unſchätzbarem Werthe, und erfodert keine unendliche Arbeit und Zeit. Einige Jahre in Einſamkeit würden zu dieſem Studiren ſchon hinlänglich ſeyn, wie weitläufig es auch ſcheinen möchte; und wenn einer nur bloß des heiligen Chryſoſtomus Homilien und des heiligen Auguſtins Reden über das alte und neue Teſtament, nebſt einigen andern kleinen Schriften dieſes Kirchenvaters, inne hätte: ſo würde er darinnen alles finden, was nöthig iſt, eine gute Predigt zu machen. Dieſe beiden groſſen Meiſter würden allein genug ſeyn, ihn zu lehren, wie man das Volk unterrichten müſſe, wenn man ihm die Religion aus dem Grunde und nach gewiſſen Grundſätzen beybringen, wenn man ihm die Glaubensregeln und die Sittenlehre deutlich erklären; vornehmlich aber es Jeſum, ſeine Lehre, ſeine Thaten, ſein Leiden, ſeine Geheimniſſe recht kennen zu lehren, und alle dieſe Unterweiſungen mit dem Texte der heiligen Schrift ſelbſt verknüpfen wolle, deſſen Erklärung nach der Fähigkeit

und nach dem Geſchmacke der Gelehrten und Ungelehrten iſt, und die Wahrheiten auf eine leichtere und angenehmere Art in den Gemüthern beveſtiget. Man kann es Jünglingen, die ſich dem Dienſte des Herrn widmen, nicht genug einprägen, daß es ihnen, nach dem Beyſpiele des heiligen Auguſtins, dereinſt, wenn ſie Gott zum Dienſte der Kirchen ruft, höchſt nöthig ſeyn wird, gründlich zu ſtudiren, die Religion aus den Quellen ſelbſt zu erlernen, ſich die heilige Schrift bekannt zu machen und die heiligen Kirchenväter zu Lehrern und Wegweiſern anzunehmen, ehe ſie ſich unterfangen, andere zu unterrichten.

§. 164.

Dieß ſind ſowohl die weltlichen, als auch die geiſtlichen Theile der Beredſamkeit. Zu den erſtern gehöret noch eine Abhandlung von der Schreibart in Briefen, die für Leute von jedem Stande eine der nothwendigſten iſt. Von Ausländern zählen wir ſchon längſt eine Menge guter Muſter und ſeit einiger Zeit ſind wir auch unſerm Vaterlande den nämlichen Dank ſchuldig. Unter den Franzoſen haben wir:

Lettres provinciales de *Paſcal.* Amſt. 1734. 8. III. T.
Lettres Perſanes. Lond. 1719. 8. Amſt. 1740. 12. II. T.
Lettres Turques. Amſt. 1750. 12.
Lettres d'Oſmann. Conſtant 1755. 8.
Lettres Juives par *d'Argens.* à la Haye. 1742. 8. VI. T.
Deutſch Berlin. 1763. 8.
Lettres Chinoiſes par *d'Argens.* à la Haye. 1751. 8. V. T.
Lettres Cabaliſtiques par *d'Argens.* à la Haye. 1741. 8. IV. T.
Lettres philoſophiques et critiques par Mad. *Cochois* avec les reponſes de Mr. *d'Argens.* à la Haye. 1744. 8.
Lettres philoſophiques ſur les Phyſionomies. à la Haye. 1746. 8.
Lettres de *Muralt.*

Lett-

Lettres ſur les Anglois de *le Blanc*. Amſt. 1 49. 8. III. T.
Lettres ſur les Anglois de *Voltaire*. Francf. 1735. 8.
Deutſch Jena 1747. 8.
Lettres choiſies de *Bayle*. Rotterd. 1714. 8. III. T.
Lettres philoſophiques et galantes de *S. Mard*. v. ſes Oeuvres.
Deutſch, Gotha. 1756. 8.
Lettres de Litterature et de Morale, par *Bellegarde*, Amſt. 1729. 12.
Deutſch, Leipzig. 1762. 8.
Lettres de *Rouſſeau*, Brux. 12. IV. T.
Deutſch, Hamburg. 1750. 8.
Lettres de *Voiture*, Amſt. 1709. 12. II. T.
Lettres de *Balzac*, Leiden. 1656. 12.
Lettres du Chev. d'Her. par *Fontenelle*. Amſt. 1701. 12.
Deutſch, Hannover 1749. 8.
Lettres de Mad. de *Sevigné*, à Leide. 1738. 12. VI. T.
Lettres à Mad. de *Grignan*. Dresde. 1755. 8. II. T.
Suite des Lettres de *Sevigné*, 1757. 12.
Lettres de *Buſſy Rabutin*, Amſt. 1752. 12. VI. T. Amſt. 1738.
Lettres, Memoires et Negociations *d'Eſtrades*, à la Haye 1719. 12. VI. T.
Lettres de *Ninon de l'Enclos*. Amſt. 1756. 8.
Deutſch, Leipzig. 1755. 12.
Lettres de la Marquiſe de M. à la Haye. 1734. II. T.
Deutſch, Berlin. 1742. 8.
Lettres de *Babet* et *Bourſault*. Paris 1738. 12. Halle. 1753. 8.
Deutſch, Leipzig. 1751. 8 Leipzig. 1755. 12.
Lettres d'une Portugaiſe, à la Haye. 1742. 12.
Deutſch, 1751.
Lettres d'une Peruvienne. Amſt. 1748. 12.
Deutſch, Breslau. 1740. 8.
Lettres *d'Ariſtenete*, aux quelles on a ajouté les lettres choiſies *d'Alciphron*, traduites du Grec, à Londres 1739.

Lettres *d'Abelard* et *d'Heloïſe*, à la Haye. 1711.
Deutſch, Berlin. 1755. 8.
Lettres Beryberiennes, Berlin. 1754. 12.
Lettres hiſtoriques et galantes. Amſt. 1720. 12. VII. T. Leipz. et Amſt. 1757. VIII. T. Paris.
Lettres de *Louis XIV*. Francf. 1755. 12. II. T.
Lettres ſur les campagnes du Roi, Berlin. 1760. 8.
Lettres de Mad. *de Maintenon*, Nancy, 1753. 12. II. T.
Lettres et Memoires *de Maintenon*, â la Haye et à Leide. 1757. 12. XV. T.
Lettres de la Marquiſe *de Villars*, Amſt. 1760. 12.
Lettres de la Reine Chriſtine v. les Memoires par M. *Arkenholz*.
Lettres de *Racine*. Lauſanne. 1747. 12.
Lettres de *Flechier*. Lyon. 1750. 8. II. T.
Lettres de *le Pays*.
Deutſch, Hamburg. 1730.

§. 165.

In der Engliſchen Sprache haben wir:
Lettres by *Fitzosborne*. Lond. 1750. 8.
Deutſch, Zürch. 1753. 8.
Conjectures on Original Compoſition in a Letter to the Autor of Sir *Charles Grandiſon*. Lond. 1759.
Deutſch, Leipzig. 1762. 8.
Rowe's Friendship in Death in letters from the Dead to the Living and Letters moral and entertaining. Lond. 1750. 12.
Franzöſiſch, Amſt. 1740. 2. II. T.
Deutſch, Göttingen. 1745. 8.
Lettres by Miſs *Fanny Buttler*, Lond. 1759.
Lettres by Miſs *Catesby*, Lond. 1760.

§. 166

§. 166.

Unter den Italiänern ſind merkwürdig:

Lettere diverſe del *Maffei*.

Lettere famigliari di *Caro*, Venet. 1574. II. T. Venet. 1753. III. T.

Lettere di *Bonfadio*, Breſc. 1746. 8. II. T.

Lettere diverſi di *Gozzi*, Venet. 1754. 8. II. T. Venet. 1755.

Lettere di *Conſtantini*. 1750. VI. T.

Lettere di *Guidiccioni*.

Lettere di *Bembo*.

Lettere di *Bentivoglio*.

Lettere di *Loredano*.

Lettere di *Lupis*.

§. 167.

In der deutſchen Sprache findet man:

Alberti Briefe über den Zuſtand der Religion und der Wiſſenſchaften in Großbritannien, Hannov. 1752. 8. IV. T.

Bodmers kritiſche Briefe, Zürch. 1746. 8.

Bodmers neue kritiſche Briefe, Zürch. 1749. 8.

Briefe über die Empfindungen, Berlin. 1756. 12.

Holbergs Briefe, Koppenhagen. 1753. 8. V. Th.

Gemmingen Briefe, nebſt andern proſaiſchen und poetiſchen Ausarbeitungen, Leipzig 1754. 8.

Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland, Berlin. 1755. 8.

Gellerts Briefe nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen. Leipzig 1758. 8. Frankfurt und Leipzig. 1765. 8.

Danziger Sendſchreiben, Leipzig. 1756. 8.

Freundſchaftliche Briefe, Berlin. 1749. 8.

Briefe an Freunde, Danzig. 1756. 8.

Moraliſche Briefe zur Bildung des Herzens, Leipzig. 1760. = 1762. 8. II. Th.

Franz. par Madem. *de Hahn* à Koenigsberg. 1765. 8.

Briefe, Gotha 1754. 8. IV. Th.
Teſſins Briefe an einen Prinzen, Leipzig. 1756. 8. II. Th.
Wielands Briefe der verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde.

Es giebt auch noch einige Sammlungen von Briefen, als:

Arenhold conſpectus bibliothecae vniuerſalis - - epiſtolarum. Hanou. 1746
Richelet Recueil de lettres, II. T.

§. 168.

Es iſt nicht ſchwer, das Schöne und Schlechte in einem Briefe zu erklären, und noch weniger, es kennen zu lernen. Die Natur und die Abſicht eines Briefs nebſt einigen Grundſätzen der Beredſamkeit geben uns den Entwurf der nöthigſten Regeln an die Hand, welche die Briefe fodern. Gute Beyſpiele machen die Regeln vollſtändiger und den Geſchmack im Schreiben gewiſſer. Man muß ſie unterſuchen, warum ſie ſchön ſind und ſich bemühen, das Schöne davon recht zu empfinden. So bald wir einmal das Schöne einer Sache kennen: ſo iſt es ſehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unſere Empfindung ſagt ſie uns, und ein geſchwindes Urtheil des Verſtandes, das ſich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt ſich in unſre Empfindung, ohne daß wir es allemal wiſſen. Die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen müſſen aus der Natur und Abſicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredſamkeit aufgeſuchet werden. Der erſte und ſicherſte Begriff eines Briefs iſt, daß er die Stelle eines Geſprächs vertritt. Er iſt zwar kein ordentliches Geſpräch; es iſt alſo in einem Briefe nicht alles erlaubt, was im Umgange erlaubt iſt. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und des-

deswegen muß er ſich der Art zu denken und zu reden, die in Geſprächen herrſcht, mehr nähern, als einer ſorgfältigen und geputzten Schreibart (**). Er iſt eine freye Nachahmung des guten Geſprächs. Man kann alſo dadurch, daß man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich, wenn man ſcherzhaft, wenn man ernſthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig ſchreiben will. Allein in wie viele Fehler würden wir im Briefſchreiben verfallen, wenn wir ohne Unterſchied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unſere Schreibart würde oft ſehr unverſtändlich und ſchmuzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen ſo reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu ſprechen pflegen. Hier geht alſo der Brief von dem Geſpräche ab. Was ſeiner Natur nach, in der Art zu denken und ſich auszudrücken, unrichtig, müſſig, eckelhaft iſt, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehöret wird. Geſittete und geſchickte Leute enthalten ſich auch ſolcher Dinge ſchon im Umgange, und noch mehr wird man dieſes im Schreiben zu beobachten verbunden ſeyn. Dem ungeachtet, bleibt es dabey, daß der Briefſteller ſeine Worte aus den geſellſchaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern ſich bey den Briefen gewiſſe Umſtände. Man hat mehr Zeit, wenn man ſchreibt, als wenn man ſpricht. Man kann alſo, ohne

(**) SENECA *ad Lucil. Epiſt.* 75. Qualis ſermo meus eſſet, ſi vna ſederemus, aut ambularemus, illaboratus et facilis: tales eſſe epiſtolas meas volo, quae nihil habeant arceſſitum nec fictum.

ne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas ſorgfältiger in der Wahl ſeiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derſelben ſeyn. Was geſchrieben iſt, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß ſich daher um deſto mehr hüten, durch ſeine Briefe einen Eckel zu erwecken. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am erſten in der Rede beſchwerlich wird, und wenn man ſich ſowohl von dem Altfränkiſchen, als von dem Neumodiſchen in der Sprache gleich weit entfernet (*). Man bedienet ſich im Schreiben der Worte (**), die in der Welt üblich ſind. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſo natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben ſo von der Sache geſprochen haben, weil er ſeine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme ſo in Briefen, wie andre im Umgange ſprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geſchickt nach. Wenn ich ſchreibe: ſo thue ich nur, als wenn ich redete, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Eckelhaften treiben. Die Worte und Redensarten eines Briefs müſſen alſo im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichſten, ſie müſſen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, ſondern auch im Zuſammenhange, üblich ſeyn. Wer Briefe ſchön ſchreiben will, muß nicht ſowohl ſchrei-

(*) QVINT. *Lib. I. c. 6.* Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua.

(**) CICERO *de Orat. L. III. p. 500. edit. Elzeu.* Non ſunt alia ſermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vſum quotidianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos cum iacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus, et fingimus.

ſchreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, ſondern wie eine Perſon im Umgange ohne Zwang ſprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche ſchön redete, ohne daß die Ausdrücke ſich von den Ausdrücken andrer ſo weit entfernten, daß der Unterſchied dem Ohre gleich merklich würde. Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachahmung des Geſprächs ſich in die Briefe einſchleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Die Schreibart hängt von den Sachen ab und iſt nur in ſoweit ſchön, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vorträgt. Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſobald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird. Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit groſſen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Man muß deswegen eben nicht in ſeinen Briefen ſchläfrig denken, und allen feinen und ſchönen Gedanken den Zugang verwehren. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in ſeine Materie hineinzwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind, man muß ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer iſt; aber es muß auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, dar-

innen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, anſtatt, daß ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte Gedanken, ſpitzfündige Einfälle, denen man die Mühe anſieht, die ſie dem Verfaſſer gekoſtet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, misfallen eben ſo ſehr, als ungekünſtelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiſſe Geſichter, die gar nicht blendend ſind, die keine groſſe Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns ſanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiſſe Gedanken, die eben nicht eine groſſe Verwunderung erwecken, wenn man ſie ſieht; die aber durch eine gewiſſe unſchuldige, oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntere und nachläſſige Mine gefallen. Mit dieſen kann man ſeinen Brief wohl auspußen. Sie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit nicht, und ermüden ſie auch nicht; ſie unterhalten ſie nur. Sie entfernen ſich gleich weit von den ganz ſtarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten ſich an, oder laſſen ſich doch gerne finden. Wir müſſen daraus nicht ſchlieſſen, daß dieſes allemal die beſten Gedanken in Briefen ſind, die uns am erſten bey der Sache einfallen. Zuweilen koſtet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das ſich bey ſeiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiſte Mühe, und gefällt doch dem Leſer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefügt, daß man glaubt, er gehöre nothwendig da hinein. Man muß bey dieſer Gelegenheit bemerken, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn man alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat, wie das Waſſer, gar keinen Geſchmack. Man verſteht dadurch die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren

Wor-

Worten und Gedanken beſteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiſtreich ſeyn will, eben ſo wenig gefällt man auch ohne Geiſt. Der Leſer vergnügt ſich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verſtehen bin, ich mag ihm etwas ſo gemeines ſagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art ſage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem ſie ihm gefällt, daß ſie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewiſſe Hochachtung gegen mich ein, daß ich ſo glücklich bin, ohne Mühe ſo fein von einer Sache zu reden. Dieſes kömmt vermuthlich von unſerer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieſer Gelegenheit mengt ſich unſere Eigenliebe heimlich mit ein, und beredt uns, weil alles ſo leicht und natürlich iſt, daß wir ſelbſt eben ſo gedacht und geredet haben würden, oder daß wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Beyſpiele mit Anmerkungen lehren hier mehr, als alle Regeln. Diejenigen Spitzfindigkeiten, welche anfangs mit der Mine des Witzes ſchmeicheln, und, wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen, ſind in Briefen verwerflich (*). Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondere in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks. Man ſchreibe, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann, unverſtändliche oder verlegene Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder

(*) QVINTIL. *Lib. VIII. c. 5.* Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excuſſae riſum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur.

oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgeriſſene Sätze (**). Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht, gewiſſe Umſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfodert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen (*). Unterdeſſen iſt die Richtigkeit und Klarheit der Gedanken und die Deutlichkeit des Ausdrucks noch nicht hinreichend. Wenn das bloſſe Verſtändliche und Deutliche, in ſoweit es dem Dunkeln und Schwülſtigen entgegen geſetzet iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre

(**) CIC. *de Orat. Lib. III.* Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volumus, ſine ambiguo verbo aut ſermone, non nimis longa continuatione verborum - - non diſcerptis ſententiis, non praepoſteris temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine.

(*) QVINT. *Lib. VIII. c. 2.* Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt.

wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird wohl von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredet hat, daß die Anweſenden ſeine Meinung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann (**). Der Hauptbegriff von dem Natürlichen iſt, daß ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken müſſen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken untereinander, ſuchen. Wenn die Gedanken aus einander herzuflieſſen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner da ſteht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlußweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelbſt denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieß iſt: ſo heißt der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können. Dieß, dieß iſt das groſſe Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtändlich iſt, ſonſt müßte die matte Schreibart am meiſten gefallen.

Es

(**) CICERO *de Orat. Lib. III. p.* 463. *edit. Elzev.* Nemo extulit eum verbis, qui ita dixiſſet, vt, qui adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere potuiſſet.

Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daß er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſogar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daß ſie dem andern in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind, ob ſie gleich ihm ſelber nicht natürlich ſind. Wenn auch ſchon ein Brief der ſcharfſinnigen und groſſen Gedanken nicht ſehr fähig iſt: ſo verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieſes Lebhafte beſteht oft in der Art, den Gedanken vorzuſtellen; darinnen, daß man ihm durch die Ausſicht, in der man ihn ſehen läßt, eine gewiſſe Neuheit giebt. Wenn ich in wenig Worten viel denken kann, alsdann gefällt mir deswegen der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden; wenn ſie aus müſſigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heißt, ſolche, die die Begriffe der Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine groſſe Tugend in ſich haben. Dieſe Einfalt und Richtigkeit der Gedanken finden wir bey dem Cicero. Er hat ſein Herz ohne Kunſt reden laſſen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig, und nicht weiter, oder enger iſt, als

die Vorſtellung es erfodert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich den Originalausdruck, und ſetze an deſſen Stelle einen andern, ſogleich wird die Schönheit der Briefe verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der ciceroniſchen Briefe vortrefflich beſtimmt (*). Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſteht das Verdienſt deſſelben, wie ſchon erinnert worden iſt, in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Inhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekümmert, was ich dem andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was für einer Ordnung, und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meinung beſteht, ausfüllen und aneinander hängen werde. Es iſt alſo nunmehr von der Form eines Briefs die Rede. In was für einer Ordnung ſoll er abgefaßt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeſſene Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt oder verſchiedene Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedienet ſich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge.

(*) ROLLIN *Maniere d'enſeigner et d'étudier les belles lettres Tom. III. p. 105. edit. Amſterd. 1736.* Ses lettres (de Ciceron) peuvent nous donner une juſte idée du ſtile epiſtolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelquesunes ſont gaies et enjouées, où il badine avec eſprit: d'autres graves & ſerieuſes, où il

ge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man höret auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung (**), keiner mühſamen Einrichtung, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge

examine des queſtions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles là ne ſont pas à mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la preciſion, qui doivent regner dans des memoires et dans des relations: et l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite & inſinuante, qu'il emploie pour ſe concilier les bonnes graces de Caton - - Sa fameuſe lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'hiſtoire de ſon Conſulat, ſera toujours regardée avec raiſon comme un monument éclatant de ſon éloquence, auſſi bien que de ſa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à ſon frere Quintus, où toutes les graces et toutes les fineſſes de l'art ſont miſes en uſage.

(**) IO. LVDOV. VIVES *de conſcr. epiſt. p. m.* 54. Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo ſtulti ſenſus aut inepti, et nimis perturbatus abeſſet ordo.

LIPSIVS *Inſtitut. Epiſt. c. 6.* Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epiſtola neglectus aut nullus, vt in colloquiis incurioſum quiddam et incompoſitum amamus - - Omnino *decora eſt incuria:* et recte monuit Cicero: *epiſtolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipſe haeſitat, reuocat, turbat, miſcet: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curae praeferret.

Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nacheinander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſoviel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nemlich, wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüſſig und unangenehm iſt. Es iſt wahr, aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daß ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbet hat, der wird freylich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle die künſtlichen Methoden, nach welchen uns unſere Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind niemanden anzupreiſen (*). Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von Cleanths Anweiſung zur Beredſamkeit geſaget hat (**). Die Erfinder dieſer Künſte haben es unſtrei-

(*) ERASMVS *de rat. conſc. epiſt. p. m.* 98. Superſtitioſe faciunt, qui libertatem illam epiſtolarem certis partibus alligant, atque eiu modi ſeruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In ſimplicibus argumentis eum ſequamur ordinem, quem conſilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae.

(**) CIC. *de finib. Lib. IV. c.* 7. Scripſit artem rhetoricam Cleanthes, ſed ſic, vt, ſi quis obmuteſcere concupierit, nihil aliud legere debeat.

ſtreitig gut gemeint; aber ihre gute Meinung, jungen Leuten das Briefſchreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formular abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daß wir unſere Meinung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſequens einſpannen müſſen. Sie wollen uns auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daß wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen, wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm machet. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schlußformeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſere Gedanken nicht aus ihren Feſſeln entrinnen können. Der Gebrauch dieſer Methoden iſt unſtreitig an dem ſchlimmen Geſchmacke in Briefen hauptſächlich Urſache, der lange Zeit in Deutſchland geherrſchet hat (*). Die Briefe haben noth-

(*) So groß die Menge der deutſchen Anweiſungen zu Briefen iſt: ſo groß, ja noch viel gröſſer iſt die Anzahl der lateiniſchen, die zum Theil von groſſen Gelehrten aufgeſetzet worden, und doch nur zu beweiſen ſcheinen, daß es eine vergebene Mühe iſt, das Briefſchreiben in die Form einer Kunſt zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeſchrieben; andere über die Anweiſungen der andern Commentarien gemacht; die meiſten nur für die lateiniſche Sprache geſorgt. Ludwigs a Vives Anleitung ſcheint in Anſehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Eraſmus und Lipſius haben ſelbſt nichts aus ihren Anweiſungen gemacht. Man findet indeſſen noch allemal Spuren groſſer Männer darinn. An Philipp Horſts und Valentin Erythräi Anleitungen trift man zugleich dasjenige an, was man im Griechiſchen von den Briefen gelehret hat, nemlich in dem erſten die wenigen Anmer-

nothwendig ſteif und ängſtlich werden müſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erſticket hat. Sie haben einförmig und eckelhaft werden müſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hiezu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſoviel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehöret, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Junker ſagt uns daher, wie man einen Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man ſetze, ſagt er, erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beſchlieſſe man. So ſieht das Skelet von einem Briefe nach ſeinem Aufſatze aus. Allein die Sprache des Herzens will ſich in keine Chrie zwingen laſſen. Wenn wir hinge-

kungen, die Demetrius Phalereus in ſeiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων, *de epiſtolar. formis ſ. typis*, und περὶ τοῦ ἐπιστολικοῦ χαρακτῆρος, *de charactere epiſtolico*, die einige dem Libanius zuſchreiben, und von denen das letzte eine mühſame Eintheilung der Briefe iſt. Der kurze Brief des heiligen Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs, iſt vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweiſung. Es iſt unter ſeinen Briefen der hundert und neunte. Caſelius hat einen Commentarium darüber geſchrieben. Die franzöſiſche Anweiſung, die vor Richelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdienet geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. á Amſterdam 1750. zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Magiſter Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beyfall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn Profeſſor Erneſti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

gen nicht an die Chrie, ſondern an den Gegenſtand denken und unſere Empfindungen niederſchreiben: ſo wird der Brief lebhaft und ungezwungen werden. Sollte man wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeſſene Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrathe hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Inhalts jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt, und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebenen Briefen einen trocknen und kurzen Inhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Verfaſſer den Inhalt belebt und ausgeführet hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon

reden

reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt (**). Dieſes wird die Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Dabey kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Wüßte man einen gezwungenen Brief von eben dieſem Inhalte: ſo würde man ſie ſolchen leſen laſſen, und ſie nöthigen, uns ihr Urtheil zu ſagen. Sie würden uns das Gezwungene in der Verbindung und in den Perioden das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufſuchen und uns die Urſachen ſagen müſſen. Dieſe Arbeit ſtärkt die Einſicht, und vermehrt den guten Geſchmack oder die geſchwinde und zarte Empfindung, das, was ſchön, oder nicht ſchön iſt, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen ſchön macht, in ſeinen Verſtand ein-

(**) ERASMVS *de conſcrib. epiſt. p. m.* 52. Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum - - ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit; ſi quid additum, quod non cohaereat; ſi quid praeteritum, quod inſeri oportebat; ſi quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitioſum: ſi quod decus parum feliciter affectatum; ſi iocus ſit frigidior: ſi languidius dictum, quod acrius oportebat: ſicubi a decoro fuerit receſſum: ſi tractationis color parum prudenter ſit delectus: ſi verboſius tractatum, quod oportebat breuius: aut ſi breuius perſtrictum, quod fuſius erat tractandum. Nec ſimul tamen omnia reprehendet praeceptor, ſed alias alia.

eindrücken. Es iſt oft keine Urſache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen übeln Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnet haben. Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ſchon geſaget worden, den Hauptinhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu ſeiner gehörigen Gröſſe gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich an der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutſchen, und dieſer Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen leſen können, oder ſich mit Ueberſetzungen behelfen wollen (*). Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie ohne Aufſeher unternimmt, und nicht

(*) Gellert hat in ſeiner praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen *p. m.* 47 - 50. *not.* ein mit einer ſcharfſinnigen Kritik verſehenes Verzeichniß guter Briefe der Ausländer. Wenn es nicht zu viel Raum einnähme und alſo für die Erklärung dieſer Blätter ſelbſt aufbehalten würde: ſo hätte es auch hier ſeine Stelle gefunden, die es verdienet; da ohnehin dieſer ganze Paragraph aus dem Munde unſers unſterblichen Gellerts redet. Ich ſchäme mich nicht, ihn ausgeſchrieben zu haben; ich würde mich aber alsdann billig ſchämen, wenn mich ein eitler Stolz beredet hätte, daß ich etwas beſſers ſagen könne, als die-

nicht Einſicht genug in beide Sprachen hat. Man kann das ſchönſte Original durch eine halbgetreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechſeln wiſſen. Dazu gehört viel Geſchmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdeſſen hat das behutſame Ueberſetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals beſſer bekannt, und man bereichert ſeinen Ausdruck, weil man genöthiget iſt, die Wörter und Redensarten ſeiner Sprache in Gedanken aufzuſuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu ſchwächen, und doch auch ohne undeutlich zu reden. Cicero ſagt, daß er in ſeinen jüngern Jahren dieſen doppelten Vortheil durch das Ueberſetzen der griechiſchen Reden erlanget habe (**). Wenn man endlich ſelbſt

Dd 4 Briefe

ſer liebenswürdige Mann. Da dieſe Blätter, wie ſchon in dem Vorberichte erinnert worden, mehr zur Bildung des Geſchmacks unſerer Jünglinge, als zur Ehrenſäule für mich dienen ſollen: ſo habe ich es für ein unverantwortliches Verbrechen gehalten, den Leſer, der vielleicht Gellerts Schriften nicht beſitzt, und wohl, leider! gar nicht kennt, ohne Noth nur um eine Sylbe zu bringen. Die Urtheile werden hierinn verſchieden über mich ergehen, wie Pope ſpricht:

Tis with our Judgments as our Watches, none
Go juſt alike, yet each believes his own.

Es geht mit unſern Meinungen und Urtheilen, wie mit unſern Uhren; keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen. Unterdeſſen will ich allemal lieber ein nützlicher Copiſt geſcholten werden, als ein unfruchtbarer Autor heiſſen.

(**) CICERO *Lib. I. de Orat. p. 305. edit. [illegible]zen.* Poſtea mihi placuit eoque ſum vſus adoleſcens, vt ſummorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc aſſequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine

Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eigenen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Manchfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eigenen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale, zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen (*), der wird ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun: und eben ſo unanſtändig, bloß auf andrer Koſten zu ſchreiben, als auf andrer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte? Man vergeſſe im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daß viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie bei-

redderem, non ſolum optimis verbis vterer, et tamen vſitatis, ſed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua noſtris eſſent, dummodo eſſent idoneae.

(*) QVINT. *Lib. X. c. 2.* Eum nemo poteſt aequare, cuius veſtigiis ſibi vtique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere quam idem - - - Turpe etiam illud eſt, contentum eſſe id conſequi, quod imiteteris. Nam rurſus quid erat futurum, ſi nemo plus effeciſſet eo, quem ſequebatur?

beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen (**). Die Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Eckel erwecken. Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempſindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe von einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht, ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorſtellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung die leichteſten, feinſten und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe ſchreiben. Aus dieſem Grunde kann man ſagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere

(**) QVINT. *Lib. I. c. 8. prooem.* Plerumque optima rebus cohaerent et cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita nunquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis locis petimus et inuentis vim afferimus.

QVINT. *Lib. X. c. 3.* Si non reſupini, ſpectantesque tectum, et cogitationem murmure agitantes, expectauerimus, quid obueniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus - -, intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum acceſſerimus: Sic nobis et initia, et quae ſequuntur, natura ipſa praeſtabit. Certa ſunt enim plerumque, et, niſi conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec ruſtici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet.

Briefe ſchreiben, als die Mannsperſonen (*). Die Empfindungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der andern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken ſo lange auf; wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Brief-

(*) LA BRUYERE *Tom. I. pag.* 152. Elles (les lettres de Balzac et de Voiture) ſont vuides de ſentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, et qui doivent aux femmes leur naiſſance. Le ſexe va plus loin, que le notre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent ſous leur plume des tours et des expreſſions, qui ſouvent en nous ne ſont l'effet que d'un long travail et d'une pénible recherche. elles ſont heureuſes, dans le choix des termes, qu'elles placent ſi juſte, que tout connus qu'ils ſont, ils ont le charme de la nouveauté et ſemblent être faits ſeulement pour l'uſage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un ſeul mot tout un ſentiment, et de tendre délicatement une penſée, qui eſt délicate. Elles ont un enchaînement de diſcours inimitable, qui ſe ſuit naturellement, et qui n'eſt lié que par le ſens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oſerois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles ſeroient peut-être ce que nous avons dans notre langue de mieux écrit.

Briefſchreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammengehören, ſo zu ſtellen weiß, daß eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geſchickt ordnen können. Es iſt hier nicht die Rede von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber eben ſo wenig von vielwiſſenden Frauenzimmern, von ſolchen, vor welchen Juvenal die Männer warnt (**). Man kann deswegen bis zur Rechtſchreibung, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben. Obgleich alle Briefe natürlich ſeyn ſollen: ſo müſſen es doch die am meiſten ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Wenn man alſo dem andern ſeine Traurigkeit, ſein Mitleiden, ſeine Freude, ſeine Liebe in einem hohen Maaſſe zu erkennen geben, oder in ihm ſelbſt die Empfindung erwecken will: ſo laſſe man ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man wiſſe von keiner Kunſt, von keiner Ordnung in ſeinem Briefe. Der Beweis dieſer Regel liegt in den Affecten ſelber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich iſt, dem verſtattet ſeine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodiſche Ordnung zu denken. Er beſchäftiget ſich mit nichts, als mit ſeinem Gegenſtande. Von dieſem iſt er voll, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungene Abdrücke ſeiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, ſtark

(**) IVVENAL. *Sat. 6.*
Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum ſermone rotato
Torqueat enthymema, nec hiſtorias ſciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichs unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille und Ruhe des Geiſtes erfodert, wenn wir unſere Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegenſätze und andre witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affect aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und deswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegener Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affecte ſchön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Widerholung des vorigen mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüſſig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack verhindern. Allein, wird man ſagen, wenn man nun ſelbſt nicht gerührt iſt, wie ſoll man denn da ſchreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeigungen müſſen wir nicht mit kaltem Blute aufſetzen? Unſer Herz nöthiget uns nicht dazu, ſondern die Mode, der Wohl-

ſtand,

ſtand, der bloſſe Name eines Freundes, eines Clienten. Man ſtellt ſich, als ob man etwas wäre, das man nicht iſt. Gut! wer eigennützig genug iſt, ſich zu verſtellen, oder wer dazu gezwungen iſt, der behält doch allemal in ſeinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorſtellen will. Er wird ſich doch erinnern können, wie er ſelbſt, oder andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affecte zu reden pflegen. Dieſe Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht ſein kaltes und verſtelltes Herz entdecken ſoll; allein er muß ſie nicht übertreiben. Er muß allen Vergröſſerungen und Künſteleyen entſagen, damit ſein Affect nicht ſtudirt oder komiſch werde. Er erinnere ſich folgender Erzählung:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er ſeinen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
Nicht weiß, wie ich ihn tröſten ſoll,
Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen.

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich ſeyn.

Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrübte

oder

oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens-Geburts- und Neujahrstage gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sclaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebene Complimenten. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünſchen, das Bezeigen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann von einem ſo unfruchtbaren Inhalte etwas anſtändiges ſagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an die man ſchreibt; wer kann ſich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andere Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloſſes Compliment läßt ſich ſeiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluß-Formeln nehmen, iſt pedantiſch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht herſagen, ſondern meinen Gönnern nach den Noten abſingen wollte. Wenn nicht das beſondere Verhältniß, das zwiſchen mir und dem Gönner iſt, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung ſolcher Complimente hergiebt; kurz, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, und gewiſſer zufälliger Umſtände, uns nicht bey ſolchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: ſo werden ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, groſſe Herren wären glücklich,

wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an ſeinem Geburtsfeſte, überhäuft von den ſchriftlichen Complimenten ſeiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: Vix ex gratulando miſer iam eminebam. Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn ſie auch, unſre Ehrfurcht zu bezeigen, geſchrieben werden: ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angſt dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Unterdeſſen glaube ich doch, daß man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daß man ſie durch eine Wendung verlängert, als daß man den Wunſch auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läßt; daß man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Kanzleyſprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch ſeine curiöſen Hof- und Staatsſchreiben, und durch ſeinen Vorrath wohlſtyliſirter neuer Briefe hat einladen wollen. Auſſer der Armuth des Inhalts, in den Complimentbriefen, macht auch der Reſpekt, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe ſchwer und ſteif. Man ſoll mit groſſen Herren nicht frey reden; und was iſt alsdann möglicher, als daß man ängſtlich ſpricht? Man ſoll demüthig und ehrerbietig ſprechen; und wie leicht kann dieſe Sprache kriechend und ſklaviſch werden? Man ſoll mit groſſer Behutſamkeit reden, und aus groſſer Behutſamkeit wird man oft koſtbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels ſchränken die natürliche Art zu denken, ſo ſehr ein, daß man dieſe oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unſerer langen und groſſen Ehrenwörter thun in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Geſätzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abſtracta ge-

gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedeln in das Hochedle, und ſo weiter, verwandelt. Man ſoll nach dem Befehle der Briefſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muß nothwendig Eckel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man wenigſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſaget werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und z. E. nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ſondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und ſo viele andere Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken. Die Bittſchriften und Dankſagungsbriefe an groſſe Herren ſind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Inhalt, dazu ſich immer verſchiedene Umſtände, verſchiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Beſtreben ſeines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten ſelbſt, die er uns ſchon erwieſen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unſerm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, ſind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß ſie uns zu übertriebenen Gedanken

bringen werden, als daß ſie uns gar keine eingeben ſollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an groſſe Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht ſchläfrig ſprechen ſoll: ſo muß man ſich doch auch nicht dem Balzaciſchen oder Voituriſchen Geſchmacke überlaſſen, und, weder ohne auszuruhen, noch auch, was der gröſte Fehler dieſer Männer iſt, immer auf einen Schlag ſinnreich ſeyn. Muntre Köpfe ſind dieſem Unglücke am leichteſten unterworfen. Es hat dieſen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, ſie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn ſtets anbringen, es koſte, was es wolle. Alles, was ſie betreten, ſoll eine Roſe werden. Sie verſchwenden ihre Hyperbolen in den Lobſprüchen, ihre Gegenſätze in dem Scharfſinnigen. Sie werden alſo, zur Unzeit und gezwungen, ſinnreich in ihren Briefen. Endlich ſind ſie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das beſte, ermüdet, wenn es immer eben daſſelbe bleibt. Voiture iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens ſind einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen (*) angenehm zu leſen. Boileau hat

(*) Der Herr von Voltaire ſetzt die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meint, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Bourſault und le Pays. (S. ſeinen Temple du Goût). Wir wollen uns des Voiture nicht annehmen, aber daß Herr Voltaire den Buſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes. Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwerlich, das beſtändige Wehklagen über ſein Unglück iſt ein Fehler; aber deswegen hört ſeine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu ſeyn. Pitavall beſchwert ſich über dieſen Ausſpruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une auſſi grande injuſtice, qu'on la lui feroit, ſi on ne l'y plaçoit même, je ne crois pas que nous ayons rien dans le ſtile epiſtolaire, qui ſurpaſſe le ſtile fin et aiſé du Comte de Buſſy. S. *Cauſes Celebres Tom. VI. p. 317.*

hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt (**), und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Inhalt aus bloſſen Erzählungen beſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlichſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daß heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat: ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heißt eine Sache nur erwähnen, aber nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein, wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie auf einander gefolget ſind. Man muß die geringen bald auſſen laſſen, bald etliche in einen zuſammen ziehen, das heißt, ſein Gedächtniß, ſeine Augen und Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art zu erzählen iſt ſchon ein groſſes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine groſſe Zierde, ich meine, das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daß man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge davon zu ſeyn, das heißt

(**) S. den vierten Theil ſeiner Werke a. d. 93. S. Amſt. Ausg.

heißt lebhaft erzählen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſere Beleſenheit hergeben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht zu häufig, kurz, ſo thun, daß alles, ſo ſehr es entbehret werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt, bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poeſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erkläret werden können, die ſowohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſowohl als in der der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie **Pope** (*) ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann; ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. **Livius** iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn **Rollins** Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen, nach-

(*) POPE *Eſſay on Criticiſm. v.* 142.
Some beauties - - no Precepts can declare,
For there's a happineſs as well as care,
Muſick reſembles Poetry; en each
Are nameleſs, graces, which methods teach
And which a Maſter-hand alone can reach.

nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig, oder kurz, traurig oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen. Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen haben wir die Erlaubniß ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge, die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, bald im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſowohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſowohl von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſowohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir ein gut Gedicht leſen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt: ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank,

daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Praleren, wenn wir ſehen, daß er nicht ſowohl für ſeinen Ruhm, als für die Sache und für unſer Vergnügen beſorgt geweſen iſt. Eben dieſes findet auch bey den ſinnreichen Briefen ſtatt, in ſoweit dieſe ſinnreiche Art zu denken nicht vielen, ſondern nur wenigen eigen iſt. Man tadelt die Fontenelliſchen und andere dieſen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unſern Briefen nicht ſinnreich zu reden pflegen; ſondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht ſelten gezwungen und froſtig iſt; wenigſtens ſollte man ſie nur aus dieſem Grunde tadeln. Wenn endlich ſolche Briefe auch ihrer Natur nach gut ſind, ſo iſt es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von ſcharfſinnigen Schreiben den Leſer bald müde macht. Je länger unſer Geiſt von einem angenehmen Eindrucke angeſtrenget wird, deſto geſchwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruſſe. Die ſinnreiche Schreibart greift unſern Geiſt empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem ſie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet ſie in der Länge. Wie aber ſolche Briefe einzeln geſchrieben werden; ſo ſollte man ſie auch nach der Wirkung, die ſie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was ſie verurſachen, wenn man ſie hintereinander lieſt. Allein auch einzeln genommen, können ſie ermüden, wenn ſie lang, und immer aus einem Tone ſinnreich ſind; ſo wie überhaupt eine abgemeſſene, geſchmückte und lebhafte Schreibart, ohne Abwechſelung, ohne Manchfaltigkeit, wenn ſie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt iſt, den-

noch, weder in der Poeſie, noch in der Proſa lange vergnügen kann (**). Man ſollte alſo die ſinnreichen Briefe nur kurz machen; und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt, ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muß einen Anſpruch auf dieſe Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis an dem Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt: ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen muntrer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von die-

(**) CIC. *de Orat. Lib. III. p.* 477. *edit. Elzeu.* Vel ex poëtis, vel ex oratoribus poſſumus iudicare, concinnam, diſtinctam, ornatam, feſtiuam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis claris ſit coloribus picta vel poëſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna.

dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geſchrieben hat. Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundſchaft und Liebe insbeſondere eigen iſt. Sie kömmt mehr aus dem Innerſten des Herzens, als aus dem Ueberfluſſe des Witzes her. Sie iſt nicht ſowohl ſinnreich, als naif. Man ſagt ſeine wahre Meinung mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlſtand zu vergeſſen ſcheint, und die doch gefällt, weil ſie aus einem freudigen und immer zufriedenen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernſte, und redet doch ſelten ernſthaft von der Liebe. Alles iſt Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entſpringt. Ihr Charakter iſt Freude und Vergnügen, ſo wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet ſich nach dieſem Charakter. Sie ſagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichſten Sachen. Sie nimmt ſich kleine Freyheiten heraus, welche Mannsperſonen unverſchämt laſſen würden; allein ihr ſtehen ſie wohl. Ihre Briefe ſind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten beſtehen, nicht wohl zu überſetzen. Man muß auch mehr, als einen leſen, wenn man ihre Schreibart ſchmecken will. Von ſolchen aufgeweckten Briefen trift man verſchiedene gute in den griechiſchen Briefen des Alciphrons und Ariſtänets an; denn alle kann man ſie von einem gewiſſen ſophiſtiſchen Witze wohl nicht frey ſprechen. Wer dieſe oft ſehr freyen Galanterien im Griechiſchen nicht leſen kann, der muß mit einer nicht ganz getreuen Ueberſetzung *) zufrieden ſeyn, die man

(*) Ariſtänets Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande. Wer die meiſten griechiſchen Briefe, Briefe von fünf oder ſechs und dreyſſig verſchiedenen Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt beyſammen ſehen will, der findet ſie in einer Sammlung in zween Bänden in 4. die Aldus Manutius 1499. zuerſt heraus gegeben.

im Franzöſiſchen davon hat. Des Alciphrons Briefe ſind nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird. Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Wenn man dergleichen deutſche Schriften lieſt, ſollte man nicht glauben, daß die Ausländer ehedem nicht unrecht gethan haben, wenn ſie den deutſchen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in Zeiten des ſchlimmſten Geſchmacks, ſo viel auſſerordentlich elende und ſo wenig ſchöne Werke der Wohlredenheit und Poeſie angetroffen, als vielleicht in der Unſrigen? Und wenn werden wir den Schimpf der ſchlechten Schriften durch den Werth ſo vieler guten auslöſchen können? Solche ſchlechte Exempel dienen gar nicht um darüber zu ſpotten, denn dazu gehört ſehr wenig; ſondern um die Jugend zu erſchrecken, und ihr ſichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unſinn man verfallen, und wie ſehr man ſein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geſchmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder anſetzt. Man würde ſeiner ſelbſt ſpotten, wenn man dergleichen Beyſpiele ernſthaft beurtheilen wollte. Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die Freundſchaftlichen Briefe in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendſchreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehen

wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen (**) und vielen andern? Sind wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eigenen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Umſtänden, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eigenen Sprache; und ich weiß nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſicherer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener

(**) In ſeinen galanten Briefen werden vielleicht die Leſer nicht alle dasjenige finden, was ſie von einem ſo groſſen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer ſeiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! Ich rede von dem Verfaſſer der Clariſſa. So verſchieden die Charaktere ſeiner Perſonen ſind, ſo läßt er doch jede, von der Clariſſa an bis auf die Arabella herab, ſo ſchreiben, wie dieſe Perſonen geſchrieben haben würden, wenn ſie wirklich exiſtiret hätten, und dieſes Meiſterſtück des Witzes verdient unter den Briefen eine eben ſo vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungenen oder ungezwungenen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine groſſe Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen, und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich in kurzem die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eigenen Vergnügens wegen Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine empfinden, ſchämen ſich doch, den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack. Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfodern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Künſte oft lieber fruchtloß, als daß ſie ſich mit der beſchäftigen ſollten, in welcher

ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthiget, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, andern eine gute oder ſchlechte Meinung von unſrer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigene Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler (*) mit ſeiner Kritik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Aeltere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo groſſe Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrig-

(*) CICERO *Lib. XVI. epiſt.* 17. - - Sed heus tu, qui κανόνα eſſe meorum ſcriptorum ſoles, vnde illud tam ἄκυρον, *valetudine fideliter inſeruiendo?* vnde in iſtum locum *fideliter venit?* cui verbo domicilium eſt proprium in officio - -

niedrigſten Perſonen, ſeines eigenen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer üblen Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäſſige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

§. 169.

Nun führen wir den Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften durch die blühenden Auen der Dichtkunſt. Wenn gleich die Beredſamkeit eine ältere Schweſter der ſchönen Wiſſenſchaften iſt, als die Dichtkunſt: ſo iſt doch die jüngſte früher geliebt worden, und hat zum wenigſten auf den Ruhm einen ältern Anſpruch. Man frage hierum alle Völker: ſo wird man ſehen, daß ich Recht habe. Man kann ſie für die Beſchäftigung der Engel in müſſigen Stunden halten, wenn anders Engel müſſige Stunden haben. Es hat uns auch in dieſem Fache nicht an guten Muſtern gefehlet.

§. 170.

Wer ein Poet werden will, dem iſt die Poetik des Ariſtoteles unentbehrlich, wenn ſie gleich nicht das erſte Buch iſt, das er leſen muß. Alle haben aus dieſer Quelle geſchöpfet. Wir haben eine gute und mit ganz nützlichen Anmerkungen begleitete Ueberſetzung derſelben vom Herrn Curtius in Hannover. Horaz iſt bey den Dichtern, was

bey

bey den Malern die Zeichnungsbücher ſind, ihre Logik. Man wirft ihm den Mangel der Ordnung vor; allein, wenn er ein Syſtem hätte ſchreiben wollen, ſo hätte er die Proſe wählen müſſen. Wer der Sprache nicht mächtig genug iſt, kann ſich des Herrn *Batteux* Cours des belles lettres und ſeiner Ueberſetzung bedienen; man wird zugleich ſehen, wo Herr Batteux zu ſorgloß geweſen iſt. Vida, ein Italiäner aus Cremona, lebte im ſechszehenten Jahrhunderte. Wir haben die vier Bücher ſeiner Poetik. Horaz ſchreibt mehr für Künſtler und dieſer mehr für Lehrlinge. Vida redet beynahe den Ton der Epopee, oder die Sprache Virgils; jener aber mehr die Kunſt der Tragödien. Das dritte Buch dieſer Poetik iſt das ſchätzbarſte. Uebrigens iſt hier nicht die Stelle der alten römiſchen Dichter, welche bereits in dem obigen Verzeichniſſe der klaſſiſchen Autoren ſtehen. Unter den neuern lateiniſchen Dichtern haben wir:

Scaliger Poetices libri VII. 1617. 8.
Trapp praelectiones poëticae. Lond. 1722. 8.
Baumgarten Aeſthetica. Frf. 1750. 1759. 8. II. Tom.
Longinus de ſublimi. Oxon. 1710. 8.
Deutſch, Dresden. 1742. 8.
Crinitus de poëtis latinis. Lugd. 1585. 12.
Desbillons fabularum Aeſopiarum libri decem. Paris. 1759. 8.
Le Brun Virgilius Chriſtianus. Dilling. 1696. 8.
Vidae Chriſtias. Lugd. 1636. 8.
Sannazarii Opera cura *Brockhuſii*. Amſt. 1728. 8.
Vb. Carrarae Columbus. Rom. 1715. 8.
Buchanani poemata. Trai. 1668. 8.
Rapini Opera poëtica. Paris. 1723. III. Tom.
Commirii carmina et opera poſthuma. Paris. 1704. 8.
Vanierii praedium ruſticum, poëmata. Amſt. 1731. 12.
Sarbieuii Opera poëtica. Wratisl. 1753. 12.
Santolii Opera poëtica. Paris. 1719. 12. III. Tom.
Polignac Anti-Lucretius. Lipſ. 1748. 8.

§. 171.

§. 171.

Unter den Franzoſen finden wir:

La Poëtique *d'Ariſtote* par *Dacier*. Amſt. 1733. 12.

Batteux Cours des belles lettres. Paris. 1747. 8. IV. Tom. Liegè. 1754. 12.

Batteux les beaux arts reduits à un même principe. 1755. 12. III. Tom.

Deutſch, von Schlegeln. Leipzig. 1751. 1759. 8. von Bertram, Gotha. 1760. 8. Beides von Rammlern, Leipzig. 1756 1763. 12. IV. Th.

Rapin comparaiſon d'Homere et de Virgile.

Du-Bos reflexions ſur la poëſie et la peinture. Paris. 1746. 12. III. Tom.

Deutſch, Koppenh. 1759. 8. II. Th.

Bouhours Maniere de bien penſer dans les ouvrages d'eſprit. Amſt. 1711. 12.

Deutſch, Altenb. 174 . 8.

Le Fevre Vie des poëtes Grecs. Amſt. 1700. 8.

Titon du Tillet Parnaſſe François. Paris. 1732. fol. avec fig.

Fables de *la Fontaine*. Paris. 1729. III. Tom.

Contes de *la Fontaine*. Amſt. 1732. 8. (**).

Con-

(**) La Fontaine behauptet bey den Franzoſen den Ruhm ihres beſten Fabeldichters. Er iſt in ſeinen Hauptſchönheiten unnachahmlich. Man wirft ihm nur eine kleine Nachläſſigkeit und Ungleichheit der Schreibart vor. Seine Contes oder Erzählungen ſind gut, nur nicht auf der moraliſchen Seite; da iſt es die Wolluſt mit einem Schleyer überzogen. Der Charakter ſeiner Religion ſcheint nicht weit her zu ſeyn. Boileau glaubt mit Unrecht, daß er nicht unter die Fabeldichter gehöre, weil er den Stoff zu zu ſeinen Fabeln meiſtens aus Aeſop und Boccaz genommen. Der Commandant von Soiſſons hatte den Befehl gegeben, ſeine Familie von allen Abgaben auszuſchlieſſen und ſeine Nachfolger haben es auch gethan. Seine Oeuvres poſthumes ſind ſchlecht.

Contes de *Vergier*. Paris. 1727. 8. II. Tom. Rouen. 1743. III. Tom. (*).
Fables de *la Motte*. Amſt. 1727. 8.
Fables de *Richer*. Paris. 1729. 8.
Fables de *Ganeau*. Paris. 1762. 8.
Oeuvres de *Fontenelle*. à la Haye. 1727. 12. V. Tom.
 Deutſch, von Gottſcheden. Leipzig. 1760. 8.
Poëſies de Mad. *des Houlieres*. Brux. 1738. 8.
Poëſies de *Racan*.
Poëſies de *Bernis*.
Poëſies de *Segrais*.
Poëmes de *Villiers*. Amſt. & à la Haye. 1717. 12.
(*de Bar*) Epitres diverſes &c. Lond. 1750. 8. II. Tom. Franct. 1755. III. Tom.
 Deutſch, Berlin. 1756. 12.
(*de Bar*) Conſolations dans l'Infortune. Hamb. 1759. 8.
La vraye Philoſophie, ou l'art d'être heureux, par Mr. *Dorat*. à Paris. 1760. 12.
Oeuvres de *Racine* le fils. Amſterd. 1750. 8. VI. Tom.
Eſſay lyrique ſur la Religion. Frf. 1753. 4.
Poëſies diverſes du Philoſophe de Sans-Souci. Edition magnifique ornée de Vignettes par le celebre *Schmid*. Berlin. 1761. 4.
Oeuvres de *Boileau*. Amſt. 1715. 8. IV. Tom. Dresde. 1746. 8. IV. Tom.
Oeuvres de *Rouſſeau*. Amſt. 1743. 12. V. Tom.
Oeuvres de *la Motte*. Paris. 1754. 12. IX. Tom.
Oeuvres de *Bernis*. Gött. et Leide. 1756. 12.
Oeuvres de *Regnier*. à la Haye. 1716. 8. II. Tom.
Oeuvres de *Greſſet*. Amſt. 1755. 12. II. Tom.

Oeu-

(*) Vergier hat la Fontainen erreicht, wie Campiſtron Racinen. Er ſchreibt natürlich, aber doch weitſchweifig; Er iſt ein ſchwacher Nachahmer, wie Grecourt ein ſchmutziger; und kein poetiſcher Erzähler. Er wurde 1720. von einer Diebsbande umgebracht.

Oeuvres de *Chaulieu* & *la Fare.* Amſt. 1733. 8. Paris. 1758. 12.

Oeuvres de *Pavillon.* Amſt. & à la Haye. 1715. 12. Amſt. 1755. II. Tom. avec fig.

Oeuvres de *Lainez.* 1757. 12.

Poëſies de *Cerceau*, ou Recueil de Poëſies diverſes. 3me. Ed. Paris. 1726. 8.

Theatre de *Corneille.* Amſt. 1740. 1754. 8. XI. Tom.

- - - - de *P.* & *Th. Corneille.* Amſt. 1723. 12. X. Tom.

- - - - de *Racine.* Amſt. 1754. 8. III. Tom.

- - - - de *Moliere.* à la Haye. 12. IV. Tom.

Deutſch, Hamb. 1752. 8. IV. Th.

- - - - de *Destouches.* à la Haye. 1742. 8. IV. Tom. nouv. Ed. 12. X. Tom.

Deutſch, Göttingen. 1756. 8. IV. Th.

- - - - de *S. Foix.* Paris. 1748. 8. II. Tom. Berlin. 1762. 8. IV. Tom.

Deutſch, Leipzig. 1750. 8.

- - - - de *la Chauſſée.* Amſt. 1753. 8.

- - - - de *Regnard.*

- - - - de *Cahuſac.*

- - - - de *le Grand.*

- - - - de *Campiſtron.* Amſt. 1698. 12.

- - - - de *Marivaux.* Amſt. 1754. 12.

Deutſch, Braunſchw. 1750. 8. II. Th.

- - - de *Greſſet*, v. ſes Oeuvres.

- - - - de *Fontenelle*, v. ſes Oeuvres.

Deutſch, Hamb. 1756. 8.

- - - - de *Voltaire*, v. ſes Oeuvres.

- - - - de *Crebillon.* Paris. 1743. 8. II. Tom.

Grisler, ou l'ambition punie. 1762. 8.

Aubignac Pratique du Theatre.

Deutſch, Hamb. 1737. 8.

Riccoboni Reflexions ſur les differens Théatres de l'Europe. Paris. 1738. 8.

- - - - Hiſtoire du Théatre Italien. Paris. 1731. 8. II. Tom.

Le Comedien par Mr. *Remond de S. Albine.* Paris. 1747. 8.
Oeuvres de Theatre de *Colardeau.*
Le Siege de Calais.
Le fils naturel, par M. *Diderot.* Amſt. 1757. 8.
Le Pere de famille, par M. *Diderot.*
Brumoy Theatre des Grecs, Amſt. 1732. 12. VI. Tom.
Traité du Poëme Epique, par le P. *le Boſſu*, à la Haye. 1714. 8.
La Henriade, par *Voltaire.* Lond. 1728. 4.
La Colombiade, ou la foi portée au nouveau monde, Poëme par Mad. *du Boccage.* Paris. 1758.
Dulard Grandeur de Dieu dans les merveilles de la Nature Poëme Epique. Paris. 1752. 12.
Oeuvres dramatiques de *Quinault.*

§. 172.

Unter den deutſchen Dichtern bemerken wir:
Ariſtoteles Dichtkunſt von Curtius. Hannover. 1754. 8.
Gottſcheds kritiſche Dichtkunſt. Leipzig. 1751. 8.
Breitingers kritiſche Dichtkunſt. Zürich. 1740. 8. II. Th.
Meiers Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften. Halle. 1749. 8. III. Th.
- - - - Auszug aus den Anfangsgründen. Halle. 1757. 8.
Breitingers Abhandlung von Gleichniſſen. Zürich. 1740. 8.
Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie. Zürich. 1740. 8.
- - - - kritiſche Betrachtung über die poetiſchen Gemälde der Dichter. Zürich. 1740. 8.
Opitz Gedichte. Amſt. 1646. 8. IV. Th. Zürich. 1745. 8. Frankf. 1746. 8. IV. Th.
Flemmings Gedichte. Naumburg. 1685. 8.
Rachels Gedichte. Berlin. 1743. 8. Hamb. 1742. 8.
Canitz - - - - Berlin. 1734. 8.

Beſſers - - - - Leipzig. 1732. 8.
Günthers - - - - Breslau. 1751. 8.
Pietſch - - - - Königsberg. 1740. 8.
Brockes - - - - Hamb. 1739. = 1748. 8. IX. Th.
Auszug aus Brockes Gedichten. Hamb. 1763. 8.
Werlhofs Gedichte. Hannover. 1749. 8.
Drollingers - - - - Frankf. 1745. 8.
Gellerts Fabeln und Erzählungen. Leipzig. 1746. 8.
II. Th. 1759. III. Th.
Hagedorns - - - - Hamburg. 1738. 8.
Lichtwehrs - - - - Leipzig. 1762. 8.
Leſſings Fabeln. Berlin. 1759. 8.
Roſts Schäfererzählungen. Leipzig. 8. (**)
Gellerts Schäferſpiele.
Idyllen. Zürich. 1757. 8.
Hallers Gedichte. Bern. 1743. 8. Göttingen. 1758. 8.
Hagedorns moraliſche Gedichte. Hamb. 1753. 8.
- - - - ſämmtliche Werke. Hamb. 1759.
Uz Verſuch über die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn. Leipz.
1760. 8.
Hagedorns Oden und Lieder. Hamb. 1747. 8.
Langens Horaziſche Oden. Halle. 1747. 8.
Damon und Thyrſis. Halle. 1749. 8.
Uz Lyriſche und andere Gedichte. Leipz. 1756. 8.
Gleims Oden und Lieder. Berlin. 1745. = 1749. 8.
- - - - Fabeln und Romanzen. Berlin. 1756. 8.
Romanzen mit Melodien, und einem Schreiben an
den Verfaſſer derſelben. Hamb. 1762. 8.
Leſſings Oden und Lieder. S. ſeine Schriften. Berlin.
12.
(von Gerſtenberg) Tändeleyen. Leipz. 1762. 12.

Kleiſts

(**) Dieſen Schäfergedichten des Herrn Roſts in Berlin iſt ihre poetiſche Schönheit nicht abzuſprechen, wenn ſie nur nicht auf Koſten der Unſchuld und Tugend geſchrieben wären; einige ausgenommen. Unſre Reue reißt dergleichen zu freye Gedichte der Nachwelt nicht mehr aus den Händen.

Kleiſts Oden. Berlin 1756. 12.
Hubers Oden, Lieder und Erzählungen. Frf. 1751. 12.
von Creuz Oden und Erzählungen. Frf. 1751. 8.
Zachariä Oden S. ſeine Werke, Braunſchw. 1754.
Duſch Oden. S. ſeine Werke. Jena. 1754.
Cramers Ueberſetzung der Pſalmen. Leipz. 1756. 8.
Gellerts geiſtliche Lieder. Leipzig. 1757. 8.
Klopſtocks geiſtliche Lieder. Koppenh. 1759. 12.
Schmids Lieder auf die Geburt des Erlöſers. Luneb. 1761. 8.
Ramlers geiſtliche Cantaten. Berlin. 1760. 8.
Freyh. von Logau Sinngedichte. Leipzig. 1759. 12.
Käſtners vermiſchte Schriften, Altenb. 1755. 8.
Wernikens poetiſche Verſuche und Ueberſchriften. Zürich. 1750. 8.
Lieder und Sinngedichte. Dresden. 1760. 8.
Schlegels theatraliſche Werke. Koppenh. 1747. 8.
- - - - Beyträge zum Theater. Koppenh. 1748. 8. Beide zuſammen in der neuen Edition ſeiner ſämmtlichen Schriften. Koppenh. 1760. 8. II. Th.
Beytrag zum deutſchen Theater. Leipzig. 1762. 8.
Gellerts Luſtſpiele. Leipz. 1747. 8.
Leſſings theatraliſche Stücke. Berlin. 1755. 12.
Holbergs Luſtſpiele. Koppenh. 1746 - 1750. 8. IV. Th.
Gottſcheds Schaubühne. Leipz. 1749. VI. Th.
Freyh. von Cronegks Schriften. Leipzig. 1763. 8. II. Th.
Pfeffels der Schatz.
- - - - der Einſiedler.
- - - - Philemon und Baucis.
Die übermüthige Schöne, ein Luſtſpiel, Straßburg. 1762.
Beyträge zur Aufnahme des Theaters. Stuttg. 1750. IV. St.
Leſſings theatraliſche Bibliothek. Berlin. 1754. 8. IV. St.
Der Tod Adams, von Klopſtock. Koppenh. 1757. 8.

Der Meſſias. Halle. 1757. 8. Koppenh. 1755. 4.
Der Noah. Zürich. 1752. 4.
Bodmers Columbus. Zürich. 1756. 4.
Zachariä epiſche und andere Gedichte, Braunſchw. 1754. 8.
Duſch vermiſchte Werke der Dichtkunſt. Jena. 1754. 8.
- - - - das Topee. Gött. 1753. 8.
- - - - der Schoshund. Alt. 1755. 8.
Der Frühling. Zürich. 1750. 4.
Zachariä Tageszeiten. Roſt. 1756. 8.
- - - - Stufen des weiblichen Alters. Roſt. 1757. 8.
- - - - Mürner in der Hölle. Roſt. 8.
- - - - Lagoſiade. 8.
Wielands Natur der Dinge. Halle. 1751. 8.
- - - - Erzählungen. Heilbronn. 1752. 8.
- - - - Hymnen. Zürich. 1754. 4.
- - - - Briefe der Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde. Zürich. 1753. 4.

Seine proſaiſchen Schriften ſind zu Zürich 1758. zuſammen gedruckt.

Der Tod Abels, von Gesner. Zürich. 1758. 8.
Franz. à Paris. 1760. 8.
(Schmidts) poetiſche Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte, Altona. 1759. 8.
Verſuch in Gedichten. Leipzig. 1755. 8.
Elegien und Briefe. Straßburg. 1760.
Neue Beyträge zur deutſchen Maculatur. Frankf. 1766. 8.

§. 173.

Unter den Engliſchen Dichtern haben ſich hervorgethan:

Pope Eſſay on Criticiſm. Lond. 1743. 4.
Cruſius Lives of the Poets Romains. Lond. 1733. 8. II. Tom.

The

The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by *Cibber*. Lond. 1753. 12. V. Tom.
Select Fables by *Denis*. Lond. 1754. 8.
Aeſop's Fables &c. by *Richardſon*. Lond. 1756. 8.
Deutſch, Leipzig. 1758. 8.
Select Fables by *Gay*. Lond. 1733. 8.
Poems by *Spencer*. Lond. 1715. 8. VI. Tom.
Poems by *Pope*.
Pope's Works. Lond. 1736. 8. IV. T. 1715. IX. Tom. by Warburbon. Berlin. 1762.
Poems by *Edm. Waller*. Lond. 1712. 12.
- - - - *Dryden*. Lond. 1716. 8. VI. Tom.
- - - - *Buckingham*. Lond. 1753. 8. II. Tom.
- - - - *Thomſon*. Lond. 1730. 8.
- - - - *Congreve*. Lond. 1719. 8. II. Tom.
- - - - *Addiſon*. Lond. 1720. 4.
Nigth thougths upon Dead and Immortality, by *Young*. Lond. 1756. 8.
Ueberſetzt von Ebert, und auch von Kaiſer.
The Day of Judgment, by Dr. *Glynn*. Lond. 1759. 8.
- - - - *Ogilvie*. Lond. 1760. 8.
Deutſch, Leipzig. 1760. 8.
The Pleaſures of Imagination a Poem by Dr. *Akenſide*. Lond. 1754. 8.
Deutſch, Greifsw. 1755. 8.
Youngs Love of the Fame, the univerſal paſſion. Lond. 1755. 8.
Deutſch, Frankf. 1756. 8.
Theater by *Shakeſpear*. Edinb. 1753. 12. VIII. Tom. Berlin. 1762. 8.
- - - - by *Addiſon*. Lond. 1720. 4.
- - - - by *Prior*. Lond. 1717. 8.
- - s - by *Thomſon*. Lond. 1730. 8.
Deutſch, Leipzig. 1756. 8.
- - - - by *Young*.
Deutſch, Hamb. 1756. 8.
- - - - by *Ottwey*.
- - - - by *Rowe*.

Theater by *Fletcher*.

Milton's Paradiſe loſt (by Th. Newton.) Lond. 1750. 4. II. Tom.

Deutſch, Zürich. 1749. 8. Alt. 1762. 8. II. Th. vom Hrn. Prof. Zachariä.

Franz. Paris. 1755. 8.

Glovers Leonidas. Lond. 1737. 4.

Deutſch, (Samml. vermiſchter Schriften. I. St.)

Buttlers Hudibras a Poem written in the time of the civil wars, adorned with cuts. Lond. 1757. 8. III. Tom.

Deutſch, Zürich. 8.

Pope's Rape of the Lock. Lond. 1726. 8. (*)

Deutſch, Leipzig. 1744. 8.

Poems by *Gray*. Lond. 1753.

The Fleece, a Poem, in four Books by *John Dyer*. Lond. 1762. 8.

§. 174.

Unter den Italiäniſchen Dichtern verdienen unſere Aufmerkſamkeit:

Creſcimbeni Storia della volgar Poeſia. 1731. 4. II. Tom.

Poeſies de *Petrarque*. Ven. 1727. 4. (**)

II

(*) Popens ſämmtliche Werke werden in dem mit Geſchmack und vieler Beleſenheit geſchriebenen kritiſchen Verſuche: Eſſay on the Writings and Genius of Pope. Lond. 1756. 8. beurtheilt. Einen brauchbaren Auszug davon findet man in der Biblioth. der ſch. Wiſſ. IV. B. S. 500. u. f. S. 627. u. f.

(**) Petrarch iſt ein guter Dichter des vierzehenten Jahrhunderts, der auch gute lateiniſche Gedichte geſchrieben. Der Charakter ſeiner Schäfergedichte iſt nicht ſehr ſchätzbar. Er war 1304. gebohren und ſtarb 1374. Die Italiäner haben wenig gute Schäfergedichte; ſie lieben zu ſehr Klagen und Bitten und bedienen ſich vieler Wortſpiele; ſo ſind z. E. die von Bonarelli, Guarini, Marino.

Il Theatro di *Triſſino.*
- - - - d'*Arioſto.*
- - - - da *Bibiena.*
- - - - di *Maffei.*
- - - di *Goldoni.*
Taſſo Geruſalemme liberata. Padov. 1742. 8.
Deutſch, Leipz. 1744. 8.
Engliſch, by *Hooke.* Lond. 1738. 4.
Franz. par Mr. *Mirabaud.* Paris. 1736. 8. II. Tom.
Triſſini Italia liberata.
Rolando furioſo di *Arioſto.* Venet. 1596. 8. Paris. 1758. fol.
Opera dramatica di *Metaſtaſio.* Rom. 1751. 8.

§. 175.

Den Menſchen nach ihrer Fähigkeit den Grund der Möglichkeit oder Wirklichkeit aller Dinge zu weiſen, iſt die Beſchäftigung der Weltweiſen. Eine jede Wiſſenſchaft ſuchet als ein Theil dieſer Weisheit das Wahre, in ſofern es von den Menſchen gründlich erkennet werden kann; und ſie haben alle zum Endzwecke, durch die Erleuchtung des Verſtandes unſer Herz zu reinigen, und durch eine gründliche Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Dinge unſern Willen zum Guten zu lenken und unſere Wohlfahrt und Glückſeligkeit dadurch zu befördern. Allein ſind wir nicht meiſtens zu ſolchen abgezogenen Unterſuchungen des reinen Verſtandes nicht aufgelegt, und dieſer feinen Luſt, welche die tiefe Einſicht der Wahrheit mit ſich führet, unfähig? werden wir nicht allein von den Sinnen geleitet und ſehnen wir uns nicht vielmehr nach einer empfindlichen Luſt, die wir ohne mühſames Beſtreben erlangen können? Die von den Weltweiſen durch tiefes Nachſinnen und viele Bemühungen erkannten Wahrheiten haben für unſere grobe Sinnen keinen Reitz; ſie müſſen ſich den Eingang in unſer Herz

erſt durch eine unſchuldige Liſt, durch einen heilſamen Betrug bereiten. Nicht nur die mechaniſchen Künſte, ſondern hauptſächlich die edlern, und unter dieſen die Beredſamkeit und Dichtkunſt ſind dazu erfunden worden, uns Weisheit und Tugend angenehm und dadurch unter uns allgemein zu machen. Man beobachtete unſere Neigung für alles, was fremd, ſeltſam und ungemein iſt, unſere Begierde zum Nachahmen unſer Vergnügen über das glücklich Nachgeahmte, unſere Liebe zur Empfindung und unſern Eckel wider die ſtille Fühlloſigkeit. Dieſe wahrgenommenen Merkmale öfneten einen neuen Eingang in das menſchliche Herz. Die unter ſinnlichen Bildern und Gleichniſſen verhüllten Wahrheiten, und die Vorſtellung derſelben durch ähnliche Beyſpiele, durch die Fabel und Dichtung wirkten ein empfindliches Ergötzen und drungen alſo auf die im groben Körper noch eingeſenkte Seele, eher, als die dogmatiſche und ſchlieſſende Lehrart. Die von den Sinnen abgekehrte tiefe Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten iſt nur ein Werk eines von ſeiner Hütte befreyeten Geiſtes. Die erdichteten Bildniſſe erleichterten die Erkenntniß der Wahrheit und machten die Macht derſelben empfindlicher, als hundert Beweiſe aus der Vernunftlehre. In Popens Munde wurden Leibnitzens Lehrſätze beliebt. Selbſt dem göttlichen Heilande hat dieſer Weg gedienet, der Schwachheit der menſchlichen Natur die ſeligſten Geheimniſſe begreifflich zu machen. In den klügſten Weltaltern hat man deswegen die äuſſerſte Mühe angewendet, die Dichtkunſt ſowohl durch kritiſche Unterſuchungen, als durch geſchickte Exempel und Proben zu reinigen und zu einer gewiſſen Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Plato verwies zwar alle Dichter aus ſeinem Entwurfe eines vollkommenen Staates, weil er den Misbrauch befürchtete, er wußte aber nichts deſtoweniger einen Homer mit Eifer zu rühmen.

men. Die Malerey und die Dichtkunſt ſind zwo mit einander ſehr verwandte Künſte (*). Beide, der Maler und der Poet, haben einerley Vorhaben, nemlich dem Menſchen abweſende Dinge als gegenwärtig vorzuſtellen, und ihm dieſelben gleichſam zu fühlen und zu empfinden zu geben. Beide arbeiten über einerley Materie; die Werke der Natur und der Kunſt ſind ihre Urbilder, die ſie durch eine geſchickte Nachahmung auf eine fühlbare Weiſe auszudrücken ſuchen. Beide ſtimmen in dem Endzwecke überein, ſie wollen uns durch die Aehnlichkeit ergötzen. Endlich haben beide eine Lehrmeiſterinn, die Natur, in deren Schule ſie arbeiten. Doch haben die Schildereyen der Malerkunſt einen viel geſchwindern Eindruck auf das Gemüth; ſie rühren und greifen daſſelbe mit gröſſerm Nachdrucke an, als die Schildereyen der Poeſie, welche ihren Eingang in das Gemüth durch das Ohr finden (**). Hingegen malet der Poet nicht für das Aug allein, ſondern auch für die übrigen Sinnen, und er kann auch das Unſichtbare ſichtbar machen; er giebt dem Menſchen nicht nur die vollkommenſte Bildung, ſon-

(*) S. Opitz an Kunſtmaler Strobel Frankf. Ausg. II. Th. S. 396. 397. und des jüngern Dujon, eines berühmten Franzoſen, Abhandlung von der Malerkunſt der Alten im erſten Kap. des vierten B.

(**) HORAT.

Segnius irritant animum demiſſa per aurem;
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus.

Dieſes hat der tiefſinnige Dubos in dem vierzigſten Abſchnitte des erſten Theils der kritiſchen Betrachtungen weitläuftig dargethan, womit auch übereinkömmt, was Richardſon in ſeinem Aufſatze von der Wiſſenſchaft eines Kenners der Malerey zum Vortheile der Malerkunſt über die Poeſie angeführet hat, wo er dieſe beſondere Anmerkung hinzuſetzet, daß die Macht der Malereyen auf das menſchliche Gemüth auch allgemein ſey, und von allen Nationen in der Welt, was für eine Sprache ſie auch reden, verſtanden werde.

ſondern auch die Rede; die Thiere bekommen von ihm die unterſchiedlichen Handlungen, derer ſie fähig ſind; den Vögeln ſchenket er die ſüſſe Melodie des Geſanges; in ſeinen Gemälden iſt alles voll Leben und wahrer Bewegung; ſeine Perſonen und Sachen ändern ihren Stand und ihre Stellung in einem Augenblicke, ſo bald es ihm beliebet, und er giebt ſie uns ganz und von allen Seiten zu ſehen. Ein jeder guter Schriftſteller iſt in gewiſſem Verſtande ein Maler, weil er alle die Begriffe und Bilder, die er in ſeinem Kopfe, als ſo viele Gemälde der Dinge geſammelt, und nach einer gewiſſen Abſicht zuſammen geordnet hat, durch die Worte in die Phantaſie ſeiner Leſer gleichſam abſchildert, und ihrer Betrachtung vorleget; und in dieſem weitläuftigen Verſtande könnte die ganze Kunſt der Wohlredenheit, inſoferne ſie die Schriftſteller unterrichtet, mit was für Vortheil ſie ihre Gedanken in die Phantaſie anderer Leute auftragen ſollen, als eine Malerkunſt betrachtet werden. Allein wenn unſere Anmerkungen von der poetiſchen Malerkunſt reden: ſo geben ſie dieſer Benennung eine eingeſchränktere Bedeutung, und verſtehen darunter diejenige höchſte Kraft der Wohlredenheit, die eben ſo lebhafte, Herz und Sinnen rührende Bilder in die Phantaſie der Menſchen einpräget, als diejenigen ſind, ſo die Kunſt des Malers dem ſinnlichen Auge, und dadurch dem Gemüthe vorleget, die auch öfters unſere Sinnen mit ſolcher Kraft rühren, und entzücken, daß wir meinen, wir ſehen die Sachen ſelbſt gegenwärtig vor uns. Dieſes lebhafte und herzbewegende Schildern iſt das eigenthümliche Werk der Dichtkunſt. Hierinn beſteht der Unterſchied zwiſchen der hiſtoriſchen und der poetiſchen Erzählung und Beſchreibung. Die Geſchichte ſuchet, als eine Zeuginn, von der Wahrheit zu unterrichten; die Poeſie aber ſuchet uns, als eine kunſtvolle Zauberinn, auf eine ſinnliche und eine unſchuldig ergö-

ergötzende Weiſe zu täuſchen. Doch hat auch der Redner, der die Phantaſie des Richters oder des Volkes ſich zum Vortheile einnehmen will, nicht nur die Erlaubniß, ſondern ſteht oft in der Pflicht, die poetiſche Malerkunſt zu Hülfe zu nehmen und die Sachen lebhaft und mit Nachdrucke vor Augen zu legen (*). Homer war in dieſer poetiſchen Malerkunſt ein vortrefflicher und unvergleichlicher Meiſter (**). Dieſe poetiſchen Schildereyen ſind von derjenigen Art der eigentlich ſo genannten Beſchreibungen ganz unterſchieden, welche die Natur der Sachen nach ihren weſentlichen Eigenſchaften und bekannteſten Umſtänden erklären, und mehr beſorget ſind, den Verſtand zu unterrichten, als die Phantaſie durch eine geſchickte Wahl und ſinnliche Vorſtellung der Umſtände, durch welche ſich die Sachen den äuſſerlichen Sinnen am lebhafteſten eindrücken, mit Ergötzen zu rühren. Da die vornehmſte Abſicht dieſer Art Beſchreibungen iſt, den Verſtand zu erleuchten: ſo muß der philoſophiſche Verfaſſer derſelben alle Umſtände und Merkmale einer Sache, dadurch dieſelbe von andern unterſchieden wird, ſorgfältig aufleſen und zuſammen ſuchen; indem ein jeder Umſtand dem Begriffe einen neuen Zuſatz von Lichte mittheilet; hingegen muß der poetiſche Maler, der durch ſeine Gemälde die Phan-

(*) QVINTIL. *Lib. VIII.* Magna virtus eſt, res de quibus loquimur, clare atque ita vt cerni videantur, enuntiare: non enim ſatis efficit, neque, vt debet, plene dominatur oratio, ſi vſque ad aures volet, atque ea ſibi auditor narrari credit, non exprimi atque oculis mentis oſtendi.

(**) CICERO *Tuſc. quaeſt. Lib. V.* Traditum eſt etiam Homerum coecum fuiſſe: at eius picturam, non poeſin videmus. Quae regio? quae ora? qui locus Graeciae? quae ſpecies formae? quae pugna? quae acies? quod remigium? qui motus hominum? qui ferarum non ita expictus eſt, vt quae ipſe non viderit, nobis vt videamus effecerit?

Phantaſie einnehmen, und das Gemüth in eine angenehme Bewegung ſetzen will, nur die kleinſten und abſonderlichſten Umſtände ausleſen, und mit einander verbinden, durch welche ein Ding von allen andern nur dem äuſſerlichen Scheine nach unterſchieden iſt, und die ſeine Abſicht, das Gemüth auf eine gewiſſe Weiſe zu rühren, am meiſten befördern helfen; was aber weſentliche Eigenſchaften einer Sache ſind und was dieſe mit andern von ihrer Art gemein hat, muß er mit eben ſo vieler Sorgfalt hinauswerfen, als der Verfaſſer der andern ſie zuſammen leſen muß. Der poetiſche Maler ſchließt alſo auch diejenigen Beſchreibungen aus, die ehmals der Jugend vor ihre erſten Uebungen vorgeſchrieben wurden, und die auch in der That die Anfangsgründe der Beredſamkeit ſind (*). Dergleichen Elementalbeſchreibungen ſind von der Kraft und dem Werthe der poetiſchen Gemälde überaus weit entfernet; nichts deſtoweniger aber ſind es Uebungen, die jungen Leuten, ihres vortrefflichen Nutzens wegen, ſehr anzubefehlen ſind; die Aufmerkſamkeit wird dadurch erhöhet, die Phantaſie geſchärfet, und die Einbildung unvermerkt mit reichen Bildern angefüllet. Durch dergleichen Verſuche machet man ſich auch die Grade, die Vermiſchung und Verbindung der poetiſchen Farben bekannt, und bereitet ſich zu dieſer vortrefflichen Malerkunſt. Es wäre deswegen kein geringer Vortheil, wenn die Gewohnheit, der Jugend dergleichen Uebungen vorzuſchreiben in den Schulen eingeführet würde. Man hätte an einem glücklichen Fortgange nicht zu zweifeln, wenn man damit

(*) PERS. *Sat.*

Ecce modo heroos ſenſus adferre docemus
Nugari ſolitos graece: nec ponere lucum
Artifices; nec rus ſaturum laudare, vbi corbes,
Et focus, et porci, et fumoſa Palilia foeno:
Vnde Remus, ſulcoque terens dentalia Quinti,
Quem trepida ante boues Dictatorem induit vxor,
Et tua aratra domum lictor tulit. Euge Poëta!

mit der Ordnung, ſo die Natur ſelbſt in ihren Werken beobachtet, folgen, und allemal den Anfang von dem Leichteſten und Einfältigſten machen wollte. Man müßte von dem Einfachen zu dem Zuſammengeſetzten, von den todten Stücken zu den beweglichen und herzrührenden, aus dem Reiche der Materie in das Reich der Geiſter fortgehen. Wem bekannt iſt, was für eine Lehrart die Kunſtmaler in der Unterweiſung ihrer Untergebenen brauchen, der wird für ſich ſelbſt ſehen, daß es eben dieſelbe iſt, welche hier dem Poeten anbefohlen wird.

§. 176.

In Anſehung des Alterthums hat die Poeſie einen Vorzug vor vielen andern Theilen der Gelehrſamkeit. Die Geſänge waren die älteſte Gattung der Gedichte und die älteſten Poeten waren Liederdichter. Die damalige Poeſie der Alten beſtund in der ohngefähr getroffenen Gleichheit der Zeilen. Mit der Zeit fieng man an die Syllben in poetiſchen Zeilen genauer abzuzählen, damit ſie ſich deſto beſſer zu den Melodien ſchicken möchten. Die Griechen ſcheinen die erſten geweſen zu ſeyn, die dieſe Sorgfalt anwendeten (**). Die nordlichen Völker, Thracier, Gothen, Celten und Gallier liebten zwar auch das Singen; ſie hatten aber kein ſo zärtliches Gehör; und verfielen alſo auch auf dieſes künſtliche Syllbenmaaß der Griechen und Römer nicht. An deſſen ſtatt geriethen ſie auf den Gleichlaut der letzten Syllben in zwoen Zeilen ihrer Lieder, und fanden ein beſonderes Vergnügen an einem übereinſtimmenden Klange, den ſie den Reim nenneten. Bey der einreiſſenden Barbarey und dem Verfalle des guten Geſchmackes verliebten ſich auch die Gelehrten ſo ſehr ins Reimen, daß ſie ſich ſogar in der lateiniſchen Sprache nicht ſatt reimen konnten.

(**) S. Iſ. Voſſius in ſeinem Tractate de poëmatum cantu et viribus rhythmi.

ten. Wie nun die Griechen in ihrem Syllbenmaaſſe die Lateiner zu Nachfolgern bekommen haben: ſo haben auch die alten Deutſchen ganz Europa reimen gelehret. Italien, Spanien und Gallien nahmen die Art derjenigen Völker an, die ſich durch die Gewalt der Waffen ihrer bemächtigten (*). Die Dänen, Schweden, Holländer und Engelländer ſind ſelbſt von deutſchem Geſchlechte und haben alſo die Kunſt von ihren eigenen Vorfahren gefaſſet. Ja auch die Polen, eine Abkunft der alten Sarmater, fanden Vergnügen in der reimenden Poeſie. Nichts iſt dabey mehr zu bewundern, als daß die Italiäner, Spanier und Franzoſen, die doch Abkömmlinge der Lateiner ſind, nicht das regelmäſſige Syllbenmaaß ihrer Vorfahren beybehalten; ſondern ſelbiges entweder gar mit der deutſchen Reimkunſt vertauſchet, oder doch damit verbunden haben. Die Franzoſen haben ſichs noch niemals in den Sinn kommen laſſen, daß ihre Sprache lange und kurze Syllben habe (**); ſo leicht man ihnen ſolches durch die Ausſprache ſelbſt zeigen kann. Da nun alle dieſe Nationen, und die Pohlen noch dazu, bey dieſer unvollkommenen Art Verſe zu

(*) ROLLIN *Maniere d'enſeigner & d'étudier les belles lettres. Tom. I. p. 324.* Nos langues modernes, par où j'entends les langues Françoiſe, Italienne & Eſpagnole, viennent certainement du débris de la langue Latine par le mélange de la langue Tudesque, ou Germanique. La plûpart des mots viennent de la langue Latine: mais la conſtruction & les verbes auxiliaires, qui font d'un très grand uſage, nous viennent de la langue Germanique. Et c'eſt peut-être de cette langue-là, que nous ſont venuës les rimes, & l'uſage de meſurer les vers, non par des pies composés de ſyllabes longues & breves, comme les faiſoient les Grecs & les Romains, mais par le nombre des ſyllabes.

(**) DE BEAUMARCHAIS *Amuſemens littéraires T. II. p.* 18. Tous, tant que nous ſommes aujourd'hui, de peuples vivans en Europe; nous manquons dans nos langues, de cette mul-

zu machen geblieben ſind: ſo haben die Deutſchen ſie gewiß weit übertroffen. Unſre Poeten haben es durch die Zärtlichkeit ihres Gehörs bald gemerket, daß die regelmäſſige Abwechſelung langer und kurzer Syllben, dadurch die griechiſche und römiſche Poeſie ſo vollkommen geworden, auch in unſrer Mutterſprache ſtatt haben könne; und daher hat man ſchon vor Opizens Zeiten allerley Gattungen des Syllbenmaaſſes gebrauchet. Wären nun ihre Nachfolger in der Poeſie auch den Spuren dieſer groſſen Vorgänger gefolget: ſo würden wir lang vor Opitzen taugliche Verſe im Deutſchen bekommen haben, welchem hernach alle deutſche Poeten gefolget ſind. Die Poeſie der Alten wurde allmählich in vielerley Gattungen eingetheilet. Lieder zum Lobe der Götter, auf Helden, ſatyriſche, verliebte und Trinklieder, Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Schäfergedichte

titude, & de ce mélange de ſyllabes longues & breves, dont l'arrangement reglé par l'art, mettoit tant d'harmonie, dans les vers de l'ancienne Grece & de Rome; & il ne nous reſte pour y ſuppléer, que d'aſſembler une certaine quantité de ſyllabes, & de faire en ſorte, que des ſons ſemblables finiſſent toujours deux vers voiſins l'un de l'autre.

ROLLIN *Maniere d'enſeigner & d'étudier les belles lettres. Tom. I. p. 328. ed. de Holl.* La Poëſie Françoiſe (& il faut dire la même choſe de toutes celles qui ſont modernes) manque abſolument de la délicate & harmonieuſe variété des piés, qui donnent à la verſification grecque & latine ſon nombre, ſa douceur, & ſon agrément, & elle eſt forcée de ſe contenter de l'aſſortiſſement uniforme d'un certain nombre de ſyllabes d'une menſure égale pour compoſer ſes vers.

LAMI *Art de parler Liv. III. Chap.* 10. *p.* 253. La prononciation des langues vivantes de l'Europe eſt entierement différente de celles des langues mortes qui nous ſont connuës, comme le Latin, le Grec, & l'Hebreu. Dans les langues vivantes on s'arrête également ſur toutes les ſyllabes, ainſi les tems de la prononciation de toutes les

dichte kamen nach und nach auf. Bey allen dieſen Gattungen der Poeſien nun, verlohr ſich nach und nach das Singen. Da nun dergeſtalt die Poeſie ſich ohne die Tonkunſt und Singekunſt beliebt gemachet hatte: ſo war es kein Wunder, daß noch immer mehr und mehr unmuſikaliſche Gedichte erfunden wurden. Als nun bey der Wiederherſtellung der freyen Künſte in Europa, auch die Poeſie wieder in Flor kam: ſo hat man ſich nicht an den alten Gattungen der griechiſchen und römiſchen Poeſien genügen laſſen; ſondern verſchiedene neue, theils muſikaliſche, theils unmuſikaliſche Arten erfunden. Die Verſe machen indeſſen das Weſen der Poeſie nicht aus, vielweniger die Reime (*). Die Nachahmung der Handlungen und Leidenſchaften des Menſchen wird allezeit das Hauptwerk des Dichters bleiben; weil Fabeln auch alsdann noch immer Gedichte ſind, wenn ſie auch, wie die äſopiſchen, in der einfältigſten und ungekünſteltſten Art des Ausdruckes erſcheinen.

§. 177.

Niemand kann den rechten Charakter eines Poeten angeben, als ein Philoſoph; aber ein ſolcher Philoſoph, der von der Poeſie philoſophiren und unterſuchen kann, woher es komme, daß dieſes ſchön und jenes ſchlecht iſt; dieſes wohl, jenes aber übel gefällt? Ein ſolcher ver-

voyelles ſont égaux, comme nous le ferons voir. Dans les langues mortes les voyelles ſont diſtinguées entre elles par la quantité du tems de leur prononciation &c. S. OLIVET *Proſodie Françoiſe.*

(*) HORAT. *Lib. I. Sat.* 4.
— — — neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis; neque ſiquis ſcribat vti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe Poëtam;
Ingenium cui ſit, cui mens diuinior, et os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

verdienet den Namen eines Criticus (**). Sonſt pflegt der groſſe Haufe, nach einer betrüglichen Empfindung ſeines unbeſtändigen Geſchmackes, zu loben oder zu tadeln (*). Hier aber iſt nur einer kleinen Anzahl dichteriſcher Weltweiſen das Amt der Kunſtrichter vergönnt (**). Die Eigenſchaften, welche den Charakter eines Poeten ausmachen, ſind verſchieden. Er muß ein geſchickter Nachahmer aller natürlichen Dinge ſeyn (*). Hierzu gehöret ein lebhafter Witz; dieſer iſt eine Gemüthskraft, welche die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen, und alſo eine Vergleichung zwiſchen ihnen anſtellen kann. Dieß iſt das Göttliche der alten Dichter (**). Es ſetzet die Scharfſinnigkeit zum Grunde, welche ein Vermögen der Seele anzeiget, viel an einem Dinge wahrzunehmen, welches ein andrer, der einen blöden Verſtand hat, nicht beobachtet haben würde. Indeſſen ſind Einbildungskraft, Scharfſinnigkeit und Witz für einen Poeten nicht hinreichend. Sie ſind

(**) Dieſen Begriff hat niemand beſſer ins Licht geſtellet, als der berühmte Graf Shaftsbury in ſeinem gelehrten Werke: Characteriſtic's of Men, Manners and Times, im II. Theile des I. Bandes, Advice to an Author; welches Werk geſchickt ins Deutſche überſetzet worden iſt.

(*) CICERO *de Orat. Lib. II.* Omnes tacito quodam ſenſu, ſine vlla arte aut ratione, quae ſint in artibus ac rationibus recta ac praua, diiudicant.

(**) SENECA: Non tam bene cum rebus mortalium agitur vt meliora pluribus placeant. Argumentum peſſimi, turba eſt.

(*) HORAT.
Reſpicere exemplar vitae morumque, iubebo
Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces - - -
Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris - - -
Aut famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge.

(**) HORAT.
Ingenium et mens diuinior - -

ſind zwar der Grund von ſeiner Geſchicklichkeit, den die Natur legt; aber es gehört zu dem Naturelle auch die Kunſt und Gelehrſamkeit. Es iſt keine Wiſſenſchaft von ſeinem Bezirke ganz ausgeſchloſſen. Vor allen Dingen aber iſt einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menſchen nöthig, ja ganz unentbehrlich. Ein Poet ahmet hauptſächlich die Handlungen der Menſchen nach, die von ihrem freyen Willen herrühren, und vielmals aus den verſchiedenen Neigungen des Gemüths und heftigen Affecten ihren Urſprung haben. Der Menſch kann mit Rechte der Gegenſtand der Dichtkunſt genennet werden. Ein Dichter muß alſo die Natur und Beſchaffenheit des Willens, der ſinnlichen Begierde, und des ſinnlichen Abſcheues in allen ihren manchfaltigen Geſtalten gründlich einſehen lernen. Alle Bewegungen des Willens entſtehen aus den Meinungen und Urtheilen des Verſtandes, ſo wie dieſe in den verſchiedenen Vorſtellungen der Sinne ihren Grund haben. Der Poet muß alſo auch die Gemüthskräften der vernünftigen Seele, und ihren verſchiedenen, ſowohl böſen als guten Gebrauch kennen. Er wird die guten oder böſen Handlungen der Menſchen recht zu beurtheilen nicht im Stande ſeyn, wenn er nicht das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunſt gründlich verſteht (*).

Dieß

(*) RAMSEY in ſeiner Reiſe des Cyrus auf der 133. S. der engliſchen Auflage ſchreibt: To reach the Sublime, the Poet muſt be a Philoſopher. The moſt beautifull Flowers, Graces and Paintigs only pleaſe by Imagination, without ſatisfying the Mind, or improving the Underſtanding. Solid Principles, noble Sentiments and various Characters muſt be diſpers'd throughout, in Ordre to diſplay to us Truth, Virtue and Nature. Man muſt be repreſented as he is, and as he appears in his native Colours, and under his Diſguiſes; that the Picture may reſemble the Original in which there is always a Contraſt of Virtues and Imperfections. Nevertheleſs it is neceſſary, to condeſcend to the Weakneſs of Mankind. Too much Moralizing diſguſts; too much

Dieß iſt nun diejenige Wiſſenſchaft von den Charaktern und Pflichten der Menſchen, welche die Alten ſo eifrig von einem Poeten fodern, und ihm zu wiederholten malen einſchärfen (**). So nothwendig nun einem Poeten die Philoſophie iſt: ſo ſtark muß auch ſeine Beurtheilungskraft ſeyn. Es würde nichts helfen, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn, wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unſinnige Dichter, dafern das Feuer der Phantaſie nicht durch eine geſunde Vernunft gemäſſiget wird. Nicht alle Einfälle ſind gleich ſchön, gleich wohl gegründet, gleich natürlich und wahrſcheinlich. Das Urtheil des Verſtandes muß Richter darüber ſeyn. Es wird nirgends leichter ausgeſchweifet, als in der Poeſie. Wer ſeinen regelloſen Trieben den Zügel ſchieſſen läßt, dem geht es, wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren; aber ſehr wenig Verſtand und Kräfte, ſie zu bändigen, und auf der rechten Bahn zu halten; ſie reiſſen ihn fort, und er muß folgen, wohin ſie wollen, bis er ſich in den Abgrund ſtürzet. So iſt es mit einem gar zu feurigen poetiſchen Geiſte auch bewandt. Er reißt ſich leicht aus den Schranken der Vernunft, und es entſtehen lauter Fehler aus ſeiner Hitze, wenn ſie nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird. Auſſer allen dieſen Eigenſchaften des Verſtandes, die ein wahrer Poet beſitzen und wohl anwen

Reaſoning tires. We muſt turn Maxims into action, convey noble Sentiments by ſhort Hints, and inſtruct rather by the Manners of the Hero, than by his Diſcourſe.

(**) HORAT. *Art. Poet.*

Qui didicit patriae quid debeat, et quid amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus, et hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum miſſi ducis, ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.

wenden muß, muß er auch ein ehrliches und tugendliebendes Gemüth haben. Der Beweis davon iſt leicht. Ein Dichter ahmet die Handlungen der Menſchen nach, die entweder gute oder böſe ſind. Er muß alſo in ſeinen Schildereyen die guten als gute, das iſt, ſchön, rühmlich und reitzend; die böſen aber als böſe, das iſt, häßlich, ſchändlich und abſcheulich abmalen. Thäte er dieſes nicht, und unterſtünde er ſich, die Tugend als verächtlich, ſchädlich und lächerlich, das Laſter hingegen als angenehm, vortheilhaft und lobwürdig zu bilden: ſo würde er die Aehnlichkeit ganz aus den Augen verlieren und die Natur derſelben ſehr übel ausdrücken. Ein ſo ſchädlicher Schriftſteller wäre in einer wohlbeſtellten Republik nicht zu dulten, und auf dieſes ſcheint auch Plato geſehen zu haben, wenn er in der ſeinigen, wie man insgemein vorgiebt (*), gar keine Dichter hat leiden wollen. Es hat nemlich zu allen Zeiten auch ſolche verderbte Versmacher gegeben, die, weil ſie ſelbſt übel geſittet geweſen, und gottlos gelebet, auch andere durch ihre Gedichte zu allerhand Schande und Laſtern gereitzet haben. Sonderlich iſt die Geilheit unzüchtigen Gemüthern allezeit ein Stein des Anſtoſſes geworden. Ein Ovid und Catull ſind, wegen ihrer unzüchtigen Gedichte, bey allen ihren Schönheiten, ſchädlich zu leſen. Selbſt Horaz iſt nicht überall ſo keuſch in ſeinen Ausdrücken, als er wohl hätte ſeyn können, wenn er ſich die züchtige Muſe eines Virgils hätte zum Muſter nehmen wollen (**). Gleichwohl rühmt er in einem Schreiben

(*) S. des Herrn M. Schwaben Vorrede zu den Gottſchediſchen Gedichten, der dieſes Vorurtheil widerleget hat.

(**) RAPIN *Tom. II. p.* 124. §. 9. Il eſt vrai, qu'il n'y a que les petits genies, qui ſoient ſujets à dire des impietés ou des ordures: Homere & Virgile n'en ont jamais dit: ils ont toujours été ſeveres & vertueux, comme des Philoſophes; & les Muſes des veritables Poetes ſont auſſi chaſtes & auſſi honnêtes, que des Veſtales.

ben an den Kaiſer Auguſt, daß ein wahrer Poet das Ohr eines Knaben, deſſen Auferziehung er zu beſorgen hat, von ſchändlichen Zoten abwende und ihm vielmehr gute Sitten beyzubringen bemühet ſey (*). Auch die neuern vernünftigen Dichter haben dieſe Regel gelehret und ſelbſten beobachtet (**). Dieſe tugendhafte Gemüthsart eines Poeten muß ſich endlich auch darinnen zeigen, daß er weder ein Schmeichler, noch ein Läſterer werde. Beides iſt für einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann eine viel zu niederträchtige Beſchäf-

(*) HORAT. *Lib. II. Ep.* 1.

Os tenerum pueri balbumque Poëta figurat,
Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem;
Mox etiam pectus praeceptis format amicis;
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae,
Recte facta refert.

(**) BOILEAU *Art. Poët. Ch. III.*

J'aime ſur le théatre un agréable Auteur,
Qui, ſans ſe diffamer aux yeux du ſpectateur,
Plait par la raiſon ſeule, & jamais ne la choque.
Mais pour un faux plaiſant, à groſſiere equivoque,
Qui, pour me divertir, n'a que la ſaleté:
Qu'il s'en aille, s'il veut, ſur deux treteaux monté,
Amuſant le pont-neuf de ſes ſornettes fades,
Aux laquais aſſemblés jouer ſes maſcarades - - -
Que votre ame & vos moeurs, peints dans tous vos ouvrages,
N'offrent jamais de vous que de nobles images.
Je ne puis eſtimer ces dangereux Auteurs,
Qui de l'honneur en vers infames deſerteurs,
Trahiſſant la vertu ſur un papier coupable,
Aux yeux de leurs lecteurs rendent le vice aimable - -
Un auteur vertueux dans ſes vers innocens,
Ne corrompt point le coeur, en chatouillant les ſens.
Son feu n'allume point de criminelle flame.
Aimez donc la vertu! nourriſſez en votre ame.
En vain l'eſprit eſt plein d'une noble vigueur,
Le vers ſe ſent toujours des baſſeſſes du coeur.

tigung. Die letzte Eigenſchaft eines guten Dichters iſt, daß er auch ſeine Sprache recht verſtehen und nicht nur ohne Fehler, ſondern in der größten Vollkommenheit ſchreiben ſolle. Es würde ganz überflüſſig ſeyn, dieſes zu erinnern, wenn ſich nicht ſeit einiger Zeit ſolche Sprachverderber gefunden hätten, die durch ihr Exempel, ja ſogar durch ausdrückliche Regeln, die ſeltſame Vorſchrift geben: ein Dichter wäre über alle Regeln der Sprachkunſt erhoben. Ein ſo lächerliches Vorurtheil zu widerlegen, würde überflüſſig ſeyn, da es gewiß einen armſeligen Witz verräth, wenn man ſeine Einfälle nicht ohne Sprachfehler vorbringen kann (*).

§. 178.

Ein Poet muß einen guten Geſchmack haben. Der gute Geſchmack iſt der von der Schönheit eines Dinges nach der bloſſen Empfindung richtig urtheilende Verſtand in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat. Der üble Geſchmack iſt hingegen der Verſtand, der nach der bloſſen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet, aber ſich in ſolchen ſeinen Urtheilen betrügt (**). Derjenige Geſchmack iſt gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Ver-

(*) BOILEAU *Art. Poët.*

Sur tout, qu'en vos ecrits la langue reverée
Dans vos plus grands excès vous ſoit toujours ſacrée!
En vain vous me frappés d'un ſon melodieux,
Si le terme eſt impropre, ou le tour vicieux.
Mon eſprit n'admet point un pompeux ſoleciſme;
Ni d'un vers empoulé l'orgueilleux barbariſme.
Sans la langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, un mechant Ecrivain.

(**) Der groſſe Leibnitz iſt hier vollkommen dieſer Meinung. In dem *Recueil de div. piec. de Mrs. Newton, Clarke &c.* ſchreibt er *p.* 285. Le goût diſtingué de l'entendement, conſiſte dans des preceptions confuſes, dont on ne ſau-

Vernunft in einer Art von Sachen bereits veſt geſetzet worden ſind. Der gute Geſchmack in der Poeſie iſt alſo eine Fertigkeit, von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urtheilen, die man größten theils nur klar empfunden, aber nach den Regeln ſelbſt nicht geprüfet hat. Der Geſchmack iſt alſo dem Menſchen eben ſowohl natürlich, als ſeine übrigen Gemüthskräfte (*). Dieſer gute oder ſchlimme Geſchmack iſt uns unterdeſſen ſo wenig angebohren, als die geſunde oder verderbte Vernunft. Die Fähigkeit neugebohrner Kinder iſt zu allem gleichgültig. Man kann aus ihnen machen, was man will. Ihre erſten Urtheile richten ſich nach den Urtheilen derer, mit denen ſie immer umgehen. So gewöhnet ſich nach und nach ihr Verſtand durch die bloſſe Nachahmung. Und dadurch entſteht auch entweder ein guter oder übler Geſchmack;

Gg 4 je

roit aſſez rendre raiſon. C'eſt quelque choſe d'approchant de l'inſtinct. Le goût eſt formé par le naturel & par l'uſage : & pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes choſes, que la raiſon & l'experience ont déja autoriſées; en quoi les jeunes gens ont beſoin de guides.

(*) Der berühmte Graf Shaftsbury iſt hier gleichfalls dieſer Meinung, wenn er *Miſc. Tom. III. p.* 164. Lond. Ausg. ſchreibt: Now a Taſte or Judgment, t'is ſuppos'd, can hardly come ready form'd with us into the World. Whatever Principles or Materials of this Kind we may poſſibly bring vvith us; vvhatever good Facultys, Senſes, or anticipating Senſations and Imaginations may be of Natures Grovvth, and ariſe properly of themſelves, vvithout our Art, Promotion or Aſſiſtence: the general Idea, vvhich is form'd of all this Management, and the clear Notion vve attain of vvhat is preferable and principal in all theſe Subjects of Choice and Eſtimation, vvill not, as Imagine, by any Perſon be taken for innate. Uſe, Practice and Culture muſt precede Underſtanding and Wit of ſuch an advanced Size and Grovvth as this. A legitimate and juſt Taſte, can neither be begotten, made, conceiv'd, or produc'd, vvithout the antecedent Labour and Pains of Criticiſm.

je nachdem diejenigen ihn haben, zu deren Schülern ſie das Glück gemacht hat, ehe ſie noch geſchickt waren, dieſelben für ihre Lehrer zu erkennen (**). Um einen Jüngling zum guten Geſchmacke in der Poeſie zu bringen, gebe man ihm von Jugend auf lauter Poeten vom guten Geſchmacke zu leſen. Man gehe dieſelben mit ihm durch; man mache ihn aufmerkſam auf die ſchönſten Stellen, man entdecke ihm die Urſachen, warum ſie ſo ſchön ſind, und zeige ihm, daß das Gegentheil häßlich geweſen wäre. Man bemerke ihm auch die ſchlechten Stellen, die ſich als traurige Ueberbleibſel des übeln Geſchmackes auch bey allen Schriftſtellern noch hier und da finden. Dadurch wird man ihm unvermerkt eine Geſchicklichkeit wohl zu urtheilen, beybringen, und durch die Gegenſtellung ſchlechter Poeten beſtärken. Nichts wird ihm hernach gefallen können, was nicht eine wirkliche Schönheit hat; und wenn er gleich die innern Regeln der darinnen befindlichen Vollkommenheit nicht einſieht: ſo wird er doch fähig ſeyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieſelben in einem Gedichte, oder im Ausputze deſſelben beobachtet worden ſind, oder nicht? Ein dichtriſcher Schriftſteller muß ſich indeſſen nicht ſowohl nach dem Geſchmacke ſeiner Zeiten, als nach den Regeln der Kunſt richten. Das Wohlgefallen entſteht zwar allezeit aus der Empfindung einer Schönheit; allein es giebt nicht immer lauter wahre, ſondern auch eingebildete Schönheiten (*). Die Poeten müſſen ſich alſo niemals nach dem Geſchmacke der Welt, des

(**) ROLLIN *Maniére d'enſeigner & d'étudier les belles lettres Tom. III. p.* 11. Le goût public devient ſur cela la regle des jeunes gens. Ils regardent comme eſtimable, ce qui eſt eſtimé de tous. Ce n'eſt pas la raiſon, mais la coutume qui les guide. Un ſeul mauvais exemple ſeroit capable de corrompre l'eſprit des jeunes gens, ſuſceptibles de toute ſorte d'impreſſions.

(*) HORAT. *Lib. I. Ep.* 14.
Non eadem miramur; eo diſconuenit inter

des groſſen Haufens oder des unverſtändigen Pöbels bequemen. Dieſer vielköpfigte Götze urtheilet oft ſehr verkehrt von Dingen, die ſeine Kräften überſteigen (**). Die Quellen ſind leicht zu entdecken, aus welchen der üble Geſchmack des groſſen Haufens entſpringt. Die ſchlechte Erziehung iſt die gemeinſte derſelben; durch ſie werden auch die fähigſten Köpfe verwahrloſet. Da die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: ſo gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was ſie von ihren Eltern, oder andern Leuten, welche

Meque et te. Nam quae deſerta et inhoſpita teſquà
Credis, amoena vocat, mecum qui ſentit; et odit
Quae tu pulcra putas.

(**) SENECA *Ep. 94.* Inducenda eſt in occupatum locum virtus, quae mendacia, contra verum placentia, exſtirpet; quae nos a populo, cui nimis credimus, ſeparet, ac ſinceris opinionibus reddat.

HORAT.
Non ego ventoſae plebis ſuffragia capto.

HORAT. *Lib. I. Sat.* 10.
Neque, te vt miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Men' moueat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere - -
Vellicet abſentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius, Harmogenis laedat conuiua Tigelli?
Plotius et Varius, Maecenas, Virgiliusque,
Valgius et probet haec Octauius optimus, atque
Fuſcus, et haec vtinam Viſcorum laudet vterque!
Ambitione relegata te dicere poſſum
Pollio; te Meſſalla tuo cum fratre, ſimulque
Vos Bibuli et Serui, et ſimul his te, candide Furni.
Complures alios, doctos ego quos et amicos
Prudens praetereo, quibus haec, ſint qualiacunque,
Arridere velim; doliturus ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. Demetri, teque Tigelli
Diſcipularum inter iubeo plorare cathedras.

ſie ihres Zutrauens würdigen, loben hören (*). Die erſten Urtheile werden alſo unvermerkt eine Richtſchnur der übrigen, und nachdem ſie durch eine lange Gewohnheit tief eingewurzelt ſind: ſo können ſie faſt gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geſchmack alter Leute läßt ſich ſchwerlich beſſern. Sie bleiben veſt in ihren Meinungen, und ſchämen ſich, dasjenige zu verwerfen, was ſie ihr Lebenslang für ſchön gehalten haben. Man ſage ihnen, was man will; ſie bleiben doch auf ihrem Eigenſinne, weil ſie es für ſchimpflich anſehen, ſich bey grauen Haaren in ihren Urtheilen zu ändern und dadurch einzuräumen, daß ſie ſo lang geirret und einen übeln Geſchmack gehabt haben; zumal, wenn ſie Leuten, die jünger ſind, als ſie, recht geben und folgen ſollen (**). Der gebahnte Weg iſt ihnen zu verächtlich; ſie wollen ſich durchaus hervorthun, und wenn es gleich durch Thorheiten ſeyn ſollte. Sie ahmen alſo auch die Fehler groſſer Leute, auch

BOILEAU *Art. Poët. Ch. I.*

- - - Ainſi qu'en ſots Auteurs,
Notre ſiecle eſt fertile en ſots admirateurs,
Et ſans ceux, que fournit la ville & la province,
Il en eſt chez le Duc, il en eſt chez le Prince.
L'ouvrage le plus plat a chez les courtiſans
De tout tems rencontré de zélés partiſans.
Et pour finir enfin par un trait de ſatire,
Un ſot trouve toujours un plus ſot, qui l'admire.

(*) SENECA *de vita beata cap.* 1. Nulla res nos maioribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur: optima rati ea, quae magno aſſenſu recepta ſunt - - - Nec ad rationem, ſed ad ſimilitudinem viuimus.

(**) HORAT. *Lib. II. Ep.* 1.

Vel quia nil rectum, niſi quod placuit ſibi, ducunt;
Vel quia turpe putant, parere minoribus, et, quae
Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

auch offenbare Abweichungen von den Regeln der Vernunft nach und verführen ſogar durch ihre Exempel andere (*).

§. 179.

Die gröſte Kunſt des Poeten beſteht in einer geſchickten Nachahmung der Natur. Dieſe iſt die weiſe Lehrmeiſterinn, bey welcher er in die Schule geht; ſie leget ihm eine unzählbare Menge der vortrefflichſten Urbilder zur Bewunderung und Nachahmung vor, woran er das Vermögen ſeiner Kunſt verſuchen und auf die Probe ſetzen kann. Hierinn übertrift die Poeſie alle andern Künſte, da ihr die ganze Natur in ihrem weiten Umkreiſe zum Muſter der Nachahmung dienen muß. Alles, was der menſchliche Verſtand von den Wirkungen und Kräften der Natur in ſeinen Regiſtern aufgezeichnet hat, kann der Poet durch ſinnliche Bilder auszieren und der Phantaſie, als in einem ſichtbaren Gemälde, vorlegen; ſo daß ſich das Gebiet der Poeſie faſt eben ſo weit erſtrecket, als die menſchliche Erkenntniß, welche unter dem Namen der Weltweisheit alles begreift, was durch menſchlichen Fleiß und Nachforſchen von möglichen und wirklichen Dingen erkennet werden kann. Nur einige allgemeine und abgezogene Wahrheiten und Begriffe, die allein dem reinen und von den Sinnen ganz abgekehrten Ver-

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man ſelber liebt, was ſeinem Sinn gefällt;
Wo nicht, weil man ſich ſoll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter ſelbſt zernichten.

(*) HORAT. *Lib. II. Ep.* I.
Interdum vulgus rectum videt; eſt vbi peccat - - -
Maxima pars vatum - - -
Decipimur ſpecie recti.

Verſtande vernehmlich ſind, müſſen von der Nachahmung der Poeſie ausgeſchloſſen werden. Die Natur oder vielmehr der Schöpfer, der in derſelben und durch dieſelbe wirket, hat unter allen möglichen Weltgebäuden das gegenwärtige erwählet, daß er es in den Stand der Wirklichkeit überbrächte, weil er es nach ſeiner untrüglichen Einſicht für das beſte unter allen und für dasjenige befand, das für ſeine Abſichten am bequemſten war. Daſſelbe kann nun füglich in die ſichtbare und die unſichtbare Welt unterſchieden werden. Alle Sachen, welche dieſe beiden Welten in ſich begreifen, haben, weil ſie wirklich ſind, eine eigentliche und veſtgeſetzte Wahrheit, die in dem Zeugniſſe der Sinnen, das damit übereinſtimmet, dem Zeugniſſe des Gewiſſens und der göttlichen Offenbarung gegründet iſt. Wenn nun der Poet die Originale, welche ihm die groſſe Künſtlerinn, die Natur, auf dem unendlich geraumen Schauplatze dieſer wirklichen Welt darſtellet, entweder abſonderlich oder in ihrem natürlichen Zuſammenhange nachſchildert: ſo handelt er bloß als ein guter Abdrücker und unterſcheidet ſich von dem Geſchichtſchreiber allein durch den Zweck und die Kunſt ſeiner Gemälde. Was insbeſondere die unſichtbare Welt der Geiſter betrift: ſo hat dieſelbe zwar eben ſo viel Wahrheit und Wirklichkeit, als die ſichtbare, zumal da ſie den Grund und die Quelle aller Wirklichkeit in ſich hat; allein weil ſie für den groben Sinn ganz verſchloſſen iſt: ſo hat ſie für die Einbildung nicht mehrere Wahrheit, als die möglichen Dinge, und der Poet muß dieſe unſichtbaren Weſen in ſichtbare Körper und in eine ganz fremde Natur einkleiden, wofern er ſie der Phantaſie vernehmlich und fühlbar vorſtellen will; in welchem Stücke ſeine Kunſt ſich ungemein geſchickter und bewundernswürdiger erweiſt, als in der Nachahmung der ſichtbaren Werke. Allein da dieſer Zuſammenhang der wirklichen Dinge,

den wir die gegenwärtige Welt nennen, nicht unumgänglich nothwendig iſt und unendlich vielmal verändert werden könnte: ſo müſſen auſſer derſelben noch unzählbar viele Welten möglich ſeyn, in welchen ein anderer Zuſammenhang und Verknüpfung der Dinge, andere Geſätze der Natur und Bewegung, mehr oder weniger Vollkommenheit in abſonderlichen Stücken; ja gar Geſchöpfe und Weſen von einer ganz neuen und beſondern Art Platz haben. Alle dieſe möglichen Welten, ob ſie gleich nicht wirklich und nicht ſichtbar ſind, haben dennoch eine eigentliche Wahrheit, die in ihrer Möglichkeit, ſo von allem Widerſpruche frey iſt, und in der alles vermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet iſt. Nun ſtehen auch dieſelben dem Poeten zum Gebrauche bereit und offen und leihen ihm die Muſter und die Materie zu ſeiner Nachahmung; und da er die Natur nicht allein in dem Wirklichen, ſondern auch in dem Möglichen nachzuahmen fähig iſt: ſo erſtrecket ſich das Vermögen ſeiner Kunſt eben ſo weit, als die Kräften der Natur ſelbſt; folglich muß der Poet ſich nicht allein die Werke der Natur, die durch die Kraft der Schöpfung ihre Wirklichkeit erlanget haben, bekannt machen, ſondern auch, was in ihren Kräften annoch verborgen liegt, fleiſſig ſtudiren, um ſoviel mehr, da dieſes letztere, nemlich die Nachahmung der Natur in dem Möglichen, das eigene und Hauptwerk der Poeſie iſt. Denn man kann vor gewiß ſetzen, daß die Dichtkunſt, inſofern ſie von der Geſchichte unterſchieden iſt, ihre Originale und die Materie ihrer Nachahmung nicht ſowohl aus der gegenwärtigen, als vielmehr aus der Welt der möglichen Dinge entlehnen müſſe. Es iſt das Amt der natürlichen, politiſchen und moraliſchen Geſchichte, die ſichtbaren Gegenſtände und Vorfälle, den Lauf der Begebenheiten und die Sitten und Handlungen der Menſchen, wie ſie wirklich ſind, nach ihrer Natur

und Wahrheit zu erzählen und zu beſchreiben. Ihr Gegenſtand iſt demnach diejenige Wahrheit, die in der Wirklichkeit der Dinge und dem Zeugniſſe der Sinnen gegründet iſt; darum iſt auch ihre ganze Abſicht und Bemühung in den Kreis der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge eingeſchloſſen. Hingegen hat der Poet zur Abſicht, durch wohlerfundene und lehrreiche Schilderungen die Phantaſie des Leſers angenehm einzunehmen und ſich ſeines Gemüthes zu bemächtigen; dieſe Abſicht zu erreichen wird eben nicht erfodert, daß ſeine poetiſchen Erzählungen wirkliche und hiſtoriſche Wahrheiten ſeyen; ſondern es iſt ſchon genug, wenn ſie nur nicht unmöglich und unwahrſcheinlich ſind. Der Poet ſucht nicht den Glauben eines Zeugen zu erhalten, aber er vermeidet den Vorwurf eines Lügners; wenn er daher auch ſolche Perſonen in ſeinen Gedichten aufführet, die nach dem Zeugniſſe der Geſchichte wirklich vorhanden geweſen ſind: ſo verſetzet er dieſelben in ganz neue Umſtände und läßt ſie denn reden, thun und handeln, wie ſie nach ihrer Natur und Beſchaffenheit wahrſcheinlicher weiſe reden und handeln könnten und würden (**). Er bekümmert ſich nicht um die hiſtoriſche Wahrheit ſeiner Vorſtellungen, weil er ohne dieſelbe, bloß durch die Wahrſcheinlichkeit, ſeinen Zweck und Abſicht erreichen kann. So thaten verſchiedene Trauerſpiele auf viele tauſend Zuſeher in dem untern Boden des Schauſpielhauſes, welche von dieſen Perſonen niemals zuvor reden gehöret hatten, eine eben ſo ſtarke Wirkung, als auf diejenigen Gelehrten, denen ihre ganze Geſchichte bekannt war. Das Wahrſcheinliche, welches ſich in den wirklich eingeführten Geſätzen und dem gegenwärtigen Laufe der Na-

(**) HORAT.

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Natur gründet, iſt für den größten Theil der Menſchen eben ſo wahr, als dasjenige, ſo wirklich geſchehen iſt, weil ihm nichts mangelt, als die Treue und Aufrichtigkeit deſſen, der es erzählet und bezeuget; und dasjenige, ſo wirklich geſchehen iſt, kömmt ihm bloß als wahrſcheinlich vor, weil ihm die Zeugniſſe, worauf deſſen Wahrheit beruhet, nicht bekannt ſind. Ein jedes wohl erfundenes Gedicht iſt deswegen nicht anders anzuſehen, als eine Geſchichte aus einer andern möglichen Welt; und in dieſer Abſicht kömmt auch dem Dichter allein der Name ποιητὸς, eines Schöpfers, zu, weil er nicht allein durch ſeine Kunſt unſichtbaren Dingen ſichtbare Leiber mittheilet, ſondern auch die Dinge, die nicht für die Sinnen ſind, gleichſam erſchaffet, das iſt, aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Wirklichkeit hinüberbringt und ihnen alſo den Schein und den Namen des Wirklichen mittheilet. Da nun alle Dinge, welche die Natur dem Poeten zur Nachahmung vorleget, entweder in das Reich der möglichen oder in das Reich der wirklichen Dinge gehören: ſo iſt hieraus offenbar, daß die Vorſtellungen dieſer Kunſt in Anſehung der Materien ſich auf das wirkliche oder mögliche Wahre gründen müſſen, wenn ſie uns gefallen ſollen. Denn es giebt zwo Gattungen des Wahren in der Natur; eines findet allein in der gegenwärtigen Welt ſtatt, das andere aber iſt nur in der Welt der möglichen Dinge vorhanden; jenes können wir das hiſtoriſche und dieſes das poetiſche Wahre nennen. Beide dienen zwar zu unterrichten, aber das letztere hat noch den beſondern Vortheil, daß es uns zugleich durch das Wunderbare einnimmt und beluſtiget, da es Dinge, die nicht wirklich ſind, in unſere Gegenwart bringt; und eben hierinnen liegt der Grund des Ergötzens, das von der Materie der poetiſchen Schilderuugen herrüh-

rühret (*). Der Menſch hat von Natur eine angebohrene unerſättliche Wiſſensbegierde; dieſe erſtrecket ſich ſowohl auf das Mögliche, als auf das Wirkliche; ja, die Erfahrung lehret, daß der Menſch noch viel begieriger iſt, das Mögliche und Zukünftige zu erforſchen, als ſich das Wirkliche und Gegenwärtige bekannt zu machen. Die Erweiterung unſerer Erkenntniß geſchieht darum niemals ohne Ergötzen, und dieſes Ergötzen iſt um ſo viel gröſſer, je gröſſer die Begierde geweſen, von einer Sache unterrichtet zu werden, und je ſeltſamer und wunderbarer die Sache iſt, von welcher wir unterrichtet werden. Die Erkenntniß des Wahren muß nothwendig Luſt gebähren, ſo wie hingegen die Erkenntniß des Falſchen natürlicher weiſe Unluſt und Eckel bringt (**). Das poetiſche Schöne muß alſo natürlich und auf die Wahrheit gegründet ſeyn; hingen kann das Unnatürliche, welches immer falſch und unmöglich iſt, niemals gefallen (*). Das Falſche, Unwahrſcheinliche, oder in gewiſſer Abſicht Unmögliche muß dem menſchlichen Verſtande, ſobald es wahrgenommen wird, natürlicher weiſe Widerwillen und Eckel verurſachen, weil es die angebohrene Wiſſensbegierde des

(*) ARISTOTELES *Rhet. Lib. I. cap.* 2. καὶ τὸ μανθάνειν καὶ τὸ θαυμάζειν ἡδύ.

(**) CICERO *de Offic. Lib. I.* Locus, qui in veri cognitione conſiſtit, maxime attingit naturam humanam: omnes enim trahimur et ducimur ad cognitionis et ſcientiae cupiditatem, in qua excellere pulcrum putamus; labi autem, errare, neſcire, et decipi, et malum et turpe ducimus.

(*) HORAT.

Delphinum ſyluis adpingit, fluctibus aprum.

des Menſchen in ihrem Verlangen aufzieht und den Fortgang in der Erkenntniß unterbricht. Der Verſtand läßt ſich eben ſo ungern mit einem äffenden Blendwerke zufrieden ſtellen, als ein hungeriger mit gemalten Speiſen geſättiget wird. Zudem iſt das Falſche und in gewiſſen Abſichten Unmögliche keiner Nachahmung fähig; es iſt ein Nichts, wovon der Verſtand nichts begreifen kann; und die Natur kann nichts widerſprechendes hervorbringen; folglich hat auch das Unnatürliche weder in der wirklichen, noch in der möglichen Welt einiges Original, ſondern es iſt eine bloſſe Wirkung des blinden und unverſtändigen Zufalles. Dieſem zufolge iſt dieſes die erſte und die Grundregel, nach welcher ſich alle Künſte, hiemit auch die Kunſt des Poeten richten ſollen, daß ſie in ihrer Nachahmung allein auf die Kräften der Natur ſehen, ihre Materie, Muſter und Urbilder von derſelben entlehnen und hiermit ihre Arbeit auf das Wahre oder Wahrſcheinliche gründen. Die Kunſt dieſes Schülers der Natur beſteht in einer geſchickten Nachahmung. Da nun jede Nachahmung ein gewiſſes Urbild und Muſter vorausſetzet, welches die Kunſt nach der Natur auszudrücken und vorzuſtellen befliſſen iſt: alſo ſchließt der Begriff von der Nachahmung auch eine Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit dem Urbilde in ſich ein. Je vollkommener dieſe Aehnlichkeit iſt, deſto glücklicher iſt auch die Nachahmung gerathen. Folglich beſteht die größte Vollkommenheit der Poeſie in der vollkommenen Uebereinſtimmung zwiſchen dem Urbilde in der Natur und der durch die Kunſt verfertigten Schilderung. Dieſe Uebereinſtimmung aber wird aus der Gleichheit der Wirkung unfehlbar erkennet, wenn beide, das Original und die Copie auf ein gleiches Gemüth eine gleiche Wirkung haben und einen gleichen Eindruck machen. Soviel iſt zwar gewiß, daß ſich zwiſchen dem Eindrucke, welchen die Natur durch

die Gegenwart ihrer Urbilder auf das Gemüth wirket und demjenigen Eindrucke, welchen auch die geſchickteſte Nachahmung der Kunſt verurſachet, allezeit ein gewiſſer Unterſchied befindet, aber dieſes nicht in Anſehung der Art des Eindruckes, ſondern in Anſehung ſeiner Kraft; denn da die Gegenſtände der Natur eine wahre Wirklichkeit haben, ſo muß ihre Wirkung auch ſtrenger, ernſthafter und dauerhafter ſeyn, als die Wirkung des nachgeahmten Bildes, welches nur den Schein der Wahrheit und Wirklichkeit annimmt (**). Die Kunſt ſuchet ihren Ruhm nicht darinnen, daß ſie mit der Natur um den Vorzug eifere, ſondern ihr Ruhmeifer beſtrebet ſich allein, durch die Nachahmung und den angenommenen Schein des Wahren die Natur in der Art und Gleichheit ihrer Wirkungen zu erreichen; und da ihre Abſicht iſt, durch dieſe nachgeahmten Rührungen zu beluſtigen: ſo iſt nothwendig, daß ihre Eindrücke in einem geringern Maaſſe ſtreng und dauerhaft ſeyn, als diejenigen ſind, die von der Kraft des Wahren herrühren; indem alles Widrige und Unangenehme in den Gemüthsbewegungen von der Heftigkeit und Dauer derſelben entſteht. Unter den Poeten verdienet derjenige den erſten Platz, der uns durch ſeine lebhaften und ſinnlichen Vorſtellungen ſo angenehm einnehmen und berücken kann, daß wir eine Zeitlang vergeſſen, wo wir ſind, und ihm mit unſerer Einbildungskraft willig an den Ort folgen, wohin er uns durch die Kraft ſeiner Vorſtellungen verſetzen will; daß wir auch des ſüſſen Irrthums nicht eher gewahr werden, bis wir von dieſer Zer-

(**) QVINTIL. *Lib. X. cap. 2.* Iis, quae in exemplum aſſumimus, ſubeſt natura et vera vis: contra omnis imitatio ficta eſt - - - Quidquid alteri ſimile eſt, neceſſe eſt minus ſit eo quod imitatur.

Zerſtreuung und Entzückung erlediget und unſerm eigenen Nachdenken wieder überlaſſen werden. Hierinn beſteht eben das größte Lob und die größte Kraft der Dichtkunſt (*). Eben darum haben die alten Kunſtlehrer die auf dieſer Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung der Nachahmung der Natur beruhende lebhafte Deutlichkeit der Schilderungen ἐνέργειαν und euidentiam genennet (**). Das poetiſche Wahre, welches der Grund alles Ergötzens iſt, iſt alſo eine deutliche Uebereinſtimmung des ähnlichen Gemäldes mit ſolchen Urbildern, die in dem Reiche der Natur anzutreffen und alſo möglich ſind. Da nun die Kunſt des Poeten in der Nachahmung beſteht: ſo liegt darinn ein neuer Grund des Ergötzens, ſo dieſe Kunſt mit ſich bringt und welches auch unmittelbar von der Kunſt der Nachahmung entſteht. Die Nachahmung iſt dem Menſchen etwas natürliches, ſie iſt ihm gleichſam angebohren; alle ſeine Handlungen ſind nichts anders, als eine bloſſe Nachahmung; daher kömmt es auch, daß die Exempel eine ſo groſſe Kraft auf das menſchliche Gemüth haben; und darum muß auch jede Nachahmung ein beſonders Ergötzen bringen, welches um ſoviel mehr anwächſt, je glücklicher die Nachahmung gerathen iſt. Daß aber die bloſſe Kraft der Nachahmung ohne Abſicht auf die Materie eine ſolche Kraft zu ergötzen habe, zeiget ſich unſtreitig daraus, weil die künſtliche Vorſtellung einer Sache, die vor ſich ganz unangenehme und widrige Eindrücke verurſachen würde,

 in

(*) HORAT. *Ep. Lib. II.*

Ille per extenſum funem mihi poſſe videtur
Ire poëta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falſis terroribus implet,
Vt magus, et modo me Thebis, modo ponit Athenis.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. cap.* 3. Conſequemur autem vt manifeſta ſint, ſi fuerint ſimilia: atque huius ſummae virtutis facillima eſt via, NATVRAM INTVEAMVR.

in der Nachahmung beluſtiget. Alſo werden uns die ſtrengen Leidenſchaften des Schreckens und des Mitleidens erträglich, ja angenehm, wenn ſie durch eine geſchickte Nachahmung in unſerer Bruſt hervorgebracht werden. Etliche Tage würden erfodert, ehe wir die leidigen Gedanken aus dem Sinne ſchlagen könnten, welche ein ſolcher Anblick uns unfehlbar in die Phantaſie tief einprägen würde. Die geſchickte Nachahmung aber machet, daß die Thränen uns aus den Augen rinnen, ohne daß ſie uns in der That traurig mache. Die Betrübniß liegt, ſo zu ſagen, nur an dem Rande unſers Herzens, und wir ſpühren wohl, daß unſere Thränen mit der Vorſtellung der ſinnreichen Erfindung, die daran Urſache iſt, aufhören werden. Woher und auf welche Weiſe entſteht nun dieſes Ergötzen, welches die geſchickte Nachahmung der Kunſt durch ihre eigenthümliche Kraft zuwege bringt? Die Haupturſache davon iſt, weil man in einer geſchickten und glücklichen Nachahmung neben der Wahrheit auch eine feine Geſchicklichkeit und Fertigkeit vor ſich findet, da ſolches dem Geiſte Anlaß zu Ueberlegungen und Betrachtungen giebt, ſo daß er dergeſtalt allezeit etwas neues inne wird. Dieſe zwo Quellen des Ergötzens, das von den Künſten entſpringt, ſind die Erweiterung unſerer Erkenntniß und die Verwunderung. Ariſtoteles nennet ſie μανθάνειν und θαυμάζειν. Das Ergötzen iſt alſo zweyfach; das erſte entſteht eigentlich von der Materie der Nachahmung, das andere von der Kunſt der Nachahmung. Gleichwohl iſt dieſes doppelte Ergötzen auch in der Kunſt der Nachahmung auf gewiſſe Weiſe vereiniget zu finden; und die Nachahmung iſt nicht allein in Abſicht auf ihre Materie lehrreich, weil ſie uns mancherley Wahrheiten der Natur vorleget; ſondern auch weil die geſchickte Nachahmung uns die Sachen in einem ſolchen Lichte vorſtellet, daß wir uns nicht entſchlagen können, dieſelben aufmerkſam zu betrachten, dabey wir Anlaß zu allerley Be-

trachtungen bekommen. Die Nachahmung hat in der That mehr Kraft, die Aufmerkſamkeit der Leute zu unterſtützen, als die Natur ſelbſt. Wir haben mehr Aufmerkſamkeit für die Früchten und die Thiere, die in einem Gemälde vorgeſtellet werden, als wir für dieſe Sachen ſelber haben würden. Die Copie zieht uns ſtärker an ſich, als das Original. Stellet uns die Nachahmung einen bekannten Gegenſtand vor Augen, wovon wir bereits einen Abdruck im Kopfe haben: ſo nöthiget ſie uns zugleich die Nachahmung mit dem Urbilde, die Kräften der Kunſt mit den Kräften der Natur, die Empfindungen, welche die Kunſt hervorbringt, mit denen Begriffen und Empfindungen, ſo die wirklichen Gegenſtände ſelbſt in unſerm Gemüthe hinterlaſſen haben, zu vergleichen, und von ihrer Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit zu urtheilen; welche Gemüthsbeſchäftigung dem Menſchen nicht allein für ſich ſelbſt ſehr angenehm iſt, ſondern auch ſeine Begriffe von den Dingen der Natur und der Vollkommenheit der Kunſt nothwendig vermehren muß. Dieſe Gemüthsbeſchäftigung, da die Copie mit dem Originale verglichen wird, iſt dem Menſchen für ſich ſelbſt angenehm; nicht allein darum, weil ſie ſehr leicht und natürlich iſt, ſondern auch, weil ſie ihm eine gute Meinung von ſeiner Fähigkeit und Vollkommenheit beybringt, und ſeiner angebohrnen ſtolzen Eigenliebe angenehm ſchmeichelt (*). Wir ſehen nemlich eine geſchickte Nachahmung an, als einen Abdruck von einem Urbilde, das wir ſchon zuvor in dem Kopfe haben; die Nothwendigkeit ſelbſt ſetzet uns gleichſam zum Richter darüber und fodert unſer Urtheil von uns. Alſo merken wir nicht, daß der Verfaſſer uns hat unterrichten wollen, ſondern glauben vielmehr, daß er

(*) QVINTIL. Auditoribus grata ſunt haec, quae quum intellexerint, acumine ſuo delectantur et gaudent, non quaſi audiuerint, ſed quaſi inuenerint.

die Demuth gehabt habe, uns ſeine Gemälde zur Beurtheilung zu übergeben. Wir legen uns deswegen eine Herrſchaft über denſelben bey und ſchreiben die Entdeckung der Schönheiten in ſeiner Schilderey mehr unſerer Geſchicklichkeit, als der Kunſt des Verfaſſers zu. Gleichwohl hat auch bey der Vorſtellung unbekannter Dinge, von welcher Art die Poeſie eine Menge aus dem Reiche der möglichen Welt vorſtellet, eine ähnliche und eben ſo angenehme Gemüthsbeſchäftigung und Ueberlegung in den Gedanken ſtatt, da wir nemlich dieſe unbekannten Bilder mit andern ähnlichen und bekannten vergleichen, und aus der Zuſammenhaltung der Umſtände entſcheiden, ob ſie möglich und wahrſcheinlich ſeyen. Es iſt alſo in der That das Ergötzen, welches das Wunderbare in der Kunſt der Nachahmung hervorbringt, viel ſtärker und empfindlicher, als dasjenige, welches von dem Lehrreichen entſtehen kann. Wenn die Nachahmung uns durch die vollkommene Aehnlichkeit in Zweifel ſetzet, ob wir nicht das Urbild ſelbſt vor dem Geſichte haben; wenn ſie eben die Empfindungen und Regungen in uns hervorbringt, welche das gegenwärtige Urbild erwecket hätte: ſo muß dieſe wunderbare Kraft nothwendig die Betrachtung veranlaſſen, wie groß die Fähigkeit der menſchlichen Kräften ſey, daß ſie die Kräften der Natur durch die Kunſt hat erreichen mögen. Erſtaunen und Entzückung überfallen uns, wenn wir den Menſchen zu ſolchen vortrefflichen Werken geſchickt und tüchtig finden, und füllen uns mit prächtigen Einbildungen von unſerer Würde an. Mit dieſer Verwunderung über die Nachahmungskunſt wächſt zugleich das Ergötzen, wenn wir ferner betrachten, daß dieſelbe geſchickt iſt, nicht allein das Gemüth in Bewegung zu ſetzen und den Verdruß, der den Mangel an Geſchäffen begleitet, zu verjagen; ſondern auch die Gemüthsleidenſchaften von allen widrigen Folgen und Zufällen völlig zu reinigen, alſo daß wir ein reines Ergötzen genieſſen

nieſſen können, auf welches keine ſolche Ungelegenheiten folgen, als diejenigen ſind, welche die ernſtlichen Bewegungen zu begleiten pflegen (**). Dieſe Nachahmung der Natur, von welcher wir bisher geſprochen und in welcher das Weſen der ganzen Poeſie beſteht, kann alſo auf dreyerley Art geſchehen. Die erſte iſt eine bloſſe Beſchreibung oder ſehr lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache, die man nach allen ihren Eigenſchaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten ſeinen Leſern klar und deutlich vor die Augen malet und mit lebendigen Farben entwirft, ſo daß es faſt eben ſo viel iſt, als ob ſie wirklich zugegen wäre. Doch iſt dieſe Art der poetiſchen Nachahmung bey aller ihrer Vortrefflichkeit nur die geringſte (*). Ja der Poet würde ſogar den Vorwurf eines ver-

(**) LVCRET.

Suaue mari magno turbantibus aequora ventis
E terra alterius magnum ſpectare laborem;
Suaue etiam belli certamina magna tueri
Per campos inſtructa, tui ſine parte pericli.

CICERO *Ep. ad Lucceium.* Nihil eſt aptius ad delectationem lectoris, quam temporum varietates, fortunaeque viciſſitudines? quae etſi nobis optabiles in experiendo non fuerunt, in legendo tamen erunt iucundae: habet enim praeteriti doloris ſecura recordatio delectationem: ceteris vero nulla perfunctis propria moleſtia, caſus autem alienos ſine vllo dolore intuentibus, etiam ipſa miſericordia eſt iucunda. Quem enim noſtrum ille moriens apud Mantineam Epaminondas non cum quadam miſeratione delectat? qui tum denique ſi auelli iubet ſpiculum, poſteaquam ei percontanti dictum eſt, clypeum eſſe ſaluum; vt, etiam in vulneribus dolore, aequo animo cum laude moreretur. Cuius ſtudium in legendo non erectum Themiſtoclis fuga redituque retinetur?

(*) Der Pater Boſſu in ſeinem Tractate vom Heldengedichte S. 276. ſchreibt davon ſo; Nous pouvons encore mettre

drüßlichen Dichters und Schriftſtellers verdienen, wenn er ſeinen Leſern mit unaufhörlichen Malereyen und unendlichen Bildern einen Eckel erweckte (**). Wie viele Dichter haben nicht bey uns wider dieſe Regel gefehlet und uns ganze Bücher voller Beſchreibungen und gekünſtelter Schildereyen aufgedrungen. Die andre Art der Nachahmung geſchieht, wenn der Poet ſelbſt die Perſon eines andern ſpielet, oder einem, der ſie ſpielen ſoll, ſolche Worte, Gebärden und Handlungen vorſchreibt und an die Hand giebt, die ſich in gewiſſen Umſtän-

au nombre des matieres, qui ne ſont pas poetiques, les deſcriptions de palais, de jardins, de boccages, de ruiſſeaux, de navires & de cent choſes naturelles & artificielles; lorsque ces deſcriptions ſont faites un peu trop au long, d'une maniere ſimple, propre & ſans allegorie. C'eſt ce, qu' Horace nomme des lambeaux eclatans, que les poëtes placent quelque fois très mal, penſant que ces fautes ſeront de beaux ornemens de leurs ouvrages. Cela eſt bon en de petits poëmes.

(**) BOILEAU *Art. poet. Ch. I.*

Un auteur quelque fois trop plein de ſon objet,
Jamais, ſans l'epuiſer, n'abandonne un ſujet,
S'il rencontre un palais, il m'en depeint la face,
Il me promene après de terraſſe en terraſſe;
Ici s'offre un perron, là regne un corridor,
Là ce balcon s'enferme en un baluſtre d'or.
Il compte des plafonds les ronds & les ovales,
Ce ne ſont que feſtons, ce ne ſont qu'aſtragales.
Je ſaute vingt feuillets, pour en trouver la fin,
Et je me ſauve à peine au travers d'un jardin.
Fuyez de ces auteurs l'abondance ſterile
Et ne vous chargez point d'un détail inutile!
Tout ce qu'on dit de trop, eſt fade & rebutant.
L'eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant;
Qui ne ſait ſe borner, ne ſût jamais écrire.

M. O. F. g. S.

Oft iſt vom Gegenſtand ein Autor eingenommen
Und kann mit vieler Müh doch kaum mehr von ihm kommen.

ſtänden für ihn ſchicken. Zu dieſer Gattung gehöret ſchon weit mehr Geſchicklichkeit, als zu der erſtern. Man muß hier die innerſten Schlupfwinkel des Herzens ausſtudiret und durch eine genaue Beobachtung der Natur den Unterſchied des Gekünſtelten von dem Ungezwungenen angemerket haben. Selbſt Virgil in ſeinen Schäfergedichten iſt hierinn nicht immer gleich glücklich geweſen. Auf dieſer Kunſt nun beruhet faſt die ganze theatraliſche Poeſie: was nemlich die Charaktere einzelner Perſonen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlanget. Doch auch dieſe ſo ſchwere Gattung der Nachahmung machet nicht das Hauptwerk in der Poeſie aus. Die Fabel iſt hauptſächlich dasjenige, was der Urſprung und die Seele der ganzen Dichtkunſt iſt (*). Eine Fabel iſt die Erzählung einer unter gewiſſen Umſtänden möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moraliſche Wahrheit verborgen liegt. Man kann die Fabeln eintheilen in unglaubliche, glaubliche und vermiſchte. Jene ſind die, wo man unvernünftige Thiere oder wohl gar lebloſe Dinge ſo reden und handeln läßt, als wenn ſie mit

 menſch-

Sieht er ein ſchönes Schloß, ſo macht er mich es ſehn
Und läßt von einem Gang mich auf den andern gehn.
Hier muß ein Auftritt ſich und dort ein Vorſaal zeigen;
Er läßt mich Stock für Stock bewundernd mit ihm ſteigen;
An Säulen, Himmel, Thron und ſo durchs ganze Haus
Zählt er mir jeden Ring und jeden Blumenſtrauß.
Umſonſt, das End zu ſehn, lieſt man bey zwanzig Seiten
Und doch entdeckt man nur den Garten noch von weiten.
Flieht eines ſolchen Manns unfruchtbarn Ueberfluß,
Da nie die Kleinigkeit weitläuftig werden muß.
Was man zu viel geſagt, iſt leer und überflüſſig;
Ein wirklich feiner Geiſt wird deſſen überdrüſſig.
Wer keine Schranken kennt, der weiß nicht wie man ſchreibt.

(*) ARISTOTELES *Poët. cap.* 6. Ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ μῦθος.

menſchlicher Vernunft begabet wären. Die glaublichen Fabeln ſind, wo lauter Menſchen und andere vernünftige Weſen vorkommen, bey denen es nichts unglaubliches iſt, daß ſie mit Verſtande reden und handeln können. Die vermiſchten Fabeln enſtehen, wenn darinnen theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen. So läßt Homer in ſeiner Ilias ein Pferd mit ſeinem Herrn reden (**). Dadurch aber, daß wir die erſte Art der Fabeln unglaublich nennen, widerſprechen wir der obigen Erklärung noch nicht, darinnen wir behaupteten, die Fabel ſey eine mögliche Begebenheit. Eine Sache kann zwar wohl möglich, aber doch bey der itzigen Ordnung der Dinge ſehr unglaublich ſeyn. Dieſe Verknüpfung der wirklich vorhandenen Dinge hält ja nicht alle mögliche Dinge in ſich. Es wären andere Verbindungen endlicher Weſen eben ſowohl geſchickt geweſen, erſchaffen zu werden, wenn es Gott gefallen hätte. Dem Dichter ſtehen nun alle dieſe möglichen Welten zu Dienſten. Er ſchränket alſo ſeinen Witz nicht in den Lauf der wirklich vorhandenen Natur ein. Seine Einbildungskraft führet ihn auch in das Reich der übrigen Möglichkeiten, die der itzigen Einrichtung nach für unnatürlich gehalten werden. Indeſſen muß er auch hier die Luſt mit dem Nutzen verbinden (*).

§. 180.

(**) HOMER. *Iliad. Lib.* 19.

Τὸν δ᾽ ἄρ ὑπὸ ζυγόφιν προσέφη πόδας αἰόλος ἵππος
Ξάνθος - - - -
Καὶ λίην σ᾽ ἔτι νῦν γε σαώσομεν ὄβριμ᾽ Ἀχιλλεῦ.
Ἀλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον οὐδέ τι ἡμεῖς,
Αἴτιοι, ἀλλὰ θεός τε μέγας, καὶ μοῖρα κραταιή.

(*) HORAT. *Art. poët.*

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

§. 180.

Eine geſchickte Wahl der Materie kann den Werken der Poeſie Kraft und Nachdruck mittheilen. Die Kunſt muß ihre Urbilder, die ſie durch eine geſchickte Nachahmung ſinnlich vorſtellen will, in der Natur aufſuchen und bey ihr entlehnen; denn das Unnatürliche kann uns nicht gefallen. Die Natur hat der Dichtkunſt alle ihre Schätze, auch die vor den äuſſerlichen Sinnen verborgenſten, eröfnet und ihr ohne Maaßgebung überlaſſen, die Wahl unter denſelben nach ihren Abſichten einzurichten. Nun iſt zwar die Natur in allen ihren Werken ungemein wunderbar und ein aufmerkſamer Geiſt findet in einer tiefen Betrachtung derſelben immer neue Materie zu ſeiner Ergötzung und eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen, er richte nun ſeine Gemüthsaugen auf das unerforſchliche Weſen derſelben und auf ihre unbegreifliche Zeugung, oder auf ihre unermeßliche Manchfaltigkeit, auf ihren Zuſammenhang, Ordnung, Ebenmaaß, Verhältniß unter und gegen einander, auf ihre weiſen Abſichten, auf eines jeden Stücks Geſtalt, innerliche Beſchaffenheit, Vollkommenheit in ſeiner Art und ſo fort. Alle dieſe Betrachtungen und derſelben geſchickte Vorſtellungen müſſen ohne Ausnahme und Unterſchied einen angenehm erleuchtenden Einfluß auf den Verſtand haben; allein dergleichen Betrachtungen erfodern ein tiefes und ſtrenges Nachdenken, wozu die wenigſten Menſchen geſchickt ſind; daher auch das Wunderbare in den Werken der Natur, welches allein den forſchenden Verſtand beſtralet, für den gröſten Haufen der Menſchen nichts Empfindliches hat, und darum auch für ihren Geiſt ungeſchmackt und ohne Ergötzen iſt. Die Natur hat dem Menſchen ein allgemeineres und für ſeine Natur bequemeres Ergötzen zugedacht, deſſen Genuß ihm nicht ſo ſchwer ankommen ſollte; deswegen hat ſie ihn mit den Sinnen, als mit Werk-

zeu-

zeugen begabet, vermöge welcher die Schönheiten der Natur ſich ihm durch einen bloſſen Eindruck ohne ſeine Mühe offenbareten; dieſes machet, daß auch die meiſten Menſchen mehr nach einem ſinnlichen Ergötzen ſtreben und mehr durch das Gefühl, als durch den Verſtand geleitet werden; denn es iſt viel leichter, den Eindrücken folgen, welche die Sachen in der Natur auf uns machen, und die meiſten Leute wiſſen kein ander Mittel, als dieſes, ſich vor Verdruß zu verwahren. Und eben dieſes ſinnliche Ergötzen iſt dasjenige, welches die Dichtkunſt durch die Nachahmung hervorzubringen ſuchet; da ſie nemlich ſich beſtrebet, die Sachen ſo lebendig nachzubilden, daß ihre Gemälde eben dieſelben Eindrücke auf die Phantaſie und das menſchliche Gemüth machen, als die natürlichen Gegenſtände durch die Kraft ihrer wirklichen Gegenwart thun würden. Nun lehret uns aber die unwiderſprechliche Erfahrung, daß nicht alle Dinge in der Natur, die eine gleiche Wahrheit haben, auch einen gleichen Eindruck in dem Gemüthe machen oder daſſelbe mit einer gleichen Kraft rühren; folglich iſt unter den Urbildern, welche die Natur dem Poeten zum Muſter ausgeſtellet hat, eine vernünftige Wahl nöthig, welche durch die beſondern Abſichten eines jeden Vorhabens beſtimmet wird; und es iſt auch wirklich alles an dieſer Wahl der Bilder gelegen; indem der glückliche Fortgang einer Vorſtellung gröſten theils von derſelben abhängt, da die Nachahmungen uns nur in dem Maaſſe rühren, als die nachgeahmte Sache thun würde, wenn wir ſie wahrhaftig vor Augen ſähen. Es würde alſo, wie Dubos anmerket, ein Poet unvorſichtig handeln, wenn er ſolche Sachen nachzuahmen vor ſich nähme, welche wir in der Natur mit Gleichgültigkeit anſchauen würden; wenn er ſeine Kunſt anwendete, uns Handlungen vor Augen zu ſtellen, die nur eine mittelmäſſige Aufmerkſamkeit von uns erhalten

ten würden, wenn wir ſie wahrhaftig geſchehen ſähen. Wie wird uns die Copie rühren können, da ihr Original ſelbſt ſolches nicht vermag? Wir loben zwar den Dichter wegen ſeiner Kunſt, dieſe Sache geſchickt nachzuahmen, aber wir tadeln ihn, daß er ſeinen Fleiß auf Sachen gewandt hat, um die wir uns ſo wenig bekümmern. In dieſem Stücke beſitzt der Maler noch einen wichtigen Vortheil vor dem Poeten. Ein Gemälde kann uns durch die bloſſe Schönheit der Verfertigung gefallen, ohne daß die Sache, die es vorſtellet, etwas dazu beytrage. Solche Meiſterſtücke erhalten ihren Preiß nicht von der Materie ihrer Vorſtellung, ſondern von der Kunſt, die ihre Urheber in der Nachahmung erwieſen haben; man bewundert in denſelben den Pinſel, der die Natur ſo genau hat nachahmen können. Hieraus folget, daß eine glückliche Nachahmung das Verdienſt des Malers am meiſten erhebt. Da hingegen der Poet in der Ausführung ſeines Vorhabens ſtatt der ſichtbaren Farben ſich der Worte und ihrer harmoniſchen Verbindung bedienen muß: ſo hat die einfältige Nachahmung eines übelgewählten Gegenſtandes keine eigentümliche Schönheit oder Kraft, durch welche ſie das Gemüth entzücken oder in Bewegung ſetzen könnte. Die Schönheiten in der Ausarbeitung machen vor ſich allein kein Gedicht zu einem guten Stücke, wie ſie ein Gemälde zu einem ſchätzbaren Werke machen. Vermöge dieſer Anmerkung beſteht das wahre Verdienſt eines Poeten am allerwenigſten darinn, daß er ohne Wahl und Unterſchied alles ſchildere, was in der Natur vorkömmt; und es iſt bey weitem nicht das vollkommenſte Lob, wenn man gleich von ſeinen Werken ſagen kann, daß ſie wahr, natürlich und ähnlich ſeyn; die Poeſie empfängt ihre größte Stärke und Schönheit von der geſchickten Wahl der Bilder; dieſe iſt von groſſer Wichtigkeit, vornemlich in poetiſchen Werken. Die Kunſt

des

des Poeten ſuchet durch den unſchuldigen Betrug der künſtlichen Nachahmung eben diejenigen Eindrücke in dem Gemüthe der Menſchen zu erwecken, welche es von den gegenwärtigen in der Natur vorkommenden Dingen ſelbſt empfangen würde; die Kunſt der Nachahmung thut mehr nicht, als daß ſie die abweſenden Gegenſtände gleichſam herbeybringt und vor Augen ſtellet; alſo muß die Kraft und Wirkung der Vorſtellung auf das Gemüth unmittelbar von der Materie der Vorſtellung herrühren. Nun hat das Ergötzen, welches die Natur und hiemit auch die Nachahmung durch die Eindrücke ihrer Vorſtellungen hervorbringen, einen doppelten Grund; denn dieſe Vorſtellungen dienen, entweder den angebohrnen Vorwitz und die Begierde nach Wiſſenſchaft zu befriedigen, oder das Gemüth in Bewegung zu ſetzen, an ſich zu ziehen und einzunehmen; daſſelbe in einer angenehmen Unruhe aufzuhalten, es beſchäftiget zu halten und dadurch den verdrüßlichen Zuſtand einer bewegungsleeren Stille aufzuheben. Ihre Abſicht iſt demnach, entweder uns auf ihre Vorſtellungen aufmerkſam zu machen und zu unterrichten, oder uns, denſelben zu Gunſt, einzunehmen und zu bewegen. Darum ſind auch die Gegenſtände, welche uns die Natur und die Nachahmung der Kunſt vorſtellet, entweder lehrreich oder bewegend. Allein die Sachen, die nicht weiter bequem ſind, als unſern Vorwitz zu ſtillen, ziehen uns nicht ſo ſehr an ſich, als die Sachen, die vermögend ſind, uns das Herz zu rühren. Der Verſtand iſt, ſo zu reden, in ſeinem Umgange ſchwieriger, als das Herz. Die Unruhe und Bewegung der Gemüthsleidenſchaften iſt dem Menſchen etwas ſo natürliches und angenehmes, daß man ſagen kann, die Menſchen überhaupt empfangen mehr Beſchwerde von dem Leben, das ohne Leidenſchaften iſt, als von den Leidenſchaften ſelbſt. Da die lange Weile ihnen beſchwerlicher fällt, als die Unwiſſen-

heit:

heit: ſo ziehen ſie die Luſt, in Bewegung geſetzet zu werden, der Luſt, Unterricht zu empfangen, vor. Die verſtändigen Maler haben ſelten Landſchaften ohne Perſonen und öde vorgeſtellet. Sie haben ſie bevölkert, ſie haben in dieſe Gemälde irgend eine Materie hineingebracht, dazu etliche Perſonen gehöreten, die uns mit einer gewiſſen Handlung in Bewegung bringen und folglich an ſich ziehen könnten. Aus dieſem Grunde haben auch geſchickte Verfaſſer, die lehrreiche Gedichte verfertigen und uns in ihren Werken Unterricht ertheilen wollten, damit ſie die Aufmerkſamkeit der Leſer unterhielten, ihre Verſe mit ſolchen Bildern ausgezieret, die herzrührende Gegenſtände abſchilderten. Eben daher kömmt es, daß die Leute allezeit lieber die Bücher leſen werden, die ſie rühren, als die, ſo ſie unterrichten. Es iſt alſo ohnſtreitig die Wahl ſolcher Materien, die bequem ſind, das Gemüth zu rühren und einzunehmen, von einer kräftigern und ſicherern Wirkung, als die Vorſtellung der todten Werke der Natur; ja ſo gar unter den bewegenden Stücken haben diejenigen die kräftigſte Wirkung und gewähren das ſtrengſte Ergötzen, welche die heftigſten, ungeſtümmſten und widerwärtigſten Leidenſchaften, als Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen; weil die Kunſt der Nachahmung dieſe Leidenſchaften, wie ſchon in dem vorhergehenden Paragraphe gezeiget worden iſt, von allem wirklich Widerwärtigen reiniget; daher zieht auch die Tragödie ſtärker an und bewegt mehr, als die Komödie. Die Wahl der Materie wird aber noch näher beſtimmet und eingeſchränket durch die verſchiedenen Arten und Gattungen der Gedichte. Dieſe ſind ſoviele ungleiche Mittel und Wege, ſo die Kunſt der poetiſchen Nachahmung erfunden hat, das erbauliche Ergötzen, als ihre Hauptabſicht, zu erhalten. Unter denſelben dienet

das epiſche Gedicht vornehmlich, eine allgemeine moraliſche Wahrheit durch die geſchickte Nachahmung einer groſſen Handlung, die ihrer Wichtigkeit halber ganzen Nationen angelegen iſt, nach ihren ausführlichen Umſtänden mit Ergötzen begreiflich zu machen; die Tragödie ſuchet durch die lebhafte Vorſtellung eines harten und unvermutheten Schickſals, das vornehmen Perſonen entweder durch ihre eigenen Mishandlungen, oder durch die Grauſamkeit anderer, oder durch unglückliche Zufälle widerfahren iſt, bey den Zuſehern Traurigkeit, Schrecken und Mitleiden zu erwecken und ſie auf ihre eigenen Unglücksfälle vorzubereiten; die Komödie führet Leute von bürgerlichem Stande auf, ſie durch die Nachahmung ihrer Fehler lächerlich zu machen; die Satyre iſt ein moraliſches Strafgedicht über einreiſſende Laſter, da entweder das Lächerliche in denſelben entdecket, oder das abſcheuliche Weſen der Bosheit mit lebhaften Farben abgeſchildert wird; wie dieſe beiden die Menſchen durch die Beſchämung von dem Laſterhaften abſchrecken: alſo ſuchen die Lobgedichte ſie durch die Erhebung ungemeiner Thaten in einen nützlichen Ruhmeifer zu bringen; die Schäfergedichte malen die glückſelige Einfalt und Unſchuld des erſten göldenen Weltalters mit den anmuthigſten Farben ab; die Elegie ſuchet dem Leſer durch ihre wehmüthigen Klagen und verliebten Seufzer eine innige und mitleidsvolle Gemüthsbewegung abzunöthigen; die Ode führet uns durch ihre entzückende Verwirrung aus uns ſelbſten; die Sinngedichte beluſtigen durch ihre ſtacheligten und ſcharfſinnigen Einfälle; die Lehrgedichte unterrichten uns auf eine ergötzende und leichte Weiſe von den Geheimniſſen ganzer Wiſſenſchaften oder beſonderer Stücke derſelben. Alle dieſe verſchiedenen Arten der Gedichte geben der Materie der poetiſchen Nachahmung eine eigene Form, welche durch gewiſſe Regeln, die in der beſondern Art der Nachahmung

mung gegründet ſind, ganz verſchieden ausgeſetzet und eingeſchränket wird. In einigen Gattungen der Gedichte führet der Poet ſelbſt das Wort, in andern aber übergiebt er es fremden Perſonen. In jenen Stücken, in welchen der Poet das Wort nimmt, herrſchet die poetiſche Erzählung und Beſchreibung; da erweiſet er ſeine maleriſche Kunſt bald in der lebhaften Vorſtellung der Werke der Natur und der Kunſt; bald in einer nachdrücklichen Erzählung einer ganzen Reihe merkwürdiger Begebenheiten; bald in einer natürlichen Schilderung des verächtlichen und häßlichen Laſters in Abſicht auf deſſen unverſtändiges Betragen; bald in einem prächtigen Lobgeſange des erhabenen Ruhms, den die bewährte Tugend verdienet. Die herzrührenden und beweglichen Stücke beſchreiben entweder den Schwung und den Gang der Gemüthsbewegungen, oder ſie führen dieſelben ſelbſt auf den Schauplatz, wo ſie ſich in ihrer angebohrenen Sprache erklären; ja ſie treiben dieſelben zuweilen vermittelſt der erhitzten Einbildungskraft auf einen ſolchen Grad der Verwirrung, daß es ſcheint, als wäre der Poet durch eine Begeiſterung in die noch zukünftige Welt entzücket worden und ſähe die Dinge, die erſt noch geſchehen können, als gegenwärtig vor Augen. In den dramatiſchen Gedichten, in welchen der Poet das Wort fremden Perſonen überläßt, herrſchen die Handlungen, durch welche der Zuſtand des Gemüthes der Menſchen deutlich charakteriſirt und gleichſam ſichtbar gemachet wird. Dieſe Handlungen aber ſind vornehmlich nach dem ungleichen Stande, Alter und Würde der Perſonen, welche aufgeführet werden, unterſchieden; und eben daher rühret es, daß einige von dieſen Gedichten in ihrer Ausführung weit prächtiger, andere aber gar natürlich und einfältig ſind. Endlich flieſſen in dem epiſchen Gedichte alle andere Gattungen und Formen der beſondern Gedichte gleichſam zuſammen.

Das Epiſche wechſelt mit dem Dramatiſchen, das Tragiſche mit dem Komiſchen beſtändig ab. Da nun ſchon angemerket worden iſt, daß ſelten ein Menſch in allen Stücken und Gattungen der Malerey vortrefflich ſeyn könne: ſo iſt es ſich deſto weniger zu verwundern, daß die wenigſten in dieſem allervollkommenſten Hauptwerke der Poeſie etwas rechtſchaffenes geſchrieben haben. Nun iſt der Schluß leicht zu machen, daß der Poet ſich in der Wahl ſeiner Materie allezeit nach dem Unterſchiede dieſer poetiſchen Formen richten müſſe. „Die tragiſchen Begegniſſen, ſagt Dubos, kön„nen nicht in einem Sinngedichte erzählet werden; die„ſes kann zum höchſten einen ſcheinbaren Umſtand ſol„cher Begegniſſe ausnehmen und in ſein gehöriges Licht „ſetzen, es kann uns ein Stückgen davon zur Verwun„derung vorlegen, aber es kann uns damit nicht das „Herz treffen; die Komödie will keine grauſamen Laſter„thaten vornehmen; Thalia kann keine Verwünſchun„gen thun, noch einer ſchwarzen Uebelthat die gebührende „Strafe anthun. Die Ekloge ſchicket ſich nicht für ge„waltthätige und blutige Leidenſchaften." Endlich wird die Freyheit des Poeten in der Wahl der Urbilder durch die Geſätze der Ehrbarkeit und der Sitten in engere Schranken geſetzet. Die Natur lehret uns durch ihr eigenes Beyſpiel, daß nicht alles, was natürlich iſt, den Sinnen durch die Nachahmung mit Ergötzen vorgeſtellet werden könne, da ſie den Gliedern des menſchlichen Leibes eine ungleiche Ehre und Würde zugeleget und einige derſelben nach ihrer weiſen Vorſicht von den Sinnen weggewendet und verſtecket, damit ſie denſelben durch ihre natürlichen aber eckelhaften Verrichtungen nicht beſchwerlich fallen, oder ſie an ihrem Ergötzen ſtören möchten. Da der Poet nun auch in ſeiner Wahl der Vorſchrift und dem Beyſpiele der Natur folgen muß, ſo würde er ja thöricht handln, wenn er diejenigen Glieder und Verrichtungen, welche die Natur ſo

ſorgfältig, den Eckel zu verhüten, verborgen hat, durch die Nachahmung zu den Sinnen und der Einbildung herbeybringen, und ihnen nähern wollte. Zu dem hat eben dieſe vorſichtige Natur dem Menſchen, ſobald die unordentliche Luſt in ſeinem Herzen angeflammet war und ihn angereitzet hatte, die Glieder des Leibes ſchändlicher Weiſe als Waffen der Unreinigkeit zu misbrauchen, die Schamhaftigkeit eingepflanzet, die ſich durch eine holde Röthe in dem Angeſichte zeiget, ſo bald er ſeiner nackenden Blöſſe gewahr wird, und ihn hinterhält, daß er nicht über die Schranken der Ehrbarkeit hinaus ſchweifet, ſondern alles ſorgfältig verbirgt, was bey andern Menſchen Anſtoß und Aergerniß verurſachen könnte. Eben dieſe ſchamhafte Liebe der Zucht muß den Poeten in der Wahl ſeiner Bilder leiten, wenn er ehrbaren und vernünftigen Gemüthern gefallen will. Und daher, wenn alles auf das ſorgfältigſte vermieden wird, was die ſchamhaftigſte Tugend nur im geringſten verletzen könnte, entſteht alsdann die Züchtigkeit und Ehrbarkeit in den Gemälden, welche von den Griechen Σεμνότης genennet wurde. Wenn aber je ein Poet ſich genöthiget ſieht von ſolchen Dingen zu reden: ſo muß er auch alsdann von der Natur lernen, daß er ſolche anſtöſſige Dinge den Sinnen nicht von ihrer eckelhaften Seite zeige und ihre unangenehmen Umſtände vorlege, ſondern dieſe durch eine geſchickte Umſchreibung vielmehr errathen laſſe, als entdecke. Selbſt die heilige Sprache, die in den göttlichen Büchern der Schrift herrſchet, iſt in dieſem Stücke überaus züchtig und eingezogen. Von einem entgegengeſetzten Charaktere war der weltweiſe Zeno und ſeine Anhänger (**). Mit ihm hielt

(**) Cicero ſchreibt von denſelben: placuit enim illis, ſuo quamque rem nomine appellare.

es eine andere berüchtigte Secte der Alten, die wegen ihrer Schamloſigkeit in den Reden und auch in den Thaten die Cyniſche genennet wurde. Wir irren nicht, wenn wir unter dieſe Cyniſche Secte alle diejenigen Poeten zählen, welche die edle und verſchämte Dichtkunſt nöthigen unter der Fahne der Wolluſt zu dienen und mit der Keuſchheit, Zucht und Ehrbarkeit Krieg zu führen. Hier iſt nicht von den heidniſchen Poeten die Rede, welche ihr Religionsſyſtem und das Beyſpiel ihrer Götter in ihren unreinen Lüſten ſtärkte; welche von dem Wahne eingenommen waren, daß ſie durch die Ausübung derſelben denjenigen ähnlich werden könnten, die von ihnen angebetet wurden; nein, hier iſt von ſolchen die Rede, die ſich für Verehrer einer Gottheit ausgeben, die aller Unreinigkeit Feind iſt, die auch ſelbſt die erſten Regungen derſelben zu unterdrücken befiehlt und um jedes garſtige Wort Rechenſchaft fodert; welche, ſage ich, dennoch ihre meiſte poetiſche Arbeit nur dazu misbrauchen, daß ſie die Aufwallungen und Ausbrüche der unreinen Lüſte auf das natürlichſte ausdrücken und bey ihren Leſern eben dergleichen Regungen erwecken (*). Solche ärgerliche Reimſchmiede ſchmeicheln ſich vergebens, mit ihren unflätigen Zoten und ſchlüpfrigen Alluſionen ehrbare und zuchtliebende Gemüther zu beluſtigen. Das Ergötzen, welches die Poeſie gebähren ſoll, muß der Ehrbarkeit nicht anſtöſſig und hingegen der Glückſeligkeit des Menſchen beförderlich ſeyn. Selbſt die verſtändigen Kunſt-

(*) D. Rambach hat in der Vorrede zu ſeinen poetiſchen Feſtgedanken, wo er von dem Misbrauche und rechten Gebrauche der Poeſie handelt §. 7 : 8. mit einem billigen Eyfer über die mehr als cyniſche Schamloſigkeit und das groſſe Aergerniß geklaget, das eine ſtarke Anzahl der deutſchen Poeten dadurch angerichtet hat, und die Gefahr, in die ſich ſolche cyniſche Dichter muthwilliger weiſe ſtürzen, klärlich vor Augen geleget.

Kunſtlehrer unter den Heiden haben zu mehrerer Beſchämung ſolcher zuchtloſer Schriftſteller, den Poeten unter ihren andern Regeln die Beobachtung der Ehrbarkeit vorgeſchrieben (*). Horaz merkte ſchon an, daß die Gelehrten ganz ungleiche Meinungen von der wahren Abſicht der Poeſie hegen, indem einige das Ergötzen, andere das Nützliche, noch andere beides zugleich vor den Hauptzweck der Poeſie angegeben haben (**). Allein dieſer Streit läßt ſich leicht beylegen, wenn wir bedenken, theils, daß die Poeſie, inſoweit ſie eine Kunſt iſt, die in der Nachahmung beſteht, nothwendig ergötzen muß, theils, daß alle Künſte und Wiſſenſchaften zu der Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit gebrauchet werden müſſen; dergeſtalt, daß alſo das Ergötzen ſelbſt ein Mittel abgeben muß, das Wohlſeyn des Menſchen zu befördern, gleichwie in der That die edlern Künſte durch das Ergötzen den

(*) HERMOGENES *Lib. IV.* Περὶ τῆς Σεμνότητος τῦ λόγου ſpricht: Ἐκόσμησε πρᾶγμα αἰσχρὸν, σεμνοτέρᾳ λόγου συνθέσει. Conſicitur igitur dignitas in turpitudine: vel ſi nomen cum nomine commutemus: aut, quod ſaepe fit, ſi res non exponatur, cum omnino turpis eſt: ſed quae ante rem fieri ſolent, et in ſermonibus agitari, et quae rem turpem conſequuntur: quae neceſſario aperte et cum dignitate ſignificent etiam ea quae ſilentio praetereuntur. Vt apud Homerum Odyſſ. λ'.

Λῦσε δὲ παρθενικὴν ζώνην, κατὰ δ' ὕπνον ἔχευεν.
Ἡδ' ὑποκυσαμένη τέκεν ὃν ἔδει τεκεῖν.

Hic συνουσίαν indicauit, cum poſuit quae ante rem et congreſſionem ſolent fieri, virgineam ſoluit zonam: et quia addidit, quae poſt conſuetudinem fiunt: haec vero grauida facta peperit, quem peperiſſe decebat.

(**) HORAT.

Aut prodeſſe volunt, aut delectare poetae,
Aut ſimul et iucunda et idonea dicere vitae.

Wohlſtand des Gemüthes, die mechaniſchen Künſte aber die Vollkommenheit des äuſſerlichen Zuſtandes ſuchen. Aus dieſem läßt ſich nun ſchlieſſen, daß nichts in ſeinem rechten und vernünftigen Gebrauche ergötzlich ſeyn könne, was nicht zugleich nützlich iſt. Demnach bahnen diejenigen, welche das Nützliche von dem Ergötzlichen abſondern, den Weg zu dem ſchändlichſten Misbrauche der Künſte und machen ſolche zu Werkzeugen der garſtigſten Lüſte. Wenn nun das Ergötzen für den Hauptzweck der Poeſie gehalten wird: ſo wird darunter nicht ein ſchädliches Ergötzen verſtanden, welches ſeinen Urſprung von dem Laſter nimmt, und den ſchlimmen Lüſten ſchmeichelt; ſondern ein Ergötzen, welches der Vernunft und der Würde der menſchlichen Natur gemäß und auf das Wahre und Gute gegründet iſt; oder wenigſtens ein Ergötzen, das der Ehrbarkeit und Tugend nicht nachtheilig iſt. Ein Poet iſt zugleich ein Menſch, ein Bürger und ein Chriſt. Auf dieſen Titeln beruhet ſeine Vortrefflichkeit und Würde und die Hoffnung einer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit. Nun verdienet aber dasjenige den Namen eines wahren Ergötzens nicht, deſſen Genuß den Menſchen ſeiner Würde entſetzet und ihn von der wahren Glückſeligkeit entfernet; alſo muß das Ergötzen, welches die poetiſche Kunſt gewähren kann, den Menſchen zur Beobachtung der natürlichen, bürgerlichen und chriſtlichen Pflichten aufmuntern und alſo ſeine Glückſeligkeit zu befördern dienen. Der Poet iſt deswegen allein darinnen von dem Weltweiſen, dem Sittenlehrer und dem Staatslehrer unterſchieden, daß er diejenigen moraliſchen und politiſchen Wahrheiten, die das Gemüth zum Guten lenken können, auf eine angenehme, ergötzende, allgemeine und ſinnliche Weiſe vorſtellet. Je mehr alſo die Dichtkunſt zu der Glückſeligkeit der Menſchen beyträgt, um ſoviel höher iſt ſie zu ſchätzen. Wenn nun dieſelbige nicht allein durch das Ergötzen einer geſchickten Nach-

ahmung beluſtiget, ſondern auch das Gemüth durch das Nützliche verbeſſert: ſo hat ſie ihre größte Vollkommenheit erreichet (*). Es muß alſo ein Poet, der das höchſte Lob erlangen will, ſich allein darauf befleiſſigen, daß er zwar hauptſächlich ergötze, aber zugleich auch dadurch Nutzen ſchaffe. Die Poeſie iſt zu allen Zeiten von vernünftigen Kennern für eine Lehrerinn der Weisheit und Tugend und für eine Beförderinn der menſchlichen Glückſeligkeit angeſehen worden. Sie dienete gleich in ihrem erſten Gebrauche theils zur Verherrlichung der Götter, theils zur Beſchämung der Laſterhaften (**). Selbſt die Fabel, die einen weſentlichen Theil der Dichtkunſt ausmachet, hat jederzeit der Sittenlehre und der Staatskunde nützliche Dienſte gethan, indem ſie die Unterrichte dieſer Wiſſenſchaften mittelſt ihrer Kunſt auf eine angenehme Weiſe in die Gemüther der Menſchen eingeſpielet hat. Die Geſchichte des Menenius Agrippa kann uns ohne mehrere Beyſpiele davon überzeugen. Dieſer kluge Römer hat durch die geſchickte Fabel von der Empörung der Glieder wider den Magen die Aufruhr der Bürgerſchaft in Rom geſtillet. Alſo war die Poeſie in ihrem Urſprunge und rechtem Gebrauche zur Verehrung Gottes, zur Beſſerung des Nebenmenſchen und zu einer unſchuldigen Aufmunterung und Beluſtigung des Gemüthes gewidmet. Aber ſobald dieſe edle Gabe des Himmels durch den ſchädlichen Misbrauch entweihet wurde: ward ſie nach und nach zu einem ſchändlichen Werkzeuge der drey vornehmſten laſterhaften Neigungen, der Wolluſt, der Ehrſucht und des Geitzes gemachet und mußte dieſen Tyrannen als eine gefangene Sklavinn dienen. Wenn man indeſſen die beſondern Arten der Gedichte, ihre verſchiedene Geſtalt und ihren Zweck einſieht: ſo zeiget ſich noch klärer, daß

 das

(*) HORAT.
Omne tulit punctum qui miſcuit vtile dulci.

(**) ARISTOTELES *Art. poët. cap.* 4.

das Ergötzen der Poeſie ſich noch ferner die Erbauung zu ſeiner letzten Abſicht ſetzen und dieſelbe durch verſchiedene Wege befördern helfen müſſe. Von den kleinern Gattungen der lyriſchen Gedichte, als den Oden, Cantaten, Madrigalen, Elegien, Sonneten u. a. kann man zwar nicht immer fodern, daß ſie allemal groſſen Nutzen ſchaffen, weil ſie zu einem unſchuldigen Scherze dienen und daher ihre Pflicht erfüllen, wenn ſie nur den vornehmſten Hauptzweck der Poeſie, nemlich das Ergötzen, gewähren. Allein mit den gröſſern Hauptſtücken der Poeſie, als der Epopee, dem Trauerſpiele, der Komödie, der Satyre verhält es ſich ganz anders. Es iſt unſtreitig, daß dieſe Gattungen der Gedichte nicht das bloſſe Ergötzen, ſondern auch die Beſſerung des Willens zum Zwecke haben. Das epiſche oder heroiſche Gedicht iſt eine Schule für den Leſer, in welcher er zu hohen, tugendhaften und großmüthigen Unternehmungen aufgewecket und vorbereitet wird und die epiſche Fabel hat allezeit eine nützliche Hauptlehre in ſich; in der Tragödie können wir die Abwechſelungen des menſchlichen Schickſals erlernen, durch Schrecken und Mitleiden unſre Affecten reinigen, die Mächtigen können durch das Beyſpiel anderer, die ſich ſelbſt durch ihre Tyranney in das gröſte Elend geſtürzet haben, klüger werden und ſich von Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit abhalten; die Komödie ſtellet uns die Mängel gemeiner Perſonen vor Augen und iſt ein Spiegel des bürgerlichen Lebens, damit die Hausväter unter dem Volke ihren Haushaltungen wohl vorſtehen, ihre eigenen Fehler verbeſſern und ſich an ihrem Stande begnügen lernen. Wir müſſen deswegen die Poeſie nicht nur als eine Kunſt betrachten, die in der Nachahmung beſteht, ſondern als ein Geſchenk des Himmels, und ein koſtliches Werkzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführet und das Laſter verjaget wird. Aus dieſer Urſache muß ein Poet in der Wahl ſeiner Materie nicht allein auf das Wahre und Neue ſehen. Es iſt nicht genug, daß ſeine Vorſtel-

lungen natürlich und wunderbar ſind, ſondern ſie müſſen auch ehrbar und nützlich ſeyn; ſie müſſen die Erleuchtung des Verſtandes und die Beſſerung des Willens zum Zwecke haben, an welchen beiden Stücken die Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens allein hängt, und ohne welche kein wahrhaftes und eigentliches vernünftigen Geſchöpfen anſtändiges Ergötzen ſtatt haben kann.

§. 181.

Die Abſicht der Natur bey den verſchiedenen Eindrücken, die ſie durch ihre Vorſtellungen auf das menſchliche Gemüth machet, iſt, wie in dem vorhergehenden Paragraphe angemerket worden iſt, zweyfach; theils, daß ſie daſſelbe durch die Schönheit ihrer todten Werke aufmerkſam mache und ſein Verlangen nach Wiſſenſchaft durch einen lehrreichen Unterricht befriedige; theils, daß ſie ſein Gemüth durch ſtarke und heftige Eindrücke rühre, an ſich ziehe und dadurch angenehm beſchäftiget halte. In dieſen beiden Wirkungen iſt alſo der Grund alles desjenigen Vergnügens zu ſuchen, welches die Natur und die künſtliche Nachahmung derſelben zuwege bringt. Dieſer Anmerkung gemäß müßte nun die glückliche Nachahmung der Werke der Natur nothwendig eine von beſagten beiden Wirkungen thun und das Gemüth nach der einen oder der andern Weiſe mit einem empfindlichen Ergötzen anfüllen. Dieſes würde in der That alſo geſchehen, wenn nicht auf der Seite des Menſchen die betäubende Gewohnheit dieſen Wirkungen allen Zugang und Einfluß in das Gemüth verſperrete. Die Macht dieſer Gewohnheit iſt ſo groß, daß ſie die Sinnen bindet, uns aller Empfindungen beraubet und in eine achtloſe Dummheit verſenket; ſogar, daß uns weder das Schöne noch das Groſſe, weder das Lehrreiche noch das Bewegende im geringſten rühren kann, wenn es uns

täglich vor Augen ſchwebet und wir mit ihm allzuſehr bekannt werden. Die lieblichſte Ausſicht verliehrt durch die Gewohnheit alle Annehmlichkeit für uns; ja, die Gewohnheit machet uns nicht ſelten ſo unachtſam, daß wir auch die größten Wunder der Natur nichts achten. Was die Menſchen zu ihrem nothwendigen und täglichen Gebrauche vonnöthen haben, das hat gemeiniglich nichts Erhabenes an ſich, da es nichts Seltenes, ſondern leicht zu bekommen iſt; hingegen iſt das Auſſerordentliche allezeit wunderbar (*). Die Erfahrung hat dieſe Wahrheit genugſam beſtätiget. Nicht alles, was natürlich und wahr iſt, hat die Kraft, die Sinnen und das Gemüth auf eine angenehm ergötzende Weiſe zu rühren und einzunehmen, ſondern dieſe Gabe kömmt allein dem Neuen, Ungewohnten, Seltſamen und Auſſerordentlichen zu; da auch das Schöne, das Groſſe und Wunderbare ſelbſt uns ohne den Schein der Neuheit nicht bewegen kann. Es iſt alſo nicht genug, daß die Schilderungen eines Dichters auf die Wahrheit gegründet ſind; ſie müſſen noch mit einer ungemeinen und ungewohnten Neuheit verknüpfet ſeyn. Das poetiſche Wahre iſt der Grund des Ergötzens, weil das Unnatürliche und Unmögliche uns niemals gefallen kann; aber die Neuheit iſt eine Mutter des Wunderbaren und hiemit eine Quelle des Ergötzens. Selbſt die philoſophiſche Wahrheit, die auf die Erleuchtung des Verſtandes zielet, kann uns nicht gefallen, wenn ſie nicht neu und unbekannt iſt. Aus dieſer Urſache hat die Fabel ſchon in den älteſten Zeiten ihren Urſprung bekommen, weil man nemlich bedacht ſeyn mußte, dem Menſchen durch dieſes Mittel die nütz-

lich-

(*) Longin in der 35. Abtheilung vom Erhabenen ſpricht: Εὐπόριστον μὲν ἀνθρώποις τὸ χρειῶδες, ἢ καὶ ἀναγκαῖον, θαυμαστὸν δ' ὅμως ἀεὶ τὸ παράδοξον.

lichſten, aber zugleich bekannteſten moraliſchen Wahrheiten auf eine angenehme Weiſe beyzubringen. Ariſtoteles beweiſet ſchon in ſeiner poetiſchen Kunſt, daß das Wunderbare allemal angenehm iſt, aus dem Fleiſſe, den jeder Erzählender anwendet, die Wahrheit aufzuputzen und ihr einen Zuſatz zu geben, damit ſie den Zuhörern deſto gefälliger werde. Wenn wir daher das Neue und Ungemeine für die einzige Quelle des Ergötzens halten, welches die Poeſie hervorbringt: ſo begreifen wir unter dieſem Titel des Neuen alles dasjenige, was nicht durch den täglichen Gebrauch und Umgang bekannt und gewohnt und daher auch nicht in dem Wahne der Menſchen gering und verächtlich worden iſt; alles alſo, was ſelten gefunden wird, was der Zeit oder des Ortes halber von unſerer Einſicht allzuweit entfernet iſt; was mit unſern Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht übereinſtimmet und eben durch ſeinen fremden Aufzug die Sinnen kräftig einnimmt und eine aufmerkſame und angenehme Bewunderung in uns verurſachet. Da wir nun alles, was uns gefällt und uns beluſtiget, ſchön zu nennen pflegen; uns aber nichts gefallen noch uns beluſtigen kann, als was auf die Wahrheit gegründet und dabey neu iſt: ſo ſehen wir zugleich, worinn das poetiſche Schöne beſteht; es iſt nehmlich ein hell leuchtender Stral des Wahren, welcher mit ſolcher Kraft auf die Sinnen und das Gemüth eindringt, daß wir uns, ſo ſchwer auch die Achtloſigkeit auf uns liegt, nicht erwehren können, denſelbigen zu fühlen; es iſt unſere angebohrene vorwitzige Begierde nach Wiſſenſchaft mit einem Abſcheu gegen alle Unwiſſenheit vergeſellſchaftet. Wie nun eine jede Begierde ein angenehmes Vergnügen hinterläßt, wenn ſie des vermeinten Gutes, wornach ſie ſich ſehnet, theilhaftig wird: alſo wird auch unſer Verlangen nach Wiſſen niemals ohne Ergötzen geſpeiſet. Je neuer demnach, je unbekannter, je un-

er-

erwarteter eine Vorſtellung iſt, deſto gröſſer muß auch das Ergötzen ſeyn. Nun aber kann nichts neueres ſeyn, als das Wunderbare, das uns durch das bloſſe Anſehen entzücket und mit Verwunderung anfället, und folglich iſt auch nichts angenehmer. Wenn die Sache, die uns der Poet vorſtellet, der Zeit oder des Ortes halben von uns entfernet iſt: ſo werden wir ihm Dank wiſſen, wenn er uns dieſelbe durch ſeine Kunſt herbeybringt, daß wir ſie als mit unſern Augen betrachten und bewundern können, ſo, daß wir ungeachtet der Entfernung des Ortes und der Zeit die Sachen und die Perſonen vor uns gegenwärtig haben, ſie handeln und reden hören, faſt auf eben die Weiſe, wie uns die äuſſerlichen Sinnen ſolche hätten ſehen und hören laſſen können, wenn wir zu derſelben Zeit und in demſelben Orte zugegen geweſen wären. Bey dieſer Wahl und Erfindung neuer Sachen und Wahrheiten, die uns durch den bloſſen Vortheil ihrer Neuheit einnehmen und gefallen können, müſſen wir nicht glauben, daß dieſe Quelle des Schönen und Neuen zu unſern Zeiten ganz vertrocknet oder ſonſt erſchöpfet ſey; vielweniger, daß der nach dem Neuen begierige und eifrige Fleiß des Menſchen in der Zeit von etlichen Jahrtauſenden ſchon alles erdacht und erfunden habe, was ſich hat ſagen laſſen, ſo daß nichts mehr zurück, und uns nichts, als der Ruhm geſchickter Ueberſetzer, übrig geblieben wäre (*). Nein; die Natur iſt in ihrem Vermögen unerſchöpflich und in dem Fleiſſe ihrer Arbeit ganz unermüdet. Das Reich der Natur iſt ſo geraum und weitläuftig, hingegen ſind die menſchlichen Sinnen ſo blöde und eingeſchränkt, daß auch die allergröſſeſte Fertigkeit des menſchlichen Geiſtes viel zu ſchwach iſt, den Reichthum der Natur in ihrem

(*) TERENT.
Nihil dictum eſt, quod non dictum ſit prius.

ihrem unbegränzten Umfange nur mit den Gedanken zu ermeſſen, geſchweige durch die Nachahmung zu erſchöpfen. Der nachforſchende Fleiß der Menſchen wird in dem Reiche der Natur immer neue Materien finden, ſeine Neugierde zu nähren und je tiefer er in ihre Geheimniſſe eindringt: deſto lebendiger wird er den unerſchöpflichen Abgrund derſelben erkennen und ſich tauſendmal eher müde, als ſatt ſehen. Es iſt auch ſo ferne, daß der Vortheil, welchen diejenigen genoſſen haben, die vor uns geweſen ſind, uns den Muth zu neuen Unternehmungen beſchneiden ſollte, daß uns vielmehr ihr Exempel aufmuntern und uns die gute Zuverſicht beybringen kann, wenn wir dieſen Rieſen auf die Schultern ſtehen, werden wir noch viel weiter ſehen können, als ſie geſehen haben. Wenn dieſe faule und arbeitſcheue Zaghaftigkeit jene Römiſchen Dichter, welche in allen Theilen der Wohlredenheit die vollkommenſten Muſter der Griechen vor ihnen gehabt hatten, eingenommen hätte, oder wenn noch in den jüngſt vergangenen Zeiten **Moliere**, **Corneille**, **Racine**, **Boileau**, **Milton**, **Pope**, **Opitz**, **Haller** ſich durch dergleichen Wahn hätten niederſchlagen laſſen, wo wären ihre berühmten und unſterblichen Werke, die kein Roſt der Zeiten jemals verzehren wird (*)? Dieſe allgemeine Betrachtung des poetiſchen Schönen, Neuen und Wunderbaren, welches dem Wahren alle Kraft und Stärke, auf das menſchliche Gemüth einzudringen, mittheilet, muß nun mit einigen abſonderlichen Anmerkungen begleitet werden, damit ſie in ein helleres Licht geſetzet und gegen allen Widerſpruch verwah-

(*) PHAEDRVS *fab. Aeſop.*
Materia tanta abundat copia
Labori faber vt deſit, non fabro labor.
— — — — cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc nec lucidus ordo.
S. Dubos kritiſche Betrachtungen über die Poeſie und die Malerey, in dem 27. Abſchnitte des I. Th.

wahret werde. Erſtlich können wir demnach dieſe entzückende Anmuth und wunderbare Kraft der Neuheit allerley Dingen ohne Unterſchied ihrer Gröſſe oder Kleinigkeit beylegen. Es ſcheint zwar, daß allein das Hohe und Groſſe bewundernswürdig ſey (*). Das Groſſe machet zwar auch wirklich in Vergleichung mit dem Kleinen von einer gleichen Art einen weit ſtärkern Eindruck auf die Sinnen und hat allein die Kraft uns in Erſtaunen zu ſetzen. Es iſt bekannt, daß ein ſtärkerer Eindruck den ſchwächern allemal auslöſchet. Bey allem dem aber hat das Groſſe für ſich ſelbſt keine genugſame Kraft, Verwunderung zu erwecken, daß es ſowohl als das Kleine alle Kraft gar verliert, wenn es nicht neu und ungewohnt iſt. Das Kleine iſt in der Schöpfung eben ſo nothwendig, als das Groſſe und dienet ſowohl zu der Harmonie des Ganzen, als dieſes. Ja, dieſes heißt nur in Vergleichung mit dem Kleinen das Groſſe. Es wäre nichts Groſſes, wenn nichts Kleines wäre. Jenes beſteht aus dieſem. Zudem iſt die Natur in dem Kleinen eben ſo groß und wunderbar, als in dem Groſſen (**). Da die Poeſie eine Nachahmung der Schöpfung iſt: ſo muß das Kleine in derſelben eben ſo wohl als das Groſſe ſeine Stelle finden. Es gehöret nur die Sorge dazu, daß es am rechten Orte und in dem gehörigen Lichte geſetzet werde. Ein geſunder Verſtand, der mit einem gewiſſen Vorſatze ſchreibt und weiß, was für Eindrücke er an jedem Orte auf das Gemüth machen ſoll und was für Sinnbilder ſolches zuwege bringen, wird dieſe Sorgfalt nicht ſchwer finden. Da nun der

poe-

(*) S. Longin in der 35. Abtheilung vom Erhabenen.

(**) PLINIVS *hiſt. nat. Lib. XI.* Rerum natura nusquam magis quam in minimis tota. *Lib. XXXVII. praef.* In arctum coacta rerum naturae maieſtas multis nulla ſuâ parte mirabilior.

poetiſche Pinſel das Vermögen hat, dem Gemüthe dieſe Schönheiten des Kleinen ſowohl als des Groſſen, die dem bloſſen Auge unbekannt ſind, recht lebhaft vorzumalen: ſo iſt daraus offenbar, daß das poetiſche Schöne in dem Kleinen wie in dem Groſſen Platz habe und daß die poetiſchen Schildereyen dem Verſtande auch in ſichtbaren Dingen ſolche wunderbare Schönheiten vor Augen legen können, die dem ſinnlichen Auge ganz verſchloſſen ſind. Ueberdieß begreifen wir unter dem Namen des poetiſchen Schönen alles, was das Gemüth des Leſers durch die poetiſche Vorſtellung entzücket und mit einem ſüſſen Ergötzen erfüllet. Es iſt ſchon oben erwieſen worden, daß alle Dinge, die in der Wahrheit gegründet und dabey neu und wunderbar ſind, dieſe Wirkung mit ſich führen; ſie mögen nun in ihrer nackenden Geſtalt den äuſſerlichen Sinnen groß oder klein, angenehm oder widrig vorkommen. Wir fügen eine andere Anmerkung bey, die ſich auf die Natur deſſen gründet, was wir neu und bewundernswürdig zu nennen pflegen. Sie beſteht darinnen, daß einigen etwas in der Natur als fremd, ſeltſam, neu und wunderbar vorkommen kann, was andern ganz bekannt und etwas gewöhnliches iſt, daher es denn auch bey dieſen ſeine angenehme Kraft zu bewegen verliert. Dieſe wunderbare Neuheit in den Vorſtellungen liegt demnach eigentlich nicht in denen Sachen, die uns vorgeſtellet werden; ſondern in den Begriffen deſſen, der von einer Vorſtellung nach ſeiner Empfindung urtheilet. Das ungleiche Urtheil, welches von dem Neuen gefället wird, rühret theils von der ungleichen Gelegenheit her, die dem Menſchen in dieſer Welt vergönnet iſt, ſich nach dem zufälligen Stande ſeines mit Werkzeugen der Sinnen begabten Körpers mit gewiſſen Gegenſtänden mehr, mit andern weniger bekannt zu machen; theils entſteht es von der un-

ungleichen Fähigkeit und dem daher rührenden verſchiedenen Maaſſe der Erkenntniß, welches Urſache iſt, daß noch unerfahrene Kinder alle Sachen ohne Unterſchied mit einer dummen Bewunderung angaffen, weil ihnen alles fremd, neu und ſeltſam vorkommen muß. Niemand wird ſich vornehmen, erwachſene Männer, die Witz und Erfahrung haben, mit dergleichen Erzählungen und Mährchen, an welchen er die Kinder ſich beluſtigen ſieht, erfreuen zu wollen. In die Claſſe der Kinder gehöret aller Pöbel des menſchlichen Geſchlechts, der ſich um die Erkenntniß der Wahrheit nicht bekümmert und in derſelben ein Kind iſt (*). Da nun das wunderbare Neue nicht in den Sachen ſelbſt, die uns auf eine angenehme Weiſe entzücken, ſtecket, ſondern in dem Urtheile der Menſchen nach dem ungleichen Maaſſe ihrer Erkenntniß gegründet iſt: ſo iſt es unmöglich, die Kraft, eine angenehme Verwunderung zu erwecken, die wir dem poetiſchen Neuen zugeeignet haben, an gewiſſe abſonderliche Gegenſtände und Arten der Vorſtellung eigentlich zu binden und einzuſchränken. Man kann indeſſen doch überhaupt ſagen, daß die Dichtung die reicheſte Quelle des Neuen und Wunderbaren ſey und daß das Neue, welches ſie aus ihrem eigenen Schooſſe an das Licht hervorbringt, allgemein und jedermann zu rühren fähig ſey; vornehmlich aber thut es dieſe Wirkung in einem hohen Grade auf diejenigen, für welche die Poeſie eigentlich gewidmet iſt. Dieſe muß befliſſen ſeyn, das Ergötzen des größten Theils der Menſchen zuwege zu bringen und nicht bloß etliche wenige an Verſtand, Wiſſenſchaft und tiefer Einſicht über das gemeine Loos der Menſchen erhabene Geiſter zu befriedigen. Für ſolche iſt die Poeſie nicht erfunden worden, weil dieſelben eines höhern, edlern und von den Sinnen ganz abgezogenen Ergötzens fähig ſind. Die na-

(*) Denique non omnes eadem mirantur amantque.

nackende Wahrheit hat für dieſe ſo viel anzügliches, daß es ihnen nothwendig verdrüßlich fallen muß, wenn ihre Schönheiten ihnen aus dem Geſichte entzogen und verſtecket werden, ob dieſes gleich durch den prächtigſten Schmuck der Kleidung geſchähe. Jedoch weil auch ſolche erhabene Geiſter einen Gefallen daran haben müſſen, wenn die von ihnen durch tiefes Nachſinnen oder ſonſt erkannten Wahrheiten allgemein gemachet werden: ſo muß die Poeſie, als das bequemſte Mittel dazu, bey ihnen dennoch in einem hohen Werthe ſtehen. Was nun insbeſondere die nach Zeit und Ort ſo verſchiedenen Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche und Meinungen ganzer Völker anbelanget: ſo muß man freylich geſtehen, daß das poetiſche Schöne in dieſer Abſicht am wenigſten an eine beſondere Zeit oder Ort gebunden und veſtgeſtellet werden kann, weil dieſe Sachen durch ihre ſtete Veränderung den Begriff von dem Schönen und den Preis des wunderbaren Neuen in dieſem Stücke zugleich mit verändern. Was zu einer Zeit für ſchön, anſtändig und wunderbar gehalten worden iſt, das kann bey geänderten Sitten in Vergleichung mit neuen Begriffen von dem Schönen einen ganz widrigen Eindruck machen (**).

§. 182.

Wer dieſe Erklärung von dem Neuen, als der Quelle aller poetiſchen Schönheit, betrachtet, der wird leicht einſehen, daß auch dieſes Neue ſeine verſchiedenen Grade und Stufen haben müſſe, je nachdem es mehr oder weniger von unſern Sitten abgeht und ſich entfernet. Nach dem Grade dieſer Entfernung wächſt und verſtärket ſich die Verwunderung, die durch das Gefühl dieſer Neuheit in uns entſteht. Wenn denn nun dieſe Entfernung

(**) S. die Anmerkungen des Herrn Dacier über das 25ſte Cap. der Poetik des Ariſtoteles.

nung ſo weit fortgeht, bis eine Vorſtellung unſern gewöhnlichen Begriffen, die wir von dem ordentlichen Laufe der Dinge haben, entgegen zu ſtehen ſcheint: ſo verliert ſie den Namen des Neuen und erhält an deſſen ſtatt den Namen des Wunderbaren. Sobald ein Ding, welches das Zeugniß der Wahrheit oder Möglichkeit hat, mit unſern gewöhnlichen Begriffen zu ſtreiten ſcheint: ſo kann es uns nicht bloß als neu und ungewohnt vorkommen, ſondern es wird das Gemüth in eine angenehme und verwunderungsvolle Verwirrung hinreiſſen. Dieſe entſpringt daher, weil wir mit unſerm Verſtande durch den reitzenden Schein der Falſchheit durchgedrungen und in dem vermeinten Widerſpruche ein geſchicktes Bild der Wahrheit und eine ergötzende Uebereinſtimmung gefunden haben. Demnach iſt das Wunderbare in der Poeſie die äuſſerſte Stufe des Neuen, da die Entfernung von dem Wahren und Möglichen ſich in einen Widerſpruch zu verwandeln ſcheint. Das Neue geht zwar von dem gewöhnlichen Laufe und der Ordnung der Dinge auch ab, doch entfernet es ſich niemals über die Gränzen des Wahrſcheinlichen. Wenn es uns in Vergleichung mit unſern Gewohnheiten und Meinungen noch ſo fremd und ſeltſam vorkömmt: ſo behält es doch immer den Schein des Wahren und Möglichen. Das Wunderbare hingegen legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab und nimmt einen unbetrüglichen Schein des Falſchen und Widerſprechenden an ſich. Es verkleidet die Wahrheit in eine ganz fremde, aber durchſichtige Larve, um ſie dem unachtſamen Menſchen deſto liebenswürdiger und angenehmer zu machen. In dem Neuen herrſchet dem Scheine nach das Wahre über das Falſche. In dem Wunderbaren hingegen hat der Schein des Falſchen die Oberhand über das Wahre. Wir begreifen demnach unter dem Namen des Wunderbaren alles, was von einem andern widerwärtigen Bildniſſe oder von einem für

wahr angenommenen Satze ausgeſchloſſen wird; was uns, dem erſten Scheine nach, unſern gewöhnlichen Begriffen von dem Weſen der Dinge, von den Kräften, Geſetzen und dem Laufe der Natur und allen vormals erkannten Wahrheiten in dem Lichte zu ſtehen und dieſelben zu beſtreiten dünket. Folglich hat das Wunderbare für den Verſtand immer einen Schein der Falſchheit, weil es mit den angenommenen Sätzen deſſelben in einem offenbaren Widerſpruche zu ſtehen ſcheint. Allein dieſes iſt nur ein Schein und zwar ein unbetrüglicher Schein der Falſchheit. Das Wunderbare muß immer auf die wirkliche oder mögliche Wahrheit gegründet ſeyn, wenn es von der Lüge unterſchieden ſeyn und uns ergötzen ſoll. Denn wofern der Widerſpruch zwiſchen einer Vorſtellung und unſern Gedanken eigentlich und gegründet wäre: ſo könnte eine ſolche Vorſtellung eben ſo wenig eine Verwunderung in uns gebähren, als eine offenbare Lüge oder die Erzählung lediglich unmöglicher und unglaublicher Dinge den Geiſt des Menſchen rühren und beluſtigen kann. Wenn das Wunderbare aller Wahrheit beraubet ſeyn dürfte: ſo wäre der gröbſte Lügner der beſte Poet und die Poeſie wäre eine verderbliche Kunſt. Allein die vermeinten Ausſchweifungen der poetiſchen Phantaſie ſind mit einer wunderbaren Urtheilskraft begleitet und ein bequemes Mittel die Aufmerkſamkeit des Menſchen zu erhalten und ſeine Beſſerung zu befördern. Das Wunderbare iſt demnach nichts anders, als ein vermummetes Wahrſcheinliches. Der Menſch wird nur durch dasjenige gerühret, was er glaubt; darum muß ihm der Poet nur ſolche Sachen vorlegen, die er glauben kann und welche zum wenigſten den Schein der Wahrheit haben. Der Menſch verwundert ſich hingegen nur über dasjenige, welches er für etwas auſſerordentliches hält; darum muß ihm der Poet nur ſolche Sachen vorlegen, die auſſer der Ordnung des

gemeinen Laufes ſind; und um dieſe beiden Grund-regeln, die einander ſo ſehr zuwider zu laufen ſcheinen, mit einander zu vergleichen: ſo muß der Poet über das Wunderbare die Farbe der Wahrheit ziehen und das Wahrſcheinliche in die Farbe des Wunderbaren einkleiden. Auf der einen Seite ſind die Begebenheiten, welche, weil ſie allzuwunderbar ſind, aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, nicht fähig den Menſchen zu rühren. Auf der andern Seite machen die Begebenheiten, welche ſo wahrſcheinlich ſind, daß ſie aufhören wunderbar zu ſeyn, den Menſchen nicht aufmerkſam genug. Mit den Meinungen verhält es ſich eben ſo, wie mit den Begebenheiten. Die Meinungen, die nichts wunderbares in ſich haben, ſcheinen platt und abgeſchmackt. Jedermann, heißt es, hätte dieſes denken können. Hingegen ſcheinen allzuwunderbare Meinungen falſch und übertrieben. In den alten Romanen von irrenden Rittern fehlet es fürwahr an dem Wunderbaren nicht; ſie ſind im Gegentheile damit angefüllet; aber ihre Erdichtungen ohne Wahrſcheinlichkeit und ihre allzuwunderbaren Begebenheiten verurſachen bey Leſern von geſetztem Urtheile lauter Eckel. Kurz, das Wunderbare kann einem richtigen Kopfe nicht gefallen, wenn es nicht mit dem Wahrſcheinlichen künſtlich vereiniget und auf daſſelbe gegründet iſt. Da nun in dieſer Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen die vornehmſte Schönheit und Kraft der Poeſie beſteht: ſo muß jetzt die Natur des poetiſchen Wahrſcheinlichen erkläret werden, nachdem die Natur des poetiſchen Wunderbaren erkläret worden iſt. Alsdann wird es leicht ſeyn, ein jedes dieſer beiden Stücke in ſeine gehörigen Gränzen einzuſchlieſſen. Wir verſtehen durch das Wahrſcheinliche in der Poeſie alles, was nicht von einem andern widerwärtigen Begriffe oder einem andern für wahr angenommenen Satze ausgeſchloſſen wird; was alſo nach unſern Begriffen eingerichtet zu ſeyn und mit unſerer Erkenntniß, dem Weſen der Dinge und dem

Laufe

Laufe der Natur übereinzukommen ſcheint; alles alſo, was in gewiſſen Umſtänden und unter gewiſſen Bedingungen nach dem Urtheile der Verſtändigen möglich iſt und keinen Widerſpruch in ſich hat. Dieſes Wahrſcheinliche gründet ſich demnach auf eine Vergleichung mit unſern Meinungen, Erfahrungen und angenommenen Sätzen, nach welchen wir unſern Beyfall einzurichten und die Glaubwürdigkeit einer Vorſtellung zu beurtheilen pflegen und es beſteht in einer Uebereinſtimmung mit denſelben. Hiemit iſt es nicht dem lediglich Unmöglichen, wie das Wahre; ſondern dem Wunderbaren, welches nur einen Schein der Falſchheit hat, entgegen geſetzet. Es iſt an einem andern Orte angemerket worden, daß in dem weitläuftigſten Verſtande alles wahrſcheinlich genennet werden kann, was durch die unendliche Kraft des Schöpfers der Natur möglich iſt; alles alſo, was mit den erſten und allgemeinen Grundſätzen, auf welchen alle Erkenntniß der Wahrheit beruhet, in keinem Widerſpruche ſteht. Das Unmögliche und ſich ſelbſt Widerſprechende hat auch in der Macht des Schöpfers keinen Grund der Wahrheit und der menſchliche Verſtand kann ſolches keineswegs begreifen. Was mit ſich ſelbſt beweiſenden Grundſätzen ſtreitet, das iſt eine offenbare Lüge und hat in keinen Umſtänden und unter keiner Bedingung einige Möglichkeit. Es iſt auch lediglich unmöglich, daß durch die göttliche Kraft ſelbſt etwas von dieſer Art ſeyn könne. Das Unwahrſcheinliche in der Poeſie hat allemal eine Möglichkeit, ſchlechterdings zu reden, die in der Macht des Schöpfers der Natur gegründet iſt. Es iſt nur allein unwahrſcheinlich und unmöglich in Abſicht auf gewiſſe ausgeſetzte Bedingungen und Umſtände, mit und in welchen es vorkömmt, wenn es mit denſelben in einem Widerſpruche ſteht, ob es gleich unter andern Bedingungen und in andern Umſtänden nicht unmöglich wäre.

Der Schöpfer der Natur hat allen erſchaffenen Dingen ein ausgeſetztes Weſen, Kraft und Vermögen mitgetheilet; er hat ihnen gewiſſe Geſätze vorgeſchrieben, nach welchen ſie ihre Handlungen einrichten müſſen; er hat ſie auch der Zeit und des Ortes halber nach gewiſſen Abſichten mit einander verknüpfet. Was nun durch die Kraft dieſer erſchaffenen Weſen nach den beſtimmten Geſätzen der Bewegung und dem Laufe der Natur in gewiſſen Umſtänden möglich iſt, das iſt wahrſcheinlich, weil es mit unſern gewöhnlichen Begriffen übereinſtimmt. Dieſes Wahrſcheinliche iſt von dem Wahren allein darinnen unterſchieden, daß es kein genugſames Zeugniß der Wirklichkeit hat. Weil aber die gegenwärtige Einrichtung der Welt der wirklichen Dinge nicht ſchlechterdings nothwendig iſt: ſo hätte der Schöpfer bey andern Abſichten Weſen von einer ganz andern Natur erſchaffen, dieſe in eine andere Ordnung zuſammen verbinden und ihnen ganz andere Geſätze vorſchreiben können. Da nun die Poeſie eine Nachahmung der Schöpfung und der Natur nicht nur in dem Wirklichen, ſondern auch in dem Möglichen iſt: ſo muß ihre Dichtung, die eine Art der Schöpfung iſt, ihre Wahrſcheinlichkeit entweder in der Uebereinſtimmung mit den in gegenwärtiger Zeit eingeführten Geſätzen und in dem Laufe der Natur, oder aber in den Kräften der Natur, welche ſie bey andern Abſichten nach unſern Begriffen hätte ausführen können, gründen. Beidemal beſteht die Wahrſcheinlichkeit darinnen, daß die Umſtände mit der Abſicht übereinſtimmen; daß ſie ſelber in einander gegründet ſeyn und ſich zwiſchen denſelben kein Widerſpruch erzeige. Bey der Erdichtung und Vorſtellung ganz neuer Weſen und neuer Geſätze muß der Poet eine groſſe Vorſicht und Behutſamkeit gebrauchen, damit das Wunderbare nicht unglaublich werde und nicht allen Schein der Wahrheit verliere. Er muß deswegen ſeine Freyheit zu erdichten wenigſtens nach dem Wahne des größten Haufens der Men-

ſchen

ſchen einſchränken und nichts vorbringen, als wovon er weiß, daß es ſchon einigermaſſen in demſelben gegründet iſt. Hierzu gehöret dasjenige, was entweder war, oder jetzo iſt, oder was zu ſeyn ſcheint und was laut der Sage iſt, oder was ſeyn ſoll (*). Dieß iſt der Grundſtein und das Band der Vereinigung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen. Die Wahrſcheinlichkeit und die Möglichkeit auch der ſeltſamſten und wunderbarſten Vorſtellungen muß entweder in dem Zeugniſſe der Geſchichte, oder der Sage und eines angenommenen Wahnes, oder in einer Vermehrung oder Verwunderung der wirklichen Vollkommenheiten gegründet ſeyn. Das Wahrſcheinliche muß demnach von der Einbildung beurtheilet werden und die Grundſätze, auf welche dieſe ihr Urtheil gründet, ſind folgende: 1. Was durch glaubwürdige Zeugen beſtätiget wird, das kann man annehmen. 2. Den Vorſtellungen der Sinnen darf man trauen. 3. Was bey einem groſſen Haufen der Menſchen Glauben gefunden hat und eine Zeitlang von einem Geſchlechte zu dem andern fortgepflanzet worden iſt, das iſt nicht zu verwerfen. 4. Was nach gewiſſen Graden eingeſchränket iſt, das kann vollkommener oder unvollkommener ſeyn. 5. Was einmal geſchehen iſt, das kann wieder geſchehen. Was nun mit dieſen und andern dergleichen Grundſätzen des Wahnes übereinſtimmet, wenn es auch dem reinen Verſtande noch ſo wunderbar und widerſinnig vorkommen ſollte, das iſt für die Einbildung glaublich und wahrſcheinlich. Man muß alſo das Wahre des Verſtandes und das Wahre der Einbildung wohl unterſcheiden. Es kann dem Verſtande etwas falſch zu ſeyn dünken, welches die Einbildung

(*) Ariſtoteles in ſeiner Poetik von der poetiſchen Materie eignet derſelben zu: ἢ οἷα ἦν, ἢ ἔστιν, ἢ οἷά φασι καὶ δοκεῖ, ἢ οἷα εἶναι δεῖ.

für wahr annimmt; hingegen kann der Verſtand etwas für wahr erkennen, welches der Phantaſie als unglaublich vorkömmt. Es iſt daher gewiß, daß uns das Falſche bisweilen wahrſcheinlicher iſt, als das Wahre. Das Wahre des Verſtandes gehöret für die Weltweisheit, hingegen eignet ſich der Poet das Wahre der Einbildung zu. Daher muß der Poet die unmöglichen Dinge, wenn ſolche nur wahrſcheinlich ſind, denen möglichen, die bey ihrer Möglichkeit unglaublich ſind, vorziehen (**). Er hat nicht nöthig ſeine Vorſtellungen für wahr zu verkaufen; wenn ſie nur nicht unglaublich ſind: ſo eröfnen ſie ihm ſchon den Zugang zu dem menſchlichen Herzen, ſo daß er dadurch die erfoderliche Wirkung auf daſſelbe thun kann. Die eigenthümliche Kunſt des Poeten beſteht demnach darinnen, daß er die Sachen, die er durch ſeine Vorſtellung angenehm machen will, von dem Anſehen der Wahrheit bis auf einen gewiſſen Grad künſtlich entferne; jedoch allezeit in dem Maaſſe, daß man den Schein der Wahrheit auch in ihrer weiteſten Entfernung nicht gänzlich aus dem Geſichte verliere. Folglich muß der Poet das Wahre als wahrſcheinlich und das Wahrſcheinliche als wunderbar vorſtellen und hiemit hat das poetiſche Wahrſcheinliche immer die Wahrheit, gleichwie das Wunderbare in der Poeſie die Wahrſcheinlichkeit zum Grunde. Beide, das Wunderbare und das Wahrſcheinliche, haben demnach ihre Grade und Stufen, nach welchen ſie ſich einander bis zur Vermiſchung nähern, oder ſich von einander bis an ihre äuſſerſten Gränzen entfernen. Je nachdem der Schein der Wahrheit über den Schein der Falſchheit mehr oder weniger die Oberhand hat; je mehr das Wunderbare in einer Vorſtellung ſteigt und wächſt, deſto mehr verbirgt und vermin-

(**) S. Ariſtoteles im 25ſten Cap. der Poetik.

mindert ſich das Wahrſcheinliche; je offenbarer hingegen der Schein der Wahrheit iſt, deſtomehr verliert ſich das Wunderbare. Es ſind auch die Urtheile der Menſchen von dem Wunderbaren und Wahrſcheinlichen ſehr ungleich und unterſchiedlich. Alles dasjenige, was für die Gelehrten wahrſcheinlich iſt, iſt es gleichfalls für das gemeine Volk; aber nicht alles das, was für die Unwiſſenden wahrſcheinlich iſt, iſt es auch allemal für die beleſenen Leute. Die Verwunderung und die Leichtglaubigkeit ſind Töchter der Unwiſſenheit. Daher lieſt der rohe und unwiſſende Pöbel gemeiniglich die abentheuerlichſten Erzählungen mit dem größten Ergötzen, welches nicht geſchehen könnte, wenn dieſelben ihm unglaublich und unwahrſcheinlich vorkämen. Wenn man die Kräften der Natur nicht kennet und nicht fähig iſt, die weiſe Verknüpfung der Umſtände unter einander und mit den Abſichten einzuſehen: ſo iſt man nicht geſchickt, das Unwahrſcheinliche zu entdecken. Je genauer hingegen jemand die Geſätze und Kräften der Natur und das Weſen der Dinge kennet, deſto beſſer wird es ihm gelingen, das Wahrſcheinliche genau und richtig zu beſtimmen und deſto mehr Fertigkeit wird er in Unterſcheidung des Abentheuerlichen von dem Wunderbaren zeigen. Von dieſer beſondern Art der poetiſchen Vorſtellungen, in welchen das Wunderbare mit dem Wahrſcheinlichen künſtlich verbunden iſt, entſteht die bezaubernde Kraft der Dichtkunſt. Der Zauberer täuſchet uns auf eine angenehme Weiſe durch den geborgten Schein der Wahrheit und Wirklichkeit; der Poet hingegen hintergeht uns auf eine noch unſchuldigere Weiſe zum Behuf der Wahrheit durch einen angenommenen Schein der Falſchheit. Es iſt aber das menſchliche Gemüth ſo beſchaffen, daß es beidemal in Verwunderung geſetzet wird, es ſey, daß wir die Unmöglichkeit deſſen

erkennen, was wir dem erſten Anſcheine nach für wahr und möglich gehalten hatten, oder daß wir die Wahrheit und Möglichkeit deſſen einſehen, was wir zuvor für falſch und unmöglich angeſehen hatten. Das widerſinnige Ausſehen einer ſolchen Vorſtellung zieht unſere Aufmerkſamkeit nothwendig an ſich und verheiſſet unſerer Wiſſensbegierde eine wichtige und namhafte Vermehrung. Die nachfolgende Beſchäftigung des Gemüthes, da es die Vorſtellungen mit ſeinen Begriffen und angenommenen Sätzen vergleicht; da es durch den Schein der Falſchheit durchdringt und in dem vermeinten Widerſpruche eine Uebereinſtimmung und Vollkommenheit entdecket, muß nothwendig angenehm und mit Ergötzen verknüpfet ſeyn; zumal, da dieſe Entdeckung die unſchuldige Liſt des Poeten recht wunderſam machet und unſere Eigenliebe und die vortheilhafte Meinung von unſerer eigenen Geſchicklichkeit nähret. Nach dieſer allgemeinen Abhandlung von dem poetiſchen Wunderbaren und deſſen künſtlicher Verbindung mit dem Wahrſcheinlichen müſſen wir jetzt bedacht ſeyn, die Quellen des Wunderbaren aufzuſuchen. Die erſte und vornehmſte Quelle deſſelben, die von dem Wahrſcheinlichen am weiteſten entfernet iſt, findet ſich bey derjenigen Art der Erdichtung, da der Poet die Natur nicht bloß in dem, was wirklich iſt, und nach den eingeführten Geſätzen in einer andern Einrichtung der Welt möglich wäre, nachahmet; ſondern durch die Kraft ſeiner Phantaſie ganz neue Weſen erſchafft und entweder ſolche Dinge, die keine Weſen ſind, als wirkliche Perſonen aufführet, denſelben Leib und Seele mittheilet und ſie geſchickt machet, allerley vernünftige Handlungen und Meinungen anzunehmen; oder diejenigen Weſen, die ſchon wirklich ſind, zu der Würde einer höhern Natur erhebt, indem er den lebloſen Geſchöpfen Meinungen und Gedan-

danken leihet, wenn er unbelebten Weſen Gedanken und Reden zuſchreibt; oder den Thieren mehr Witz und Vernunft leihet, als ſie in ihrer Sphäre haben und ihnen auch die deutliche und wohl abgetheilte Stimme, die ihnen mangelt, mittheilet. Aus jenem iſt die allegoriſche, aus dieſem die äſopiſche Art der Fabel entſtanden. Was nun erſtlich die erſte von dieſen beiden betrifft, da allegoriſche Perſonen aufgefüh- ret werden: ſo müſſen wir in Anſehung dieſer Perſo- nen uns erinnern, daß die meiſten derſelben viele Jahr- hunderte alt ſind. Sie haben ihren Stand ſeit vielen Jahren hergebracht; ſie haben ſich auf ſo vielen Schau- plätzen gezeiget, daß auch ein Halbgelehrter ſie gleich erkennet; ſie haben, ſo zu ſagen, bey den Menſchen das Bürgerrecht erhalten. Sie ſtehen alſo in einem Rechte mit den heidniſchen Gottheiten, welche zwar in dem Heidenthume, wo der gemeine Mann in dem Wahne ſtund, daß es wirkliche Weſen wären, hiſto- riſche Perſonen waren, aber in den Gedichten unſerer chriſtlichen Dichter nicht anders, als allegoriſche Per- ſonen eingeführet werden können, ausgenommen wenn ſie die Materie ihrer Erzählung und ihre Scenen aus den Zeiten des Heidenthums hergenommen haben. Und ſo kann man ſagen, daß dieſe allegoriſchen Perſonen durch ihre öftere Wiederkunft ganz bekannt worden und ſich durch ſo viele Erſcheinungen in den Werken der Poeten einen allgemeinen Ruf und Anſehen der Wahrſcheinlichkeit erworben haben. Was nun den Gebrauch dieſer Perſonen betrifft, ſo iſt derſelbe zwey- fach. Entweder führet der Poet in einem Gedichte lauter dergleichen allegoriſche Perſonen ein, oder er verbindet ſie mit den hiſtoriſchen Perſonen ſeines Ge- dichtes. Bey den allegoriſchen Gedichten, in welchen lauter erdichtete Perſonen vorkommen, iſt zu bemer- ken, daß eine allegoriſche Handlung keine anſtändige

Ma-

Materie für ein weitläuftiges oder dramatiſches Gedicht ſey. Sie hat allein in einem kurzen Gedichte Platz, wo der Poet in ſeinem Namen redet und alſo das Geheimniß ſeiner allegoriſchen Vorſtellung ſelbſt erklären und die Arbeit des Leſers erleichtern kann. Was aber zweytens die Einmiſchung allegoriſcher Perſonen in einem Gedichte von lauter hiſtoriſchen Perſonen betrifft: ſo iſt da eine gröſſere Behutſamkeit nothwendig, weil wir dieſe erdichteten Perſonen nicht anders anſehen können, als Chimären oder erdichtete Hirngeſpinſte und zur Luſt erſonnene Bilder, die von einer ganz andern und höhern Natur ſeyn würden, als die Menſchen ſind; daß es alſo wider alle Wahrſcheinlichkeit liefe, wenn dieſelben mit den hiſtoriſchen Perſonen gleichen Antheil an einer Handlung haben ſollten. Man hat daher die Regel vorgeſchrieben, daß die allegoriſchen Perſonen keine Hauptperſonen ſeyn oder eine Hauptrolle in der Handlung auf ſich haben ſollten, ſondern darinn nur Platz bekommen können, entweder als zufällige Eigenſchaften der vornehmſten Perſonen, oder um des Ausdruckes willen, da man vermittelſt der Erdichtung auf eine edlere Weiſe ſaget, was ſonſt, wenn es einfältig gegeben würde, platt herauskommen müßte. Aus demſelben Grunde iſt es für den Poeten auch nicht rathſam, daß er bey jeder Gelegenheit, da er es könnte, dergleichen erdichtete Weſen aufführen, oder daß er ihnen, wenn er ſie auch ſparſam auftreten läßt, allzuviel Platz in dem Gedichte einräumen ſollte. Die Aufmerkſamkeit des Leſers würde dadurch nur von den Hauptperſonen und der Haupthandlung abgeführet werden, welches der Hauptabſicht des Gedichtes nothwendig groſſen Nachtheil verurſachen müßte. Dieſe behutſame Beſcheidenheit haben die vortrefflichen Dichter des Alterthums beobachtet und uns mit ihrem Beyſpiele eine Regel gegeben (*). Dieſe

(*) Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

ſe allegoriſchen Weſen haben den Grund ihrer Wahrſcheinlichkeit zum Theil in den Metaphoren und andern verblümten Redensarten, welche in der Poeſie allen lebloſen Dingen die Empfindung, die Rede und die Gedanken mittheilen. Die meiſten allegoriſchen Beſchreibungen ſind nichts anders, als eine Sammlung und Verbindung ſolcher verblümten Redensarten, die einzeln und zerſtreuet ganz gewöhnlich ſind und niemand misfallen. Hierinnen liegt auch der Grund, warum eine allegoriſche Beſchreibung nicht zu weitläuftig und ihre Bedeutung offenbar ſeyn muß. Zum Theile aber beruhet dieſe Wahrſcheinlichkeit darauf, daß der Wahn des Menſchen geneigt und gewohnt iſt, ſich alles Unſichtbare unter einem körperlichen Bilde; und alles, wovon eine Wirkung herrühret, als eine Perſon vorzuſtellen. Was waren die heidniſchen Gottheiten anfangs anders, als allegoriſche Perſonen, bis ihnen die Leichtglaubigkeit der Menſchen ein wirkliches Weſen und gegenwärtiges Daſeyn verliehen hat? Hat ſie nicht das Licht der chriſtlichen Religion aus hiſtoriſchen Perſonen wiederum in allegoriſche erniedriget? Ferner, da wir in dem Chriſtenthume wiſſen, daß die Engel diejenigen Rüſtzeuge und Mittel ſind, durch welche Gott ſeinen allmächtigen Willen und ſeine Rathſchlüſſe gemeiniglich ausführet: ſo iſt ja nichts gewöhnlichers, als daß wir die Kräften, die Gott in die Natur geleget hat, weil ſie unſichtbar und wirkſam ſind, oder auch die Triebfedern und Mittel, die er in Ausführung ſeiner Gerichte brauchet, als Geiſter und wirkliche Perſonen anſehen (**). Was endlich

S. Longin vom Erhabenen in der neunten Abtheilung, Boileau in der vierten kritiſchen Erwägung und die Frau Dacier in ihren Anmerkungen über Homers Ilias im vierten B. v. 440.

(**) Brockes:
Die Heiden haben dort bald Nymphen, bald Naiaden,
Dryaden und Hamadryaden

lich diejenigen Weſen betrifft, die der Poet zu einer höhern Würde und in den Rang vornehmer Geſchöpfe erhebt, wenn er zum Exempel den lebloſen Dingen die Empfindung und den Thieren die Gedanken und die Rede mittheilet: ſo iſt dieſer Perſonen wegen anzumerken, daß ſie nicht tüchtig ſind, eine Rolle in einer poetiſchen Handlung zu ſpielen, ausgenommen, wenn es eine Handlung in einem Apologo, das iſt, einer lehrreichen Fabel oder einem Gleichniſſe iſt. Die Unterſuchung von dem Grunde ihrer Wahrſcheinlichkeit, von ihrem Urſprunge und ihrer ganzen Natur iſt eine Arbeit für tiefe Betrachtungen, welche eine eigene und weitläuftige Abhandlung erfodern, welche auch noch vorkommen ſoll. Wenn wir denn ferner aus der Welt dieſer phantaſtiſchen Weſen, die allein in dem Gehirne des Poeten erzeuget und von dem Wahne des Menſchen ernähret werden, in die unſichtbare Welt der Geiſter hinüber gehen: ſo eröfnet ſich

Im Waſſer, Feld und Wald erdacht,
Die gleichſam jedes Kraut theils machten, theils verſorgten.
Dieß war zwar ſchädlicher Abgötterey
Verworfne Brut und eitle Phantaſey,
Die nun die Chriſtenheit mit allem Recht verlacht:
Doch die zu Gottes Ehr geſchäftgen Geiſtigkeiten,
Die der Gewächſe Pracht, den Schmuck der Büſch und (Bäume
Vermuthlich zubereiten,
Sind nicht wie jene leeren Träume.

* *
*

Wer aber ihre Zier, Pracht, Farben und Figur,
Nutz, Eigenſchaft, Geruch und Wirkung der Natur
Betrachtet und beſieht,
Der glaubt faſt offenbar zu ſehn,
Wie unbekannte Geiſtigkeiten,
Auf ihres Schöpfers Wort und einziges Geheiß,
Zu ſeinem Ruhm in ungehemmtem Fleiß
Mit unſichtbarer Hand ſolch künſtlich Werk bereiten.

ſich uns eine neue Quelle des Wunderbaren. Da die Götter und Geiſter in allen Religionen für Weſen von einer andern und höhern Natur, als die menſchliche iſt, angeſehen und geglaubet worden; da ſie an ſich unkörperlich und unſichtbar ſind; da ihre Macht, ihre Wiſſenſchaft und andere Vollkommenheiten alle menſchlichen Begriffe weit überſteigen: ſo müſſen die poetiſchen Vorſtellungen aus der Welt der Geiſter in dem höchſten Grade wunderbar ſeyn. Die Geheimnißlehren und Wunderwerke haben in allen Glaubenslehren dem Scheine nach und in Vergleichung mit den Begriffen der menſchlichen Vernunft etwas widerſinniſches. Insbeſondere in der wahren Gottesgelahrtheit gründet ſich das Wunderbare auf den göttlichen Ausſpruch: **Meine Wege ſind nicht wie eure Wege und meine Gedanken ſind nicht wie eure Gedanken** (*). Wenn man die heidniſche Gottesgelahrtheit bey dem Lichte der wahren und durch die göttliche Offenbarung gereinigten Vernunft betrachtet: ſo hat ſie nur einen leeren Schein des Wunderbaren in ſich; in der That aber iſt ſie ganz abentheuerlich und ungereimt,

(*) S. Dubos in ſeinen kritiſchen Betrachtungen über die Poeſie und die Malerkunſt §. 23. Herr Bodmer hat ſich die Mühe gegeben, das vortreffliche epiſche Gedicht des berühmten Miltons, dieſes chriſtlichen Homers, von dem Verluſt des Paradieſes, welches ſowohl in Anſehung ſeiner Materie, als der Kunſt des Poeten den Namen eines göttlichen Gedichtes verdienet, gegen die Anklagen der Herrn Magny, Voltaire und einiger andern zu vertheidigen, und da ihre ſchwerſten Beſchuldigungen auf die Wahl der allzuhohen und wunderbaren Materie, welche nach ihrer Meinung in der Nachahmung keiner Wahrſcheinlichkeit fähig iſt, hinauslaufen, ſo wird man dieſe wichtige Materie nach allen ihren beſondern Stücken in dieſer Schutzſchrift für Milton ausgeführet vor ſich finden.

reimt, weil ſie in dieſem rechten Geſichtspunkte nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit übrig behält, ſondern mit allen geſunden Begriffen von der göttlichen Natur ſtreitet (**).

§. 183.

Die älteſten Dichter haben ſichs angelegen ſeyn laſſen, ſich bey dem menſchlichen Geſchlechte ein Anſehen zu erwerben und von ihm bewundert zu werden. Man bewundert aber nichts gemeines und alltägliches, ſondern lauter neue, ſeltſame und vortreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf etwas Ungemeines denken, dadurch ſie die Leute an ſich ziehen, einnehmen und gleichſam bezaubern könnten. In den älteſten Zeiten war dieſes eben nicht zu ſchwer. Allein je aufgeklärter die Zeiten wurden, deſto ſchwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden und die Aufmerkſamkeit dadurch zu gewinnen. Der Grund dieſer Bemühung aber ſteckt in der menſchlichen Neugierigkeit und die Wirkungen haben es gewieſen, daß ſie nicht vergebens geweſen. An ſich ſelbſt iſt dergleichen Mittel, die Leute aufmerkſam zu machen, ganz erlaubt; wenn man nur

(**) Ueber dieſe Materie verdienen folgende berühmte und ſcharfſinnige Kunſtrichter aufgeſchlagen zu werden. Unter den Alten: Porphyrius, Proklus, der eine beſondere Vertheidigungsſchrift für Homer gegen die Beſchuldigungen Platons an das Licht geſtellet hat, Palephatus, Heraklides, Ponticus, Euſtathius, ein berühmter Biſchoff von Theſſalonich. Unter den Neuern: die Frau Dacier in der Vorrede über ihre Ilias vom 13. Bl. bis zum 27ſten, und in der Streitſchrift von den Urſachen des verderbten Geſchmacks von Bl. 100. bis 114. der Herr Dacier über das 26ſte Kap. der Poetik des Ariſtoteles, ſonderlich Bl. 459. Pope in ſeinen Anmerkungen über Homer Bl. 41. 42.

nur den guten Endzweck hat, ſie bey der Beluſtigung zu beſſern und zu lehren. Man kann die Fabel ſelbſt von dem Wunderbaren nicht ganz ausſchlieſſen. Die menſchlichen Fabeln, die in Heldengedichten, Schauſpielen und Schäfergedichten hauptſächlich herrſchen, ſcheinen anfangs nicht viel Wunderbares in ſich zu begreifen; weil lauter Perſonen darinn vorkommen, die gewöhnlicher Weiſe in der Welt zu reden und zu handeln pflegen. Allein die Verwirrungen dieſer Fabeln, die manchfaltigen unvermutheten Zufälle, die ihren Hauptperſonen begegnen, die großmüthigen oder verzagten Entſchlieſſungen, die ſie dabey faſſen und andre ſolche Stücke mehr, machen eine ſonſt ganz wahrſcheinliche Fabel oft ſo wunderbar, als ob Bäume und Thiere mit einander geredet hätten oder als ob ein halb Dutzend Götter ſichtbar erſchienen wären. Wir können das Wunderbare in drey Gattungen eintheilen, davon die erſte alles, was von Göttern und Geiſtern herrühret; die andere alles, was von Glück und Unglück, von Menſchen und ihren Handlungen entſteht; die dritte, was von Thieren und lebloſen Dingen kömmt, in ſich begreift. Alle drey Arten ſetzen den Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes in Erſtaunen, wenn ſie nur wohl erſonnen und glücklich angebracht werden; alle drey müſſen auch nach gewiſſen Regeln eingerichtet werden, wenn ſie nicht kindiſch und lächerlich herauskommen ſollen. Das erſte Wunderbare, das die Götter verurſachen, iſt wohl ohne Zweifel der Beyſtand, den ſie dem Poeten ſelbſt leiſten ſollen. Daher entſtunden die häufigen Anrufungen derſelben, die wir in allen Arten der Gedichte antreffen, um nur für göttlich erleuchtete Männer gehalten zu werden, die, gleich den Propheten, nicht von ſich ſelbſt, ſondern aus höherer Eingebung geredet und geſchrieben hätten. Ein Poet darf alſo wohl in groſſen, epi-

ſchen und erhabenen; nicht aber in kleinen, dramatiſchen und niedrigen Gedichten die Muſen anrufen, denn zu dieſen ſind die Kräften eines Menſchen hinlänglich. Die epiſchen Gedichte heiſſen hier alle diejenigen, darinn der Poet ſelber redet, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführet. Hierinn geht es nun freylich an, daß er die Muſen nach Beſchaffenheit der Sache anrufen könne; ſie mögen nun von ernſthafter, oder luſtiger, oder ſcherzhafter Art ſeyn. Allein in dramatiſchen Gedichten oder Schauſpielen, wo der Poet gar nicht zum Vorſcheine kömmt, ſondern lauter andere Perſonen die Fabel ſpielen läßt, da iſt es gar wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß eine von denſelben entweder für ſich, oder im Namen der andern, den Beyſtand der Muſen anrufen ſoll. Dieſe Regel iſt auch von den Alten und Neuern beobachtet worden. Die erhabene Schreibart iſt von der gemeinen Art zu reden durch die edeln, geiſtreichen und feurigen Ausdrückungen ſehr unterſchieden. Wenn alſo ein Poet etwas recht Hohes ſchreibt, welches ihm nicht ein jeder nachzuthun vermögend iſt: ſo kann er ſich des Beyſtandes der Muſen mit guter Wahrſcheinlichkeit rühmen, ſie auch deswegen mit Rechte darum anrufen. Schreibt er aber ein kurzes Gedicht, oder ſonſt eine Kleinigkeit in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts Edles, nichts Feuriges, nichts Ungemeines hat: ſo wäre es lächerlich zu ſagen, daß er ſolches mit Hülfe der Muſen verfertiget hätte, welche ſich gewiß von ihren Hügeln nicht ſo tief herunter laſſen. Hier müſſen aber ſowohl die ſcherzhaften Heldengedichte, als auch gröſſere poetiſche Werke ausgenommen werden, da dieſe zuweilen einer edlen Schreibart fähig ſind. Die hiſtoriſchen Gedichte gehören für die Muſen, denn dieſe ſind Töchter der Mnemoſyne; die Wiſſenſchaft der alten Geſchichte iſt ihnen alſo eigen.

Bey dogmatiſchen Gedichten, beſonders in ungebundener Schreibart, wird niemand leicht den Beyſtand der Muſen anrufen; dieſe ſind nicht Göttinnen der Weisheit oder der Wiſſenſchaften, ſondern der Poeſie, der Muſik und der Geſchichte; überhaupt der freyen Künſte. Nun kommen die prophetiſchen Sachen, darinn manchmal ein Poet etwas künftiges vorherſagt. Hier wird man es wohl nicht von den Muſen fodern können, dem Poeten dergleichen bevorſtehende weit entfernte Begebenheiten vorher zu ſagen. Die Mythologie lehret nirgends, daß ſie Sybillen oder Wahrſagerinnen geweſen; vielmehr wird in dieſem Falle ein Dichter den weiſſagenden Gott **Apollo** um Hülfe und um die Offenbarung des Zukünftigen anrufen müſſen. Die andre Art des Wunderbaren rühret von den Göttern her und das ſind die Wunderwerke, die durch ihre unmittelbare Wirkung geſchehen. Die Poeten haben ſich derſelben in Heldengedichten und Tragödien ſehr häufig bedienet; ſie ſind aber nicht allezeit glücklich damit geweſen. Die göttliche Macht erſtrecket ſich auf alles Mögliche, aber auf nichts Unmögliches; man muß ſich alſo nicht auf ſie berufen, ſeine ungereimten Einfälle zu rechtfertigen. Alle ſolche Wunder ſind fehlerhaft, die entweder ohne Noth, oder nicht mit genugſamer Wahrſcheinlichkeit erdacht ſind (*). Was die heidniſchen Poeten von ihren Göttern für Wunderdinge haben geſchehen laſſen; das haben die chriſtlichen Dichter den Engeln und Teufeln zugeſchrieben. Daher kommen die vielfältigen Zauberhiſtorien, die in ſo vielen alten Ritterbüchern und Romanen vorkommen. Ein heutiger Poet muß in dergleichen Wunderdingen ſparſam ſeyn. Die Welt iſt nunmehr viel aufgeklärter, als vor etlichen Jahrhunderten und nichts

(*) QVINTIL. *Lib. VIII. cap.* 3. Naturam intueamur, hanc ſequamur: id facillime arripiunt animi, quod agnoſcunt.

iſt ein gröſſeres Zeichen der Einfalt, als wenn man alles, was geſchieht, zu Zaubereyen machet (**). In theatraliſchen Gedichten findet das Wunderbare, welches von Göttern herrühret, auch ſtatt. Es erſcheint zuweilen eine Gottheit auf der Bühne, zuweilen verrichtet ſie ein Wunderwerk, einem Helden zu helfen. Bald wird etwas prophezeihet, bald gezaubert; alles dieſes gehöret zum Wunderbaren der Schaubühne. Die alten Heiden haben ſich in ihren Schauſpielen zuweilen vermiſchter Fabeln bedienet, darinnen ſowohl Götter als Menſchen vorkommen; aber in denen, die ſie aus neuern Zeiten entlehnet, haben ſie ſich derſelben aufs ſorgfältigſte enthalten (*). Es erfodert wirklich nicht viel Verſtand, jeden Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu laſſen, um dem Schauſpiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will, wo nicht ein höherer Beyſtand dazu kömmt. Das heißt den Knoten zerſchneiden, aber nicht auflöſen. Unterdeſſen fehlen doch hierinn gemeiniglich unſere Opernſchreiber. Weil ſie ihre Schauſpiele gern ſo wunderbar machen wollen, als es möglich iſt; ſo denken ſie fleiſſig auf Maſchinen, das iſt, auf göttliche Erſcheinungen, Verwandlungen und andre poetiſche Seltenheiten, welche die Augen des Pöbels blenden. Weil ſich nun dieſe nicht in alle Fabeln ſchicken wollen, ſo werden ſie mit Gewalt herzugezogen und von weitem hergeholet, damit nur ja etwas vom Himmel herunter komme. Den Opern kann man dieſes noch eher geſtatten, wenn es nur aus andern Schauſpielen wegbliebe. Eben das kann von den Zaubereyen und böſen Geiſtern geſaget werden. Auch ein ſeichter Witz iſt ge-

(**) QVINTIL. *Lib. I. cap 6.* Abolita et abrogata retinere inſolentiae cuiusdam eſt, et friuolae in paruis iactantiae.

(*) HORAT.
Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

geſchickt, einen Herenmeiſter auf die Schaubühne zu ſtellen, der einen Zauberſegen nach dem andern hermurmelt, einen aſtrologiſchen Ring mit Charakteren verkauft, dieſen unſichtbar, jenen unbeweglich, einen andern unkenntlich macht, ja wohl gar ein halb Dutzend junge Teufel herzubannet. Das Mährchen von D. Fauſten hat lang genug den Pöbel beluſtiget und man hat ziemlicher maſſen aufgehöret, ſolche abgeſchmackte Poſſen gern anzuſehn. Es muß daher ein Poet ſehr behutſam ſeyn, damit er nicht unglaubliche Dinge auf die Bühne bringe, noch weniger ſichtbar vorſtelle (**). In andern kleinen Gedichten gehören hauptſächlich die Fabeln unter das Wunderbare. Es dörfen aber unſere neue Fabeln deswegen nicht alle auf heidniſche Art herauskommen. Man kann allegoriſche Perſonen darinn aufführen, die nach ihrer Art charakteriſiret werden, ohne an die Götter der Griechen und Römer zu denken. Deswegen aber dörfen doch die alten bereits bekannten Namen aus der Mythologie nicht ganz verworfen werden. Wer ſich nur nicht in gar zu tiefe Fabeln des Alterthums ſtecket, wenn er auch von Ungelehrten verſtanden werden will, der iſt deswegen nicht zu tadeln. Nach dem Wunderbaren, das von den göttlichen und andern geiſtli-

(**) Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Elegien und Briefe.

Das trockne Alterthum, das meinen Kiel regiert,
Iſt das, wodurch ein Lied bey uns den Preis verliert:
Und ſitz ich Tag und Nacht, ſo zeigt ſich in der Ferne
Mir doch kein Götterblut, kein Stern der größten Sterne,
Mir geht kein Vorhang auf und mir erſcheint kein Geiſt,
Der zu des Reimes Glück mir künftge Dinge weiſt.
Stralt je von Zeit zu Zeit mir ein prophetſcher Schimmer,
So zeigen ſich mir ſtets die künftgen Zeiten ſchlimmer,
Und ich verſpreche dir dereinſt kein frömmer Kind,
Als wir ſchon ein Geſchlecht von unſern Eltern ſind.

chen Dingen herrühret, kömmt das Wunderbare, das von den Menſchen und ihren Handlungen entſteht. Dieſe ſind entweder gut oder böſe; entweder gemein oder ungemein; entweder wichtig oder von keiner Erheblichkeit. Sowohl das Gute als das Böſe kann wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas gemeines und alltägliches, ſondern etwas ungemeines und ſeltſames iſt; imgleichen wenn es von groſſer Wichtigkeit zu ſeyn ſcheint; welches aus dem Einfluſſe zu beurtheilen iſt, den es in die Welt hat. Ein König iſt alſo weit mehr zu bewundern, als ein Bürger, und ein hoher Grad der Tugend und des Laſters mehr, als ein geringerer, der uns gar nichts neues iſt. Da nun die Poeſie das Wunderbare liebet: ſo beſchäftiget ſie ſich auch nur mit lauter auſſerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Böſen aufs Höchſte gebracht haben. Jene ſtellet ſie als liebenswürdige Muſter zur Nachfolge; dieſe aber als ſchändliche Ungeheuer zum Abſcheue vor. Eine mittelmäſſige Tugend rühret die Gemüther nicht ſehr; denn ein jeder hält ſich ſelbſt für fähig dazu. Und alſo machen dergleichen wahre oder erdichtete Exempel wenig Eindruck, wenn gleich ſonſt alle poetiſchen Künſte in Beſchreibung oder Vorſtellung derſelben angewandt wären. Mit den Laſtern geht es eben ſo. Es ſucht ſich deswegen ein kluger Poet lauter ungemeine Helden und Heldinnen, lauter unmenſchliche Tyrannen und verruchte Böſewichter aus, ſeine Kunſt daran zu zeigen. Menſchen und Thaten müſſen wunderbar ſeyn und ohne alle Beyhülfe andrer Seltſamkeiten die Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geſchichte iſt voll von ſolchen Helden und Handlungen und ein verſtändiger Poet kann leicht Namen finden, treffliche Bilder groſſer Tugenden und Laſter zu entwerfen, wenn er nur moraliſche Einſicht genug beſitzet, dieſelben recht zu bilden. Heldengedichte und Trauerſpiele ſind eben nicht

allein

allein der Sitz des Wunderbaren in der Poeſie. Ob ſie gleich hauptſächlich zu ihrer Abſicht haben, die Leſer und Zuſchauer durch ihre Bewunderung und durch das Schrecken zu erbauen: ſo iſt doch deswegen das Luſtſpiel mit den übrigen Arten der Gedichte davon nicht ausgeſchloſſen. Auch hier kann man das Seltene, das Ungemeine dem andern vorziehen und ſeine Gedichte dadurch beliebt machen. Nur muß die Natur und Vernunft, wie allenthalben, alſo auch hier, nicht aus den Augen geſetzet werden. Das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben und nicht zu hoch ſteigen. Das Seltſame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung und nicht ein Gelächter erwecken ſoll. Es giebt noch eine Gattung des Wunderbaren, welches in Glücks- und Unglücksfällen vorkömmt. Dieſes betrift gleichfalls die Menſchen und gehöret alſo auch in dieſe Klaſſe. Die Begebenheiten, davon die Poeten ihre Gedichte verfertigen, müſſen eben ſowohl ſeltſam und ungemein ſeyn, als die Perſonen und Handlungen derſelben. Es muß ihren Helden viel Unvermuthetes begegnen, welches bald zu ihren Abſichten behülflich iſt, bald denſelben zuwider läuft. Dieſes entſieht theils aus den Wegen der göttlichen Vorſehung, die Groſſen und Kleinen oft ganz andere Wege zeiget, als ſie zu gehen dachten; theils aber kömmt es auch unmittelbar von andern Leuten her. Dieſe hindern oft einander in ihren Verrichtungen und Abſichten entweder unwiſſend oder mit Vorbedachte und daher entſtehen ſoviel plötzliche Veränderungen, welche Erſtaunen wirken, obgleich alles ganz natürlich zugeht. Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren iſt diejenige Art deſſelben, die auf Thiere und lebloſe Dinge ankömmt. Dieſe brauchet nun ein Poet am wenigſten, weil er ſich mehrentheils mit den Menſchen beſchäftiget und das Uebrige nur inſoweit brau-

chet, als es hiezu dienlich ſeyn kann. Neue Gattungen von Thieren zu dichten iſt wohl kaum erlaubet, weil es doch nur Chimären werden könnten. Das beſte und vernünftigſte Wunderbare iſt, wenn man auch bey Thieren und lebloſen Dingen nur die Wunder der Natur recht nachahmet und allezeit dasjenige wählet, was die Natur am vortrefflichſten gemacht hat. Es kömmt hier alles auf gute Beſchreibungen recht auſſerordentlich ſchöner, groſſer, erſchrecklicher und ſchlechter Sachen an, denn die mittelmäſſigen können nichts Wunderwürdiges hervorbringen. Nur die edelſten Dinge muß man der Phantaſie des Leſers vormalen, um dieſelbe zu gewinnen. In Oden und Heldengedichten treibt man zuweilen die hyperboliſchen Ausdrücke ſo hoch, indem man von lebloſen oder unvernünftigen Dingen redet, daß es recht wunderbar klingt. Auch von den Geſtirnen pflegen die Poeten viel ſeltſames und ungemeines zu erzählen. Die Ungewitter, Erdbeben, Schiffbrüche und Sturmwinde machen auch einen groſſen Theil des Wunderbaren in ihren Schriften aus. Was die erſten Stücke anlangt, ſo muß man freylich die Alten entſchuldigen, wenn ſie ſich aus den himmliſchen Zeichen zuviel gemachet haben. Man verſtund dazumal die Naturlehre ſehr ſchlecht; allein jetzt würde es eine Schande für den Poeten ſeyn, wenn er uns viel von dem Einfluſſe des Himmels reden wollte. Wer die Alten fleiſſig lieſt und einen lebhaften Witz hat, wird nichts mehr brauchen und ſich überall klug zu verhalten wiſſen. Das Wunderbare findet alſo in der Dichtkunſt nicht ohne Unterſchied ſtatt; es muß auch glaublich herauskommen und zu dem Ende weder unmöglich noch widerſinniſch ausſehen. Daher kömmt es nun, daß man auch im Dichten eine Wahrſcheinlichkeit beobachten muß, ohne welche eine Fabel, Beſchreibung, oder was es ſonſt iſt, nur ungereimt und lächerlich ſeyn würde. Durch dieſe poetiſche Wahrſchein-

lichkeit verſtehen wir die Aehnlichkeit des Erdichteten mit dem, was wirklich zu geſchehen pflegt, oder die Uebereinſtimmung der Fabel mit der Natur (*). Man könnte hier den Einwurf machen, daß ja alle thieriſche Begebenheiten ganz verworfen und aus der Poeſie verbannet werden müßten, wenn die Wahrſcheinlichkeit in allen Gedichten herrſchen ſollte. Allein man muß hier die poetiſche Wahrſcheinlichkeit in eine unbedingte und eine bedingte abtheilen. Jene findet ſich freylich in den äſopiſchen Fabeln nicht, wenn Bäume und Thiere als vernünftige Menſchen handelnd eingeführet werden; denn nach dem gemeinen Laufe der Natur pflegt ſolches nicht zu geſchehen. Deswegen aber kann man doch dieſen Fabeln die bedingte Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen, die unter gewiſſen Umſtänden dennoch ſtatt hat, wenn gleich ſo ſchlechterdings keine vorhanden wäre. Wenn nur nichts Widerſprechendes in der Begebenheit iſt, ſo iſt auch nichts Unwahrſcheinliches darinnen; folglich iſt dergleichen hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit in der Fabel nicht zulänglich (**). Ueberhaupt iſt von der Wahrſcheinlichkeit dieſes anzumerken, daß oft eine Sache, die an ſich unglaublich und unmög-

(*) HORAT. *Art. poët.*

— — — pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas - -
Scimus, et hanc veniam petimusque damusque viciſſim;
Sed non vt placidis coëant immitia; non vt
Serpentes auibus geminentur, tigribus agni - -
Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris.
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

(**) HORAT. *Art. poët.*
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

lich ausſieht, durch den Zuſammenhang mit andern Begebenheiten und unter gewiſſen Umſtänden nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter oder andere Geiſter darzwiſchen kommen. Dieſen trauet man viel gröſſere Kraft zu, als bloſſen Menſchen. Wenn nun dieſelben einem Helden oder ſonſt einem ihrer Lieblinge zu gefallen etwas auſſerordentliches unternehmen, das man ſonſt nicht glauben würde: ſo wird dieſes eben dadurch wahrſcheinlich, wenn es nur nicht an und für ſich ſelbſt unmöglich iſt (*). Dieſe Regeln von dem Wunderbaren in der Poeſie gründen ſich auf die Lehren der Weltweisheit, des guten Geſchmacks, der Erfahrung und Beyſpiele. Es iſt alſo gar nicht nöthig, ſelbſt was beſſers machen zu können, wenn man andere nach den Kunſtregeln beurtheilet (**). Den Freunden des willkührlichen Geſchmacks antwortet eine vortreffliche Stelle des Grafen von Shaftsbury (*). Es kömmt

(*) HORAT. *Art. poët.*
Aut famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge
Scriptor.

(**) HORAT.
- - - Fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus et officium, nil ſcribens ipſe, docebo;
Vnde parentur opes, quid alat formetque poëtam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?

(*) *Tom. III.* ſeiner *Characteriſtics Miſc. III. c. 2. p.* 165. FOR this reaſon vve preſume not only to defend the Cauſe of CRITICKS; but to declare open War, againſt thoſe indolent ſupine *Authors*, *Performers*, *Readers*, *Auditors*, *Actors or Spectators*; Who making their HUMOUR alone the Rule of vvhat is beautiful and agreeable, and having no Account to give of ſuch odd FANCY, reject the *criticizing* or *examining Art*, by vvhich alone they

kömmt nicht auf den bloſſen Glanz und Schimmer ſeiner Werke an. Was nicht bey der geſunden Vernunft die Probe hält, iſt ungültig. Die Regeln der Kunſtrichter aber, die gehörig erwieſen worden, ſind der poetiſche Probierſtein, der das Zweifelhafte entſcheiden und die wahren Schönheiten ſo ſehr ins Licht ſetzen, als die falſchen Putzwerke und weſentlichen Unrichtigkeiten ſinnreicher Schriften beſchämen kann. Kluge Dichter bleiben bey wahrſcheinlichen, das iſt, bey menſchlichen und ſolchen Dingen, deren Wahrſcheinlichkeit zu beurtheilen, nicht über die Gränzen unſerer Einſicht geht.

§. 184.

Gleichwie das Wunderbare in der Poeſie ſich auf einer Seite von dem Scheine der Wahrheit durch verſchiedene Grade und Stufen bis zu dem Unglaublichen ent-

are able, to diſcover the *true* BEAUTY and WORTH of every Object.

ACCORDING to that affected Ridicule vvhich theſe inſipid Remarkers pretend to throvv upon juſt CRITICKS the Enjoyment of all real Arts or natural Beautys, vvou'd be intirely loſt. Even in Behaviour and Manners vve shou' d at this Rate become in Time as barbarous, as in our Pleaſure and Diverſions. I vvou'd preſume it hovvever, of theſe *Critick-Haters*, that they are not yet ſo uncivilized, or void of all ſocial Senſe as to maintain: *That the moſt barbarous Life, or brutiſch Pleaſure, is as deſirable as the moſt poliſhd or refin'd.*

FOR my ovvn Part, vvhen I have heard ſometimes Men of reputed Ability join in, vvith that effeminate plaintive Tone of *Invective* againſt CRITICKS, I have really thought, they had it in their Fancy, to keep dovvn the grovving Genius of the Youth, their Rivals, by turning them aſide from that *Examination* and Search, on vvhich all Performance, as vvell as good Judgment depends etc.

entfernet: alſo nähert es ſich hingegen auf der andern Seite durch eben ſo viele Grade zu dem Wahrſcheinlichen, bis es zuletzt allen Schein des Wunderbaren gänzlich verliert. Es iſt, gleich der Morgendämmerung, ein ungewiſſes Gemiſche von Licht und Finſterniß, da das Licht aus der Dunkelheit der Nacht nicht auf einmal, nicht plötzlich und mit vollem Glanze hervorbricht, ſondern nach und nach den Sieg über die Nacht behauptet. Nachdem wir nun die Quellen desjenigen Wunderbaren entdecket haben, welches ſich von der Wahrſcheinlichkeit am weiteſten entfernet, indem es bis an die Gränzen des Abentheuerlichen fortgeht: ſo müſſen wir nun von dieſen äuſſerſten Gränzen des Wunderbaren gegen das Gebiet des Glaubwürdigen zurückgehen, wo das Wunderbare zu dem Wahrſcheinlichen mehr und mehr hinunterſteigt. Die Quellen der erſtern Art des Wunderbaren haben wir theils in demjenigen möglichen Zuſammenhange der Dinge gezeiget, der nach ganz andern Abſichten und Grundgeſätzen, als der gegenwärtigen erſchaffenen Welt ihre ſind, eingerichtet iſt und in welchem Weſen von einer ganz beſondern Natur und Fähigkeit Platz haben; theils haben wir ſie in der unſichtbaren Welt der Geiſter gefunden, welche zwar eine ſtandhafte Wirklichkeit haben, aber dennoch für die Phantaſie des Menſchen etwas ſo fremdes und ſeltſames haben, als dasjenige, was in menſchlichen und ſichtbaren Dingen im höchſten Grade wunderbar genennet werden mag. Die Quellen der andern Art, die wir dem Poeten nun aufſchlieſſen wollen, machen alle die möglichen Welten aus, die aus einer bloſſen Aenderung der gegenwärtigen Zuſammenordnung der erſchaffenen Dinge nach andern Abſichten entſtehen würden. Sie ſind eine unerſchöpfliche Schatzkammer, woraus der Dichter ſeine wunderbare Materie zur Nachahmung entlehnen kann;

und

und wir können dieſe Art der Dichtung, die in ihrer neuen Zuſammenordnung der wirklichen Dinge den bekannten von der Natur eingeführten Geſätzen folget, mit allem Recht als die reicheſte Quelle desjenigen Wunderbaren anpreiſen, welches durch einen ziemlichen Grad der Wahrſcheinlichkeit gemäſſiget iſt. Wenn wir einigen neuen tiefſinnigen Kunſtrichtern, die ihre Lehren und ihren Unterricht ſelbſt wunderbar zu machen befliſſen ſind, Glauben zuſtellen: ſo beſteht dieſes gemäſſigte Wunderbare darinnen, daß die Poeſie durch Zuſammenſetzung, Vergröſſerung oder Verkleinerung die Natur ergänzet, verbeſſert und vollkommener macht. Sie ſagen, die Natur habe mehr für die Manchfaltigkeit, als die Vollkommenheit ihrer Werke geſorget; ſie ſey, überhaupt zu reden, nicht gewohnt, ihre Werke und Geſchöpfe auf einen hohen Grad der Vollkommenheit oder auch der Unvollkommenheit zu führen (**); ſelbſt die moraliſchen Handlungen der Menſchen in dieſer Welt ſeyen insgemein weder tugendhaft noch laſterhaft im höchſten Grade, ſondern allemal mit einem mäſſigenden Zuſatze vermenget; es müſſe alſo die Poeſie der Natur zu Hülfe kommen, ihre Mängel beſſern, ſie ſowohl in dem Kleinen als in dem Groſſen, in dem Ungeſtalten wie in dem Schönen, auf einen höhern Grad der Vollkommenheit ſetzen und alſo die Sachen vorſtellen, nicht wie ſie wirklich ſind, ſondern wie ſie in ihrer vollkommenen Gröſſe ſeyn könnten und ſollten, wenn ſie von einer vollkommenern Natur hervorgebracht worden wären (*). Wir müſſen auch geſtehen, daß dieſe Gedan-

(**) CICERO: Nihil ſimplici in genere omnibus ex partibus perfectum natura expoliuit.

(*) S. Richardſon in ſeiner Abhandlung von der Wiſſenſchaft eines Kenners der Malerkunſt auf dem 123ſten Bl. und Muratori in ſeinem Buche von der vollkommenen Italiäniſchen Poeſie im achten Kap. des erſten B.

danken ihren guten Grund haben und die Natur des Wunderbaren in der Dichtung deutlich erklären. Nur ſind die ſtolzen Ausdrücke, womit ſie die Kunſt des Poeten recht wunderbar erheben wollen, nicht allein ungemeſſen, ſondern auch der Ehre des Schöpfers der Natur höchſt nachtheilig und verkleinernd, wenn ſie unter andern ſagen, der Poet ſey vermögend die Natur zu verbeſſern, ſie vollkommener zu machen, ihre Werke vorzuſtellen, nicht wie ſie wirklich ſind, ſondern wie ſie ſeyn könnten und ſeyn würden, wenn ſie von einer vollkommenern Natur hervorgebracht worden wären. Wenn man dieſe Reden im rechten Lichte betrachtet: ſo ſagen ſie auch nichts mehrers, als, der Poet könne vermöge ſeiner Kunſt nicht allein wirkliche Dinge, ſondern auch mögliche, die zwar nicht ſind, aber dennoch ſeyn könnten, geſchickt vorſtellen, weil die vorgegebene Verbeſſerung der Natur nothwendig eine Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit zum Grunde haben muß und alſo eigentlich nicht eine Verbeſſerung derſelben, ſondern eine Veränderung und Verwandelung des Wirklichen in das Mögliche zu nennen iſt. Die Natur hat in der Erſchaffung dieſer gegenwärtigen Welt nicht alle ihre Kräften erſchöpfet. Wenn alſo der Poet etwas vorſtellet, das die Natur zwar noch nicht zur Wirklichkeit gebracht hat, aber doch an das Licht zu bringen vermögend iſt: ſo kann dieſes wieder keine Verbeſſerung der Natur, ſondern nur eine Nachahmung derſelben auch in dem Möglichen ſelbſt geheiſſen werden. Ferner iſt dieſe Welt unter allen möglichen Welten die beſte. Alles war den göttlichen Abſichten in Zahl, Gewicht und Maaß ganz gemäß und folglich nach dieſen Abſichten keiner Verbeſſerung oder gröſſern Vollkommenheit fähig. Es iſt demnach ein bloſſer Betrug der menſchlichen Unwiſſenheit, wenn wir wirkliche und mögliche Dinge mit einander vergleichen und uns einige davon, auſſer ihrem Zuſam-

men-

menhange betrachtet, von gröſſerer oder geringerer Schönheit und Vollkommenheit zu ſeyn bedünken laſſen. Dieſes rühret allein daher, weil wir den Zuſammenhang und die Uebereinſtimmung aller Theile, als worauf die Vollkommenheit des Ganzen beruhet, nicht auf einmal einzuſehen vermögen. Zudem, da wir alle unſere Begriffe von dem Schönen, der Natur zu danken haben: ſo können wir derſelben unmöglich eine Schönheit, die ſie nicht wirklich hat, mittheilen, welches doch von demjenigen erfodert wird, der ſich vermißt, die Natur zu verbeſſern und ſchöner zu machen. Wir können nicht mehr thun, als die eigenthümlichen Schönheiten der Natur, die wir in ihren Werken mit vieler Weisheit ausgeſtreuet finden, in der Einbildung zuſammentragen und nach unſerm Gefallen mit einander verbinden. Die Kunſt iſt allein eine geſchickte Haushälterinn, welche die Schätze der Natur zu ihrem Vortheile austheilet. Was für ein Lob man auch den Werken des Verſtandes beylegen kann: ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß ſie keine einzige Schönheit an ihnen haben, deren erſte Erfindung ſie nicht der Natur ſchuldig ſind. Alles, was die Kunſt thun kann, beſteht darinnen, daß ſie uns die Schönheiten der Natur in einer Ordnung vor Augen leget, die uns einnimmt, die Augen auf ſich zieht und das Geſicht beſchäftiget, ohne daſſelbe zu ermüden. Dadurch aber machen wir keine neue urſprüngliche Werke, ſondern ahmen die Natur allein in demjenigen nach, was ſie bey andern Abſichten hätte thun können. Dieſe von uns verfertigte, dem Scheine nach vollkommenere Bilder werden allemal ihre Urbilder in einer andern möglichen Welt finden, ſo lang ſie wahrſcheinlich ſind; ja, dieſe neue Verbindung vieler Schönheiten in einem Bilde wird weder ſchön noch wahrſcheinlich herauskommen, wenn wir die Natur nicht in der Art ihrer Verbindung nachahmen und ihren Geſätzen des Ebenmaaſſes

und des Verhältniſſes folgen. Wiewohl wir nun gegen dieſe geheimnißleere Praleterey behaupten, daß die Natur in allen ihren Werken vollkommen und unverbeſſerlich ſey, und daß die Kunſt ihre Vollkommenheit durch ihre Nachahmung unmöglich erreichen könne: ſo läugnen wir darum nicht, daß die Kunſt des Poeten nicht ſollte tüchtig ſeyn, die Natur in dem Möglichen nachzuahmen und die Dinge, die ſie vorſtellen will, auf einen ſolchen Grad der Vollkommenheit zu erheben, die ſie zwar in der gegenwärtigen Welt, da ihre Beſchaffenheit und Fähigkeit nach gewiſſen Abſichten und durch gewiſſe Umſtände beſtimmet und eingeſchränket iſt, ſelten oder niemals erreichen, aber bey andern Abſichten und in einer andern Verbindung der Umſtände gar wohl bekommen und erreichen könnten. Die Natur der Dichtung, die das Weſen der Poeſie ausmachet, erfodert ſolches und wir haben auf eben dieſen Grund ſchon oben angemerket, daß ein jedes wohl erfundenes Gedicht, als eine Geſchichte oder Erzählung aus einer andern möglichen Welt anzuſehen ſey. Kennet der Poet die Geſätze, nach welchen alle Wirkungen und Veränderungen in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge erfolgen und verſteht er die Natur der Dinge genau: ſo kann ihm nicht verborgen ſeyn, was bey jeder veränderten Abſicht und Umſtand nach dieſen Geſätzen und vermöge dieſer Natur der Dinge möglich iſt und erfolgen muß. Die Betrachtung der gegenwärtigen Welt iſt demnach die Schule, in welcher er ſich die Kräften der Natur und was in denſelben annoch verborgen liegt, bekannt machen kann. Wie nun eines Theils die poetiſche Vorſtellung eben dadurch wunderbar wird, daß ſie die Natur in dem Möglichen nachahmet und denen Weſen, die ſie aus der gegenwärtigen Welt borget, mehrere Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, einen höhern Grad

der Tugend oder des Laſters, als ſie gemeiniglich haben, beyleget, auch dieſelben nach ganz beſondern Abſichten in neue Umſtände verbindet, in welchen ſie nach ihrer natürlichen Fähigkeit reden, thun und handeln: alſo liegt andern Theils der Grund ihrer Wahrſcheinlichkeit darinnen, daß die Dichtung, wenn ſie die Natur in dem Möglichen nachahmen will, den Stoff und die Materie aus der Welt der wirklichen Dinge entlehnen muß. Sie kann zwar dieſelben in eine willkührliche und für ihre Abſichten vortheilhaftere Verknüpfung verſetzen; dennoch muß ſie auch in dieſer Arbeit das Beyſpiel der Natur zum Muſter nehmen und die Umſtände ſo künſtlich mit einander zu verbinden wiſſen, daß ſie weder mit der bekannten Natur und Fähigkeit der eingeführten Weſen ſtreiten, noch ſich ſelbſt untereinander im geringſten ſtoſſen und darum, ſo fremd, ſeltſam und unerwartet ſie ſind, dennoch eben ſo möglich ſcheinen, als die hiſtoriſchen Wahrheiten, die ſich wirklich zugetragen haben und durch glaubwürdige Zeugen bekräftiget ſind. Wie nun die ſichtbare Welt der wirklichen Dinge in die materialiſche, hiſtoriſche und moraliſche eingetheilet wird: alſo kann man dieſe Eintheilung auch von jeder möglichen Welt machen. Was die materialiſche Welt betrifft, ſo iſt unſtreitig die Natur mehr für die Manchfaltigkeit, als die höchſte Vollkommenheit ihrer Werke beſorget geweſen. Sie hat ihr Vermögen nicht etwann an einzelnen Dingen erſchöpfet, ſondern ihre Schönheiten unter die Dinge von einer gleichen Art nach Zahl, Gewicht und Maaß ausgeſtreuet. Der Herr von Leibnitz, dieſer groſſe Weltweiſe unſers Deutſchlandes, hat gezeiget, daß die Natur nicht zwey vollkommen gleiche Dinge hervorgebracht habe, an denen nicht einiger Unterſchied wahrgenommen werden könne. Da gleichwohl bey dieſer unendlichen Verſchie-

ſchiedenheit der Werke der Natur ein jedes ſeine weſentliche Schönheit hat: ſo müſſen in denſelben unendlich viele Grade der Vollkommenheit anzutreffen ſeyn. Nun ſteht es in der Macht des Poeten, durch die Kraft ſeiner Einbildung die vortrefflichſten Schönheiten und merklichſten Eigenſchaften, die er bey Dingen von einer Art antrifft, zuſammen zu tragen und in einem neuen Bilde geſchickt zu verbinden. Hierinnen liegt der Grund alles deſſen, was die Künſte vortreffliches in ſich haben, als welche den Stoff zu ihren Werken von der Natur borgen, dieſelbe in der regelmäſſigen Zuſammenſetzung nachahmen und gröſtentheils in dem Kleinen verſuchen müſſen, was dieſe in dem Groſſen auf eine ſo erſtaunenswürdige Weiſe gethan hat. Wenn alſo der Poet etwas ſchildern will: ſo ſtellet er ſich in ſeiner Einbildung alle diejenigen Bilder vor, die er mittelſt der Sinne von den Originalien aus der Welt der wirklichen Dinge empfangen hat; er betrachtet dasjenige, worinnen die Bilder einer Art von einander unterſchieden ſind, mit genauer Sorgfalt und verbindet alsdann die unterſchiedlichen Vollkommenheiten und Eigenſchaften, die er in allen dieſen ihm bekannten Bildern einer Art vertheilet findet, nach ſeinen beſondern Abſichten in einem Bilde zuſammen, welches ſein Original nicht in der gegenwärtigen, ſondern in einer andern möglichen Welt hat (**). Gehen wir nun in die hiſtoriſche Welt der möglichen Dinge hinüber: ſo hat der Poet ein Vermögen, die ſeltſamſten Schickſale und Begebenheiten dieſer gegenwärtigen Welt aus ihrer Verknüpfung aufzulöſen und in eine andere Verbindung zu ſtellen, oder aus einer andern möglichen Weltverfaſſung eine neue Reihe Begegniſſen herauszu neh-

(**) S. Dubos in ſeinen kritiſchen Betrachtungen über Homers Odyſſee im ſiebenten B. p. 112. in dem 37ſten Abſch. des zweyten Th.

nehmen und in den Zuſammenhang der gegenwärtigen künſtlich hineinzuſchieben. Der Poet beſchreibt nicht, was wirklich geſchehen iſt, ſondern was in veränderten Umſtänden, in die er ſeine Perſonen verſetzet, wahrſcheinlich hätte geſchehen und erfolgen können. In jenem beſteht das Amt eines Geſchichtſchreibers. Dieſer muß die Materie ſeiner Erzählung in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge ſuchen. Seine ganze Bemühung iſt in dieſen engen Schranken eingeſchloſſen, zumal da er keine andere Abſicht hat, als uns von demjenigen, was wirklich geſchehen iſt, als ein aufrichtiger Zeug zu unterrichten. Nun haben die gewöhnlichen Veränderungen des Schickſals und der Wechſel der Begegniſſe gemeiniglich nichts auſſerordentliches, neues und unvermuthetes, ſondern die wunderbaren Zufälle ſind nach dem gewohnten Laufe der Dinge etwas ſeltenes und nach Zeit und Ort zerſtreuet. Dieſe kann nun der Poet nach Belieben und wie es mit ſeinen Abſichten am beſten übereinkömmt, zuſammen tragen und mit einander verbinden, weil es ihm frey ſteht, die Umſtände ſelbſt zu erdichten, in die er ſeine Perſonen verſetzen will. Daher kömmt es denn, daß die poetiſche Erzählung weit mehr Annehmlichkeit, eine vollkommenere Ordnung und einen ſeltſamern Wechſel der wunderbarſten Glücks- und Unglücksfälle mit ſich führet, als man in den wahrhaften Geſchichten findet. Weil aber der Poet nicht allemal die ganze Erzählung erdichtet, ſondern dieſelbe öfters, zum Exempel in der Epopee und der Tragödie, auf eine wahrhaftige Geſchichte gründet: ſo giebt ihm ſeine Kunſt auch in dieſem Falle einen beſondern Vortheil über die Geſchichte, indem ſie ihm erlaubet, die mangelhaften Nachrichten derſelben durch geſchickte Zuſätze auszuführen und zu ergänzen (*). Der Poet führet

(*) Maxima de nihilo naſcitur hiſtoria.

ſeine wahrhaften aus der Geſchichte entlehnten Perſonen nicht allein in denen Umſtänden auf, in welchen ſie ſich nach dem Zeugniſſe der Geſchichte ehmals befunden hatten, ſondern er erweitert dieſe bekannten Umſtände und verſetzet ſie in ganz neue, in die ſie nach dem Laufe der Dinge hätten gerathen können. Er läßt ſie in dieſen erdichteten Umſtänden reden und handeln, was ſie in ſolchen, ihrem bekannten Charakter nach, geredet und gehandelt haben würden. Dadurch machet er eben ſeine Erzählung erſt recht wunderbar, da er das Falſche mit dem Wahren ſo geſchickt zu verbinden weiß und uns eine vollſtändige Nachricht nicht nur von demjenigen mittheilet, was wirklich begegnet iſt, ſondern auch von dem, was hätte geſchehen können. Allein in dieſer Verbindung des Erdichteten mit dem Wahren wird eine groſſe Behutſamkeit erfodert, wenn man das Wahrſcheinliche nicht verfehlen will. Da muß die poetiſche Dichtung nicht mit der hiſtoriſchen Wahrheit ſtreiten. Der Poet hat freylich die Freyheit, die hiſtoriſche Erzählung durch Zuſätze zu ergänzen und zu vermehren; aber er darf ſie darum nicht verderben. Wenn die wahrhaften und die erdichteten Umſtände mit einander ſtreiten: ſo wird ſeine Erzählung keinen Glauben finden, weil die Wahrſcheinlichkeit einer Erzählung eben in der Uebereinſtimmung aller Umſtände gegründet iſt (**). Eben daher zei-

(**) Dubos im 29ſten Abſchnitte des erſten Th. ſpricht: „Gleich wie nichts bequemer iſt, die Wahrſcheinlichkeit „einer Geſchichte zu zerſtören, als die Gewißheit, die der „Zuhörer haben kann, daß dieſelbe ſich auf eine andere „Weiſe zugetragen habe, als der Poet ſie erzählet: ſo „glaube ich, daß die Poeten, die in ihren Werken ſehr „bekannten hiſtoriſchen Stücken widerſprechen, der Wahr„ſcheinlichkeit ihrer Erdichtungen dadurch einen groſſen „Abbruch thun. Ich weiß wohl, daß das Falſche zuwei„len wahrſcheinlicher iſt, als das Wahre, aber wir ach„ten uns in dem, was wir von geſchehenen Sachen glau-

zeiget ſich, warum die Komödie, wo die Perſonen und die ganze Handlung meiſtens nur erdichtet ſind, doch dabey ſelten Mangel an Wahrſcheinlichkeit leidet. Da nemlich in derſelben lauter ſchlechte, geringe Privat-

„ben, nicht nach der metaphyſikaliſchen Wahrſcheinlichkeit und nach dem Maaſſe ihrer Möglichkeit, ſondern „nach der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit. Wir unterſuchen nicht, was am vermuthlichſten hätte geſchehen ſollen, ſondern was gültige Zeugen, was die Geſchichtſchreiber davon erzählen, und ihre Erzählung, und „nicht die Wahrſcheinlichkeit vermag uns, etwas zu glauben. Wir glauben nicht die Begebenheit, die am wahrſcheinlichſten iſt, ſondern diejenige, von der ſie uns berichten, daß ſie ſich wahrhaftig zugetragen habe. Da ihre „Auſſage die Regel iſt, wornach wir uns dießfalls in unſerm Glauben richten; ſo kann uns dasjenige, was ihrer „Auſſage zuwider läuft, nicht wahrſcheinlich vorkommen. „Wie nun die Wahrheit die Seele der Hiſtorie iſt, ſo iſt „die Wahrſcheinlichkeit die Seele der Poeſie. Ich glaube „derowegen, daß ein Poet ſeiner Kunſt zuwider handelt, „wenn er allzugrob wider die Hiſtorie, die Chronologie „und die Geographie ſündiget, in ſo weit er Geſchichten vorbringt, die mit dieſen Wiſſenſchaften „nicht beſtehen. Je mehr das Gegentheil deſſen, was „er vorbringt, bekannt iſt, deſto mehr thut ſein Fehler „ſeinem Werke Schaden. Die Leute verzeihen einem dergleichen Fehler nicht, wenn ſie davon Wiſſenſchaft haben; und wenn ſie ſolche einem zu gute halten, ſo geſchieht dieſes niemals ſo völlig, daß dem Werke dadurch „nicht viel von dem Beyfalle abgehe, den es ſonſt erhalten „hätte. Ich glaube ferner, daß ein Poet auch die Fabel, „die durchgehends angenommen iſt, in der Achtung haben „müſſe, wie die Hiſtorie. Was die Fabel uns von ihren „Helden und Göttern ſaget, hat das Recht erworben, „daß es in den Gedichten für Wahrheit angenommen wird „und wir ſind nicht mehr im Stande, uns dagegen zu „ſetzen und ihren Erzählungen zu widerſprechen. Ein Poet „muß auch ohne eine groſſe Noth nichts an dem ändern, „was die Hiſtorie und die Fabel uns von dem Thun, den „Sitten, den Gewohnheiten und Gebräuchen derer Länder berichten, wo ſie ihre Perſonen aufführen.

perſonen aufgeführet werden, derer Namen und Gedächtniß weder durch die Geſchichte noch durch die gemeine Sage ausgebreitet worden: ſo kann die Geſchichte der Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen wohlerdichteten Fabel unmöglich im Wege ſtehen. Was endlich die moraliſche Welt der möglichen Dinge angeht: ſo müſſen wir anmerken, daß der mit Verſtand und Weisheit begabte Menſch, gleichwie er das edelſte Geſchöpf dieſer ſichtbaren Welt iſt, dem zum Vortheile und Ergötzen die Natur ſich in der Erſchaffung der materialiſchen Welt ſo wunderbar erwieſen hat, alſo auch die vornehmſte und wichtigſte Materie vor die Poeſie abgiebt; wie denn der Menſch in allen Gattungen der Gedichte, in der Epopee, der Tragödie, der Komödie, der Satyre, dem Schäfergedichte und andern die Hauptperſon iſt, welche darinnen aufgeführet wird, deſſen Handlungen, Thun, Sitten, Gewohnheiten, Meinungen und Gemüthsbewegungen allda in verſchiedenem Lichte vorgeſtellet werden. Da nun der Menſch in Anſehung ſeiner freyen Handlungen und ſeiner dießmaligen moraliſchen Fähigkeit bloß zu Mitteldingen, gänzlich aber zu keinem äuſſerſten tüchtig iſt; da ſeine täglichen Geſchäften und Handlungen von ſchlechter Erheblichkeit ſind und keinen merklichen Einfluß in den Lauf dieſer Welt haben, daher auch Leute von ungemeiner Tugend oder Bosheit ſehr ſelten gefunden werden: ſo iſt dem Poeten erlaubet, auſſerordentlichen Perſonen, die es entweder im Guten oder im Böſen auf das Höchſte gebracht haben, aufzuführen. Ja, das iſt es eben, wodurch er ſich über den Geſchichtſchreiber erhebt, wenn er dergleichen vollkommene Muſter zur Nachfolge und zum Abſcheu vorleget, nachdem das Mittelmäſſige in den Sitten das Gemüth nicht ſtark genug rühret. In dieſem Verſtande iſt es freylich die eigene Beſchäftigung der Poeſie,

die moraliſche Fähigkeit des Menſchen zu dem Guten oder zu dem Böſen vollkommener zu machen und ſie auf einen höhern Grad, als ſie gewöhnlich ſteigt, zu ſetzen; eine Art der Vorſtellung, die nothwendig einen erbaulichen und nützlichen Einfluß auf die Verbeſſerung der Sitten haben muß! So wunderbar und lehrreich dieſe moraliſchen Vorſtellungen ſind: ſo ſind ſie doch eben ſo wahrſcheinlich, weil die Poeſie in dieſer Arbeit der Nachahmung ſich die Natur ſelbſt zum Muſter vorſtellet. Dieſe hat anfänglich den Menſchen zu dem Guten aufgeleget und in der größten Vollkommenheit, der er als ein unvollkommenes moraliſches Weſen fähig war, erſchaffen. Sie ſtellet uns auch ſelbſt, nachdem der Menſch durch den ſchnöden Misbrauch der angebohrenen Freyheit die ihm eingepflanzte Liebe zum Guten verloren und ſich muthwilliger Weiſe in das gegenwärtige Elend geſtürzet hat, dennoch als etwas Seltenes einige groſſe und erhabene Menſchen vor Augen, die in dem Guten oder dem Böſen das gemeine Maaß der menſchlichen Fähigkeit überſteigen und ſich vor andern ungemein hervorthun und berühmt machen. Dieſes thut ſie ohne Zweifel in der wichtigen Abſicht, damit ſie uns durch dieſe großmüthigen Unternehmungen und Thaten aufmuntere und von der Schande des Laſters abhalte (*). Da aber die Unvollkommenheit der moraliſchen Hand-

(*) Ariſtoteles in dem zweyten Kap. ſeiner Dichtkunſt ſchreibt: „Die Nachahmung bezieht ſich hauptſächlich auf die „Handlungen: Alle Handlungen aber ſind in ihrer Natur „nothwendig entweder gut oder böſe, weil die Sitten „durch keine andere Eigenſchaften von einander unterſchieden werden können, auch die Menſchen einander „bloß durch die Tugend oder das Laſter übertreffen. „Hieraus muß man nothwendig ſchlieſſen, daß die Poeten eben wie die Maler in ihrer Nachahmung die Menſchen in Vergleichung mit uns entweder beſſer oder „ſchlimmer, oder ſo vorſtellen müſſen, wie ſie ſind. - - - „Derſelbe Unterſchied findet ſich auch in der Kunſt zu tan-

lungen von der Vermiſchung ganz widerwärtiger Neigungen und Begierden, die einander faſt immer die Wage halten, entſteht: ſo muß der Poet, wenn er die Menſchen beſſer oder ſchlimmer machen will, als ſie ſind, dieſes abwechſelnde Gleichgewicht der Regungen nothwendig aufheben und eine gewiſſe Begierde, die am geſchwindeſten zu hohen Verrichtungen hinausſchlägt, auf einen ſolchen Grad erhöhen, daß ſie bey einer Perſon über alle andern Leidenſchaften die Oberhand gewinnt und in alle Handlungen derſelben einflieſſet; da er dann ihren Charakter, vornehmlich von dieſer Seite, in das rechte Licht ſetzen muß. Es iſt ohne Zweifel der Mühe wohl werth, daß wir bedacht ſeyn, dieſen Kunſtgriff der Einbildungskraft, welchem die Poeſie ihren größten Ruhm zu danken hat, um etwas näher zu erklären. Wir nennen diejenige Wirkung der Seele, die durch eine neue Zuſammenordnung der Bilder aus der materialiſchen ſowohl, als aus der moraliſchen Welt ſo wunderbare Vorſtellungen hervorbringt, die **Abgezogenheit der Einbildung** (abſtractionem imaginationis). Dieſe beſteht nach unſerer Erklärung darinnen, daß der Poet den Zuſatz von dem Widerwärtigen, der die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Gegenſtandes auf einen gemäſſigten Grad ſetzet, in ſeiner Nachahmung weglaſſe und hingegen, was die Natur von verſchiedenen Arten der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in ver-

„zen, in den Geſangweiſen der Flöte, in den Muſikſtücken „der Leyer und aller andern Inſtrumenten, ja in allen „Schriften ſowohl in gebundener als ungebundener Rede. „So hat z. E. Homer die Menſchen vortrefflicher gemachet, als ſie ſind; Kleophon hat ſie vorgeſtellet, wie „ſie ſind; Hegemon und Nikochares aber haben dieſelben weit ſchlimmer gemachet. Und eben dieſes machet „den Unterſchied zwiſchen der Tragödie und der Komödie; „jene ſtellet die Menſchen beſſer, dieſe ſchlimmer vor.“

verſchiedenen Gegenſtänden mit ungleichem Maaſſe vertheilet hat, aufmerkſam und ſorgfältig zuſammen ſuche und diejenigen Arten, die er zu erhöhen gedenket, in ſeinem vorzuſtellenden Bilde geſchickt vereinige. Durch das Mittel dieſer Abſtraction der Phantaſie werden die einzelnen und abſonderlichen Bilder, welche uns die Natur und die Geſchichte vorlegen, allgemein und für mehrere Weſen gerecht gemachet (**). Die Geſchicklichkeit, die Tugend, das Laſter finden bey einem Menſchen allein nicht genugſame Gelegenheit alle ihre Kräften in allen möglichen Wirkungen zu offenbaren. Sie werden durch tauſend Umſtände eingeſchränket. Wenn uns die Geſchichte an der Perſon des groſſen Alexanders einen vornehmen Kriegshelden, oder an Demetrius Phalereus einen grauſamen König vorſtellet: ſo lehret ſie uns allein, was die großmüthige Tapferkeit und die Unbarmher-

(**) La Motte erkläret ſich hierüber ſo: „Das Gedicht ſtellet „nicht dieſen oder jenen Menſchen vor, ſondern es erfin„det mit Fleiß Perſonen, damit es uns in denſelben einen „Begriff von einer gewiſſen Leidenſchaft, von einem gewiſ„ſen Laſter, oder von einer gewiſſen Tugend beybringe „und es trägt in dieſen Perſonen mit geſchickter Kunſt „ſinnliche und aus einander geſetzte Wirkungen dieſer Lei„denſchaft, dieſes Laſters oder dieſer Tugend zuſammen, „damit es uns derſelben Art und Natur deſto beſſer zu „empfinden gebe, anſtatt daß dieſe Wirkungen in der Hiſto„rie, wo ſie nicht ſo fleiſſig, ausgeleſen und öfters unter„brochen werden, uns keinen ſo deutlichen Begriff ma„chen. Die Hiſtorie würde die verſchiedenen Thaten des „Achilles und des Aeneas nach allen denen verſchie„denen Bewegründen vorſtellen, daher ſie entſtanden „waren, aber das Gedicht ſchildert unter dem Namen des „Achilles allein die Wirkungen des Zornes, dem die „Tapferkeit die Hand beut und unter dem Namen des „Aeneas allein die Wirkungen der Tapferkeit, die von „der Gottesfurcht angeführet wird.

herzigkeit in ſolchen Umſtänden, in welchen ſich Alexan- der und Demetrius befunden haben, zu thun vermögen. Gleicher Weiſe zeiget ſich der Geitz in andern Wirkun- gen bey einem Kaufmanne, in andern bey einem Staats- manne, noch in andern bey einem ſchlechten Handwerks- manne; anders bey einem Ehrgeitzigen, anders bey ei- nem Wollüſtigen, und ſo fort, je nachdem dieſe Geld- begierde durch den Zuſatz von andern Lüſten, Neigun- gen und äuſſerlichen Umſtänden auf viele ganz ver- ſchiedene Weiſen gemäſſiget wird. Aber wenn der Poet alle dieſe Helden, alle dieſe Tyrannen, alle dieſe Gei- tzigen vorſtellet, in allen den ſo verſchiedenen Umſtänden betrachtet und die Wirkungen der Großmuth, der Grau- ſamkeit, des Geitzes durch die Abſtraction ſeiner Phan- taſie von dem Perſonalcharakter abſondert: ſo bekömmt er einen allgemeinen Begriff, er lernt die Macht dieſer Tugenden, Laſter und Begierden in allen möglichen Um- ſtänden kennen und verſteht, nach was für allgemeinen Grundſätzen dieſelben wirken. Da nun von dem Poe- ten nicht gefodert wird, daß er ſeine Perſonen nur in denen wirklichen Umſtänden, in welche die Natur ſie ge- ſetzet hat, aufführe und nach ihrem ganzen Gemüths- ſtande abmale, welches das Amt des Geſchichtſchreibers iſt; ſondern da er allerley wahrſcheinliche und mögliche Umſtände erfindet und ſeine Perſonen nur von einer ge- wiſſen Hauptleidenſchaft und Neigung charakteriſiret: ſo muß er ſie nothwendig in dieſen erdichteten Umſtänden handeln und reden laſſen, wie es die Wahrſcheinlichkeit mit ſich bringt, daß ſie in dergleichen Umſtänden gethan haben würden und darum kommen ſeine Bilder nicht nur einem einzelnen **Gegenſtande** (individuo), ſondern mehrern zu (*).

§. 185.

(*) Aus eben dieſem Grunde hat Ariſtoteles im neunten Kap. von der poetiſchen Kunſt angemerket, daß die Poeſie viel lehrreicher ſey, als die Hiſtorie, weil die Poeſie, wie ſei-

§. 185.

Die Poeſie iſt eine Nachahmung der Natur. Nun muß man bey einer jeden Nachahmung zwo Sachen abſonderlich in Betrachtung ziehen, eine iſt dasjenige, ſo nachgeahmet wird, die andere, wie und auf was für eine Weiſe es nachgeahmet wird; jenes iſt die Materie, dieſes iſt die Weiſe und Kunſt der Nachahmung. In beiden, ſowohl in der Materie der poetiſchen Nachahmung, als in der Kunſt derſelben, muß das wunderbare Neue herrſchen, als welches die einzige Quelle des poetiſchen Schönen iſt. Iſt die Materie, die der Poet erwählet hat, mit einer eigenthümlichen wunderbaren Neuheit begabet: ſo wird ſie das Gemüth durch ihre eigene Kraft, auch ohne die Hülfe der Kunſt, einnehmen und entzücken, wenn ſie in ähnlichen Bildern und übereintreffenden Ausdrücken nur einfältig vorgeſtellet wird. Weil aber der Poet nicht immer neue und ungemeine Dinge findet, oder vorzuſtellen Gelegenheit hat: ſo muß er auch wiſſen, gemeinen und bekannten Wahrheiten durch die Kunſt der Nachahmung ein neues Anſehen mitzutheilen und ſie in ihrem vortheilhafteſten Lichte vorzuſtellen. Er muß hierinn, gleich dem ſchönen Geſchlechte, ent-

ne Worte lauten, die allgemeinen Sachen ſaget und die Hiſtorie die abſonderlichen erzählet. Eine allgemeine Sache iſt, was ein jeder Menſch von dieſem oder jenem Charakter wahrſcheinlich oder nothwendig hat ſagen oder thun ſollen, welches der Zweck der Poeſie iſt, den ſie auch alsdann nicht aus den Augen ſetzet, wenn ſie ihren Perſonen die Namen giebt. Eine abſonderliche Sache iſt zum Exempel, was Alcibiades gethan oder erlitten hat. Wer begierig iſt, dieſen Vortheil der Poeſie über die Hiſtorie mit mehrerm ausgeführet zu leſen, der kann des Herrn Dacier Anmerkungen über dieſe Stelle des Ariſtoteles, der Frau Dacier Vorrede über Homers Odyſſee in dem vierten Abſchnitte und Muratori von der Vollkommenheit der Italiäniſchen Poeſie im zehnten Kap. des erſten B. aufſchlagen.

entweder durch die angebohrene oder durch eine angenommene Schönheit zu gefallen ſuchen. Alſo kömmt eine mittelmäſſige, ja eine geringe Schönheit dem Mangel derſelben durch den prächtigen Zuſatz eines entlehnten Schmuckes verſtändig zu Hülfe und machet ſich durch die Kunſt angenehm, mit welcher ſie die Fehler der Natur auf eine geſchickte Weiſe verbirgt und den angenommenen Glanz eines auswärtigen Zierrathes ſich ganz gerecht und zu eigen machet. Hingegen haben diejenigen, die von Natur ſchön ſind, eines ſolchen geborgten Glanzes nicht vonnöthen. Ihre nackende Schönheit hat ohne fremde Hülfe für ſich ſelbſt Kraft genug ſich der Herzen zu bemeiſtern. Der überflüſſige Gebrauch eines fremden Schmuckes würde dem natürlichen Anſehen der Schönheit nur nachtheilig ſeyn und ſie verdunkeln. Eben ſo ſind auch die unedlern mechaniſchen Künſte beſchaffen, die ſowohl als die höhern in einer Nachahmung der Natur beſtehen. Ihre Werke können entweder durch den Zeug oder durch die Kunſt ſchätzbar werden. Wenn jedoch der Werth von beiden in einem Werke vereiniget iſt: ſo bekommen ſie eine doppelte Kraft die Gemüther zu entzücken und mit Verwunderung einzunehmen. Wiewohl aber unwiderſprechlich der Verdienſt eines Poeten vornehmlich in der geſchickten Wahl und Erfindung ſolcher Materien beſteht, welche vor ſich ſelbſt ganz neu, fremd und wunderbar ſind und ohne die Hülfe der Kunſt durch ihre eigene Kraft die Gemüther einnehmen und entzücken, von welcher Art alle diejenigen ſind, die der Poet aus der Welt der möglichen Dinge mittelſt der Erdichtungskraft nach den Regeln des Wahrſcheinlichen hervorholet: ſo iſt dieſes dennoch nicht genug, das Lob des Dichters vollkommen zu machen; ſondern da die poetiſche Kunſt vermögend iſt, die weſentliche Schönheit der Dinge durch die Art der Vorſtellung augenſcheinlich zu erhöhen, ja auch ſchlechten und durch die Gewohnheit in

Ver-

Verachtung gekommenen Dingen ein wunderbares und herrliches Anſehen mitzutheilen: ſo wird überdieß noch erfodert, daß ein ſolcher die Schönheiten ſeiner erwähleten Materie durch die Kunſt der Nachahmung in ihrem rechten Lichte und Vortheile vorzuſtellen und auch den gewöhnlichſten und unachtbarſten Wahrheiten und Umſtänden einen ſolchen wunderbaren Glanz beyzulegen wiſſe, daß der dadurch entzückte Leſer ſich nicht erwehren kann, ſeinen Vorſtellungen alle Aufmerkſamkeit und Bewunderung zu gönnen. Wer beſagte beiden Stücke in ſeinem Vermögen hat und dieſelben geſchickt zu vereinigen weiß, der hat das poetiſche Schöne zu ſeinem Dienſte bereit und kann mit Recht verſichert ſeyn, daß ſeine Schriften, in welchen er die poetiſchen Schönheiten weislich ausgeſtreuet hat, jedermann gefallen werden, weil die menſchliche Natur darinnen unveränderlich iſt, daß das Schöne ihr niemals misfallen kann. Wir haben bisher in unterſchiedenen Paragraphen von der Materie der Nachahmung, ihrer Erfindung und Wahl ausführlich gehandelt und abſonderlich gezeiget, welches die Quellen der Erfindung oder die Minen des poetiſchen Schönen ſeyen und daß nichts dieſen Namen verdiene, was ſich nicht auf die Wahrheit gründet, was nicht die Aufmunterung zur Tugend und guten Sitten zum Zwecke hat, was nicht das Aug der Seele durch den Glanz einer wunderbaren Einheit auf eine angenehme Weiſe entzücket und das Gemüth mit einer ſüſſen Unruhe anfüllet. Nun müſſen wir ferner die Vortheile und Geheimniſſe der poetiſchen Malerkunſt in Abſicht auf die Art und Weiſe der Nachahmung entdecken, vermittelſt deren der Poet alle ſeine Vorſtellungen belebet, ihnen ein wunderbares Anſehen und eine entzückende Kraft mittheilen, oder zum wenigſten ihren eigenen Werth um einige Grade erhöhen und in das rechte Licht ſe-

zen kann. Dieſe Kunſtgriffe und geheimen Vortheile der poetiſchen Malerkunſt ſind von zweyerley Gattung. Einige rühren von der eigenen Scharfſinnigkeit des Poeten her, welche ihm hilft, in allen Dingen, die er ſich vorſtellet, verborgene Schönheiten zu entdecken und dieſe regieren ihn in der Anordnung und Ausführung ſeines Plans. Die andern Vortheile gehören zu der mechaniſchen Kunſt des poetiſchen Malers und entſtehen von der Kenntniß der Sprache und der Miſchung der poetiſchen Farben. Dieſe letztern verdienen eine eigene Unterſuchung, welche ſie auch von uns erhalten werden, wenn wir zuerſt die Kunſtgriffe der erſtern Gattung angezeiget haben werden, welche dem Poeten dienen, theils bekannten und unachtbaren Dingen ein herrliches Anſehen zu leihen, theils alle ſeine Vorſtellungen ohne Abſicht auf ihren innerlichen Werth nach einem ſo vortheilhaften Lichte aufzuführen, bey welchem man ihre vollkommene Schönheit nicht ohne Verwunderung erblicken muß. Nun müſſen wir zuerſt erklären, wie die Kunſt des Poeten auch bekannten und täglich vorkommenden Dingen ein ganz neues und wunderbares Anſehen beyleget. Wir verſtehen durch bekannte und unachtbare Dinge ſolche Sachen in der materialiſchen, hiſtoriſchen und moraliſchen Welt der wirklichen Dinge, welche nicht bloß eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit, ſondern das Siegel und Zeugniß der Wahrheit ſelbſt haben und uns durch den täglichen Umgang und Gebrauch ſo bekannt und gewöhnlich worden, daß ſie in ihrer nackenden Vorſtellung weder Aufmerkſamkeit, noch Verwunderung erwecken könnten, ſondern ganz unachtſam und kaltſinnig vorbeygegangen würden. Da nun der Poet ſich unmöglich enthalten kann, von ſolchen Dingen zu reden und dergleichen Umſtände in den Zuſammenhang ſeiner Erzählung einzutragen: ſo muß er die Kunſt lernen, wie dem Eckel vorzubauen

ſey,

ſey, den eine ſolche Vorſtellung gewöhnlicher Dinge, die entweder durch den beſtändigen Gebrauch oder in dem Munde des Pöbels etwas verächtliches an ſich genommen haben, nothwendig verurſachen muß. Wir haben an einem andern Orte angemerket, daß der Poet, deſſen Kunſt in einer geſchickten Nachahmung der Natur beſteht, ſich wenig darum bekümmert, daß ſeine Vorſtellungen für wahrhaft und wirklich angeſehen werden. Er kann dieſe Sorge dem Geſchichtſchreiber überlaſſen, weil er ſeinen Zweck erreichen und durch die bloſſe Aehnlichkeit ſeiner Vorſtellungen mit der Wahrheit ein nützliches Ergötzen verſchaffen kann, wenn ſolche ſich nur auf die Wahrſcheinlichkeit gründen und nicht unglaublich ſind. Sein ganzes Vermögen beſteht in der geſchickten Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen. Dieſes erwirbt ſeiner Erzählung Glauben und jenes verleiht ihr die Kraft, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu erhalten und eine angenehme Verwunderung zu gebähren. So wie nun das Wunderbare ohne die Wahrſcheinlichkeit abentheuerlich und unglaublich wird: ſo hat andern Theils das Wahrſcheinliche, wenn es von dem Wunderbaren nicht unterſtützet wird, keine genugſame Kraft auf das menſchliche Gemüth, daſſelbige angenehm zu rühren oder mit Ergötzen anzufüllen. Deswegen muß der Poet wiſſen, diejenigen Dinge, die das Zeugniß der Wahrheit und Wirklichkeit haben, von dem Anſehen der Wahrheit bis auf einen gewiſſen Grad zu entfernen und ihnen eine wunderbare, aber dabey unbetrügliche, Geſtalt anzuziehen. Dieſes geſchieht, wenn er die Sachen vorſtellet, nicht wie ſie wirklich ſind, ſondern wie ſie uns in verſchiedenen Geſichtspuncten vorkommen. Dieſemnach beſteht das Wunderbare, welches die poetiſche Kunſt bekannten und wirklichen Dingen zulegen kann, in einem angenommenen unbetrüglichen Scheine der Falſchheit, der entweder in einem angenehmen Betru-

truge der Sinnen, oder in einem Betruge der Affecten und Gemüthsleidenſchaften, oder endlich in einem Betruge einer allgemeinen Sage oder eines eingewurzelten Wahnes beruhet. Der erſtere dienet die bekannteſten Erſcheinungen und Begebenheiten aus der materialiſchen Welt; der andere diejenigen, welche in der moraliſchen Welt; und der dritte die, ſo in der hiſtoriſchen Welt der wirklichen Dinge vorkommen, wunderbar vorzuſtellen. Was nun zum erſten das Wunderbare betrifft, welches in einem Betruge der Sinnen beſteht: ſo iſt aus der Erfahrung bekannt, daß uns öfters die äuſſerlichen Sinnen eine Sache ganz anders vorſtellen, als der Verſtand ſie einſieht. Dieſes äuſſerlichen Scheines der Falſchheit weiß ſich nun die poetiſche Kunſt meiſterlich zu bedienen, damit ſie eine gar bekannte Wahrheit auf eine wunderbare und ergötzliche Weiſe vorſtelle. So geſchieht es, daß auf den Grund und nach dem Scheine des Geſichtes die Poeten von den Figuren eines Gemäldes ſagen, ſie lebeten und redeten; die Malerey und die Bildhauerey wären zwar ſtumm und hätten doch eine Sprache (**). Wenn denn ein Poet ein vortreffliches Werk und Meiſterſtück dieſer Künſte beſchreiben ſoll: ſo erzählet er nicht bloß, wie die Figuren in der That beſchaffen ſind, ſondern wie ſie einem aufmerkſamen Zuſchauer wahrſcheinlich vorkommen. Die gemalten Bilder haben freylich kein wahres Leben noch eine wahre und wirkliche Bewegung. Es ſteht nicht im Vermögen der Kunſt, dieſe ihren Werken mitzutheilen; aber ſie kann ihnen dennoch den Schein eines Lebens und einer Bewegung mittheilen. Die Zeichen, durch welche ein Ma-

(**) Plinius ſagt von dem Apelles: Pinxit quae pingi non poſſunt; und vom Timanthes: In omnibus eius operibus intelligitur plus ſemper, quam pingitur; et cum ars ſumma ſit, ingenium tamen vltra artem eſt.

Maler ſeinen in dem Kopfe wohl eingerichteten Plan andern offenbaret und erkläret, ſind die Farben und die maleriſche Vorſtellung. Da nun reden nichts anders iſt, als ſeine Begriffe und Gedanken durch Zeichen zu verſtehen geben: ſo kann man von einem jeden wohlgemachten Gemälde im eigentlichen Verſtande ſagen, es rede; und alles, was ein verſtändiger und aufmerkſamer Kenner aus deſſelben Betrachtung anmerket und lernet, hat der Maler in demſelben auch wirklich vorgeſtellet. Alſo beſchreibt der Poet, wenn er von einem Gemälde redet, nicht nur dasjenige, was gemalet wird, ſondern auch was darunter verſtanden und dabey erkannt und bemerket werden kann. Dieſes machet die Beſchreibung des Poeten und die Kunſt des Malers zugleich wunderbar. Auf dieſem Grunde ſind viele hyperboliſche Bilder erwachſen, welche auf einem Wahne der Sinnen beruhen. Wir gehen weiter fort, eine andere Quelle des Wunderbaren in der Kunſt der Nachahmung zu entdecken, die aus einem angenehmen Betruge der Begierden oder Gemüthsneigungen entſpringt (*). Liebende und haſſende, entrüſtete und geſetzte Menſchen ſehen eine Sache nicht auf einerley Weiſe an, ſondern dieſe kömmt ihnen entweder ganz anders, oder in einem andern Grade der Gröſſe vor. Durch einen Affect in Verwirrung geſetzte Gemüther hören den Verſtand nicht und ſind zu ungedultig, ſich der Leitung derſelben zu unterwerfen. Je heftiger die Leidenſchaft iſt, deſto ſchwerer wird die Vernunft Gehör erlangen können. Die erhitzte Phantaſie iſt von ihrem Gegenſtande ſo ſehr eingenommen und mit demſelben ſo ſtark beſchäftiget, daß ſie auch der Vorſtellung der Sinnen, die von auſſen auf ſie eindringt, nichts achtet. Sie iſt von dem Verſtande und den Sinnen ganz abgezogen und in ſich ſelbſt hinein gekehret; ſie hängt ihren Träumen nach

(*) S. Ariſtoteles in dem zweyten B. ſeiner Redekunſt.

nach und ſtellet ſich die Gegenſtände ihrer Betrachtung vor, nicht wie ſie an ſich ſelbſt und in ihrer Natur beſchaffen ſind oder wie ſie von den Sinnen und dem Verſtande eingeſehen werden, ſondern wie ſie dieſelbigen wünſchet. Man kann deswegen mit Rechte ſagen, daß die Leidenſchaften alles mit eigenen und ganz andern Augen anſchauen, als ein geſeztes und der Leitung ſeiner Vernunft gehorchendes Gemüth. Die Vorſtellung eines gleichen Gegenſtandes verändert ſich, je nachdem die Phantaſie von einer Regung aufgebracht und entzündet worden. Die Liebe ſieht die Vollkommenheiten durch ein Vergröſſerungsglas an; der Haß kehret dieſes Seherohr um und ſieht dieſelben in der Entfernung ganz verkleinert. Die Liebe iſt blind, wenn es die Fehler und Gebrechen ihres geliebten Gegenſtandes angeht; der Haß iſt eben ſo blind, wenn er die Vollkommenheiten deſſelben Gegenſtandes der Liebe wahrnehmen ſoll. Kurz, die Phantaſie, die durch die Leidenſchaften erhitzet ihren Träumen nachhängt, ſieht die Dinge, die vor Augen liegen, entweder gar nicht, oder in einer ganz andern Gröſſe, Figur und Geſtalt, als ſie haben; hingegen bildet ſie ſich ein, daß ſie dasjenige wirklich ſehe, was ſie wünſchet oder fürchtet, wenn es ſchon nicht vorhanden iſt. Daher entſtehen die wunderbaren und ſeltſamen Vorſtellungen der Phantaſie, die poetiſchen Entzückungen, Geſichter, Weiſſagungen, Träume, welche vornehmlich in der Ode herrſchen und von der poetiſchen Begeiſterung herrühren. Da nun dem Poeten ſehr viel daran gelegen iſt, daß er das Gemüth des Leſers mit ſeiner Materie und dem Schickſale ſeiner Perſonen einnehme und in einer beſtändigen Unruhe unterhalte: ſo muß er in Beſchreibung der Umſtände, in die er ſeine Perſonen verſetzet, die Sachen nicht imer in ihrer wahren und natürlichen Gröſſe vorſtellen, wie ſie demjenigen vorkommen, der keinen Antheil an einer Begebenheit hat; ſondern er muß ſie nach dem Maaſſe künſtlich vergröſſern oder verringern, wie ſie denen Perſonen, für die er ſeine Leſer einnehmen will, nach ihrem Gemüths-

zuſtande wahrſcheinlicher Weiſe vorkommen mußten. Durch dieſe kunſtreiche Anwendung des Betruges der Affecten werden ſeine Vorſtellungen nicht allein wunderbar, ſondern auch herzrührend. Der Geiſt, der durch eine heftige Leidenſchaft aufgebracht iſt, ſieht die Dinge nicht nur in einer andern Geſtalt, Figur und Gröſſe, ſondern die Hitze der Gemüthsbewegung täuſchet und verblendet ihn auch öfters ſo ſehr, daß er ſich beredet, ſolche Dinge zu ſehen, die nirgends ſind, oder wenigſtens von dem Geſichte weit entfernet und erſt noch zukünftig ſind. Die aufgebrachte und durch eine ſtrenge anhaltende Leidenſchaft erhitzte Phantaſie wird in der That öfters ſo ſehr verzückt, daß ſie ihre lebhaften Einbildungen von den Empfindungen gegenwärtiger Dinge nicht wohl unterſcheiden kann. Der Poet, der das Wort für ſie führet, wird daher in währender Entzückung von ſolchen als von wirklich gegenwärtigen Dingen reden und ſie dem Leſer gleichſam mit dem Finger zeigen. Er wird ſie anreden, als ob ſie ihm vor Augen ſtünden; ſie werden eben dieſelben Empfindungen bey ihm erregen und er wird uns mitten in dem Irrthume zu Zeugen nehmen und ſich auf unſere eigenen Empfindungen berufen. Seine Ausſprüche werden von ihm nicht als bloſſe Wünſche und Muthmaſſungen vorgetragen, ſondern ſind den Weiſſagungen ähnlich, ſchlieſſen das künftige Geſchick auf eine ſichtbare Weiſe auf und legen es vor Augen. Die ſehnliche Hoffnung ſtellet ſich das Zukünftige und gewünſchte Gut als gegenwärtig vor und beluſtiget ſich an dem Genuſſe deſſelben in dem ſüſſen Traume ihrer Einbildung. Die verzagte Furcht holet nicht allein alles mögliche Unglück, das noch ferne von uns iſt, auf die Stelle herbey, ſondern jagt ſich ſelber durch die Vorſtellung abſcheulicher Geſpenſter und Plaggeiſter, die nirgends ſind, Angſt und Schrecken ein. Die Eiferſucht hält ihre Träume für unfehlbare Wahrheiten. Endlich wird die brünſtige Liebe, die unter allen Leidenſchaften die verwegenſte, mächtigſte und in ihrem

Betragen die wunderlichſte iſt, ihren geliebten Gegenſtand, ſeiner Abweſenheit und Entfernung ungeachtet, niemals aus dem Geſichte verlieren (**). Die Einbildungen in der Rede ſind alſo ein vornehmer Kunſtgriff, die Rede zu erheben, prächtig und nachdrücklich lebhaft zu machen. Wir verſtehen durch das Wort Einbildung in einem engen Verſtande diejenigen Reden, die eine ungewohnte Bewegung und Verzückung in der Seele zu erkennen geben, da es das Anſehen hat, als ob die Sache, von welcher ſie gerühret wird, wirklich geſehen und den Zuhörern vor Augen geſtellet würde. Die Einbildungen werden zu einem andern Ende von den Rednern, zu einem andern von den Poeten gebrauchet. Dieſe brauchen ſie, das Gemüth in Beſtürzung zu ſetzen; jene, die Sachen deutlich zu ſchildern. Beiden müſſen ſie dienen, das Herz zu rühren. Gleichwie man ſich nun von demjenigen gern einnehmen und an ſich ziehen läßt, was einen vortrefflichen Schein von ſich giebt: alſo wird das Gemüth durch eine ſolche Einbildung, die man ihm vorleget, leicht gerühret. Das groſſe Anſehen, womit ſie die Rede umgiebt, bemächtiget ſich des Gemüthes ſo vollkommen, daß es uns auch hindert, auf die Richtigkeit eines Beweiſes, wo ein ſolcher erfodert wird, Achtung zu geben. Dieſes iſt etwas natürliches, weil unter zweyen Dingen, welche zuſammengefüget werden, allemal das ſchwächere das ſtärkere an ſich reißt. Die Alten haben dieſe äuſſerſte Beſtrebung einer gerührten, aufgebrachten und durch die Leidenſchaften erhitzten Phantaſie einer göttlichen Begeiſterung zugeſchrieben und in der That geglaubt, daß ihre Poeten von dem Apollo oder den Muſen, oder einer andern Gottheit ganz angefüllet und gleichſam aus ſich ſelbſt verzucket würden, da ſie denn ſolche wunderbare Dinge ſähen, höreten und nach der göttlichen Eingebung auch

(**) S. Longin vom Erhabenen in der 15ten Abtheilung.

auch redeten und ausſprächen (*). Daher ſie auch, wenn ſie etwas wichtiges beſingen wollen, den Apollo, die Muſen oder irgend eine höhere Gottheit um ihre Hülfe angerufen haben. Ja auch einige unſerer heutigen Schriftſteller, die von der Begeiſterung reden, ſchwatzen auf eine Weiſe davon, als ob ſie ſelber in der Verwirrung ſtünden, von der ſie uns eine Erklärung geben wollen. Sie kommen mit lauter prächtigen Wörtern von einem heiligen Rauſche, einer göttlichen Raſerey, Lichte, Verzückungen des Gemüthes, Aufwallungen und dergleichen aufgezogen, welche neben einander geſetzet vortrefflich klingende Sätze machen, aber in dem Gemüthe keinen deutlichen Begriff hervorbringen. Aber dieſes alles giebt uns allein zu verſtehen, daß die Poeten bey der alten Welt in einem nicht geringern Anſehen geſtanden, als die Wahrſager und Propheten, und daß die Leichtglaubigkeit ihnen mächtig dazu behülflich geweſen. Wenn die neuern Schriftſteller von dieſer poetiſchen Begeiſterung mit eben ſo hochtrabenden Worten reden, als jene: ſo muß man ſich dadurch nicht blenden laſſen und ſie für nichts anders, als für freye Metaphoren anſehen, die ſich auf eine Vergleichung der erhitzten Phantaſie mit der Raſerey der Prieſter gründen, wenn dieſe von ihrem Gott entzündet wurden und ihre Orakel ausſprachen (**). Kurz, das Geheimniß, ſo darunter ver-

(*) CIC. *de Orat. Lib. II.* et *Diu. Lib. I.* Illa concitatio declarat vim in animis eſſe diuinam; negat enim ſine furore Democritus quemquam poëtam magnum eſſe poſſe. Quod idem dicit Plato.

(**) S. Gottſched in der Ode betitelt: der wahre Held Friedrich Auguſt:
Wie dort Apollens Prieſterinn,
Wenn unter ihr die Klüfte keichen,
Sich ſelber faſt vergißt, indem ihr ſchwacher Sinn
Der ſtärkern Gottheit Kraft muß weichen;
Ganz Delphos bebt, der Tempel kracht,
Aus Ehrfurcht für den höhern Sprüchen;

borgen liegt, will nichts weiters ſagen, als eine Hitze der Einbildungskraft, in die man ſich ſelber jagt, und der man ſich gern ergiebt, woraus Schönheiten und Fehler entſpringen können, je nachdem ſie blind oder ſcharfſichtig iſt. Es iſt auch ſo fern, daß dieſe poetiſche Begeiſterung von einer übernatürlichen Kraft und Entzückung herrühre, daß ſie vielmehr nichts anders iſt, als eine künſtliche Nachahmung der Reden und Ausſprüche ſolcher Perſonen, die ſich himmliſcher Erſcheinungen und prophetiſcher Eingebungen rühmen. Auf dieſem Grunde beruhet die Verwirrung, welche die Kunſt in der Ode erfodert. Die Begeiſterung mag da noch ſo ſtark ſeyn: ſo muß ſie doch allezeit von der Vernunft geleitet werden. Der erhitzteſte Poet muß ſich öfters faſſen, damit er von den Dingen, die ihm die Einbildung vorleget, ein geſundes Urtheil fällen möge, und die Kunſt muß ſelbſt die Unordnung in der Ode in Schranken faſſen. Alſo ſieht man, daß die Begeiſterung zur Kunſt des Poeten gehöret und das Anſehen von etwas Göttlichen dadurch erworben hat, weil ſie die göttliche Begeiſterung geſchickt nachzuahmen gewußt hat. Damit nun der Poet die Phantaſie mit dergleichen Raſerey erfülle, ſo muß er bey ſich ſelbſt einen Affect der Materie halber, die er vor ſich hat, rege machen, indem er ſie als etwas gutes oder ſchlimmes, etwas vortreffliches oder ſchnödes betrachtet, ſo fern die Materie nicht ſelbſt ſchon zuvor in dem Gemüthe eine von dieſen verſchiedenen Bewegungen erzeuget hat, wie bey verliebten Poeten zu geſchehen pflegt. Ferner wird er unter den Bildern der Phantaſie diejenigen ausleſen müſſen, welche ihm anmuthiger oder prächtiger; oder ſchnöder, oder lächerlicher, oder erſchrecklicher, oder lebhafter vorkommen werden, mit einem Worte, welche die abſonderliche Art und Beſchaffenheit der Materie, von der er

So iſt mein blöder Geiſt den Muſen jetzt gewichen,
Er fühlt der hohen Triebe Macht,
Und kann ſich ſelber dem, was ſie ihn ſingen heiſſen,
So wenig als den Kiel entreiſſen.

er handelt, am beſten ausdrücken können. Wie nun gewiß iſt, daß wir die Affecten in unſerer Bruſt natürlicher Weiſe aufwecken können und daß eine jede Sache, die uns vorgeleget wird, in uns Liebe, oder Furcht oder Zorn, oder Verwunderung, oder eine andere Leidenſchaft gebähren kann; alſo iſt nichts gewiſſer, als daß eine jede Materie unſerer Phantaſie auf gewiſſe Weiſe entzünden und uns folglich in Raſerey verſetzen und mit einem guten Vorrathe von Bildern verſehen kann. Deswegen müſſen die Poeten Fleiß anwenden, daß ſie mittelſt der Kunſt einen Affect in Abſicht auf die Materie, von der ſie handeln wollen, bey ſich rege machen. Die Seele muß ihrer Einbildungskraft befehlen, den vorgelegten Gegenſtand zu beſichtigen und alle Eigenſchaften, Umſtände und Zufälligkeiten deſſelben zu betrachten. Wenn ſie denn von dem Affecte mit aller Macht angetrieben und in eine ſtarke Bewegung gebracht worden iſt: ſo wird ſie neue und wunderbare Bilder hervorbringen, welche, ſo fern wir ſie mit einer verſtändigen Wahl auserleſen haben, der Materie ein ungewöhnliches Licht und Leben mittheilen werden. Allein in der Anwendung dieſer ſeltſamen Vorſtellungen, deren Wahrſcheinlichkeit in einem Betruge der Affecten gegründet iſt, kömmt es hauptſächlich darauf an, daß man das rechte Maaß nicht überſteige. Der Poet ſoll zwar die Natur in ihrem Betragen künſtlich nachahmen, aber er muß dabey immer in Obacht nehmen, wie weit er die Affecten ſeinen beſondern Abſichten gemäß zu führen habe, damit er ſie in ihrer erfoderlichen und wahrſcheinlichen Gröſſe vorſtelle. Derjenige würde thöricht handeln, der ſeinen verliebten Perſonen alle die lächerlichen Einfälle in den Mund legte, welche den Leuten in dieſem Gemüthsſtande, in den ſie kommen können und der ſie auf alle die Ausſchweifungen führte, womit dieſelben ſich thörichter Weiſe vergehen; ſowohl als ein anderer, der in ſeinen Trauerelegien alle die gekünſtelten Seufzer und gezwungenen Klagen, die man oft in dergleichen Fällen hören muß, anbringen, oder der ſich bey allen Gelegenheiten

zu Entzückungen, Geſichtern und Träumen verſteigen wollte. Wer etwas von dieſer Art vorzuſtellen hat, der muß ſich ſelber fragen: Wenn ich dieſe Perſon wäre, in dieſem Affecte ſtünde oder in ſolchen Umſtänden ſchwebete, könnte ich auf dieſe Weiſe reden? würde ich ſo ſtark nachſinnen, damit ich dieſen Gedanken ſo ſpitzfündig vortragen könnte? oder würde ich ihn lieber auf eine einfältigere Art ausdrücken? Würde mir die Leidenſchaft ſolche Künſteley erlauben? Solche und dergleichen Fragen ſoll der Poet in allen Affecten, die er ſeinen Perſonen zuleget, an ſich ſelbſt thun, alſo daß er allezeit die Natur im Geſichte habe, welche von ihm nachgeahmet, aber nicht verwirret werden muß (*). Weil ferner die Einbildung des Poeten heftiger, als des Redners

(*) QVINTILIAN. *Lib. VI. cap.* 3. Si mihi tradita ſequi praecepta ſufficeret, ſatisfeceram huic parti, nihil eorum, quae legi, didici, quod modo probabile fuit, omittendo. Sed mihi in animo eſt, quae latent penitus, ipſa huius loci aperire penetralia; quae quidem non aliquo tradente, ſed experimento meo, ac natura ipſa duce accepi. Summa enim, quantum ego quidem ſentio, circa mouendos affectus in hoc poſita eſt, vt moueamur ipſi. Nam et luctus et irae et indignationis aliquando ridicula fuerit imitatio, ſi verba, vultumque tantum, non etiam animum accommodauerimus. Quid enim aliud eſt cauſſae, vt lugentes vtique in recenti dolore diſertiſſime quaedam exclamare videantur; et ira nonnunquam indoctis quoque eloquentiam faciat, quam quod illis ineſt vis mentis et veritas ipſa morum? Quare in iis, quae veriſimilia eſſe volumus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere potiuntur affectibus, et a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere iudicem volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, idque exigit, ſimile patietur? ſiccis agens oculis lacrymas dabit? fieri non poteſt. Nec incendit niſi ignis, nec madeſcimus ſine humore, nec res vlla dat alteri colorem, quem ipſa non habet. Primum eſt igitur, vt apud nos valeant ea, quae valere apud iudicem volumus, afficiamurque, antequam afficere conemur. At quomodo fiet, vt afficiamur? Neque enim ſunt motus in noſtra poteſtate. Tentabo etiam de hoc dicere, quas φαντασίας graeci vocant, nos ſane viſiones appellemus, per quas imagi-

ners ſeine erreget werden ſoll und muß: ſo kann deswegen der Poet künſtlichere, fremdere und ungewöhnlichere Bilder, als die einfältigen ſind, bilden, damit er mittelſt derſelben nach ſeinem Gefallen dieſen oder jenen Affect in das Gemüth der Leſer oder der Zuhörer mit Gewalt hineindrücke. Wir haben noch die dritte Quelle des Wunderbaren in der Kunſt der Nachahmung zu unterſuchen, welche auf einem angenehmen Betruge einer alten Sage und eines allgemein angenommenen Wahnes beruhet. Die Sage iſt eine Afterhiſtorie, die nichts deſtoweniger bey dem größten Haufen der Menſchen mehr Glauben findet, als die wahrhafte Geſchichte, indem ſie ihre Nachrichten durch ſolche Perſonen, die bey uns gleichſam in einem verehrungswürdigen Anſehen ſtehen,

nes rerum abſentium ita repraeſentantur animo, vt eas cernere oculis, ac praeſentes habere videamur. Has quisquis bene conceperit, is erit in affectibus potentiſſimus. Hunc quidam dicunt εὐφαντασίωτον, qui ſibi res, voces, actus ſecundum verum finget, quod quidem nobis volentibus facile continget. Nam vt inter otia animorum et ſpes inanes, et velut ſomnia quaedam vigilantium, ita nos hae, de quibus loquimur, imagines proſequuntur, vt peregrinari, nauigare, proeliari, populos alloqui, diuitiarum, quas non habemus, vſum videamus diſponere; nec cogitare, ſed facere; hoc animi vitium ad vtilitatem non transferemus? Vt hominem occiſum queror, non omnia, quae in re praeſenti accidiſſe credibile eſt, in oculis habebo? non percuſſor ille ſubitus erumpet? non expaueſcet circumuentus? exclamabit? vel rogabit? vel fugiet? non ferientem, non concidentem videbo? non animo ſanguis, et pauor, et gemitus, extremus denique hiatus exſpirantis inſidet? Inſequetur ἐνάργεια, quae a Cicerone illuſtratio et euidentia nominatur, quae non tam dicere videtur, quam oſtendere, et affectus non aliter, quam ſi rebus ipſis interſimus, ſequentur. Vbi vero miſeratione opus erit, nobis ea, de quibus querimur, accidiſſe credamus, atque id animo noſtro perſuadeamus. Nos illi ſumus, quos grauia, indigna, triſtia paſſos queramur. Nec agamus rem quaſi alienam, ſed aſſumamus parumper illum dolorem. Ita dicemus, quae in ſimili noſtro caſu dicturi eſ-

zu einer Zeit, da wir noch keine eigene Einſicht haben, und zwar von Munde zu Munde mit einem gebietenden Tone fortzupflanzen pflegt. Was für ſeltſame Meinungen haben nicht bey ganzen Geſchlechtern und Völkern einen allgemeinen Beyfall erhalten und ſich durch die Verjährung ein groſſes Anſehen erworben. Schon in den älteſten Zeiten mag die hieroglyphiſche und allegoriſche Lehrart, in welche die göttlichen und die natürlichen Wahrheiten eingehüllet wurden, erſtlich Anlaß zu den Fabeln der heidniſchen Mythologie gegeben haben, indem der Aberglaube die Perſonen, die zuerſt bloß *allegoriſch* waren, hernach in hiſtoriſche verwandelte. Da nun die gemeine Sage bey dem größten Haufen der Menſchen in einem ſo groſſen Anſehen ſtund und ihre Lehren und Meinungen ſo leicht Eingang finden: ſo iſt es ſich nicht zu verwundern, daß die poetiſche Kunſt der Nachahmung, die ſich begnüget, ihre Vorſtellungen wahrſcheinlich zu machen, ſich öfters der Sage mit gutem Nutzen bedienet, damit ſie ihre Erzählungen und Beſchreibungen recht wunderbar machen, ohne zu befürchten, daß ſie die Wahrſcheinlichkeit verlieren. Indeſſen iſt bey dem Gebrauche dieſes Kunſtgriffes groſſe Behutſamkeit nothwendig. Möchte doch die Poeſie niemals misbrauchet werden, die Unwiſſenheit in ihren abentheuerlichen Träumen zu ſteifen, um dieſe noch wei-

ter

ſemus. Vidi ego ſaepe hiſtriones atque commoedos, cum ex aliquo grauiore actu perſonam depoſuiſſent, flentes adhuc egredi. Quod ſi in alienis ſola pronuntiatio ita falſis accedit affectibus, quid nos faciemus, qui illa cogitare debemus, vt moueri periclitantium vice poſſimus? Sed in ſchola rebus quoque ipſis affici conuenit, eaſque veras ſibi fingere, hoc magis, quia illic vt litigatores loquimur frequentius, quam vt aduocati. Orbum agimus, et naufragum, et periclitantem, quorum induere perſonas non adtinet, niſi affectus aſſumimus. Haec diſſimulanda mihi non fuerunt, quibus ipſe quantuscunque ſum, aut fui (nam perueniſſe me ad aliquod nomen ingenii credo), frequenter motus ſum, vt me non lacrymae ſolum deprehenderent, ſed pallor, et vero ſimilis dolor.

ter auszubreiten! Der Poet muß ſich indeſſen freylich die Geſchichte des Aberglaubens und die verſchiedenen Meinungen, die von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Glauben bey den Heiden erhalten hatten, bekannt machen, damit er das Wunderbare in ſeinen Vorſtellungen, nach Beſchaffenheit der Materie allemal auf ſolche Meinungen gründen könne, die zu der Zeit, da die Perſonen, die er aufführet, gelebet haben, einen durchgehenden Beyfall gehabt hatten. Die Meinung, die er ihnen zuſchreibt, muß zu derſelben Zeit allgemein geweſen ſeyn. Keine geſchickter erklärte und beſſer bekannte Wahrheiten müſſen damals mit ihr im Widerſpruche gelegen haben, ſonſt würden dieſe wunderbaren Vorſtellungen alle Glaubwürdigkeit verlieren und alſo ganz abentheuerlich werden (**). Die Lehren und Meinungen, welche durch die Sage fortgepflanzet und von der Unwiſſenheit unterſtützet worden, bleiben nicht immer in einerley Anſehen. Sie ſind einer beſtändigen Veränderung unterworfen. Unſere erleuchteten Zeiten haben einer unzählbaren Menge dergleichen wunderbaren Meinungen den Glauben gänzlich verderbet. Die abentheuerlichen Geſchichten von den weiſen Frauen, den Zauberern, von der Verwandelung in andere Geſtalten und dergleichen haben wenig Beyfall mehr. Indeſſen würde man ſich noch weit mehr zum Gelächter machen, wenn man den Poeten im Ernſte tadeln wollte, daß er in der poetiſchen Erzählung der Geſchichten weit älterer und leichtglaubigerer Zeiten einige wenige Beyſpiele von dergleichen auſſerordentlichen Begebenheiten einflieſſen läßt, indem der Poet durch das Wunderbare in ſeinen Erzählungen die Aufmerkſamkeit und die Verwunderung des Leſers beſtändig unterhalten muß. Wiewohl nun ſolche wunderthätige Erzählungen uns bey dem Lichte unſerer erleuchteten Zeiten nicht mehr glaubwürdig vorkommen und es alſo das Anſehen hat, als ob dieſe Quelle des

Wun-

(**) S. Ariſtoteles in ſeiner Poetik im 26ſten Kap. §. 9.

Wunderbaren nunmehr gänzlich verfallen und mit Schutte verworfen wäre: ſo iſt nichts deſtoweniger gewiß, daß auch dieſelbige unſern heutigen Poeten vortrefflich zu ſtatten kommen kann, indem ſie die trockene Erzählung durch die geſchickte Einſtreuung dergleichen angenehmer Fabeln vor Mattigkeit bewahren können, welches ſie vornehmlich dadurch zuwege bringen, daß ſie ihre Gedanken und ihre Materie in allegoriſche Fabeln einkleiden, wenn ſie die hiſtoriſchen Perſonen der heidniſchen Gottheiten wieder in ihren erſten Stand allegoriſcher Weſen herunterſetzen (*). Vornehmlich aber gewinnen die Gedanken eine recht wunderbare Geſtalt, wenn der Poet dieſelben, mittelſt der Verwandlungen der hiſtoriſchen Weſen in allegoriſche Weſen, in Fabeln dieſer allegoriſchen Art einkleidet. Auch dieſer Handgriff der Kunſt war den alten Poeten nicht unbekannt. Auf dieſe Weiſe iſt auch die Allegorie, die auf die alte Mythologie gebauet iſt, eine der reicheſten und fruchtbarſten Quellen des poetiſchen Schönen, indem ſie dem Poeten eine Menge wunderbarer Bilder an die Hand giebt, durch die er ganz bekannte Gedanken auszieren und erheben kann.

§. 186.

Wir haben zwar nun die vornehmſten Geheimniſſe der poetiſchen Malerkunſt, wie man auch gemeinen Wahrheiten und Gedanken ein wunderbar entzückendes Anſehen mittheilen könne, mit aller Sorgfalt entdecket; indeſſen ſind noch etliche beſondere Anmerkungen übrig, welche dienen ſollen, die poetiſche Kunſt der

(*) Macrobius in dem 16ten Kap. des fünften B. ſeiner Saturnalien ſchreibt: Homerus inter enumeranda regionum et vrbium nomina facit locum fabulis, quae horrorem ſatietatis excludant. — — Et ſic amoenitas, intertexta faſtidio narrationum medetur.

der Nachahmung in ihrer Arbeit und in der Anordnung ihres Plans, ohne Abſicht auf den innern Werth der Materie, bey der Hand zu leiten; dieſe ſollen hier in einer ungezwungenen Ordnung, als eine Zugabe zu den erſtern hinzugefüget werden. Was hier zu erinnern iſt, gründet ſich auf den moraliſchen Grundſatz, daß ein jedes Ding zwo Seiten habe, eine ſchöne und eine häßliche. Nun beſteht die Kunſt des Poeten darinnen, daß er eine jede Sache, die er in ihrem Vortheile zeigen ſoll, nach derjenigen Seite vorſtelle, die für ſeine Abſichten am beförderlichſten iſt und daß er hingegen die andere Seite, die ganz widrige Eindrücke machen könnte, vor den Augen des Leſers künſtlich verberge. Unter den erſchaffenen und vollkommenen Dingen iſt keines von allem Zuſatze des Widrigen befreyet und ganz unvermiſchet. Und wie diejenige Vollkommenheit, deren ſie fähig ſind, immer eine Beziehung auf gewiſſe Umſtände hat, alſo muß ihre Unvollkommenheit bey veränderten Abſichten nothwendig jedermann in die Augen leuchten. Da nun eine Sache nach ihrer ſchönen Seite zeigen, nichts anders iſt, als ſie loben; hingegen eben dieſelbe nach ihrer häßlichen Seite vorweiſen, dasjenige iſt, was wir tadeln heiſſen: ſo iſt wieder offenbar, daß dieſer Vortheil der Kunſt ſehr nothwendig und nützlich ſey, wenn man etwas durch Lob oder Tadel in ſeinem rechten Lichte ohne Schmeicheley oder Bosheit vorſtellen ſoll. Der Poet muß die Sachen mit Beſtand der Wahrheit in einem ſolchen angenehmen Vortheile vorſtellen können, daß man des Widrigen und der Mängel, die ihnen anhangen, nicht ſo leicht gewahr werden kann. Selbſt die wahre Glaubenslehre, wie ſie in den heiligen Schriften gegründet iſt, preiſet ſich auch dadurch an, daß ſie viele verkehrte Begriffe der Menſchen von dem wahren Werthe der Dinge zu rechte bringt und indem ſie die Wege Gottes mit den Menſchen rechtfertiget, uns viele Dinge, die ſonſt der Natur erſchrecklich vorkommen, nach einem ſolchen Lichte vorſtellet, daß die Be-

ſchauung derſelben uns mit einem angenehmen Ergötzen erfüllen (**). Die Kunſt der Nachahmung kann ihre Vorſtellungen auch dadurch ganz angenehm, beliebt und verwunderſam machen, wenn der Poet in den Gegenſtänden durch ſeine Scharfſinnigkeit ganz neue, verborgene und unerwartete Umſtände entdecket und dieſelben deutlich vor Augen leget. Die Unachtſamkeit der Menſchen iſt insgemein ſo groß, daß auch die bekannteſten nnd alle Tage vorſchwebenden Dinge den meiſten in Anſehung ihrer wahren Natur und Beſchaffenheit ihres innerlichen Werthes und rechten Gebrauches unbekannt bleiben, weil dieſe nur den äuſſerlichen Schein begaffen und durch die ſtete Wiederholung eines immer gleichen Eindruckes betäubet in eine dumme Achtloſigkeit verfallen. Daher iſt ſich nicht zu verwundern, daß ſcharfſinnige Köpfe auch in ſolchen gemeinen und bekannten Dingen allemal neue, unerwartete und verborgene Umſtände entdecken können, weil ſie die Sachen mit aufmerkſamen und durch den Verſtand geſchärften Augen beſichtigen. Die Vorſtellung ſolcher Umſtände muß auch nothwendig um ſoviel angenehmer ſeyn, je gewöhnlicher und gemeiner der Gegenſtand an ſich ſelbſt iſt; zumal da wir nicht ohne Verwunderung vernehmen können, daß ſolche Dinge mit denen wir täglich umgehen, uns zuvor noch verborgen und unbekannt geweſen waren. Homer weiß durch dieſes Mittel, da er die Sachen nicht allein von ihrer äuſſerlichen Figur und Beſchaffenheit, ſondern von ihrer Abſicht und Wirkung betrachtet, ſolche

über

(**) So beſchreibt ſie uns das Leiden der Glaubigen als eine väterliche zur Verbeſſerung und Aufweckung zielende Prüfung und Züchtigung und als eine zwar bittere, aber heilende Arzney. Und wenn ſie uns den Tod der Frommen als einen ſüſſen Schlaf, ja als einen Uebergang und Durchgang zu einem unvergleichlich ſeligern Leben vorſtellet: ſo heißt dieſes nichts anders, als das erſchrecklichſte unter allen erſchrecklichen Dingen nach einer ſchönen Seite vorlegen.

über die Maaſſen zu erhöhen und recht beweglich vorzuſtellen. Ein neuer Vortheil, deſſen ſich die Kunſt der Nachahmung in der Ausbildung ihrer Vorſtellungen mit Nutzen bedienen kann, beſteht in dem rechten Gebrauche der Umſchreibung. Longin, dieſer griechiſche Kunſtlehrer hat die Umſchreibung als einen ſonderbaren Zierrath der Rede angeprieſen, als womit das Erhabene durch den Wohlklang, den ſie vollkommener machte, unterſtützet würde (*). Allein ſie kann dem Poeten in Abſicht auf den Verſtand wichtigere Dienſte leiſten, als nur das Ergötzen des Ohres zu befördern. Sie iſt die Quinteſſenz einer vollſtändigen poetiſchen Beſchreibung, denn ſie zieht durch eine geſchickte Wahl nur das wichtigſte und kennbarſte Merkmal aus einer Sache heraus, welches ſolche in einer gewiſſen Abſicht und in einem Umſtande entweder ſchätzbar oder verwerflich machen kann. Wenn der Redner oder Poet eine Sache nach ſeiner beſondern Abſicht nur von einer gewiſſen Eigenſchaft charakteriſiren will und er in Furcht ſteht, der Leſer möchte bey der bloſſen Benennung der Sache auf dieſe abſonderliche Eigenſchaft nicht genugſam Acht geben: ſo kann er deſſelben Aufmerkſamkeit mittelſt der Umſchreibung auf dieſes beſondere Stück lenken, von welchem ſeine Vorſtellung, wenn es recht betrachtet wird, die beſte Stärke und den wichtigſten Nachdruck empfangen ſoll. Gleichwie der Weltweiſe eine vollſtändige Erklärung ohne Gefahr mit der Benennung verwechſeln und ſie ſtatt derſelben auf das Papier ſetzen kann: alſo kann der Poet eine Sache durch die Umſchreibung viel kenntlicher und nachdrücklicher nach einem gewiſſen Geſichtspunkte vorſtellen, als durch die bloſſe Benennung, die uns eine Sache nur überhaupt in das Gedächtniß bringt und uns im übrigen in der Ungewißheit läßt, in welcher Abſicht wir dieſelbe vornehmlich betrachten ſollen. Daher iſt auch offenbar, daß die erſte und vornehmſte Eigenſchaft einer guten Umſchrei-

(*) S. die 28ſte Abtheilung von dem Erhabenen.

ſchreibung die Klarheit ſey, weil ſie ſtatt der eigentlichen aber ungewiſſen Benennung gebrauchet wird, eine Sache nach demjenigen Merkmale vorzuſtellen, wodurch ſie nach einer gewiſſen beſondern Abſicht am ſicherſten erkannt wird. Denn wo bey dem Gebrauche der Umſchreibung dieſe Deutlichkeit, die aus einer Uebereinſtimmung des ausgeſetzten Merkmales mit den übrigen Umſtänden entſpringt, aus der Acht gelaſſen wird: da muß die Vorſtellung nothwendig in ein Räthſel verunarten und die Umſchreibung wird alsdann mehr dienen, eine Sache zu verdunkeln, als kennbar zu machen. Obgleich dieſer Kunſtgriff ſehr brauchbar (**) iſt: ſo führet er doch für kleine Geiſter, die gern über die Schranken ausſchweifen, ſehr viel Gefährlichkeit mit ſich, weil eine ſolche austretende Beſchreibung gar zu leicht matt und kindiſch wird. An dieſen Schranken, welche uns von dieſer Gefahr des Misbrauches und der Ausſchweifung bewahren ſollen, iſt das meiſte gelegen. Wenn wir inzwiſchen auf die oben angeführten Grundſätze Achtung geben: ſo wird ſolches eben nicht gar ſchwer ſeyn und der Zweck der Umſchreibung wird uns ſchon ſagen, wie wir für ihren rechten Gebrauch die gehörigen Schranken finden ſollen. Sie muß nemlich allein gebraucht werden, wo die Abſicht des Poeten erfodert, daß die Aufmerkſamkeit des Leſers von einem weitläuftigen und ungewiſſen Begriffe, den die bloſſe Benennung einer Sache erwecken würde, auf eine abſonderliche Eigenſchaft oder Wirkung derſelben hingelenket und gleichſam darauf veſt gemachet werde. Wo dieſer Grund den Gebrauch einer Umſchreibung nicht rechtfertiget, da iſt ſie müſſig und wird alſo nothwendig die Vorſtellung matt machen, weil ſie etwas unnöthiges in die Rede hinein wirft, das den Verſtand weder vollkommener noch gewiſſer machet. Diejenige Art einer Um-

(**) ἐπίχαιρος. S. Longin in der 29ten Abtheilung.

Umſchreibung, da eine bekannte Sache durch eine verblümte Redensart und gleichſam unter einem allegoriſchen Bilde vorgeſtellet wird, gehöret nicht hieher, weil ſie allen ihren Nachdruck von dem ähnlichen und richtigen Bilde und der Metapher empfängt. Endlich müſſen wir von dem Gebrauche der Umſchreibung noch anmerken, daß ſie einen beſondern Nutzen hat, indem ſie auch ſolche Dinge, die in ihrer nackenden Vorſtellung Schamröthe und Eckel verurſachen müßten, nach demjenigen Geſichtspunkte und derjenigen Entfernung zeiget, in welcher alles Häßliche und Eckelhafte unſichtbar wird und ſich verliert. Gleichwie die maleriſche Perſpectivkunſt in der Anordnung eines Planes lehret, in was für Gröſſe, Vortheil und Entfernung die Bilder vorgeſtellet werden müſſen: alſo hat auch die Poeſie ihre Perſpectivkunſt; und wie der Maler in allen ſeinen Vorſtellungen den Wohlſtand beobachten und alles Aergerniß ſorgfältig vermeiden muß: alſo iſt einem Poeten eben ſo viel daran gelegen, daß er ſich hüte, durch ſeine Vorſtellungen die Zucht und Ehrbarkeit zu verletzen. Zu dieſem Ende dienet ihm die Umſchreibung, wenn er etwan auch von garſtigen Dingen reden ſoll, dieſelben in einer ſolchen Entfernung vorzuſtellen, wo ſie keinen widrigen Eindruck auf das Gemüth des Leſers machen können. Es gebühret allen denjenigen ein billiges Lob, welche züchtige Ohren zu ſchonen und aus Ehrbarkeit eine Sache, die der Wohlſtand bey dem rechten Namen zu nennen verbeut, mit andern Worten umſchreiben (*). Wie nun die Umſchreibung dienet, die Sachen nur in einem gewiſſen Geſichtspuncte und in der Entfernung vorzuſtellen: ſo iſt hingegen die Erweiterung ein Mittel, die Sachen ganz nahe zu dem Auge des Leſers herbeyzubringen und ihn ſo lang bey der Betrachtung derſelben aufzuhalten, bis er ſie völlig nach ihrem Werthe und ihrer

(*) S. Heineke über die Stelle des Herodots im erſten B. Kap. 105. welche Longin in der 28ſten Abtheilung anführet.

rer Gröſſe beſchauet hat. Dieſe Erweiterung weiſet der Kunſt der poetiſchen Nachahmung einen neuen Vortheil, durch welchen die Sachen ganz beweglich und nach ihrer wahren Gröſſe und Würde vorgeſtellet werden können. Was in der Weisheitslehre die ausführliche und vollſtändige Erklärung iſt, das iſt die Erweiterung in der Beredſamkeit. Wenn die bloſſe Benennung einer Sache oder Handlung in ihrem Inbegriffe viele Abſätze, verſchiedene Eigenſchaften und Umſtände einſchleußt, da je ein Stück das andere unterſtützet und erhebt; und wenn denn die Abſicht des Poeten erfodert, daß alle dieſe Abſätze von dem Leſer genau bemerket und erwogen werden: ſo muß er die Sache nicht nur überhaupt vorſtellen, ſondern er muß den weitläuftigen Begriff in ſeine verſchiedenen Abſätze zergliedern und dieſe nach einander in ihrer natürlichen Verknüpfung zur Betrachtung vorlegen, welches eben durch die Erweiterung geſchieht. Dieſe iſt eine vollſtändige Zuſammenhäufung aller bey einer Sache vorkommenden Umſtände und Eigenſchaften, wodurch eine Vorſtellung erſt ihre wahre Gröſſe und Stärke empfängt (**). Dieſe Erweiterung dienet demnach eine Sache oder Handlung zu erklären und in ihr rechtes Licht zu ſetzen, damit dadurch entweder der Nachdruck der angeführten Gründe befördert und die Ueberzeugung unterſtützet, oder die Leidenſchaften, als die Bewunderung, der Zorn, das Schrecken, die Verachtung, das Mitleiden und andere durch die geſchickte Vergröſſerung oder Verkleinerung angefeuret werden. Ein Poet und Redner, welcher weiß, was er an jedem Orte für Eindrücke zur Beförderung ſeiner Abſichten erwecken ſoll, wird nun ohne mehrern Unterricht von ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, wo er dieſen Kunſtgriff mit Nutzen anwenden könne und welche unter ſo unzähligen Arten der Erweiterung ſich für ſein Vorhaben am beſten ſchicke. Die geſchickten Kunſtlehrer der vorigen und der heutigen Zei-

(**) S. Longin am Ende der 2ten Abtheilung von dem Erhabenen.

Zeiten haben auch dieſes Kunſtſtück in ihren Schriften ausführlich abgehandelt und mit Beyſpielen aus alten und neuern Poeten wohl erläutert (*). Mit dieſer Erweiterung ſteht ein anderer Kunſtgriff der Nachahmung in einer engen Verwandſchaft, welchen wir zum Unterſchiede die Vermehrung nennen wollen. Dieſe beſteht in einer kurzen Ausführung eines Gedankens, da man das Wunderbare in einer Vorſtellung glaubwürdig zu machen und gleichſam zu rechtfertigen, noch etwan einen wahrſcheinlichen aber unerwarteten Grund oder Schluß hinzuſetzet und den Einfall dadurch vermehret. Die Gründe und Schlüſſe, womit eine poetiſche Wahrheit künſtlich ausgeführet und unterſtützet werden kann, ſind gemeiniglich nur Einfälle eines ſinnreichen Witzes und ſcharfſinnigen Geiſtes, die ſich nur auf das Wahrſcheinliche und Mögliche gründen und eben darum meiſtens ganz neu und wunderbar herauskommen; woraus zu erſehen iſt, daß die Abhandlung von demjenigen, was ſinnreich und ſcharfſinnig genannt wird, die Kunſt poetiſche Schlüſſe zu machen und einen poetiſchen Erweis auszuführen in ſich begreift. Hier iſt von der Neuheit der Gedanken, aber nicht in Anſehung ihrer Erfindung, ſondern ihres Gebrauches die Rede. Es iſt wahr, daß ein Gedanke oder Einfall, wenn man ihn bloß in ſeinem Urſprunge betrachtet und ſich in diejenigen Zeiten verſetzet, in welchen er zuerſt hervorgebracht worden, ganz neu und wunderſam ſcheinen und man ſich wohl vorſtellen kann, daß er damals habe entzücken müſſen. Allein wenn derſelbe öfters wiederholet wird: ſo verliert er durch dieſen Gebrauch ſeine reitzende Kraft und Schönheit, er wird abgenutzet und denen, die in poetiſchen Schriften bewandert ſind, ſo geläufig, daß er endlich einen ſehr ſchwachen Eindruck auf ihr Gemüth thut. Dergleichen wiederholte Gedanken und Ueberſetzungen können einen Poeten allein bey den Unwiſſenden in Hochachtung bringen, welche für eine Wirkung ſeines leb-

(*) S. Quintilian im dritten Kap. des achten B.

haften Geiſtes halten, was eine bloſſe Wohlthat des Gedächtniſſes iſt, und wenn die Schriften eines Poeten an eigenen Erfindungen leer ſind: ſo kann ein ſolcher ſich keinen mehrern Verdienſt beymeſſen, als daß er wohl leſen und überſetzen könne. Die ſchönſten Sachen, wenn ſie öfters geſaget und wiederholet werden, haben keinen Reitz mehr. Allein die Neuheit iſt es, die den Gedanken einen reitzenden Werth und Glanz mittheilet. Die meiſten Schriftſteller ſollten ſich mehr der Neuheit befleiſſigen, geſetzt auch, daß ſie uns alsdann nicht ſo viele Werke lieferten. Sie meinen, wenn ſie abſchreiben, was groſſe Männer geſaget haben, ſeyn ſie ſelber groſſe Leute. Aber ſie betrügen nur ſich ſelbſt und nicht die Leſer, die ſolchen Schriftſtellern mit Verachtung begegnen, welche ihnen nichts mehrers ſagen, als was ſie ſchon hundertmal bewundert haben (**). Wie nun alle bis dahin erzählten Kunſtgriffe der Nachahmungskunſt dienen, eine Sache nach den verſchiedenen Abſichten in ihrem rechten Lichte und nach dem rechten Geſichtspuncte vorzuſtellen und derjenige Poet ſehr zu loben iſt, der die Sachen ſo deutlich und lebhaft vorſtellet, daß man dieſelben wirklich gegenwärtig zu ſehen meinet: ſo iſt auf der andern Seite derjenige Kunſtſtreich zuweilen eben ſo vortrefflich, da der Poet die Sachen alſo vorſtellet, daß er der Phantaſie anderer Leute die Sorge überläßt, ſich mehr vorzubilden und ihrem Verſtande das Vergnügen gönnet, mehr zu verſtehen, als die Worte lauten. Eine vollſtändige und ausführliche Beſchreibung, die dem Leſer oder Zuſchauer nichts überläßt, ſondern eine Sa-

(**) Da dieſe Anmerkung den Geiſt unſerer heutigen Poeten allzuſehr daniederſchlagen möchte: ſo wollen wir ihnen den Troſt nicht entziehen, den La Motte in der Ode, die Neuheit betitelt, angeführet hat:

Quoi! faut-il donc avec ſcrupule
Eviter d'un ſoin ridicule
Le beau qu'ils nous ont enlevé?
Non; mais qu'à l'art dont on l'employe,
L'avenir equitable croye,
Que ſans eux nous l'aurions trouvé.

Sache von allen ihren Seiten, Abſätzen und Umſtänden vorſtellet, ſetzet ihn freylich in eine angenehme Verwunderung über die reiche Einbildungskraft des Poeten, wodurch er ihm die Gegenſtände ſo vollkommen und ſo nahe vor Augen leget. Aber eine Beſchreibung, die mehr zu verſtehen giebt, als ſie mit Worten ausdrücket und hiemit den Geiſt des Leſers beſchäftiget, dasjenige ſelbſt zu finden und gleichſam aus den Vorderſätzen herzuleiten, was darinnen verborgen liegt, wirket neben dem angeregten noch ein beſonderes Ergötzen (*). **Homer** hat ſich dieſes Kunſtgriffes geſchickt zu bedienen gewußt (**); wiewohl dieſer Poet ſich ſonſt gern in umſtändliche Beſchreibungen und vollſtändige Erweiterungen ergeußt, damit er der Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit der Leſer dadurch zu ſtatten komme; dahingegen **Virgil**, weil er für geſchicktere und mehr erleuchtete Zeiten geſchrieben, ſich des letztbelobten Kunſtſtreiches weit mehrere mal bedienet hat.

§. 187.

Wir haben nunmehr die beſondern Geheimniſſe der poetiſchen Malerkunſt genugſam entdecket und ausführlich angezeiget, wie die Sachen durch die künſtli-

(*) QVINTILIAN: Auditoribus grata ſunt haec, quae cum intellexerint, acumine SVO delectantur, non quaſi audiuerint, ſed quaſi inuenerint. Demetrius Phalereus hat ſich hierüber noch näher erkläret, wenn er §. 229. ſagt: Θεόφραστός φησιν, ὅτι οὐ πάντα ἐπ' ἀκριβείας δεῖ μακρηγορεῖν, ἀλλ' ἔνια καταλιπεῖν, καὶ τῷ ἀκροατῇ συνιέναι, καὶ λογίζεσθαι ἐξ αὐτοῦ. Cum enim intellexerit, quod omiſſum eſt a te, non auditor ſolum, ſed et teſtis tuus efficitur. Et ſimul beneuolentius eſt: acutior enim ſibi videtur tua opera, qui anſam ei praebuiſti intelligendi. Contra autem omnia vt inſipienti exponere, ſimile eſt damnanti auditorem.

(**) S. Breitingers Abhandlung von den homeriſchen Gleichniſſen und derſelben künſtlichen Verfaſſung.

che Art der Nachahmung in einem ganz vortheilhaften und entzückenden Lichte vorgeſtellet werden können; daß dergeſtalt das Ergötzen, welches die poetiſchen Vorſtellungen begleitet, nicht allein von der Materie, ſondern auch von der Kunſt herrühret. Indeſſen haben wir in dieſer ganzen ausführlichen Abhandlung mit Fleiſſe und Vorbedachte ein allgemeines Mittel dieſer poetiſchen Kunſt der Nachahmung, von welchem die Poeſie ihre größte Stärke, ihre vornehmſte Schönheit und auch eine überzeugende Wahrſcheinlichkeit empfängt, in eine beſondere und eigene Abhandlung verſparet. Dieſes allgemeine Mittel beſteht in der Wahl und Verbindung der wichtigſten und bequemſten Umſtände. Natürlicher Weiſe begegnet nichts in der Welt, das nicht von vielerley Umſtänden begleitet werde, alſo daß überall gewiſſe mit einer jeden Sache zugleich entſtehende Umſtände vorkommen müſſen. Hieraus ziehen wir den Schluß, daß alſo dieſes nothwendig ein unfehlbarer Kunſtgriff zu dem Erhabenen zu gelangen ſeyn würde, wenn man allemal die vornehmſten Umſtände auszuleſen und aus ſolchen durch eine genaue Verbindung gleichſam nur einen Körper zu machen wüßte. Dieſen Schluß können wir mit folgendem Grunde unterſtützen: weil auf dieſe Weiſe das Erhabene theils durch die Wahl der Hauptſtücke, theils durch die Zuſammenſetzung der ausgeſuchten Dinge entſtünde (*). Dieſe Wahl und Verbindung der bequemſten und wichtigſten Umſtänden in allen Vorſtellungen, die eine gewiſſe Wirkung thun ſollen, muß ohne Unterſchied der Materie beobachtet werden. Es iſt unläugbar, daß dieſe Wahl nach denen beſondern Abſichten, die ein Poet oder Redner in einer jeden abſonderlichen Stelle auf verſchiedene Weiſe haben kann, vorgenommen und folglich nach ebendenſelben beurtheilet werden muß. Hieraus iſt ferner offenbar, daß die bequemſten und wichtigſten Umſtände diejenigen ſind, wel-

(*) S. Longin in der zehnten Abtheilung vom Erhabenen.

welche ſich mit der Abſicht eines Verfaſſers am beſten reimen und dieſelbe zu befördern dienen. Wir ſehen den Poeten an als einen weiſen Schöpfer einer neuen idealiſchen Welt oder eines neuen Zuſammenhanges der Dinge. In dieſer Abſicht hat er nicht allein die Macht, denen Dingen, die nicht ſind, eine wahrſcheinliche Wirklichkeit mitzutheilen, ſondern er beſitzt daneben ſo vielen Verſtand, daß er, ſeine Hauptabſicht zu erreichen, die beſondern Abſichten dergeſtalt mit einander verknüpfet, daß immer eine ein Mittel für die andere, alle insgeſammt aber ein Mittel für die Hauptabſicht abgeben müſſen. Es muß demnach in dieſer poetiſchen Welt, wie in der Welt der wirklichen Dinge, alles der Zeit und dem Raume nach in einander gegründet ſeyn. Die Uebereinſtimmung dieſer Abſichten zu einem Zwecke machet eben die Vollkommenheit des Ganzen aus. Deswegen muß die Vollkommenheit eines Gedichtes aus der Hauptabſicht und aus der Verknüpfung der beſondern Abſichten mit dieſer und mit den Umſtänden der Dinge beurtheilet werden. Der Poet kann freylich nach ſeinem Belieben ſolche Geſchichten erfinden, die bequem ſind, die Verwunderung, das Mitleiden, das Schrecken, die Freude, oder irgend eine andere Gemüthsbewegung zu erwecken; aber, wenn ſie einmal erwählet ſind: ſo muß die Ausführung das Abſehen derſelbigen unterſtützen. Iſt die Begebenheit vortrefflich: ſo müſſen die Umſtände auch vortrefflich und wichtig ſeyn, einer muß den andern zu einer groſſen Würde erheben. Iſt ſie einnehmend und anziehend: ſo muß in die Ausführung nichts gemiſchet werden, als was die Anzüglichkeit vermehret. Alſo muß die Einheit, die in dem Ganzen herrſchen ſoll, auch in einem jeden abſonderlichen Stücke herrſchen. Das heißt, wie die Verbindung aller Begebenheiten, die das ganze Gedicht ausmachen, nur eine einzige allgemeine Wirkung haben muß: alſo muß auch die Verbindung der Umſtände in einer jeden abſonderlichen Geſchichte nur eine Wirkung thun, welche auf gewiſſe Weiſe auf den Hauptzweck ſieht und

denſelben zu befördern dienet. Mithin muß man nicht förchten, daß durch dieſe künſtliche Verbindung und Harmonie der Abſichten und Wirkungen die ergötzende Manchfaltigkeit und Veränderung der Eindrücke aufgehoben und an deren ſtatt eine verdrüßliche Gleichförmigkeit und Monotonie eingeführet werde. Denn wie in der Muſik aus der Verbindung unendlich verſchiedener Töne eine liebliche Harmonie entſpringt: alſo muß dieſe Einheit der Wirkungen durch die kunſtreiche Verbindung unendlich verſchiedener Eindrücke befördert und erhalten werden. Die weiſe und gütige Natur lehret uns ſolches mit ihrem eigenen Beyſpiele, indem ſie durch die manchfaltige Vermiſchung der Eindrücke, die durch ſo unendliche Gegenſtände auf die Sinnen und die Gemüther wirken, eben für die Vermehrung unſerer Luſt geſorget hat. Denn ohne dieſe regelmäſſige Abwechſelung der Empfindungen würden uns hier lauter ſtarke und einhaltende Eindrücke in eine dumme Entzückung mit ſich fortreiſſen; dorten aber würden uns lauter matte und gleichmäſſige Eindrücke in einen beſtändigen Eckel verſenken. Nun war aber die Abſicht des Schöpfers, den Menſchen eine vernünftige und ſtets reitzende Luſt empfinden zu laſſen und darum hat er in unſern Empfindungen eine ſo regelmäſſige Abänderung und ergötzende Harmonie eingeführet, die kein menſchlicher Verſtand genug zu ergründen noch einige Kunſt nachzuahmen tauget. Es beruhet aber dieſe Harmonie der Empfindungen eben ſowohl auf gewiſſen Grundgeſätzen, als die ergötzende Vermiſchung der Töne in der Muſik; und wie in einer guten Compoſition jeder abſonderliche Ton die ergötzende Kraft erſt aus der künſtlichen Verbindung mit andern Tönen erhält; eine jede Verbindung aber ihren gewiſſen Grund theils in der Natur der Töne, theils in der Abſicht des Virtuoſen haben muß: alſo ſind auch die Dinge, von welchen die Harmonie der Empfindungen herrühret, ſowohl in der Welt der wirklichen Dinge, als in einem guten Gedichte, welches uns das Syſtem einer

möglichen Welt vorſtellet, der Zeit und des Ortes halben ſo künſtlich zuſammen geordnet, daß je eines in dem andern gegründet und ein jedes von ſeinem eigenen ihm angewieſenen Stande die gehörige Kraft erhält, mit welcher es auf das Gemüth wirket. Wie nun die Beſtimmung und Einrichtung der Abſichten, alſo iſt auch die Wahl und Verbindung der Umſtände, durch welche allein dieſe Abſichten erhalten werden können, eben ſowohl ein Werk des guten Geſchmackes, oder eines richtigen Urtheiles und einer feinen Wahl. Da nun die beſondern Abſichten eines verſtändigen Schriftſtellers unendlich verſchieden ſeyn können, indem er ſeinen Hauptzweck durch die Verbindung ſo unendlich vieler und verſchiedener Eindrücke zu befördern ſuchen muß: ſo ſind auch die Geſätze und Regeln, nach welchen ſich das Urtheil in der Wahl der Umſtände richten muß, eben ſo unzählbar und unendlich verſchieden, als die beſondern Abſichten ſind, welche dieſe Wahl beſtimmen. Das Urtheil wird zum Exempel erlauben oder gar befehlen, daß in einem gewiſſen Falle und Umſtande ein Einfall angebracht und ein Bild gebrauchet werde, welche in demſelben Orte und derſelben Zeit vortrefflich ſchön ſeyn werden. Wenn ſich aber der Fall und Umſtand verändern: ſo werden eben derſelbe Einfall und daſſelbe Bild ungereimt und häßlich heraus kommen. Alsdann wird der urtheilende Verſtand dieſelben nicht brauchen wollen, da die Bilder, ob ſie gleich an ſich ſchön ſind, den Gewichtſteinen einer Uhr gleichen, welche zwar dienen die Stunden in der Uhr, für welche ſie beſtimmet worden ſind, richtig anzuzeigen; aber dieſelben, wenn ſie von da in eine andere verſetzet werden, an ihrer Richtigkeit ſehr hindern können. Deswegen iſt es auch unmöglich, daß der gute Geſchmack durch Regeln, die ein vollſtändiges Syſtem der Kunſt ausmachen, gelehret und vorgetragen werde, weil ſeine Urtheile ſich auf beſondere Stellen beziehen, die nach ihren beſondern Abſichten und nach der Beſchaffenheit beſogderer

Dinge beurtheilet werden müſſen. Wenn wir aber dieſes Urtheil, welches nach einer ganz bekannten verblümten Redensart der gute Geſchmack genennet wird, überhaupt beſchreiben und erklären wollen: ſo können wir ſagen, daß es eine Kraft des Verſtandes ſey, welche uns eines Theils in der Wahl beſonderer Dinge und Umſtände alſo leitet, daß wir alles dasjenige vermeiden und auslaſſen, was der vorgenommenen Materie und unſern beſondern Abſichten nachtheilig und widrig ſeyn möchte, hingegen alles aufſuchen und zuſammentragen, was dieſelben nur einigermaſſen befördern kann; eine Kraft, die uns andern Theils auch in der Verbindung der ausgeleſenen Dinge und Umſtände ſtatt eines Compaſſes dienet, vermittelſt deſſen wir denen Klippen, dem Gemeinen und dem Unglaublichen, zwiſchen denen das poetiſche Schöne liegt und an welche es ziemlich nahe gränzet, glücklich entgehen könnten. Dieſes wählende Urtheil lehret uns demnach das Wunderbare und Wahrſcheinliche künſtlich mit einander verbinden. Ihm hat man es zu danken, daß man die Natur und den Wohlſtand niemals aus den Augen ſetzet. Es hinterhält die Einbildung vor Ausſchweifungen; es macht, daß die Kürze nicht dunkel, das Zierliche nicht ſchülerhaft, das Reiche nicht übermäſſig, das Prächtige nicht ſchwülſtig werde; Kurz, daß eine Vorſtellung ſinnreich ohne Spitzfündigkeit; beſcheiden ohne Niedrigkeit und erhaben ohne Aufgeblaſenheit herauskomme. Da wir an ſeinem Orte von der Natur und Verbindung des Wunderbaren und Wahrſcheinlichen mit beſonderm Fleiſſe ausführlich gehandelt haben: ſo laſſen wir hier dieſe zweyte Wirkung des poetiſchen Urtheiles ſtehen und fügen nur noch eine Anmerkung hinzu, welche in Anſehung der erſten Wirkung derſelben zu unſerm gegenwärtigen Vorhaben dienet, dadurch die oben gegebene Erklärung in ein helleres Licht geſetzet wird. Man ſollte nebſt der Wohlredenheit, die aus Worten beſteht, noch eine andere ſtudiren, die man die ſchweigende Beredſamkeit nennen

nen kann. Jene iſt eine Tochter des Geiſtes und der Phantaſie, dieſe des Urtheiles. Die Pflicht der erſtern beſteht darinnen, daß ſie alles dasjenige ſage, was man nur nachdrücklichſtes, ſchönſtes und vortrefflichſtes gedenken kann, die vorgenommene Sache auszudrücken und auszuputzen. Der andern Pflicht beſteht darinnen, daß ſie nicht ſage, das iſt, daß ſie auslaſſe, was ſowohl in der Erfindung, als in den Reden und Gedanken überflüſſig iſt, oder ſich für die Perſonen, für den Ort, die Zeit, die Affecten, die Materie, oder den Redenden nicht ſchicket (**). Es iſt in der That Homers eigenes Lob und das weiſe Alterthum hat es ihm billig zugeſtanden, daß er ein gleich geſchickter Meiſter in dieſer ſchweigenden Beredſamkeit und in der Wahl der Umſtände und der kunſtvollen Verbindung derſelbigen geweſen ſey (*). Wer überhaupt betrachtet, daß die Sachen ordentlicher Weiſe uns nicht rühren, wenn der Geiſt ſich nicht eine Zeitlang dabey verweilet und wenn ſie ihm nicht in verſchiedenem Lichte vorgeleget werden, der wird ſich allemal in die Beſchreibung der kleinern Theile ſo weit hineinlaſſen, als es die Hoheit und Würde des Werkes erlaubet. Es iſt offenbar, daß die beſtändige Beobachtung dieſer Regel die Werke des Homers überhaupt ſo einnehmend und anmuthig gemachet habe. La Motte ſelbſt hat uns davon die ſtärkeſte Probe wider ſeinen Willen an die Hand gegeben. Sein überſetzter Homer, den er durch die ſorgfältige Vermei-
dung

(**) S. Muratori in ſeinem Werke von der vollkommenen Poeſie in dem zehnten Kap. des zweyten B.
SENECA: Scaurus ſaepius dixit, non minus magnam virtutem eſſe, ſcire deſinere quam ſcire dicere.
CICERO: In omnibus rebus videndum eſt, quatenus. Etſi enim ſuus cuique modus eſt, tamen magis offendit nimium, quam parum. In quo Apelles pictores quoque eos peccare dicebat, qui non ſentirent, quid eſſet ſatis.

(*) S. Longin in der neunten und zehnten Abth. vom Erhabenen.

dung der kleinen und ausführlichen Beſchreibungen auf die Helfte verkürzet hat, iſt dadurch einem Schattenbilde gleich geworden, welches nicht mehrere Anmuth hat, als ein neben den Leib geſtellter Schatten. Wer ſich nur bemühen will, eine ſolche Stelle in beiden Poeten, dem Griechiſchen und dem Franzöſiſchen, aufzuſchlagen, wird ſich hievon aus der ungleichen Wirkung, welche ſie auf ſein Gemüth thun werden, bald überzeugen können.

§. 188.

Die Geheimniſſe der poetiſchen Nachahmung, die wir bis dahin ausführlich und ohne eigennützigen Vorbehalt geoffenbaret haben, haben jegliches ſeine eigene und vortreffliche Kraft, womit ihr Werth ſich denen, die es in dieſer Kunſt hoch bringen wollen, anpreiſet. Mithin haben wir noch einen Kunſtgriff derſelben unberühret gelaſſen, bey deſſen Ermangelung oder Verſäumung den andern ein Groſſes an Vollkommenheit abgehen würde, weil dieſer der Poeſie unläugbar die meiſte Kraft zur Bewegung der Gemüther mittheilet. Eben deswegen haben wir ihn verſparet, damit wir ihm ſeiner Wichtigkeit gemäß einen beſondern Paragraph widmeten, wo wir ihn abſonderlich und mit dem beſten Fleiſſe ausführeten. Der vernünftige, mit Verſtand und Weisheit begabte Menſch iſt unſtreitig das wichtigſte Stück der göttlichen Schöpfung, da alle übrige Sachen gleichſam nur ihm zum Dienſte und Nutzen erſchoffen worden ſind. Da nun die Poeſie eine geſchickte Nachahmung der Schöpfung iſt: ſo iſt demnach eben derſelbe der vornehmſte Gegenſtand, mit welchem die poetiſche Kunſt beſchäftiget iſt. Dieſe betrachtet den Menſchen nicht bloß überhaupt und nach ſeiner unveränderlichen Natur, nach welcher die Menſchen alle nur der Zahl nach von einander unterſchieden ſind; denn auf dieſe Weiſe könnte

der

der Poet die Perſonen, die er aufführet, nicht anders, als dem Namen nach unterſcheiden: ſondern ſie ſtellet ſich denſelben ſo vor, wie er nach dem verſchiedenen Zuſtande des Gemüthes und der manchfaltigen Vermiſchung der Regungen und Begierden, wie auch nach der unendlichen Verſchiedenheit der äuſſerlichen Umſtände beſchaffen iſt. Dieß ſind die Sachen, wovon die ſo groſſe Ungleichheit der menſchlichen Gedanken und Entſchlüſſe, die ſich in Reden und Handlungen offenbaret, einzig und allein herrühret (**). Die Menſchen werden nicht allein durch die Vernunft geleitet, ſondern ſie folgen mehrere mal und gemeiniglich dem Triebe ihrer Neigungen. Dieſe ſind den Menſchen ſo natürlich und haben in ſeinem Herzen ſo tief gewurzelt, daß die Vernunft ſelbſt mit ihren heilſamen Erinnerungen weit dahinten ſtehen muß, wenn ſie die Affecten nicht ihren Abſichten gemäß einnehmen kann. Wenn man betrachtet, daß die Menſchen ohne die Neigungen in eine verdrüßliche und unſchlüſſige Unthätigkeit verfallen würden: ſo wird man ſich nicht verwundern, daß ſie dieſelben mit ſo vielem Fleiſſe zu unterhalten und zu nähren trachten. Daher kömmt auch, daß der Grund der merkwürdigſten menſchlichen Handlungen in der ungleichen Vermiſchung der Gemüthsneigungen zu ſuchen iſt, welche durch die äuſſerlichen Umſtände aufgebracht und verſchiedentlich auseinander geſetzet werden. Indeſſen hat die poetiſche Kunſt der Nachahmung in der Vorſtellung des Menſchen einen ganz beſondern und vortheilhaften Weg genommen. Sie giebt ſich damit nicht zufrieden, daß ſie ſeine Neigungen nur erzähle, ſondern ſie legt dieſelben vor Augen, damit ihr Werk deſto mehr Leben und deſto mehr

Be-

(**) Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: iuuat aut impellit ad iram:
Aut ad humum moerore graui deducit et angit:
Poſt effert animi motus interprete lingua.

Bewegung bekomme. Es beſteht alſo das Geheimniß der Poeſie, von welchem wir gegenwärtig handeln wollen, darinnen, daß ſie den verſchiedenen Gemüthszuſtand nicht bloß hiſtoriſch beſchreibt und erzählet, ſondern die Perſonen wirklich auf den Schauplatz bringt und ihnen ſolche Reden und Handlungen beyleget, wie es der Gemüthscharakter, der ihnen angedichtet wird und die Umſtände, in welche ſie der Poet nach ſeinem Belieben geſetzet hat, erfodern. Denn es iſt ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Sachen, da der Inhalt einer Rede erzählet, oder da die Rede ſelbſt jemanden in den Mund geleget wird. Der Poet würde die Gemüthsgedanken ſeiner Perſonen durch das einfältige Erzählen nur froſtig machen. Die ſtark gezeichneten Züge und die Heftigkeit würden verſchwinden. Wenn ich hingegen die Perſon ſelber vernehme und, ſo zu ſagen, die Leidenſchaft von der erſten Hand empfange: ſo nehme ich dieſelbe alſobald an mich, ich theile ſie mit ihm, die Anreden und andern Figuren hintergehen mich, ich werde aus einem Leſer ein Zuſchauer, ich vergeſſe den Poeten, ich ſehe und höre allein die Perſon, die er einführet und der er etwas zu reden giebt. Darum iſt der dramatiſche Theil der Poeſie auch der vornehmſte und beweglichſte, weil er die vollkommenſte Art der Nachahmung iſt. Die Poeſie iſt demnach größten Theils eine Nachahmung der menſchlichen Handlungen; wie dieſe von den Gedanken, Sitten und Neigungen der Menſchen herrühren; denn in einer Handlung iſt nichts, als die Sitten und die Gedanken, welche ſie charakteriſiren und von allen andern unterſcheiden können. Die Sitten bilden ſolche und die Gedanken erklären ſie und geben zu erkennen, was ſie für Urſachen und Beweggründe gehabt habe. Vermög deſſen muß der Poet, welcher ſein Werk vermittelſt einer geſchickten Nachahmung der menſchlichen Natur beleben will, die Sitten und die verſchiedenen Gemüthscharaktere der Menſchen genau inne haben und wiſſen, welche Sprache, was für Grundſätze und Handlungen für einen jeden Cha-

Charakter anſtändig und bequem ſind. Ohne dieſe Wiſſenſchaft wird zwiſchen ſeinen Perſonen kein mehrerer Unterſchied ſeyn, als nur dem Namen nach und eine wird der andern Stelle einnehmen und vertreten können, ohne daß ſie ihren Charakter verläugne; oder wenn ſich zwiſchen denſelben noch einiger Unterſchied befindet: ſo muß derſelbe nothwendig ganz ohne Grund und ungewiß ſeyn, weil er von dem bloſſen ungefähren Zufalle herrühret. Dieſe Erkenntniß iſt auch deſto nothwendiger, weil die Perſonen, die der Poet aufführet, die wenigſten male hiſtoriſche, ſondern meiſtens allgemeine moraliſche Perſonen ſind, deren Charakter allein aus der Vorſtellung des Poeten und ſonſt nirgend her erkannt werden mag, ſo daß die Wahrſcheinlichkeit der ihnen angedichteten Reden und Handlungen allein aus den Umſtänden beurtheilet werden muß. Aus dieſer Urſache wird nicht undienlich ſeyn, wenn wir von der Natur dieſer Wiſſenſchaft und wie dieſelbe zu erlangen ſey, eine nähere Unterſuchung anſtellen werden. Die Sitten ſind dasjenige, was die Eigenſchaften der aufgeführten Perſonen bezeichnet und was uns den Entſchluß und die Wahl, ſo ſie in einem beſondern Umſtande nehmen und treffen wird, voraus ſehen läßt (*). In der That ſind die Gemüthscharaktere nichts anders, als ein Zuſammenhang von Eigenſchaften, Neigungen und Geiſtesarten, die man in einer einzigen Perſon zuſammen verbindet. Wer Charakter ſagt, der ſagt ſo viel, als eine Vermiſchung, eine Zuſammenſetzung vieler Fehler und vieler Tugenden, unter welchen ein gewiſſes Laſter die Oberhand behält, wenn der Charakter laſterhaft iſt; und wo eine Tugend regieret, wenn derſelbe tugendhaft ſeyn ſoll. Daher ſchließt man, daß alle Handlungen von dieſen beiden Quellen entſpringen, nemlich den Meinungen und den Sitten, und daß dieſe beiden Sachen das Glück oder das

(*) S. Ariſtoteles in dem ſechsten Kap. ſeiner Poetik.

das Unglück der Menſchen verurſachen. Dieſe verſchiedenen Charaktere der Menſchen ſind durch dieſe Vermiſchung der Fehler, der Laſter, der Tugenden und der Einſichten, welche auf verſchiedene Weiſe untereinander verſetzet werden, dermaſſen vermanchfaltiget, daß zween Charaktere, die einander vollkommen gleich ſind, in der Natur eben ſo ſelten gefunden werden, als zwey ganz gleiche Angeſichter. Dieſen unerſchöpflichen Reichthum der Natur hat Homer durch die Fruchtbarkeit ſeiner Erfindungskraft geſchickt nachgeahmet (**). Die Charaktere müſſen aber nach der oben gegebenen Erklärung den Gemüthszuſtand einer poetiſchen Perſon ſo deutlich entdecken, daß man daraus leicht abnehmen kann, was dieſelbe in einem beſondern Umſtande ihrer Gemüthsart gemäß für einen Entſchluß faſſen werde, ſolche mag ſie dann zum Guten oder zum Böſen vermögen. Hierinnen beſteht die Geſchicklichkeit der Sitten, welche die vornehmſte und wichtigſte Eigenſchaft eines Charakters iſt (*). Der Poet muß die Fertigkeit beſitzen, uns den Charakter einer Perſon dergeſtalt zu erkennen zu geben, daß wir in einem Falle, da ſie ſich in einem ſchweren und gefährlichen Zuſtande befindet, vorherſehen können, was ſie für einen Weg ergreifen, wozu ſie ſich entſchlieſſen und was ſie erwählen wird. Auf dieſe Weiſe haben Homer, Virgil und Sophokles ihre Perſonen mit Sitten verſehen. Deswegen müſſen alle Reden und Handlungen, die ein Poet ſeinen Perſonen zuſchreibt, in dem Charakter derſelben gegründet ſeyn und nothwendig daraus herflieſſen. Die Beſchreibung des Charakters würde ſonſt ganz unnöthig und ohne Nutzen ſeyn, wenn ſie nicht dazu dienen ſollte, daß ſie dem Leſer die Quellen, die Urſachen und die Bewegründe aller Handlungen gleich=

(**) S. Pope in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung Homers Ilias.

(*) S. Ariſtoteles in dem ſechszehnten Kap. der Poetik.

gleichſam als ein Schlüſſel aufſchlöſſe und ihn vorbereitete die Unternehmungen der charakteriſirten Perſonen, die ſie kraft ihres Charakters zu beginnen fähig ſind, zu errathen und ihre Wahrſcheinlichkeit in der Uebereinſtimmung und Harmonie mit dem Charakter deſto leichter auszufinden. Denn wenn die Entſchlüſſe und Unternehmungen einer Perſon nicht nothwendig aus ihrem beſondern Charakter herflieſſen und damit übereinſtimmen: ſo wird man dieſelben unmöglich vorherſehen und noch viel weniger deutlich unterſcheiden können, indem aller Unterſchied der Handlungen von dem Unterſchiede des Charakters entſteht. Wenn folglich der Charakter gut und geſchickt, das iſt, wenn er wohl und deutlich beſchrieben iſt: ſo muß er uns nothwendig die Fähigkeit einer Perſon, wie ſie durch verſchiedene Umſtände eingeſchränket iſt, beglaubigen und offenbaren; und ihre Reden und Handlungen, wenn ſie mit dem Charakter übereinſtimmen, werden ihr ſo eigenthümlich ſeyn, daß ſie nur ihr allein und niemand andern zugeſchrieben werden können. In dieſer allgemeinen Abſicht der Charaktere ſind jetzo die beſondern Regeln gegründet, welche wir nach Anleitung Ariſtoteles in dem 16. Kap. ſeiner Poetik für einen guten Charakter vorſchreiben, wenn wir mit ihm fodern, daß die Sitten ſtandsmäſſig, ähnlich und ſich ſelber gleich ſeyen. Wir verlangen darmit erſtlich, daß man einer jeden Perſon zuſchreibe, was ihr zukömmt, daß man ſie nach ihrem Alter, Stande, Range und Gewerbe reden und handeln laſſe. Dieſes heiſſen wir ſtandsmäſſige oder anſtändige Sitten (**). Die tägliche Erfahrung lehret uns, daß die Veränderung des Glückes,

(**) Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum Dauusne loquatur, an heros:
Maturusne ſenex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an ſedula nutrix:
Mercatorue vagus, cultorue virentis agelli:
Colchus, an Aſſyrius, Thebis nutritus; an Argis.

ckes, der Jahre, die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche, der Speiſen, der Auferziehung, der Gebräuche und Gewohnheiten einen groſſen Einfluß auf die Veränderung der Sitten hat. Daher hat zum Exempel ein jedes Alter, ſo zu ſagen, ſeinen beſondern Charakter, wodurch der Hauptcharakter auf ganz verſchiedene Weiſe umſchränket wird (*). Dieß iſt, was die Italiäner il Coſtume heiſſen, worauf ſich auch die Wahrſcheinlichkeit eines Charakters vornehmlich gründet. Auch in dieſem Stücke hat die Poeſie mit der Malerkunſt eine genaue Verwandſchaft (**). Die zweyte Regel will haben, daß die Sitten ähnlich ſeyen. Sie ſollen nehmlich eine Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit einem gewiſſen Originale haben, welches entweder in der Natur oder der Geſchichte und der Fabel gefunden wird. Dieſe Regel bezieht ſich vornehmlich auf die letztere Gattung der Charaktere, da die Perſonen in der Geſchichte oder der Fabel ſchon bekannt und berühmt ſind. Wenn der Poet ſolche Perſonen einführen will: ſo muß er ſie abſchildern, wie wir ſie in den Geſchichten finden (*). Zum wenigſten muß der Poet

(*) HORAT.

Multa ferunt anni venientes commoda ſecum:
Multa recedentes adimunt: Ne forte ſeniles
Mandentur iuueni partes; pueroque viriles.
Semper in adiunctis, aeuoque morabimur aptis.

(**) S. Dubos in ſeinen kritiſchen Betrachtungen über die Poeſie und die Malerey in dem dreyſſigſten Abſchnitte des erſten Th.

(*) HORAT.

Aut famam ſequere, aut conuenientia finge
Scriptor, honoratum ſi forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata, nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox, inuictaque: flebilis Ino;
Perfidus Ixion: Io vaga: triſtis Oreſtes.

Poet ſolchen Perſonen nichts andichten, das mit ihrem uns bekannten Charakter ſtreitet und im Widerſpruche ſteht, wenn er ſie gleich in ganz neue Umſtände ſetzet. Er muß einen unanſtändigen Zug eines Charakters ehe verhalten, als verändern. Er iſt eben nicht allemal gezwungen, alles zu ſagen, was von einer Perſon bekannt iſt, aber es iſt ihm niemals erlaubet, das Gegentheil deſſen, was wir von ihr wiſſen, zu ſagen. Weil aber auch diejenigen Charakter, die der Poet von neuem erfindet, ihr Original in der Natur haben und damit überein ſtimmen müſſen: ſo läßt ſich dieſe Regel auch auf dieſe Gattung Charaktere erſtrecken und man kann mit Rechte fodern, daß ſie ähnlich ſeyen, welches da ſoviel gilt, als natürlich. Nun iſt zwar ſchwerlich ein Charakter zu erfinden, der nicht ſein Original in der Natur habe, ſo ſeltſam er auch ſeyn mag; doch ſind hier zwo Vorſorgen nicht aus der Acht zu laſſen. Es giebt erſtlich gewiſſe Charakter, die in der Natur ſo ſelten vorkommen, daß die wenigſten Leute die Wahrſcheinlichkeit derſelben in ihrer Uebereinſtimmung mit den Originalien, als die ihnen ganz unbekannt ſind, erkennen, und darum auch kein Ergötzen daran finden. Es ſind allzuwunderliche Gemüthsmeinungen und Eigenſinnigkeiten, von welchen die Leſer keinen Saamen oder Funken bey ſich empfinden und ſonſt keine Erfahrung von andern bekommen haben. Nun will man den Menſchen in allen Sachen erkennen. Wie könnte man chimäriſche Gemälde lieben, die keiner Sache, die wir kennen, gleichen? Wir wiſſen zwar wohl, daß in der Natur die Verſchiedenheit der Gemüthsbegriffe wundergroß iſt und daß die allerſeltſamſten in irgend einem Kopfe Platz finden könnten: aber dieſe allzubeſondern Fälle ſind Ausnahmen, welche zwar in der Geſchichte ihren groſſen Werth haben, aber in Gedichten und inſonderheit in theatraliſchen Vorſtellungen nicht taugen; denn da ſie keinen Glauben erlangen: ſo können ſie das Ergötzen nicht zuwege bringen, welches die poetiſche und theatraliſche Vorſtellung gewähren

ren muß und das von der Nachahmung entſteht. Desgleichen kommen die allzuvollkommenen und allzutugendhaften Charaktere in der Natur überaus ſelten zum Vorſcheine und ſind daher auch in der Vorſtellung nicht von den angenehmſten; denn ſie ſtellen uns Seelen von einem höhern Range vor, welche uns allzuwenig gleichen, als daß ſie uns einnehmen könnten; und da ſie über ihre Neigungen allzugeſchwind ſiegen: ſo geben ſie uns nicht Zeit genug, daß wir ſie in der Bruſt fühlen. Zu geſchweigen, daß in dergleichen Charakter ſich keine Verſchiedenheit hinein bringen läßt, weil die Tugend von nicht mehr als einer Art iſt und auf einem Pfade mit gleichen Schritten fortwandelt. Dieſe wird in gleichmäſſigen Umſtänden allemal einen gleichen Weg nehmen; ſie herrſchet über alle Begierden gleich; und wer ſie in allen ſeinen Helden auf ihrem höchſten Grade ſchildern wollte, der würde mit den Namen und den Begebenheiten ändern, aber nicht mit den Perſonen. An der andern Seite giebt es in der Natur ſo viele Charaktere von einem ganz niedrigen und verächtlichen Range, die nichts anziehendes oder einnehmendes an ſich haben, daß daher die Vorſtellung derſelben von keinem ſonderlichen Ergötzen begleitet wird (**). Wir müſſen uns ſelbſt zur Schande bekennen, daß die beſcheidene Tugend mit ihren gemeſſenen Schritten uns nicht ſtark aufbringt. Wir wollen übermäſſige Thaten haben und alle Uebermäſſigkeit iſt ein Laſter. Die dritte Regel, welche wir mit dem Ariſtoteles dem Poeten, der einen guten Charakter machen will, vorſchreiben, befiehlt, daß die Sitten ſich ſelber gleich ſeyen, ſo daß wir ein Original, welches wir zur Nachahmung genommen haben, eben-

(**) HORAT.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus;
Quam ſi proferres ignota indictaque primus:
Publica materies priuati iuris erit, ſi
Nec circa vilem, patulumque moraberis orbem.

ebenfalls durchgehends ungleich vorſtellen müſſen, wenn es in ſeinen Sitten urſprünglich ungleich iſt (*). Dieſe dritte Regel befiehlt uns allein an, daß wir die beiden erſtern in der ganzen Ausführung eines Charakters nirgend aus der Acht laſſen, daher es unnöthig wäre, ſich lang darüber aufzuhalten. Wir wollen es bey einer einzigen Ueberlegung bewenden laſſen. Man weiß überhaupt wohl, daß die Charaktere ſich nicht ſelber umſtoſſen und gleichſam verläugnen müſſen; daß ein tapferer Menſch keine That einer feigen Memme, noch ein Weiſer eine Unvorſichtigkeit begehen kann. Aber man weiß nicht eben ſo ſtandhaft, daß alle Handlungen einer Perſon mit der Hauptſumme des Charakters übereintreffen müſſen und daß es nicht genug iſt, eine ſonderbare Handlung damit zu entſchuldigen, daß ſie mit einer gewiſſen Eigenſchaft des Charakters übereinkömmt, wenn die übrigen Stücke deſſelben damit ſtreiten. Man höret alle Tage, daß gewiſſe Thorheiten der Verliebten, die auf der Schaubühne vorkommen, mit der Natur der Liebe entſchuldiget werden wollen. Die Entſchuldigung wäre gültig, wenn man dieſe Leidenſchaft nur an ihr ſelbſt betrachten müßte. Allein, da ſie bey den Perſonen mit andern Eigenſchaften und andern eingewurzelten Gewohnheiten verknüpfet iſt: ſo muß ſie bey ihnen ganz verſchiedene Wirkungen hervorbringen. Die Liebe wird bey dem Böſewichte nicht auf die Art gedenken und ſchlieſſen, wie bey dem Tugendhaften. Sie wird den Tapfern und den Furchtſamen nicht vermögen, daß ſie einen gleichen Entſchluß faſſen, und ſo weiter. Die Kunſt dergleichen Charaktere zu erfinden iſt keine Sache von kurzem Inbegriffe. Wer entſcheiden will, was einen Charakter bilden kann, muß die Geſchicklichkeit haben, unter zwanzig oder dreyſſig Sachen, die ein Menſch ſagt oder thut, drey oder vier Linien auszuleſen, welche

(*) HORAT.
Si quid inexpertum ſcenae committis, et audes
Perſonam formare nouam, ſeruetur ad imum,
Qualis ab incoepto proceſſerit, et ſibi conſtet.

deſſelben abſonderlichem Charakter auf eine eigentliche und ſonderbare Weiſe zukommen. Man muß dieſe Linien oder Züge zuſammenleſen und durch eine fleiſſige Betrachtung ſeines Models oder Muſters aus ſeinen Handlungen und Reden diejenigen Linien herausziehen, welche am bequemſten ſind, das Gemäld kenntbar zu machen. Solches ſind die Linien, welche von denen gleichgültigen Sachen, die alle Menſchen auf einerley Weiſe machen, einer wie der andere, abgeſondert werden, die dann von neuem mit einander zuſammengeſetzet und vereiniget einen Charakter bilden und ihm, ſo zu ſagen, ſeine theatraliſche runde Form mittheilen. Geiſtern von kleiner Einſicht ſcheinen alle Menſchen von einerley Art. Solchen, die weiter ſehen, ſcheinen ſie von verſchiedener Art zu ſeyn. Alle Menſchen aber ſind abſonderliche Originale für einen Poeten, der mit einer poetiſchen Geiſtesart gebohren worden iſt. Die Erfahrung hilft einem ſolchen überdieß nicht wenig, den Unterſchied auszufinden, der wirklich zwiſchen Sachen Platz hat, die im erſten Anblicke einerley ſcheinen. Wer aber in dieſer Arbeit eine geſchickte Fertigkeit erlangen will, der muß den Menſchen, die Zeugung, die Natur und die Wirkung der Leidenſchaften und den moraliſchen Abſtand der Menſchen voneinander nach ihren unendlich verſchiedenen Verhältniſſen untereinander auf das genaueſte kennen (**). Der poetiſche Maler muß lieber die Natur, welche das wahrhafte Original iſt, zum Muſter nehmen, als ſich verweilen, ein beſonderes Werk nachzuahmen, welches nur ein unvollkommener und ver-

wor-

(**) HORAT. *art. poët.*

Qui didicit patriae quid debeat et quid amicis:
Quo ſit amore parens, quo frater amandus et hoſpes:
Quod ſit conſcripti, quod iudicis officium; quae
Partes in bellum miſſi ducis: Ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo
Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces.

worrener, ja vielleicht ungeſchickter Abdruck derſelben iſt, wovor ſich der Poet hüten muß. Dieſer Rath entdecket dem Poeten das vornehmſte Geheimniß, wie er die Charakter ſeiner Perſonen, die keine einzelne Gegenſtände (individua) oder hiſtoriſche, ſondern allgemeine moraliſche Perſonen ſind, über die unachtbare Niedrigkeit der gewöhnlichen Charaktere, die wir alle Tage in dem gemeinen Umgange bey Haufen antreffen, erheben und ſie ohne Verletzung der Wahrſcheinlichkeit mit neuer Schönheit und neuer Annehmlichkeit begaben und herausſtreichen könne (*). Wie die geſchickten Maler, indem ſie einer jeden Perſon ihre wahre Geſtalt geben und ſie ſich ſelber gleich vorſtellen: alſo muß ein Poet, der einen zornigen und erboßten Menſchen oder einen andern ſo beſchaffenen Charakter nachahmen will, ſich mit einem gröſſern Fleiſſe vor Augen ſtellen, was der Zorn wahrſcheinlicher Weiſe thun kann, als was er gethan hat. Auf dieſe Weiſe haben Homer und Agathon den Charakter des Achilles gebildet. Da nun oben erzählter maſſen alle Handlungen und Reden der poetiſchen Perſonen in dem Charakter derſelben gegründet ſeyn und, wie in der Natur, nothwendig daraus herflieſſen müſſen: ſo hat man folglich die Reden, welche die Poeten ihren Perſonen leihen, nicht anders anzuſehen, als die Folgen und Hinterſätze der Charaktere, weil ſie vollkommen oder unvollkommen ſind, je nachdem ſie den Charakteren derer, die man redend einführet, gemäß ſind (**). Die Sitten ſind dasjenige, was die Neigung des Redenden und den Entſchluß offenbaret, den er in Fällen, da man ihn ſonſt nicht leicht erkennen könnte, faſſen wird. Daher ſind alle Reden, welche nicht gleich zu vernehmen geben, was der Redende für einen Rath ergreifen wird, ohne Sitten und Charakter. Wenn der

(*) S. Ariſtoteles in dem ſechszehnten Kap. ſeiner Poetik §. 10.

(**) S. Ariſtoteles in dem ſechsten Kap. ſeiner Poetik. §. 17.

Poet in ſeinem eigenen Namen redet: ſo müſſen ſeine Reden und Sätze auf die eigentlichſte und bündigſte Wahrheit, als ihr Weſen, gebauet ſeyn, weil er verbunden iſt, richtig zu denken. Ja, er muß in dieſen Stücken um ſoviel ſorgfältiger ſeyn, weil mehr oder weniger Verſtand, den er darinnen zeiget, ihm auch in den übrigen mehr oder weniger Anſehen erwirbt. Was aber die Reden ſind, die er ſeinen Perſonen in den Mund leget: ſo iſt es genug, wenn ſie eine Verhältniß= oder Beziehungswahrheit in ſich haben, das heißt, wenn ſie mit dem Charakter und dem Zuſtande des Redenden übereinſtimmen; weil alsdann der Poet nicht auf die Wahrheit des Satzes, ſondern auf die Wahrheit des Charakters und der Leidenſchaft ſieht. Alſo können wahre Sätze in dem Munde einer Perſon ſehr tadelhaft ſeyn, wenn ſie nicht in ſolchen Umſtänden ſteht, daß ſie ſolche denken kann. Dahingegen ein falſcher Satz darinnen viel Artigkeit haben kann, wenn er das Blendwerk abſchildert, womit die Leidenſchaften ihren Geiſt täuſchen. Wie nun Homer ſich in Zeichnung der Charakter überaus geſchickt erwieſen: ſo finden wir eben ſo viel Geſchicklichkeit in ſeinen charaktermäſſig erdichteten Reden (orationibus moratis) (*). Was endlich die Gemüthsmeinungen, Sprüche und Sätze betrifft: ſo iſt leicht zu faſſen, daß ſie eben auf die Weiſe angeſehen werden müſſen, wie die Vorträge und Reden der poetiſchen Worthalter, nachdem ſie einen Theil in demſelben ausmachen. Sie entdecken uns mehrentheils die Grundſätze, nach welchen ſich eine Perſon in ihrem Thun und Laſſen richtet, und ſie dienen vortrefflich, durch kurze Lehren, welche ſich dem Gedächtniſſe von ſich

(*) S. Pope in der Vorrede zu ſeinem überſetzten Homer, La Motte über Homer, Dubos in dem 37ſten Abſchnitte des zweyten Th. Dacier in ſeinen Anmerkungen über Ariſtoteles Poetik beym 26ſten Kap. Muratori in dem Werke von der vollkommenen Poeſie und Salvini in den beygefügten Anmerkungen.

ſich ſelber anbefehlen, die Eindrücke, welche eine ſolche aufgeführte Perſon durch ihre beweglichen Vorſtellungen auf die Einbildung und das Herz des Leſers gemachet hat, in dem Geiſte zu beveſtigen. Zu dieſem Ende müſſen ſie an dem rechten Orte geſetzet, deutlich und von wichtigem Inhalte ſeyn. Hier muß man ſich aber nicht einbilden, daß eine jede Wahrheit ein Spruch ſeye. Wir verſtehen durch Sprüche allein ſolche moraliſche Grundſätze, die einen nothwendigen Einfluß auf die Sitten und Handlungen haben und ſich in hohen Entſchlüſſen offenbaren.

§. 189.

Ein Dichter richtet ſeine Nachahmung durch eine harmoniſche und wohlklingende Rede ins Werk. Die Rede nun iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken, der durch Wörter geſchieht, welche entweder einzeln, oder mit andern zuſammen genommen ihre Bedeutungen haben. Dieſe letztern bekommen den Namen der Redensarten. Hier wollen wir nur von der erſten Gattung handeln, und theils ihren manchfaltigen Unterſchied, theils ihren vernünftigen Gebrauch in der Poeſie zeigen. Die Sprachverſtändigen, ſowohl in der deutſchen Sprache, als in der lateiniſchen, haben achterley Gattungen von Wörtern bemerket, die zur Ausdrückung und Verbindung unſerer Gedanken nöthig ſind. Wir haben Nennwörter, womit wir theils die Sachen, theils ihre Eigenſchaften anzeigen. Wir haben Fürwörter, die anſtatt der vorigen gebrauchet werden können, um gewiſſe Wiederholungen zu erſparen. Wir haben Zeitwörter, um das Thun oder Leiden gewiſſer Dinge zu bedeuten, welche wiederum in ihre Claſſen abgetheilet werden. Wir haben Mittelwörter, die von den vorigen etwas und von den Nennwörtern auch etwas an ſich haben und alſo zwiſchen beiden das Mittel halten. Wir haben Nebenwörter, dadurch die Be-

deutungen der Zeitwörter entweder eingeſchränket, oder vergröſſert, oder ſonſt auf gewiſſe Weiſe beſtimmet werden. Wir haben **Vorwörter**, welche man bey den Nennwörtern und Fürwörtern nöthig hat, ihre Verhältniſſe untereinander anzuzeigen. Wir haben **Verbindungswörter**, die den Zuſammenhang unſerer Begriffe anzeigen Wir haben endlich **Zwiſchenwörter**, die oft zum Ausdrucke gewiſſer Gemüthsbewegungen und anderer kleiner Umſtände dienen, die zu den vorigen nicht gebracht werden können. Aller dieſer Gattungen von Wörtern kann ein Poet eben ſo wenig, als die Geſchichtſchreiber und Redner entbehren. Ohne Zeichen kann er ſeine Gedanken nicht ausdrücken; und keine Art derſelben iſt bequemer, als die obigen Arten der Wörter. Allein er bedienet ſich oftmals gewiſſer Freyheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt ſeyn würden. Man kann nemlich dieſelben überhaupt entweder als veraltete, oder als übliche, oder als neugemachte Wörter anſehen. Die altfränkiſchen Wörter finden wir in den Schriften, die vor und um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ja bis auf **Opitzens** Zeiten, verfertiget worden (**). Durch die ſeltſame Figur, die ſolche Wörter itzo in unſern Augen machen, würde ein Gedicht nur lächerlich werden; oder, wenn ſie oft vorkämen: ſo würde ein Vers nur rauh und grob davon ausſehen. Wegen der üblichen Wörter ſcheint es bey einem Poeten keine Schwierigkeit zu haben; allein man kann doch verſchiedene gute Anmerkungen darüber machen. Dieſelben ſind entweder gemein, ſo, daß ſie auch den einfältigſten Leuten geläufig ſind; oder ſie ſind ungemein und ſeltſam, weil ſie nur unter den Gelehrten bekannt ſind oder in ihren Büchern vorkommen. Ein Poet hat die Abſicht, ſich durch eine edle Art des Ausdruckes in Hochachtung zu ſetzen

(**) Wer mehrere wiſſen will, kann in **Wachters** und **Friſchens** deutſchen Wörterbüchern, wie auch in **Leibnitzens** und **Eckards** collectaneis Etymologicis und in den kritiſchen Beyträgen hin und wieder nachſehen.

ſetzen und gleichſam die Sprache der Götter zu reden. Daher muß er denn nicht die allergemeinſten, ſondern die ungemeinſten Wörter brauchen; zumal wenn er in ſeinem eigenen Namen ſchreibt. Jene höret man täglich, darum klingen ſie nicht edel; dieſe höret man ſelten, darum klingen ſie edler und erhabener. Indeſſen muß man durch die edlen Worte und Ausdrücke nicht ein hochtrabendes und auf Stelzen gehendes Weſen verſtehen. Viele wiſſen hier keinen Unterſchied zu machen. Weil ſie das Niedrige fliehen, ſo verſteigen ſie ſich über alle Wolken (*). Sie erſinnen ſich von den gemeinſten Sachen ſeltſame Redensarten, die alles mehr verdunkeln, als erheben. Dadurch ſuchen ſie die Einfältigen zu betrügen, daß ſie hinter dem Nebel unverſtändlicher Worte, wer weiß was ſchönes zu ſehen glauben, da es doch die ſchlechteſte Sache von der Welt iſt. Doch ſind die gemeinen Wörter auch nicht ganz zu verwerfen. In gewiſſen Gattungen der Gedichte, wo das Natürliche mehr herrſchen muß, würde es ein Uebelſtand ſeyn, lauter geſuchte Ausdrücke zu brauchen. In einem Schäfergedichte, Briefe, zärtlichen oder luſtigen Liede, in einer Satyre und Komödie ſind die gewöhnlichſten Wörter gemeiniglich die beſten. So gar die ganz niederträchtigen und pöbelhaften Wörter können einem Poeten nicht ganz verboten werden, wenn ſie nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen. Er muß ja zuweilen dergleichen Perſonen redend einführen, die gewiß auf keine andere Art ihre Gedanken von ſich geben können. Alle Wörter aber, die Unfläthereyen bedeuten; alles, was wider den Wohlſtand läuft; alles, was guten Sitten zuwider iſt, das muß der Poet auch bey den allerniedrigſten Ausdrücken zu vermeiden wiſſen. Unter die erlaubten üblichen Wörter muß man aber die ausländiſchen, ſonderlich die lateiniſchen und franzöſiſchen nicht rech-

(*) HORAT.
— — — Profeſſus grandia, turget.

rechnen. Ein deutſcher Poet bleibt bey ſeiner reinen Mutterſprache und behängt ſeine Gedichte mit keinen geſtohlenen Lumpen der Ausländer. Die eigenen Namen der Perſonen, Städte, Flüſſe, Länder und Berge kann man indeſſen unmöglich vermeiden. Denn wer kann allen ſolchen Dingen deutſche Benennungen geben, die doch verſtändlich wären? Zuweilen geht es an, daß man von langen Namen die letzten Syllben weg läßt und alſo ein Wort von deutſcher Endung daraus machet. Alsdann laſſen ſich bey den meiſten auch die Veränderungen der Abfälle machen. Kann man aber durch die Endung nicht alle Abänderungen andeuten: ſo ſetzet man den Artickel vor. Bey etlichen aber will auch das erſte nicht angehen; ſondern da ſind wir genöthiget, entweder die Lateiniſche Endigung oder die deutſche Verkürzung unverändert zu behalten und den Abfall durch den Artickel anzudeuten. Gewiſſe Namen haben an ſich ſchon deutſche Endungen und dieſe können ohne alle Aenderung nach Art deutſcher Wörter gebrauchet werden. Durch neue Wörter verſteht man hier, entweder ganz neue Syllben und Töne, die man ſonſt in unſerer Sprache nicht gehöret hat, oder nur eine neue Zuſammenſetzung alter Syllben und Wörter, die nur auf dieſe neue Art noch nicht verbunden worden ſind. Die lateiniſchen Poeten haben dergleichen neue Wörter zuweilen mit gutem Glücke gewaget. Ob dieſes auch im Deutſchen möglich ſey, daran iſt wohl kein Zweifel; ja es iſt bey uns viel möglicher und leichter, als im Italiäniſchen und Franzöſiſchen, weil unſere Sprache mehr Aehnlichkeit mit der alten griechiſchen hat, als alle heutige europäiſche Sprachen. Dieſe aber war überaus geſchickt, durch die Zuſammenſetzung recht vielſyllbige neue Wörter zu machen, wie uns die Kunſtnamen in der Zergliederungskunſt und die Dithyramben der alten

ten Poeten ſattſam zeigen (**). Sonderlich hat man ſich bemühet, alle Wörter, die nur einigermaſſen dem Lateine ähnlich waren oder wirklich daraus herſtammeten, auf eine wunderliche Art zu überſetzen; gerade, als wenn die Lateiner vormals alle griechiſche Namen oder dergleichen andere entlehnte und hergeleitete Wörter ſo heftig verabſcheuet hätten. Daß man ſich bemühet, alles, was ſich deutſch geben läßt, deutſch auszudrücken, das iſt allerdings löblich. Unſere Sprache iſt weder ſo arm, als ſich einige, die nicht viel Deutſches geleſen haben, einbilden; noch ſo ungeſchickt, daß man nicht auch neue bequeme Wörter darinn bilden könnte, ſogar die Kunſtwörter der meiſten Wiſſenſchaften zu geben. Allein Dinge, die keinen andern Namen haben, als der aus einer fremden Sprache genommen iſt, umzutaufen und dadurch unverſtändlich zu machen; das iſt gewiß tadelhaft. Dergleichen Wörter haben eben dadurch, daß ſie allgemein geworden und auch von dem Pöbel verſtanden werden das deutſche Bürgerrecht erhalten; ſo, daß man ſich lächerlich machen würde, wenn man ſie ganz verbannen wollte. Aus dem allem erhellet deutlich genug, daß man ſich vor dergleichen neuen Wörtern, ſo viel möglich iſt, zu hüten habe (*). Unſere Sprache iſt an ſich ſelbſt reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der beſten Ausdrücke abtreten und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kann

(**) Hegeſander hat dieß ſpöttiſche Sinngedicht auf die alten Sophiſten gemachet und darinn mit Fleiß ausgeſchweifet:

Ὀφρυανασπασίδαι, ῥινεγκαταπυξυγένειοι,
Σακκογενειοτρόφοι, καὶ λεπαδαρπαγίδαι,
Ἱματανωπερίβαλλοι, νηλίποι καὶ βλεπελαῖοι,
Νυκτιλαθραιοφάγοι, νυκτιπαλαιπλάγιοι,
Μειρακιεξαπάται, καὶ συλλαβοπεισιλαβῆται,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

(*) HORAT.
In verbis etiam nouis cautus parcusque ſerendis!

kann auch alle ſeine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben, wenn man nur will und fleiſſig die beſten deutſchen Schriftſteller geleſen hat. Dieſe unzeitige Begierde aber, unſere Mundart zu bereichern, macht manchen oft unverſtändlich und rauh; oftmals auch gar lächerlich. Hierinnen haben auch wohl groſſe Männer gefehlet. Leute, die lieber viel ſchreiben, als zuvor die beſten, ja auch viele nur mittelmäſſige Schriftſteller unſers Vaterlandes leſen wollen, denken immer, ſie müßten unſere Mutterſprache noch erſt bereichern. Daher hecken ſie täglich neue Misgeburten aus; ſie flicken zuſammen, verlängern und verkürzen unſere Wörter ohne alle Noth in Meinung, alsdann würden ſie erſt für groſſe Dichter gehalten werden, wenn man in ihren Schriften viel Neues finden würde. Dieſe Sucht fängt itzo, da die Liebe zu unſerer Mutterſprache wieder ein wenig rege geworden, faſt allenthalben an zu herrſchen; und es könnte bey uns leicht ein ſo allgemeines Uebel daraus werden, als es in Frankreich geworden. Denn auch daſelbſt iſt ſchon eine ſo ſeltſame Sprache aufgekommen, daß ein ſinnreicher Kopf, dieſem Uebel zu ſteuren, das Dictionaire Neologique zu ſchreiben veranlaſſet worden. Es wäre zu wünſchen, daß ſich auch in Deutſchland jemand fände, der ſich unſerer Mutterſprache auf eine ſo nachdrückliche Art annähme und ſonderlich die neuen Sprachverderber zu rechte wieſe, die ſich wohl gar für Verbeſſerer des Geſchmacks ausgeben wollen. Doch kann man einem deutſchen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbieten. Dieſer Zwang wäre zu groß, wenn man allezeit bey der gewöhnlichen Art zu ſchreiben bleiben müßte. Eine edle Kühnheit ſteht uns zuweilen ſehr wohl an und gewiſſe Verwegenheiten gerathen manchem ſo wohl, daß man eine beſondere Schönheit darinnen findet. Doch iſt nicht ein jeder ſo glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein ſo zärtliches Gehör hat, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterſcheiden. Es iſt hier mit unſern Poeten ſo, wie

mit den Lateiniſchen. Wenn gute Poeten in ihren Gedichten den Schall gewiſſer natürlichen Dinge haben nachahmen wollen: ſo haben ſie gleichwohl lieber bekannte und verſtändliche Wörter, als ſeltſame und unausgedachte Töne dazu gebrauchet. Eben ſo machen ſie es, wenn ſie andere Gattungen der Töne auszudrücken ſuchen. Da ſieht man keine unerhörte, neugebackene Menge nichtsheiſſender Syllben; ſondern, zwar ausgeſuchte und der Natur gemäſſe, aber ungezwungene und ſparſam angebrachte Wörter. Aus einzelnen Wörtern werden Redensarten, wenn man ſie zuſammenſetzet und ſeine Gedanken dadurch ausdrücket. Zu den Nennwörtern rechnet man nun insgemein die Beywörter, die in gebundener und ungebundener Rede von groſſer Wichtigkeit ſind und alſo eine beſondere Abhandlung erfodern (**). In der That beſteht eine groſſe Schönheit der poetiſchen Schreibart in wohlausgeſuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Es kann auch ein Dichter viel Witz und Urtheil, aber auch eben ſoviel Einfalt und Thorheit blicken laſſen, nachdem er dieſelben wohl zu brauchen weiß, oder nicht. Ein gutes Beywort erhebt oft eine ganze Zeile und macht einen ſonſt gemeinen Gedanken neu und ſcheinbar. Ein niedriges oder ungeſchicktes hingegen ſchlägt den beſten Vers nieder und verderbt auch den ſchönſten Einfall zuweilen. Die Beywörter an ſich bedeuten theils die Eigenſchaften der Dinge, die ihnen allezeit beywohnen; theils auch nur die zufälligen Beſchaffenheiten. Nun fragt ſichs, in welchen Fällen man Beywörter von jener oder dieſer Art brauchen müſſe? Von der erſten Gattung könnte man denken, daß ſie ganz überflüſſig ſeyn würden; denn es ſcheint nichts geſagt zu ſeyn. Allein man betrügt ſich. Ein Poet kann auch dieſe Art der Beywörter nicht entbehren. Er will oft ſeinem Leſer oder Zuhörer die Sachen von einer gewiſſen Seite zu betrachten geben. Sagte er nun den bloſſen

(**) Siehe unten §. 200.

ſen Namen derſelben nur allein: ſo würde man zwar an die ganze Sache überhaupt, aber nicht an die Eigenſchaft insbeſondere denken, die der Poet erwogen haben will; oder ſich doch dieſelbe nur dunkel vorſtellen. Denn ein Ding hat viele Eigenſchaften, die uns nur verwirrt in Gedanken ſchweben, wenn wir nichts als ſeinen Namen hören. Weil aber in dieſem oder jenem Falle der Leſer ſeine Gedanken nur auf eine oder die andere Eigenſchaft richten ſoll, um des Poeten Meinung zu verſtehen: ſo muß ein Beywort dabey ſtehen, dadurch er dazu veranlaſſet werden kann. Aus dieſer einzigen Anmerkung wird man ſchon zur Gnüge die Regel abnehmen können: daß kein Beywort in der Poeſie vergebens oder müſſig da ſtehen müſſe. Ganze Zeilen mit Beywörtern anzufüllen, die nichts oder doch ſehr wenig, zur Abſicht des Poeten beytragen, das zeigt keinen ſonderlichen Verſtand, aber wohl eher eine Armuth in Gedanken an. Ordentlich ſoll auch kein Wort mehr, als ein Beywort haben, welches ſich zur Sache ſchicket und entweder zum Verſtande unentbehrlich iſt, oder doch einen beſondern Zierrath abgiebt, indem es eine angenehme Vorſtellung bey dem Leſer erwecket, dadurch er lebhaft gerühret und deſto mehr eingenommen wird. Das zeiget alſo meiſtens einen Mangel an Einfällen, wenn man ſo lang allerley Beywörter zuſammen raffet, bis ein ganzer, ja zuweilen wohl gar etliche Verſe, damit vollgeſtopfet worden ſind. So elend dieſes klingt, ſo ſtolz ſind doch gewiſſe Neuere, die in Beſchreibungen ihre poetiſche Stärke ſuchen, auf ihre lang gedehnten und aufgehäuften Beywörter. Man nehme ihnen dieſelben weg: ſo ſtreicht man einen groſſen Theil von ihren Verſen aus und es bleibt ihnen kaum die Helfte ihrer Gedanken übrig. Hiernächſt ſind die Beywörter entweder gemein, ſo daß ſie einem jeden einfallen; oder ſie ſind neu und unvermuthet. Man wird hier leicht gewahr werden, was dieſe ſo beſondern Beywörter dem ganzen Verſe für einen ungemeinen Geiſt und Nachdruck geben, den ſie von

andern bekannten und oft gebrauchten nimmermehr hätten erwarten können. Hier entſteht die Frage, ob es angehenden Poeten zu rathen ſey, ſich dergleichen ſchöne Beywörter und andere poetiſche Redensarten zu ſammlen und zu brauchen? Wir haben eine Menge ſolcher Handbücher, die wir alle hier namhaft machen könnten, wenn wir ihren Gebrauch für nöthig hielten (*). Allein, dieß ſind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poeſie Ehre bringen werden; und alſo wäre es beſſer, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Syllbenhenken nicht erleichterte. Geiſtreiche Köpfe brauchen ſolche Gängelwägen nicht, ihre Muſe zu leiten. Gute Poeten zu leſen und bey ihren ſchönen Ausdrücken den Witz, der darinnen ſtecket, zu überdenken, dieß rücket uns den Kopf beſſer zu recht. Ein Feuer zündet das andere an und man wird ſelber nach und nach geſchickt, guten Muſtern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zuſammengeſtoppelten Blümchen nachzuſchlagen und bey jeder Zeile, die man ſchreibt, einen poetiſchen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter ſucht, Gedanken auszudrücken, die man noch nicht hat; das heißt gewiß ſchlecht poetiſiret. Gemeiniglich bekömmt auch ein Beywort ſeine ganze Schönheit aus dem Zuſammenhange, darinn es ſteht. In einer ſolchen Schatzkammer aber findet man nichts, als die verſtümmelten Glieder eines zerriſſenen Poeten, die nunmehr dasjenige nicht mehr ſind, was ſie an ihrem rechten Orte geweſen (**). Wie kann aber alſo ein Ausdruck auſſer ſeiner rechten Stelle ſeine Anmuth und ſeinen Nachdruck behalten? Nun kommen auch

(*) Günther ſchreibt von ſolchen Reimſchmieden, welchen dergleichen Bücher zuweilen gute Dienſte thun:
Der keine Griffe weiß und mit dem Hübner ſpielt
Und keinen Funken Trieb in ſeinen Adern fühlt.

(**) HORAT.
— — — Disiecti membra poëtae.

auch die Wortſpiele. Dieſe ſind vor Zeiten überall ſehr beliebt geweſen, zu unſern Zeiten aber ganz lächerlich geworden. Wir verſtehen aber hier durch ein Wortſpiel nicht eine jede Wiederholung eines Wortes oder einer Sylbe; ſonſt würden wir in der That viele poetiſche Schönheiten verwerfen müſſen. Wenn der Poet lauter wahre und wohlgegründete Gedanken im Kopfe hat, die er am allerbeſten auf dieſe Art auszudrücken denkt: ſo können wir dieſes unmöglich ein verwerfliches Wortſpiel nennen. Hier wird nun aber wohl ein jeder begreifen, daß diejenigen Wortſpiele, welche nur im Gehöre klingen, dem Verſtande aber keinen neuen Gedanken veranlaſſen, nichts als leere Schellen ſind. In allen dieſen Wiederholungen ähnlicher Worte ſteckt weiter nichts, als die Gleichheit des Tones, die ſo leicht einen Eckel, als Wohlklang erwecken kann. Es giebt noch eine Art der Wortſpiele, darauf ſich gewiſſe Leute ſehr viel einbilden. Es ſind die Anſpielungen auf Namen, dabey ſie einen beſondern Witz zu bezeigen vermeinen. Wer nun in allen dergleichen Kindereyen Schönheiten zu ſehen meinet, dem kann man ſeinen verderbten Geſchmack wohl laſſen. Wer aber etwas wahres und gründliches dem Scheinbaren vorziehen will und kann, der wird beſſer thun, wenn er alle dieſe Klapperwerke ſorgfältig vermeidet. Die Exempel groſſer Leute, die ſich zuweilen auf dieſe Art vergangen haben, machen es nicht aus. Es wäre zu wünſchen, daß **Martial** und andere neuere Verfaſſer von Sinngedichten, als **Oven** und andere, ſich nicht in eben dieſe Spielwerke verliebet hätten. Ihre Gedichte wimmeln von ſolchen Einfällen und gefallen mittelmäſſigen Köpfen oft darum, warum ſie ihnen misfallen ſollten. Ja, junge Leute ahmen oft dieſen falſchen Witz deſto lieber nach, je leichter er ihnen fällt, wenn ſie noch keinen beſſern Vorrath guter Gedanken haben. Dieſe Spitzfündigkeiten und zweydeutigen Worte ſind aus Italien gekommen und erſtlich in die Sinngedichte, hernach, da der Pöbel dadurch verblendet wurde, in Madrigalen, Tragödien,

Elegien, Schäfergedichten, ja gar vor Gerichte und auf der Kanzel eingeführet worden (*). Endlich hat die Vernunft die Augen aufgethan und ſie für immer aus ernſthaften Schriften verbannet. Sie wurden allenthalben für unächt erkläret und ihnen kaum in Sinngedichten und zwar nur mit dem Bedinge ein Platz vergönnet, daß ſie mit den Gedanken und nicht mit Worten ſpielen möchten. Dieſem allem ohngeachtet ſind doch noch Verehrer derſelben übrig geblieben (**). Einige ſchlagen dieſe Probe eines guten Gedankens vor und ſagen: alles, was ſich in eine fremde Sprache überſetzen läßt und gleichwohl noch die vorige Schönheit behält, das iſt ein gründlicher und richtiger Gedanken; was aber alsdann ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſieht, das iſt zu verwerfen. Nun trifft dieſes zwar nicht allemal ein, indem manche

(*) BOILEAU *Art. poët.*

On vit tous les bergers dans leurs plaintes nouvelles,
Fideles à la pointe, encor plus qu'à leurs belles;
Chaque mot eut toujours deux viſages divers;
La proſe la reçut auſſi bien que les vers;
L'Avocat au Palais en heriſſa ſon ſtile,
Et le Docteur en chaire en ſema l'Evanglle.

(**) BOILEAU *Art. poët.*

La raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
La chaſſa pour jamais des diſcours ſerieux,
Et dans tous ces ecrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l'entrée en l'epigramme:
Pourvû que ſa fineſſe, éclatant à propos,
Roulat ſur la penſée, & non pas ſur les mots.
Ainſi de toutes parts les deſordres ceſſerent,
Toutes fois à la cour les turlupins reſterent,
Inſipides plaiſans, bouffons infortunés,
D'un jeu de mots groſſier partiſans ſurannés.

S. des Grafen Shaftsbury Schriften und den Zuſchauer auf dem 58 Blatte des I. Bandes, darinn ſie über den verderbten Geſchmack ihrer Landesleute in dieſem Stücke die heftigſten Klagen führen.

Wortſpiele in mehr als einer Sprache angehen, allein in Ermangelung einer beſſern Regel kann man dieſe behalten. Ein Kopf, der richtig denken gelernet hat, wird auch nicht leicht eine Anweiſung dazu brauchen. Endlich iſt noch anzumerken, daß man zum Gelächter und irgend eines luſtigen Einfalles wegen, wohl zuweilen ein Wort in anderm Verſtande nehmen und zum Scherze brauchen kann, ohne den guten Geſchmack dadurch zu verletzen (*).

§. 190.

Die größte Zierde der poetiſchen Ausdrücke beſteht in den tropiſchen, uneigentlichen und verblümten Wörtern und Redensarten. Man ſetzet dieſelben dem eigentlichen Ausdrucke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichſten und einfältigſten Bedeutung braucht. Dieſes iſt die allergemeinſte Art zu reden und zu ſchreiben, die auch den allerſchlechteſten Köpfen nicht ſchwer ankömmt. So leicht und verſtändlich ſie iſt, wenn ſie nur nach den Regeln der Sprachkunſt richtig bleibt: ſo mager und trocken iſt ſie auch. Sie hat kein Feuer, keinen Geiſt, kein Leben in ſich und iſt ſehr geſchickt, einen, der ſie höret oder lieſt, einzuſchläfern. Diejenigen Poeten unſers Vaterlandes, die ſich mehr auf ein flieſſendes Syllbenmaaß, als auf gute Gedanken befliſſen haben, ſind in dieſer Art des eigentlichen Ausdruckes faſt zu tief herun-

(*) BOILEAU *Art. poët.*

Ce n'eſt pas quelque fois, qu'une Muſe un peu fine,
Sur un mot en paſſant ne joue & ne badine,
Et d'un ſens detourné n'abuſe avec ſuccès,
Mais fuyez ſur ce point un ridicule excès,
Et n'allez pas toujours d'une pointe frivole,
Aiguiſer par la queuë une Epigramme folle.

Wie viel gezwungene Spitzfündigkeiten müſſen wir nicht aus unſern meiſten Poeten ausmuſtern, wenn wir des Boileau Vorſchrift in dieſem Stücke folgen wollten.

unter geſunken. Sie wollten die hochtrabende Schreibart meiden und fielen in den gemeinen proſaiſchen Ausdruck, ſo, daß endlich ihre Gedichte nichts als eine abgezählte Proſe geworden ſind (**). Vielleicht halten viele dafür, daß dieſes eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poeſie ſey, ganz natürlich zu reden und ſich von allen ſchwülſtigen Redensarten zu enthalten. Allein wir müſſen beide Fehler vermeiden und weder zu hoch über alle Wolken nach leerer Luft ſchnappen, noch im Staube kriechen, ſondern die Mittelſtraſſe halten um den erhabenen Ruhm wahrer Dichter zu verdienen (*). Ferner iſt es längſt, auch von Rednern, angemerket worden, daß der uneigentliche Ausdruck durch verblümte Redensarten ſo gar der ungebundenen Rede eine beſondere Anmuth giebt (**). Die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter ſind zwar zu allererſt aus Mangel und Dürftigkeit der Sprachen aufgekommen, hernach aber auch zur Anmuth und Zierde gebrauchet worden; wie man auch die Kleidungen anfänglich zur Bedeckung unſerer Blöſſe, nachmals aber zur Pracht ausgeſonnen und eingeführet hat. Auſſer den gemeinen Arten verblümter Reden, welche daher auch bey Bauern gewöhnlich ſeyn können, giebt es noch eine verwegnere Art, die nicht aus dem Mangel der Sprache, ſondern aus einem feurigen Witze entſteht und der Rede viel Glanz und Schönheit zuwege bringt. Aus den verſchiedenen Beyſpielen unſerer guten Dichter erhellet deutlich genug, was ein poetiſcher Geiſt, was eine edle Art zu denken und ein feuriger ungemeiner Ausdruck ſey. Dieß iſt die

(**) HORAT. *Art. poët.*
— — Sectantem leuia, nerui
Deficiunt animique.

(*) HORAT. *Art. poët.*
— — — Profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium timidusque procellae;
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

(**) CIC. *de Orat. Lib. II. cap.* 38.

Sprache der Poeten, dadurch ſie ſich von der magern proſaiſchen Schreibart unterſcheiden. Man verſuche es und zertrenne auch das Syllbenmaaß, man verſtecke die Reime, wie man will; es wird doch ein poetiſcher Geiſt aus ſolchem hervor leuchten (*). Dieß iſt aber die rechte Probe des poetiſchen Geiſtes. Ein Poet muß alſo einen groſſen Witz, einen göttlichen Geiſt und einen erhabenen Ausdruck haben, wenn man ihn mit dieſem Namen beehren ſoll (**). Freylich zeiget ſich der Witz eines Poeten hauptſächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn iſt derſelbe eine Kraft der Seele, das Aehnliche leicht wahrzunehmen: ſo merket man, daß in jedem uneigentlich verſtandenen Worte ein Gleichniß ſtecket, oder ſonſt eine Aehnlichkeit vorhanden iſt, weswegen man eines für das andere ſetzet. Dieſes beluſtiget nun den Leſer eines ſolchen Gedichtes. Er ſieht nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorſtellet, ſondern auch die Abſicht deſſelben und die Aehnlichkeit zwiſchen beiden; und, da ſein Verſtand auf eine ſo angenehme Art mit ſo vielen Begriffen auf einmal beſchäftiget iſt: ſo empfindet er nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten, deſſen Schrift er lieſt, ein Vergnügen; ſondern er beluſtiget ſich auch über ſeine eigene Scharfſinnigkeit, die

(*) HORAT. *Lib. I. Sat.* 4.
Non ſatis eſt puris verſum perſcribere verbis,
Quem ſi diſſoluas, quiuis ſtomachetur etc.
- - - His, ego quae nunc;
Olim quae ſcripſit Lucilius, eripias ſi
Tempora certa modosque, et quod prius ordine verbum (eſt,
Poſterius facias, praeponens vltima primis,
Non, vt ſi ſoluas: Poſtquam diſcordia tetra
Belli ferratos poſtes portasque refregit;
Inuenies etiam disiecti membra poëtae.

(**) HORAT. *Lib. I. Sat.* 4.
Primum ego me illorum, dederim quibus eſſe poëtas,
Excerpam numero: nec enim concludere verſum,

die ihn fähig macht, alle Schönheiten des verblümten Ausdruckes ohne Mühe zu entdecken. Die Metaphore iſt, wie auch ſonſt bey den Lehrern der Redekunſt, die erſte und hauptſächlichſte Gattung verblümter Redensarten. Hier kömmt faſt nichts anders vor, als dieſe. Sie war auch den Alten, als dem Ariſtoteles und andern, einzig und allein bekannt. Die übrigen hat man erſt nach der Zeit angemerket. Cicero nennt die Metaphore translatio. Beide Wörter haben eine ſehr allgemeine Bedeutung und ſchicken ſich auch ſogar für die Metonymie, Synekdoche und Ironie. Deutſch müßte man ſie eine Verſetzung oder einen Wechſel nennen. Dieſes drückt die Natur der Sache ziemlich aus. Die Metonymie aber, als die andere Gattung verblümter Redensarten konnte eine Namenänderung heiſſen. Die Metaphore iſt alſo eine verblümte Redensart, wo man anſtatt eines Wortes, das ſich im eigentlichen Verſtande zu der Sache ſchicket, ein anderes nimmt, welches eine gewiſſe Aehnlichkeit damit hat und alſo ein kurzes Gleichniß in ſich ſchließt. Dergleichen Metaphoren können auch in ſelbſtſtändigen Nennwörtern und Hauptwörtern, ja faſt in allen andern, vorkommen. Wenn die Metaphore länger, als in einem Worte, fortgeſetzet wird, ſo heißt ſie eine Allegorie. Es muß aber eine gute Metaphore und Allegorie eine wahre Aehnlichkeit in ſich haben, die in den Sachen und nicht in bloſſen Worten anzutreffen iſt. Sie muß ferner nicht von ſolchen Dingen hergenommen ſeyn, die eine Sache verächtlich oder lächerlich machen können; es wäre denn, daß man mit Fleiß ſatyriſch ſchreiben wollte. Das Gleichniß muß auch nicht gar zu weit hergeſuchet ſeyn, doch, daß man es leicht verſtehen kann. Endlich müſſen die Metaphoren, ſo viel möglich iſt, alles

 ſinn-

Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe poëtam.
Ingenium cui ſit, cui mens diuinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

ſinnlicher machen, als es im eigentlichen Ausdrucke ſeyn würde. Daher dienen alle die Redensarten und Wörter ſehr, die das Geſicht, das Gehör, das Gefühl, den Geruch und Geſchmack angehen. Vor allen Dingen aber ſind die ſichtbaren Dinge ſehr geſchickt, lebhafte Metaphoren zu geben. Dieſes iſt auch an ſich ſelbſt leicht zu begreifen. Denn die Einbildungskraft bringt die Begriffe deſto klärer hervor, je ſtärkere Eindrücke man davon ſelbſt gehabt. Nun wirken aber die meiſten Sinnen ſehr ſtark in die Seele; ſonderlich aber wirkt das Geſicht bey Empfindung des Lichtes und der Farben ſehr klare, von Figuren und Gröſſen aber auch deutliche Begriffe. Ein Wort alſo, welches dahin gehöret, kann auch eine unſichtbare Sache gleichſam ſichtbar machen, wenn es im verblümten Verſtande dazu gebrauchet wird. Die andere Art verblümter Reden iſt die **Metonymie**. Man könnte ſie ein **Namenlehn** nennen. Man ſetzet aber darinn entweder die Urſache und meinet die Wirkung derſelben; oder, umgekehrt, die Wirkung für die Urſache; oder die Haupturſache anſtatt eines Nebendinges; und zwar 1) das Behältniß für das Enthaltene; 2) den Beſitzer anſtatt ſeines Eigenthumes; 3) den Feldherrn für ſeine Soldaten; 4) das Zeichen für ſeine bezeichnete Sache; 5) die Sachen in der Zeit anſtatt der Zeit ſelbſt; oder man ſetzt ein Nebending anſtatt der Hauptſache und zwar 1) das Enthaltene für das Behältniß; 2) das Zeichen für das Bezeichnete; 3) die Zeit für das, was darinn geſchieht; 4) die Tugend oder Laſter anſtatt der Leute, die ſie ausüben; 5) die Gemüthsregung anſtatt ihres Gegenſtandes; 6) das Vorhergehende für das Nachfolgende; 7) das Nachfolgende anſtatt des Vorhergehenden. Die dritte Gattung verblümter Redensarten heißt **Synekdoche**, auf Deutſch ein **Auszug**. Dieſe hätte gar leicht unter der Metonymie begriffen werden können, wenn es nicht unſern Vorfahren anders gefallen hätte. Sie iſt wiederum vielerley. Denn man ſetzet entweder das Ganze für den Theil;

oder

oder den Theil für das Ganze; oder eines für vieles; oder vieles für eines; oder eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe; oder eine ſo genannte volle Zahl für eine gröſſere oder kleinere; oder etwas viel gröſſeres für das kleinere, welche Art man Hyperbole nennet. Ueberhaupt aber geht man in Vergröſſerung der Dinge gemeiniglich zu weit und überſchreitet dadurch die Regeln der Klugheit. Mit der Verkleinerung (Litote oder Tapeinoſis) iſt es eben ſo bewandt. Sie ſagt allemal weniger, als in der That wahr iſt; doch ſo daß ſie dadurch in keinen Irrthum ſtürzet. Die Syneckdoche ſetzet auch wohl zuweilen die ganze Art eines Dinges für eine beſondere Gattung deſſelben; oder die beſondere Art für die ganze Art. Auf eben dieſe Art ſetzet man zuweilen die Namen gewiſſer Perſonen anſtatt allgemeiner Benennungen ſolcher Leute; oder man braucht anſtatt der eigenen Namen gewiſſer Dinge die allgemeine Benennung, die ſich für ſich ſchicket. Dieſe beiden Arten heiſſen eine Antonomaſie. Endlich kömmt noch die vierte Gattung verblümter Redensarten, die man die Ironie oder Verſpottung zu nennen pflegt. Man ſagt darinn gerad das Gegentheil deſſen, was man denket; doch ſo, daß der Leſer aus dem Zuſammenhange leicht begreift, was die wahre Meinung iſt. Zuweilen wird die Ironie ſehr heftig und bekömmt alſo den Namen Sarkaſmus oder Diaſyrmus; nachdem ſie nemlich gegen Todte oder Lebendige ihren beiſſenden Hohn ausſtößt. Hieher gehöret auch die ſpöttiſche Wiederholung der Worte ſeines Gegners, die ſonſt Mimeſis oder das Nachſpotten genennet wird. Dieß ſind nun die hauptſächlichſten Gattungen und Arten der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetiſche Schreibart, noch mehr als die ungebundene, einen beſondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Doch kann man leicht denken, daß dieſelben, nach Beſchaffenheit der Materien und beſondern Umſtände, allerley verſchiedene Geſtalten annehmen; ſo daß ſie auch zuweilen ganz eigene Namen bekommen,

Der Witz der Dichter iſt ſehr unterſchieden und ſeine Geburten ſind es nicht minder. Hat nun gleich ein Dichter in dieſem Stücke eine etwas gröſſere Freyheit, als ein Redner oder Geſchichtſchreiber, welche ihm deswegen zukömmt, weil er gleichſam in einer Begeiſterung, oder aus Eingebung der Muſen redet: ſo muß er doch die geſunde Vernunft dabey niemals aus den Augen ſetzen. Nicht alle verblümten Redensarten lauten in klugen Ohren ſchön und man kann zuweilen gar nicht ſagen, warum dieſes oder jenes ſo anſtöſſig klingt. Darinn zeiget ſich aber hauptſächlich der gute Geſchmack eines Poeten, daß er eine geſchickte Wahl unter den poetiſchen Ausdrücken zu treffen weiß, die ihm ſeine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte ſchön iſt, das ſchickt ſich in ein Heldengedicht nicht und was in einer erhabenen Ode ungemein klingt, das wird für Satyren, Briefe und Elegien viel zu prächtig ſeyn. Die tragiſche Schreibart redet faſt durchgehends verblümt; die komiſche hingegen brauchet die gemeine Sprache der Bürger, jedoch nach Beſchaffenheit ihrer beſondern Charaktere. Alle dieſe allgemeinen Regeln werden in dem Nachfolgenden weitläuftiger vorkommen. Nichts aber iſt indeſſen bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewiſſe Leute verſtecken ſich in ihren Metaphoren ſo tief, daß ſie endlich ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen. Man ſieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der kläreſte Satz wird durch ihren poetiſchen Ausdruck verfinſtert; da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sache weit lebhafter vorſtellen und empfindlicher machen ſollte. Nicht nur im vorigen Jahrhunderte hat die Mariniſche Schule den dunkeln Wuſt in die Dichtkunſt gebracht; ſondern auch jetzo will uns die Miltoniſche Secte von neuem überreden, nichts ſeye ſchön, als was man kaum verſtehen oder doch mit vielem

Nachſinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann. Es iſt wahr, daß unverſtändige zuweilen eine ſolche blendende Schreibart deſto mehr bewundern, je weniger ſie dieſelbige verſtehen; allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken und wenn dieſer gar nicht oder doch kaum zu errathen iſt: ſo werfen ſie ein ſolch Gedicht bey Seite. Sonderlich thun ſie dieſes, wenn gar über den ſchwülſtigen Ausdruck die Sprache Noth leidet, welches oft zu geſchehen pflegt. Denn um manchen vermeinten ſchönen Gedanken anzubringen, nehmen ſich viele Neulinge die größten Freyheiten wider alle Regeln der Sprachkunſt und einer reinen Mundart heraus. Ja, was, ohne Sprachfehler geſaget, etwas Gemeines geweſen wäre, das dünket ihnen ein neuer und ſchöner Gedanke zu ſeyn, ſo bald er in einen Sprachfehler verkleidet iſt (*). Auf die Menge verblümter Redensarten und die ungeſchickte Vermiſchung derſelben in einer Schrift kömmt hauptſächlich derjenige Fehler der poetiſchen Schreibart an, den man das Phoebus oder den Schwulſt zu nennen pflegt. Die Franzoſen haben dieſen Namen einer ſchwülſtigen Art des Ausdruckes zuerſt beygeleget und die Engländer nennen dieſelbe Bombaſt. Es ſcheint die Benennung der erſtern ihren Urſprung hauptſächlich von dem Misbrauche zu haben, vermög deſſen manche Poeten auch bey den ſchlechteſten Dingen die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen (**). Mit dieſem Feh-

(*) BOILEAU *Art. poët. Ch. I.*
Il eſt certains eſprits, dont les ſombres penſées
Sont d'un nuage épais toujours embaraſſées;
Le jour de la raiſon ne les ſauroit perçer:
Avant donc que d'écrire, apprenez à penſer!
Selon que notre idée eſt plus ou moins obſcure,
L'expreſſion la ſuit ou moins nette, ou plus pure.
Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſément.

(**) S. Bayle, welcher in ſeinen Briefen T. I. p. 32. 33. 34. dieſe böſe Gewohnheit ſehr ſinnreich durchgezogen hat,

Fehler der hochtrabenden Schreibart iſt das von vorerwähnten Nationen ſogenannte Galimatias oder Nonſenſe ſehr nahe verwandt, welches nichts anders iſt, als eine ungereimte und unverſtändliche Vermiſchung wider einander laufender verblümter Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich iſt, einen Verſtand herauszubringen. Von unſern Deutſchen hat Chriſtian Gryphius zuerſt den Uebelſtand dieſes Fehlers an unſern Poeten, ſonderlich ſeinen eigenen Landesleuten Hofmannswaldau und Lohenſtein wahrgenommen und die Quellen deſſelben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden (*). Nichts deſto-

da man auf Unkoſten dieſes ſchönen Geſtirnes allerley Arten der Leute lobete; ſo gar, daß auch wohl übel berüchtigte Buhlerinnen ein Verlangen darnach trugen. Davon führet er aus dem Theophile folgendes Sinngedicht an:

Cette femme, qui m'importune,
Veut, qu'on la compare au ſoleil:
Il eſt commun, elle eſt commune,
C'eſt tout ce qu'ils ont de pareil.

(*) Er ſchreibt: „Ich weiß wohl, daß viele unſerer Landsleute „den heutigen Wälſchen und Spaniern unzeitig nachäffen „und ſich mit ihren nicht ſelten merklich abſchieſſenden „Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja „nicht, wie es doch wohl ſeyn ſollte, bey den alten Grie„chen und Römern in die Schule gehen und von ihnen „etwas lernen möchten: ſo würde es doch zum wenig„ſten gar wohl gethan ſeyn, wenn ſie die reine und „doch zugleich hohe Schreibart, derer ſich die Wälſchen „im vergangenen Jahrhunderte und noch itzt die Franzo„ſen bedienen, etwas mehr in Acht nähmen und viel„mehr den rechten Verſtand einer Sache, als zwar köſt„lich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeuten„de Worte und den hieraus entſpringenden Miſchmaſch, „welchen man in Frankreich Galimatias und Phoebus „zu heiſſen pflegt, beliebten." S. des Herrn von St. Evremond Luſtſpiel Sir Politick would be nach, wo er einen italiäniſchen Abt in lauter Concetti oder ſpitzfündigen Einfällen redend einführet und dadurch dieſe

ſtoweniger hat ſich unſer Vaterland eine geraume Zeit her in dergleichen gefirnißte Verſe aufs äuſſerſte verliebt gehabt und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht dieſe hochtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfaſſer, noch ſeine Leſer mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Das beſte Mittel wider dieſen ſchwülſtigen Geiſt iſt das Leſen der alten Lateiner und der neuern Franzoſen. Wer ſich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals bekannt und geläufig gemachet hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verſtande geleſen und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den Longin vom Erhabenen, den Bouhours von der Art in ſinnreichen Schriften wohl zu denken, den Werenfels de meteoris orationis, des Pope Art of Criticiſm, den Harlequim-Horace und den deutſchen Antilongin mit Bedachte geleſen hat, der wird gewiß unmöglich auf eine ſo ſeltſame Art des poetiſchen Ausdruckes verfallen; geſetzt, daß er noch ſo erhaben zu ſchreiben geſonnen wäre.

§. 191.

Eine Periode überhaupt iſt eine kurze Rede, die einen oder etliche Gedanken in ſich ſchließt und für ſich ſelbſt einen völligen Verſtand hat. Wir nennen ſie eine kurze Rede, um dadurch anzuzeigen, daß ſie ſich zu einer langen, wie ein Theil zum Ganzen, verhält. Denn aus vielen Perioden entſteht erſt eine gebundene und ungebundene Schrift. Zu dem iſt die Kürze einer Periode eine beſondere gute Eigenſchaft derſelben, wie bald gewieſen werden ſoll. Wir ſagen ferner, daß eine Periode einen oder etliche Gedanken in ſich

Schreibart zum Gelächter machet. S. *Bouhours* Maniere de bien penſer dans les ouvrages d'eſprit und *Creſcimbeni* Hiſtoria della volgar Poëſia. T. II.

ſich ſchließt; um dadurch die einfachen Perioden von den zuſammengeſetzten zu unterſcheiden. Jene beſtehen nur aus einem einzigen Satze, darinn man von einer Sache etwas bejaht, verneinet, bewundert, fraget, oder in Zweifel zieht. Dieſe hingegen entſtehen aus der Verbindung etlicher ſolcher Sätze, die ihrer Natur nach mit einander zuſammenhängen, es ſey nun, auf was für eine Art es wolle. Endlich fodern wir von einer Periode, daß ſie einen völligen Verſtand haben ſolle, damit das Gemüth am Ende derſelben einigermaſſen befriediget und ruhig ſeyn könne. Denn wenn an dem völligen Sinne einer Rede etwas fehlet: ſo kann man noch nicht ſtille ſtehen, ſondern die Gedanken eilen weiter und wollen die völlige Meinung der Rede faſſen, welches allezeit mit einiger Unruhe verknüpfet iſt. Dieſe Unruhe nun iſt dem Gemüthe eines Leſers oder Zuhörers allzeit unangenehm und daher ſehnt er ſich immer nach einer Befriedigung, die er nicht anders, als bey dem Schluſſe eines Satzes erhält. Die Poeten haben die Ehre, daß ſie die erſten Erfinder der Perioden ſind und daß die Meiſter der ungebundenen Schreibart ihnen die Kunſt haben ablernen müſſen. Wie man nemlich überhaupt eher in Verſen, als in Proſa geſchrieben hat: ſo iſt auch die poetiſche Schreibart ehe ins Geſchick gebracht worden, als die proſaiſche (**). Die erſten Dichter ſuchten das Ohr zu vergnügen und den Leuten beym Anhören ihrer Gedichte keinen Ueberdruß zu erwecken. Dahin gehörete nun eine wohlklingende Rede, die in einem Athem ausgeſprochen und doch wohl verſtanden werden konnte. Sie maſſen alle ihre Zeilen ab, brachten das Syllbenmaaß darinnen auf und ſchloſſen, ſo viel möglich war, jeden Gedanken in einen, zween oder drey Verſe, ſo viel man nemlich in einem Athem bequem ausſprechen konnte. Daher entſtunden nun die poetiſchen Perioden. Eine weitläuftige Schreib-

art

(**) CIC. *de Orat. Lib. III.*

art iſt in ungebundener Rede ſchon verwerflich; vielweniger wird ſie ſich für einen guten Poeten ſchicken, der noch nachdrücklicher und kräftiger ſchreiben ſoll, als ein Redner. Die groſſe Weitläuftigkeit iſt ein Zeichen ſchlecht verdauter Gedanken und übel gefaßter Ausdrücke. Sie machet die deutlichſte Sache dunkel und den beſten Leſer müde. Seine Gedanken werden mit gar zu vielen Dingen überhäuft und wenn er hoffet, daß ihm die folgende Zeile den völligen Sinn des Satzes entdecken werde: ſo wird er von neuem aus einem Labyrinthe in den andern geſtürzet, daraus er nicht eher, als durch unzähliche Umſchweife den Ausgang finden kann. Wenn man denn endlich an einen Ruhepunkt gekommen iſt: ſo weiß man ſelbſt nicht mehr, was man im Anfange geleſen hat; ſo ſehr iſt man durch die Verwirrung unzähliger Gedanken und Ausdrücke überhäufet worden. Wiewohl nun dergeſtalt die Deutlichkeit eine Haupttugend poetiſcher Perioden iſt; dieſe aber nicht leicht ohne eine angenehme Kürze erhalten werden kann: ſo wollen wir dadurch noch nicht alle weitläuftigen Sätze in Verſen verworfen haben. Es giebt freylich zuweilen lange Perioden, die eine Menge kleiner Abtheilungen haben. Weil ſie aber alle einander ähnlich ſind und an und für ſich ſelbſt verſtanden werden können: ſo entſteht keine Dunkelheit in der ganzen Rede daraus. Man hat alſo ſonderlich darauf zu ſehen, daß in dergleichen langen Sätzen die Theile nicht nur an ſich ſelbſt deutlich, ſondern auch untereinander ähnlich ſeyn mögen. Denn dieſe Aehnlichkeit machet, daß man die vorigen Stücke bey dem Folgenden nicht aus dem Sinne verliert und bey dem Letzten nicht anders denkt, als ob nur eine einzige Eigenſchaft, Bedingung, Urſache, Vergleichung oder Folgerung vorhanden geweſen wäre. Die andere gute Eigenſchaft einer Periode iſt, wenn darinnen die ordentliche Wortfügung unſerer Mutterſprache eben ſo wohl, als in ungebundener Rede, beobachtet wird. Die meiſten Dichter entſchuldigen ſich mit der poetiſchen Freyheit, der ſie ſich doch durch den der obigen Regel gege-

benen Beyfall begeben hatten; oder ſie meinen doch, um eines guten Gedankens halber ſtehe es ihnen frey, die Sprache zu verſtümmeln. Einige aber meinen gar, es beſtehe die Schönheit der poetiſchen Schreibart in ſolchen Verkehrungen der Wörter, indem man ſich dadurch von der proſaiſchen Rede ſehr entfernen könnte. Bey den alten Griechen hat man ſich in dieſem Stücke ſo ſehr nicht binden dörfen und insgemein hält man dafür, es wäre ihren Poeten eine jede Verſetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig geweſen (*). Von den Lateinern iſt es eben ſo gewiß, daß man nicht alle mögliche Verſetzung bey den Poeten habe dulten können. Bey den Franzoſen hat der P. Cerceau in einem beſondern Tractate zu behaupten geſuchet, das Weſen der poetiſchen Schreibart beſtünde in einer bloſſen Verſetzung der Wörter. Er führet aus ihren beſten Poeten die Stellen an, die bloß darum edel und poetiſch klingen, weil man wider die gemeine Art das hinterſte fornen und das forterſte hinten geſetzet hat. Nun wiſſen wir zwar, was ihm der P. Buffier in ſeiner neuen Anleitung zur Poeſie darauf geantwortet hat; nichts deſtoweniger aber ſcheint er ſo ganz unrecht nicht zu haben. Denn einmal iſt es gewiß, daß die Franzöſiſchen Poeten ſich vieler ſolcher Verſetzungen bedienen, die kein proſaiſcher Schriftſteller bey ihnen brauchet, welches ſie eben den Anfängern ſo dunkel macht. Zweytens iſt es auch gewiß, daß eine Zeile ein ganz neues Anſehen bekömmt, ſo bald eine etwas ungewöhnlichere Ordnung in die Redensarten gebracht worden iſt. Darinnen aber können wir ihm nicht beyfallen, wenn er die verblümten Redensarten für nichts Poetiſches anſehen will; da doch der häufige Gebrauch derſelben, ſelbſt in Fenelons Telemach, die Schreibart viel zu edel machet, als daß es eine proſaiſche heiſſen ſollte. Wir bleiben alſo fürs erſte bey unſe-

(*) S. Ariſtoteles Poetik im 23ſten Kap.

unſerer alten Regel und ſagen: ein Poet müſſe eben die Wortfügung beybehalten, die in ungebundener Rede gewöhnlich oder doch zum wenigſten erlaubet iſt. Solche Verſetzungen der Wörter alſo, die man in ungebundener Rede nicht gemachet haben würde, ſind auch in der poetiſchen Schreibart verboten. Daher gehöret die Trennung gewiſſer Wörter durch ein anderes dazwiſchen geſchobenes; die Veränderungen der Geſchlechter, da dem Verſe zu gut, das weibliche ins männliche, oder beides ins ungewiſſe verwandelt wird; die Abkürzung gewiſſer Wörter, die Ausdehnung einiger Wörter, die bloß des Syllbenmaaſſes halber zu geſchehen pflegt und endlich die unnöthige Vorſetzung einer Syllbe vor ein ſonſt an ſich allein gewöhnliches Wort. Solche gewaltſame Verſtümmelung der Wörter iſt auch in Griechenland anſtöſſig geweſen. In der That würde es keine Kunſt ſeyn, Verſe zu machen, wenn es einem jeden freyſtünde, nach ſeiner Phantaſie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern. Die Beluſtigung, die man im Leſen eines Verſes hat, fällt auch größten Theils weg, wenn man ſieht, daß der Poet nicht vermögend iſt, die Sprache mit ſeinem Syllbenmaaſſe in guter Harmonie zu erhalten. Horaz vergleicht deswegen einen Poeten mit einem Seiltänzer. Sein richtiges Syllbenmaaß iſt das Seil, darauf er ohne Fehltritt einhergehen muß. So oft er vorbeytritt: ſo iſt es uns zuwider; nicht anders, als wenn der Seiltänzer vom Seile fällt. Bleibt er aber in ſeinen engen Schranken: ſo wird der Leſer dadurch überaus vergnügt. Sobald man ihm aber eine gröſſere Freyheit, die Sprache zu verſtümmeln, verſtattet: ſo gleich wird es gar keine Kunſt mehr ſeyn, Verſe zu machen (**). In der That iſt es beſſer, gar keine Verſe, als ſchlimme zu machen und zu leſen; weil man ſich ohne dieſe gar wohl behelfen kann. Es giebt zwar Leute, die alles, was ſich nur reimet, für Verſe und zwar für gute Verſe halten. Allein da dieſe keine Kenner ſind: ſo bringt ihr Beyfall, wenn ſie auch noch ſo vornehm wären, dem Dichter wenig Ehre. Horaz hat den

(**) BOILEAU *Art. poët.*

Il ſe tuë à rimer; que n'ecrit-il en proſe?

den Lucil und andre alte Lateiniſchen Dichter in ſeinen Satyren ſehr ausgelachet und verworfen, unerachtet des Beyfalls, deſſen ſie der römiſche Pöbel würdigte (*). Es würde hier unnöthig ſeyn, alle altfränkiſchen Fehler der Poeten, die vor Opitzen gelebet haben, anzuführen, indem ſie auch von den ſchlechteſten Dichtern nicht mehr gebrauchet werden. Eine andere Bewandtniß hat es noch mit den Hülfswörtern, die man zu den Hauptwörtern ſetzet. Einige laſſen dieſelben gern aus; andere aber behalten ſie gar zu ſorgfältig bey. Allein es iſt leicht ein Unterſchied zu machen. Wenn die Wörter Haben und Seyn wirklich nur Hülfswörter ſind und bey andern Zeitwörtern vorkommen: alsdann darf man ſich kein Bedenken machen, ſie nach Erfoderung der Umſtände auszulaſſen; wenn nur keine Dunkelheit daraus entſteht. Wenn aber die Wörter Haben und Seyn an und für ſich etwas bedeuten und rechte Zeitwörter abgeben: alsdann iſt es ſehr ungeſchickt, dieſelben auszulaſſen. Solchen Stellen unſerer ehrlichen Alten, die doch unrein ſind, folgen viele neuere nach und verderben dadurch die Sprache aufs äuſſerſte; zumal wenn ſie gar das Hat und Haben in dergleichen Fällen erſparen wollen. Noch einerley Frage fällt wegen der Hülfswörter vor, ob man ſie nemlich ohne Unterſchied vor oder hinter ihr Hauptwort ſetzen könne. Allein man ſieht wohl, daß dieſes wider die obige Regel läuft und alſo für keine Schönheit, ſondern für einen Uebelſtand zu halten iſt. Geſetzt nun, daß dieſes nur ein kleiner Fehler iſt, den man an alten und groſſen Poeten leicht überſieht, wenn er nur nicht oft kömmt: ſo iſt es doch ein Fehler, der einer Entſchuldigung bedarf und den man lieber zu vermeiden ſuchet, wenn man

(*) HORAT. *Lib. I. Sat.* 4.

- - - durus componere verſus!
Nam fuit hoc vitioſus: In hora ſaepe ducentos
Vt magnum, verſus dictabat, ſtans pede in vno.
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.
Garrulus atque piger, ſcribendi ferre laborem
Scribendi recte.

S. *Lib. I. Sat.* 10.

man ohne Tadel ſchreiben will. Eine von den allervornehmſten Tugenden eines guten poetiſchen Satzes iſt die Deutlichkeit deſſelben. Dieſe muß in gebundener Rede eben ſowohl als in ungebundener ſtatt haben und ohne dieſelbe würde ein Poet kein Lob verdienen. Es entſteht ſonſt die Deutlichkeit aus Wörtern und Redensarten, die jedermann geläufig und bekannt ſind, auch in ihrem natürlichen und eigentlichen Verſtande gebrauchet werden; ſodann aber auch aus einer ordentlichen und gewöhnlichen Wortfügung, die der Art einer jeden Sprache gemäß iſt. Wären aber dieſe Stücke zur Deutlichkeit eines Satzes ganz unentbehrlich: ſo würde folgen, daß ein Poet entweder keine neue Wörter, verblümte Redensarten und neue Wortfügungen machen müſſe; oder daß er unmöglich deutlich würde ſchreiben können. Denn wir haben ſchon oben gewieſen, daß man in gebundener Rede nicht die gemeinſten und bekannteſten, ſondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neue zuſammengeſetzte Wörter und viel verblümte Redensarten anbringen ſollte, um edler und erhabener, als ein proſaiſcher Schriftſteller zu ſchreiben. Ferner werden wir bald hören, daß man auch in der Wortfügung viele Neuerungen wagen könne, um ſich dadurch von der gemeinen Art zu reden zu entfernen. Allein bey dieſem allem kann die Deutlichkeit gar wohl beſtehen. Ein Wort kann gar wohl verſtändlich ſeyn, wenn es gleich nicht täglich von dem Pöbel gebrauchet wird. Ein altes Wort iſt auch nicht allemal unverſtändlich, wenn es nur kein Provinzialwort iſt, das auſſer den engen Gränzen einer Landſchaft nicht gilt; wenigſtens kann es durch den Zuſammenhang ganz deutlich werden. Neugemachte Wörter ſind auch ſehr wohl zu verſtehen, wenn ſie nur aus bekannten regelmäſſig zuſammengeſetzet und nach der Aehnlichkeit unſerer Mundart eingerichtet worden ſind. Die verblümten Redensarten, wenn ſie glücklich ausgeſonnen werden, geben dem Verſtande noch mehr Licht, als die eigentlichen; wenn man ſie nur nicht gar zu häufig brauchet. Denn Ariſtoteles in ſeiner Poetik hat ausdrücklich angemerket, daß aus gar zu vielen Metaphoren lauter Räthſel entſtehen. Zuweilen werden bey dem Scheine der gröſten Deut-

lichkeit die verblümten Redensarten ſo wunderlich durch einander geflochten, daß ſie gar nicht verſtanden werden können. Dieſes alles zeiget, wie nöthig es ſey, bey dem verblümten Ausdrucke ſeiner Gedanken vor allen Dingen auf die Deutlichkeit zu ſehen und ſich ja nicht durch den Schein einer falſchen Hoheit in das Phoebus oder Galimatias ſtürzen zu laſſen. Einige Neuere haben uns in dieſe Wolken und Nebel wieder zu verhüllen geſuchet und dieſes zwar unter dem Scheine einer gröſſern Scharfſinnigkeit. Sie haben uns die gemeinſten Gedanken durch dunkle Ausdrücke ſchwer zu verſtehen gemacht, damit wir glauben ſollten, ſie hätten uns neu erfundene und vorhin unerhörte Dinge geſaget. Nichts iſt übrig, als daß wir verſprochener maſſen noch zeigen, was für Verſetzungen der Wörter in unſerer Sprache, der Deutlichkeit unbeſchadet, noch möglich ſind und was für eine Zierde die poetiſche Schreibart davon bekömmt. Man bildet ſich insgemein ein, die guten Poeten folgten der ungebundenen Wortfügung aufs allergenaueſte; allein bey fleiſſiger und aufmerkſamer Durchleſung derſelben wird man bisweilen das Gegentheil bemerken und wahrnehmen, daß ſie viele neue und oft recht verwegene Verſetzungen machen, die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klingen und alſo überaus anmuthig zu leſen ſind. Soviel iſt gewiß, daß auch unſere Proſe ſehr vielerley Verſetzungen leidet, davon aber eine immer beſſer klingt, als die andere. Fraget man nun ferner, welche Ordnung der andern in zweifelhaften Fällen vorzuziehen iſt? So ſagen wir erſtlich: die, welche am beſten klingt. Das Urtheil der Ohren entſcheidet die Schwierigkeit am beſten; denn auf das Gehör des Schriftſtellers kömmt es hauptſächlich an, wenn die Schreibart des einen wohlflieſſend und harmoniſch iſt; des andern Ausdruck aber rauh und widerwärtig lautet. Es iſt aber auſſer dem Wohlklange zweytens auf den Affect zu ſehen. Das Feuer der Gemüthsbewegungen erlaubt uns nicht allezeit, auf die gewöhnliche Ordnung der Wörter zu ſinnen. Es bricht heraus und fängt oft den Satz in der Mitten an. Dergleichen Verſetzungen machen eine Rede ſehr feurig und lebhaft, und weil dieſes in allen Af-

fecten zu geſchehen pflegt, die Poeten aber oft ſelbſt darinnen ſtehen, oft andre Perſonen, die aufgebracht geweſen ſind, redend einführen oder ſie nachahmen: ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dergleichen nachdrückliche Verſetzungen mit gutem Bedachte anzubringen ſuchen. Oft will man den Nachdruck eines Wortes durch den Ton der Ausſprache anzeigen, der ſich aber an einer Stelle nicht ſo gut, als an der andern, hören läßt; daher verſetzet man daſſelbe an einen Ort, wo es ſonſt nicht hin gehöret. Endlich dienet die Verſetzung zuweilen, den Leſer eines Gedichtes recht aufmerkſam zu machen; weil man von den Nebenumſtänden den Anfang macht und den Hauptſatz erſt nachfolgen läßt (**) Doch verlangen wir indeſſen mit dem allem der unverſchämten Frechheit der Sprachverderber keinesweges die Thüre zu öfnen, die ohne Verſtand und Nachſinnen das unterſte zu oberſt kehren und doch für gute Poeten angeſehen werden wollen. Die Verſetzungen ſind nicht aus Noth erlaubet, um das Syllbenmaaß vollzuſtopfen, denn dieß gehöret für die elendeſte Stümper; ſondern nur alsdann ſteht es frey ſich derſelben zu bedienen, wenn ein beſonderer Nachdruck oder eine neue Schönheit des Ausdruckes daraus entſteht. Wer dieſes nicht in Acht nimmt und ohne Scheu wider die Natur unſerer Mundart alle Regeln der Sprachkunſt aus den Augen ſetzet, der verdienet nicht den Namen eines Poeten, ſondern, wie ehemals in Rom, barbarus genennet zu werden. Denn das werden lauter Soloeciſmi und ἀκυρολογίαι, die kein Kenner ſeiner Mutterſprache ertragen kann; wenn gleich manche Neulinge den Mangel ihres Geiſtes und Witzes, den ſie bey der ordentlichen Wortfügung nicht zeigen können, nur durch die Verderbung der deutſchen Sprache zu verbergen ſuchen. Bey uns wird keine ſolche Freyheit gelten, die nicht auch in ungebundener Rede im Affecte zu dul-

(**) HORAT.
- - - In medias res
Non ſecus ac notas, auditorem rapit.

ten iſt. Eben ſo ſeltſam würde es ſeyn, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in der unſrigen anbringen wollte, welches vielen, die mehr Franzöſiſch, als Deutſch, können, ſehr leicht zu entfahren pflegt (*).

§. 192.

Die Abhandlung von den Figuren gehöret eigentlich für die Meiſter der Redekunſt und wir könnten alſo die Dichter dahin verweiſen oder gar zum voraus ſetzen, daß ſie ſich darum ſchon bekümmert haben würden. Allein fürs erſte hat die gebundene Schreibart eben ſo viel Recht dazu, als die ungebundene, ja wohl noch ein gröſſeres. Sie hat ſich nicht nur dieſer Zierde bedienet, ehe dieſe noch erfunden worden; ſondern ſie pflegt ſich auch damit weit häufiger auszuputzen, als dieſelbe. Hernach kann man nicht allezeit zum Grunde ſetzen, daß die Liebhaber der Dichtkunſt ſich vorher in der Redekunſt veſt geſetzet haben ſollten. Einige neuere Lehrer der Beredſamkeit haben mit groſſem Eifer wider den Unterricht von Figuren, der *in allen* Rhetoriken vorkömmt, geſchrieben; ſie haben dafür gehalten, man könnte dieſe ganze Lehre erſparen und dörfte die Jugend mit ſo vielen griechiſchen Namen nicht plagen; zumal da ſie daraus nichts mehr lernte, als wie man eine Sache benennen könnte, die auch dem einfältigſten Pöbel bekannt wäre. Wir geben es zu, daß viele Schullehrer der Sache zu viel gethan und ſich gar zu lang dabey aufgehalten haben. Wir geben auch zu, daß die griechiſchen Namen oft eine unnöthige Schwierigkeit verurſachen und daß man beſſer thäte, wenn man an ihrer Stelle deutſche einführete. Wir geſtehen auch

(*) BOILEAU *Art. poët.*
Sur tout, qu'en vos ecrits la langue reverée,
Dans vos plus grands excès, vous ſoit toujours ſacrée.
En vain vous me frappez d'un ſon melodieux;
Si le terme eſt impropre, ou le tour vicieux,
Mon eſprit n'admet point un pompeux barbariſme,
Ni d'un vers empoulé l'orgueilleux ſoleciſme,
Sans la langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, un méchant ecrivain.

auch endlich, daß die Natur ſelbſt lebhafte Leute in Figuren reden lehret, die ſonſt ihr Leben lang keine Anleitung dazu bekommen haben. Aber aus dem allem folget noch nicht, daß die Lehre von Figuren aus den Anweiſungen zur Wohlredenheit gar zu verbannen ſey. Wenn man etwann eine kleine Abhandlung dazu widmet; wenn man ſich bemühet, die Namen derſelben leicht und deutlich zu machen; wenn man endlich ihren Gebrauch und Misbrauch unterſcheiden lehret: ſo iſt man wohl nicht zu tadeln. Zu geſchweigen, daß nur die munterſten Köpfe von ſich ſelbſt auf die Figuren gerathen, wenn ſie von etwas reden oder ſchreiben. Die andern, die nicht ſo viel Feuer haben, würden ſich darauf gar nicht beſinnen, wenn man ihnen nicht auf die Spur helfen wollte. Wenn man ihnen aber gute Beyſpiele davon vorlegt und die Schönheit derſelben empfindlich machet: ſo werden ſie auch entzündet und bemühen ſich hernach, ihre ſchläfrige Schreibart auch dadurch zu erwecken und anzufeuren. Es giebt aber zweyerley Figuren. Einige beſtehen nur in einzelnen Worten, andere aber in ganzen Sprüchen oder Sätzen (**). Die Figuren ſind, wenn man die innere Natur derſelben einſieht, eine Sprache der Affecten und ein Ausdruck ſtarker Gemüthsbewegungen. Sie gleichen den verſchiedenen Geſichtszügen oder Lineamenten, daran man gleichfalls die innere Gemüthsbeſchaffenheit eines Menſchen von auſſen abnehmen kann. In der That ſind die Figuren etwas mehr, als bloſſe Zierrathe. Die ganze Stärke einer Rede zeiget ſich darinn, weil ſie ein gewiſſes Feuer in ſich enthalten, welches auch den Leſern oder Zuhörern durch eine geheime Kunſt Funken ins Herz wirft und ſie gleichergeſtalt entzündet. Wir fangen die Figuren mit dem Ausrufe (Exclamatio) an; weil dieſe die natürlichſte iſt und in vielen Affecten zuerſt hervorbricht. Die andere Figur iſt der Zweifel (dubitatio), womit man entweder bey ſich anſteht, ob eines oder das andere zu glauben oder zu thun ſey; oder ſich doch ſo ſtellet, als ob man ſich nicht entſchlieſſen könnte. Die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen ſetzet uns oft in den

 Stand,

(**) S. die Redekunſt des berühmten P. Lami.

Stand, daß wir weder aus noch ein wiſſen; denn ehe wir mit dem Entſchluſſe noch fertig ſind, ſo fällt uns augenblicklich etwas anders ein, welches das vorige wieder zu nicht machet. Zuweilen zweifelt man zwar ſelber nicht, will aber durch einen verſtellten Zweifel die Zuhörer zum Nachſinnen bewegen. Die dritte kann der **Wiederruf** (Correctio oder Epanorthoſis) ſeyn, wenn Leute ihr Wort, das ſie ſchon geſaget, wieder zurück nehmen, weil es ihnen zu ſchwach vorkömmt und ſie alſo ein heftigers heraus ſtoſſen wollen. Zuweilen hat man auch wohl etwas zu frey herausgeſaget, will alſo das ausgeſtoſſene Wort wieder zurücknehmen und ein beſſeres an die Stelle ſetzen. Hieher kann man auch rechnen, wenn der Poet dasjenige, was er geſaget hat, zwar nicht zurück nimmt, aber doch widerlegt, weil es ihm von andern getadelt werden möchte. Die vierte iſt das **Verbeiſſen** (Ellipſis) oder Abbrechen einer Redensart, die man nur anfängt, aber nicht völlig endiget. Sie entſteht, wenn der Affect ſo heftig iſt, daß der Mund und die Zunge den geſchwinden Gedanken der Seele nicht folgen kann und alſo mitten in einem Satze abbrechen und dem neuen Gedanken des Geiſtes plötzlich folgen muß. Nur nehme man ſich in Acht, daß man dieſe Figur nicht lächerlich anbringe. Die fünfte könnte zur vorigen gerechnet werden und heißt das **Hemmen** (Apoſiopeſis), wenn eine ſchleunige Veränderung des Entſchluſſes der angefangenen Rede Einhalt thut. Die ſechste iſt die **Verſetzung** (Hyperbaton) eines Worts oder Gedankens von ſeiner natürlichen Stelle; die aber nicht aus der Unfähigkeit des Poeten, ſondern aus der Heftigkeit des Affectes herrühret, der dem Gemüthe nicht Zeit läßt, an die ordentliche Wortfügung zu denken. Die ſiebente iſt das **Uebergehen** (Praeteritio), worinn man ſich ſtellet, als wollte man etwas nicht anführen, welches man aber eben dadurch erwähnet. Die achte iſt die **Wiederholung** (Repetitio) gewiſſer Wörter und Redensarten, wodurch die Rede einen ſehr groſſen Nachdruck bekömmt. Wenn nemlich das Gemüth in einer heftigen Bewegung iſt und gern will, daß man ſeine Meinung wohl faſſen ſolle: ſo iſt es ihm nicht genug, daß es die

Sache einmal ſagt, ſondern es ſagt es zwey, dreymal nacheinander, damit man ja den Nachdruck ſeiner Worte recht einſehen möge. Es geſchieht aber dieſe Wiederholung auf viererley Art. Zuweilen wird im Anfange ein und daſſelbe Wort zweymal geſetzet und das heißt Epizeuxis. Zuweilen wiederholt man daſſelbe Wort im Anfange etlicher Theile deſſelben Satzes; und das iſt die Anaphora. Zuweilen wiederholt man den Anfang eines Satzes in verſchiedenen folgenden Sätzen; und das heißt auch Anaphora. Oder man wiederholt zuweilen ein Wort, das am Ende eines Satzes geſtanden, im Anfange des darauf folgenden; welches Anadiploſis heißt. Oder umgekehrt, das, was am Anfange eines Satzes geſtanden, kömmt am Ende deſſelben zu ſtehen und wird Epanalepſis genannt. Hieher gehören denn auch die Wiederholungen, da man in ganzen Strophen die erſten Zeilen und Wörter am Ende derſelben noch einmal brauchet; welches ſonderlich in muſicaliſchen Stücken angenehm fällt und Symploce heiſſen kann. Die neunte iſt die Verſtärkung (Paronomaſia), wenn man zwar ein Wort oder eine Redensart, die ſchon da geweſen, wiederholet; aber mit einem Zuſatze, der noch einen beſondern Nachdruck verurſachet. Die zehnte Figur iſt der Ueberfluß (Pleonaſmus), wenn man viel mehr ſagt, als nöthig iſt. Sie entſteht wiederum aus der Heftigkeit des Affectes, welcher alles zuſammen nimmt, die Leſer oder Zuhörer aufs handgreiflichſte zu rühren und zu überzeugen. Zur eilften kann die Verdoppelung (Synonymia) einer und eben derſelben Sache, die aber mit ganz andern Worten geſchieht, gezogen werden. Einer, der im Affecte ſteht, bemühet ſich ſeinen Leſern und Zuhörern die Sachen recht einzuprägen und gleichſam einzugieſſen. Daher ſagt er ihnen auch wohl einerley Dinge etliche mal, nur immer mit andern Ausdrücken. Wenn alle angebrachten Wörter ihre eigene ganz beſondere Begriffe erwecken und, nur obenhin angeſehen, gleich viel zu bedeuten ſcheinen: ſo heißt es eine Zuſammenhäufung (Cumulus). Ein ſolcher

Kunſtgriff iſt von groſſem Nachdrucke, andern eine Sache ſehr lebhaft vor Augen zu malen. Die zwölfte kann auf Deutſch eine Schilderung (Hypotypoſis ſ. Icon) heiſſen, weil ſie einen ſo lebhaften Abriß von einer Sache machet, als ob ſie wirklich vorhanden wäre. Das machet die ſtarke Einbildungskraft, welche ſich im Affecte die deutlichſten Bilder von ſinnlichen Sachen hervorbringt, die oft den wirklichen Empfindungen an Wahrheit nichts nachgeben und alſo abweſende oder vergangene Sachen als gegenwärtig vorſtellet. Die Zunge folgt den Gedanken und beſchreibt, was im Gehirne vorgeht, eben ſo munter, als ob es wirklich auſſer ihr zugegen wäre. Nun folget dreyzehntens die Beſchreibung (Deſcriptio), welche von der vorigen darinnen unterſchieden iſt, daß jene in der Entzückung Dinge abmalet, die nicht zugegen ſind; dieſe hingegen wirklich vorhandene Sachen zwar lebhaft und munter, aber nicht ſo hitzig und handgreiflich als jene, vorſtellet. Die vierzehnte mag die Zergliederung (Diſtributio) heiſſen und beſteht aus einer ausführlichen Erzählung aller Theile, die bey einer Sache vorkommen, wodurch denn dieſelbe dem Gemüthe ſehr deutlich und ausführlich vorgeſtellet wird. Zum fünfzehnten folgt der Gegenſatz (Antitheſis), wo man widerwärtige Dinge gegeneinander ſtellt, um das eine deſto mehr ins Licht zu ſetzen, oder da man etwas läugnend aus dem Wege räumet, um etwas anders veſt zu ſetzen, welche Art noch gewöhnlicher iſt. Die ſechszehnte Figur iſt das Gleichniß (Simile), wodurch man, anſtatt von der Hauptſache zu reden, von einer andern ähnlichen zu ſprechen anfängt, um die erſtere dadurch ins volle Licht zu ſetzen. Wir unterſcheiden davon zum ſiebenzehnten die Vergleichung (Comparatio), welche zwar mit der vorigen ſehr übereinkömmt, aber gemeiniglich noch lebhafter zu werden pflegt, als jene. Nun folgt das Aufhalten (Suſpenſio), als die achtzehnte Figur, wenn man nemlich eine Rede ganz von weitem anfängt und

und eine gute Weile durch viele Umſchweife fortführet, daß der Leſer oder Zuhörer nicht gleich weiß, was der Poet haben will, ſondern das Ende erwarten muß, wo ſich der Ausgang zum Labyrinthe von ſich ſelbſt zeiget. Dieſer Kunſtgriff iſt ſehr gut, die Leute aufmerkſam zu machen. Zur neunzehnten Figur machet man die Perſonendichtung (Proſopopoeia), welche lebloſen Dingen ſolche Eigenſchaften zuſchreibt, die nur beſeelten, ja vernünftigen Geſchöpfen zukommen. Sehr nahe iſt damit die zwanzigſte Figur verwandt, welche man die Sprachdichtung (Sermocinatio) nennen kann. Es wird darinn ein abweſender, ein todter, oder gar etwas Lebloſes redend eingeführet und dieſes muß mit vieler Kunſt, auch nur im größten Affecte, geſchehen. Denn wie es viel Nachdruck hat, wenn es wohl geräth und als etwas Auſſerordentliches den Zuhörer in Erſtaunen ſetzet: ſo kömmt es auch ſehr kalt und lächerlich heraus, wenn es ungeſchickt bewerkſtelliget wird. Ferner zählt man unter die Figuren auch ein- und zwanzigſtens die Denk- und Lehrſprüche. Dieſes ſind allgemeine Sätze, die bey Gelegenheit beſonderer Fälle angebracht werden und nützliche Regeln, kluge Sittenlehren oder ſonſt ſinnreiche und kurzgefaßte Ausſprüche in ſich halten. Hier begreift man leicht, daß dieſe Sprüche weit nachdrücklicher klingen, wenn ſie kurz gefaſſet werden. Von eben ſolcher Gattung ſind auch zum zwey und zwanzigſten die Schlußſprüche (Epiphonema), wodurch man ein ganzes Gedicht oder eine Strophe deſſelben mit einem denkwürdigen Satze oder ſinnreichen Gedanken endiget. Es folgt drey und zwanzigſtens die Frage (Interrogatio), die ſich von ſich ſelbſt verſteht und, ſo zu reden, die gemeinſte, aber auch eine von den kräftigſten Figuren iſt. Zuweilen iſt ſie nur einfach und alsdann hat ſie ſo viel Nachdruck nicht, als wenn ſie vielmal hinter einander geſetzet wird. Die groſſe Weitläuftigkeit machet eine Frage auch nur matt; je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden und je hurtiger ſie auf ein-

einander folgen: deſto ſchärfer dringt ſie ein, ja ſie ſtürmet faſt auf die Gemüther loß. Etwas ungewöhnlicher iſt XXIV. die Anrede (Apoſtrophe) an lebloſe, todte, abweſende, oder auch wohl an gegenwärtige Leute und Dinge, welche mit einer groſſen Heftigkeit geſchieht und nur in hitzigen Bewegungen des Gemüthes ſtatt findet. Zum XXV. kommt die Wiederkehr (Epiſtrophe), da man die Schlußworte des einen Satzes etliche mal am Ende anderer Sätze wiederholet. Dahin gehören die Oden, wo die letzten Zeilen allezeit bey jeder Strophe wieder vorkommen, doch ſo, daß ſie ſich auch dazu ſchicken. Es iſt aber auch nicht nothwendig, daß dieſes nur in Oden am Ende jeder Strophe geſchehe. Man kann vielmehr auch in langen Verſen, an bequemen Orten, zum Beſchluſſe einer kurzen Rede, zwey oder mehrmals nach einander einerley Schlußworte wiederholen. Das Befragen (Communicatio) wird zum XXVI. an die Zuhörer oder gar an ſonſt jemanden gerichtet und iſt alſo jederzeit mit der Anrede verknüpfet. Allein es zieht ſie auch allezeit zu Rathe und giebt es ihnen ſelbſt zu erwägen, ob ſich die Sache nicht ſo verhalte, als man geſaget hat oder es gern haben will. Das Geſtändniß (Confeſſio) iſt die XXVII. Figur, worinn man ſelbſt einen Einwurf macht und denſelben bald eines theils zugiebt, doch aber ſeine Antwort nicht ſchuldig bleibt. Es folgt XXVIII. das Einräumen (Epitrophe), wenn man jemanden mehr zugeſteht, als er fodern kann; ja mehr, als man ſelbſt glaubt, nur um deſto ſchärfer wider ihn zu ſtreiten. XXIX. bemerket man die Umſchreibung (Periphraſis), wodurch man unanſtändige Sachen oder Dinge, die man nicht ſogleich heraus ſagen will, zu lindern oder höflicher zu ſagen pflegt. Man bemerket XXX. das Aufſteigen (Gradatio), wenn man gleichſam ſtufenweiſe von einer geringen Sache zu etwas Höherm fortſchreitet und alſo immer etwas wichtigers ſagt. Zum XXXI. endlich kömmt der Eidſchwur, eine von den ſtärkſten Figuren; die alſo auch nur in lebhaften Affecten vorkommen kann. Es ſchwören aber die Poeten bey tauſend Sachen, die ſonſt eben keine groſſe Verbindlichkeit machen. Dieß ſind die meiſten Figuren; ob ſie es gleich lang nicht

alle

alle ſind. Denn wer kann ſie alle zählen? Muntere Köpfe bringen täglich neue Arten hervor; und das beſte iſt, daß man ſie oft machen kann, ohne ihren Namen zu wiſſen.

§. 193.

Nachdem wir nun alle Zubehör der poetiſchen Schreibart insbeſondere nacheinander erwogen haben: ſo müſſen wir auch ſehen, was aus Zuſammenfügung alles deſſen in der Poeſie für ein Ganzes entſteht. Dieſes iſt die poetiſche Schreibart, die wir nun abhandeln wollen. Was die Schreibart überhaupt ſey, iſt in der Redekunſt ſchon abgehandelt worden. Wir haben daſelbſt gewieſen, daß ſie der Vortrag vieler zuſammenhängender Gedanken ſey, welcher durch ſolche Sätze und Redensarten geſchieht, daraus man ihre Verknüpfung deutlich wahrnehmen kann. Dieſe Erklärung gab uns Anlaß zu folgern, daß es in der Schreibart hauptſächlich auf die Art zu denken ankomme und daß ein Schriftſteller in ſeinen Schriften, wo nicht ſeine Gemüthsbeſchaffenheit, zum wenigſten doch die Fähigkeit ſeines Verſtandes abſchildere. Denn kein Menſch kann beſſer ſchreiben, als er vorher gedacht hat. Ein wüſter und leerer Kopf kann gar nichts; ein verwirrter nichts ordentliches; ein ſchläfriger nichts lebhaftes; ein finſterer Geiſt nicht deutlich; ein niederträchtiges Gemüth nicht edel; und ein Narr nicht vernünftig ſchreiben. Es iſt alſo eine vergebliche Sache, wenn ſich viel junge Leute auf eine ſchöne Schreibart legen wollen, ehe ſie recht denken gelernet haben. Der Geiſt muß erſt recht zubereitet, von Unwiſſenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreyet, mit Wiſſenſchaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllet werden: ſo wird hernach die Feder ſchon von ſich ſelbſt folgen (*). So deutlich dieſes einem jeden in die Augen leuchtet: ſo ſehr muß man ſich wundern, daß es noch Leute giebt, die es in Zweifel ziehen und ſich bemühen zu behaupten: es käme bloß auf die Wörter und Ausdrücke an, wenn etwas hoch, oder ſinnreich

(*) HORAT.
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

reich, oder niedrig klänge. Man ſollte es nicht denken, daß auch Schriftſteller, die eine ziemliche Einſicht blicken laſſen, auf ſolche Einfälle gerathen können. Man ſage doch einen einigen niedrigen Gedanken mit ſolchen Worten, daß er hoch, nicht nur ſcheine, ſondern in der That ſey. Man ſage auch einen hohen oder ſcharfſinnigen Gedanken ohne Zuſatz anderer Einfälle, mit ſolchen Worten, daß er niedrig heraus komme. Wird man wohl dieſes können? Gewiß, niemals. Dieſe Anmerkung war von der Schreibart überhaupt hier zu wiederholen nöthig. Es iſt leicht daraus zu muthmaſſen, wie die poetiſche insbeſondere von der proſaiſchen unterſchieden ſeyn werde; neimlich nicht in Worten allein, ſondern hauptſächlich in der Art zu denken. Wäre jenes, ſo könnte man zur Noth aus einem poetiſchen Lexikon, dergleichen Bergmann, Männling, Hamann, u. a. m. geſchrieben, oder im Lateiniſchen aus einem Gradu ad Parnaſſum ein Poet werden. Man dörfte nur anſtatt der proſaiſchen Redensarten poetiſche Blümchen darinn aufſchlagen und dieſelben zuſammenflicken: ſo würde ein Gedicht daraus werden. Aber weit gefehlt, daß dieſes angehen würde: ſo könnte höchſtens nichts anders, als eine poetiſche Misgeburt daraus entſtehen. In einer ſolchen Schrift würde hernach manches entſtehen, was ihr Verfaſſer niemals gedacht hätte. Kurz, es würde gar keine geſetzte Schreibart herauskommen, weil dieſes Geflick kein Ausdruck von dem Verſtande ſeines Meiſters heiſſen könnte und kein Vortrag zuſammenhängender Gedanken ſeyn würde (**). Will alſo ein Poet poetiſch ſchreiben: ſo muß er auch zuvor poetiſch denken lernen. Wie denken aber die Poeten? Machen ſie es nicht eben ſo, wie andere Leute, die einen geſunden Verſtand und ihre fünf Sinnen haben? Oder, will man ihnen vielleicht etwas Göttliches beymeſſen? Dieſe Frage kann und muß mit einigem Unterſchiede beantwortet werden. Fürs erſte denken die guten Poeten freylich eben ſo, als andere vernünftige Leute. Thäten ſie dieſes nicht: ſo würden ſie raſend oder närriſch ſeyn und

(**) S. Pietſchens Diſſertation von dem Unterſchiede der poetiſchen und proſaiſchen Schreibart.

und Demokritus würde Recht gehabt haben, wenn er zur Poeſie nur unſinnige Köpfe erfodert hat (*). Nein, ein wahrer Dichter muß eben ſo wohl, als ein anderer Menſch, ja noch mehr, als alle, die ſich ins Schreiben miſchen, eine geſunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen und eine groſſe Kenntniß von Künſten und Wiſſenſchaften haben. Dieſe ſeine Gemüthsbeſchaffenheit nun muß ſich auch in allen ſeinen Gedichten verrathen. Jede Zeile muß, ſo zu reden, zeugen, daß ſie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verſtande desjenigen erwecken, der es geſchrieben hat. Wie nun an dieſer Wahrheit zum wenigſten niemand zweifeln wird, der die Schriften der beſten Poeten, ſonderlich der alten, mit Verſtande geleſen hat: alſo müſſen wir auch zum andern ſehen, was denn nunmehr die poetiſche Art zu denken von der proſaiſchen unterſcheidet. Die Vernunft kann und ſoll es nach dem vorigen nicht ſeyn. Was wird es denn wohl anders, als der Witz oder Geiſt ſeyn können? Dieſe Gemüthskraft macht in der That, nachdem ſie bey einem ſtärker als bey dem andern iſt, einen groſſen Unterſchied in den Gedanken. Es iſt zwar ohne dieſelbe kein Menſch zu finden. Ein jeder hat ein gewiſſes Maaß davon bekommen, ohne welches er ſich ſogar in Vernunftſchlüſſen nicht würde behelfen können, wie in der Geiſterlehre erwieſen wird. Allein bey einigen iſt ſie ſehr lebhaft und ſtark. Gewiſſe Geiſter haben viel Scharfſinnigkeit, wodurch ſie gleichſam in einem Augenblicke hundert Eigenſchaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen. Was ſie wahrnehmen, das drücket ſich, wegen ihrer begierigen Aufmerkſamkeit, tief in ihr Gedächtniß; und ſo bald zu anderer Zeit etwas vorfällt, das nur die geringſte Aehnlichkeit damit hat: ſo bringt ihnen die Einbildungskraft daſſelbe wiederum hervor. So iſt ihnen denn allezeit eine Menge von Gedanken

(*) HORAT.
- - - excludit ſanos Helicone poëtas
Democritus.

ken faſt zugleich gegenwärtig. Das Gegenwärtige bringt ſie aufs Vergangene; das Wirkliche aufs Mögliche, das Empfundene auf alles, was ihm ähnlich iſt, oder noch werden kann. Daher entſtehen nun Gleichniſſe, verblümte Ausdrücke, Anſpielungen, neue Bilder, Beſchreibungen, Vergröſſerungen, nachdrückliche Redensarten, Folgerungen, Schlüſſe, kurz, alles das, was man Einfälle zu nennen pflegt, und die alle insgeſammt aus einem ſolchen lebhaften Kopfe entſtehen. Dergleichen Geiſter nun nennet man poetiſche Geiſter, und durch dieſe reiche Gemüthskraft unterſcheidet ſich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menſchen gemein iſt. Dem Poeten fallen tauſend Dinge ein, daran der Geſchichtſchreiber nicht denkt. Die Lehre des Poeten fließt aus der Sache und machet ſeine Beſchreibung erbaulich (**). Es giebt indeſſen verſchiedene Grade und Stufen des poetiſchen Weſens, die eine iſt an Einfällen und Gedanken reicher, die andere ärmer; nachdem ihr Verfaſſer entweder mehr oder weniger Geiſt und Witz beſeſſen hat, oder in einer gewiſſen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entſteht ſie aber, als aus häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beſchreibungen, kurz angebrachten Gleichniſſen und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abſchildern? Niemand ſage, daß man dieſes alles auch in Proſa thun könne. Freylich kann es geſchehen, aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetiſche Schreibart ſeyn. Kein guter proſaiſcher Schriftſteller hat jemals viel Zierrathe zuſammengehäufet und, wenn er es gethan: ſo haben alle Kunſtrichter geſaget, er ſchreibe poetiſch. Es läuft auch wider die Abſichten, ſo ſich ein Geſchichtſchreiber oder anderer proſaiſcher Schriftſteller vorſetzen muß. Sein Zweck iſt, die nackende Wahrheit zu ſagen, das iſt, die

(**) BOILEAU *Art poët.*

Quelque ſujet qu'on traite, ou plaiſant, ou ſublime,
Que toujours le bon ſens s'accorde avec la rime - - -
Aimez donc la raiſon! que toujours vos ecrits
Emp[r]untent d'elle ſeule & leur luſtre & leur prix.

die Begebenheiten, ſo ſich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke zu erzählen. Thäte er das nicht: ſo würden ſeine Leſer nicht wiſſen, ob ſie ihm glauben ſollten, oder nicht. Seine groſſe Begierde ſchön zu ſchreiben würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen geſetzet (*)? Nachdem wir nun wiſſen, worinn die poetiſche Schreibart beſteht: ſo müſſen wir ſie auch in ihre Claſſen eintheilen. Wir dörfen aber auch hier nur bey den drey Arten bleiben, die wir in der Redekunſt ſchon angegeben haben; nemlich eine iſt die natürliche oder niedrige, die andere iſt die ſinnreiche oder ſogenannte hohe, die von andern auch die ſcharfſinnige oder geiſtreiche genannt wird; und die dritte iſt die pathetiſche, affectenvolle, oder feurige und bewegliche Schreibart. Alle drey müſſen wir erklären und dabey lehren, wie ſie von ihren falſchen Schweſtern zu unterſcheiden ſeyen. Wir wiſſen wohl, daß es gewiſſe Klüglinge giebt, die in dieſer Eintheilung eine gewiſſe Verwirrung finden wollen. Sie bilden ſich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne iſt, oder vielmehr, was denjenigen, deren Sprachrohr ſie abgeben, nicht gefällt, das ſey nicht richtig. Imgleichen giebt es andere, die mit einer unnöthigen und mehr als metaphyſiſchen Genauigkeit die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen und wohl zwanzigerley Schreibarten aushecken (**). Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründeten Urtheile zu widerlegen. Erſtlich dünkt es ihnen, natürlich müßten alle Gattungen der Schreibart ſeyn und alſo könnte man keine beſondere Art daraus machen. Wer ſieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in dieſem Einwurfe? Freylich ſind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der ſie brauchet, natürlich. Auch ein Pritſchmei-

HORAT.
Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

(*) S. *VVerenfels* Diſſert. de Meteoris, welche man in dem I Buche der eigenen Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft überſetzt nachleſen kann.

(**) S. den ſiebenten Band der kritiſchen Beyträge.

meiſter redet in ſeinen garſtigſten Poſſen, dadurch er oft auch die Groſſen beluſtigen will, ſeiner Natur gemäß, das iſt, albern und ſchmutzig. Auch ein Phantaſt redet ſeinem ſchwülſtigen Gehirne gemäß, ſo wie es ihm natürlich iſt, und ſo weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu ſetzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunſt entgegen geſtellet? Die ſinnreiche Schreibart aber, ſowohl als die pathetiſche, iſt weit künſtlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der ſie nur halb kennet, geſtehen wird. Man darf auch nur einen Blick in die Redekunſt thun, wo wir davon gehandelt haben: ſo wird dieſes von ſich ſelbſt in die Augen fallen. Dasjenige nemlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen und nicht auf die Worte denkt, in der Geſchichte, in dogmatiſchen Büchern und dergleichen brauchet, das heißt natürlich; weil man darinn nicht künſtelt, ſondern zufrieden iſt, wenn man ſich ſo deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verſtanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausſtudiret wird, das iſt künſtlicher. Es iſt aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die ſchöne Natur verſteht, die alle Künſtler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die ſich in der Sprache des Pöbels zeiget, welche demſelben natürlich iſt. Eben darum haben wir ſie nicht die gemeine Schreibart nennen können. Zum andern will man den Grund dieſer Abtheilung wiſſen; und weil es dieſen tiefſinnigen Kunſtrichtern ſo ſchwer fällt denſelben zu finden: ſo wollen wir ihn hieher ſetzen. Ein Redner oder Dichter will ſeine Zuhörer entweder ſchlechterdings unterrichten und lehren, oder er will ſie beluſtigen, oder er will ſie endlich bewegen. Mehr Abſichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Iſt das erſte: ſo bedienet er ſich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man die gewöhnlichſten Redensarten und Ausdrücke gebrauchet. Dieſes thun alſo die Geſchichtſchreiber, wenn ſie von rechter Art ſind, und die dogmatiſchen Schriftſteller, auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweiſen. Iſt das andere die Abſicht des Schriftſtellers: ſo muß er allerley ſinnreiche Gedanken

auf

auf eine eben ſo ſinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn ſie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrſprüche und dergleichen in ihren Reden einmengen; ſonderlich aber die Poeten, wenn ſie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftſteller endlich das letzte: ſo muß er die Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, ſelbſt annehmen und ſo feurig und heftig, oder affectenvoll und pathetiſch, als welches einerley iſt, reden, daß ſein Leſer oder Zuhörer auch entzündet wird (*). Dieß iſt nun der Grund dieſer Eintheilung, die keine neue Erfindung iſt, ſondern ſchon von ſo vielen geſchickten Kunſtrichtern gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit den andern Recht haben will (**). Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterſcheidet ſich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt ſie ſich nicht ſehr. Sie verſchwendet ihre Blumen nicht, ſondern iſt mit einem mäſſigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz iſt in poetiſchen Erzählungen, in Briefen, in Satyren, in Lehrgedichten, wie auch in Geſprächen, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, es zuläßt, daß ſie beſſer reden mögen, als man insgemein ſpricht. Dieſes iſt nun die poetiſche Art, Fabeln zu erzählen, deren ſich im Lateiniſchen Phädrus als ein Meiſter bedienet hat. Da nun dieſes die rechte Schreibart iſt, die ſich zu einem Heldengedichte ſchicket, welches eine Erzählung ſeyn muß: ſo kann man leicht urtheilen, daß weder Lucan, noch Statius, noch Claudian in dieſem Stücke den rechten Weg gegangen ſind. Alle dieſe ſchreiben viel zu hochtrabend, als daß ihre Schreibart einer vernünftigen Erzäh-

(*) HORAT. *Art. poët.*

- - - Si vis me flere, dolendum
Primum eſt ipſe tibi.

(**) ROLLIN *Maniere d'enſeigner & d'étudier les belles lettres p. 29.* Comme il y a trois devoirs principaux de l'Or-

lung ähnlich ſehen ſollte (*). Es iſt nicht zu läugnen, daß nicht in dieſer Schreibart, ſonderlich Lucans viel Feuer, Einbildungskraft und Zierrathe zuſammengehäufet anzutreffen ſeyn ſollten. Dieſes kann man den Bewunderern deſſelben einräumen, ohne deswegen auf ihre Seite zu treten. Es fraget ſich nur, ob dieſes alles mit Verſtande und an dem rechten Orte angebracht worden? Heldengedichte müſſen entweder keine Erzählungen ſeyn, oder die Schreibart derſelben muß anders eingerichtet werden, als Lucan ſie eingerichtet hat (**). Was die Briefe betrift, die poetiſch abgefaſſet werden, ſo haben ſie eben dieſe natürliche Schreibart nöthig. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermiſchen. Sie ſind, wie Tag und Nacht, voneinander unterſchieden, obgleich viele hier keinen Unterſchied bemerken können. Sie meinen, wenn ſie ſich einer niedrigen Schreibart bedienten, ſo ſtünde ihnen alles frey; zumal, wenn ſie etwas Scherzhaftes ſagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr die Fratzen unſerer Dichter. Die andere Gattung iſt die ſinnreiche Schreibart, die auch von vielen die prächtige genennet wird, weil ſie aus lauter verblümten Redensarten, neuen Gedanken, ſonderbaren Metaphoren, Gleichniſſen und kurzgefaßten Sprüchen beſteht, die aber alle bey der Vernunft die Probe aushalten. Eine ſolche Schreibart nun iſt ſehr künſtlich und kann

teur, qui ſont d'inſtruire, de plaire & de toucher; il y a auſſi trois genres d'eloquence &c. S. B. Neukirchs Anleitung zu deutſchen Briefen im fünften Kap. des vierten B. p. 603. Und ſelbſt Gisbert iſt dieſer Meinung, wenn er ſagt, die Rede habe drey Eigenſchaften: la ſimplicité, l'agrément & l'elevation. Daher käme le ſimple, l'agréable & le ſublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und mouere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

(*) HORAT.

- - - Nubes et inania captant.

(**) HORAT. *Art. poët.*

kann daher kaum in einer einzigen Gattung von Gedichten durchgehends herrſchen. Gar zu viel Licht blendet die Augen, gar zu ſtarke Töne betäuben das Gehör und gar zu ſehr gewürzte Speiſen erwecken einen Eckel. Gar zu viel Zierrathe in Gedichten machen einen Leſer auch überdrüſſig, wenn ſie unaufhörlich in einem Zuſammenhange fortgehen. Sollte aber ja noch eine Art ſeyn, wo ſie am meiſten brauchbar wäre, ſo müßte es ein Lobgedicht ſeyn und zumal eine Heldenode. Hier redet der Poet ſelbſt durchgehends; er hat wichtige Dinge vor ſich und kann Leſer vermuthen, die ſeine ſinnreiche Sprache verſtehen werden. Daher kann er daſelbſt ſeine ganze Kunſt ſehen laſſen, wie auch **Pindarus** und **Horaz** ſehr oft gethan haben. Ferner kann dieſe Schreibart auch in Trauerſpielen gebrauchet werden, ausgenommen, wenn irgend eine ſchlechte Perſon auftritt, oder wenn ein Affect die pathetiſche Schreibart erfodert. In dem Heldengedichte dienet dieſe Schreibart nur gleichſam zum Gewürze, welches theils der Poet, theils ſeine Helden, die er redend einführet, ganz ſparſam mit einſtreuen, wenn es die Umſtände an die Hand geben. In Satyren kann endlich auch zuweilen etwas Scharfſinniges vorkommen, zumal wenn der Poet ins Moraliſiren kömmt. Wie nun dieſe Schreibart groſſe Schönheiten in ſich hat: ſo iſt es kein Wunder, daß ſie viel Liebhaber gefunden hat. Ein jeder Poet hat vor einiger Zeit recht ſinnreich oder hoch, wie man es insgemein zu nennen pflegt, ſchreiben wollen. Allein, da den wenigſten unter ihnen die Federn von Natur gewachſen waren: ſo erfuhren ſie das Schickſal des Ikarus. Ihre Flügel ſchmolzen und ſie fielen herunter. Unterdeſſen giebt es noch hin und wieder Liebhaber dieſer falſchen Hoheit, welche das ausſchweifende Weſen eines übertrieben ſinnreichen Witzes vertheidigen. Sie fodern von ihren Leſern, daß ſie alle ihre Räthſel verſtehen und ſich mit lauter falſchen Gdanken und weit hergeſuchter Gelehrſamkeit abſpeiſen laſſen ſollen. Wiewohl nun dieſe Putzwerke mit dem herlichen Namen der Rea-

Incoeptis grauibus plerumque et magna profeſſis
Purpureus late qui ſplendeat vnus et alter,

lien beehret zu werden pflegen: ſo findet doch ein Liebhaber der Vernunft in denſelben nichts, als ein leeres und klingendes Geſchwätz (*). Noch iſt zum dritten die pathetiſche, oder affectenvolle, hitzige und bewegliche Schreibart übrig, deren Namen ihre Art zur Genüge anzeigen. Sie entſteht aus allen Gemüthsbewegungen und iſt gleichſam die Sprache derſelben. Sie ändert ſich nach Beſchaffenheit derſelben und iſt bald kurz und abgebrochen, bald etwas weitläuftig; allezeit aber voller Figuren und verwegener Ausdrücke. Sie hält nicht viel von ſinnreichen Einfällen, Gleichniſſen oder andern Künſten. Sie folget einer hitzigen Unbedachtſamkeit, die in allen Affecten herrſchet und keinem Zeit läßt auszuſtudiren, was er ſagen will. Sie ſcheint auch mehr zu donnern und zu blitzen, als zu reden, weil alles unvermuthet heraus fährt und man zuweilen nicht begreifen kann, wo alles mit einander hergekommen. Sie meidet alle Verbindungswörter und iſt zufrieden, wenn die Sachen einiger maſſen zuſammen hängen. In dieſer Schreibart hat vielmals das ſogenannte Hohe ſeinen Sitz. Der Sitz dieſer pathetiſchen Schreibart iſt anfänglich in Oden, wo der Poet ſelbſt im Affecte ſteht und ſich voller Feuer ausdrücket. Zum andern ſchicket ſich die pathetiſche Schreibart in die Elegien, wo man entweder Verſtorbene beklagen, oder etwas Verliebtes ſchreiben will; denn dazu gehöret eigentlich die Elegie. Drittens hat die pathetiſche Schreibart in Heldengedichten ſtatt; nicht zwar, wenn der Poet ſelbſt erzählet, denn da muß die natürliche herrſchen; wohl aber, wenn er andere Perſonen, die im Affecte ſtehen, redend einführet. Viertens ſchicket ſich dieſe Schreibart in die Schauſpiele. Da kommen unzählige Gelegenheiten vor, die Perſonen in vollen Affecten aufzuführen; und da können ſie nicht nachdrücklicher, beweglicher und durch-

Aſſuitur pannus; cum lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluuius deſcribitur arcus:
Sed nunc non erat his locus!

(*) HORAT. *Art. poët.*
- - Verſus inopes rerum nugasque canoras.

durchdringender reden, als in dieſer pathetiſchen Art des Ausdruckes. Schwache Geiſter können dieſe Schreibart auch hier nicht erreichen und laſſen alle ihre Helden gar zu ſinnreich reden. Sie können nicht weinen, ohne die ſpitzfindigſten Klagen dabey auszuſchütten; und, wenn ſie verzweifeln: ſo geſchieht es allezeit mit groſſer Scharfſinnigkeit. Dieß iſt nun kürzlich, was man von der poetiſchen Schreibart überhaupt und ihren beſondern Gattungen ſagen kann (**).

§. 194.

Der Wohlklang muß in der poetiſchen Schreibart mehr, als in der proſaiſchen, beobachtet werden. Unter dieſem allgemeinen Ausdrucke begreifen wir alles, was an den Verſen ins Gehör fällt; die Abwechſelung langer und kurzer Syllben, den Abſchnitt, die Schlußpuncte in den Strophen, die Reime und wo ſonſt noch etwas die Ohren kützeln und dadurch das Gemüth eines Leſers oder Zuhörers beluſtigen kann. Die Muſik allein nehmen wir aus, als welche eine eigene Kunſt iſt, die auch ohne die Poeſie beſtehen kann; es wäre denn, daß man auch die Harmonie eines wohl ausgeſprochenen Verſes, nach Art der Alten, einen Geſang nennen wollte. Es hat zwar auch die ungebundene Schreibart ihren gewiſſen Wohlklang. Wenn wir aber genau unterſuchen, woher derſelbe entſteht, ſo finden wir, daß er nichts anders, als eine angenehme Abwechſelung gewiſſer lautenden und ſtummen Buchſtaben, wie auch eine Vermiſchung langer und kurzer Syllben ſey, die hintereinander ausgeſprochen, einen lieblichen Klang verurſachen. Oft werden die Zuhörer einer ſo harmoniſchen Rede dadurch mehr, als durch die beſten Gründe, gerühret und eingenommen; zumal, wenn der Redner eine liebliche Stimme hat und bey einer deutlichen Ausſprache aller Syllben und Buchſta-

(**) HORAT. *Art. poët.*

ſtaben die Töne derſelben geſchickt, das iſt, den Sachen und dem Affecte gemäß, zu verändern weiß (*). Da die gebundene Schreibart eher, als die ungebundene, ins Geſchick gebracht worden: ſo können wir auch den Wohlklang der Poeſie nicht von dem Wohlklange der Redner herleiten. Es iſt dem Gehöre angenehm, wenn alle Abſchnitte einer Rede, die nach einander folgen, faſt einerley Länge haben, ſo daß die Zunge nach gewiſſen beſtimmten Pulsſchlägen, gleichſam zu einer periodiſchen Ruhe kömmt (**). Die älteſten griechiſchen Poeten haben freylich ihre Syllben ſchon genauer nachgezählt, als die morgenländiſchen; allein mehr läßt uns doch die Rauhigkeit, der alles in ſeinem erſten Urſprunge unterworfen iſt, von ihren erſten Liedern nicht hoffen. Niemand hat den Urſprung und die wahre Beſchaffenheit des poetiſchen Wohlklanges beſſer unterſuchet und ins Licht geſetzet, als Iſaac Voſſius in ſeinem Tractate de poëmatum cantu et viribus rhythmi, den er zu Oxfort im theatro Scheldoniano 1673. in gr. 8. herausgegeben. Er behauptet gleichfalls darinn, daß die erſten griechiſchen Verſe, nach der meiſten Schriftſteller Meinung, keine Füſſe und keinen Wohlklang gehabt und folglich ganz rauh geweſen (*). Er fährt darauf fort, die Natur und den Urſprung des Syllbenmaſſes zu erklären. Er vertheidiget daſſelbe gegen ſeine Verächter, die ſich einbil-

Scribendi recte, ſapere eſt et principium et fons:
Rem tibi Socraticae poterunt oſtendere chartae,
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

(*) Siehe oben §. 146. *not. o.*

(**) S. was der Abbe Fourmont im VI. B. der Memoires, oder ausführlichen Schriften der pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften von den Pſalmen der Hebräer geſchrieben hat.

(*) QVINTILIAN. Poëma nemo dubitauerit imperito quodam initio fuſum, et aurium menſura et ſimiliter decur-

bilden, es ſey angenehmer, wenn ein Vers, wie ein Fluß in einem geraden Ufer fortſchieſſe. Er zeiget, daß diejenigen die Natur des Schönen nicht verſtehen, die dafür halten, daß etwas ganz Einträchtiges ohne Abtheilung, Unterſchied und Abwechſelung gefallen könnte (**). Wir ſetzen hier voraus, daß das Gehör und die Ausſprache ſelbſt die alten Griechen gelehret, daß nicht alle Syllben gleich viel Zeit brauchten. Dieſes mochte nun von dem Tone der Selbſtlauter, oder von der Zahl und Art der Mitlauter herkommen: ſo merkte man doch, daß die eine Syllbe kurz und die andere lang ausgeſprochen ward; daher ſie denn in kurze und lange eingetheilet wurden. Der andere Grad des Wohlklangs entſtund wohl damals, als man bey dem Singen ſolcher aufs genaueſte abgezählten Zeilen wahrnahm, daß zu einer jeden Zeile nach Beſchaffenheit der dazu gehörigen Melodie auch eine gewiſſe Abwechſelung ſolcher kurzer und langer Syllben gehörete. Dieſes bemerkten diejenigen am erſten, die das zarteſte Gehör hatten und es unangenehm fanden, wenn auf eine Syllbe, dahin der Accent fiel, eine kurze Note; auf eine kurze Syllbe hingegen, die man in der Ausſprache faſt nicht hörete, im Singen eine lange Note traf. Dieſes ſuchte man nun mit gröſter Sorgfalt zu vermeiden; und daher mußte man darauf denken, daß ein Vers dem andern und eine Strophe der andern ganz ähnlich würde. Denn ſobald dieſes nicht war: ſo wollte es dieſem zärtlichen Volke nicht klingen; wie es denn wirklich ein gutes Ohr verletzet. Die alten griechiſchen Poeten mußten nothwendig auf die regelmäſſige Vermiſchung langer und kurzer Syllben gerathen. Ihr Ge-

rentium ſpatium obſeruatione eſſe generatum, mox in eo repertos pedes.

(**) CICERO: Numerus in continuatione nullus eſt, diſtinctio et aequalium et ſaepe variorum interuallorum percuſſio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod interuallis diſtinguuntur, notare poſſumus, in amni praecipitante non poſſumus.

hör ſagte es ihnen, was lang oder kurz war, und aus dem Klange urtheileten ſie, welche Sylbe ſich zum Anfange einer Zeile bey einer gewiſſen Geſangweiſe beſſer ſchickte. Weiter brauchten ſie kein Geheimniß zur Erfindung ihrer manchfaltigen Arten des Sylbenmaaſſes. Die gemeinſte Ausſprache aller Leute gab es ihnen an die Hand und wenn ſie ihre Verſe laſen: ſo geſchah es nach der proſodiſchen Scanſion; nicht aber nach den Accenten, die wir heute zu Tage über die griechiſchen Verſe ſetzen. Dieſes gilt auch in der lateiniſchen Sprache. Unſere proſaiſche Ausſprache tauget nichts, weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht ſo ausdrücken, wie ſie in ihren Poeten befindlich iſt. Das gemeine Volk in Rom, das von der Länge und Kürze der Sylben keine Regeln gelernet hatte, konnte es hören, wenn ein Poet eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz gebrauchet hatte (*). Dieſes wäre nicht möglich geweſen, wenn nicht die lateiniſchen Sylben ihre Länge und Kürze bloß nach der gewöhnlichen Ausſprache der Römer gehabt hätten, davon der Pöbel ſowohl, als der Poet, nach dem Gehöre urtheilen konnten. Aber unſere lateiniſchen Sprachmeiſter wollen gern in der Proſodie der Alten beſondere Geheimniſſe finden und durch künſtliche Regeln die Länge und Kürze der Sylben ausmachen. Bey unſerer verderbten Ausſprache des Lateins, welche lange Sylben kurz und kurze lang zu machen pflegt, thun ſie uns dadurch zwar gute Dienſte; wie wollen ſie es aber beweiſen, daß auch Virgil eine Proſodie habe lernen müſſen? Es war alſo mit den alten Spra-

(*) CICERO: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo haec vulgus imperitorum in audiendo notet; cum in omni genere; tum in hoc ipſo, magna quaedam eſt vis incredibiliſque naturae — — — Itaque non ſolum verbis arte poſitis mouentur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quiſque eſt, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, ſi paullum modo offenſum eſt, vt aut contractione breuius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

Sprachen nicht anders beſchaffen, als mit den heutigen, die ein Syllbenmaaß in ihrer Poeſie haben und faſt alle deutſcher Abkunft ſind. Ihre vornehmſte proſodiſche Regel war eben ſo, wie bey uns, dieſe: Ein Poet richte ſich in der Scanſion nach der gemeinen Ausſprache. Unter den vielfältigen Gattungen des Syllbenmaaſſes, die von den Griechen und Lateinern erdacht und gebrauchet worden, iſt keine einzige, die ſich nicht auch in unſerer, ja in allen andern Sprachen, nachmachen lieſſe. Wir und alle übrigen Völker haben lange und kurze Syllben, die ſich in ungebundener Rede auf tauſendfältige Art durch einander miſchen laſſen. Was hindert es denn, daß wir dieſelben nicht auch auf eine einträgliche Art, nach einer beliebig angenommenen Regel, ſollten abwechſeln können? Daß unſere Nachbarn dieſes nicht erkennen wollen oder nicht gewahr werden, das gereichet uns zu keinem Nachtheile, gleichwohl hat Heinrich Stephan franzöſiſche Hexameter verſuchet (**). Creſcimbeni in ſeiner hiſtoria della volgar poëſia will behaupten, die wälſchen heroiſchen Verſe wären aus den hendecaſyllabis der Lateiner entſprungen. Viele von unſern Dichtern und Kunſtrichtern haben hier alles mögliche gethan. Sonderlich haben Conr. Gesner, Clajus, von Birken, Heräus und Omeis ſich angelegen ſeyn laſſen, die Möglichkeit vieler Arten des Syllbenmaaſſes in unſerer Mutterſprache zu erweiſen und allerley Exempel davon gegeben. Daß ſie aber nicht Beyfall und Nachfolger gefunden haben, das kommt wohl vielleicht daher, weil die Harmonie der gar zu gekünſtelten Abwechſelungen der Füſſe nicht ſo leicht ins Gehör fällt; da man auch im Lateiniſchen Mühe hat, eine ungewöhnliche Art von Verſen recht zu ſcandiren. Man iſt im Deutſchen vor Alters faſt allein bey den jambiſchen Verſen geblieben, weil dieſelben unſerer Sprache am natürlichſten ſind. Die Artickel vor den Nennwörtern und die Fürwörter vor den Zeitwörtern geben lauter ſteigende Zeilen an die Hand; ſo vieler tauſend zuſammen-

(**) Siehe l'hiſtoire de la poëſie françoiſe par *Maſſuet*.

mengeſetzter Wörter, davon unſere Sprache voll iſt, nicht zu gedenken, die ordentlich von vorne mit einer kurzen Syllbe verlängert werden und alſo Jamben ausmachen (*). Dergleichen Verſe ſind vor Alters in Deutſchland entweder mit Fleiß, oder von ungefähr, nach dem bloſſen Gehöre gemachet worden. Ja, man findet auch wohl in ältern Poeten unſers Vaterlandes die Spuren davon. Die trochäiſchen ſind zwar ſo ſehr nicht Mode geworden, doch unſerer Sprache eben ſo natürlich, als jene Gattung. So gar in unſern älteſten Dichtern finden wir unzähliche trochäiſche Zeilen, ja zuweilen vier, fünf, ſechs hintereinander. Dieſes kann gewiß den Poeten nicht ungefähr gekommen ſeyn, ſondern mag wohl des Wohlklangs halber, den ſie in dergleichen Verſen bemerket haben, mit Fleiß geſchehen ſeyn. Es giebt gelehrte Männer, die dafür halten, dieſe Art des Syllbenmaaſſes ſey unſerer Mutterſprache viel natürlicher, als die jambiſche. Sie berufen ſich auf die einfachen Nennwörter derſelben, die gewiß entweder einſyllbig ſind und alſo in allen Abänderungen mit einer langen Syllbe anfangen und mit einer kurzen endigen (**) oder zwo Syllben haben und auch faſt lauter Trochäen machen (*). Ja ſelbſt die unbeſtimmte Art der Zeitwörter gehören zu denen, die gleichfalls trochäiſch klingen (**). Allein, dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß trochäiſche Gedichte uns Deutſchen nicht ſchwerer fallen können, als jambiſche. Unſere Sprache hat faſt eben ſo viel lange, als kurze Syllben; und da ſich dieſelben hier ſowohl, als in der jambiſchen Art, in gleicher

(*) als: Verſtand, Gemüth, Vernunft, Gedult; genug, worauf, vorhin, betrübt, verdammt, erheben, geſtorben, verlangen, beſonders, entkräften, unmöglich, ausführlich u. ſ. w.

(**) als: von Haupt, Hand, Fuß; Häupter, Hände, Füſſe.

(*) als: Glaube, Liebe, Hoffnung, Vater, Mutter.

(**) als: leben, ſterben, eſſen, trinken.

cher Anzahl befinden müſſen: ſo läuft es auf eins hinaus, was man für Verſe machen will. Das daktyliſche Syllbenmaaß iſt das dritte. Es erfodert zweymal ſo viel kurze, als lange Syllben und iſt daher ſo leicht nicht, als die beiden obigen Gattungen. Wir finden auch vor Opitzen nicht leicht eine ganz daktyliſche Strophe in unſern alten Poeten; ja auch nach ſeiner Zeit hat es wenigen damit gelingen wollen. Man hat dieſe Art Verſe meiſtens nur zu kleinen Arien von einer oder zwo Strophen, ja wohl gar nur zu einzelnen Zeilen in jambiſchen oder trochäiſchen Verſen gebrauchet. Sie klingen an ſich ſelbſt ſehr luſtig und ſpringend und ſind daher zur Abwechſelung in Cantaten, oder andern muſicaliſchen Stücken bisweilen ſehr bequem; zumal wenn man gewiſſe heftige Affecten dadurch auszudrücken Gelegenheit hat. Doch ſie ſind, die Wahrheit zu ſagen, auſſer dieſen Fällen, für unſere männliche Sprache ein wenig zu kindiſch, ob ſie gleich dem Frauenzimmer und jungen Leuten ſehr zu gefallen pflegen. Zur Noth könnten ſie dienen, den Italiänern, die ſich auf die Zärtlichkeit ihrer Sprache ſo viel einbilden, zu zeigen, daß man bey uns eben ſowohl flieſſende und liebliche Syllben zuſammen bringen könne, die einem Sänger gleichſam von ſich ſelbſt über die Zunge weglaufen. Man müßte ſich aber alsdann mit Fleiß aller raſſelnden und rauſchenden Wörter enthalten; hingegen viele von den lautenden und andern gelinden Buchſtaben (*) anzubringen ſuchen, als welche einer Zeile eine groſſe Gelindigkeit und Lieblichkeit zuwege bringen (**). Die vierte Art der Verſe bey uns beſteht aus den amphibrachiſchen Füſſen. Ein Amphibrachis iſt, wie das Wort zeiget, ein dreyſyllbiger Fuß, deſſen mittelſte Syllbe lang, beide Ende aber kurz ſind. Wir haben eine Menge von Wörtern im Deutſchen, die von ſolcher Beſchaffenheit ſind (*). Da nun dieſe Vers-

(*) als: B, D, F, L, M, N, W.

(**) Wer Exempel verlanget, der kann ſie von allen Arten in Hübners poetiſchem Handbuche finden.

(*) als: von Zeitwörtern: erheben, verachten, gebäh-

Versart ſehr wohl und luſtig klingt: ſo iſt ſie auch von unſern Dichtern in kleinen Arien und Oden ſehr fleiſſig gebrauchet worden. Nun wollen zwar einige Anleitungen zur deutſchen Poeſie dieſe amphibrachiſche Art mit zur daktyliſchen ſchlagen, weil der Klang derſelben ſehr damit übereinkömmt. Allein, da ſie doch allemal geſtehen müſſen, daß hier vorne immer eine Syllbe zu viel iſt, die nicht zum daktyliſchen Verſe gehöret: ſo iſt es ja beſſer, ein jedes bey ſeinem Namen zu nennen. Denn auſſer daß man die Verwirrung dergeſtalten beſſer vermeidet: ſo gewinnt unſere Sprache und Dichtkunſt auch dadurch eine mehrere Aehnlichkeit mit der griechiſchen und lateiniſchen, welches ihr in Anſehung der übrigen heutigen Sprachen allerdings einen Vorzug giebt. Je mehr wir nemlich die Füſſe und Verſe der Alten nachahmen können: deſto mehr Wohlklang und Harmonie hat unſere Sprache und Verskunſt auch aufzuweiſen. Die fünfte Art der Füſſe, die unſere Sprache an die Hand giebt, ſind die anapäſtiſchen. Ein Anapäſt beſteht aus dreyen Syllben, davon die beiden erſten kurz und die dritte lang iſt. An ſolchen Wörtern nun fehlt es uns abermal nicht (**). Nun ſcheint es zwar, als ob die erſten Syllben dieſer Wörter auch lang ausgeſprochen werden könnten; wie ſie denn auch wirklich von den Poeten in jambiſchen und trochäiſchen Verſen lang gebrauchet zu werden pflegen. Allein dieſes zei-

ren, zernichten; von Nennwörtern: Geſunde, betrübte, Gedanken, Gedichte; von andern Wörtern: derſelbe, desgleichen, unendlich, gewaltig, erheblich, abſcheulich u. ſ. w. Wenn nun ſolche Füſſe zuſammen geſetzet werden: ſo entſteht folgende Art von Verſen:

⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ |

Menantes:

Das laß ich wohl bleiben daß ich mich verliebe,
Ich liebe mich ſelber und ſchone mein Geld.

Günthers Ueberſetzung aus dem Secundus iſt von eben der Art.

(**) als: Potentat, ungemein, überaus, allemal, ſinte-

zeiget nur, daß wir im Deutſchen, eben ſowohl, als im Lateiniſchen, Syllben von ungewiſſer Länge haben (*), die man theils lang, theils kurz brauchen kann. Ein rechter anapäſtiſcher Vers ſieht alſo im Deutſchen ſo aus:

◡ ◡ – | ◡ ◡ – | ◡ ◡ – | ◡ ◡ – | ◡
Gute Nacht | gute Nacht | ruhet wohl | bis zum Ta | ge,
◡ ◡ – | ◡ ◡ – | ◡ ◡ – | ◡ ◡ – | ◡
Ruhet ſanft | ruhet wohl | ohne Scheu | ohne Pla | ge.

Dieſe Art iſt indeſſen etwas ſchwerer, als die vorhergehende, bloß, weil man einige Mühe hat, eine Rede mit zwo kurzen Syllben anzufangen. In der Mitte aber haben ſie nicht mehr Schwierigkeit, als die daktyliſchen oder amphibrachiſchen; weil ſie nicht mehr kurze Syllben erfodern, als dieſelben. Eben daher ſind auch in den gemeinen poetiſchen Anweiſungen dieſe anapäſtiſchen Verſe mit zu den daktyliſchen geſchlagen worden, die aber ein paar überflüſſige Syllben vorne hätten. Allein da ihre Scanſion ganz anders klingt und viel mehr Bewegung, ja eine recht heftige, plötzliche Gemüthsart ausdrucket, die dem daktyliſchen Wohlklange ganz entgegen ſteht: ſo thut man viel beſſer, daß man ſie ganz beſonders läßt und auch dadurch den Reichthum unſerer Dichtkunſt vor der wälſchen und franzöſiſchen behauptet. In den bisherigen fünf Arten der poetiſchen Füſſe ſind alle deutſche Lehrer der Tonmeſſung Vorgänger geweſen. Allein, da unſere Dichtkunſt auch in Abſicht auf den Wohlklang der Verſe, der eine ſo erſtaunliche Kraft in den Gemüthern der Menſchen hat und bisweilen rechte Wunder thut, vollkommener werden müſſen: ſo iſt es nöthig zu zeigen, daß es uns Deutſchen auch an andern Arten der Füſſe nicht fehle, die bey den Alten mit ſo vielem Vortheile gebrauchet worden ſind. Es iſt eine Schande, daß unſere ſo groſſen Verfechter des Alterthums, die ſich für das Griechiſche und Lateiniſche faſt todtſchlagen laſſen, uns gleichwohl in Schulen oder in Schriften, die ſie davon verfertigen, keinen Begriff von dem

mal, unverwehrt, jedermann, nimmermehr, u. ſ. w.

(*) Syllabas ancipites.

dem verſchiedenen Wohlklange der alten Gedichte beybringen, der doch die Griechen und Römer faſt bezaubert hat. Da unſere Sprache durch die Länge und Kürze ihrer Syllben geſchickt iſt, ſich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen durch dieſe ſo manchfaltige Harmonie mehr und mehr zu nähern: ſo ſollten wir unſern Dichtern vielmehr Muth einſprechen, als ihnen in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel ſtecken. Die Spondäen machen den Anfang, als welche Art von Füſſen noch zu den zweyſyllbigten gehöret. Ein Spondäus beſteht aus zwoen langen Syllben und geht alſo auf eine recht ernſthafte Art einher, ohne, wie die Jamben oder Trochäen, auf einem Beine zu hinken. Dieſe ſpondäiſche Art hat nicht ſo viel Bewegung und Hitze in ſich, als die andern obigen Füſſe, die auch aus kurzen Syllben beſtehen, ſondern ſie iſt gleichſam eine Abbildung einer recht ſtoiſchen Ruhe und Gelaſſenheit. Sie geht mit gleich majeſtätiſchen Schritten einher und füllet das Ohr mit lauter wohlklingenden Tönen. Es fehlt uns auch im Deutſchen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können; beſonders unſere zuſammengeſetzten Wörter ſchicken ſich ſehr gut dazu (**). Ja auch dreyſyllbige haben wir, darinnen zwo nacheinander lang ſind (*). Wenn man nun ganze Verſe aus lauter ſolchen Füſſen zuſammen ſetzen wollte: ſo würde dieſes ſehr traurig heraus kommen. Es haben daher auch weder die Griechen noch Lateiner ganz ſpondäiſche Verſe gebrauchet; wohl aber die Spondäen unter die Jamben, Trochäen und Daktylen gemenget, um dieſelben etwas ernſthafter und langſamer zu machen, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würden (**). Und wir ſelbſt pflegen dieſes zu thun, wenn wir jambiſche

(**) als: Groſsmuth, Unmuth, Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkſtatt, Vortrab, Nachſicht, Sonntag, u. ſ. w.

(*) als: vorhaben, aufſtehen, mitnehmen, vorgehen, nachfolgen, Groſsvater, ausnehmend, u. ſ. w.

(**) HORAT. *Art. poët.*

Tardior vt paullo grauiorque veniret ad aures,
Spondaeos ſtabiles in iura paterna recepit.

ſche Verſe machen, zumal im Anfange derſelben. So erlaubt uns nun dieſes nach dem Beyſpiele der Alten iſt und bleiben muß: ſo billig wäre es gleichwohl, daß man ſich künftig auch dieſer Erlaubniß nur mäſſig bediente. Die Lateiner haben ſich hierinnen das Maaß geſetzet, daß ſie in den ſechsfüſſigen Jamben ſich den andern und vierten Fuß von Spondäen frey behalten wollen (*). Viele von unſern deutſchen Poeten haben dieſe Regel in ihren jambiſchen Verſen nicht beobachtet und daher ſind ihre Verſe ſo ſteif und ſo rauh geworden, daß man ſie vor groſſer Härte nicht leſen oder hören mag. Ja ſelbſt auf den erlaubten Stellen iſt es nicht einmal rathſam, gar zu oft ſich der Spondäen zu bedienen. Unſere Sprache iſt bey weiten ſo gelind nicht, als die Lateiniſche war. Dieſe hatte ſo wenig Mitlauter in ihren Syllben, daß man einen ſechsfüſſigen Vers aus lauter Jamben faſt im Augenblicke ausſprechen konnte. Man nahm, ſo zu reden, immer zween Füſſe zugleich in den Mund und nannte ihn daher trimetrum, als ob er nur drey Füſſe hätte, da es doch ſechſe waren (**). Weil nun im Deutſchen an Mitlautern eher ein Ueberfluß, als Mangel zu beſorgen iſt: ſo muß man auch die Erlaubniß, zuweilen einen Spondäus einzumengen, nur mäſſig brauchen und ſich lieber auf reine Jamben befleiſſigen, wenn man was Liebliches ſchreiben will. Je mehr Spondäen ein Vers oder Gedicht von jambiſcher oder trochäiſcher Art hat, deſto härter iſt deſſen Klang (*). Ferner werden die Spon-

(*) HORAT.
Commodus et patiens (*iambus*), non vt de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter.

(**) HORAT.
Pes citus, vnde etiam trimetris accreſcere iuſſit,
Nomen iambeis, cum ſenos redderet ictus.

(*) HORAT.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut *operae ceteris nimium* curaque carentis,
Aut *ignoratae* premit *artis* crimine turpi.

Spondäen von Griechen und Lateinern auch unter die daktyliſchen Füſſe gemenget und daraus entſteht die ſogenannte heroiſche oder alexandriniſche Versart. Die Liebhaber und Kenner der lateiniſchen Dichter kennen dieſelben ſchon. Ein ſo genannter Hexameter beſteht aus ſechs Füſſen, davon die erſten vier ohne Unterſchied spondäiſch oder daktyliſch ſeyn können; der fünfte nur muß immer ein Daktylus und der ſechſte immer ein Spondäus oder höchſtens ein Trochäus ſeyn. Daß man nun ſolche Verſe im Deutſchen machen könne, das hat ſchon beynahe vor zweyhundert Jahren Conrad Gesner eingeſehen (**). Allein das Exempel, das er giebt, iſt ihm nicht ſonderlich gerathen, weil er die rechte Länge der Syllben nicht beobachtet hat. Die Sprache war damals noch zu rauh und hatte lang nicht einen ſolchen Ueberfluß geſchmeidiger Redensarten, als jetzo. Doch da dieſes heroiſche Syllbenmaaß ohne alle Reime deutſchen Ohren noch gar zu fremd geklungen: ſo ſind einige von unſern Dichtern auf die Vermiſchung der Hexameter mit Pentametern, oder auf die Elegie der Lateiner verfallen, die ſie auch durch die Beybehaltung der Reime angenehmer zu machen geſuchet. Allein man würde mit der Einführung dieſer Gattung des Syllbenmaaſſes dergeſtalten nicht viel gewinnen. Daktyliſche Verſe hat man längſt gemachet; aber ſie klingen zu weich; die Spondäen müſſen ſie männlicher machen. Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu ſchaffen gemachet; in dieſer neuen müßten wir das Herz faſſen, endlich einmal reimloſe Verſe zu machen. Dieſes wird zwar manchen Ohren noch ziemlich fremd und unangenehm klingen, ob wir gleich ſeit einiger Zeit ſchon viele gute Muſter in dieſer Art haben. Allein denen, die den Lateiniſchen Vers eines **Tibulls** oder **Ovids** in dergleichen Syllbenmaaſſe ohne

(**) Siehe die Vorrede zu Joſua Malers Diction. German. Latin. wo er alſo ſchreibt: Nos ad Latinorum Graecorumque imitationem numeroſa meditari carmina coepimus, id quod in hexametris heroicis parum feliciter procedit. In phaleucis vero melius. S. auch ſeinen Mithridates a. d. 40. und 41. Seite.

ohne alle Reime ſchön finden, iſt es in Wahrheit eine Schande, wenn ſie eben dieſen majeſtätiſchen Wohlklang, den ſie dort bewundern, nur im Deutſchen entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Doch auch die heroiſchen Verſe und Elegien ſind noch nicht alles, was wir im Deutſchen nachahmen können. Einige Meiſter unſerer Dichtkunſt haben faſt alle, oder doch die meiſten und beſten Arten der griechiſchen und lateiniſchen Oden im Deutſchen zu machen verſuchet und die Beyſpiele der Vorgänger haben die Möglichkeit davon gezeiget. Die anakreontiſchen ſind ohne alle Schwierigkeit. Sie beſtehen nur aus jambiſchen oder trochäiſchen kurzen Verſen, die wir täglich zu machen pflegen; nur daß ſie ſich nicht ſo reimen dörfen, wie die unſrigen (*). Auſſer dieſen aber ſind uns auch die ſapphiſchen Verſe im Deutſchen ſchon bekannt. In dieſer Art beſteht jede Zeile aus einem Trochäus, einem Spondäus, einem Daktylus und noch zween Trochäen. Nach dreyen Zeilen wird ein adoniſcher Vers angehänget, der nur einen Daktylus und Spondäus erfodert. Das Syllbenmaaß ſieht ſo aus:

— ᴗ | — — | — ᴗ ᴗ | — ᴗ | — ᴗ
— ᴗ ᴗ | — ᴗ

Welche | Regen | wolke hat | dich ver | ſtecket?
Haſt du | dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schweſter | ſilberbe | zäumte | Pferde,
Leuchten der | Erde.

Nun hat zwar Omeis einen Fuß von jedem Verſe weggelaſſen und dieſe neugebackene Art dennoch ſapphiſche Verſe nennen, ja ſie für lieblicher ausgeben wollen. Allein man bleibe lieber bey der wahren ſapphiſchen Art und glaube, daß ſie ſich ſehr wohl würde hören laſſen, wenn ſie von einem geſchickten Tonkünſtler recht in die

(*) S. die I. Ausgabe der Gottſchediſchen Gedichte, wo er etliche Oden Anakreons in eben der Versart, die er gebrauchet hat, in eben ſo viel Zeilen und Syllben überſezet S. auch der krit. Beyträge 2. B. a. d. 160. S. imgl. des engl. Auſſehers 2. B. a. d. 399. S.

Muſik geſetzet und abgeſungen würde (**). Es geht alſo auch an, im Deutſchen adoniſche Verſe zu machen, die alle ſo ausſehen und klingen, wie die letzte Zeile in der ſapphiſchen Versart. Sie beſtehen nemlich aus einem Daktylus und einem Spondäus; oder an der Stelle dieſes letztern, einem Trochäus und klingen in ſcherzhaften Sachen ſehr lieblich. Sie ſehen ſo aus:

| ‒ ◡ ◡ | ‒ ‒̆

Gereimte

Artige | Jugend,
Liebe die | Tugend.
Lachen und | Scherzen
Reitze die | Herzen
Nimmer der | Erden
Sclaven zu | werden;
Nimmer zum | Ziele
Lockender | Spiele;
Nimmer zum | Triebe
Schändlicher | Liebe;
Wangen und | Stirnen
Buhlender | Dirnen,
Reizender | Schönen
Gleichen Si | renen,
Welche beym | Singen
Menſchen ver | ſchlingen.

Ungereimte.

Reizende | Muſen
Edle Göt | tinnen
Reitzet doch | immer
Alles auf | Erden,
Euch zu ver | ehren.
Reitzet und | locket
Junge Ge | müther,
Liebliche | Künſte,
Singen und | Spielen,
Dichten und | Reimen,
Fleiſſig zu | lernen,
Eifrig zu | üben,

Andre

(**) Ein ſchönes Exempel ſehe man in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes im I. Stücke des I. B.

Andre zu | lehren,
Allen zu | preiſen;
Und die Ver | derbniß
Roher Ver | ächter
Stolz zu ver | achten.

Doch auch dabey bleibt es nicht. Unſere Dichtkunſt erſtrecket ſich auch auf die phaläciſche Versart. Dieſe hat fünf Füſſe, davon der erſte ein Spondäus, der andere ein Daktylus, die übrigen drey aber Trochäen ſind. Sie ſieht ſo aus:

— — | — ◡ ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡

Man nennt ſonſt dieſe Verſe von der Anzahl der Syllben auch Hendekaſyllaben, das iſt, eilfſyllbige Verſe. Sie haben ihre beſondern Schönheiten, die man leicht inne werden würde, wenn man ſie in Uebung bringen und nach den beſten Muſtern der Alten einrichten wollte. Auf eben dieſe Art würde man noch viele andere Versarten der Alten, als choriambiſche und alkaiſche nachmachen können. Allein hier iſt die Stelle nicht für die Tonmeſſung. Dieſe Anmerkungen haben nur mit einigen Exempeln die Möglichkeit zeigen ſollen, in unſerer Sprache die beſten Arten des griechiſchen und lateiniſchen Syllbenmaaſſes und Wohlklangs zu erreichen, die zwar von unſern Vorfahren ſchon eingeſehen, allein auch faſt wieder vergeſſen worden iſt. Iſt man aber in dieſem Jahrhunderte in ſo vielen Stücken von den Vorurtheilen unſerer Vorfahren abgewichen: ſo iſt nicht zu zweifeln, daß es auch in dieſem Stücke noch wohl möglich ſeyn werde, unſerer Dichtkunſt eine mehrere Manchfaltigkeit zu verſchaffen. Und geſetzt, daß alle dieſe Vorſchläge nur wenige Proben hervorbrächten und gewiſſer maſſen critiſche Speculationen blieben: ſo würden ſie doch allemal dienen können, zu zeigen, daß der wahre numerus oder Wohlklang der alten römiſchen Poeſie nicht ſo gar mit den alten Sprachen verloren gegangen, als wohl einige Kunſtrichter vorgeben. Wenigſtens in unſerer Mutterſprache iſt er noch vorhanden und man würde eben das im Wälſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und allen Spra-

chen von der Welt thun können, wenn nur das Ohr der Dichter immer zart genug wäre, dieſen Wohlklang wahrzunehmen. Wir wollen deswegen nicht behaupten, daß man die Reime ganz und gar aus unſerer Poeſie abſchaffen ſollte. Sie erwecken dem Gehöre ſo viel Beluſtigung, als das Syllbenmaaß und die Harmonie ſelbſt; zumal wenn ſie ungezwungener Weiſe kommen und gleichſam von ſich ſelber flieſſen. Sie können auch mit vernünftigen Gedanken und witzigen Einfällen, mit der ordentlichen Wortfügung und Richtigkeit des Syllbenmaaſſes gar wohl beyſammen ſtehen, wie unſere Poeten in unzähligen Exempeln ſattſam erwieſen haben. Wir ſind glücklich, da wir bey uns nunmehro beiderley Arten der Verſe im Schwange ſehen, wie ſolches auch in Italien und England geſchieht, wo es einem jeden frey ſteht, gereimte oder reimloſe Verſe zu machen, nachdem es ihm beliebt. Der Nutzen davon iſt vielfältig. Man gewöhnet ſich, mehr auf das innere Weſen und auf die Sachen in Verſen zu ſehen, als bisher geſchehen; da der Klang der Reime, ſonderlich in kurzen Verſen, das Gehör ſo einnimmt, daß das elendeſte Zeug bey dem größten Theile der Leſer Beyfall findet, welches doch ganz mager ausſehen würde, wenn es ſich nicht reimete. Auf dieſe Art aber drängen ſich die ärgſten Stümper allezeit am eifrigſten nach dem Reime und unterſtehen ſich nie reimfreye Verſe zu machen, aus Furcht, daß man ohne dieſe Schellen ihre ſchlechte Gedanken gar zu leicht gewahr werden möchte. Ferner kann man hierdurch bey uns leichter gute Ueberſetzungen der Alten machen, als bisher geſchehen, da das Joch der Reime die Schwierigkeiten bey dieſer Arbeit faſt unüberwindlich gemachet hat. Die Engländer können daher alle Griechiſche und Römiſche Poeten in ihrer Sprache, und zwar wiederum in Verſen, leſen; da ſich die Franzoſen mit proſaiſchen Ueberſetzungen behelfen müſſen. Dieſe rauben nun den Originalien die Helfte ihrer Schönheit, weil die ungebundene Rede niemals ſo viel Feuer, Geiſt und Nachdruck haben kann, als die harmoniſche Schreibart der Poeten. Die Einführung dieſer Freyheit würde endlich

uns

uns auch in Schauſpielen bald glücklicher werden laſſen, als wir noch zur Zeit ſind. Tragödien und Komödien können und ſollen von Rechtswegen in einer leichten Art von Verſen geſchrieben ſeyn, damit ſie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterſchieden und doch einigermaſſen zärtlicher, als der tägliche Umgang der Leute ſeyn mögen. Wenn nun alle Perſonen mit gereimten Verſen auf die Schaubühne treten und dieſelben herbeten, oder, wie ungeſchickte Komödianten thun, wohl gar herſingen; wie kann das natürlich heraus kommen? Oder, wie kann es dem Zuſchauer wahrſcheinlich ſeyn, daß er wirklich die Handlungen gewiſſer Leute mit anſieht und ihre ernſtliche Geſpräche höret? Die Reime klingen immer gar zu ſtudirt, und erinnern ihn ohne Unterlaß, daß er nur in der Komödie ſey, welches er zuweilen gern vergeſſen wollte, um ein deſto gröſſers Vergnügen zu genieſſen. In dieſem Stücke haben die heutigen Engländer auch vor den Franzoſen den Vorzug; indem ſie nach dem Exempel der Alten in ihren beſten Tragödien faſt lauter reimfreye Verſe brauchen; da hingegen dieſe lauter reimende Helden auf die Bühne ſtellen. Wir ſind indeſſen den Reimen überhaupt nicht zuwider und geſtehen es gar gern, daß ein wohlgemachter und noch dazu gereimter Vers deſto mehr Anmuth habe. Es ſind aber ſowohl bey uns Deutſchen, als bey den Franzoſen zweyerley Reime im Schwange, nemlich die einſyllbigten männlichen und die zweyſyllbigten weiblichen. Dieſe vermiſchen wir miteinander auf vielerley Art, wie in den gemeinen poetiſchen Handbüchern nach der Länge gewieſen wird. Eine ſolche Abwechſelung erwecket eine neue Art der Beluſtigung für die Ohren. Hingegen die Italiäner bedienen ſich faſt lauter weiblicher Reime, ſo wie die Engländer lauter männliche haben, die ſie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander miſchen. Bey uns würde das nicht klingen; denn z. E. zwiſchen zween gereimten weiblichen Verſen ſoll kein dritter ſtehen, der ſich mit ihnen nicht reimet. Mit männlichen iſt es eben ſo. Wenn wir miſchen wollen: ſo muß es dergeſtalt geſchehen, daß zwiſchen die zuſammengehörenden Reime

männlicher Art einer oder zween von weiblicher Gattung zu ſtehen kommen. Drey Zeilen dazwiſchen zu ſchreiben iſt höchſtens in Recitativen erlaubt; anderwärts wird es nicht klingen, weil man die Reime ſonſt gar verlieren würde. Wenn man ſie aber nicht mehr hören kann: ſo iſt es eben ſo viel, als ob ſie gar nicht mehr da wären. Unſere Alten haben faſt lauter männliche Reime gemachet. Gleichwohl ſind beide gleich lang im Beſitze ihrer Rechte geweſen. Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen; allein, die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind lauter männliche in unſerer Sprache zu hart und lauter weibliche zu zart. Die Engländer haben eine geſchwinde und ſcharfe Ausſprache, daher verkürzen ſie auch die Reimwörter, die bey uns weiblich lauten würden, am Ende und machen alſo aus zweyſyllbigten Reimen lauter einſyllbigte. Die Italiäner hingegen ſind zur Weichlichkeit gleichſam gebohren und können alſo die beſtändige Zärtlichkeit weiblicher Reime auch in ganzen Heldengedichten gar wohl leiden. Es ſcheint, daß ſich die Polen nach ihnen hauptſächlich gerichtet haben müſſen. Gemeiniglich reimen ſich bey uns nur zween und zween Verſe, auſſer daß in Recitativen und Arien zuweilen drey, in Sonnetten aber vier ähnliche Reime erlaubt ſind. Die Italiäner hingegen reimen ſehr oft drey Zeilen auf einander. Das kömmt daher, weil ihre Sprache an Reimen einen Ueberfluß hat, darüber wir uns ſo leicht nicht beſchweren können. Die Engländer binden ſich zwar an ſo was regelmäſſiges nicht, aber ſie verwehren ſich die Freyheit nicht, mitten in einem Gedichte in langen Verſen drey Zeilen auf einander zu reimen, ſo oft es ſich thun läßt; ja ſie bemerken auch dieſelben an der Seite allezeit durch ein beſonders Verbindungszeichen (*). Die Franzoſen pflegen auſſer in

(*) So fängt z. E. der Beſchluß zu Addiſons Cato an:
VVhat odd fantaſtick Things vve VVomen do!)
VVho vvoud not liſten vvhen young Lovers vvoo?)
VVhat! die a Maid, yet have the Coice of Tvvo?)
Ladies are often cruel to their Coſt,
To give you Pain, them ſelves they puniſh moſt.

in Sonnetten und Ringelgedichten, nicht leicht mehr als zwo Zeilen auf einander zu reimen; in jenen nemlich müſſen die erſten acht Zeilen nur zweyerley Reimen haben, ſo daß vier männliche und vier weibliche auf einander paſſen. Im Rondeau aber müſſen anfänglich erſt fünf und hernach acht Zeilen, die aber durch einander gemiſchet werden, einerley Reime haben. Unſere Tonmeſſer haben in allen ihren Arbeitungen gewieſen, daß es auch bey uns angehe, dergleichen zu machen; man ſieht aber nicht, daß ſie Liebhaber bey unſern Poeten finden. Es iſt ein entſetzlicher Zwang dabey; denn man muß die Gedanken gar zu ſehr nach dieſem kindiſchen Schällenklange richten und endlich kömmt doch nur ein Spielwerk heraus, daran ſich nur kleine Geiſter beluſtigen. Dieſe können der Reime niemals ſatt werden, und es ſcheint, man habe bloß ihnen zu Gefallen die ſeltſame Art von Verſen erdacht, die ſich vorne und hinten, ja wohl gar auch in der Mitte reimen (**). Die Franzoſen machen wohl ganze Gedichte nach einerley, oder doch zweyerley abgewechſelten Reimwörtern. Indeſſen ſieht ein verſtändiger Poet mit dem berühmten Ritter Temple (*) dem Herrn Alay, als Urheber der ſeverambiſchen Hiſtorie und dem Grafen Shaftesbury (**) die Reime als einen Ueberreſt der barbariſchen Longobarden, Gothen und Normänner an, die wir lieber zu vermindern, als zu vermehren Urſache hätten. Er reimet daher in ſeinen Poeſien ſo wenig, als es ſich thun läßt und gönnet

Vows of Virginity ſhou'd well be weigh'd,
Too oft they're cancell'd, tho in Convents made.
Woud you revenge ſuch raſh Reſolves - - you may }
Be ſpightfull - - and believe the thing we ſay; }
We hate you, when you're eaſily ſaid Nay. }

(**) Hievon kann man im Creſcimbeni und in Menantes gal. Poeſie Exempel nachleſen.

(*) Oeuvres melées de la Poëſie.

(**) Characteriſticks of Men, Manners and Times.

den Pegnitzſchäfern den Vorzug, alle ihre Sylben und Worte zu reimen. Auſſer dem Sylbenmaaſſe und den Reimen trägt der Abſchnitt in langen fünf-bis ſechsfüſſigen Zeilen zum Wohlklange eines Verſes ſehr viel bey. Dieſes iſt gleichſam ein kleiner Ruheplatz, wo man in der Ausſprache ein wenig ſtille halten und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, neuen Athem ſchöpfen kann. Die Alten haben zu dieſem ihrem Abſchnitte in Verſen keine gewiſſe Stelle beſtimmet, indem ſie z. E. in Hexametern, bald in dem andern, bald in dem dritten, bald im vierten Fuſſe den Abſchnitt machen. Wie nun dieſes für den Poeten überaus bequem iſt und ſelbſt den Verſen eine angenehme Manchfaltigkeit zuwege bringt: ſo haben ſich auch die Italiäner und Engländer an keine andere Regel binden wollen; ja zuweilen wird man gar keinen geſchickten Abſchnitt in einem Verſe finden können. Die Franzoſen hingegen, die Holländer und wir Deutſchen ſind darinn viel genauer gegangen. In den zehn- und eilfſylbigten Verſen hat man nach der vierten Sylbe und in alexandriniſchen nach der ſechſten, oder vielmehr gerade in der Helfte, den Abſchnitt zu machen beliebet und ſich beſtändig daran gebunden. Denn was einige Stümper unter uns anlanget, die in einigen Gedichten ſich einer italiäniſchen Freyheit anmaſſen und, ſonderlich in den fünffüſſigen Verſen, den Abſchnitt bald nach der vierten, bald nach der ſechsten Sylbe, bald auch wohl gar nicht gemachet haben: ſo überläßt man dieſelbe ihrem Eigenſinne und dem Geſpötte der Schüler, die den Uebelklang ſolcher Zeilen ſogleich wahrnehmen. Es klingt noch einmal ſo gut, wenn man ſelbſt durch die Worte und den Sinn des Dichters allezeit an einer gewiſſen Stelle etwas inne zu halten genöthiget wird, ohne daß der Verſtand zerriſſen werden oder der Wortfügung zu viel geſchehen darf. Es iſt daher ein Uebelſtand, wenn in der erſten Helfte des Verſes ein Beywort an dem Abſchnitte ſteht, da indeſſen das Nennwort, welches dazu gehöret, allererſt in der andern Zeile folget. Ganz beſondere Regeln kann man indeſſen von allen Fehlern, die hier begangen werden,

nicht geben. Ein jeder muß ſich nach ſeinem eigenen Gehöre aus den Schriften der reineſten Poeten einen guten Geſchmack zuwege bringen, um ſelbſt zu entſcheiden, waß wohl oder übel klingt. Die Schlußpuncte ganzer Sätze tragen auch gewiß ſehr viel zum Wohlklange eines Gedichtes bey, wenn ſie auf bequeme Stellen fallen. Ein ſolcher Stillſtand ſchicket ſich am beſten an das Ende ganzer Zeilen. Diejenigen Zeilen, welche einen völligen Verſtand in ſich ſchlieſſen, erfodern am Ende einen Ruhepunct. Dieſes klingt nun, ſonderlich in dieſer Art Verſen, wo männliche und weibliche Reime wechſelsweiſe ſtehen, und die wir Elegien nennen, überaus angenehm. Dieſe Anmuth höret auf, wenn der Stillſtand nicht am Ende der Zeile, ſondern in der Helfte der folgenden erſt erfolget. Nichts iſt ſchöner, als wenn in Elegien Zeile für Zeile, oder doch höchſtens zwo und zwo Zeilen einen vollen Verſtand in ſich ſchlieſſen und entweder einen Schlußpunct oder einen Doppelpunct am Ende leiden. Ganz anders verhält es ſich im Deutſchen mit unſern heroiſchen Verſen, wo man die Reime nicht trennet. Zwar haben wir die Freyheit der Lateiner und Griechen nicht, welche den Punct überall hinbringen konnten. Daher man heute zu Tage verwirft, was unſere Alten ſich in dieſem Stücke herausgenommen, weil es freylich nicht ſchön klingt und man deswegen Urſache gehabt hat, ſich in neuern Gedichten vor ſolchen Freyheiten in Acht zu nehmen. Doch haben wir uns auch ſo genau nicht binden wollen, als die Franzoſen, welche niemals anderswo, als am Ende der Zeilen, einen Schlußpunct leiden. Unſere beſten und reinſten Poeten haben ſichs niemals verboten, den Verſtand in heroiſchen Verſen bis an den Abſchnitt einer folgenden Zeile zu ziehen. Wenn man ſich nun dieſer Freyheit mit Maaſſe bedienet: ſo kann man es uns für keinen Fehler anrechnen. Wir halten dadurch das Mittel zwiſchen dem Zwange der Franzoſen und der gar zu groſſen Freyheit der Italiäner und Engländer, die aber dadurch eine groſſe Anmuth verlieren. Was end-

lich

lich im Deutſchen die Oden anlanget: ſo gehöret dazu, daß ſich mit jeder Strophe der volle Verſtand ſchlieſſe. Die alten Lateiner haben ſich daran auch nicht gebunden. Bey uns klingt es nicht. Allein das iſt noch nicht genug. Wenn die Strophen mehr, als vier Zeilen, haben: ſo kömmt auch wohl mehr, als ein Punct, in denſelben vor, und dieſer kann nicht überall ſtehen. Am Ende jeder Zeile kann es zwar niemand gewehret werden, den Verſtand zu ſchlieſſen; allein auſſer dem giebt es in jeder Art der Abwechſelung von Zeilen gewiſſe Stellen, wo die Puncte vornehmlich hingehören; und, wer ſie daſelbſt nicht machet, der fehlt wider den Wohlklang. Dieß iſt nun das allgemeine, welches vom Wohlklange der poetiſchen Schreibart überhaupt hat geſaget werden können. Beſondere Anmerkungen muß ſich ein jeder ſelbſt machen, oder von geſchickten Lehrern der Dichtkunſt mündlich machen laſſen.

§. 195.

Nun wird es nöthig ſeyn, von dem wahren Werthe der Worte und dem Wohlklange zu handeln. Es giebt Poeten, die eine gute Kenntniß deſſen beſitzen, was zu einem guten Gedichte gehöret, denen aber die Arbeit ſelber nicht gleich gut geräth. Mancher ſieht überhaupt dasjenige, was gethan werden ſollte, und kann es dennoch nicht thun. Es giebt Dichter, welchen die Kunſtgriffe der Erfindung und die Mittel, wodurch die Vorſtellungen erhoben und das Gemüth in einer angenehmen Bewegung unterhalten wird, nicht verborgen geweſen waren. Allein, da es ihnen an dem geſchickten Ausdrucke, das iſt, an den Farben der poetiſchen Malerey mangelte: ſo mußte ſchon aus dieſer einzigen Urſache, wenn gleich nicht mehrere dazu gekommen wären, zwiſchen ihnen und andern, die in der Auftragung und Miſchung der poetiſchen Farben geübet waren, ein ungemeiner Unterſchied entſtehen. Der Unterricht von der poetiſchen

Erfindung würde für unſere aufblühenden Poeten ganz unvollkommen ſeyn und wir würden unſere Leſer und Zuhörer mitten auf dem Wege ſtehen laſſen, wenn wir nicht die Abhandlung von dem Ausdrucke hinzufügeten. Dieſe Materie näher zu beſtimmen, müſſen wir die Vergleichung zwiſchen den Künſten des Malers und des Redners oder Poeten, die wir zuvor in Abſicht auf ihrer beider Schildereyen angeſtellet haben, wieder hervornehmen und noch ein wenig fortſetzen. Vermöge derſelben arbeitet zwar einer von ihnen, wie der andere, über einer gleichen Materie und ſie haben einen gleichen Endzweck, nemlich in der Phantaſie anderer Menſchen durch eine geſchickte Nachahmung der Natur eben diejenigen Eindrücke und Empfindungen hervorzubringen, welche die künſtlich nachgeahmten Urbilder durch die Kraft ihrer wirklichen Gegenwart ſelbſt verurſachen nnd erregen würden. Aber ſie nehmen in der Ausführung ihres Vorhabens und folglich in der Art der Nachahmung ganz verſchiedene Wege, indem der Maler die Gegenſtände dem Auge durch Licht und Farben in ſichtbarer Geſtalt gegenwärtig vorſtellet und dadurch auf die Phantaſie wirket; der Poet hingegen bemühet iſt, ſeine Bilder durch Worte als Zeichen der Gedanken, unmittelbar in die Einbildung des Leſers und Zuhörers hinüberzutragen und in dem Gemüthe derſelben eben diejenigen Empfindungen hervorzubringen, welche eine fleiſſige Betrachtung der vor Augen liegenden Gegenſtände hätte hervorbringen können. Da wir nun hiebevor von der Materie der Nachahmung, der geſchickten Wahl und Verbindung derſelben u. ſ. f. ausführlich gehandelt haben: ſo folget jetzo, daß wir unſere fernere Betrachtung über die beſondere Art der Nachahmung, die den Redner und den Poeten von dem Maler unterſcheidet, ergehen laſſen. Der Zweck der beiden erſtern bey ihren Schildereyen iſt beſagtermaſſen, daß ſie durch die Worte und derſelben künſtliche Zuſammenfügung eben diejenigen lebhaften Vorſtellungen und Empfindungen, welche eine ſorgfältige Betrachtung der gewählten Ge-

gen-

genſtände in ihrer eigenen Phantaſie hinterlaſſen hat, in der Phantaſie des Leſers hervorbringen. Wenn ſie dieſes zuwege bringen wollen: ſo werden zwey Dinge von ihnen erfodert. Eines iſt, daß ſie ſelbſt von denen Sachen, durch deren Nachahmung ſie ergetzen wollen, ſich ein lebhaftes und ähnliches Bild in ihrem Kopfe entwerfen, welches ihnen die Sachen in einem ſolchen Lichte und Vortheile darſtelle, daß ſie dieſes bey ſich entworfene, ähnliche und entzückende Bild andern mit Worten, als mit ſo vielen Pinſelzügen, in ihre Phantaſie ſo lebhaft ſchildern, daß dieſe dadurch eben ſo ſehr, als ſie ſelbſt, gerühret werden. Dieſemnach beruhet die ganze Kunſt des poetiſchen Malers auf folgenden zwey Grundregeln: daß die Bilder, die er ſich von den Dingen entwirft, den Sachen ſelbſt vollkommen gerecht und gleich ſeyn; und, daß auch die Worte die Bilder vollkommen ausdrücken. Wenn dieſes iſt: ſo kann es nicht fehlen, die maleriſche Vorſtellung des Redners und des Poeten muß eine eben ſo ſtarke Wirkung auf das Gemüth des Leſers thun, als das gegenwärtige Urbild, in dieſem Lichte betrachtet, ſelbſt thun würde. Dieſe gegebenen Regeln ſind in dem mathematiſchen Schluſſe gegründet: Wenn a — b. und b — c: ſo iſt c — a Die Wahrheit und Schönheit der Gedanken und Vorſtellungen beruhet auf der Uebereinſtimmung derſelben mit der Natur und ſolchen Gegenſtänden, die eine eingepflanzte Kraft haben, dem Menſchen zu gefallen; und die Schönheit des Ausdruckes beruhet auf der Uebereinſtimmung der Worte mit den Gedanken und Vorſtellungen. Wenn demnach die Schönheit der Vorſtellungen in Gedanken und die Schönheit des Ausdruckes einander unterſtützen: ſo muß nothwendig die Kraft und Schönheit einer Schilderey vollkommen ſeyn. Dieſe beiden Stücke ſind auch ſo genau mit einander verbunden, daß keines ohne das andere ſeine erfoderliche Wirkung thun oder gefallen kann. Sind die Bilder den Sachen, die der Redner durch die Nachahmung vorſtellen will, nicht gleich, oder ſtimmet der Ausdruck nicht mit den Gedanken und Bil-

dern überein: ſo wird uns die vorgelegte Schilderey beide mal matt, dunkel und unnatürlich vorkommen und keinesweges den Eindruck auf das Gemüth haben, den ſie nach der Abſicht des Redners hätte haben ſollen Jenes, nemlich die Empfängniß eines der Sache zutreffenden Bildes in der Phantaſie des Redners, iſt zwar das erſte Stück und ſo viel als der Plan und Grundriß des Gebäudes einer Schilderey. Es iſt die Wirkung einer guten Einbildungskraft, die durch den Verſtand und ein ſcharfſinniges Urtheil geleitet wird. Hingegen iſt dieſes, nemlich die Erwählung eines geſchickten Ausdruckes, der weſentliche Theil der poetiſchen Malerey, in ſofern ſolche durch die Nachahmung das allgemeine Ergötzen der Menſchen ſuchet und es beruhet auf der Kundſchaft der Sprache. Was die Farben dem Maler ſind, das ſind die Wörter und der Ausdruck dem Redner und dem Poeten. Wie wir nun von jenem vorausſetzen müſſen, daß er alle Gattungen der Farben nach ihrer ſo manchfaltigen Verbindung und Unterſcheidung wohl zu wählen und zuzurichten, eine Farbe hinter der andern in dem vortheilhafteſten Abſatze aufzutragen, das Licht und den Schatten in dem gebührenden Grade der Höhe auszutheilen, und die Regeln von dem Perſpectiv und dem Ebenmaaſſe, welche lehren, wie die Dinge ſich in ihrer Gröſſe und Entfernung gegeneinander verhalten, zu beobachten wiſſe, mit einem Worte, daß er ſeine Kunſt verſtehe: alſo muß ein Redner vor allen Dingen ſeine Sprache wohl verſtehen (*). Er muß die beſondere Kraft und Eigenſchaft eines jeden Wortes, oder deſſen manchfaltige und beſtimmte eigene Bedeutung und Gebrauch wohl erwogen haben, alſo daß er unterſcheiden könne, welches einen Begriff am nachdrücklichſten bezeichne und was für einen Zuſatz an Schönheit und Stärke die Wörter mittelſt der Zuſammenfügung mit andern er-

(*) S. Longin in der achten Abtheilung, wo er von dem Redner eine genaue Kenntniß τῆς ἐν τῷ λέγειν δυνάμεως, ἧς ὅλως χωρὶς οὐδὲν fodert.

erhalten können. Er muß Verſtand und Urtheil beſi-
tzen, zu erkennen, welcher Ausdruck am bequemſten
ſey, einen Begriff darinnen zu kleiden und auf deſſen
beſten Vortheil auszuſchmücken. Wiewohl nun das
unnatürliche Weſen einer poetiſchen Schilderung ſowohl
von der Ungeſchicklichkeit im Denken, als von einem
Mangel in der Kundſchaft der Sprache entſtehen kann;
und es gemeiniglich ſchwer zu entſcheiden iſt, ob es
von der erſten oder andern Quelle herflieſſe: ſo iſt
doch zu glauben, daß der Mangel in der Kundſchaft
der Sprache in den poetiſchen Beſchreibungen mehr
verderbe, als der Mangel an natürlichen Gaben. Denn
unter einer Menge lebhafter Köpfe, die von Natur
aufgeleget ſind, ſich ſelbſt eine Sache in ihrer Einbil-
dung deutlich vorzuſtellen, ſind nur wenig, welche ei-
ne ſolche auch andern deutlich vorſtellen können; und
die Anzahl geſchickter Kenner iſt immer gröſſer, als
geſchickter Schriftſteller. Es iſt auch nicht wohl mög-
lich, daß einer ohne natürliche Gaben und ohne die
Fähigkeit zu denken in der Kundſchaft der Sprache
weit komme und alſo kann das erſtere wohl ohne das
letztere, aber das letztere nicht wohl ohne das erſtere
ſeyn, wie ein jeder leicht erkennen wird, der in der
Vernunftlehre die Natur der Worterklärungen wohl
eingeſehen hat. Man ſtelle ſich ferner einen Menſchen
vor, der ſich vorgenommen hat, eine berühmte Urkun-
de eines alten griechiſchen oder römiſchen Schriftſtel-
lers in ſeine Sprache zu überſetzen, das iſt, ſchon von
andern erfundene und erwählte Bilder und Gedanken
ſeiner Nation durch gleichgültige Zeichen ohne Abbruch
ihres Lichtes und ihrer Kraft zu überliefern und be-
kannt zu machen. Wenn ein ſolcher der Sprache nicht
mächtig iſt und die beſtimmte Bedeutung und Macht
der Wörter nicht genau innen hat: ſo werden ſeine
Ausdrücke ganz ungewiß ſeyn; er wird die meiſten für
gleichgültig anſehen und ſolche ohne Wahl anwenden;
die Gedanken ſeiner Urkunde auszudrücken, wird er
aus Mangel eigener Wörter ſeine Zuflucht bald zur

Um-

Umſchreibung, bald zu Sprüchwörtern und figürlichen Redensarten nehmen müſſen, wodurch er aber ſeine Ueberſetzung ſo ſehr verſtellen wird, daß man die Urkunde ſchwerlich darinnen finden kann. Es hat demnach wieder nicht die Ungeſchicklichkeit im Denken, ſondern der Mangel in der Kundſchaft der Sprache an ſo vielen ſchlechten Ueberſetzungen Schuld. Wir werden hiernächſt Anlaß haben ein mehrers hievon zu ſagen. Hier wollen wir nur noch folgende Anmerkung hinzu ſetzen: Kein Werk, das für die Ergetzung des Leſers geſchrieben worden, hat ſich jemals ohne die Schönheit eines geſchickten Ausdruckes lange beym Anſehen erhalten können; und, wiewohl die dogmatiſchen Werke derſelben entbehren können, weil der Verfaſſer ſich da allein vornimmt, den Leſer zu unterrichten und dieſer ſich nichts weiter vornehmen muß, als etwas darinnen zu lernen: ſo wünſchet man doch, daß ein ſolches auch artig geſchrieben wäre, wenn es ihm in dieſem Stücke mangelt. Die Urſache hievon iſt dieſe: Der Ausdruck kann faſt niemals gleichviel gelten. Hilft er dem Gedanken nicht: ſo bringt er ihm Nachtheil; folglich, wenn er nicht angenehm iſt: ſo iſt er anſtößig, oder wenigſtens verdrüßlich. Da nun die Kundſchaft der Sprache gewieſener maaſſen den weſentlichen Theil der poetiſchen Schilderkunſt ausmachet: ſo wollen wir in einigen Paragraphen unſere Gedanken über die Vortheile und Geheimniſſe dieſer Kunſt entdecken und in das behörige Licht ſetzen. Die Sprache iſt eine Erfindung, welche für ein Wunderwerk gehalten werden würde, wenn ſie nicht ſo allgemein wäre (**).

Wir

(**) S. Brockes im erſten Theile ſeiner irrdiſchen Vergn.
Gedanken laſſen ſich durch Wörter und durch Schrift
Hier auf der Welt bereits beveſtigen und zwingen.
Ein Schall der unſer Ohr, ein Zug ders Auge trift,
Weiß andern Seelen beyzubringen,
Und ihnen gleichſam zu vermählen,
Ein weſentliches Theil von einer fremden Seelen.

Wir betrachten die Sprache, als eine Kunſt den Gedanken durch Töne einen Leib und eine ſichtbare Geſtalt mitzutheilen. Die Gedanken liegen denn in den Wörtern, als in ihrem Körper. Dieſe haben alle ihre Kraft mittelſt einer vorherbeſtimmten Harmonie, welche von den Menſchen willkührlich eingeführet worden. Die Töne, als der körperliche Theil, ſind durch den Willen der Menſchen mit den Bedeutungen, als dem geiſtlichen Theile, vereiniget worden. Ohne dieſe abgeredete und angenommene Uebereinſtimmung wären die Wörter nur Töne, das iſt, Bewegungen der Luft. Die Wörter in fremden Sprachen, die wir nicht verſtehen, weil wir die Uebereinſtimmung nicht wiſſen, die zwiſchen ihnen und gewiſſen Gedanken von andern getroffen und angenommen worden, ſind auch in Abſicht auf uns nichts anders, als leere Töne, ſowohl als viele tauſend Arten articulirter Töne, die noch in keiner Sprache angenommen ſind. Aus dieſer Betrachtung der Wörter flieſſet nun zu unſerm Vorhaben von ſich ſelbſt, daß die Seele und der weſentliche Theil der Wörter in den Gedanken beſtehe, die ſie als angenommene Zeichen bedeuten und zu verſtehen geben und ohne welche ſie nichts als leere Töne und keine Wörter wären. Gleichwohl ſteht hier etwas genauer zu unterſuchen und zu erörtern, ob nicht und wiefern die Wörter, neben dieſer weſentlichen Kraft die Gedanken auszudrücken, ſelbſt als leere von den Gedanken abgeſonderte Töne, noch einer andern Kraft auf die Gemüther fähig ſeyen. Der beſte Richter wird wohl das Ohr ſeyn, dieſe Frage einigermaſſen zu beantworten (*).

Es

S. die beſondern Tractaten, in welchen Cordemoi, ein geſchickter Schüler des Carteſius und der ſcharfſinnige Engländer Johann Wallis dieſe Materie ausgeführet haben.

(*) CIC. *de Orat. cap.* 55. Eſſe in oratione numerum quendam, non eſt difficile cognoſcere; iudicat enim ſenſus, in quo iniquum eſt, quod accidit, non agnoſcere, ſi cur id accidat reperire nequeamus — — Neque enim ipſe verſus ratione eſt cognitus, ſed natura atque ſenſu.

Es iſt aber auſſer Streit, daß die Wörter, ſo fern ſie nur als Töne betrachtet werden, in Anſehung der Harmonie ganz verſchieden ſind; und daß ferner aus derſelben verſchiedenen Verbindung ſolche Redensarten entſtehen, die in ihrer Ausſprache mehr oder weniger hart oder lieblich ſind. Folglich müſſen einige Töne dem Ohre beſſer gefallen, als andere; und in dieſer Abſicht kann nicht geläugnet werden, daß nicht einige Wörter ſchöner ſeyen, als andere; denn nachdem wir alles dasjenige ſchön zu nennen pflegen, was uns angenehm iſt: ſo muß in dem Tone der Wörter nothwendig eine beſondere Schönheit für das Ohr ſtecken. Diejenigen Wörter, die aus Tönen beſtehen, welche an ſich ſelbſt und wegen ihrer Zuſammenſetzung dem Ohre vor andern angenehm ſind, müſſen ihm beſſer gefallen, als andere Wörter, wo die Töne nicht ſo glücklich verbunden ſind, ohne daß dieſes von ihrer Bedeutung herrühre (**). Alle Sprachen waren wahrſcheinlich in ihrem Anfange rauh und ungeſtaltet; ſie dieneten allein zur Noth, einander die unſichtbaren Gedanken zu erklären. Weil aber die Menſchen von Natur einen Geſchmack und Luſt an der Harmonie der Dinge haben: ſo hat man durch die Empfindung des Ohres wahrgenommen, daß einige Wörter und Redensarten für die Werkzeuge oder Gliedmaſſen der Rede viel leichter und geſchmeidiger und darum auch für das Ohr weit angenehmer ſind. Dieſe Entdeckung hat die erſten Gedanken veranlaſſet, wie die Sprache nicht allein für den Verſtand nützlich, ſondern auch für den natürlichen Geſchmack des Ohres ergötzlich gemachet und eine wohlklingende Harmonie darinn erhalten werden könnte. Mit dem Laufe der Zeit ward das Ohr immer zärtlicher und die Gliedmaſſen der Rede wurden zu einer feinern Ausſprache gewöhnet. Man bemühete ſich, mit dem Verſtande zu unterſuchen, woher das Angenehme und der Wohlklang in einer Rede entſtünde

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. cap.* 5. Vt ſyllabae litteris melius ſonantibus clariores ſunt, ita verba e ſyllabis magis vocalia, et quo plus quaeque ſpiritus habent, eo auditu pulcriora.

und wie derſelbe einer Rede durch die Kunſt mitgetheilet werden könnte. Vermittelſt des anhaltenden Fleiſſes der Menſchen ſind in dieſer Unterſuchung endlich diejenigen Regeln veſtgeſtellet worden, welche die Kunſtlehre von dem Syllbenmaaſſe in gebundener und ungebundener Rede ausmachen Wer Luſt hat zu wiſſen, wie weit die Alten ſich über dieſe Materie eingelaſſen haben, kann das vierte Kap. in Quintilians neunten B. und Cicerons Redner leſen. Zu unſerm Vorhaben nützet es nichts, uns hierüber in eine weitläuftige Ausführung hineinzulaſſen; wir können uns mit einigen allgemeinen Anmerkungen, die aus dem Angeführten hervorfallen, ſchon behelfen. Wir haben zuerſt anzumerken, daß diejenigen Nationen, welche ihre Sprachen am meiſten geputzet und mit unzählig vielen Tönen bereichert; die ſich in poetiſchen und proſaiſchen Schriften nicht allein um die Beförderung nützlicher Wiſſenſchaften, ſondern auch um das Ergetzen der Menſchen bekümmert haben, es auch in Anſehung des Wohlklanges ihrer Sprache, als einer Quelle eines neuen ſinnlichen Ergetzens, am weiteſten gebracht haben. Gleichwie wir in denen Schriften der Franzoſen, wo ſie ernſtliche, geiſtliche und ſelbſt phyſikaliſche und metaphyſikaliſche Wahrheiten abhandeln, welche keinen Zierrath zu leiden ſcheinen, eine gewiſſe Sorge für die Artigkeit zur Beluſtigung des Leſers wahrnehmen: ſo kann man ſehen, daß ſie in der Auspuzung ihrer Sprache auch inſonderheit, was den Wohlklang anbelanget, glücklich geweſen ſind. Wir müſſen bekennen, daß wir in dieſem Stücke hinter ihnen bleiben, ſo wie wir in einem Vortrage insgemein mit der Artigkeit zufrieden ſind, welche unmittelbar von der vorgeſtellten Wahrheit entſteht. Unter den vielen Provinzen Deutſchlands hat Sachſen ſich den Ruhm der wohlgeſittetſten, inſonderheit ſeit der prächtigen Regierung ihres königlichen Churfürſten, Friederich Auguſts, erworben. Ihre Sorgfalt für das Ergetzen der Sinne iſt am weiteſten gegangen und hat ſich auch auf das Gehör erſtrecket. Dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthume und der Deutlichkeit der Wörter mit andern

Mund=

Mundarten ſchon längſt geeifert hat, zum wenigſten in dem Wohlklange den Vorzug über alle andern Ausſprachen in Deutſchland behauptet. Zum andern haben wir anmerken wollen, daß die Aufnahme der Lehre von dem Wohlklange in dem Syllbenmaaſſe bey ſolchen Nationen, welche eine natürliche Neigung zur Wolluſt haben und von Natur oder aus Gewohnheit zartere Organen haben, nicht nur gröſſer, ſondern auch geſchwinder iſt. Wie die aſiatiſchen Nationen die Organen des Geruches, des Geſchmackes und andere, die zu den Ergetzlichkeiten dienen, bis zur Weichlichkeit verzärtelt haben: alſo ſind auch ihre Organen der Sprache und des Gehöres von der gröſten Zärtlichkeit geweſen; und daher entſteht ferner bey denſelben eine ungemeine Fertigkeit zu der Beförderung des Wohlklanges. Dieſe zärtlichen Menſchen haben Mühe und Arbeit, die Wörter und Redensarten einer andern Nation auszuſprechen, welche von dieſer Zärtlichkeit nichts an ſich hat, wie insgemein die Völker ſind, die gegen Norden wohnen. Bey dieſen ſind die Organen der Rede und des Gehöres ſo hart gewöhnet und ſo ſtark, daß viele Töne für ſie gelind und ſanft ſind, welche für jene Weichlinge ſchwer und widrig ſind. Dieſes machet neben andern, daß das Urtheil über die Härtigkeit oder das Flieſſende einer Sprache ſo ungleich heraus kömmt, indem eine jede Nation hierinn ihrem eigenen Geſchmacke trauet, den ſie in ihrem Gehöre und in ihrem Munde hat. Der Abt Olivet berichtet uns von den Chineſen, daß ſie ein ſo zärtliches Ohr haben, daß ein einziges einſyllbigtes Wort bey ihnen eilf verſchiedene Bedeutungen annehmen kann, ſo wie es ſich ihnen in der Ausſprache nach eilf verſchiedenen Weiſen zu vernehmen giebt. Wir müſſen die Veränderung, die in einer Sprache mit den Syllben und Buchſtaben der Wörter unvermerket vorgeht, einem groſſen Theile der Verzärtelung der Organen zuſchreiben. Geſetzt, daß unſere Nachkömmlinge nach etlichen Geſchlechtern eine zärtere Lebensart, zärtere Organen, bekommen werden: alsdann wird ſie unſere jetzige Sprache ſelbſt, die wir für lieblich und ſanftthönend rühmen, mit allzuharten und

ſcharfen Tönen beleidigen, welches nothwendig eine groſſe Veränderung in derſelben nach ſich ziehen müßte. Die harten Mitlauter würden in der Ausſprache abgeſchliffen, die häufigen verſchlucket, die ſogenannten Hiatus ausgefüllet und eben gemachet werden, wie in der Engländiſchen Sprache geſchehen iſt, die voller mitlautender und ſchwerer Buchſtaben iſt und doch von dieſer Nation auf eine leichte und ſanfte Weiſe geſprochen wird. Dieſe Betrachtung hat einen gewiſſen Sprachlehrer auf die Meinung geführet, wenn unſere deutſche Sprache gleich die Art behalten hätte, welche ſie in Sebaſtian Brandens Gedichten an ſich genommen hatte, da ſie eine ſtarke Neigung zu gebrochenen und geſtümmelten Wörtern und zu Aufhäufungen der Mitlauter gezeiget hatte, wolle dieſes nicht ſagen, daß ſie darum in der Ausſprache ſchwerer und gröber, als unſere jetzige iſt, hätte werden müſſen, weil ſie durch die Organen eben ſo leicht, als die Engliſche, hätte gelindert werden können. Denn wir können dießfalls anmerken, daß die Werkzeuge der Rede zur Bildung des Tones der Wörter nach dem Maaſſe geſchickter werden, als das Ohr mehr Zärtlichkeit bekömmt. Daher hat man längſt für eine allgemeine Regel veſt geſtellet, daß jedes ausgeſprochene Wort, das für den Mund des Redenden ſchwer und mühſam iſt, auch für das Ohr des Hörenden ſchwer und mühſam wird. Das iſt die Urſache, daß wir uns auf eine mechaniſche Weiſe an der Ausſprache eines Menſchen ſtoſſen, welcher eine fremde Sprache mit groſſer Mühe ſpricht und öfters ſeine Organen zwingt, damit er von ihnen ſolche Töne erhalte, welche ſie nicht gewohnt ſind zu bilden. Hingegen werden die Töne, welche dem Ohre gefallen, allezeit leichter auszuſprechen ſeyn, alſo daß man in der Zeit, da man für das Ergetzen des Ohres ſorget, zugleich die Ausſprache erleichtert. Zu dieſen Anmerkungen müſſen wir noch hinzufügen, daß eine Vorſtellung ſchwerlich den Weg zu dem Gemüthe finden und ihm gefallen kann, wenn der bloſſe Ton derſelben ein zartes Ohr verletzet (*). Das Ohr vernimmt nur den Schall

(*) QVINTIL. *Lib. IX. cap.* 4. Nihil intrare poteſt in affe-

Schall der Rede. Fällt dieſelbe durch lauter widrige Mistöne ins Ohr: ſo benimmt dieſer verdrüßliche Eindruck dem Verſtande die Freyheit die Gedanken herauszuſuchen und ſich vorzuſtellen, die durch dieſe Töne bezeichnet werden. Das Ohr iſt einer von den hochmüthigſten Richtern, denn es faſſet ſein Urtheil aus dem Stegreiſe ab. Bey ihm verfängt keine Vorſtellung etwas; es läßt ſich zu ſolchen nicht hinunter und es giebt von ſeinen Ausſprüchen weder Rede noch Antwort. Wir halten uns verſichert, daß niemand leicht etwas gegen dieſe Anmerkungen würde einzuwenden wiſſen. Allenfalls können wir ein Mittel an die Hand geben, wie einer ſich durch die eigene Erfahrung überzeugen kann, daß der Wohlklang der Rede und die künſtliche Vermiſchung der ſelbſtſtimmenden Buchſtaben mit den mitſtimmenden und das ändernde Syllbenmaaß eine gewiſſe Kraft habe, die Schönheit der Gedanken zu erhöhen. Wir ſind ſolches zuerſt von Quintilian gelehret worden und ſolches beſteht darinn: Wenn uns etwas vorkomme, das uns zierlich, anmuthig, heftig geredet zu ſeyn ſcheint: ſo ſolle man die Redensarten auflöſen und verkehren; alle Zierlichkeit, Anmuth und Stärke werde plötzlich verſchwunden ſeyn. Allein wenn wir den Worten eine ſolche muſicaliſche Kraft zuſchreiben; ſo geſchieht dieſes in gewiſſen Schranken. Wir wollten nicht gern, daß man dieſelbe zu weit erſtreckete oder vergäſſe, daß dieſer Wohlklang nur eine zufällige Schönheit der Wörter iſt und daß die Seele und das Weſen derſelben in den Gedanken beſteht, welche ſich durch die Töne an den Tag geben; woraus ſehr leicht geſchloſſen wird, daß dieſe zufällige Schönheit allein dienen muß, die weſentliche Schönheit der Gedanken zu erheben und vollkommener zu machen. Wenn wir dieſem Grundſatze ferner nachdenken: ſo finden wir einige beſondere Anmerkungen oder Regeln darinnen enthalten. Erſtlich iſt dieſer Wohlklang der Worte erſt alsdann für eine Schönheit zu halten, wenn

 er

ctum, quod in aure velut quodam veſtibulo ſtatim offendit.

er mit der Natur der Sachen und mit den Gedanken nicht ſtreitet, wenn er vielmehr dieſelben noch unterſtüzet. Dieſe Regel hat ihren groſſen Nutzen, ſowohl in Abſicht auf die Vermiſchung der ſelbſtſtimmenden Buchſtaben mit den mitſtimmenden, als in Abſicht auf das Syllbenmaaß. Was in der erſten Abſicht die Elemente der Worte, nemlich die Buchſtaben, betrift: ſo iſt zwar gewiß, daß die Zuſammenſetzung und Verbindung gewiſſer ſelbſtlautender und mitſtimmender Buchſtaben, daraus die Zeichen, die unſere Gedanken bedeuten ſollen, gebildet werden, willkührlich geweſen, indem es z. E. den Erfindern der deutſchen Sprache frey geſtanden war, mit dem Tone, der aus der Zuſammenſetzung der Buchſtaben in dem Worte Sonne entſteht, den Begriff derjenigen Sache, die wir jetzt einen Thurm nennen, zu verknüpfen. Nichts deſtoweniger hat man in allen Sprachen wahrgenommen, daß die Menſchen in Erfindung der Wörter ſich befliſſen haben, dieſelben nach dem Tone der Sachen, ſo ſie haben ausdrücken wollen, ſo viel möglich war, zu bilden. Aus ſolcher Nachahmung ſind faſt alle Namen der Töne entſtanden; ja nicht nur die Namen der Töne, ſondern auch derer Dinge, Handlungen und Bewegungen, die einen Ton von ſich geben. Sie ſahen wohl, daß dergleichen Wörter vor andern bequem waren, die Sachen von dieſer Art anzuzeigen. Selbſt in denen Sachen, die keinen Schall von ſich geben, haben ſie öfters auf eine kleine Aehnlichkeit Achtung gegeben, die ſie zwiſchen denſelben und gewiſſen Arten des Tones fanden, da ſie das Sanfte, Anmuthige und Liebliche zu bedeuten, ſanfte, anmuthige und lieblich ſchallende Töne ſtatt harter und unangenehmer, hartklingender und das Gehör beſchwerender Töne angewendet haben. Die Griechen hielten ſich für erlaubet, dergleichen nachgeartete Wörter zu erfinden, als ihre Sprache ſchon wirklich eingerichtet und genug angefüllet war (**). Da nun dieſe Worte, die mit den bezeichneten

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. cap.* 3. Fingere graecis magis conceſſum eſt, qui ſonis quibusdam et affectibus non dubi-

ten Sachen eine natürliche Aehnlichkeit haben, um ſo viel mehr Nachdruck haben, als die Zeichen, die bloß willkührlich ſind: ſo haben geſchickte Schriftſteller ſich derſelben auch in der Zuſammenfügung der Rede mit gutem Vortheile bedienet, damit ſie den Ton, den Schall und das Geräuſch der Sachen ausdrücketen. Die lateiniſchen Poeten haben eine Menge dergleichen, die von den verſtändigſten Kunſtrichtern mit Bewunderung angeführet worden ſind. Indeſſen ſchlieſſet hier die allzuſehr geſuchte Kunſt mehr einen Tadel, als ein Lob in ſich, nachdem die Kunſt, wenn ſie am rechten Orte und in dem rechten Maaſſe angewendet wird, ſich allemal durch die Wirkung in dem Gemüthe des Leſers offenbaret (*). Die Regel, die wir oben veſt geſtellet haben, daß der muſicaliſche Wohlklang, wenn er eine Schönheit in der Rede abgeben ſoll, mit den Gedanken keinesweges ſtreiten, ſondern vielmehr den Nachdruck derſelben befördern müſſe, gilt ferner in Abſicht auf die Vermiſchung der hohen und tiefen, ſcharfen und ſtumpfen, kurzen und langen Syllben (**). Homer hat in dieſer Abſicht einen beſondern Fleiß angewandt und ſein Verfahren iſt ſehr merkwürdig, womit er den erfoderlichen Klang der Rede befördert hat, nicht nur ohne

tauerunt nomina aptare, non alia libertate, quam qua illi primi homines rebus appellationes dederunt.

(*) QVINTIL. *Lib. IX. cap.* 4. Diſſimulatio curae praecipua, vt numeri ſponte fluxiſſe, non arceſſiti et coacti eſſe videantur - - Certe nullum aptum atque idoneum verbum praetermittemus gratia latinitatis.

(**) QVINTIL. *Lib. IX. cap.* 4. Nam et illud, vbi opus eſt velocitate, tardum et ſegne; et hoc, vbi pondus exigitur, praeceps ac reſultans, merito damnetur - - - Nec vero in litteris ſyllabisque natura mutatur, ſed refert, quae cum qua optime coeat. Plurimum igitur auctoritatis et ponderis habent longae, celeritatis breues, quae ſi miſcentur quibusdam longis, currunt, ſi continuantur, exultant. Acres, quae ex breuibus ad longas inſurgunt, leniores, quae a longis in breues deſcendunt.

Abbruch, ſondern zu Vermehrung des Nachdruckes (*). Die Kunſtrichter ſtimmen darinn überein, daß Virgil die Schönheit des Syllbenmaaſſes Homers nur mit ſchwachen Zügen nachgeahmet habe, doch daß ſie dieſen Mangel auf die Natur der lateiniſchen Sprache ſchieben (**). Dieſe angemerkten Vortheile, die aus der geſchickten Vermiſchung der langen und kurzen Syllben entſtehen, werden durch häufige Beyſpiele nicht nur in Verſen, ſondern auch in der proſaiſchen Rede bekräftiget (*). In dem Grundſatze, den wir anfangs beveſtiget haben, daß die zufällige Schönheit des muſicaliſchen Wohlklanges allein dienen müſſe, die weſentliche Schönheit der Gedanken zu erhöhen, liegt ferner auch folgende Regel: Dieſer Wohlklang muß nicht übermäſſig ſeyn; er muß weder die ordentliche Wortfügung brechen, noch die weſentliche Schönheit der Gedanken verdunkeln (**). Denn alles, was gar zu tonvoll und wohlklingend iſt, ſieht allzugekünſtelt aus. Die Annehmlichkeit wird dadurch geſchwächet und verlieret alle Kraft zu bewegen, weil es beſtändig in einem Schalle fortgeht.

(*) Dionyſius von Halikarnaß hat in ſeiner Abhandlung von der Wortfügung eine Menge Exempel aus dem Homer angeführet, worinnen er Schönheiten von dieſer Art angemerket hat. Pope hat dieſen Dichter in dieſem Stücke auch ſehr gelobet.

(**) BERGER *de naturali pulcritudine orationis p.* 271. Virgilius, ſolertiſſimarum ſolertiſſimus moderator aurium ſcit et animaduertit, vbi cito, vbi tardo, grauique ac leni, abiecto, inſigni, florente, minuto denique opus ſit numero. S. BARTHOL. MARANTA VENVSINVS *in quaeſtionibus Lucullianis* und BERGER *l. c. p.* 271 - 343.

(*) QVINTILIAN. *Lib. IX. cap.* 4. Vbicumque acriter erit et inſtanter, pugnaciterque dicendum, membratim, caeſimque dicemus; nam hoc in oratione plurimum valet: adeoque rebus accommodanda compoſitio, vt aſperis aſperos etiam numeros adhiberi oporteat, et cum dicente aeque audientem inhorreſcere.

(**) S. Longin in der 41ſten Abtheilung.

geht. Dabey iſt dieſes das ſchlimmſte, gleichwie die Geſänge durch eine angenehme Gewalt den Zuhörer von der Sache ſelbſt abführen und an ſich ziehen: alſo geſchieht es, daß allzuwohl klingende verzärtelte Sätze denſelben nicht den Nachdruck der Rede, ſondern die Schönheit des Klanges einprägen (*). So groß die Schönheit einiger Verſe in Abſicht auf den Wohlklang ſeyn mag: ſo iſt es doch allezeit nur eine Schönheit eines unbeſeelten Leichnams. Das ſchöne Ebenmaaß der Gliedmaſſen theilet dem Leibe eine gröſſere Stärke und Hurtigkeit mit, wenn er von einem Geiſte belebet wird; lebet kein Geiſt darinnen: ſo iſt er unnützlich und erſchlagen (**). Alle dieſe Hülfsmittel können uns zu nichts mehrerm, als zu dem, was körperlich in der Harmonie iſt, helfen; die Seele derſelben iſt der Gedanke. Eine vollkommen wohlklingende, aber von Verſtande leere Redensart iſt ein Leib ohne Seele; und wenn der Verſtand, den ſie mit ſich führet, ſchnöd und lüderlich iſt: ſo iſt das eine nichtswürdige Seele in einem ſchönen Leibe. Der Ausdruck iſt an den Gedanken gebunden. Was iſt die Schönheit in dem Gedanken? Nichts anders, als die Uebereinſtimmung mit einem angenehmen Gegenſtande. Nun ſieht der Geiſt zu einer Zeit und auf einmal den Gedanken und den Ausdruck. Von der vollkommenen Zuſammenſtimmung dieſer beider entſteht eine Verſtandes-Harmonie, ohne welche die tönende nichts iſt. Wir haben darum nöthig gefunden, dieſe Materie ſo weitläuftig abzuhandeln, weil es unter den alten und den neuern Kunſtlehrern angeſehene Männer giebt, welche ein weit mehreres

(*) QVINTIL. *Lib. IX. cap.* 4. Totus vero hic locus non ideo tractatur nobis, vt oratio, quae ferri debet, ac fluere, dimetiendis pedibus ac perpendendis ſyllabis conſeneſcat: nam id tum miſeri, tum in minimis occupati eſt; neque enim qui ſe totum in hac cura conſumſerit, potioribus vacabit, ſiquidem relicto rerum pondere, ac nitore contemto, teſſerulas, vt ait Lucilius, ſtruet et vermiculate inter ſe lexeis committet.

(**) S. Olivet in ſeiner franzöſiſchen Proſodie.

reres aus den Wörtern zu machen ſcheinen, als ihre Natur und ihr Weſen vermag. Sie reden von dem Wohlklange derſelben mit ſolchen oratoriſchen Erhebungen, daß man gedächte, ſie betrachteten ihn nicht allein als eine weſentliche Schönheit der Rede, ſondern ſchrieben ihm gar eine magiſche Kraft zu. Sie fangen ihren Vortrag insgemein an mit einem Lobſpruche des wunderbaren und mächtigen Einfluſſes der Vocal- und Inſtrumentalmuſik auf das menſchliche Gemüth; und gedenken nicht, daß der Wohlklang den Wörtern nur zukömmt, in ſofern ſie Töne ſind, und daß allein die Bezeichnung gewiſſer Gedanken dieſe Töne zu Wörtern machet, da hingegen die harmoniſche Vermiſchung und Abwechſelung der Töne das ganze Weſen der Muſik ausmachet. Auf dieſen falſchen Satz reden ſie denn von dem Wohlklange der Rede, nicht, als von einem bloſſen Hülfsmittel, dadurch die Gedanken angenehm gemachet und unterſtützet werden, ſondern, als ob es für ſich ſelbſt, ohne Abſicht auf die Gedanken, eine genugſame Macht über die Gemüther beſitze, ſo daß es erlaubet ſey, um der Lieblichkeit der Harmonie willen eine Regel, oder ſelbſt etwas von dem Verſtande in die Schanze zu ſchlagen. Sie misbrauchen Quintilians Worte: Cedat ratio numeris, die er in einer ganz andern Meinung gebrauchet hat, auf eine ungeſchickte Weiſe. Wollte man ihrem Ausſpruche Glauben zuſtellen und ihre Worte aufnehmen, wie ſie lauten: ſo müßte möglich ſeyn, ein vollſtändiges Werk in einer gewiſſen Art zu verfertigen, welches keine andere Macht hätte, auf das Gemüth einzudrücken, als diejenige, welche ihm dieſe zaubermäſſige Zuſammenfügung der Wörter mittheilete; und man würde Unrecht haben, die abentheuerlichen Wirkungen, welche einige abergläubige Leute gewiſſen Seegensſprüchen zuſchreiben, zu verlachen. Heineke glaubet, Longin ſcheine die Harmonie, die aus der Zuſammenfügung ganzer Theile der Rede entſteht, ſey für etwas anzuſehen, dadurch niedrigen Gedanken und lebhaften Ausdrücken eine Hoheit mit-

mitgetheilet werden könne (*). Allein nach dem Grundterte läßt ſich aus Longins wahrer Meinung nicht ein mehrers ſchlieſſen, als daß die Harmonie der Rede ein bequemes Mittel ſey, dadurch ein Redner und Poet ſeine Niederträchtigkeit verbergen kann.

§. 196.

Wir haben gezeiget, daß die ganze Kunſt des Redners, der durch ſeine Schildereyen, als eine geſchickte Nachahmung der Natur, auf eine angenehme Weiſe einnehmen will, darauf beruhe, daß der Ausdruck eben ſo genau mit den Gedanken und Bildern, als dieſe mit den Sachen ſelbſt, übereinſtimmen. Hernach haben wir veſt geſetzet, daß dieſe Uebereinſtimmung der Rede mit den Begriffen und Bildern entweder weſentlich oder bloß zufällig ſey, je nachdem die Wörter als Zeichen und Dollmetſcher der Gedanken, oder als bloſſe Töne betrachtet werden. Von dieſer letztern Uebereinſtimmung oder der zufälligen Harmonie und Schönheit der Rede, derer ſie fähig iſt, in ſofern ſie unter dem Richteramte des Gehöres ſteht, haben wir ausführlich gehandelt, und jetzo folget, daß wir die Wörter und den Ausdruck der Rede nach ſeiner weſentlichen Uebereinſtimmung mit den Begriffen etwas genauer betrachten und ſorgfältig unterſuchen, wie fern eine kluge Wahl auch in dieſer Abſicht Statt und Platz habe. Das Weſen der Wörter beſteht in ihrer Bedeutung, in ſofern ſie nemlich als Zeichen der Begriffe angeſehen werden. Dieſe Zeichen ſtehen zwar in keiner natürlichen Verbindung mit den Sachen, die dadurch bezeichnet werden, alſo daß die Bedeutungen der Wörter in ihrem Urſprunge betrachtet ganz willkührlich ſind; aber nachdem die gewiſſe Bedeutung der willkührlichen Zeichen einmal beſtimmet und veſtgeſetzet worden: ſo ſind dieſe Zeichen in einer Sprache ganz

(*) S. Longin in der 40ſten Abtheilung ſeines Werkes von dem Erhabenen. In dieſer Stelle iſt Heinekens Ueberſetzung mehr dem italiäniſchen Texte des Gorii, als der griechiſchen Urkunde gefolget.

ganz nothwendig geworden, ſo lang ſie nicht durch den Gebrauch etwann geändert oder abgeſchaffet werden. So lang eine Sprache nur als ein nothwendiges Mittel gebrauchet wird, den bürgerlichen und gemeinen Umgang unter den Menſchen zu unterhalten, ſo lang bleibt ſie auch in dem Kreiſe der gewöhnlichen und täglich vorfallenden Geſchäfte eingeſchloſſen und iſt tauſend Veränderungen unterworfen Sobald aber bey einer Nation die Liebe zu nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften, die Unterſuchung der Wahrheit und ein ſcharfes Nachdenken höher ſteigen, ſo daß die Sprache nunmehr für eine Auslegerinn der Gelehrſamkeit und Weisheit dienen ſoll: ſobald fängt mit dem Wachsthume der Erkenntniß und der Begriffe auch die Vermehrung der Zeichen und die Bereicherung der Sprache an, und dadurch bemächtigen ſich die Gelehrten allmählig eines beſondern Rechtes über den tyranniſchen Gebrauch des Pöbels, der zuvor mit der Sprache nach ſeinem Eigenſinne und ohne jemandes Einreden gehandelt hatte. Daher lehret auch die Erfahrung, daß die Sprachen derjenigen Völker, die ſich um die Erkenntniß und Weisheit am meiſten angenommen haben, andere Sprachen an Reichthum der Wörter weit übertreffen, wie denn dieſes Lob den beiden Nationen und beiden Sprachen der Griechen und der Araber mit Recht zukömmt. Dieſer Reichthum einer Sprache beruhet theils auf der Menge ſolcher Wörter, wodurch ſie bequem wird, alle vorkommende Begriffe von verſchiedener Natur mit abſonderlichen Zeichen auszudrücken; theils darinn, daß ſie, wie ganz verſchiedene, alſo auch nahe verwandte Begriffe, die nur in gewiſſen beſondern Abſichten nach verſchiedenen Graden des Nachdruckes oder Umfanges von einander unterſchieden ſind, mit abſonderlichen Wörtern genau unterſcheiden und zu verſtehen geben kann. Was den Reichthum und die Menge an Wörtern betrifft, wodurch ganz verſchiedene Dinge und Begriffe abſonderlich bezeichnet werden: ſo müſſen wir hier geſtehen, daß wir vornehmlich diejenigen Sprachen für die reichſten und vollkommenſten halten, die das Glück gehabt, daß ſie

von berühmten Völkern angebauet worden, bey denen die mechaniſchen Künſte, Handwerke, Manufacturen, Commercien und andere Friedenskünſte bey Zeiten im Flore geſtanden waren, welche alſo Gelegenheit gehabt haben, ſich eben ſowohl durch ihren Verſtand, als die Leibeskräfte, in Anſehen zu ſetzen. Die Sprache eines ſolchen Volkes muß nothwendig an eigenen Stamm- und Wurzelwörtern vor andern reich werden und den Stoff zu unzählbaren Ableitungen an die Hand geben. Gelehrte Männer, die ſich bemühet haben, den Urſprung der Sprachen mit einer critiſchen Einſicht zu ergründen, haben auch wahrgenommen, daß ſich der Originalcharakter einer Nation der Sprache ſelbſt gleichſam eingepräget habe, in ſoweit, daß man ihre vornehmſten Neigungen und Gewohnheiten aus dem Urſprunge der Wörter und aus der üblichſten Art ihrer Gleichnißwörter oder Metaphoren gar genau erlernen könne. Neben dieſem müſſen wir uns auch erklären, daß wir die Anwendung und den Gebrauch der eigentlichen Wörter in figürlicher und verblümter Bedeutung zwar auch für etwas gelten laſſen, was zu dem eigenthümlichen Reichthume einer Sprache gehöret; jedoch hier diejenigen figürlichen Bedeutungen ausnehmen, die durch einen langen Gebrauch in einer Sprache ſo geläufig worden, daß man ſie durchgehends für eigentliche Bedeutungen nimmt, weil man den Grund ihrer figürlichen Anwendung verlohren hat oder aus der Acht ſetzet. Wir unterſcheiden dieſe billig von denen, welche durch die Kunſt um des Nachdruckes willen und zur Zierde der Rede auf den Grund einer offenbaren Aehnlichkeit noch täglich in die Sprachen eingeführet werden, dadurch die Rede einen hohen Glanz empfängt. Jene gehören zu der gemeinen Sprache; ſie ſind durch die Gewohnheit mit den Wörtern eben ſo eng verbunden worden, als wenn es eigentliche Bedeutungen wären und werden durch die Hülfe des Gedächtniſſes, wie die übrigen Wörter einer Sprache, erlernet. Dieſe hingegen werden allein in der zierlichen Rede gebrauchet und ſind nicht ſowohl für Wörter und mit denſelben verbundene Bedeutungen anzuſe-

zuſehen, als vielmehr für emblematiſche Bilder und Vorſtellungen ähnlicher Dinge, die der Witz eines Verfaſſers ſeinen Abſichten gemäß erſt erfinden muß. Und von dieſer letztern Gattung der figürlichen Wörter werden wir darum in dieſem Paragraphe nicht reden, ſondern ſie in ihren eigenen Ort verſparen. Was aber die erſtere Gattung der figürlichen Anwendung der Wörter angeht, ſo iſt von ſolchen gewiß, daß darinnen nicht der geringſte Theil des Reichthums einer Sprache beruhet, weil dieſelben vornehmlich dienen, die verſchiedenen Grade und Abſichten gleichmäſſiger Begriffe nach ihren unterſchiedenen Schranken zu verändern und auszudrücken; wovon die Deutlichkeit und der Nachdruck einer Sprache gröſtentheils entſteht. Nur die Wörter, welche in ihrer eigentlichen Bedeutung genommen werden, deren Grund man durch Muthmaſſungen nicht richtig ausfinden kann, dienen ganz verſchiedene Begriffe von einander zu unterſcheiden, und ſind darum in dem Gebrauche auch ſo nothwendig, daß derſelben halber keine freye Wahl ſtatt haben kann; und dafern ſie mit einander verwechſelt werden: ſo iſt die daher entſtehende Verwirrung insgemein ſo offenbar, daß ſie ein jeder ſeichter Kopf wahrnehmen muß. Hingegen muß bey ſolchen Wörtern, da man die Kraft und den Umfang ihrer Bedeutung aus der Ableitung, Zuſammenſetzung oder Aehnlichkeit ziemlich genau beſtimmen kann, nothwendig eine geſchickte Wahl gebrauchet werden, weil dadurch nicht ſowohl verſchiedene Begriffe, als vielmehr nur kleine Abſätze in gleichmäſſigen Begriffen unterſchieden werden, ſolche, die niemand, als ſcharfſichtige Köpfe wahrnehmen. Nun werden zwar die Sachen, die man durch ſolche Wörter vorſtellen will, durch die blinde Verwechſelung derſelben in ihrer Natur nicht verändert; aber ſie werden doch nach ihren Graden, Umſtänden und Abſätzen ganz verſtellt und verkehrt, alſo daß dadurch dem Ausdrucke an Licht und Deutlichkeit ein groſſes abgeht. Dieſe Wörter ſind dem Schriftſteller das, was die Abſätze von den

Farben einer Art dem Maler ſind, die allein nach den verſchiedenen Graden der Heiterkeit oder Dunkelheit abſetzen; und wie der Maler nach der ungleichen Beſchaffenheit der Sachen, die er vorſtellen will, eine kluge Wahl unter denſelben treffen und ſich hüten muß, daß er ſie nicht als gleichgültig mit einander verwechſele: alſo muß auch der Schriftſteller unter ſolchen Wörtern, die ihren Bedeutungen nach mit einander nahe verwandt ſind, ſeinen Abſichten gemäß eine geſchickte Wahl halten und dieſelbe nicht ohne Ueberlegung gebrauchen, wenn er nicht in ſeinem Vortrage ungewiß und undeutlich werden will. Auf dieſem Grunde der nahe verwandten Bedeutungen, die allein nach ihrem Umfange und ihrer Einſchränkung, oder nach gewiſſen Graden unterſchieden ſind, beruhet nun die ganze Lehre von den Machtwörtern, welche die herrlichſte Zierde einer Sprache ſind und auf eine geſchickte Weiſe gebrauchet einer Rede das beſte Gewicht geben. Man verſteht nemlich durch Machtwörter eben ſolche, die einen weitläuftigen und in allen Stücken genau ausgemachten Begriff bezeichnen, welche hiemit viel gedenken laſſen und ein Ding mit beſonderm Nachdrucke zu verſtehen geben. Je mehr eine Sprache dergleichen Wörter im Vorrathe hat: deſto reicher und nachdrücklicher iſt ſie auch; und denjenigen, die ſich um eine Sprache mit Ernſt annehmen, liegt beſonders ob, für die Erhaltung und Vermehrung ſolcher Machtwörter eifrig zu ſorgen. Wir glauben darum, daß wir den deutſchen Sprachlehrern und Verfaſſern nicht zu viel thuen, wenn wir ſie in dieſem Stücke einer kleinen Fahrläſſigkeit beſchuldigen, weil ſie nicht beſſer geſorget haben, daß eine groſſe Zahl dergleichen Machtwörter in der deutſchen Sprache, die ſchon vor hundert Jahren das Bürgerrecht durch den Gebrauch erlanget hatten, von der Vergeſſenheit gerettet würde. Opitz hatte ſeiner Schreibart durch dieſes Mittel einen durchdringenden Nachdruck verſchaffet und unſere Sprache ungemein damit bereichert. Wie will man es denn verantworten, daß ein groſſer Theil derſelben allbereit wieder in Abgang gekommen? Muß man ſich nicht ſelber einer unachtſa-

men Nachläſſigkeit ſchuldig geben? Die Mattigkeit, in welche ein guter Theil der neuern Verfaſſer wegen dieſer nachläſſigen Verſäumniß gerathen ſind, iſt ohne Zweifel eine gerechte Strafe, wodurch die Sprache an ihnen genugſam gerochen worden. Da nun ein groſſer Theil von dieſen Ausdrücken, und zwar von den beſten und richtigſten, untergegangen iſt: ſo wird man, wie mich dünkt, ihre Hintanſetzung ſchwerlich mit bündigen Gründen zu rechtfertigen wiſſen. Zu ſagen, daß man ſie allein aus der Urſache für verwerflich gehalten habe, weil ſie nach und nach aus der Gewohnheit und Uebung gekommen wären, iſt eine Entſchuldigung, die wohl niemand im Ernſte vorbringen wird, indem ſie nicht beſſer wäre, als ein Geſtändniß der Schuld, daß man ſo viele nachdrückliche Wörter und Redensarten aus der deutſchen Sprache ohne einen Erſatz hat verloren gehen laſſen. Denn man wird ja keine andere Urſache angeben können, warum ſie nicht mehr üblich und gewohnt ſeyen, als, weil angeſehene Schriftſteller nachläſſiger Weiſe unterlaſſen haben, ihren Gebrauch fortzuſetzen. Und dieſer Verluſt wäre um ſo viel gröſſer zu achten, wenn man befürchten müßte, daß mit dieſen machtvollen Wörtern zugleich auch die fruchtbaren und ſinnvollen Begriffe, die damit verknüpfet geweſen, unterſchlagen worden wären; eine Furcht, die ſich damit rechtfertigen zu können ſcheint, weil man an der abgegangenen Stelle keine andere gleichgültige oder bequemere Machtwörter aufweiſen kann, die man für ſie einzuführen benöthiget geweſen wäre. Man muß uns hier nicht einwenden, daß man eben dieſelben Begriffe noch allezeit durch eine Umſchreibung oder Erklärung auszudrücken vermöge. Denn wenn dieſe Erklärungen gleich mit den abgeſchaffeten Wörtern in Anſehung des Verſtandes gleichgültig wären: ſo leiden ſie dennoch einen groſſen Abgang am Nachdrucke und verſinken in das Matte. Wörter, welche viele ausgemachte Begriffe eng zuſammen ſchlieſſen und alſo viel denken laſſen, machen eine Rede kräftig und beſchäftigen das Gemüth des Leſers mit vielem Nachdenken; hingegen muß eine Rede, die aus lauter Erklärungen und Um-

ſchrei-

ſchreibungen zuſammengeſetzet iſt, nothwendig matt und kraftloß werden. Derowegen wäre es eben ſo lächerlich, wenn man den Reichthum der deutſchen Sprache nur nach der Anzahl der Wörter, und nicht vielmehr nach der Kraft der Bedeutungen ſchätzen wollte, als wenn man den Reichthum an Baarſchaft nicht nach dem innerlichen Werthe des Metalls und nach dem Gewichte der Stücke, ſondern bloß nach ihrer Zahl ausrechnen wollte. So unanſtändig und bettelhaft es laſſen würde, wenn einer ein Geſchenk von etlichen göldenen Geldſtücken im Werthe an einen Gönner zur Bezeugung ſeiner Unterthänigkeit ſchicken wollte und er ſolches an lauter kleiner Scheidemünze, wiewohl in ſeinem vollen Werthe, ausmachete: eben ſo bettleriſch iſt es, wenn eine Sprache die Leſer mit einem matten und weitläuftigen Geſchwätze bezahlen muß, weil ſie an ſolchen Wörtern Mangel leidet, welche an dem Nachdrucke ihrer Bedeutungen, weitſchweifigen Erklärungen und Umſchreibungen gleich kommen und eben ſo viel gelten. Dieſe Vorſtellung ſollte ſchon vermögend ſeyn, die deutſchen Redner und Poeten aufzumuntern, daß ſie ſich angelegen ſeyn lieſſen, den Reichthum unſerer Sprache mit einem ernſtlichern Fleiſſe zu erhalten und zu vermehren. Zu Erhaltung dieſes eigenthümlichen Schatzes würde vortreflich dienen, wenn ein ſprachkündiger Mann die Mühe auf ſich nehmen wollte, alle diejenigen Machtwörter und nachdrücklichen Redensarten, die in den Schriften Opitzens, Dachens, Tſchernings, Flemmings, des geſchickten Verfaſſers der Aramena, und anderer guten Schriftſteller von ihrem Alter häufig vorkommen und ſeither größtentheils ins Vergeſſen gerathen ſind, aus dem Staube hervorzuziehen und in ein Wörterbuch zuſammen zu tragen, wo er zugleich ihren wahren Urſprung, ihr Alter, ihren Halt und Schlag, mit critiſchem Einſehen prüfete und ſie alſo den jetztlebenden Verfaſſern zur Wahl und zum Gebrauche vorlegete; wenn denn endlich dieſe an ihrem Orte ſich nicht bloß begnügeten, ihre Gedanken nur überhaupt mit weitſchichtigen Umſchweifen auszudrücken, ſondern ſich befliſſen, ſolche Macht-

wörter durch einen geſchickten Gebrauch derſelben von neuem in Hochachtung und Anſehen zu bringen. Dieſes zu thun ſteht allein in ihrer Macht, indem dergleichen Wörter ſich durch den bloſſen Mundgebrauch nicht ſchützen können, ſondern von guten Schriftſtellern und Rednern, die ihrem Vortrage dadurch ein Gewicht beylegen, gerettet werden wollen. Woraus fließt, daß nur ihnen alle Schuld beyzumeſſen iſt, wenn ſolche Wörter verlohren gehen und dadurch der Nachdruck der Rede Abgang leidet und geſchwächet wird. Insbeſondere würden die Ueberſetzungen von nachdrücklichen Grundſchriften Anlaß geben, viele Wörter von dieſer Natur, die mit ihren Bedeutungen und Begriffen unter dem Schutte der Vergeſſenheit begraben liegen, an das Licht hervorzuziehen. Mithin wäre zu wünſchen, daß unſere heutigen deutſchen Ueberſetzungen in dieſem Stücke fleiſſiger ausgearbeitet würden, ſtatt daß ſie durch eine periphraſtiſche Kaltſinnigkeit ſo gern in die Mattigkeit verfallen. Man muß nicht bloß ungefehr dasjenige ſagen, was der Urheber geſaget, ſondern auf die Weiſe und mit dem Nachdrucke, wie er es geſaget hat. Des Ueberſetzers Pflicht iſt, daß er neben den Gedanken auch die Form derſelben liefere, wie wir hiernächſt ausführlicher zeigen werden. Dieſemnach dürfen wir jetzo behaupten, daß man niemals befugt ſey, ein nachdrückliches Wort als ungewohnt zu verwerfen, wenn es ſein deutſches Bürgerrecht aus der Abſtammung und mit dem anſehnlichen Zeugniſſe der oben belobten und anderer geſchickten Verfaſſer deſſelben Alters beſcheinigen kann; jedoch mit dem Bedinge, daß es daneben in Anſehung ſeiner Zuſammenſetzung und Geſellſchaft mit andern nichts Unrichtiges hat, ſondern in der Aehnlichkeit der Sprache gegründet iſt, wenn es gleich durch die Nachläſſigkeit aus der Uebung gekommen iſt; es wäre denn, daß der Gebrauch ſorgfältig geweſen wäre, den Abgang eines ſolchen Wortes mit einem bequemern, das an Nachdruck gleich ſtark wäre, zu erſetzen. Was jetzo die Vermehrung der Sprache mit Erfindung und Einführung neuer Wörter von dieſer Art angeht, welche ſich nicht anders, als mit der

Aehnlichkeit ſchützen können, ſo wollten wir den Schriftſtellern allein die Behutſamkeit anbefehlen, daß ſie ſolche zu erſt in der Poeſie und der nachdrücklichen Schreibart bekannt macheten, wo ſie ihren eigenen Sitz haben, weil die kühne Art zu denken daſelbſt einige Freyheit in dem Ausdrucke erfodert. Wir können auch von etlichen neuen Verfaſſern mit Grunde ſagen, daß ſie ſich dieſe Vorſorge für die Vermehrung der deutſchen Sprache mehr haben angelegen ſeyn laſſen, als die Verhütung des Abganges ſo vieler nachdruckreicher Wörter, ſo daß ihr Verdienſt um die Sprache in dieſem Stücke nicht geringer iſt, als die Schuld, welche wir ihnen in jenem beygemeſſen haben. Wir glauben nicht, daß es nöthig ſeyn werde, hier ausdrücklich zu erinnern, daß dergleichen Machtwörter für den poetiſchen Maler die heiterſten Farben ſeyen, mittelſt deren er ſeinen Gemälden die lebhafteſten und deutlichſten Züge verſchaffen kann und daß einer mit ſeinen Vorſtellungen nicht tief eindringen werde, welcher dieſe entweder nicht in ſeiner Gewalt hat, oder den Vortheil, den ſie dem Schriftſteller mittheilen, nicht kennt und ſie mit andern Redensarten ohne Wahl und Abſicht vertauſchet. Verſchiedene Stellen unſerer beſten Dichter werden als Beyſpiele ihren Leſer ſchon durch die Empfindung von der durchdringenden Kraft und Würdigkeit derſelben genugſam überzeugen. Dieſes Lob hat **Virgil** verdienet (**). Betrachten wir **Miltons** Gedicht in Abſicht auf ſeine Materie, nach welcher es mit vollem Nachdrucke ein himmliſches und göttliches Gedicht genennet werden mag, weil darinnen lauter Perſonen von übermenſchlicher Natur und aus einer andern Sphäre eingeführet werden; ſo iſt **Milton** und mit ihm ein jeder Ueberſetzer, der dieſe erhabenen Geiſter und Menſchen in ſeiner angebohrenen Sprache redend vorſtellen

 will,

(**) MACROBIVS *Saturnal. Lib. VI. cap. 7.* Virgilius anxie ſemper diligens fuit in verbis pro cauſſae merito vel atrocitate ponderis — — *cap. 4.* Ego conabor oſtendere hunc ſtudioſiſſimum vatem et de ſingulis verbis veterum aptiſſime iudicaſſe et inſeruiſſe lecta operi ſuo verba, quae nobis noua videri, facit incuria vetuſtatis.

will, verpflichtet, ſie auch in der Art ihres Ausdruckes, wie in den Gedanken, ſo er ihnen lehnet, von dem gemeinen Haufen der Menſchen zu unterſcheiden; und da er ihre Sprache ohne Pedanterie und Verdunkelung ihres hohen Charakters dem Eigenſinne des wandelbaren Gebrauches nicht unterwerfen kann: ſo muß man ihm erlauben, aus dem ganzen Schatze der Sprache alles zuſammen zu ſuchen, was ohne Abbruch der Deutlichkeit dienen mag, den mehr als menſchlichen Nachdruck ihrer Rede zu befördern und den hohen Charakter der Redenden zu erkennen zu geben, welches allein durch eine ungemeine Art des Ausdruckes, der etwas hohes und ungewohntes an ſich hat, erhalten werden kann, das iſt, einen ſolchen Ausdruck, der ſich nicht ſo genau nach den beſondern Regeln der Sprachlehre meiſtern läßt (*).

§. 197.

Nachdem wir von denen Wörtern und Redensarten gehandelt haben, welche zwar überhaupt dienen, eine gleiche Sache zu bezeichnen, jedoch dieſelbe in ganz verſchiedenem Lichte vorſtellen und folglich nach den vielfältigen Einſchränkungen und Abſichten ihrer Bedeutungen ganz unterſchieden ſind: ſo haben wir damit ſchon angefangen den Grund zu untergraben, auf welchem der ſo gemeine Glaube von der Gleichgültigkeit vieler Wörter in einer Sprache beruhet. In dem gegenwärtigen Paragraphe wollen wir uns völlig in dieſe Materie hinein laſſen und das Recht der gleichgültig genannten Wörter und Redensarten und hiermit den Grund des Anſehens, welches ſie ſo lange Zeit bey den Schullehrern behauptet haben, mit allem Fleiſſe unterſuchen. Man verſteht durch

(*) HORAT. *Art. poët.*
Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conſpectus in auro nuper et oſtro,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas. - - -
Syluis deducti caueant (me iudice) Fauni,
Ne, velut innati triuiis, ac pene forenſes,
Aut nimium teneris iuuenentur verſibus vnquam,
Aut immunda crepent, ignominioſaque dicta.

durch gleichgültige Wörter und Redensarten in einer Sprache ſolche einzelne oder zuſammengeſetzte Ausdrücke, die allein dem Tone nach voneinander unterſchieden ſind, die nur von dem Ohre als verſchieden erkannt werden, da ſie übrigens dem Verſtande einerley und eben dieſelben Begriffe ganz unverändert vorſtellen, ſo daß man ohne vorgängige Wahl bey allen Umſtänden und Anläſſen einen für den andern ſetzen und gebrauchen kann; indem ſie in Anſehung ihrer Bedeutung, oder der Bilder, die ſie vorſtellig machen, eben ſo wenig von einander unterſchieden ſind, als die Kannen Weines aus einem Faſſe für den Geſchmack ſind (**). Dergleichen Wörter und Redensarten vermeinet man in allen Sprachen anzutreffen, und einige haben den Reichthum einer Sprache unter andern darinn geſuchet, wenn ſie in derſelben viele gleichgültige Wörter und Ausdrücke haben aufweiſen können (*). Unterſuchen wir nun das Recht und den Grund dieſes herrſchenden Wahnes von der Gleichgültigkeit der Wörter: ſo wird ſich bald finden, daß er mehr auf die Gewohnheit und Verjährung, als auf eine reife Ueberlegung gebauet iſt. Die Leute, ſo demſelben beygefallen ſind, erinnerten ſich, daß die Sprachen nicht von gelehrten und philoſophiſchen Köpfen, ſondern von dem unbeleſenen Pöbel nur zufälliger Weiſe nach und nach erfunden und eingeführet worden ſind. Sie ſtelleten ſich vor, daß überhaupt die Wörter keine nothwendige Verbindung mit ihrer Bedeutung hätten und alſo bloß willkührliche Zeichen geweſen wären, ehe ſie ſich durch den Gebrauch und die Gewohnheit veſt geſetzet hatten. Auf dieſen Grund konnten ſie ſich ſchon einbilden, wie es möglich geweſen, daß zufälliger Weiſe verſchiedene Töne als Zeichen eines und deſſelben Begriffes hätten eingeführet werden können. Ueberdieß nahmen ſie wahr, daß

(**) QVINTILIAN. Synonyma ſunt quae idem pluribus vocibus declarant, ita vt nihil ſignificationis, quo vtaris, interſit.

(*) S. Heineke in ſeiner Unterſuchung vom Erhabenen Bl. 331.

daß nicht allein die meiſten Menſchen im täglichen Umgange viele Wörter ohne Unterſchied anwendeten, ſondern daß auch diejenigen unter den Gelehrten, die ſich nicht ſo viel um eine deutliche Erkenntniß bekümmern, als vielmehr wie ſie mit einer weitläuftigen Hirn- und Gedächtnißwiſſenſchaft prangen können, ſich eben derſelben Freyheit ohne Wahl zu reden anmaſſeten. Dieſes war ſchon genug, die Leute auf den Irrthum zu führen, es müßte in dem Gebrauche gleichgültiger Wörter und Redensarten eine ſonderbare Kraft und Schönheit ſtecken. Die Leichtigkeit, die dieſe Freyheit in dem Ausdrucke der Gedanken verſchaffete, half hernach das Anſehen dieſes Wahnes empor halten und man fand zuletzt gar eine reiche Quelle eines neuen Ergetzens darinnen, welches man ſich von dem dadurch erworbenen Vermögen, einen und denſelben Gedanken auf mehr als eine Weiſe vorzuſtellen, wie man meinete, mit dem beſten Rechte verſprach. Allein da dieſer Wahn ſeinen Urſprung und ſein erworbenes Anſehen dem bloſſen Zufalle und der Gewohnheit ſchuldig iſt: ſo könnte man ſich billig verwundern, daß er ſo lange Zeit unangetaſtet geherrſchet und das Recht ausgeübet hat, die gleichgültigen Wörter für eine beſondere Zierde der Rede auszugeben (**). Mit dem Vorhaben, beſagten Irrthum zu beſtreiten, wollen wir ihn in einem doppelten Lichte anſehen, wie er theils ungereimt und widerſinnig, und theils höchſt verderblich iſt. Verſchiedene Wörter, die einerley Bedeutung haben ſollen, glei-

(**) Der Zürchiſche Zuſeher war der erſte, der das Herz gehabt hat, dieſen Irrthum in dem Blatte, von der Kunſt zu leſen, anzugreifen. Nach ihm hat der ſcharfſinnige Franzoſe, der Abbe Girard, in einem ausführlichen Werke mehr als tauſend dergleichen Wörter, die man in der franzöſiſchen Sprache für gleichgültig gehalten hatte, aus dem Wege geräumet, indem er einem jeden ſeine eigene und verſchiedene Kraft in der Bedeutung ausgeſetzet und beſtimmet hat. Und nach dieſem hat eine geſchickte Feder in dem fünften St. der Beyträge zur krit. Hiſtorie der deutſchen Sprache im erſten Art. deſſelben einen kleinen Verſuch in dieſer Materie glücklich gewaget.

gleichen einer Seele, die zugleich in zweyen und mehr Leibern wohnen ſollte. Die pythagoriſche Wanderung der Seelen hat kaum etwas ſo ungereimtes und lächerliches in ſich, das nicht einigermaſſen auf dieſe gleichgültige Einwohnung der Gedanken in verſchiedenen Wörtern gezogen werden könnte, um ſoviel mehr, als dieſe Wanderung der Seelen wenigſtens bey den Wörtern nach dem Tode ihres Körpers Statt und Platz hat (*). Denn ſobald ein gewiſſer Ton, der in einer Sprache gebrauchet worden, einen gewiſſen Gedanken zu bezeichnen, abgeht, welches durch tauſend Zufälle begegnen kann: ſo wird dieſer Gedanke (denn auch die Seelen der Wörter ſterben nicht) mit einem andern Tone aus ſeinem Körper vereiniget, zumal da meiſtentheils die Gedanken nicht lang von einem Körper abgeſondert ſeyn können. Das Weſen der Wörter beſteht in ihrer Verbindung mit gewiſſen Begriffen und ihr Unterſchied beruhet auf der verſchiedenen Beſtimmung der Begriffe, mit welchen ſie verbunden werden. Dieſemnach kann man nicht ſagen, daß diejenigen Töne, die einerley Bedeutung haben, verſchiedene Wörter ſeyen, denn ſolches würde mit dem principio indiuiduationis ſtreiten. Es ſind nur verſchiedene Töne und Zeichen einer gleichen Sache. Wozu kann aber ein Vorrath von dergleichen einerley bedeutenden Zeichen nützen? Muß er nicht vielmehr das Gedächtniß unnöthiger Weiſe beſchweren und abmatten? Neben dem ſo nennet man diejenigen Wörter gleichgültig, welche man in allen Fällen und Umſtänden nach Belieben mit einander verwechſeln und eines für das andere ſetzen kann, eine gewiſſe Sache damit zu bezeichnen. Allein eben dieſe Erklärung zeiget, wie abgeſchmackt dieſer Wahn iſt, und daß er mit dem Grunde des zureichenden Satzes ſtreitet (**), aus welchem

(*) HORAT.
Multa renaſcentur, quae iam cecidere, cadentque
Quae iam ſunt in honore vocabula: ſi volet vſus,
Quem penes arbitrium eſt, et ius et norma loquendi.

(**) QVINT. *Lib.* X. *cap*. 2. Ne ipſa qnidem natura in hoc

Leibnitz die Unmöglichkeit zweyer ſolcher vollkommen ähnlicher Dinge in der Natur bewieſen hat. Ueberdieß können wir nicht begreifen, mit was für Rechte die Leute, die von dieſem Wahne eingenommen ſind, den Gebrauch fremder Wörter in ihrer Sprache mit ſo groſſem Eifer verwerfen, und dabey nicht gewahr werden, daß alle die Gründe, die ſie gegen die Sprachenmengerey anführen, eben ſo wohl dienen, den Wahn von der Gleichgültigkeit der Wörter zu widerlegen. Am allerwenigſten aber können wir denen beypflichten, welche mit Heineken den Reichthum einer Sprache in dem Vorrathe ſolcher gleichgültiger Wörter ſuchen und die Menge der Wörter nicht nach der manchfaltigen Kraft etwas zu bedeuten, ſondern nach der Anzahl der verſchiedenen Töne, hiemit nicht mit dem Verſtande, ſondern mit dem Ohre abmeſſen. Dieſes iſt wahrhaftig eben ſo lächerlich, als wenn man den reichen Vorrath einer Bibliothek nicht nach der Verſchiedenheit der Werke und Ausgaben, ſondern lediglich nach der Zahl der Bände ſchätzen wollte. Die Sprachen ſind die Dollmetſcher unſerer Gedanken. Erwägt man nun mit einigem Ernſte die unendliche Verſchiedenheit der Dinge, die ſich gedenken laſſen und die Fähigkeit des menſchlichen Verſtandes, eine jede Sache ſich von ſo gar mancher Seite und in ſo verſchiedenem Lichte vorzuſtellen: ſo wird man bald ſehen, wie arm zum Theile alle Sprachen, auch die reicheſten ſelbſt, in Vergleichung mit der unendlichen Menge der möglichen Begriffe ſeyen, und theils worinn der Reichthum einer Sprache in Entgegenhaltung anderer beſtehe, nemlich in der gröſſern Menge der Zeichen, wodurch mehrere abſonderliche Begriffe ausgedrücket werden können, und keineswegs in der Verſchiedenheit gleichgültiger Töne; zumal da die Sprachen allein dienen ſollen, das Commercium unter den menſchlichen Geiſtern durch einen treuen Ausdruck deſſen, was in ihnen vorgeht, zu unter-

ita eualuit, vt non res quae ſimillimae videntur, diſcrimine aliquo diſcernantur.

terhalten, und keineswegs, das Ohr durch die bloſſe Abwechſelung des leeren Schalles zu kützeln. „Dieſe „Vielheit der Wörter, welche an Bedeutung vollkom„men einerley ſagen, vertheidigen wollen, heißt ſoviel, „ſagt der Abt Girard in ſeiner Vorrede, als den Vor„rath mit dem Ueberfluſſe vermiſchen.“ Er vergleichet einen ſolchen Geſchmack ſehr bequem mit dem Geſchmacke eines Wirthes, welcher gedächte ein Gaſtmal mittelſt der groſſen Anzahl Schüſſeln ſtatt der Gerichte herrlich und prächtig zu machen. Wir haben verſprochen, zum andern zu zeigen, daß dieſer herrſchende Lehrſatz von gleichgültigen Wörtern und Redensarten in einer Sprache nicht nur ungereimt und unnützlich, ſondern auch höchſt verderblich ſey. Er iſt in der That eine Quelle vieler unbeſtimmter und unnatürlicher Vorſtellungen, ja ein Anlaß zu vielen ſchädlichen Wortgezänken. Man ſtelle ſich nur einen Schriftſteller vor, der mit dieſem Irrwahne eingenommen iſt, wenn ein ſolcher die Materie ſeiner Vorſtellungen in ſeinem Kopfe in das gehörige Geſchick gebracht hat und ſie nun mit Worten ausdrücken und zu verſtehen geben ſoll: ſo wird er, durch dieſen Irrwahn verführet, ohne Bedenken einen Ausdruck für den andern niederſchreiben und dadurch dem Leſer ganz andere Begriffe beybringen, als er bey ihm hat hervorbringen wollen. Hingegen wird ein anderer, der in den Gedanken ſteht, daß kein Wort den Sinn eines andern vollkommen und mit allen Umſtänden in ſich einſchlieſſe und daß eine jede Redensart eine beſondere Art zu denken und die Sachen anzuſehen ausdrücke, ſich mit dem äuſſerſten Fleiſſe beſtreben, den einzigen Ausdruck, der für ſeine Begriffe und Gedanken bequem iſt und dieſelben erſchöpfet, aufzuſuchen und wird ſich auch nicht eher zufrieden geben, bis er ihn gefunden hat (*). Der größte Haufen der Menſchen bekümmert ſich

(*) DEMETRIVS PHALEREVS *de Eloc.* §. 290. Πειρᾶσθαι δὲ τὰ ὀνόματα πρεπόντως λέγειν τοῖς πράγμασιν. Verba rebus exacte conuenire debent. Ceu de illo, qui vi et aſtutę fecerit, διεβιβάσατο: de illo autem, qui vi et

ſich wenig um deutliche Begriffe und Vorſtellungen. Sie begnügen ſich an einer flüchtigen Erkenntniß, vermög welcher ſie die Dinge allemal, ſo oft ſie ihnen wieder vor die Augen kommen, erkennen und ihnen den Namen geben können. Ihre Geſpräche ſind meiſtens eine Frucht des Gedächtniſſes und nicht des Verſtandes, daher haben ihre Worte und Reden keine beſtimmte und gemeſſene Bedeutung. Ihre Ausdrücke ſind, wie ihre Gedanken, voller Ungewißheit, Dunkelheit und Verwirrung. Indeſſen haben wir eben dieſen Leuten die erſte Erfindung der Sprachen zu danken. Wer will ſich denn verwundern, daß eine ungewiſſe Gleichgültigkeit eben ſo wohl in den Worten herrſche, wo eine ſolche in den Gedanken die Oberhand hat? Da nun die vornehmſte Tugend einer Sprache in der Deutlichkeit beſteht, dieſe aber nicht anders erhalten werden kann, als wenn jedem Worte ſeine gewiſſe und ausgemachte Bedeutung geſetzet und angewieſen wird, und derowegen die Vollkommenheit einer Sprache, in ſo weit ſie von von der Deutlichkeit entſteht, die Deutlichkeit der Begriffe vorausſetzet: ſo iſt leicht zu denken, daß die Sprachen nicht eher zu ihrer Vollkommenheit gelangen können, bis philoſophiſche Köpfe, welche allein nach deutlicher Erkenntniß ſtreben, ſich ihrer annehmen, die Bedeutungen der Wörter in ihren Schranken veſt ſetzen und ſogar die Sprache mit neuen Wörtern bereichern. Solche Männer fodern mit dem größten Rechte, daß man einem jeden Worte, welches man in einer Rede gebrauchet, ſeine gemeſſe Bedeutung gebe und daß man kein Wort, das ungleich verſtanden werden dörfte, ohne eine Erklärung mitlaufen laſſe. Wenn wir nun das Schickſal der deutſchen Sprache nach dieſem Lichte beſchauen: ſo findet ſich, daß dieſelbe erſt ſeit ungefehr vierzig Jahren als eine Dollmetſcherinn der Weisheit gebrauchet worden. Obgleich dieß eine ſehr kurze Zeit iſt: ſo kann man doch offenbar erkennen, daß ſie in derſelben

aperte et cum vecordia ἐξέκοψεν, ἐξεῖλεν De illo autem, qui doloſe et occulte ἐξεύπησεν vel διέφυγεν.

ſelben weit mehr ausgebeſſert und bereichert worden iſt, als zuvor ſeit Opitzen bis auf dieſen beſagten Zeitpunct in dem Laufe von faſt hundert Jahren geſchehen war. Demnach haben wir die gegenwärtige Verfaſſung derſelben theils den groſſen Weltweiſen Deutſchlandes, Leibnitz und Wolf, theils der rühmlichen Vereinigung der gelehrten Geſellſchaften und ihrer fruchtbaren Bemühung mit critiſchen Schriften und Ueberſetzungen zu danken. Mit dem allem iſt leicht zu begreifen, daß noch viele Arbeit übrig iſt, ehe dieſe Sprache zu ihrer rechten Gewißheit und Vollkommenheit gelangen kann. Nur bey unſerer vorgenommenen Materie zu bleiben, wie viel hundert Wörter werden in der deutſchen Sprache noch als gleichgültig mit einander verwechſelt, weil derſelben Bedeutung noch nicht genug beſtimmet iſt? Da nun jedes von denſelben ſeine eigene Bedeutung hat und einen beſondern Begriff vorſtellet, der allemal von andern Begriffen durch abſonderliche Umſtände unterſchieden iſt: ſo kann man leicht ſchlieſſen, was dieſe Verwechſelung verſchiedenes ſagender Wörter und Redensarten für Dunkelheit und Verwirrung in die Reden und Schriften der Deutſchen bringen und beſtändig unterhalten müſſe. In Betrachtung deſſen wäre zur Beförderung des Anſehens der deutſchen Sprache wohl zu wünſchen, daß eben ſo geſchickte Köpfe, als derjenige iſt, der den oben in der dritten Note dieſes Paragraphs gerühmten Verſuch in den critiſchen Beyträgen der deutſchen Geſellſchaft über einige gleichgültig gehaltene Wörter verfertiget hat, ſich entſchlieſſen würden, nach dem Beyſpiele des Abts Girard alle Wörter und Redensarten, ſo von dieſer Art in der deutſchen Sprache vorkommen, zuſammen zu tragen und ihre verſchiedene Bedeutung ſowohl als ihren Gebrauch durch Erklärungen und Beyſpiele veſt zu ſetzen. Dadurch könnte dieſer ſchädliche Wahn am beſten gehoben und die Dunkelheit, ſo daher in der Rede entſteht, vertrieben werden. Solchen wollten wir inſonderheit auf das fleiſſigſte anbefehlen, ihre Arbeit und Bemühung auch auf die Partikeln, vornehmlich auf die Bindewörter, die gleichſam Gelen-

ke

ke ſind, dadurch der Zuſammenhang der Rede geſchickt in einander gefügt wird, zu erſtrecken, weil die Klarheit und Schönheit der Schreibart vornehmlich von dem richtigen Gebrauche derſelben entſpringt. Aus eigenen Verſuchen wird man ſehen können, daß die Begriffe öfters ſo nahe an einander gränzen und einer mit dem andern ſo eng verwandt iſt, daß ſie nur in einer gewiſſen Abſicht oder in einem einzigen Umſtande von einander unterſchieden ſind. Dennoch hebt dieſer kleine Unterſchied alle Gleichgültigkeit unter den Begriffen und hiemit auch unter den Wörtern, womit die Begriffe bezeichnet werden, auf, alſo daß man nicht in allen Abſichten und Umſtänden einen Begriff für den andern oder ein Wort für das andere ſetzen kann ohne Abbruch der Wahrheit und Uebereinſtimmung der Bilder mit ihren Urbildern. Daher entſteht dann eine nothwendige Wahl, nach jeder Gelegenheit die Wörter nach dem guten Geſchmacke und in einer zierlichen Uebereinſtimmung mit demjenigen zu ſetzen, was man zu verſtehen geben will. Weil aber der Unterſchied zwiſchen den Wörtern meiſtens ſo gering iſt und bey ſolcher groſſen Uebereinſtimmung nur von ſcharfſinnigen Köpfen gemerket wird, indem er mehrmal bloß auf einem etwas höhern Grade der Deutlichkeit oder des Nachdruckes, auf einer mehrern Erweiterung oder Einſchränkung, oder nähern Beſtimmung beruhet: ſo iſt ſich nicht ſo ſehr zu verwundern, daß unter Leuten, die keine deutliche Erkenntniß haben, der Wahn von der Gleichgültigkeit einiger Wörter und Redensarten aufgebracht und ernähret worden. Mithin aber iſt eine ſolche Verwirrung um ſoviel weniger zu dulten, wenn eine Sprache nicht zur Noth allein, ſondern zur Unterweiſung des menſchlichen Geſchlechts als eine Lehrerinn der Weisheit, und zur Zierde gebrauchet werden ſoll. Wir haben ſchon oben Anregung gethan, daß einige Schullehrer, welche den Irrthum von der vollkommenen Gleichgültigkeit der Wörter und Redensarten in einer Sprache fortgepflanzet haben, vermei-

nen,

nen, darinn eine Quelle eines beſondern Ergetzens gefunden zu haben. Sie ſagen, die Wiederholung einerley Tones der Wörter ſey ganz widrig und in dem Ohre verdrüßlich; ſolche könne aber nicht anders vermieden werden, als durch die Einführung gleichgültiger Wörter und Redensarten; man könne durch ihre Abwechſelung dem Eckel vorbeugen und ein angenehmes Ergetzen in die Rede bringen. Allein da eines theils die Sprache nicht erfunden worden iſt, das Gehör zu beluſtigen, ſondern den Verſtand mit Begriffen anzufüllen; und anderntheils die gleichgültigen Wörter bey aller Verſchiedenheit des Tones in Anſehung ihrer Bedeutung, als des weſentlichen Theiles, einerley ſind: ſo wäre es wahrhaftig klüger gehandelt, wenn man mehr für das Ergetzen des Verſtandes, als des Gehöres beſorget ſeyn und durch einen geſchickten Abſatz der Begriffe lieber dem Eckel des Verſtandes, als der Ohren, abhelfen würde. Wenn die Gedanken und Vorſtellungen immer einerley ſind, was hilft es, daß die Töne und Zeichen geändert werden? Man ſtelle ſich eine Bibliothek vor, wo die Bände ſo verſchieden ſind, daß unter etlichen hunderten kaum zwey Bücher von einerley Bande zu finden ſind; der Inhalt aber iſt in allen einer, in einem iſt eben das enthalten, was in den übrigen; wird die Gleichheit des Inhaltes nicht einen ganz widrigen Eindruck verurſachen und wird wohl die Verſchiedenheit in dem Aeuſſerlichen denſelben vermindern oder zerſtreuen können? Wenn die Wiederholung eines Gedankens und Begriffes nothwendig iſt: ſo iſt die Wiederholung deſſelben Tonzeichens eben ſo nothwendig und der Gebrauch eines andern gleichgültigen Tonzeichens würde denſelben Begriff, den ich wieder hervorzubringen nothwendig achte, nicht ſo leicht und ſo geſchwind herſtellen, ſondern die Veränderung des Tones würde mich einige Veränderung in dem Begriffe vermuthen laſſen. Zudem iſt es ohne Grund, daß alle Wiederholung eines gleichen Wortes ſchlechterdings widrig und verdrüßlich ſey. Zuweilen erfodert die Deutlichkeit eine ſolche Wiederholung, zu-

weilen der Nachdruck der Rede, andere mal der Affect der Redenden (**). Die Fürwörter, das Geſchlechtswort und die Vorwörter ſind Beyſpiele davon. Wenn ein Wort misfällt, wenn daſſelbe wiederholet wird: ſo geſchieht es nicht, weil es in das Ohr ertönet, ſondern weil es ſchon in dem Geiſte ertönet hat, welchem alles verdrüßlich und widrig iſt, was ſich ihm nicht mit der Anmuth der Neuheit vorſtellet. Daher kömmt die Einführung gewiſſer Wörter, die man Fürwörter heißt, welchen der Gebrauch kein anders Amt aufgeleget hat, als mittelſt eines einfältigen Anzuges den Begriff von der Perſon oder der Sache, von der man redet, wieder hervorzubringen, ohne daß ihr Name wiederholet oder der Begriff ſelbſt nochmals vorgeſtellet werde. Aus derſelben Urſache werden auch die Wörter, die man das Geſchlechtswort und Vorwörter nennet, öfters mit Anmuth wiederholet, weil ihre eigene Kraft bloß in einem Anzeigen beſteht, welches an ſich ſelbſt nichts beſtimmet und allemal neu ſcheint, wenn die Sache, die angezeiget wird, neu iſt. Aus welchem wir folgenden Schluß ziehen: Dieß iſt ein klarer Beweis, daß ein Wort die Annehmlichkeit, die es in der Rede hat, vielmehr von der Verſchiedenheit in der Bedeutung, als von dem Tone der Buchſtaben empfängt und daß nichts anders, als die Vielheit der Begriffe die Vielheit der Wörter gebiehrt und gebähren muß (*). Mithin iſt nicht zu läugnen, daß ſolche gleichgültig ſcheinende Wörter nicht zuweilen in gewiſſen Umſtänden, ungeachtet ihrer verſchiedenen Einſchränkung und abſonderlichen Beſtimmung, bequem mit einander verwechſelt werden können. Dieſes kann geſchehen, ſo oft als die beſondere Einſchränkung dem allgemeinen Begriffe, den man hervor bringen will, und der Abſicht der Rede keinen Eintrag thut, ſondern dieſelbe vielmehr empor hebt. Von dieſer Art ſind die ſo verſchiedenen Bedeutungen, welche der Gebrauch durch die Tropen eingeführet hat. Neben dem giebt

(**) QVINTIL. *Lib. IX. cap. de figur. orat.*

(*) S. der Abbe. Girard in ſeiner Vorrede.

giebt es noch andere Mittel mehr, wodurch die Annehmlichkeit der Abwechſelung erhalten wird, als die Umſchreibung, die Charakteriſirung von einer weſentlichen Eigenſchaft, die Beywörter, die Figuren der Rede und andere mehr ſind (**).

§. 198.

Das Ueberſetzen iſt eine ſehr nützliche Uebung, dadurch man ſich unvermerkt eine Fertigkeit richtig zu denken und ſeine Gedanken mit gutem Vortheile und Nachdrucke zu erklären erwerben kann (*). Man hat deswegen dieſe Uebung zu allen Zeiten für ein bequemes Mittel gehalten, wodurch der gute Geſchmack in der Beredſamkeit am ſicherſten fortgepflanzet und der Reichthum einer Sprache befördert werden kann. Ungleiche Sprachen ſind nicht anders zu achten, als ſo viele verſchiedene Sammlungen vollkommen gleich viel geltender Wörter und Redensarten, welche mit einander verwechſelt werden können und, da ſie allein in Anſehung ihrer äuſſerlichen

(**) QVINTILIAN. *Lib. X. cap.* 1. Alia circuitu verborum plurium oſtendimus; quale eſt: *Et preſſi copia lactis.* Plurima vero mutatione figuramus; *ſcio*, *non ignoro*, et *non me fugit*, *non me praeterit*, et *quis neſcit? nemini dubium eſt.* Sed etiam ex proximo mutuari licet, nam et *intelligo*, et *ſentio*, et *video* ſaepe idem valent, quod *ſcio*: quorum nobis vbertatem ac diuitias dabit lectio, vt non ſolum cum occurrerint, ſed etiam cum oportet, vtamur. Non ſemper enim haec inter ſe idem faciunt, nec ſicut de intellectu animi recte dixerim *video*, ita de viſu oculorum *intelligo*: nec vt mucro gladium, ſic mucronem gladius oſtendit.

(*) PLIN. *Lib. VII. Ep.* 9. Vtile imprimis, et multi praecipiunt, vel ex Graeco in Latinum, vel ex Latino vertere in Graecum: quo genere exercitationis proprietas ſplendorque verborum, copia figurarum, vis explicandi, praeterea imitatione optimorum ſimilia inueniendi facultas paratur. Simul quae legentem fefelliſſent, transferentem fugere non poſſunt. Intelligentia ex hoc et iudicium acquiritur.

lichen Beſchaffenheit des Tones und der Figur von einander abweichen, ſonſt der Bedeutung nach miteinander völlig übereinſtimmen. Die Sprachen ſind ein Mittel, dadurch die Menſchen einander ihre Gedanken offenbaren können. Da nun die Gegenſtände, womit die Menſchen ſich in ihren Gedanken beſchäftigen, überhaupt in der ganzen Welt einerley und einander gleich ſind; da die Wahrheit, welche ſie mit dieſer Beſchäftigung ſuchen, nur von einer Art iſt und da die Gemüthskräften der Menſchen auf eine gleiche Art eingeſchränket ſind: ſo muß nothwendig unter den Gedanken der Menſchen eine ziemliche Gleichgültigkeit ſtatt haben, welche denn auch in dem Ausdrucke nothwendig wird. Auf dieſem Grunde beruhet nun die ganze Kunſt, aus einer Sprache in die andere zu überſetzen. Von einem Ueberſetzer wird erfodert, daß er eben dieſelben Begriffe und Gedanken, die er in einem treflichen Muſter vor ſich findet, in eben ſolcher Ordnung, Verbindung, Zuſammenhange, und mit eben ſo ſtarkem Nachdrucke, mit andern gleichgültigen bey einem Volke angenommenen, gebräuchlichen und bekannten Zeichen ausdrücke, ſo daß die Vorſtellung der Gedanken unter beiderley Zeichen einen gleichen Eindruck auf das Gemüth des Leſers mache. Die Ueberſetzung iſt ein Nachbild, das deſto mehr Lob verdienet, je ähnlicher es dem Urbilde iſt. Darum muß ein Ueberſetzer ſich ſelber das harte Geſetz vorſchreiben, daß er niemals die Freyheit nehmen wolle, von der Grundſchrift, weder in Anſehung der Gedanken, noch in der Form und Art derſelben, abzuweichen. Dieſe müſſen in einem gleichen Grade des Lichtes und der Stärke unverändert bleiben und nur die Zeichen derſelben mit gleich viel geltenden verwechſelt werden (**). Es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen einer freyen Nachahmung und einer gebundenen Ueberſetzung. Dieſe zwo ganz verſchiedenen Uebungen müſſen nicht miteinander vermiſchet werden. Jene

(**) HORAT. *Art. poët.*
Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres.

Jene hat mehr Freyheit. Indeſſen darf man deswegen doch nicht glauben, als wenn der Ueberſetzer ſich eben nicht allzugenau an den Ausdruck ſeines Originales zu halten hätte, ſondern die Freyheit nehmen dörfte, ſich von demſelben nach Belieben zu entfernen, wenn er nur überhaupt gleichmäſſige Gedanken zu vernehmen gebe. Nein; dieſes würde wider die Natur und die Abſichten einer Ueberſetzung ſtreiten. Dieſe beſtehen darinnen, daß mittelſt der bloſſen Verwechſelung gleichgültiger Zeichen eben dieſelben Begriffe und Gedanken und dieſelben Eindrücke in dem Gemüthe des Leſers in gleicher Zahl, Maaß und Kraft hervorgebracht werden. Da nun in einer wohlgeſetzten Grundſchrift kein müſſiges Wort zu finden iſt, das ohne Abbruch und Veränderung der Deutlichkeit, der Zierde oder des Nachdruckes weggelaſſen werden könnte, und vielmehr ein jedes ſeine Nothwendigkeit in der Abſicht des Verfaſſers hat, die es auf gewiſſe Weiſe zu befördern dienet: ſo iſt ja nothwendig, daß ein Ueberſetzer alle Wörter und Ausdrücke des Originals wohl erwäge und keinen von den damit verknüpften Begriffen zurück laſſe, den er in ſeiner Ueberſetzung nicht in dem nemlichen Grade der Deutlichkeit und des Nachdruckes mit gleichgültigen Worten ausdrücke. Dieſe Arbeit eines Ueberſetzers iſt indeſſen keine ſo leichte Sache, als man ſich gemeiniglich einbildet. Sie ſetzet voraus, daß einer einen feinen Geſchmack habe, die vortreflichen Grundſchriften, welche in Anſehung ſowohl der Erfindung als des Ausdruckes einer ſolchen Mühe vor andern werth ſind, zu erkennen und zu unterſcheiden. Dieſe Wahl läßt uns ſchon einigermaſſen zum voraus erſehen, wie viel wir der Geſchicklichkeit und Fähigkeit eines Ueberſetzers zutrauen können. Sie ſetzet ferner voraus, daß der Ueberſetzer diejenige Sprache, aus welcher er überſetzen will, in ſeiner Gewalt habe, dabey einen aufgeweckten Geiſt beſitze und eine genugſame und deutliche Einſicht in die Vollkommenheit ſeines Originales habe. Da nun dieſe auf der künſtlichen Verbindung der Abſichten miteinander beruhet: ſo muß der Ueberſetzer aus dieſen erkannten Abſichten von der Art, Kraft

und Nothwendigkeit der abſonderlichſten Stücke und Bilder in ihrer abgemeſſenen Einſchränkung auf das genaueſte Rechenſchaft geben können. Es muß alſo ein Ueberſetzer, ehe er an die Arbeit geht, ſich in demjenigen Zuſtande befinden, in welchem der urſprüngliche Verfaſſer geweſen war, da er ſein Werk bey ſich wirklich in das gehörige Geſchick gerichtet hatte und es jetzo an dem war, daß er durch einen anſtändigen Ausdruck die Einbildungskraft ſeiner Leſer deſſen theilhaftig machete. Wer ſolche Vorbereitungen für nichts allzuſchweres halten und die Kunſt zu überſetzen nur an ſich ſelbſt betrachten wollte, wie ſie einzig und allein auf eine Verwechſelung gleichgültiger Zeichen ankomme, der wird auch hier noch zween Umſtände finden, welche dieſe Arbeit allerdings ſchwer machen. Der erſte iſt, daß in einer Sprache keine gleichgültige Wörter und Redensarten gefunden werden, unter welchen eine freye Wahl ſtatt fände. Es kann alſo der Ausdruck, der einem gewiſſen und völlig beſtimmten Gedanken gemäß iſt, nicht vielfach, ſondern nur einzeln ſeyn. Iſt es wohl aber nun eine ſo leichte Sache, dieſen einzelnen Ausdruck allemal glücklich zu finden, zumal in einer Sprache, die noch nicht recht angebauet iſt? Der zweyte Umſtand iſt, daß eine jede Mundart ihren eigentlichen und ganz beſondern Charakter habe, nach welchem ſie ſich von allen andern Mundarten unterſcheidet. Es kömmt daher einen Ueberſetzer oft ſauer an, die Gedanken ſeines Originales ohne Verminderung des Nachdruckes und der Schönheit mit gleichgültigen Zeichen auszudrücken, welche in ſeiner Sprache nicht fremd klingen und dem Charakter derſelben nicht Gewalt anthun. Dieſes verſchiedene Merkmal der Sprachen entſteht theils von dem Gebrauche, welcher wegen der verſchiedenen Lebensart und nach den eigenen Gewohnheiten der Völker in einer jeden Sprache gewiſſe figürliche Ausdrücke vor andern eingeführet und veſtgeſetzet hat, ſo daß dieſe ſich in keiner andern Sprache mit eben denſelben figürlichen Zeichen recht genau geben laſſen. Theils kömmt aber auch dieſer Unterſchied von der verſchiedenen Gemüthsart und Denkungsart unglei-

 cher

cher Nationen, welche ſich nothwendig in die Art zu reden ergieſſen, ja ſo gar derſelben ſich gleichſam einprägen muß. In dieſen beiden Quellen haben die Idiotiſmi ihren Urſprung, welche ſich deswegen in andern Sprachen nicht von Wort zu Wort geben laſſen, ſondern allein dem Verſtande nach erkläret werden müſſen. Dieſe beſtehen theils in abſonderlichen Wörtern, theils in der Form ganzer Redensarten. Die erſtern ſind auch den Deutſchen eigen; der Gebrauch hat auch bey dieſer Nation gewiſſe verblümte und figürliche Ausdrücke eingeführet, welche durch eine lange Gewohnheit unter uns ſo geläufig worden, daß man den Grund ihrer Verwendung gänzlich vergeſſen hat und ſie in einer gewiſſen Bedeutung für eigentliche Wörter und Zeichen gebrauchet. In dieſe Klaſſe gehören insbeſondere alle Hauptwörter, die auf Landesgebräuche und Sprüchwörter gebauet ſind (*); Von dieſen iſt ſchon §. 196. gehandelt worden. Die andern Idiotiſmi, die in einer gewiſſen Form der Rede beſtehen, welche von der Gemüthsart und Denkungsart eines Volkes entſpringt, werden in gewiſſe Kapitel eingetheilet, worunter folgende die vornehmſten ſind: die Verwandelung der unbeſtimmten Art der Zeitwörter und der Beywörter in Hauptwörter; eine gewiſſe Freyheit in der Verſetzung der Wörter aus ihrer ordentlichen Fügung; abgekürzte Ausdrücke und ſolche, die etwas überflüſſiges an ſich nehmen (**); der Gebrauch der Mittelwörter; die Zuſammenſetzung etlicher kurzer oder einfacher Wörter in ein Wort. Die deutſche Mundart iſt ohne Zweifel aller dieſer Idiotiſmorum auf gewiſſe Weiſe theilhaftig, oder kann es doch werden. Allein eine Sprache verſteht manchmal nicht alle ihre Vortheile, oder vielmehr diejenigen, ſo in derſelben ſchreiben und reden, wiſſen ſich ſolcher aus Nachläſſigkeit oder Unbiegſamkeit nicht zu bedienen. Wenn wir gewiſſe neuere Ueberſetzungen der Deutſchen, von welchen viel Rühmens

 gema-

(*) Verba ritualia et locutiones prouinciales.

(**) Ellipſes und pleonaſmi.

gemachet wird, recht betrachten: ſo werden wir zwar geſtehen müſſen, daß ihre Sprache fähig iſt, die Gedanken, die in fremden Sprachen vorgetragen worden ſind, ziemlich glücklich vorzuſtellen; allein wir werden dabey nicht läugnen können, daß dieſe Ueberſetzungen gegen den Originalien gehalten, überhaupt matt, ſeicht und plauderhaft ausſehen. Die Urſache davon iſt, weil die Ueberſetzer in denſelben alle Idiotiſmos, die in der Form der Rede beſtehen, mit einer ſchädlichen Behutſamkeit vermeiden, ſo daß der Nachdruck der Grundſchrift gemeiniglich durch weitläuftige und wortreiche Erklärungen verderbet wird. Daher kömmt es, daß man dieſen Ueberſetzungen weder den Charakter und die Eigenſchaft der deutſchen Mundart, noch der fremden Sprache, aus welcher man überſetzet, anmerken kann. Aus dieſem allem können wir ſchlieſſen, daß ein guter Ueberſetzer die Natur, Verfaſſung und Art derjenigen Sprache, in die er überſetzen will, vollkommen inne haben und ſich befleiſſen ſollte, dieſelbe ſeiner Ueberſetzung, ſo viel möglich iſt, mitzutheilen; und dieſes insbeſondere in den Fällen, da er ſich gezwungen ſieht, von ſeiner Grundſchrift wegen eines beſondern Idiotiſmi derſelben abzuweichen. Dadurch allein kann er zuwege bringen, daß ſeine Ueberſetzung das Anſehen und den Charakter eines Originales bekömmt. Ein Ueberſetzer muß auch in ſeiner Arbeit um ſo viel mehr Sorgfalt erweiſen, weil er zu befürchten hat, daß der ſprachkundige Leſer das Original mit der Copie zuſammen halten und richtig ausfinden kann, wie nahe er dieſelbe getroffen oder wie weit er ſie verfehlet habe; da hingegen an einem Urheber nicht ſo leicht zu entſcheiden iſt, ob die Fehler in ſeiner Schrift von einem Unvermögen in den Gedanken, oder von dem Mangel der Sprachkunde herrühren. Daher kömmt es, daß bisher viele deutſche Ueberſetzungen übel genug gerathen ſind. Die Urſache davon iſt nicht ſowohl in einem Unvermögen der Ueberſetzer zu ſuchen, als vielmehr in einer verſtiegenen Einbildung von dem überflüſſigen Reichthume der deutſchen Sprache, in dem ſchädlichen Vorurtheile von gleichgültigen Wörtern und Redensarten in derſelben

ben und vornehmlich in dem Misverſtande die Pflichten eines getreuen Ueberſetzers betreffend und einer allzugroſſen Freyheit, deren man ſich anmaſſet, von der Urſchrift abzuweichen. Endlich ſind einige von dem Grundtexte noch mehr ſeitwärts abgeführet worden, weil ſie in der Zeit, da ſie ſich in den Sachen eine ungebundene Freyheit herausgenommen, hingegen das Joch des deutſchen Verſes und der Reime auf ſich genommen haben.

§. 199.

Nachdem wir bisher die Wörter nach ihrem körperlichen und geiſtigen Weſen als bloſſe Töne und als Zeichen der Begriffe, abſonderlich und ausführlich erwogen haben: ſo gehen wir nun fort, dieſelben nach der ungleichen Achtung und Würde, in die ſie durch den Gebrauch geſetzet werden, zu betrachten. Die Wörter haben keine nothwendige und natürliche Verbindung mit denen Begriffen, davon ſie Zeichen ſind. Der Gebrauch hat dieſe Uebereinſtimmung willkührlich und meiſtens zufälliger Weiſe eingeführet. Daher iſt ſich auch nicht zu verwundern, daß eben dieſer Gebrauch, der mehr durch Zufall und Eigenſinn, als durch Vernunft geleitet wird, ſo unbeſtändig und wankelmüthig iſt, ſo daß öfters Wörter, die in ihrer erſten Vereinigung mit gewiſſen Gedanken und Bedeutungen für neu, ſchön und edel gehalten worden, mit dem Laufe der Zeit entweder durch den täglichen Gebrauch oder durch eine Entweyhung in dem Munde des verachteten Pöbels ihre Würde und urſprüngliches Anſehen beynahe gänzlich verlieren; oder durch die figürliche Anwendung bey poſſirlichen, verächtlichen und ſchandbaren Dingen ſelbſt etwas verächtliches, poſſirliches, oder gar verhaßtes und eckelhaftes an ſich nehmen, das ſich unzertrennlich an ihre Bedeutung anhängt; oder endlich gar veralten und aus der Sprache verdrungen werden. Dieſem zufolge werden die Wörter und Ausdrücke in alte und neue, in edle und pöbelhafte unterſchieden. Darum hat auch in dieſer Abſicht eine geſchickte Wahl unter denſelben Platz. Wir haben ſchon in dem

einhundert und fünf und neunzigſten Paragraphe angemerket, daß man den Ton als den Körper und die Bedeutung als die Seele der Wörter anſehen kann. Auf den Grund dieſer Vergleichung müſſen wir nun ferner anmerken, daß der körperliche Theil der Wörter der Vergänglichkeit eben ſowohl unterworfen iſt, als die Leiber der Menſchen (*). Die Töne ſind nur willkührliche Zeichen der Begriffe. Daher kommt es, daß dieſelben durch tauſend Zufälle, bald durch einen geſchwinden und bald durch einen langſamen Tod zu Grunde gehen, wenn ſie aus der Uebung kommen und in einer Sprache nicht mehr gehöret werden, und alſo, wie die verſtorbenen Menſchen, ins Reich der Vergeſſenheit hinfallen. Wie nun der körperliche Theil der Wörter ganz flüchtig und hinfällig iſt: ſo iſt hingegen der geiſtige Theil derſelben, eben wie die Seelen der Menſchen, unſterblich. Die Bedeutungen der Wörter ſind gewiſſe Begriffe und Vorſtellungen in den Gedanken. Dieſe aber können niemals verloren gehen; zumal da dasjenige, was einmal in die Gedanken der Menſchen aufgeſtiegen iſt, ſich zu einer andern Zeit denſelben wiederum als gegenwärtig darſtellen kann. Daraus folget nun ganz natürlich, daß in den Sprachen die Μετεμψύχωσις oder Wanderung der Seelen der Wörter nach dem Untergange des erſten Körpers, mit welchem ſie vereiniget waren, nothwendig ſtatt habe; indem ein Gedanke oder Begriff, wenn er nicht aus dem Handel und Wandel einer Nation verloren gehen ſoll, nothwendig mit einem neuen Tone, als ſeinem Körper, vereiniget werden muß, nachdem ſein erſter und alter Körper gänzlich verweſen iſt. Folglich kann

kein

(*) HORAT. *Art. poët.*
Vt ſyluae foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: Ita verborum vetus interit aetas;
Et iuuenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque: — —
— — — Mortalia facta peribunt:
Nedum ſermonum ſtet honos, et gratia viuax.
Multa renaſcentur, quae iam cecidere: cadentque,
Quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet vſus.

kein Wort aus einer Sprache verloren gehen, es ſey denn, daß die bey einer Nation einbrechende Unwiſſenheit und Trägheit auch die Gedanken und Begriffe ſelbſt, die einmal nationaliſiret geweſen ſind, ſchändlicher Weiſe verwahrloſe. Dieſemnach iſt der Wahn in der Beredſamkeit von der gänzlichen Zernichtung der Wörter faſt eben ſo ſchädlich, als der Irrthum, daß in dem Tode mit dem menſchlichen Körper der ganze Menſch zu Grunde gehe, in der Sittenlehre iſt. Und dennoch iſt dieſer Wahn bey den Deutſchen weit allgemeiner, als man ſich gemeiniglich einbildet. Sie ſind dreiſte genug, Wörter und Redensarten als ungewöhnlich und veraltet zu verwerfen, wenn ſie ſchon die vorbeſtimmten Gedanken und Begriffe mit neuen und gleichgeltenden Zeichen auszudrücken nicht im Stande ſind, man wollte ſich denn mit kahlen und matten Umſchreibungen, womit ſie ſehr verſchwenderiſch ſind, abſpeiſen laſſen. Allein verrathen ſie ſich nicht eben damit, daß nicht ſo wohl die Wörter nach ihrem körperlichen Theile veraltet, aus der Uebung und in Abgang gekommen ſind, als daß ſie ſelbſt die damit verbunden geweſene Begriffe und Gedanken nach ihrer beſtimmten Einſchränkung durch ihre Nachläſſigkeit verwahrloſet und in Vergeſſenheit geſetzet und dadurch nicht allein die Sprache, ſondern auch die Wiſſenſchaft und Erkenntniß ihrer Mitbürger geſchmälert haben? Und da es unmöglich und widerſinnig iſt, zu behaupten, daß der Gebrauch in dem täglichen und gemeinen Umgange genugſam ſey, alle Wörter in einer Sprache zu bewahren, ſo wenig als derſelbe genugſam iſt, alle nützlichen Gedanken und Begriffe zu erhalten; folglich da man nicht alle Wörter und Redensarten, die in dem gemeinen Gebrauche nur ſelten oder niemals vorkommen, als ungebräuchlich, alt und verlegen verwerfen kann: ſo iſt man berechtiget, von demjenigen, der ein Wort als alt und ungebräuchlich für verwerflich achtet, zu fodern, daß er uns in guten neuern Schriften ſolche Stellen zeige, wo eben dieſelben Begriffe und Gedanken nicht nur überhaupt, ſondern in einer gleichen Abſicht und Einſchränkung mit neuen und gleich viel geltenden Zeichen ausge-

drücket werden. Kann er auf dieſe Weiſe ſein Urtheil nicht rechtfertigen: ſo wird er bekennen müſſen, daß nicht das Wort, ſondern der Begriff von ihm als ungebräuchlich und veraltet unbeſonnener Weiſe verurtheilet worden und daß er dadurch die Schriftſteller ſeiner Zeit einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit unwiſſend angeklaget habe. Aus dieſem allem ziehen wir nun den Schluß, daß man mit Recht kein Wort als alt und verlegen verwerfen kann, ſo lang man in einer Sprache nicht ein anders gleichgültiges aufweiſen kann, welches dienet, den Begriff deſſelben in einem gleichen Lichte vollkommen auszudrücken. Folglich ſind geſchickte Schriftſteller und Ueberſetzer, welche die Sprachen als Hülfsmittel zur Fortpflanzung der Weisheit und Erkenntniß beſorgen, verbunden, ſorgfältig zu verhüten, daß keine gute alte Wörter, die eine gemeſſene Bedeutung haben, durch ihre Nachläſſigkeit zugleich mit den Begriffen ſich aus einer Sprache verlieren oder in Abgang kommen. Dieſes aber wird geſchehen, wenn ſie mehr als hiebevor beſtiſſen ſeyn werden, in ihren Schriften und Ueberſetzungen, ſtatt der ſo gewohnten matten und ſeichten Umſchreibungen, die Begriffe mit nachdrücklichen deutſchen Wörtern kräftig auszudrücken und dieſelben aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorzuziehen. Die Gedanken ſind mit den Worten unzertrennlich verknüpfet und gleichgültige Wörter geben eben keinen Beweis von dem Reichthume einer Sprache ab. Was nun im Gegentheile die Einführung neuer und zuvor unbekannter Wörter anlanget: ſo müſſen wir hier zween Fälle wohl unterſcheiden. Entweder will man ganz neue und bisher in einer Sprache unbekannte Begriffe einführen; oder die Begriffe, deren Zeichen verloſchen ſind, müſſen mit neuen Körpern verſehen werden. In dem erſten Falle iſt es ganz unſtreitig, daß man einem, der einen ganz neuen und zuvor in unſerer Sprache unerhörten Begriff ausdrücken will, erlauben muß, neue Zeichen oder Wörter zu erfinden (**). In dem andern Falle, wenn ein Begriff in

(**) HORAT.

in einer Sprache ſchon zuvor bekannt und eingeſeſſen und alſo ſchon mit einem Zeichen und Ausdrucke verbunden war, ſieht jedermann, daß die Einführung neuer Wörter in dieſem Falle von keiner ſo unumgänglichen Nothwendigkeit ſey, als in dem erſtern Falle. Man kann ja zur Noth das alte Wort brauchen, wofern man nicht im Stande iſt, den Abgang deſſelben mit einem deutlichern, nachdrücklichern und bequemern zu erſetzen (*). Dasjenige, worinn dieſe anbefohlene behutſame Vorſichtigkeit beſteht, bezieht ſich auf beide Fälle; theils auf ganz neue Wörter, dadurch ganz neue und vorhin unbekannte Begriffe bezeichnet werden ſollen (**), theils auf die Erneuerung ſolcher Zeichen, darinn entweder ganz oder zum Theil vorhin bekannte Begriffe eingekleidet werden ſollen (*); wozu die Zuſammenſetzung verſchiedener Syllben oder Wörtchen in einem um etwas neuen Tone gehöret. Es giebt freylich ſelten ganz neue Begriffe, die nicht ſchon zum Theile, zumalen in einer angebaueten Sprache, üblich geweſen wären. Folglich ſind die meiſten von dieſen Begriffen nicht ſowohl in Anſehung ihrer Materie, als in Anſehung ihrer Form, neu; und man wird ſelten einen neuen Begriff antreffen, der ſich nicht durch eine Umſchreibung erklären laſſe. Aus dieſem ſchlieſſen wir, daß die vorgeſchlagene neue Verbindung und Zuſammenſetzung alter Syllben

— — — — Si forte neceſſe eſt
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum,
Fingere cincturis non exaudita Cethegis
Continget, debiturque licentia ſumta pudenter.

(*) HORAT.
In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis.

(**) HORAT.
Et noua fictaque nuper habebunt verba fidem, ſi
Graeco fonte cadant parce detorta.

(*) HORAT.
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit iunctura nouum — —

ben und Wörter, die nur auf dieſe Weiſe noch nicht verbunden worden, zulänglich ſey, die meiſten ſogenannten neuen Begriffe deutlich und wahrſcheinlich auszudrücken, ohne daß man nöthig habe, ganz neue und vorhin unerhörte Töne aus fremden Sprachen einzuführen. Doch wo ſich irgend einmal eine Nothwendigkeit dazu ereignen ſollte: ſo muß man den Rath, ſich dieſer Erlaubniß ſparſam zu bedienen und die Herleitung der Wörter nicht aus fremden Quellen zu zwingen, nicht aus der Acht laſſen. Wenn in der Natur neue Dinge entdecket oder in der Kunſt neue Sachen erfunden werden: ſo bekommen ſie ihre Namen meiſtens von denen, welche ſie erfinden und am erſten bekannt machen. Wenn nun die Sachen bey einer andern Nation mit ihrem Namen zugleich eingeführet werden: ſo würden wir dem andern unverſtändlich ſeyn, wenn wir die Sachen mit einem andern Namen benennen wollten. In dieſem Falle muß die Deutlichkeit der Reinigkeit vorgehen und wir müſſen die fremden Namen in ſoweit in unſere Sprache aufnehmen. Man könnte zwar auch in dieſen Fällen gar wohl die Reinigkeit beybehalten, wenn geſchickte und erfahrene Leute Befehl hätten, für die neuen Sachen jederzeit neue Namen zu erfinden, welche der Natur ihrer Sprache gemäß wären; denn dieſes wäre eben ſo gut möglich, als es dem Erfinder geweſen iſt, der neuen Sache einen Namen in ſeiner Sprache beyzulegen. Allein da wegen der Sprachen noch zur Zeit keine beſondere Verordnungen vorhanden ſind: ſo iſt auch hierinnen nichts mit Fortgange zu unternehmen, ſondern man muß in dieſem Stücke der Gewohnheit den Lauf laſſen. Die Griechen ſind die vornehmſten Erfinder und Verbeſſerer der Wiſſenſchaften geweſen und dahero haben auch die meiſten Theile und Stücke in denſelben griechiſche Namen bekommen. Die Franzoſen haben die Kriegskunſt eher in die Ordnung gebracht, als die Deutſchen und daher kömmt es, daß die Kriegsbefehlhaber, das Kriegsgeräth und die Kriegsverrichtungen bey uns meiſtens franzöſiſche Benennungen führen.

Eben dieſelben haben eher, als wir, Werkſtätte zur Verbeſſerung der Künſte angeleget und auf die Veränderungen in den Kleidern gedacht, und dieſes iſt die Urſache, daß wir ſonderlich ſo viele Zeuge und Arten der Kleider nicht anders, als franzöſiſch, zu nennen wiſſen. Dieſes Geſätz der Deutlichkeit geht ſo weit, daß wir den einmal eingeführten Namen behalten müſſen, wenn er auf ganz und gar falſch, oder doch die Ausſprache deſſelben unrecht iſt. Ungeachtet wir nun dieſes wiſſen: ſo würden wir doch gar ſehr wider die Deutlichkeit handeln, wenn wir die richtigere Benennung und die eigentliche Ausſprache gegen die allgemeine Gewohnheit gebrauchen wollten. Es iſt aber auſſer der Undeutlichkeit noch eine andere Urſache vorhanden, welche dergleichen Neuerungen allenthalben einzuführen widerräth. Nemlich, ein jedes Wort läßt durch ſeine Figur und Schall in der Einbildungskraft ein körperliches Bild zurück. Wenn man nun das Wort anders ausdrücket: ſo wird dadurch das gedachte Bild geändert und wir werden anfangs darüber irre, weil uns ſolches dadurch einigermaſſen unkenntlich gemachet wird. Dieſes iſt die Urſache, warum man alle ſolche Aenderungen auf gewiſſe Art haſſet und die Einführer derſelben öfters darüber auszuſpotten pflegt. Indeſſen ſind dergleichen neue Wörter aus fremden Sprachen mit Behutſamkeit einzuführen, wobey man dieſe zwo Regeln in Acht nehmen muß: 1) daß man dabey die Aehnlichkeit mit unſerer Sprache beobachte; 2) daß man dabey, ſo viel möglich iſt, die Ausſprache der vorigen Mundart nachahme. Gewiſſe Wörter ſind dergeſtalt eingeführet und haben eine ſolche Bedeutung in einem fremden Lande erlanget, daß man ſie gar nicht mehr mit andern verwechſeln kann. Zu dieſer Klaſſe gehören alle diejenigen Wörter, die zwar urſprünglich aus einer fremden Sprache herſtammen, aber durch eine lange Verjährung und Gebrauch ſo verſtändlich und allgemein geworden ſind, daß man von ihnen ſagen kann, ſie haben das deutſche Bürgerrecht von alten und undenklichen Zeiten hergebracht, deſſen ſie auch ohne Schwä-

chung

chung der Deutlichkeit der Rede nicht wohl entſetzet werden können. Wiewohl man nun in ſolchem Falle guten Grund hat, die Deutlichkeit der Reinigkeit der Schreibart vorzuziehen: ſo folget darum nicht, daß man in allen Fällen die Reinigkeit der Deutlichkeit aufopfern müſſe. Denn wie wollte man ſonſt die Sprachenmengerey verhüten oder verwerfen können? Man müßte auf dieſen Grund alles, was der ſchlimme Gebrauch und eine einreiſſende ungegründete Mode einführet, allgemein und verſtändlich machet, ohne Ahndung gut heiſſen und mit einer blinden und gehorſamen Trägheit zuſehen, wie eine Sprache nach und nach gänzlich zum Baſtarde gemachet, an ihrer Reinigkeit geſchändet und zu einem unreinen Gemenge und Sammler alles Auswurfes fremder Sprachen werden würde. Wenn demnach noch einige Sorge für die Erhaltung der Reinigkeit einer Sprache Platz haben ſoll: ſo muß man von denen oben angemerkten fremden aber gänzlich naturaliſirten Wörtern diejenigen wohl unterſcheiden, die ſich durch eine ſchlimme Gewohnheit eingeſchlichen haben und ihr Bürgerrecht nicht genugſam behaupten können. So muß man auch zwiſchen der gemeinen Sprache, zwiſchen der Gewerbs- und Handwerksſprache und zwiſchen der Sprache der Gelehrten einen genauen Unterſchied machen. Wir verſtehen durch die Gewerbs- und Handwerksſprache, diejenige Sprache und Schreibart, deren ſich gewiſſe Geſellſchaften oder Stände in ſolchen Geſchäften, die das gemeine und bürgerliche Leben angehen, zu bedienen pflegen, als z. E. die Staats- und Kriegskanzleyen, die Gerichte, die Aerzte und Wundärzte, die Gottesgelehrten in Unterweiſung des gemeinen Volkes ꝛc. In dieſer Sprache muß man die Aehnlichkeit ſamt dem allgemeinen Gebrauche beobachten, wenn man ſich nicht bey andern verdrüßlich und verhaßt machen will, und ſich inzwiſchen mit der Hoffnung tröſten, daß künftig dießfalls durch hohe Verordnung und das Anſehen groſſer Herren eine allgemeine Verbeſſerung werde vor die Hand genommen werden. Durch die Sprache der Gelehrten aber verſtehen wir die Schreibart derjenigen, die ſich neben

der

der Aufnahme der Wiſſenſchaften zugleich um die Verbeſſerung der Sprache bekümmern. Wenn dieſe ſich vorſetzen, die Wiſſenſchaften oder Geſchichten ihren lehrbegierigen Mitbürgern in ihrer Mutterſprache zu erklären: ſo halten ſie es zugleich für ihre Pflicht, die Reinigkeit dieſer Sprache, ſo viel möglich iſt, herzuſtellen und die fremden Wörter und unrichtigen Veränderungen derſelben mit andern, welche ihrer Natur gemäſſer ſind, zu verwechſeln. So hat der groſſe Lehrer Deutſchlandes, Herr Chriſtian Wolf, als er die Theile der Weltweisheit in ihrer natürlichen Verknüpfung der deutſchen Nation in ihrer Sprache vor Augen legen wollte, aus einer löblichen Sorge für die Verbeſſerung der Sprache, es glücklich gewaget, alle die lateiniſchen Kunſtwörter, die bis daher aberglaubig für geweihet angeſehen worden, mit guten deutſchen Wörtern zu verwechſeln. Dieſes Exempel hat hernach andere angereitzet, in der Sprach- und Redekunſt ein gleiches zu verſuchen. Da zuvor die Geſchichtſchreiber dem verderbten Geſchmacke allzuviel nachgegeben: ſo können wir nun groſſe Männer aufweiſen, die durch die Reinigkeit der deutſchen Schreibart ſich in einen ſolchen Ruf und Anſehen geſetzet haben, daß ſie allen künftigen Verfaſſern in dieſer Art zum Muſter dienen werden. Ja durch den allgemeinen Beyfall, welchen dieſe vortrefflichen Männer wegen dieſer vorgenommenen Veränderung erhalten, iſt die Liebe für die Reinigkeit der Sprache ſo gar rege geworden, daß auch die Zeitungsſchreiber Muth bekommen haben, manche dergleichen Veränderungen einzuführen. Es iſt dabey ſo fern, daß dieſe Veränderungen, ob die deutſche Sprache gleich dadurch mit einer Menge neuer Wörter bereichert und eben ſo vieler fremder entladen worden, der Deutlichkeit einigen Abbruch gethan habe, daß dieſelbe vielmehr dadurch nicht wenig befördert worden. Was im übrigen diejenigen Begriffe anlanget, die nur in Abſicht auf die Form und Einſchränkung ſind, und die hiemit durch eine bloſſe Veränderung der Form ſchon bekannter Wörter ausgedrücket werden können: ſo iſt dießfalls mehrere Freyheit vergönnet, wofern

fern die Aehnlichkeit in der Vergeſtaltung nicht aus der Acht gelaſſen und die Deutlichkeit nicht geſtöret wird (**). Es kann auch ein dergleichen neues Wort dem Pöbel ſelbſt nicht anſtöſſig ſeyn, woſern ihm nicht ein anders bekannteres Zeichen im Sinne iſt. Das hieſſe den Eigenſinn bis aufs Unvernünftige getrieben, wenn man unſern heutigen Schriftſtellern verbieten wollte von andern Dingen und anders zu denken, als unſere Voreltern oder auch als der Pöbel. Iſt aber dieſes erlaubt: ſo wird damit der Gebrauch neuer Wörter, die aus einer Zuſammenſetzung oder kleinen Veränderung bekannter Wörter in ihrer Form erwachſen, zugleich für nothwendig erkläret. Der zweyte Unterſchied der Wörter, ſo von dem Gebrauche herrühret, iſt, daß einige für edler, andere aber für pöbelhafter und unedler gehalten werden. Unter dem Titel unedler und ſchlechter Wörter begreifen wir demnach diejenigen, die erfunden worden ſind, ſchlechte, geringe und verächtliche Dinge zu bezeichnen; wie auch die, welche durch den gemeinen Gebrauch in dem Munde des Pöbels gleichſam entweyhet worden und etwas verächtliches oder widriges zu ihrer erſten Bedeutung an ſich genommen haben. Unter dieſen Wörtern und Redensarten muß demnach eine geſchickte Wahl getroffen werden; und dieſe Wahl muß allezeit nach der Würde und Beſchaffenheit der Sachen, die man vorſtellen will, ſich richten und davon beſtimmet werden, weil dieſes die Haupteigenſchaft einer guten Schreibart iſt, daß ſie natürlich, das iſt, den Gedanken und Sachen gemäß ſey. Ueberhaupt zwar haben alle Wörter und Redensarten, auch niedrige und pöbelhafte Ausdrückungen und Sprichwörter, wenn ſie nur

(**) HORAT.

— — — — — Quid autem
Caecilio, Plautoque dabit Romanus, ademptum
Virgilio, Varioque? Ego cur, acquirere pauca
Si poſſum, inuideor? quum lingua Catonis et Ennî
Sermonem patrium ditauerit, et noua rerum
Nomina protulerit? licuit ſemperque licebit,
Signatum praeſente nota procudere nomen.

nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen, ihren beſondern Ort und Werth in einer gewiſſen Schreibart (*). Gemeine und pöbelhafte Redensarten dienen öfters, eine Sache weit deutlicher und nachdrücklicher vorzuſtellen, als die zierlichſten Ausdrücke (**). Dieſe Anmerkung wird mit dem Grunde unterſtützet, weil uns dergleichen Wörter durch den täglichen Gebrauch ganz gemein worden und die Gewohnheit machet, daß dergleichen Vorſtellungen uns je länger je richtiger und glaubwürdiger vorkommen. Dieſemnach kömmt es in der Wahl und dem Gebrauche der Wörter und Redensarten lediglich darauf an, daß man beſtändig diejenigen vor andern erwähle, welche ſich für die Sache, die man dadurch vorſtellen will, am beſten ſchicken und bey andern eben denſelben Eindruck hervorbringen, den der Schriftſteller ſelbſt aus der Vorſtellung der Sache bey ſich empfindet. Schöne Wörter ſind in der That das natürliche und eigentliche Licht unſerer Gedanken, und die Wahl derſelben hat, nach der Erinnerung Longins, „eine wun„derbare Kraft zu reitzen und zu bewegen. Die Redner „und alle Schriftſteller insgemein, die ſich beſtreben, „erhaben zu ſchreiben, erhalten von keiner Sache mehr „Zierde, Glanz, Anſehen, Nachdruck, Stärke für ihre „Werke, als von der Wahl der Wörter. Durch die „Wörter leuchten alle die beſagten Tugenden in einer „Schrift, wie in einer vollkommenen Schilderey hervor; „und ſie theilen den Sachen die Rede und Bewegung, „Seele und Leben mit (*).“ Allein ungeacht dieſer ziem-

(*) QVINTILIAN. *Lib. X. cap.* 1. Omnibus fere verbis praeter pauca in oratione locus eſt; nam ſcriptores iamborum veteriſque commoediae etiam in illis ſaepe laudantur. — — — Omnia verba, exceptis de quibus dixi, ſunt alicubi optima; et humilibus interim et vulgaribus opus eſt; et quae cultiore in parte videntur ſordida, *vbi res poſcit*, proprie dicuntur.

(**) S. Longin in der ein und dreyſſigſten Abtheilung vom dem Erhabenen.

(*) S. Longin in der dreyſſigſten Abtheilung.

ziemlich hochgeſpannten Lobrede muß Longin doch ſelbſt geſtehen, daß dieſe Pracht der Wörter ſich nicht allenthalben gebrauchen laſſe, woraus folget, daß ſchöne und prächtige Wörter ihre Pracht und Kraft verlieren, wenn ſie am unrechten Orte angebracht werden und mit der Sache nicht übereinſtimmen. Dieſe ganze mit vieler oratoriſcher Schminke angeſtrichene Lobeserhebung des griechiſchen Kunſtrichters von der Wahl ſchöner Wörter und ihrer Kraft will nur allein ſo viel ſagen, die Wörter müſſen ſich zu den Gedanken ſchicken und in Anſehung ihres Schalles, der Kraft der Bedeutung, des Schmuckes ähnlicher Bilder und des Werthes, den der Gebrauch ihnen mittheilet, mit der Schönheit und Erhabenheit der Sache ſelbſt übereinſtimmen, dieſelbe weder verdunkeln noch hinunter ſetzen, ſondern empor heben und in ihrem rechten Vortheile vorſtellen, welches alles ſagen will, die Schreibart müſſe natürlich ſeyn. Gleichwie nun in dieſer Uebereinſtimmung der Wörter und des Ausdruckes mit den Gedanken der Charakter der ſchönen Schreibart beruhet: ſo iſt es im Gegentheile allemal ein Zeichen einer verwerflichen Schreibart, wenn ſich zwiſchen den Gedanken und dem Ausdrucke einiger Misverſtand und falſche Stimmung befindet; es ſey daß ein prächtiger Ausdruck geringen Sachen, oder im Gegentheile ein ſchlechter und lüderlicher hohen und erhabenen Dingen beygeleget wird. Wenn man geringe Sachen in hohe und herrliche Redensarten einhüllen wollte: ſo würde es ungeſchickt und lächerlich ausſehen. Hingegen kann nichts das Erhabene mehr verunehren, als ſolche Wörter, die den Werth einer Sache nicht erreichen oder nicht erſchöpfen (**). Wir können nicht umhin, hier den allzu verzärtelten Geſchmack und Eckel der franzöſiſchen Nation in der Wahl der Wörter zu beſtrafen und die Dürftigkeit ihrer Sprache in der Vorſtellung unzähliger kleiner Dinge zu bedauren. Boileau ſelbſt ſagt hierüber: „Eine jede Sprache hat wahrhaf„tig etwas wunderliches; aber die franzöſiſche iſt mehr „als

(**) S. Longin in der 43ſten Abth.

„als andere eigenſinnig mit den Wörtern, und wiewohl „ſie über gewiſſe Materien einen Reichthum von ſchö„nen Wörtern beſitzt: ſo giebt es doch nicht wenig andere „Sachen, worinnen ſie ſehr arm iſt; es iſt eine groſſe „Anzahl kleiner Sachen, welche ſie nicht auf eine edle „Weiſe ſagen kann„ (*). Auch der Herr Voltaire kann dieſen Mangel der franzöſiſchen Sprache nicht in Abrede ſeyn; allein derſelbe iſt von Boileaus vernünftiger Beſcheidenheit ſo weit entfernet, daß er noch ſeinen Stolz damit unterhält. Er ſagt uns mit einer geheimnißvollen Mine: „Ich darf verſichern, daß die franzöſiſche „Sprache die Hoheit nur allzuſehr liebet, und ich will „hier ein Geheimniß eröfnen, ſollten ſich gleich die „Engländer deſſen uns zum Nachtheile bedienen, wir „können in unſern heroiſchen Gedichten die gemeinen „Sachen ſchwerlich glücklich geben. Die Gemüthsart „der Nation und folglich die Beſchaffenheit der Sprache „geſtatten uns nicht, die Rüſtung eines Pferdes, die „Räder eines Wagens und andere dergleichen Dinge „zu beſchreiben; wir können zwar das Feldleben insge„mein loben, aber nicht alle kleinen Umſtände in dem„ſelben ausſetzen. Alle unſere guten Schriftſteller, welche „die Natur unſerer Sprache, dieſen Punct belangend, „gekennt, haben dieſes mit allem Fleiſſe vermieden„ (**). Was mag wohl der Grund dieſes Eckels ſeyn? Kein anderer, als daß dieſe Wörter, welche die gemeinſten und alltäglich vorfallenden Geſchäften ausdrücken, in dem Munde der niederträchtigen Perſonen, die ſie gemeiniglich gebrauchen, etwas plattes und pöbelhaftes an ſich genommen haben, welches ſich zu der eigenen Idee, ſo ſie bezeichnen ſollen, angehänget hat, daher dem Zuhörer, wenn ein ſolches Wort geſprochen wird, neben der Hauptidee zugleich dieſe zufällige in den Sinn kömmt, und dieſes iſt die Urſache, daß dergleichen Wörter bey hohen Anläſſen und von vornehmen Perſonen nicht ge-

 brau-

(*) S. Boileau in ſeiner neunten critiſchen Betrachtung über Longin.

(**) S. Voltaire in ſeinem Verſuche über die epiſche Poeſie.

brauchet werden können, ohne daß die herrliche Idee, die man von ihnen jemanden beybringen will, durch das verächtliche Weſen, das dem Worte von der zufälligen Bedeutung anklebet, angeſtecket und verderbet werde. Da nun alle Wörter dem Schickſale, auf dieſe Weiſe von ihrer Würde hinuntergeſetzet und entehret zu werden, unterworfen ſind: ſo machen ſich die franzöſiſchen Schriftſteller einer ziemlichen Nachläſſigkeit ſchuldig, daß ſie ſich nicht ſorgfältiger erwieſen haben, dieſe Wörter von der Niedrigkeit, die ſie in ihrem Umgange mit ſchlechten Leuten bekommen mußten, zu retten. Sie hätten dieſes leicht zuwege gebracht, wenn ſie dieſelben in ihren geſchickten Schriften nur oft bey hohen Anläſſen nach ihrer ungemiſchten Bedeutung gebrauchet hätten. Denn es ſteht eigentlich geſchickten Schriftſtellern zu, eine Sprache zu bilden und einzurichten, ausgenommen, man wolle durch eine Sprache eine unerleſene und ungeheure Sammlung von allen Wörtern, ſo wohl guten als ſchlimmen, ſo wohl alten als neuen, verſtehen. Ohne dergleichen Vorſorge muß eine Sprache nothwendig arm werden. Sie muß die Tüchtigkeit verlieren, eine Menge Kleinigkeiten, welchen der Schöpfer in der Natur einen Platz gegönnet hat, geſchickt auszudrücken. Wie verderblich iſt dieſer Eckel, der öfters eine weſentliche Schönheit verachtet und ihr einen bloſſen Schall vorzieht! Ein Eckel, dem Blanca den Vorzug über ihre ſchönere Schweſter **Urraca** zu danken hatte; in welcher Stelle uns die ſpaniſche Geſchichte das Genie der Franzoſen in dieſem Stücke ſchon in jenem Zeitpuncte verräth (*). Die vom König **Philipp** dem Schönen an **Alphons** den **Neunten** abgefertigte franzöſiſche Geſandſchaft, um eine von beiden königlichen Prinzeſſinnen für ihren Herrn zu werben, wählete jene, bloß weil ihr Name in franzöſiſchen Ohren weit ſanfter und lieblicher klänge. Von dieſer Art iſt der Eckel der franzöſiſchen Kunſtrichter und Schriftſteller; und daher ſind zween Irrthümer entſtanden, auf welche ſie derſelbe verleitet hat.

(*) S. *Huart* Scrutinium ingeniorum cap. XVI. p. 501.

hat. Einer beſteht darinnen, daß ſie ihre verunehrten und mit verächtlichen Nebenideen angeſteckten Wörter auf reine und unentweihete Wörter einer andern Sprache reimen wollen und aus dieſem irrigen Grundſatze ſich vermeſſen, geſchickte und herrliche Gedanken der berühmteſten Schriftſteller, inſonderheit griechiſcher für tadelhaft zu erklären. Sie verringern und ſchänden dieſelben durch ihre niedrigen Ueberſetzungen und ſetzen alsdann ſolche zum Grunde ihres Tadels. Der andere Irrthum, welcher ebenfalls von dem ſchädlichen Eckel der Franzoſen entſtanden iſt, verführet ſie manchmal, daß ſie der Natur ſelbſt Eingriff thun. Voltaire bekennet in der oben angezogenen Stelle, daß die Poeten ſeiner Nation nicht nur für eine unendliche Menge Sachen keine Namen haben, ſondern daß ſie ſolche nicht einmal durch eine Umſchreibung geben dörfen. Dieſes will denn ſo viel ſagen, daß die Ideen ſelbſt von gemeinen und gewöhnlichen Sachen einem Franzoſen zu ſchlecht und eckelhaft vorkommen. Allein heißt das nicht, eckler ſeyn wollen, als die Natur, und dieſe eines gröbern Geſchmackes beſchuldigen? Wir zweifeln nicht, es werde Voltairen bey dieſer groſſen Verzärtelung ſeines Geſchmackes leid ſeyn, daß der Schöpfer ſolche kleine niedrige Sachen, womit die Anatomie und die Mechanik umgehen, in die Schöpfung hineingebracht hat. Wir Leute von gröbern Empfindungen nehmen alles mit Vergnügen an, was erſtlich in der Schöpfung vorhanden iſt und was hernach die Kunſt von ihr nachgeahmet hat. Wir ſchlieſſen auch keines von den Werken der Natur oder der Kunſt aus der Poeſie aus, welche eine Nachahmerinn derſelbigen iſt. Denn es mögen noch ſo geringſcheinende Kleinigkeiten ſeyn: ſo dienen ſie uns allezeit zur Ausfüllung der Abſtände zwiſchen ihnen und den gröſſern Sachen und laſſen uns durch ihre Niedrigkeit die Erhöhung derſelbigen wahrnehmen. Das Leere in der Poeſie muß nothwendig ſo verderblich ſeyn, als in der Schöpfung ſelbſt, wo mit Hinauswerfung eines Grades alles Ebenmaaß aufhöret und wo nach Zerbrechung eines Rings die ganze groſſe Kette zerriſſen wird, dieſer Ring mag der zehnte oder der zehntauſendſte ſeyn.

§. 200.

Die poetiſche Sprache iſt eine künſtliche Verbindung der poetiſchen Farben, wodurch der Poet ſeine Gedanken ſichtbar entwerfen und in die Phantaſie ſeiner Leſer ſo lebhaft abſchildern kann, als wenn ſie ihm wirklich vor Augen ſchwebeten. Der Poet muß alſo, gleich dem Maler, ſeine Farben nicht allein wohl kennen und geſchickt zu miſchen, ſondern auch an dem rechten Orte und mit ſo beſcheidener Kunſt aufzutragen wiſſen, daß die Schönheit des Ausdruckes, die in der Uebereinſtimmung mit den Gedankensbildern beſteht, dadurch befördert und in ihr rechtes Licht geſetzet werde. Bisher iſt von der Schönheit der poetiſchen Farben, inſofern ſie durch ihren reitzenden Schein dem ſinnlichen Werkzeuge ein zufälliges Ergetzen gewähren können; von der nothwendigen Unterſcheidung der mancherley Abſätze bey einer jeden Farbe und von dem ungleichen Werthe derſelben in Anſehung ihres Gebrauches, beſonders die Rede geweſen; da gewieſen wurde, was von dem Wohlklange der Wörter, ihrer Gleichgültigkeit und ihrer verſchiedenen Würde zu halten und wie die Wahl derſelben darnach einzurichten ſey. Jetzt iſt es Zeit, von der harmoniſchen Verbindung der Farben in einem poetiſchen Ausdrucke einen nähern Unterricht zu ertheilen und zugleich zu lehren, woher die maleriſche Kraft derſelben entſtehe, wie auch alsdann die Geheimniſſe der poetiſchen Malerkunſt in Abſicht auf den harmoniſchen Ausdruck zu entdecken. Hier iſt die Stelle für die Erklärung der Art und Natur desjenigen maleriſchen Ausdruckes, womit der Poet ſeine Schildereyen in den ruhigern Theilen eines Gedichtes, wo er ſelbſt mit ziemlich geſetztem Gemüthe das Wort allein führet, gleichſam mit lebendigen Farben ganz ſichtbar entwirft. Da nun der ruhige Poet, wenn er in ſeiner eigenen Perſon redet, entweder beſchreibt oder erzählet: ſo iſt hier die Kunſt der poetiſchen Erzählung und Beſchreibung in Abſicht auf den maleriſchen Ausdruck zu erklären. Es kann nemlich der Poet ſeinen hiſtoriſchen Vorſtellungen mittelſt der poetiſchen Farben einen ſichtbaren

baren Nachdruck und eine maleriſche Kraft zulegen, es ſey, daß ihn ſein Vorhaben nöthiget, ſich in ausführliche Beſchreibungen zu ergieſſen und die Sachen mit einer maleriſchen Sorgfalt abzuſchildern; oder daß er nur erzählen und eine ganze Reihe der Dinge in ihrer Folge und Verbindung mit fertigen und raſchen Pinſelzügen entwerfen ſoll. Dieſe Kunſt aber und die ganze Kraft derſelben beruhet auf dem geſchickten Gebrauche der Beywörter; dieſes ſind die poetiſchen Farben, die den poetiſchen Schildereyen und Erzählungen einen reitzenden Glanz mittheilen und ſie über die matte und hiſtoriſche Erzählung weit erheben. Wenn wir die Beywörter und Nebenwörter überhaupt in ihrem Urſprunge und Weſen betrachten: ſo müſſen wir in dieſer Abſicht geſtehen, daß ſie nothwendige Theile der Rede ſind, welche dienen, unſere Gedanken zu beſtimmen, einzuſchränken und zu unterſcheiden; ohne welche eine Rede voller Dunkelheit und Ungewißheit ſeyn würde. Da nun aber die Deutlichkeit die erſte und vornehmſte Eigenſchaft einer guten Rede iſt, in ſofern ſie eine getreue Dollmetſcherinn unſerer Gedanken ſeyn ſoll: ſo iſt offenbar, daß dieſe Beywörter und Nebenwörter in allen Gattungen der Rede ganz unentbehrlich ſind und ohne Nachtheil der Deutlichkeit nicht weggelaſſen werden können. Sie heiſſen Beywörter und Nebenwörter, weil ſie den Nennwörtern und Hauptwörtern zugeſetzet werden, eine gewiſſe Beſchaffenheit derſelben zu erklären, die in einer gewiſſen Abſicht vor andern erwogen zu werden verdienet. Einer jeden Perſon oder Sache, die durch Nennwörter bezeichnet wird, wohnen gemeiniglich mehrere beſondere Eigenſchaften bey, welche in einem ganz ungleichen Lichte betrachtet werden können. So ſind auch die Zeitwörter, die ein Thun oder Leiden bezeichnen, in ihrer allgemeinen Bedeutung viel zu ungewiß, als daß ſie uns einen deutlichen Begriff ſollten erwecken können. Das Thun und das Leiden kann von verſchiedenen Urſachen herrühren, mit verſchiedenen Zufällen und Veränderungen verknüpfet ſeyn, nach verſchiedenen Graden wachſen und nach verſchiedenen Regeln beurtheilet werden. Da nun die

Urtheile der Menſchen größtentheils auf einzelne und beſondere Dinge gehen; da das Vermögen, uns eine Sache vorzuſtellen, nur auf gewiſſe von andern abgeſonderte Eigenſchaften eingeſchränket iſt; da aller Unterſchied des Thuns und des Leidens von den verſchiedenen Urſachen und dem ungleichen Maaſſe der Kräfte herrühret: ſo ſind die Beywörter und Nennwörter unentbehrlich nothwendig, die ungewiſſe und verwirrte Bedeutung der Nennwörter, Hauptwörter und Zeitwörter zu beſtimmen und einzuſchränken, die Begriffe zu unterſcheiden und alſo die Rede deutlich zu machen. Die Beywörter ins beſondere bezeichnen entweder eine weſentliche Eigenſchaft, oder eine zufällige Beſchaffenheit einer Sache oder Perſon. Da nun die zufällige Beſchaffenheit, die keinen Grund in dem Weſen der Sache hat, nicht nothwendig gedacht werden muß, wenn man ſich die durch das Nennwort bezeichnete Sache vorſtellet, weil ſie mit dem Begriffe der Sache keine andere als bloß mögliche Verbindung und Verwandtſchaft hat, indem ſie von demſelben nicht gänzlich ausgeſchloſſen wird: ſo iſt offenbar, warum die Beywörter, die eine zufällige Beſchaffenheit einer Sache anzeigen, unentbehrlich nothwendig ſind, den gewiſſen beſtimmten Zuſtand, in welchem ſich eine Sache nicht nothwendig und immer befindet, auszudrücken. Da hingegen die weſentlichen Eigenſchaften einer Sache allezeit beywohnen und von derſelben unmöglich getrennet werden können, als die, in ihrer Verknüpfung betrachtet, den Begriff der Sache ſelbſt ausmachen: ſo ſollte man denken, daß die Beywörter, die ſolche weſentliche Eigenſchaften der Dinge anzeigen, ganz überflüſſig wären, weil man ſich die Sachen unmöglich deutlich vorſtellen kann, ohne an ihre weſentlichen Eigenſchaften zu denken. Allein weil öfters einer Sache mehrere abſonderliche Eigenſchaften zukommen, die alle in einander gegründet und in dem Weſen der Sache eingewurzelt ſind: ſo kann es zuweilen geſchehen, daß auch der Redner in einer ganz beſondern Abſicht eine ſolche weſentliche Eigenſchaft, die er vor andern zu erwägen geben will, durch ein geſchicktes Beywort ab-

ſonderlich vorſtellen und von andern unterſcheiden muß. Die Deutlichkeit iſt eine weſentliche Eigenſchaft der Rede. Da nun, wie ſchon erwieſen worden iſt, die Beywörter und Nebenwörter auch in der gemeinen Rede die Deutlichkeit befördern ſollen: ſo folgt daraus, daß dieſelben in ihrem Gebrauche zum Verſtande unentbehrlich ſeyn müſſen. Alle diejenigen Beywörter und Nebenwörter, die ohne Abbruch der Deutlichkeit weggelaſſen werden können, ſind deswegen in der gemeinen Rede für müſſige und überflüſſige Flickwörter zu halten. Ueberflüſſige Beywörter, die keine Nothwendigkeit haben, machen die Rede nur matt und dunkel und zerſtreuen die Aufmerkſamkeit. Eine mit dergleichen unnützen Beywörtern vollgeſtopfte Rede von dieſem Ueberfluſſe entladen, heißt einen Vorhang wegziehen. Es iſt unnöthig anzumerken, daß die Beywörter und Nebenwörter ſich zur Sache ſchicken und derſelben recht angemeſſen ſeyn müſſen, ſo daß ſie die erfoderliche Beſchaffenheit eines Dings genau vorſtellen; theils, weil nicht zu vermuthen iſt, daß leicht jemand anderer, als ein aberwitziger Kopf wider dieſe Regel fehlen werde; theils, weil ein ungeſchicktes Beywort oder Nebenwort ſchon aus der Urſache verwerflich iſt, weil es keine Nothwendigkeit hat und die Deutlichkeit, die es befördern ſollte, nur ſtöret. Ein Beywort, das zum Verſtande unentbehrlich iſt, muß der Sache nothwendig auch gemäß ſeyn Ein der Sache ganz anſtändiges Beywort iſt aber darum nicht allemal nothwendig; denn die Nothwendigkeit muß nicht allein nach der Natur der Sache, ſondern auch und zwar vornehmlich, nach der beſondern Abſicht des Redenden beurtheilet werden. Wenn ein Beywort auch wirklich ſchon einer Sache diejenige Eigenſchaft zuleget, die ihr wirklich beywohnet oder die ſie anzunehmen fähig iſt; wenn aber dieſe bezeichnete Eigenſchaft nicht zugleich mit der Hauptabſicht des Redenden übereinſtimmt und den Verſtand ſeines Vortrags verbeſſert: ſo iſt das Beywort der Sache zwar gemäß, aber nicht nothwendig und unentbehrlich. Auch geſchickte Köpfe fehlen zuweilen in dieſem Stücke und man hat ſogar deswegen den groſſen Homer ſelbſt einer ziemlichen Nach-

läſſigkeit beſchuldiget (**). Die Beywörter, in ſofern ſie zum Verſtande und zur Deutlichkeit der Rede ganz unentbehrlich ſind, haben, als ein beſonderer Theil der Rede, in allen Gattungen derſelben Platz, und ihr Gebrauch gehöret zu der Sprachkunde. Hier unterſuchen wir aber nicht die Natur der Sprache und die beſondern Theile derſelben, als von welchen bereits gehandelt worden iſt; ſondern wir reden allein von der poetiſchen Sprache, in ſofern ſie von der gemeinen Redensart abweichet und eine ganz bezaubernde Kraft mit ſich führet. Wir müſſen alſo die Beywörter in einem ganz andern Lichte, als eine Quelle desjenigen Ergetzens betrachten, welches die poetiſchen Schildereyen und Erzählungen hervorbringen. In ſofern die poetiſche Malerkunſt in der Ausführung ihres Vorhabens ſich, ſtatt der Farben, der Worte und der Rede bedienen muß: hat ſie zwar dieſes mit allen Gattungen der Rede gemein, daß ihre Worte Zeichen der Gedanken und der Begriffe ſind; daß folglich kein Wort geſetzet werden darf, welches nicht nothwendig ſey, den Verſtand der Rede vollkommen zu machen. In dieſer Abſicht gilt auch hier, was bisher von dem allgemeinen Gebrauche der zur Deutlichkeit der Rede unentbehrlich nothwendigen Beywörter zu beobachten vorgeſchrieben worden iſt. Es hat aber die Poeſie noch ihr beſonderes Amt und Zweck; in ſofern ſie eine Kunſt iſt, die in der Nachahmung beſteht und durch die augenſcheinliche Aehnlichkeit ihrer Vorſtellungen mit den Originalen in der Natur angenehm zu berücken und ein empfindliches Ergetzen zu gewähren ſuchet. Der Poet begnüget ſich nicht bloß damit, daß ſeine Rede deutlich ſey und jedermann ſeine Gedanken ohne Misverſtand leicht errathen könne; er will den Leſer nicht nur unterrich-

(**) Der franzöſiſche Ariſtarch, Herr Perrault beſchuldiget ihn, daß ſeine Beywörter öfters überflüſſig ſind und dieſem Urtheile ſind die wenigen Kunſtrichter, die ſich unter den Deutſchen über dieſe Materie eingelaſſen haben, faſt einmüthig gefolget, als: Herr Gottfried Ephraim Müller in der Abhandlung von den Beywörtern in der Poeſie §. 7. und Herr Hofr. Weichmann in der Vorrede zu dem erſten Drucke der Brockeſiſchen Gedichte.

richten; ſondern ſeiner Phantaſie durch eine geſchickte Nachahmung die Sachen ganz ſichtbar vor Augen ſtellen und eben diejenigen Eindrücke in ihm erwecken, die von der wahren Gegenwart der wirklichen Gegenſtände entſtehen würden und die allemal von einem empfindlichen Ergetzen begleitet werden, wenn ſie von der Kunſt der Nachahmung herrühren. Da nun der ganze Ausdruck zu dieſem mahleriſchen Betruge behülflich ſeyn muß: ſo wird der Nachdruck der poetiſchen Vorſtellungen vornemlich durch den geſchickten Gebrauch der poetiſchen Beywörter befördert. Dieſes ſind die poetiſchen Farben, die der Poet nicht mit ſparſamer Hand und aus Noth aufträgt, ſondern womit er ſeine Gemälde reichlich ausſchmücket In der gemeinen Rede dienen ſie zwar, die Deutlichkeit des Verſtandes zu befördern: aber in der Poeſie haben ſie überdas noch einen ganz beſondern Gebrauch, indem ſie dienen, uns die Sachen ſo lebhaft vorzuſtellen, als ob wir ſie vor Augen ſähen, und uns mit unvermutheten und angenehmen Begriffen zu überraſchen. Wir nennen demnach poetiſche Beywörter allein diejenigen, die in Abſicht auf die Deutlichkeit des Verſtandes der Rede beynahe ganz müſſig und überflüſſig ſind und ohne Nachtheil derſelben weggelaſſen werden könnten. Da ſie nichts ſagen, was man nicht aus dem bloſſen Nennworte, zu welchem ſie geſetzet werdeu, verſtehen könnte, oder was nicht zum wenigſten jedermann von einer Sache bekannt iſt: ſo dienen ſie hiemit zur bloſſen Zierde und zum Nachdrucke. „Die Redner bedienen ſich, ſpricht „Pope, der Beywörter wenigemal zur bloſſen Zierde; „ſie brauchen dieſelben allein, die Sache, wovon ſie „reden, deſto beſſer auszudrücken. Die Poeten hingegen bedienen ſich derſelben alle Augenblicke ohne Noth, „damit ſie der Rede deſto mehr Anmuth verſchaffen . . . „Wiewohl aber die Beywörter eigentlich für die Poeſie „gehören und eine Rede, in welcher keine ſtehen, na„ckend und leer an Anmuth zu ſeyn ſcheint: ſo muß „nichts deſtoweniger ihr Gebrauch in gewiſſe Schran„ken gefaſſet werden.“ Die verſchiedenen Abſichten,

in welchen die Beywörter von dem poetiſchen Maler mit beſonderm Nutzen und Nachdrucke angewendet werden können, verdienen demnach genauer unterſuchet zu werden. Die Quellen des poetiſchen Schönen ſind, wie bißher weitläuftig erwieſen worden iſt, das Wahrſcheinliche, das Neue und Ungemeine und das Wunderbare. Nichts kann alſo ergetzen, als was dieſe Eigenſchaften an ſich hat. Dieſes aber bezieht ſich auf die ganze Art und Kunſt der Nachahmung, wovon der Ausdruck keinen geringen Theil ausmachet. Man kann alſo mit gutem Grunde ſagen, daß die poetiſchen Beywörter in dreyerley Abſichten mit Nachdrucke gebrauchet werden können. Sie dienen nemlich, theils die Sachen zu malen und ſie ſo lebhaft vorzuſtellen, als ob wir ſie mit eigenen Augen anſchaueten, wovon die Wahrſcheinlichkeit der poetiſchen Gemälde abhängt; theils den Sachen einen wahren Schein der Gröſſe zu geben; theils denſelben ein ganz wunderbares Anſehen mitzutheilen. Die Beywörter dienen alſo erſtlich, die Wahrſcheinlichkeit einer poetiſchen Schilderey recht deutlich zu machen. Dieſe Wahrſcheinlichkeit beruhet auf der genauen Uebereinſtimmung der Copie mit dem Urbilde; dieſe aber muß nach der Kraft, welche eine Nachahmung auf das Gemüth der Menſchen hat, beurtheilet werden. Die höchſte Stufe der Wahrſcheinlichkeit iſt, wenn die Nachahmung eben dieſelben Eindrücke und Wirkungen auf unſre Phantaſie thut, als wir von der Gegenwart der wirklichen Gegenſtände empfinden würden; ſo daß wir öfters, eben wegen dieſer Gleichheit ihrer Kraft, in Zweifel gerathen, ob wir nicht die Urbilder ſelbſt gegenwärtig ſehen. Wenn demnach der Poet ſeine Gemälde wahrſcheinlich machen will: ſo muß er dieſelben ſo lebhaft auszubilden wiſſen, daß es dem Leſer ſcheine, er höre die Sachen nicht bloß erzählen, ſondern ſehe ſie wirklich vor Augen und ſey ein gegenwärtiger Zeuge davon. Dazu dienen ihm nun die Beywörter vortrefflich. Mittelſt derſelben kann er den Geiſt des Leſers und ſeine eilfertige Neugierigkeit angenehm aufhalten und ihm ſo viel

beſondere Eigenſchaften, maleriſche Abſätze und ſinnliche Abſtände in den Sachen zur Beſchauung vorlegen, als er kaum ſelbſt wahrnehmen würde, wenn er ſie wirklich in der Natur betrachten ſollte. Durch die maleriſchen Abſätze aber verſtehen wir ſolche, ſo die Farbe, Geſtalt, Stellung und andere ſichtbare Beſchaffenheiten der Dinge betreffen und die der Maler mit wahrhaften Farben entwerfen kann. Dieſen ſetzen wir noch die ſinnlichen Abſtände bey, weil der Poet auch ſolche Beſchaffenheiten der Dinge, die dem Pinſel nachzumachen unmöglich ſind, mittelſt der Beywörter entwerfen kann. Denn die Poeſie iſt eine Malerinn nicht allein für das Geſicht, ſondern für alle Sinnen. Die Beywörter ſind auch vornehmlich bequem, die Bewegung und den Ton derjenigen Sachen, die durch Nennwörter bezeichnet werden, lebhaft auszudrücken und nachzuahmen. Zu dieſem Ende dienen beſonders die zuſammengeſetzten Beywörter, die zwar vornehmlich der griechiſchen Sprache ihre Geburt zu danken haben. Dieſe Zuſammenſetzung der Wörter iſt für die Poeſie auf eine beſondere Weiſe tauglich, nicht nur weil ſie die Schreibart erhöhet und verherrlichet, ſondern auch weil dadurch der Tonlaut mächtig verſtärket wird, mehr Klang und Pomp bekömmt und die Bilder deſto mehr Nachdruck erhalten, indem ſie durch den Ton nachgeahmet werden. Homer hat ohne Zweifel ſolche zuſammengeſetzte Beywörter mit Fleiß aufgeſuchet, damit er ſeine Schreibart ungemein über die Proſe erhöbe, und er hat ſie mit ſo vieler Geſchicklichkeit angebracht, daß ſie, ſo zu ſagen, eine Zugabe von den Gemälden der Perſonen und der Sachen ſind, derer Eigenſchaften ſie bezeichnen. Die zweyte Abſicht, in welcher die Beywörter einer poetiſchen Vorſtellung einen beſondern Nachdruck mittheilen, iſt, daß ſie gebrauchet werden, den Sachen einen Schein mehrerer Grösse zu geben. Aus dieſen Abſichten der poetiſchen Beywörter flieſſen nun natürlicher Weiſe diejenigen Regeln, die den Gebrauch derſelben einſchränken. Es muß nemlich ein jedes poetiſches Beywort einer von

dieſen Abſichten genug thun und den Eindruck, welchen der Poet erwecken ſoll, befördern; ſonſt wäre es ganz müſſig und überflüſſig. Wenn nuu oben geſaget worden iſt, daß die poetiſchen Beywörter keine ſolche Nothwendigkeit haben, als ſie in der gemeinen Rede haben und daß ſie ohne Nachtheil des Verſtandes der Rede weggelaſſen werden können: ſo muß man ſolches nicht verſtehen, als ob wir dadurch ihren Gebrauch von allen Regeln hätten befreyen wollen. Haben ſie gleich keine Nothwendigkeit ſchlechterdings in Abſicht auf die Deutlichkeit des Verſtandes der Rede: ſo folget darum nicht, daß ſie gar keine Nothwendigkeit haben; zumal da dieſe aus dem beſondern Zwecke und Nutzen, den ſie in einer Rede haben, beurtheilet werden muß. Da nun der Zweck und Nutzen der poetiſchen Beywörter iſt, die Zierlichkeit und den Nachdruck einer maleriſchen Vorſtellung lebhaft zu erhöhen: ſo folget von ſich ſelbſt, daß ſie in dieſer Abſicht nothwendig ſeyn und, nach der beſondern Abſicht des Poeten, entweder den Geiſt des Leſers in der Betrachtung der abſonderlichſten Eigenſchaften und Umſtände eines Dings angenehm aufhalten; oder den Nachdruck der vorzuſtellenden Sache in dem rechten Maaſſe erhöhen; oder ihn mit wunderbaren und unvermutheten Begriffen überraſchen und mit dem falſchen Scheine des Widerſpruchs angenehm beſchäftigen müſſen. Es muß alſo keines vergebens oder müſſig da ſtehen, ſondern ein jedes zur Abſicht des Poeten etwas beytragen und die Eindrücke, die er machen ſoll, befördern helfen. Aus dieſem läßt ſich ferner ſchlieſſen, daß man nicht um des bloſſen Wohlklangs oder des Syllbenmaaſſes willen die Verſe mit dergleichen zuſammen gebettelten Beywörtern vollſtopfen oder ſie ſonſt ohne Noth verſchwenden müſſe. Ob aber gleich die Verſchwendung unnöthiger Beywörter, die zu der Abſicht des Poeten nichts beytragen und ohne Abbruch der Zierlichkeit und des Nachdrucks der Rede wohl könnten gemiſſet werden, im höchſten Grade zu misbilligen ſind: ſo kann man doch auf der andern Seite die zu allzugroſſer Einſchränkung der Beywörter

abzie-

abzielende furchtſame Regel, welche von einigen deutſchen Kunſtrichtern ohne einigen Grund vorgeſchrieben worden iſt, eben ſo wenig gut heiſſen (*). Aus den bisher gegebenen Grundſätzen wird man leicht ſelbſt den Schluß herzuleiten wiſſen, daß die Beywörter, wenn ſie einen Grund in der Sache haben und nach der beſondern Abſicht des Poeten nothwendig ſind, alsdann allezeit eine beſondere Zierde ſeyn und ſich ihre Anzahl nach keinem andern Maaſſe einſchränken oder beſtimmen laſſe. Die poetiſchen Beywörter ſind als kleine Beſchreibungen zu betrachten, faſt auf die Weiſe, wie die Metaphoren kleine und abgekürzete Gleichniſſe ſind. Ausführliche Beſchreibungen ſind eine künſtliche Verbindung der merkwürdigſten und abſonderlichſten Umſtände und Kennzeichen, wodurch eine Sache von andern ihrer Art unterſchieden wird, in einem ordentlichen Zuſammenhange. Sie beſtehen alſo aus lauter kleinen Beſchreibungen, eben ſo, wie ein von Figuren reiches Gemäld aus vielen kleinen Schildereyen zuſammen geſetzet iſt. Die Hauptabſicht des Poeten aber kann es weder erlauben noch erfodern, daß er alle vorkommende Gegenſtände mit einer maleriſchen Sorgfältigkeit ausbilde und dieſelben ganz und von allen Seiten ſehen laſſe. Dadurch würde der Lauf der Erzählung immer unterbrochen, die neugierige Aufmerkſamkeit des Leſers abgemattet und von dem Hauptzwecke auf tauſend fremde Bilder abgeführet werden. Wohlausgeſuchte Beywörter beleben alſo und ſchmücken die poetiſche Erzählung vornehmlich aus; ſie dienen in derſelben, ſtatt ausführlicher Beſchreibungen, indem ſie eine Sache wie im Vorbeygehen mit einem einzigen aber lebhaften Pinſelzuge nach der abſonderlichſten Eigenſchaft in einem hellen Lichte vor Augen ſtellen und dadurch die Erzählung nicht allein angenehm abändern und vor Mattigkeit bewahren, ſondern auch ihren

(*) Einer von ihnen hat ſich alſo ausgedrücket: „Ordentlich „ſoll kein Wort mehr als ein Beywort haben.“ Und ein anderer: „Vielweniger muß man mehr als ein Beywort „zu einem Nennworte ſetzen.“ Welche lächerliche Folgen flieſſen nicht nothwendig aus dieſer Lehre her?

ihren Lauf und ihre Abſicht nachdrücklich befördern. Wenn man nun die Beywörter in dieſem Lichte als kleine Beſchreibungen und einen Schmuck der Rede betrachtet: ſo wird man leicht einſehen, daß das Gemüth in einer ziemlich ruhigen Verfaſſung ſeyn müſſe, welches ſich verweilet, die kleinſten und abſonderlichſten Umſtände in einer Sache mit ſolchem Fleiſſe und anhaltender Sorge zu ſchildern; und daß die ungeſtümmen Leidenſchaften zu einer ſo angenehmen und ſtillen Beſchäftigung nicht leicht geſchickt ſeyn können.

§. 201.

Nachdem wir in etlichen vorhergehenden Paragraphen von den poetiſchen Farben und der manchfaltigen Kraft und dem Gebrauche derſelben abſonderlich gehandelt haben: ſo führet uns unſer Vorhaben jetzo weiter fort, die harmoniſche Verbindung dieſer Farben in einem poetiſchen Ausdrucke zu betrachten und die Geheimniſſe und Vortheile der poetiſchen Schreibart deutlich zu erklären. Zu dieſem Abſehen wird vorträglich ſeyn, daß wir unſere Gedanken und Begriffe von der Natur der Schreibart überhaupt und von den verſchiedenen Gattungen derſelben zuerſt in eine richtige Ordnung bringen und nach dieſem ferner zeigen, worinnen die mehrere Freyheit eigentlich beſtehe, die der poetiſchen über alle andere Schreibarten zugeſtanden wird und die durch die ſichere Wirkung, mit welcher ſie ſich des menſchlichen Gemüthes bemächtiget, ihren Vorzug genugſam anpreiſet. Die Schreibart iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken mit Worten (**). Die Wörter ſind, in ihrem Gebrauche und Weſen betrachtet, nichts anders, als den Sinnen vernehmliche Zeichen unſrer Be-

(**) QVINTILIAN. *Lib. VIII. cap.* 1. Eloqui eſt omnia, quae mente conceperis, promere atque ad audientes perferre: ſine quo ſuperuacua ſunt priora et ſimilia gladio condito atque intra vaginam ſuam haerenti.

Begriffe. Wie nun aus der verſchiedenen Zuſammenſetzung und Verbindung der Begriffe Urtheile und ausführliche Vorſtellungen erwachſen: alſo entſteht aus der Verbindung und Zuſammenfügung der Wörter eine ganze Rede, die folglich nichts anders iſt, als ein Ausdruck ordentlich mit einander verknüpfter Begriffe oder Gedanken. Und dieſer Ausdruck unſerer Gedanken in einer Rede wird die Schreibart genennet, in Abſicht auf die Kunſt, deren ſich Redner und Poeten bedienen, den Ausdruck ihrer Gedanken durch ſichtbare Zeichen und Charakter zum Behuf des Gedächtniſſes auf dem weiſſen Grunde eines Stücks Papiers zu entwerfen und veſt zu machen. Zu folge dieſer Erklärung muß eine jede Schreibart insgemein ſo beſchaffen ſeyn, daß man aus dem Ausdrucke der Rede die Gedanken des Redenden in ihrem vollen Nachdrucke und Zuſammenhange deutlich und mit Gewißheit erkennen möge, das iſt, die Schreibart insgemein betrachtet, muß recht nach den Gedanken abgemeſſen ſeyn und dieſelben deutlich offenbaren. Die vornehmſte und weſentliche Eigenſchaft einer guten Schreibart beruhet demnach auf der Deutlichkeit. Weil aber der Ausdruck dieſer Eigenſchaft nicht fähig iſt, wenn die Gedanken in dem Kopfe eines Redners ganz verworren und undeutlich ſind; denn wie ſollte in dem Ausdrucke Licht und Ordnung anzutreffen ſeyn, wo ſolche in den Vorſtellungen der Gedanken mangelt: iſt darum zu einer guten Schreibart nicht genug, daß der Ausdruck den Gedanken gemäß ſey; ſondern es wird noch ferner erfodert, daß auch die Vorſtellungen der Gedanken mit der Natur der Sachen übereinſtimmen. Wer übel oder unrichtig denkt, der wird niemals wohl reden oder ſchreiben (*). Die Grundregel, auf welcher die ganze Kunſt des poetiſchen Malers beruhet und die man niemals aus den Augen ſetzen ſoll, iſt dieſe: Die Worte ſollen die Gedanken und Bilder, gleichwie dieſe die Sachen, deutlich und

(*) HORAT. *Art. poët.*
Scribendi recte SAPERE eſt et principium et fons.

und lebhaft ausdrücken. Zufolge dieſer Regel müſſen die Begriffe und Vorſtellungen die ſich der poetiſche Maler von den Dingen in ſeinem Kopfe machet und der Ausdruck, mittelſt deſſen er ſeine Begriffe in die Phantaſie ſeiner Leſer ſichtbar abzuſchildern vorhat, den Sachen ganz gerecht und gemäß, das iſt, natürlich ſeyn und in dieſer natürlichen Vorſtellung und Uebereinſtimmung iſt ſowohl die Wahrheit der Gedanken und Begriffe, als der Schildereyen, gegründet. Wiewohl nun bey verworrenen und unrichtigen Gedanken ſich unmöglich Licht und Deutlichkeit in dem Ausdrucke der Schreibart befinden kann: ſo folget darum im Gegentheile nicht, daß derjenige, welcher richtig denket, darum auch nothwendig ſeine Gedanken wohl und deutlich auszudrücken vermögend ſey. Die Urſache davon iſt, weil zu dem Ausdrucke der Gedanken noch eine mehrere Geſchicklichkeit erfodert wird, und wo dieſelbe mangelt, auch die richtigſten Gedanken durch einen ſchlimmen Ausdruck ganz verſtellt und verderbt werden können. Geſetzt, daß ein Redner ſich die Sachen in ſeinem Kopfe noch ſo lebhaft vorſtelle, ſo daß er durch dieſe Vorſtellungen ſelbſt nicht weniger gerühret wird, als von den wirklichen Gegenſtänden in der Natur: ſo wird dennoch eine beſondere Kunſt und Geſchicklichkeit dazu erfodert, dieſe Vorſtellungen durch Zeichen ohne Abbruch ihrer Deutlichkeit und ihres Nachdrucks in die Phantaſie andrer Menſchen hinüber zu tragen. Folglich wird zu einer guten und deutlichen Schreibart nebſt der Richtigkeit der Gedanken, eine genugſame Kundſchaft der Sprache, in welcher man ſich auszudrücken geſinnet iſt, erfodert. Da muß man nicht allein einen guten Vorrath von Wörtern, als abſonderlichen Zeichen der Begriffe, in Bereitſchaft haben und die beſtimmte Kraft eines jeglichen nach den verſchiedenen Graden ihrer Bedeutung genau kennen, ſondern man muß auch wiſſen, wie dieſe Zeichen und Wörter nach der beſondern Art einer jeden Sprache ſich am bequemſten laſſen zuſammen ſetzen, um dadurch dieſe oder jene Gedanken in ihrem Zuſammenhange ganz genau und in dem rechten Lichte auszudrücken. Dieſe Wiſſenſchaft erlan-

langet man einerſeits von den Sprachlehrern, welche von der Natur und Uebereinkunft der Sprachen insgemein, von der Reinigkeit einer jeglichen Sprache, insbeſondere in Vermeidung fremder, alt verlegener, oder ungebräuchlicher und ungeprägter Wörter, oder in Vermeidung einer unrichtigen Zuſammenſetzung derſelben, die von dem Gebrauche abweichet, auch von der Einrichtung, Verbindung und Verſchiedenheit der Perioden und Redeſätze nützliche Lehren geben; anderſeits aber gelanget man zu dieſer Wiſſenſchaft durch eigene Erfahrung und Uebung, aus dem Umgange mit den beſten und bewährteſten Rednern und Schriftverfaſſern, ſowohl todten, als lebenden (**). Unſer Vorhaben erlaubet uns zwar nicht, uns tiefer in dieſe Materie hineinzulaſſen, ſondern wir haben demſelben völlig genug gethan, da wir gezeiget, was zu einer guten Schreibart, überhaupt betrachtet, erfodert werde und wo man ſolches herholen müſſe: Doch können wir uns hier nicht entbrechen, beyläuftig eine beſondere Anmerkung einflieſſen zu laſſen, welche lehren ſoll, woher die Deutlichkeit einer guten Schreibart vornehmlich rühre. Die Wörter, womit der Verſtand die Verbindung derer verſchiedenen Sätze ausdrücket, die er behaupten oder verwerfen will, wenn er einen Erweis oder eine fortgeſetzte Erzählung macht, heiſſen überhaupt Partikeln, und von ihrer geſchickten Anbringung entſteht hauptſächlich die Klarheit und die Schönheit der Schreibart. Wenn einer wohl denken ſoll: ſo iſt es nicht genug, daß er in ſeinem Kopfe klare und wohlbeſtimmte Begriffe habe, noch daß er wahrnehme, was dieſe Begriffe für Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten mit einander haben, ſondern er muß ſeine Gedanken verknüpfen und die Verbindung, in welcher ſeine Schlüſſe mit einander ſtehen, wohl in Acht nehmen: Und dieſe Gedanken, die dergeſtalt in Ordnung gebracht und durch richtige Schlüſſe

(**) S. den ſcharfſinnigen engländiſchen Weltweiſen, Johann Locke, in ſeinem Werke von dem menſchlichen Verſtande in dem eilften Kap. des 3ten B. §. 11.

mit einander verknüpfet ſind, geſchickt auszudrücken, muß er Wörter haben, welche die Verbindung, die Einſchränkung, die Unterſcheidung, die Entgegenſetzung, die Verſtärkung und dergleichen anzeigen, und dieſelben muß er jedesmal an dem gehörigen Orte ſeiner Rede eintragen. Verſtößt man ſich in der Anbringung dieſer Partikeln: ſo verwirret man den Zuhörer, anſtatt daß man ihn unterrichten ſoll. Alſo ſieht man, warum dieſe Wörtchen, die an ſich ſelber keine Begriffe bedeuten, in den Sprachen ſo unentbehrlich nothwendig ſind und den Menſchen zu einem geſchickten Ausdrucke ſo trefflich dienen (*). Die gute Schreibart iſt demnach eine Fertigkeit ſeine Gedanken ſo auszudrücken, wie es die Natur der Dinge, die vorgeſtellet werden, und die Natur der Sprache, in welcher ſie vorgeſtellet werden, erheiſchet; und eben darum wird die gute Schreibart ſonſt auch die natürliche Schreibart genennet, weil ſie in der Natur der Dinge und der Rede gegründet iſt und von der Deutlichkeit der Vorſtellungen in Gedanken und der Zeichen in dem Ausdrucke entſteht. Wenn wir nun ferner unterſuchen wollen, wie vielerley Arten der guten Schreibart möglich ſeyn, ſo müſſen wir zufolge der gegebenen Erklärung allen Unterſchied entweder in der verſchiedenen Natur und Würde der Sachen, die vorgeſtellet werden, oder in der Art des Ausdruckes ſuchen. Werfen wir unſre Betrachtung auf die verſchiedene Natur und Würde der Sachen, die durch die Rede vorgeſtellet werden können: ſo iſt anzumerken, daß die allgemeine Grundregel, welche fodert, daß die Wörter den Gedanken, wie dieſe den Sachen, gerecht und gemäß ſeyn müſſen, zugleich den Unterſchied zwiſchen der hohen, mittlern und niedrigen Schreibart eingeführet habe. Denn gleichwie die Sachen, die man durch eine annehmliche und natürliche Schilderey vorſtellen kann, von ungleicher Achtung und Würdigkeit ſind, der Ausdruck aber, der aus einer geſchickten Zuſammenſetzung der Wör-

(*) S. Locke von dem menſchlichen Verſtande in dem ſiebenten Kap. §. 2.

Wörter erwächßt, den Sachen allemal muß gerecht und gemäß ſeyn: ſo iſt auch die Schreibart nach dieſer Verſchiedenheit der Sachen in Abſicht auf ihre Würdigkeit von den Kunſtlehrern in die hohe, mittlere und niedrige eingetheilet worden. Dahero ſie auch anbefehlen, daß man von hohen Dingen prächtig und zierlich, wie es die Würdigkeit derſelben erfodert, von ſchlechten und gemeinen Dingen einfältig und ungekünſtelt, von mittelmäſſigen aber aequabili ſtylo rede und ſchreibe. Da nun dieſe Verſchiedenheit der Schreibart in der Verſchiedenheit der Sachen ihren Grund hat; diejenige Schreibart aber allein, die der Sache, welche ſie vorſtellen ſoll, gemäß und natürlich iſt, als gut zu loben iſt: ſo muß man wiſſen, wie fern die Wörter, aus deren Zuſammenſetzung die Schreibart entſteht und auf deren Uebereinſtimmung mit den Sachen ihre natürliche Schönheit beruhet, auch ſelbſt einer ungleichen Würde, nach deren ſie mit den Sachen übereinſtimmen können, fähig ſeyn, und was man in der Wahl derſelben zu beobachten habe; und dieſes haben wir ſchon weitläuftig und mit mehreren ausgeführet (**). So bald nun dieſer Unterſchied der Sachen in der Wahl der Wörter und Ausdrückungen aus der Acht gelaſſen wird: ſo fällt man in das Unnatürliche. Dieſes unnatürliche Weſen iſt in den Schriften auch berühmter Verfaſſer ſo gar gemein, aus folgender Urſache: In der Beredſamkeit iſt nichts ſchwerer zu vermeiden, als die Schulſt; denn weil alle von Natur das Groſſe und Erhabene lieben und ſuchen, ſo befürchten ſie insgemein nichts ſo ſehr, als die Beſchuldigung einer Ohnmacht, oder einer trockenen Mattigkeit in der Rede und darum gerathen ſie auch, ich weiß nicht wie, auf dieſen Weg; indem ſie ſich auf den bekannten Ausſpruch verlaſſen: In groſſen Dingen zu fehlen iſt keine Schande. Indeſſen iſt gewiß, daß die Schwulſt in der Rede eben ſo wohl als in einem Leibe nichts anders iſt, als eine leere Aufgeblaſenheit und ein

(**) S. den ſcharfſinnigen Baſeliſchen Lehrer Herrn Werenfels in der ſchönen Abhandlung de meteoris orationis.

Mangel an wahrer Kraft ſich zu erheben, und ſie thut öfters eine Wirkung, die dem Groſſen ganz widerwärtig iſt. Das Schwülſtige will immer über das Erhabene hinaus ſteigen (*). Mit dieſem Fehler wider das Natürliche in der Schreibart iſt ein anderer ſehr nahe verwandt, wiewohl er einen ganz andern Urſprung hat. Es giebt nemlich ſolche Köpfe, die aus einer ehrſüchtigen Begierde zu gefallen, ohne Betrachtung, was die Natur der Sachen, die vorgeſtellet werden ſollen, erfodert, nur das Auſſerordentliche, Ungewohnte und Spitzfündige ſuchen; und weil ſie nicht aufgeleget ſind, etwas auſſerordentliches und ungemeines zu denken, daſſelbe in der Art des Ausdruckes ſuchen und darum nur ſeltſame, ungewöhnliche, pralhaftklingende und weitgeſuchte Wörter und Redensarten aufſuchen, die Rede zierrathen, als. z.E. prächtig klingende und zuſammengeſetzte Beywörter, gelehrte und von unbekannten Dingen entlehnte Gleichniſſe, weitſchweifige Umſchreibungen, ungeſchickte Translationen und Figuren ꝛc ohne Maaſſe häufen und unnöthiger Weiſe verſchwenden und ſo lang an dem Ausdrucke künſteln, bis die gemeinen und ſchülerhaften Gedanken in ihrer närriſchen Einbildung ein ganz prächtiges und groſſes Anſehen bekommen haben. Das iſt, was Longin das Kindiſche in der Schreibart nennet, weil hinter dieſem prächtigen Scheine des Ausdruckes nichts groſſes, ſondern ein ſchlechter und ganz gemeiner Gedanke ſtecket. Was iſt denn eigentlich das Kindiſche? Wahrhaftig nichts anders, als ein gemeiner Schulgedanke, der durch die groſſe Künſteley endlich ganz froſtig worden. In dieſen Fehler verfallen alle diejenigen, die allezeit etwas ungemeines und prächtiges ſagen wollen, aber voraus die, welche das Lob ſinnreicher Köpfe mit einer übermäſſigen Begierde ſuchen, weil ſie ſich zuletzt in der verblümten Schreibart verſteigen und in einen lächerlichen Zwang verfallen. Das, was Longin in Abſicht auf die Gedanken das Kindiſche genennet hat, das nennet

er

(*) Longin in dem 3ten Abſchn. vom Erhabenen ſpricht: Ἀλλὰ τὸ μὲν οἰδοῦν ὑπεραίρειν βούλεται τὰ ὕψη.

er hernach in Abſicht auf die Wirkung das Froſtige. Zu dieſem Froſtigen und Kindiſchen gehören alle geſuchte Aequiuoca, Paranomaſiae, Alluſiones, Eteoſticha, Wortſpiele, Wappenſpiele ꝛc. die wahrhaftig eine kindiſche und unverſtändige Bemühung verurſachen. Allein eben dieſe unverſtändige Sorge in Reden und Schriften zu gefallen, welche die bisher erzählten Fehler einer unnatürlichen Schreibart aushecket, ſtürzet hingegen furchtſame Gemüther in eine rechte Zaghaftigkeit, daß ſie, aus Furcht ſich zu verſteigen und einen Fehler zu begehen, nichts wagen dörfen, und, damit ſie nicht fallen, immer der Erde nachkriechen (**). Nachdem wir nun gezeiget haben, daß man in der Wahl der Wörter und Redensarten ſich lediglich nach der Natur und verſchiedenen Beſchaffenheit der Sachen, die uns in den Gedanken vorſchweben, zu richten habe: ſo müſſen wir hier noch eine allgemeine Regel hinzufügen, ehe wir in der Materie von dem Unterſchiede der Schreibart weiter fortſchreiten; eine Regel, die aus dem allgemeinen Grundſatze einer guten Schreibart, daß nemlich der Ausdruck der Rede mit den Gedanken und der Natur der Sachen vollkommen übereinſtimmen müſſe, nothwendig hervor fließt und in ihrem Inbegriffe die ganze Kunſt der Schreibart einſchließt (*). Sie iſt folgende: Unter allen denen ver-

(**) QVINTILIAN. *Lib. VIII. cap.* 5. Quidam dum timent, ne aliquando cadant, ſemper iacent. Wer den Charakter ſolcher Leute näher kennen will, der leſe des aufgeweckten Engländers Swifts Kunſt zu kriechen oder περὶ βάθους. Solchen zaghaften Geiſtern geben wir den Rath, wenn ſie ihre Einbildung heilen wollen, die drey und dreyſſigſte Abth. Longins fleiſſig zu leſen, in welcher er die Frage, ob eine mittelmäſſige Schrift, die keine Fehler hat, dem Erhabenen, welches zuweilen fehlet, vorzuziehen ſey, alſo entſcheidet, daß er ſagt: „Ich bin gut dafür, daß das „Erhabene, wenn es gleich nicht aller Orten mit gleichen „Schritten fortgeht, alles andere weit übertrift, und dieſes ſchon vermöge ſeiner Gröſſe, wenn ſonſt keine Urſache „mehr dazu ſchlüge, als dieſe.

(*) S. La Bruyere in ſeinem Zuſatze über den Theophraſt,

ſchiedenen Ausdrücken, welche dienen einen Gedanken auszudrücken, giebt es nicht mehr als einen guten; und dieſen trift man nicht allemal im Reden oder Schreiben. Nichts deſtoweniger iſt er in der Sprache vorhanden; alles andere ohne denſelben iſt ſchwach und thut einem geiſtreichen Kopfe, der ſeine Gedanken vortragen will, keine Genüge. Ein geſchickter Schriftſteller, der mit Bedacht ſchreibt, erfährt manchmal, daß der Ausdruck, den er lang geſucht und nicht wahrgenommen, wenn er ihn zuletzt gefunden hat, der einfältigſte und natürlichſte war, ſo daß man dächte, er hätte ihm gleich Anfangs ohne mühſames Suchen beyfallen ſollen (**). Suchen wir nun zweytens den Unterſchied der Schreibart, in ſofern er auf der verſchiedenen Art des Ausdruckes beruhet: ſo müſſen wir uns hier erinnern, daß der Ausdruck der Rede aus einer regelmäſſigen Zuſammenſetzung der Wörter beſteht und daß die Wörter, ſowohl einzeln als in ihrer Verbindung betrachtet, wie oben ſchon gelehret worden, einigen Unterſchied leiden, entweder in Abſicht auf den Ton, oder den Gebrauch, oder die Bedeutung. Betrachtet man die Wörter als von den Gedanken abgeſonderte leere Töne: ſo iſt auſſer Streit, daß in dem Schalle derſelben und ihrer geſchickten Zuſammenſetzung eine muſicaliſche Schönheit verborgen liegt, die von dem Ohre beurtheilet wird, daher die Schreibart in Abſicht auf den Wohlklang entweder wohlklingend, flieſſend, oder geradbrechet, hart, rauh und holpericht ſeyn kann. Insbeſondere beſteht, wie hiebevor ausführlich gezeiget worden, die Vollkommenheit des Ausdruckes in Abſicht auf den Wohlklang darinnen, wenn die Rede den Ton der Sachen ſelbſt glücklich nachahmet und hiemit der Ton der Worte mit dem Schalle der Sache übereinſtimmet; denn dadurch empfängt die Vorſtellung einen ſolchen Zuſatz von Nachdruck und Wahrheit, daß wir glauben, die Sachen werden

in dem Abſchnitte, wo er von den geiſtreichen Werken handelt.

(**) CICERO: Id eſt optimum, quod quum tu facile credideris poſſe conſequi imitatione, non poſſis.

den uns nicht allein vorgemalet und beſchrieben, ſondern wir vernehmen ſelbige wirklich als gegenwärtig. Da nun die Wörter und Ausdrücke in Anſehung ihres Schalles mehr oder weniger Anſehen haben: ſo muß dießfalls nach der Sachen Verſchiedenheit eine kluge Wahl getroffen werden. Was darnach den Unterſchied der Schreibart anbelanget, da dieſelbe in Abſicht auf den Gebrauch der Wörter und Redensarten, entweder pöbelhaft, und lüderlich, oder rein und edel iſt: ſo wäre es nicht weniger überflüſſig, wenn wir uns hier länger dabey aufhalten wollten, nachdem wir in einem eigenen Paragraphe zum Theil ausführlich gelehret haben, wie dieſe Gattungen der Schreibart gebrauchet und angewendet werden müſſen; zum Theil aber den Sprachlehrern überlaſſen müſſen, zu beſtimmen, was der Gebrauch in Anſehung der Reinigkeit einer jeden Sprache erfodert. Betrachten wir endlich die Wörter in Anſehung ihrer Bedeutung oder der Gedanken, die ſie als Zeichen vorſtellen ſollen: ſo iſt unſtreitig, daß es verſchiedene Wörter giebt, die zwar eine und eben dieſelbe Sache überhaupt bezeichnen, die aber in ihrer Bedeutung entweder nach den Graden, nach der Erweiterung oder Einſchränkung, mehr oder weniger Licht, Kraft und Nachdruck haben, nachdem die Begriffe ſelbſt, die damit verknüpfet ſind, mehr oder weniger beſtimmet ſind. Und weil insbeſondere in poetiſchen Schildereyen die Sachen von ihren abſonderlichſten und erhabenſten Umſtänden charakteriſiret werden müſſen: ſo haben diejenigen Wörter, deren Bedeutung am wenigſten eingeſchränket iſt, auch die mindeſte Kraft; eben wie ungewiſſe und weitſchweifende Begriffe gar nicht taugen, eine Sache zu erklären und kennbar zu machen. Und darauf beruhet der Unterſchied zwiſchen der matten und ſeichten und zwiſchen der machtvollen und nachdrücklichen Schreibart. Jene beſteht aus lauter Umſchreibungen und hat mehr Wörter als Gedanken; dieſe hingegen läßt mehr denken, als ſie ſagt. Allein neben dieſer Verſchiedenheit des Nachdrucks, der ſich bey Wörtern und Redensarten nach ihrer eigenen Bedeutung befindet, muß man nicht vergeſſen, daß die ſinnreiche Kunſt der Menſchen

gewußt hat, den Wörtern und Redensarten eine von andern Dingen geborgte Schönheit und Kraft beyzulegen, die ihnen eigentlich nicht zukömmt. Denn da die Sachen und Begriffe, ungeachtet ihrer unendlichen Verſchiedenheit, dennoch in gewiſſen Abſichten miteinander in einer nahen Verwandtſchaft ſtehen und öfters ſo eng mit einander verbunden ſind, daß man ſich unmöglich eine ohne die andere vorſtellen kann: ſo hat man auf dieſen Grund wahrgenommen, daß ſich eine Sache unter dem Bilde einer andern füglich vorſtellen laſſe; und da die Vergleichung der Dinge in Abſicht auf ihre Beziehung und Verhältniß unter und gegen einander die angenehmſte Beſchäftigung für den Geiſt des Menſchen iſt: ſo hat man nicht gefehlet, als man den Schluß gemachet, daß dergleichen Vorſtellungen einen weit ſtärkern und angenehmern Eindruck in dem Gemüthe des Leſers wirken und erwecken müſſen. Da nun die Sachen und Begriffe in gewiſſen Abſichten mit einander mit gutem Vortheile verwechſelt werden können: ſo iſt offenbar, daß auch die Wörter als Zeichen dieſer verwandten Dinge mit gleichem Vortheile unter ſich verwechſelt werden können und müſſen. Hierauf beruhet die ſinnreiche, verblümte und hieroglyphiſche Schreibart. Dieſe figürliche oder verblümte Schreibart wird der eigentlichen entgegen geſetzet. Und weil die meiſte Schönheit eines oratoriſchen und poetiſchen Ausdruckes, ſo fern er ſich über den gemeinen und eigentlichen erhebt, von dem geſchickten Gebrauche des figürlichen herrühret: ſo werden wir dieſe Materie hier mit einer beſondern Sorgfalt abhandeln. Alle Redensarten ſind nach ihrer Bedeutung entweder eigentlich oder figürlich. Das eigentliche Wort iſt dasjenige, deſſen ſich alle Leute an einem gewiſſen Orte bedienen (*); dadurch verſtehen wir alle Menſchen, die eine gleiche Sprache reden. Folglich dienet der Gebrauch dieſer Wörter, eine Rede gar deutlich und verſtändlich zu machen. Nun iſt aber keine Sprache in der Welt ſo reich,

(*) S. Ariſtoteles Beſchreibung in ſeiner Poetik. Kap. 22. §. 3.

reich, daß ſie alle die unterſchiedenen Abſätze, Geſtalten, Beziehungen und Relationen der Dinge, unter welchen der Geiſt des Menſchen dieſelben ſich vorzuſtellen und zu betrachten vermögend iſt, mit eben ſo viel eigenen Wörtern bezeichnen könne. Denn wer einerſeits die unendliche Zahl derjenigen Weſen, die das Reich der wirklichen und möglichen Dinge dem menſchlichen Geiſte zur Betrachtung vorleget, überdenkt und anderſeits die unbeſchreibliche Hurtigkeit und Fertigkeit, nach welcher der Geiſt des Menſchen ein jedes dieſer Dinge entweder für ſich ſelbſt, oder in Vergleichung mit andern in hunterley verſchiedenen Stellungen, Ausſichten und Verwandſchaften, betrachten und durch die Auflöſung, Zuſammenſetzung, Vergröſſerung, Verkleinerung, Verbindung, Vertheilung ꝛc. gleichſam vermanchfaltigen kann, erwiegt, der wird ohne Widerrede geſtehen müſſen, daß die Zahl der Begriffe, deren der Geiſt des Menſchen fähig iſt, unermeßlich ſey. Und ſo müßten demnach auch die Wörter einer vollkommenen Sprache nach dieſer Fruchtbarkeit der Begriffe auch ſelbſt ohne Zahl ſeyn. Allein da die Sprachen vornehmlich dienen, den Handel und Wandel des groſſen Haufens in der menſchlichen Geſellſchaft zu unterhalten und da die Anzahl derjenigen, die ſich um eine tiefere Erkenntniß der Geheimniſſe der Natur bekümmern, jederzeit ſehr gering geweſen iſt: ſo iſt ſichs um ſoviel weniger zu verwundern, daß die Sprachen insgemein an eigenen Wörtern ſehr arm ſind und daß ihr gröſter Reichthum in figürlichen Ausdrücken beſteht. Die Menſchen begnügen ſich in dem gemeinen Umgange mit flüchtigen und unbeſtimmten Benennungen und überlaſſen den Gelehrten die Sorge neue Wörter zu erfinden, die abſonderlichen Begriffe, die ſie durch anhaltendes mühſames Nachdenken herausgebracht haben, damit zu bezeichnen und andern zu erklären. Daher hat der oben gelobte Engländiſche Weltweiſe Herr Locke ſchon angemerket, daß allein die Begriffe von körperlichen Dingen, die in die Sinne fallen, eigene Wörter haben; daß hingegen alle andere Begriffe ihre Wörter oder Zeichen von jenen entlehnen und ſich zueig-

nen

nen müſſen. Deswegen behauptet er auch, daß alle Wörter, mit welchen die abgezogenen Begriffe von unkörperlichen Dingen ausgedrücket werden, figürlich ſeyen, ungeachtet uns der Urſprung vieler Wörter unbekannt und unergründlich geworden. Neben dieſem wäre die Mühe eine ſolche Sprache, die für jeden möglichen Begriff ein eigenes Wort haben ſollte, zu erlernen und ſich derſelben mächtig zu machen, nicht zu beſtreiten. Die Erlernung einer ſolchen Sprache würde dem Menſchen ſeine ganze Lebenszeit rauben. Welches Gedächtniß wäre geraum und veſt genug, ſo viel hundert tauſend eigene Wörter, als die Menſchen ſich unterſchiedliche Begriffe bilden können, zu faſſen und zu behalten? Es hat darum der menſchliche Witz in einen kürzern Weg eingeſchlagen und ein bequemer Mittel erfunden, die Sprachen von Zeit zu Zeit zu bereichern und zu einer Dollmetſcherinn aller möglichen Gedanken zu machen; indem er nicht die Zahl der Wörter, ſondern bloß den Gebrauch ihrer Bedeutung vermehret und vermanchfaltiget. Denn gleichwie oft ein Begriff einen andern, mit dem er etwas ähnliches hat, erläutert: alſo kann auch das Wort, womit der eine bezeichnet wird, dienen, den andern gleichſam als in einem hieroglyphiſchen Bilde vorzuſtellen. Daher ſind die ſo verſchiedenen Bedeutungen eines Wortes und die figürlichen und verblümten Ausdrücke entſtanden, welche ſtatt der eigenen Wörter, die in einer Sprache mangeln, gewiſſe abſonderliche Begriffe zu bezeichnen gebrauchet und mit dem Laufe der Zeit zum Theil alſo naturaliſiret werden, daß man ſie kaum noch für figürliche Ausdrücke nimmt; weil man gezwungen iſt, ſich derſelben zu bedienen, ſo oft man die Sache, die keinen eigenen Namen hat, benennen will. Und alſo findet man in allen Sprachen eine groſſe Menge ſolcher Figuren und verblümter Gleichnißreden, welche die Noth und der Mangel eingeführet hat und die man gegen keine eigene Worte

te vertauſchen kann (**). Geſetzt aber, daß eine Sprache ſo reich an eigentlichen Wörtern wäre, als erfodert würde, alle abſonderlichen Begriffe damit zu bezeichnen und auszudrücken: ſo könnte man gleichwohl der figürlichen Wörter und verblümten Redensarten nicht entbehren. Die Rede, welche aus lauter eigenen Worten und Redensarten zuſammengeſetzet wäre, hätte zwar Licht, aber keine Wärme; ſie hätte nichts anzügliches und wäre zuweilen ganz matt (*). Die eigenen Wörter werden von dem größten Theile der Menſchen für bloß willkührliche Zeichen angeſehen, weil der Grund ihrer Bedeutung aus fremden, und meiſtens unbekannten Sprachen, aus welchen ſie abſtammen, hergeleitet werden muß; daher taugen auch ſehr wenige in den alten Grundſprachen geübte Köpfe einzuſehen, warum ein Wort eher dieſen, als einen andern Begriff zu bezeichnen angewendet worden. Hingegen ſind die figürlichen Wörter und Redensarten nothwendige, natürliche und wirkliche Zeichen. Denn da wird eigentlich die eigentliche und wahre Bedeutung des Wortes nicht geändert, ſondern die ähnlichen Bilder, die in gewiſſer Abſicht eine nothwendige Beziehung auf einander haben, werden künſtlich mit einander verwechſelt, indem die Eigenſchaft, die den Grund der Verwandtſchaft zwiſchen den Bildern in ſich einſchließt, einer andern Art von Dingen zugeſchrieben wird (**).

Man

(**) S. Quintilians Anmerkung in dem ſechsten Kap. des achten B.

(*) QVINTILIAN. Translatio permouendis animis plerumque, et ſignandis rebus, ac ſub oculos ſubiiciendis reperta eſt. S. Ariſtoteles Poetik. Kap. 23. §. 1.

(**) GRAVINA *de linguae latinae praeſtantia.* Qui enim ſenſus initio vocabulis eſt innatus, is haeret perpetuo, niſi barbarie populorum, aut corrupta conſuetudine obliteretur. Quoad enim vſus communis germanum ac natiuum ſenſum verbis tribuit, nunquam translatione perimitur, aut mutatur eius verbi ſignificatio; ſed ſpecies

Man muß demnach dieſe verblümte und figürliche Schreibart nicht anders betrachten, als eine Art der ehemals bey den Aegyptern gewohnten hieroglyphiſchen Schreibart, da anſtatt der Worte gewiſſe emblematiſche Bilder gebrauchet wurden, die ähnlichen Eigenſchaften in Dingen von einer andern Art zu bedeuten. Und es iſt zwiſchen jener hieroglyphiſchen und der figürlichen und verblümten Schreibart kein gröſſerer Unterſchied, als daß hier einerſeits die Wahl der Bilder mit mehrerer Sorgfalt vorgenommen und auf eine nothwendige Uebereinkunft gegründet wird; anderſeits aber, daß dieſe emblematiſchen Bilder anſtatt der Figuren mit Wörtern bezeichnet werden. Die Wörter behalten demnach ihre eigene Bedeutung, aber das Bild, welches durch das Wort ausgedrücket wird, dienet, eine gewiſſe Eigenſchaft, welche Dinge von ungleicher Art mit einander gemein haben, vorzuſtellen. Mithin iſt nicht zu läugnen, daß durch den anhaltenden und gemeinen Gebrauch gleicher emblematiſcher Bilder ſolche ſo gemein und bekannt werden können, daß man bey Anhörung eines Worts nicht mehr an die eigene Bedeutung deſſelbigen ſinnet, ſo daß dieſelbe nach und nach ins Vergeſſen geräth und der Gebrauch allein die ſymboliſche Bedeutung beybehält. Dieſe ganze Betrachtung nun führet uns auf den Schluß, daß die figürliche und verblümte Schreibart einen groſſen Vorzug ſowohl in Abſicht auf die Annehmlichkeit, als auf den Nachdruck der Rede, über die gemeine und eigene

potius alterius rei vertitur in alteram — — — Nulla eſt igitur, ſi ad ſenſum vocabulorum reſpexeris, vera translatio, ſed ſpecierum tantum communio fit, imaginumque conuerſio. Siquidem igitur verborum proprietatem teneas, et communia rerum attributa recte noueris atque commiſeris, nunquam in verborum vſu peccaueris. Manet enim in translationibus natiua ſignificatio vocabulorum incolumis, quia nunquam ex vna voce mens nouum aliquid concipit, niſi idem illud aſſumſerit imaginem natiua illius vocis ſignificatione comprehenſam. Dieſe Anmerkung dieſes gelehrten Italiäners in dieſem Geſpräche iſt vortrefflich.

hene verdiene, welcher hauptſächlich daher rühret, weil ſie die Sachen nicht bloß durch willkührliche Zeichen, die mit den Bedeutungen nicht die geringſte Verwandtſchaft haben, zu verſtehen giebt; ſondern dieſelben über das noch durch ähnliche Bilder ſo deutlich vor Augen malet, daß man ſie nicht ohne Ergetzen unter einem ſo richtigen und durchſcheinenden Bilde erkennen und entdecken muß (*). Der figürliche und verblümte Ausdruck läßt uns die Gedanken nicht bloß aus willkührlichen Zeichen errathen, ſondern machet dieſelben gleichſam ſichtbar. Er ſtellet uns die Sachen nicht gerad in ihrer nackenden Blöſſe vor das Geſicht, ſondern zeiget uns dieſelben in ihrem beſten Vortheile, in dem angenehmſten Geſichtspuncte und der vortheilhafteſten Entfernung, unter einem fremden, aber ganz geſchickten Bilde; und da die Aufſuchung der Aehnlichkeiten die angenehmſte Beſchäftigung des Geiſtes iſt: ſo muß dieſes Ergetzen nothwendig durch den verblümten Ausdruck ernähret und unterhalten werden. Und eben in Abſicht auf dieſen doppelten Vorzug der Annehmlichkeit und des Nachdrucks wird die verblümte Schreibart auch zuweilen die zierliche und die nachdrückliche genennet. Die figürliche Art des Vortrags kann alſo den Gedanken eine ganz beſondere Kraft mittheilen, auf das Gemüth des Leſers oder Zuhörers einzudringen und den Eindruck, den die Vorſtellung in dem Gemüthe hinterlaſſen ſoll, auf einen gewiſſen Grad, je nachdem es die Abſicht erfodert, entweder zu erhöhen oder zu mäſſigen. Ob nun gleich unſer Vorhaben ſich nicht ſo weit erſtrecket, daß wir uns in alle Geheimniſſen der Redekunſt allzuſehr vertiefen, auch andere ſchon bereits dieſes hinlänglich bewerkſtelliget haben (**): ſo müſſen wir dennoch hier von dieſen ſymbo-

(*) HORAT.
Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus.

(**) S. Quintilian in dem letzten Kap. ſeines achten B.

boliſchen Figuren noch einiges erinnern, auch zu Abhebung allerley Misverſtands einige dahin dienende Fragen erörtern. Insgemein müſſen wir erinnern, daß die Metapher unter allen ſymboliſchen Figuren die edelſte und vornehmſte iſt, deren Gebrauch am weitläuftigſten iſt, die darum auch am meiſten dienet, die Armuth der Sprachen zu verhüllen und die der Rede die gröſte Zierde mittheilen kann. Sie iſt allein eine maleriſche Figur, weil ſie die Sachen nicht bloß zu verſtehen giebt, ſondern unter ähnlichen emblematiſchen Bildern ganz ſichtbar vor Augen ſtellet. Sie hat zwar äuſſerlich einen ganz betrüglichen Schein, weil ſie eine Sache für die andere ſetzet und dargiebt, aber der Verſtand nimmt bald wahr, daß dieſe kühne Verwechſelung der Bilder ſich durch die offenbare Aehnlichkeit derſelben genugſam rechtfertige und daß die Sache, die verglichen wird, in der That dieſelbe nicht iſt, mit welcher ſie verglichen wird; folglich daß ſie nicht weniger Deutlichkeit und Wahrſcheinlichkeit habe, als ein ausführliches Gleichniß; wie ſie denn in der That nichts anders iſt, als ein kurzgefaßtes Gleichniß, das den Grund der Gleichheit zwar in ſich hat, aber denſelben verbirgt und verſchweigt und das, was nur einfältig ähnlich iſt, vor eins und eben daſſelbe ausgiebt; weil nemlich dieſer Grund der Aehnlichkeit zwiſchen den verwechſelten Bildern ſo offenbar iſt, daß ſolchen anführen ein groſſes Mistrauen gegen den natürlichen Witz des Leſers oder Zuhörers anzeigen und verrathen würde; da hingegen in ausführlichen Vergleichungen, wo die Sachen nicht für einerley und eben dieſelben, ſondern nur für ähnliche Dinge angegeben werden, der Grund der Vergleichung eben darum angeführet werden muß, weil man insgemein verborgene Aehnlichkeiten in ganz verſchiedenen Dingen ſuchet, die nicht ein jeder ſogleich errathen würde. Aus dieſem folget nun ganz natürlich, daß das Bild, unter welchem wir eine gewiſſe Eigenſchaft oder Beſchaffenheit einer andern Sache vorſtellig machen wollen, nicht zu weit hergeholet, noch die Aehnlichkeit allzuentfernt und unbeſtimmt, ſondern ſo beſchaffen ſeyn müſſe, daß man

man den Grund der Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung zwiſchen den Bildniſſen, (wodurch ſich die Kühnheit der Metapher, die ähnliche Dinge wegen ihrer offenbaren Uebereinſtimmung für einerley ausgiebt, rechtfertigen muß) gleich bey dem erſten Anblicke ohne mühſames Nachdenken nothwendig einſehen und erkennen muß. Hierbey wird unnöthig ſeyn zu erinnern, daß man bey der Wahl der ſymboliſchen Bilder, eben wie in ausführlichen Gleichniſſen, den Wohlſtand nicht verletzen ſolle. Und weil die Metapher vornemlich dienen ſoll, durch ihre maleriſche Kraft Licht und Klarheit über den Ausdruck der Gedanken zu ſtreuen: ſo haben die Kunſtlehrer, um dieſe Abſicht deſto beſſer zu erhalten, noch einige andere Regeln zur genauen Beobachtung anbefohlen, als: 1) Daß man in einer gleichen Rede den Geiſt des Leſers nicht plötzlich von einem Bilde auf das andere abführe noch dieſelben vermiſche, ſondern ihn mit der Betrachtung der Aehnlichkeiten in eben demjenigen Bilde, ſo man einmal gewählet hat, eine Weile unterhalte; 2) Daß man ein glücklich gewähltes Bild nicht über den Punct der offenbaren Aehnlichkeit allzu weit hinaus treibe; 3) Daß man ſie nicht allzuſehr häufe; und dieſes darum, weil ſo viele fremde Bilder, wenn ſie untereinander gemenget werden, in dem Geiſte der Leſer oder der Zuhörer eine Verwirrung verurſachen, indem ſchon zwo Metaphern, die nicht von einerley Bilde hergeholet ſind, wenn ſie zuſammengefüget werden, einem Gedanken an ſeiner Klarheit Abbruch thun (*). Dieſe letzte Regel der Kunſtlehrer hat Longin veranlaſſet, die Frage, in was für Anzahl die Metaphern auf einer Stelle und von einer Sache zu dulten ſeyn, in einem beſondern Abſchnitte abzuhandeln. Er bemerket gleich anfangs, daß Cecil allem Anſehen nach denen Kunſtlehrern beygepflichtet habe, welche nicht mehr als zwo, oder drey aufs höchſte, von einer Sache zugleich zu gebrauchen erlauben wollen. Er entſcheidet aber die Frage alſo, daß er behaup-

(*) S. Bouhours in ſeinem vierten Geſpräche.

behauptet, es können freylich öfters mit beſonderm Nachdrucke mehrere Metaphern nach und hinter einander gebrauchet werden, inſonderheit wenn eine heftige Leidenſchaft zu rechter Zeit ihren Unmuth auslaſſen, oder wenn man etwas auf eine recht erhabene Weiſe vorſtellen wolle, hiemit bey Abhandlung einer allgemeinen Stelle oder bey Beſchreibungen. Er giebt davon dieſen Grund: weil das Erhabene und das Pathetiſche durch ihre Gewalt und Ungeſtümmigkeit natürlicher Weiſe alles mit ſich fortreiſſen: ſo erfodern ſie nothwendig heftige Ausdrücke und geben dem Zuhörer keine Zeit, die Metaphern ihrer Anzahl halber anzufechten, weil er in dieſer Zeit mit dem Redenden in einer gleichen Hitze ſteht. Wenn wir dieſelbe Frage erörtern ſollten: ſo würden wir zuerſt erinnern, daß die Metaphern mehr wegen Mangel der Aehnlichkeit, oder wegen der ausſchweifenden Verwegenheit, als wegen der Menge, eine Rede unangenehm und unverſtändlich machen. Zweytens würden wir anmerken, daß dieſe Frage ſich nicht auf ſolche Metaphern beziehen könne, die man aus Mangel eigener Benennungen der Dinge und hiemit aus dringender Noth unumgänglich gebrauchen muß; auch nicht auf ſolche, deren emblematiſche Bilder ſo gewohnt ſind, daß ſie in dem gemeinen Gebrauche faſt eben ſo geläufig worden, als die eigenen Wörter; ſondern daß ſie ſich allein auf diejenigen Metaphern beziehen müſſe, welche entweder der Rede einen gröſſern Nachdruck mittheilen, oder derſelben zur bloſſen Zierde dienen ſollen. Drittens würden wir behaupten, daß diejenigen Metaphern, ſo viel es auch an der Zahl ſeyn möchten, welche der Abſicht des Redners gemäß den Nachdruck der Vorſtellung oder die Wahrſcheinlichkeit derſelben unterſtützen helfen, niemals für müſſig und überflüſſig geachtet werden können; weil mit derſelben Verminderung zugleich die Annehmlichkeit oder der Nachdruck der Rede verringert würde. Dieſem zufolge würden wir uns endlich erklären, daß wir alle Metaphern, wofern ſie nur geſchickt und am rechten Orte angebracht ſind, in einer Rede als beſondere Schönheiten anſehen werden und daß wir nicht begreifen können,

wie

wie verſchiedene Metaphern, deren jede abſonderlich betrachtet die Abſicht des Redners befördern hilft, eine Rede ſollten unverſtändlich machen können, wenn ſie geſchickt zuſammen geſetzet werden. Diejenigen, welche dieſe unnöthige Frage und die Regel, wodurch ſie veranlaſſet worden, zuerſt aufgeworfen haben, müſſen entweder die Metaphern als bloſſe müſſige Verzierungen einer Rede angeſehen, oder dieſelbe nur von harten, entfernten, ausſchweifenden und dunkeln Metaphern verſtanden haben. Allein, wenn wir nun voraus ſetzen, daß alle ſymboliſchen Bilder, wenn ſie deutlich, der Sache gemäß und an dem rechten Orte angebracht ſind, eine beſondere Zierde der Rede ausmachen: ſo hat es im übrigen keine groſſe Schwierigkeit zu beſtimmen, wenn, wo und wie oft dergleichen verblümte Ausdrücke mit Nutzen zu gebrauchen ſeyen (**). Ein Redner, der mit Bedacht und nach gewiſſen Abſichten ſchreibt, darf nur die verſchiedene Kraft der Metaphern erwägen und diejenigen wählen, die mit ſeiner Abſicht am nächſten zutreffen; es ſey, daß ſie dienen ſollen, ſeiner Vorſtellung mehr Licht, Kraft und Nachdruck, oder mehr Zierde und Anſehen beyzulegen (*). Folglich muß eine jede Metapher an dem Orte, wo ſie ſteht, eine Nothwendigkeit haben, die entweder in dem Mangel eigener oder anſtändiger Wörter, oder in der Abſicht des Redners gegründet iſt. Alles muß ſein Maaß haben; aber da dieſes Maaß in allen andern Sachen nothwendig iſt: ſo

(**) QVINTILIAN. Verbum omne, quod neque intellectum adiuuat, neque ornatum h. e. *ſignandi virtutem*, vitioſum eſt — — — quod vitium non habeat modum.

(*) QVINTILIAN. *Lib. VIII. cap. vlt.* Metaphora aut vacantem occupare locum debet, aut ſi in alienum venit, plus valere eo, quem expellit — — — Recte translatis vtimur in eo loco, in quo aut proprium deeſt, aut translatum proprio melius eſt: transfertur enim nomen aut verbum, aut quia neceſſe eſt, aut quia ſignificantius, aut, vt dixi, quia decentius: vbi nihil horum praeſtabit, quod transferetur, improprium, et vitioſum erit.

iſt es in denen, die nur zur Auszierung dienen ſollen, noch weit nothwendiger. Von dieſer Natur iſt alles in der Rede, die eigentlichen Wörter ausgenommen: Man bedienet ſich nemlich alles andern allein die Rede zu erhöhen und prächtiger zu machen und folglich iſt in allen Zierrathen nur ein Maaß, das ſie ſämtlich mit einander gemein haben. Dieſes Maaß beſteht darinnen, daß man ſie zu rechter Zeit anbringe, wenn die Sache es erfodert und dadurch eine Schönheit hervorgebracht wird; und vor allen Dingen muß man auf den Wohlſtand ſehen. Es giebt tauſend Orte, wo die Zierrathen lächerlich und ungereimt ſind; und ein Poet macht ſich eben dadurch verdrüßlich und froſtig, wenn er ſie anbringt, wo ſie nicht nothwendig ſind; denn in ſolchem Falle ſind ſie nicht mehr einer Würze gleich, welche die Luſt zum Eſſen erwecken ſoll, ſondern einer Speiſe, die beſchweret und einen grauſamen Eckel verurſachet (**). Die zierliche und nachdrückliche Schreibart unterſcheidet ſich eben durch die Menge verblümter Ausdrücke von der gemeinen und geſetzten. Allein ehe wir dieſe Hauptmaterie von den Metaphern aus den Händen laſſen, müſſen wir noch zuerſt eine Frage aufwerfen, von deren Erörterung die deutſche Sprache in Anſehung ihres Reichthums nicht geringen Vortheil gewinnen dörfte. Den Anlaß zu dieſer Frage giebt uns ein zwiſchen einigen ſchweitzeriſchen (*) und ſächſiſchen (**) Kunſtrichtern entſtandenes Misverſtändniß über die Gültigkeit einiger verblümter Redensarten (*), die jene in einer proſaiſch poeti-

(**) S. Dacier über den fünften §. des 23. Kap. der Poetik des Ariſtoteles.

(*) S. den Zürchiſchen Zuſeher und die Anklage des verderbten Geſchmacks.

(**) S. Tadlerinnen Stuck 24. Biedermann St. 75. Gottſcheds Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt, Bl. 312.

(*) Dieſe ſtreitigen Redensarten ſind folgende: Seine Augen über ein luſtiges Feld ſpatzieren laſſen. Die Freude ſäet einen neuen Glanz über die Gegen-

poetiſchen Schrift nach dem Muſter der Lateiner und Franzoſen eingefuhret und vertheidiget, dieſe aber angefochten und meiſtens aus dem Grunde für ungültig verurtheilet haben, weil ſie in der deutſchen Sprache nicht üblich und gewohnt ſeyen (**), ungeachtet ſie ſich mit der Analogie und dem Anſehen der beſten lateiniſchen und franzöſiſchen Schriftſteller ſchützen könnten. Da nun dieſes ſtrenge Urtheil und der Grund, ſo dafür angeführet wird, den Grundſatz voraus zu ſetzen ſcheinet, daß in der deutſchen Sprache alle neuen Metaphern, eben darum weil ſie neu und ungewohnt ſind, verwerflich ſeyen und man alſo keine neue Metaphern einführen dörfe: ſo muß man, dieſen Streit zu entſcheiden, nothwendig unterſuchen, ob denn dieſer Grundſatz ſeine Richtigkeit habe; oder ob nicht vielmehr einem jeden das Recht zukomme, dergleichen neue verblümte Redensarten einzuführen (*)? Es braucht auch in der That nicht mehr, als daß man dieſe Frage deutlich verſtehe: ſo wird man die Unrichtigkeit des Grundſatzes, der alle neuen Metaphern ohne Unterſchied verwirft, bald einſehen und erkennen, daß derſelbe ſo wohl mit der Natur der Metaphern, wie wir ſie oben erkläret haben, als mit der Uebung der beſten Redner und Poeten offenbar ſtreite. Der Grund einer guten Metapher iſt die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung zwiſchen zweyen Dingen. Wenn dieſe ſo offenbar iſt, daß ſie bey der bloſſen Benennung der Dinge jedermann ſogleich einfallen muß: ſo können die Dinge nicht nur mit einander verglichen, ſondern

 ohne

ſtände. Der Hundsſtern kochet die Saat. Der Nordwind beraubet die Wälder ihres grünen Haares ꝛc.

(**) Gottſcheds Ausſpruch über einige von dieſen Redensarten in ſeiner crit. Dichtkunſt Bl. 312. iſt dieſer: „Das „ſind Barbariſmi in unſerer Mundart, die kein Menſch „verſteht, der nicht Franzöſiſch kann.„ Kann denn ein Deutſcher nicht verſtehen, was für ein Begriff an das Wort Spatzieren gehänget wird? ꝛc.

(*) An ſuo quisque iure transferre poſſit voces?

ohne die geringſte Zweydeutigkeit gar verwechſelt werden, alſo daß je eines durch das andere als in einem figürlichen Bilde vorgeſtellet wird. Und auf dieſen Fuß iſt die Metapher in der That nichts anders, als eine abgekürzte Vergleichung, die, weil ſie nicht nöthig hat den Grund der Uebereinſtimmung, der niemanden verborgen ſeyn kann, anzuführen, in eine unbetrügliche Verwandelung der Dinge verändert wird. Die Metapher legt demnach den Wörtern keine neue Bedeutung zu, ſondern ſie braucht die Sache, die durch das eigene Wort bezeichnet wird, als ein bequemes und deutliches Bild die Eigenſchaft irgend einer andern Sache abzubilden. Nach dieſem Lichte iſt die Frage nicht um die Bedeutung der Wörter, ob es erlaubt ſey, den Wörtern neue Bedeutungen anzuhängen; ſondern ihr Zweifel beruhet allein darauf, ob dieſes eine gemeine Freyheit ſey, die jedermann zukomme, neue Vergleichungen einzuführen oder auf den Grund einer offenbaren Aehnlichkeit, die man zwiſchen zweyen Dingen zuerſt entdecket, das eine in dieſer Abſicht als ein Bild des andern zu gebrauchen, ohne den Grund der Aehnlichkeit, den ein jeder von ſich ſelbſt wahrnehmen muß, anzuführen? Nun können wir uns nicht bereden, zu glauben, daß jemand im Ernſte läugnen dörfe, was dieſe jetzt erläuterte Frage in Zweifel zieht und zu erörtern vorleget. Oder wer wird einem andern das Recht ſtreitig machen können, neue Vergleichungen zu erfinden, oder ähnliche Dinge unter ganz neuen emblematiſchen aber deutlichen und angemeſſenen Bildern vorzuſtellen; zumal da dieſes eine der vornehmſten Quellen des Ergetzens in der Beredſamkeit iſt, wie wir oben §. 181. und §. 185. wo von der Kraft des Neuen überhaupt und von den Gleichniſſen gehandelt worden iſt, ausführlich dargethan und erwieſen haben; da hingegen die metaphoriſchen Bilder auf die Weiſe, wie die Gleichnißbilder, durch den täglichen Gebrauch ſich recht abnutzen und die Kraft zu ergetzen nach und nach verlieren. Und aus dieſem Grunde behaupten wir ſo gar, daß neue Metaphern zu erfinden, nicht nur durch ein gemeines Recht jedermann zukomme und dieſe Freyheit einem je-

den offen ſtehe; ſondern daß es die Pflicht aller derjenigen ſey, die durch ihren Vortrag beluſtigen wollen, indem dieſe Abſicht unmöglich anders als durch die Neuheit der Vorſtellung, auch in dem Ausdrucke erhalten werden kann (**). Sehen wir darnach auf die Uebung: ſo werden wir finden, daß auch dieſelbe dieſen Grundſatz, der die Vermehrung der metaphoriſchen Bilder einſchränken will, eines ungerechten Zwangs verdammet. Hat nicht Opitz eine faſt unzählbare Menge dergleichen verblümter Redensarten in die deutſche Sprache eingeführet und dieſelbe dadurch trefflich bereichert? Ja, wir dörfen wohl ſagen, daß neben den ungemeinen Gedanken, die er überall anbringt, in denſelben ſeine größte Stärke beſteht; und alle guten Redner und Dichter, die ihm gefolget ſind, haben ſich vornehmlich dadurch in Hochachtung zu ſetzen gewußt. Und darinnen beſteht auch der vornehmſte Reichthum einer Sprache; denn durch dieſe reiche Abwechſelung der Bilder wird ſie in den Stand geſetzet, daß ſie die bekannteſte und eben dieſelbe Sache auf ganz verſchiedene Arten und immer in

(**) Das iſt es, was Ariſtoteles in ſeiner Poetik Kap. 23. §. 10. hat lehren wollen, wenn er geſprochen: „Die Metapher iſt das einzige Ding, das man nicht anderswoher entlehnen kann, und das ein glückliches Naturell und einen ſchönen Geiſt zu erkennen giebt. „Denn wer dieſe Vertauſchung einer Sache mit der andern „geſchickt anſtellet, der ſieht mit einem Blicke, was in „ganz verſchiedenen Dingen ähnliches iſt.“ Ueber welche Worte der vortreffliche franzöſiſche Commentator unter andern folgende Erläuterung giebt: „Die Metaphern muß „man aus ſeinem Kopfe hervorholen, denn eine Metapher, „die angenehm ſeyn ſoll, muß neu ſeyn, und von Sa„chen hergenommen ſeyn, welche weder zu weit entfer„net, noch zu gemein ſind; daher Ariſtoteles ſehr wohl „ſagt, ſie ſey das einzige Ding, das man nicht anders„woher entlehnen könne, und folglich iſt viel mehr Geiſt von„nöthen, wenn man die Metaphern glücklich erfinden ſoll, „als wenn man ſich aller andern Zierrathen auf eine geſchickte „Weiſe bedienet; daher kann man auch ſehen, daß die „Völker, die am meiſten Geiſt und Einbildungskraft ge„habt haben, auch in dieſen metaphoriſchen Redensarten „am meiſten hervorgeſtochen und ihre Reden mit ſolchen am „meiſten angefüllet haben.

einer neuen Geſtalt ausdrücken und vorbilden kann. Dieß iſt der Nutzen der Metapher (*). Wiewohl wir nun oben die Gleichgültigkeit der Wörter mit groſſem Eifer widerfochten haben: ſo müſſen wir dennoch hier geſtehen, daß in dem verblümten Ausdrucke die Gleichgültigkeit ihren eigenen Sitz habe, weil nemlich eben dieſelbe Sache unter mancherley ähnlichen Bildern vorgeſtellet werden kann. Doch ſtecket bey ſolchen emblematiſchen Synonymis die Gleichgültigkeit nicht in den Worten, ſondern in den Gedanken, in ſo fern nemlich dieſe verſchiedenen Bilder für eine Sache gerecht ſind. Und auch in dem Gebrauche ſolcher gleichgültiger Symbolorum iſt öfters die Wahl nicht gleichgültig, ſondern bekömmt von den beſondern Abſichten und Umſtänden der Vorſtellung eine ſolche Maaßgebung, daß wir einem Bilde vor allen andern einen groſſen Vorzug der anſtändigen Aehnlichkeit beylegen müſſen. Wenn wir mithin der Urſache nachſpüren, die jene eckeln Kunſtrichter verleitet haben mag, ihre Urtheile auf einen ſo ſeichten Grundſatz, dem die Natur der Sache und die Erfahrung ſelbſt widerſpricht und welcher der Bereicherung der deutſchen Mundart in dem Wege ſteht, zu bauen: ſo ſcheint es uns, daß dieſer Irrthum daher entſtanden ſeyn mag, weil ſie wahrgenommen, daß eine jede Sprache gewiſſe eigene verblümte Ausdrücke habe, die ſich nicht leicht in eine andere hinübertragen laſſen, ſondern einer jeden eigenthümlich ſind. Da ſie nun den Grund von dieſer Ausnahme einzuſehen nicht vermochten: ſo ſchloſſen ſie, daß alle neuen und von andern Völkern entlehnten Metaphern, weil ſie in der deutſchen Sprache bis dahin ungewohnt geweſen, eben ſo wohl unter die Barbariſmos zu rechnen wären, als die fremden Wörter ſelbſt; irreten aber darinnen, daß ſie aus einer abſonderlichen Erfahrung einen allgemeinen Schluß zogen; da ſie nicht mehr hätten ſchlieſſen ſollen, als daß man bey Einführung ausländi-

ſcher

(*) QVINTILIAN. *Lib. VIII. c. 6.* Copiam quoque ſermonis auget permutando, aut mutuando quae non habet, quodque difficillimum eſt, praeſtat, ne cui rei nomen deeſſe videatur.

ſcher Metaphern in die deutſche Sprache alle Behutſamkeit gebrauchen und nicht allein auf den Grund der Aehnlichkeit zwiſchen den Bildern, ſondern noch über das auf die Natur und Art der Sprache, die ſich gröſtentheils auf den Gebrauch gründet, genaue Achtung geben und nichts für gültig annehmen ſoll, was mit dem allgemein eingeführten Gebrauche und der guten Mundart ſtreitet. Denn dieſe abſonderliche Erfahrung ſtößt den oben durch die Erfahrung veſt geſetzten Grundſatz nicht über einen Haufen, ſondern ſetzet ihn nur in gewiſſe Schranken und machet in der allgemeinen Regel eine Ausnahme. Und dieſe Schranken werden wir leicht beſtimmen können, wenn wir einmal die Urſachen, welche uns die Ueberſetzung einiger ausländiſcher Metaphern hart, ſchwer, ja mit Beybehaltung des gleichen Bildes gar unmöglich machen, genugſam einſehen. Wir wollen verſuchen, wie fern wir dieſe Urſachen, die unſere Freyheit ausländiſche Metaphern zu überſetzen einſchränken, entdecken können. Die erſte iſt unſers Bedünkens, daß viele gleichgültige Wörter in verſchiedenen Sprachen, die eines durch das andere überſetzet werden müſſen, durch den Gebrauch eine ganz ungleiche Würde und ungewiſſe Beſtimmung erlanget haben, indem man in der einen Sprache, zu dem Hauptbegriffe, den das Wort ausdrücket, noch einen Zuſatz von Nebenideen anzuhängen gewohnt iſt und den man eben wegen der Gewohnheit nicht leicht davon trennen kann. Die andere Urſache iſt, weil der Gebrauch nach dem ungleichen Witze der Völker gewiſſe Bilder in einer Sprache vor andern zu den figürlichen Ausdrücken geweihet hat. Daher ſind auch in einer jeden Sprache gewiſſe Wörter anzutreffen, die auf den Grund der nehmlichen Aehnlichkeit zu ungleich mehrern figürlichen Redensarten bequem ſind, als andere. Einige Wörter und Bilder haben das Glück gehabt, daß ſie durch den Gebrauch vor andern hervorgezogen, auf mehrere Puncten der Aehnlichkeit ausgebreitet, zu allen vorkommenden Dingen angewendet und ſo geläufig worden ſind, daß man ſie kaum noch für verblümte Figuren nimmt. Da nun dieſes Glück in ver-

ſchiedenen Sprachen ganz verſchiedene Wörter betroffen hat: ſo iſt leicht zu erachten, warum die Ueberſetzung einiger fremder Metaphern in einer andern Sprache öfters ganz hart und ungewohnt klinge. In einer Sprache wird öfters ein Wort durch den figürlichen Gebrauch durch ſo viele Abſätze und Veränderungen fortgeführet, daß man zuletzt den Grund der Aehnlichkeit und Translation kaum noch vermuthen kann. Daher laſſen ſich ſolche entfernte Metaphern nicht wohl in eine andere Sprache überſetzen, weil ſie durch die Gewohnheit ihre vornehmſte Eigenſchaft, nehmlich die offenbare Aehnlichkeit zwiſchen den Bildern verlohren haben. Für die dritte Urſache geben wir an, daß es in den Metaphern einer Sprache Anomalien giebt, ſo wohl als in den Conſtructionen. Dieſe Anomalien mögen entſtanden ſeyn, weil die Metaphern in ihrem Grunde ſchon von Anfang ungeſchickt waren, indem ſie von ausſchweifenden Köpfen erfunden worden, die öfters mehr auf äuſſerliche und zufällige, als auf wahre und weſentliche Aehnlichkeiten der Dinge aufmerkſam ſind; die aber das Glück gehabt, ſich in die gemeine Rede einzuſchleichen und durch den Gebrauch endlich ſo veſt zu ſetzen, daß man zuletzt ihren ungereimten Urſprung vergeſſen und ſie für eigentliche Wörter genommen hat. So groß iſt die Macht der Gewohnheit, daß ſie nicht allein das Angedenken der Translation zerſtöret, ſondern auch hindert, daß man eine offenbare Unrichtigkeit in der Conſtruction nicht einmal wahrnimmt. Endlich zählen wir unter diejenigen Metaphern, die nicht wohl aus einer Sprache in die andere hinüber getragen werden können, alle diejenigen, die ſich auf einen beſondern Gebrauch oder Ritum gründen, oder bey Anlaß einer ſo kleinen Begebenheit aufgekommen ſind, daß man öfters dem Grunde ihres Urſprungs nun nicht mehr auf die Spur kommen kann; die aber das Glück gehabt, in dem Munde des Pöbels das Anſehen der Sprüchwörter zu erhalten. Dergleichen Sprüchwörter ſind wie die Landmünze, die nur da gangbar iſt, wo ſie gepräget worden. Durch dieſe jetzt angeführten Ausnahmen wird die oben veſtgeſetzte

ſetzte allgemeine Freyheit neue und fremde Metaphern in einer Sprache einzuführen dahin eingeſchränket: 1) Daß man, nachdem eine Sprache wirklich angebauet und durch gelehrte Schriften reichlich vermehret worden, ſo daß ſie ihre größte Anmuth in ihrer eigenen Reinigkeit findet, in Ausübung dieſer Freyheit weit mehr Behutſamkeit beobachten ſolle, als wenn eine Sprache noch in ihrer Kindheit iſt und an zierlichen Ausdrücken einen groſſen Abgang leidet. Denn in ſolchem Falle, da ſie nicht genug Wörter hat, alle Dinge geſchickt auszudrücken: muß ſie ſich mit allen denen Redensarten helfen, die ihr nicht nur alte, ſondern auch heutige Schriftſteller an die Hand geben. 2) Daß man keine neuen Metaphoren erfinde oder aus fremden Sprachen borge, um ſelbige in einer heutigen Sprache einzuführen, wenn dieſe Freyheit nicht eine Nothwendigkeit zum Grunde hat. Sie hat aber eine Nothwendigkeit, wenn entweder in derſelben Sprache noch kein übliches Bild vorhanden iſt, eine Sache dadurch geſchickt und deutlich genug vorzuſtellen, oder aber wenn das neu erfundene oder geborgte emblematiſche Bild vor dem ſchon angenommenen einen Vorzug an Kraft, Deutlichkeit oder Zierlichkeit hat. Im Gegentheile, wofern in einer Sprache ſchon genugſame Bilder vorhanden ſind, eine gewiſſe Sache auszudrücken, die ſchon durch den Gebrauch autoriſiret worden: ſo könnte man dieſe Freyheit, neue und gleichgeltende Metaphern einzuführen, mit keinem zulänglichen Grunde rechtfertigen und kaum etwas beſſers zu ihrer Vertheidigung vorbringen, als daß ſie etwann dienen könnten, die Rede geſchickt abzuändern und dem Eckel über die allzugroſſe Gleichheit vorzubauen. 3) Daß man keine neuen Metaphern einführe, die nicht eine offenbare Wahrſcheinlichkeit haben; indem das ſymboliſche Bild von einer allgemein bekannten Sache entlehnet und der Grund der Aehnlichkeit jedermann ohne Nachdenken beyfallen muß; denn durch die Vorhaltung dergleichen bekannter Bilder und die offenbare Uebereinſtimmung mit der Sache, die dadurch abgebildet wird, wird die Phantaſie bethöret, daß ſie das Ungewohnte nicht leicht wahr-

nimmt

nimmt noch ſich daran ſtoßt. Zufolge dieſer letzten Regel, die in der Natur der Metapher gegründet iſt, werden alle diejenigen figürlichen Wörter und Ausdrücke, da die ſymboliſchen Bilder von allzuentfernten Dingen entlehnet ſind, oder die in einer Sprache durch den Gebrauch ſich ſo nothwendig und bekannt gemacht haben, daß den Grund ihres figürlichen Sinnes entweder niemand, oder doch ſehr wenige einſehen, als Idiotiſmi einer Sprache angeſehen, die ſich nicht wohl ohne Veränderung des Bildes in eine andere Sprache überſetzen laſſen, da hingegen alle andern Metaphern eben ſo wohl als geſchickte Gleichniſſe in allen Sprachen und bey allen Nationen als Früchte eines ſinnreichen Geiſtes werth und angenehm ſind; denn dieſe Metaphern gehören eigentlich nicht zu der Sprache, ſondern ſie ſind künſtlich verkleidete Gedanken und eine beſondere Art der Vorſtellungen der Phantaſie, die, ſowohl als andere ſinnreiche Vorſtellungen, in der ganzen Welt ihren Gang haben. Im Falle aber eine Metapher, die man aus einer fremden Sprache überſetzen will, etwas unerhörtes und freches an ſich zu haben ſcheint: ſo wollten wir folgende Regeln der Behutſamkeit anbefehlen: 1) Daß man ſolche an denjenigen Orten gebrauche, wo die Materie ſelbſt und die Abſicht eine mehr als gewöhnliche Kühnheit einigermaſſen entſchuldigen kann; alſo niemals in der poetiſchen ſowohl gebundenen als ungebundenen Rede. 2) Daß man ein ſolch geſchicktes, aber dabey neues und bisher ungewohntes Bild, in offenbaren Vergleichungen zum öftern vor Augen lege, ehe man ſolches in ein metaphoriſches Symbolum verwandelt. 3) Daß man zuweilen die Liſt gebrauche und ſolche verblümte Ausdrücke, die zu verwegen oder undeutlich ſeyn mögten, nur als allegoriſche Umſchreibungen anwende und die Sache, die man dadurch abbilden will, zur Erklärung mit ihrem eigenen Namen hinzufüge. Wir wiſſen zwar wohl, daß der Gebrauch ein Tyrann iſt (*), und daß auch zuweilen die Vernunft ſelbſt ſeinem Eigen-

(*) Quem penes arbitrium eſt, et ius, et norma loquendi.

Eigenſinne nachgeben muß. Allein dabey ſind zwey Stücke in reife Betrachtung zu ziehen. Eines, daß nicht alle Dinge, die gemeiniglich zu einer Sprache gerechnet werden, dem Eigenſinne des größten Haufens zur freyen Willkühr unterworfen ſind; wie wir denn allererſt gute und offenbare Metaphern mit Grunde davon ausgenommen haben. Das zweyte iſt, daß es einen guten und einen ſchlimmen Gebrauch giebt. Dieſer wird von dem größten Haufen gebildet, welcher faſt niemals in allen Dingen der klügſte und beſte iſt; jener hingegen, welchen man den Herrn und Meiſter der Sprachen nennen könnte, entſteht von den auserleſenen Stimmen (**). Es kömmt demnach allein den Gelehrten zu, die nach gewiſſen Grundſätzen zu handeln gewohnt ſind, die Sprachen ohne Abbruch ihrer Reinigkeit zu verbeſſern und ihren Gebrauch veſt zu ſetzen. Man hat daher jederzeit für ein bequemes Mittel eine Sprache anzubauen angeſehen, daß man von Ueberſetzungen der beſten Schriften fremder Nationen den Anfang mache, weil dadurch neben ſchönen Gedanken viele eigene Wörter, die ſonſt in Abgang kommen würden, erhalten, auch etwann neue eingeführet werden; vornehmlich aber, weil auf dieſe Weiſe eine Menge verblümter Ausdrücke in dieſelbe hinübergetragen und in Gang gebracht werden. Dach und Opitz haben in der deutſchen Sprache gethan, was Cato und Ennius in der lateiniſchen. Wir ſchlieſſen alſo dahin, daß man neue Metaphern aus fremden Sprachen, wenn ſie mit dem eingeführten Gebrauche der Wörter nicht ſtreiten, noch wider die Analogie, noch wider die Natur und Regeln einer guten Metapher verſtoſſen, ſondern neben der Wahrſcheinlichkeit noch eine Nothwendigkeit zum Grunde haben, darum nicht verwerfen könne, weil ſie bisher ganz ungewohnt geweſen; zumal da geſchickte Verfaſſer oder Ueberſetzer, wenn ſie dergleichen Metaphern von gutem Schrot und Korn in ihren Schriften durch öf-

tern

(**) QVINTILIAN. *Lib. I. cap. 6.* Conſuetudinem ſermonis vocabo conſenſum eruditorum, ſicuti viuendi, conſenſum bonorum.

tern Gebrauch einweihen, dadurch bald erhalten können, daß dieſer Vorwurf, ſo blöd er an ſich ſelbſt iſt, auch alles Anſehen verliert, und gänzlich verſchwindet (*).

§. 202.

Die pathetiſche, bewegliche oder herzrührende Schreibart iſt zwar mit der nachdrücklichen in Abſicht auf die Wirkung ſehr nehe verwandt, und ſie kann öfters ohne derſelben Hülfe ihren Zweck nicht erreichen, welcher darinnen beſteht, daß ſie mittelſt der Entzückung der Phantaſie das Herz der Leſer angreife und ſich davon Meiſter mache. Doch ſind ſie darinnen von einander unterſchieden, daß jene vornehmlich auf die angenehme Entzückung der Einbildung zielet, dieſe hingegen dabey nicht ſtille ſteht, ſondern geraden Wegs auf die Bewegung des Herzens losgeht. Die figürliche Schreibart machet uns glauben, wir ſehen die Sachen als gegenwärtig vor uns und betrüget uns auf eine unſchuldige Weiſe durch den Schein der Wahrheit und Wirklichkeit; die bewegliche hingegen erweiſet ihre Kraft damit, daß ſie uns nöthiget, an den vorgeſtellten fremden Handlungen und Angelegenheiten, als Menſchen von gleicher Natur Theil zu nehmen und durch die Gemeinſchaft eben derſelben innigen Rührungen für ihr Wohl nicht weniger beſorget und unruhig zu ſeyn, als für unſer eigenes (**). Die bewegliche unb herzrührende Schreibart iſt nichts anders, als eine ungezwungene Nachahmung derjenigen Sprache oder Art zu reden, welche die Natur einem jeden, der von einer Leidenſchaft aufgebracht iſt, ſelbſt in den Mund leget. Die Leidenſchaften haben demnach eine eigene Sprache und

(*) — — — Licuit, ſemperque licebit,
Signatum praeſente nota producere nomen.

(**) QVINTILIAN. *Lib. VI. cap.* 3. Cum iraſci, fauere, odiſſe, miſerere coepimus, agi iam rem noſtram exiſtimamus.

und eine ganz beſondere Art des Ausdruckes, womit ſie nicht ſowohl abſonderliche Begriffe, als vielmehr den Schwung ihrer erhitzten und phantaſtiſchen Vorſtellungen entdecken und offenbaren. Dieſe Sprache hat keine beſondere Wörter oder Redensarten, ſondern es dienen ihr zu ihrem Ausdrucke alle in einer jeden Sprache gewöhnliche und übliche ſowohl bloß willkührliche, als figürliche Zeichen, weil ſie von ganz bekannten Dingen redet und alſo durch den Gebrauch ungewohnter und beſonderer Zeichen ganz unverſtändlich würde. Die Eigenſchaft dieſer Sprache beſteht demnach darinnen, daß ſie in der Anordnung ihres Vortrags, in der Verbindung und Zuſammenſetzung der Wörter und Redensarten und in der Einrichtung der Redeſätze ſich an kein grammatiſches Geſätz oder logikaliſche Ordnung, die ein geſetzteres Gemüth erfodern, bindet; ſondern der Rede eine ſolche Art der Verbindung, der Zuſammenordnung und einen ſolchen Schwung giebt, wie es die raſchen Vorſtellungen einer durch die Wuth der Leidenſchaften auf einem gewiſſen Grade erhitzten Phantaſie erfodern, alſo daß man aus der Form der Rede den Schwung, den eine Gemüthsleidenſchaft überkommen hat, erkennen kann. Wie nun die Leidenſchaften ſelbſt allgemein ſind, indem ſie zu dem Weſen der menſchlichen Natur gehören und den Mittelpunct der Ruhe ausmachen, nach welchem ſich der Menſch in dem angewieſenen Range unter den göttlichen Geſchöpfen erhält: ſo iſt ihre Sprache und die Art ihres Ausdruckes nicht wenig allgemein. Eine gleiche Leidenſchaft wird ſich bey einem Iroqueſen (**) in ſeiner landüblichen Sprache auf eben die Art herauslaſſen und erklären, wie bey einem Sachſen. Denn da die andern Sprachen zum Theil unter der tyranniſchen Bottmäſſigkeit des unbeſtändigen Gebrauches ſtehen und darum durch eine lange Uebung erlernet werden müſſen: ſo iſt hingegen dieſe eine allgemeine Gabe der Natur,

(*) Das Land Irak, vor dem Babylonien genannt, liegt in Dyarbeck, einem Theile der aſiatiſchen Türkey, wo ſich der Euphrat und Tigris vereinigen.

tur. Wer den Trieb und die Hitze einer Leidenſchaft in ſeiner Bruſt fühlet, der darf ſich nicht lang beſinnen, was für einen Schwung er dem Ausdrucke geben wolle; die Natur wird ihm auf der Stelle mit den Gedanken auch die Wörter einſlöſſen und ſeine Rede in dem Munde alſo bilden, wie ſie ſeiner Regung gemäß und gleichſam eigen iſt. Wir können alle Tage hören, wie unſtudirte Leute die Sehnſucht eines ungedultigen Verlangens in bangen Seufzern und heiſſen Wünſchen; die Empfindung ihrer drückenden Noth in beweglichen und wehmuthsvollen Klagen; die Aufwallung des Zorns in ungeſtümmen Beſchimpfungen und ſchrecklichen Bedrohungen ſo geſchickt und herzbewegend ausdrücken, daß man ſich nicht erwehren kann, an ihrem Geſchicke Theil zu nehmen. Woher mag dieſe herzrührende Kraft ihrer Wohlredenheit kommen? Unſtreitig daher, weil ſie das Herz reden laſſen und ſich dem ungeſtümmen Triebe ihrer Neigungen gänzlich ergeben (**). Die Natur iſt demnach die Lehrmeiſterinn, bey welcher man in die Schule gehen muß, wenn man dieſe natürliche Sprache erlernen will; und man kann demjenigen, der ſich geſchickt machen will, die Leidenſchaften in der natürlichen Art ihres Ausdruckes ſo glücklich nachzuahmen, daß man die Kunſt der Verſtellung nicht leicht merken ſoll, keinen beſſern Rath ertheilen, als daß er ſich bemühen ſolle, diejenigen Leidenſchaften ſelbſt anzunehmen und in ſeinem Herzen rege zu machen, deren eigene Sprache er zu reden gedenket (*). Dieſes iſt das Geheimniß

(**) QVINTILIAN. *Lib. VI. cap.* 3. Quid aliud eſt cauſſae, vt lugentes vtique in recenti dolore diſertiſſime quaedam exclamare videantur; et ira nonnunquam indoctis quoque eloquentiam faciat; quam quod illis ineſt vis mentis et veritas ipſa morum?

(*) QVINTIL. *Lib. VI. cap.* 3. Mihi in animo eſt, quae latent penitus ipſa huius loci aperire penetralia, quae quidem *non aliquo tradente*, ſed experimento meo ac natura ipſa duce accepi. Summa enim, quantum ego quidem ſentio, circa mouendos affectus in hoc poſita eſt, vt moueamur ipſi — — — Quare in iis, quae veriſimilia eſſe

niß, welches den alten Rednern (**) und Komödianten (*) ſo wichtig ſchien. Allein wenn dieſe ſo ſehr angeprieſene Regel in dem Gebrauche nützlich ſeyn ſoll: ſo müſſen wir voraus ſetzen, daß wir im Stande ſeyn, diejenige Leidenſchaft in uns zu erwecken und anzunehmen, welche uns je zu Zeiten beliebet. Stehen aber denn nun die Leidenſchaften in unſrer Gewalt ſo, daß wir ſie nach Belieben in uns rege machen können? Wofern dieſes nicht in unſrer Macht ſtünde, ſo wäre dieſe Regel ganz vergebens. Dieſe Schwierigkeit nun aus dem Wege zu räumen, müſſen wir zuerſt anmerken, daß es eine leichtere

volumus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere patiuntur, affectibus, et a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere iudicem volet: An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, ei quod exigit, ſimile patietur? Siccis agens oculis lacrimas dabit? Fieri non poteſt: Nec incendit, niſi ignis; nec madeſcimus, niſi humore; nec res vlla dat alteri colorem, quem ipſa non habet. Primum eſt igitur, vt apud nos valeant ea, quae valere apud audientes volumus; afficiamurque antequam afficere conemur.

S. Ariſtoteles Poetik Kap. 18. §. 3.

(**) CIC. *de Orat. Lib. II. n.* 189. Nunc ego, quid tibi, Craſſe, quid ceteris auidat, neſcio: de me autem, cauſſa nulla eſt, cur apud homines prudentiſſimos atque amiciſſimos mentiar. Non me hercule vnquam apud iudices aut dolorem, aut miſericordiam, aut inuidiam, aut odium excitare dicendo volui, quin ipſe in commouendis iudicibus, iis ipſis ſenſibus, ad quos illos adducere vellem, permouerer.

(*) HORAT. *Art. poët.*
— — — Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi: tunc tua me infortunia laedent,
Telephe, vel Peleu: Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo- — — —
Format enim NATVRA prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: Iuuat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum moerore graui deducit, et angit;
Poſt effert animi motus interprete lingua.

tere Arbeit ſey, die Gemüthsleidenſchaften in uns wache zu machen und in Bewegung zu bringen, als dieſelben zu unterdrücken und zu bezähmen. Da nun die Sittenlehrer von der Herrſchaft über die Sinnen, über die Einbildungskraft und über die Affecten, als von einer zur Verbeſſerung der Sitten nicht allein nothwendigen und nützlichen, ſondern auch möglichen Sache und Bemühung, ſo viel Redens machen; mit wie viel mehrerm Grunde können wir dem Redner die Macht und das Vermögen zuſchreiben, ſeine Begierden nach Belieben aufzuwecken und in Aufwallung zu bringen; zumal da dieſe Bemühung dem natürlichen Triebe der Menſchen aufhilft und die Luſt, die ſie in der Bewegung ſuchen, befördert. Zudem muß ja eine Vorſtellung, ſo die Kraft haben ſoll, andere in Unruhe zu ſetzen, eben dieſe Kraft zuerſt auf dasjenige Gemüth erweiſen, in welchem ſie allererſtens erzeuget und gebohren wird (**). Wer die Natur des Menſchen kennet, dem iſt unverborgen, daß die Affecten, die nichts anders ſind, als eine undeutliche Vorſtellung des Guten und des Böſen und die den Schein für die Wahrheit nehmen, allein von der Einbildungskraft aus ihrem Schlafe aufgewecket und ins Spiel gebracht werden. Auf was für Weiſe aber dieſes geſchehe, iſt oben ausführlich gelehret worden. Die oratoriſchen und poetiſchen Figuren, von welchen unſere Kunſtlehrer ſo weitläuftig handeln, und die den Reden und den Gedichten ſo viele Anmuth und Pracht mittheilen, ſind auch nichts anders, als die natürliche Sprache dieſer Affecten, die in unſerer Bruſt aufgewecket werden. Ohne dieſe inwendige Bewegung wären dieſe beſag-

(**) CIC. *de Orat. Lib. II. n.* 191. Ne forte hoc magnum ac mirabile eſſe videatur, hominem toties iraſci, toties dolere, toties omni animi motu concitari, praeſertim in rebus alienis, magna vis eſt earum ſententiarum, atque eorum locorum, quos agas tracteſque dicendo, vt nihil opus ſit ſimulatione et fallaciis: Ipſa enim natura orationis eius, quae ſuſcipitur ad aliorum animos permouendos, oratorem ipſum magis etiam quam quemquam eorum, qui audiunt, permouet.

ſagten Figuren unwahrſcheinlich und keines Lobes werth (*). Wer nun auf dieſe Weiſe ſich niemals vorſetzet, mit froſtigem Sinne andere zu bewegen, ſondern durch eine lebhafte und entzückende Vorſtellung der Sachen zuerſt ſeine eigene Einbildung und durch dieſelbe das Gemüth in die erfoderliche Hitze treibt, ehe er andere entzünden will, der wird auch den natürlichen Ausdruck der Leidenſchaften allemal glücklich treffen. Er wird weder das rechte Maaß verfehlen, noch zur Unzeit in eine Raſerey gerathen, wenn er das Herz reden läßt und es wird nicht der wenigſte Verdacht einer künſtlichen Verſtellung, der des Redners Anſehen und Glaubwürdigkeit ſo nachtheilig iſt, auf ihn fallen, weil ſeine Rede

(*) QVINTILIAN. *Lib. VI. cap.* 3. Quas Φαντασίας Graeci vocant, nos ſane viſiones appellemus, per quas imagines rerum abſentium ita repraeſentantur animo, vt eas cernere oculis, ac praeſentes habere videamur: has quisquis bene conceperit, is erit in affectibus potentiſſimus; hunc quidam dicunt εὐφαντασίωτον, qui ſibi res, voces, actus ſecundum verum optime finget, quod quidem nobis volentibus facile continget. Nam vt inter otia animorum, et ſpes inanes, et velut ſomnia quaedam vigilantium; ita nos hae, de quibus loquimur, imagines proſequuntur, vt peregrinari, nauigare, praeliari, populos alloqui, diuitiarum, quas non habemus, vſum videamur diſponere, nec cogitare, ſed facere: hoc animi vitium ad vtilitatem non transferemus? At hominem occiſum queror, non omnia, quae in re praeſenti accidiſſe credibile eſt, in oculis habebo? non percuſſor ille ſubitus erumpet? non expaueſcet circumuentus? exclamabit, vel rogabit, vel fugiet? non ferientem, non concidentem videbo? non animo ſanguis, et pauor, et gemitus, extremus denique expirantis hiatus inſidebit? Inſequitur ἐνέργεια, quae non tam dicere videtur, quam oſtendere, et affectus non aliter, quam ſi rebus ipſis intersimus, ſequentur — — — Vbi vero miſeratione opus erit, nobis ea, de quibus querimur, accidiſſe credamus, atque animo noſtro perſuadeamus: nos illi ſimus, quos grauia, indigna, triſtia paſſos queramur: nec agamus rem quaſi alienam, ſed aſſumamus parumper illum dolorem. Ita dicemus, quae in ſimili noſtro caſu dicturi eſſemus.

nicht aus dem bloſſen Gehirne künſtlich heraus geſponnen wird, ſondern aus dem tiefen Grunde ſeines Herzens ſelbſt hervor quillt. Hingegen da eine Wirkung ſich allemal nach dem Vermögen der Sache verhält, von welcher ſie hervorgebracht wird: ſo wird ſich eine gezwungene Vorſtellung, die der Natur Gewalt thun will, bald verrathen und ohne Wirkung auf anderer Leute Gemüther ſeyn. Die gefirnißte Kaltſinnigkeit eines Redners wird ſo wenig entzünden, als ein gemaltes Feuer. Die unmäſſige Verſchwendung der Figuren, womit er den Abgang der innerlichen Hitze zu erſetzen und zu verbergen ſuchet, wird einen ſpielenden Witz und ein froſtiges Herz zu erkennen geben und weil der wahren Leidenſchaft nichts ſo ſehr entgegen iſt, als die Künſteley: ſo wird uns eine ſolche unnatürliche Vorſtellung mehr ärgerlich als beweglich vorkommen (**). Es haben zwar die Kunſtlehrer einige flüchtige Anmerkungen über die Sprache oder die Art des Ausdruckes, ſo den Gemüthsleidenſchaften eigen iſt, zuſammen getragen. Dieſelben aber erſtrecken ſich nicht weiter, als daß ſie einige Dutzend dergleichen Formen des pathetiſchen Ausdrucks, welche ſie Figuren der Rede nennen, unter gewiſſen Aufſchriften und Benennungen abſonderlich eingetragen und etwann noch kürzlich angezeiget haben, welchen Leidenſchaften eine jede derſelben gemein ſey. Allein wir wollen keinen Umweg nehmen, frey heraus zu ſagen, daß wir dieſe Lehrart nicht billigen können, weil ſie uns von der Natur, welche die einige Lehrmeiſterinn der Sprache der Leidenſchaften iſt, abführet und auf den närriſchen Wahn verleitet, daß wir mit froſtigen Sinnen und einem kalten Herzen dennoch beweglich ſchreiben und, wie ſich einer von den deutſchen Kunſtlehrern ausdrücket, die ſchlä=

(**) CIC. *Lib. II. de Orat. n.* 205. Neque paruis in rebus adhibendae ſunt hae dicendi faces, neque ita animatis hominibus, vt nihil ad eorum mentes oratione flectendas proficere poſſimus, ne aut irriſione, aut odio digni putemur, ſi aut tragoedias agamus in nugis, aut conuellere adoriamur ea, quae non poſſint commoueri.
S. Longin in der 17. Abtheilung.

ſchläfrige Schreibart dadurch auch ein wenig erwecken und anfeuren können. Woher kömmt es anders, als von dieſer Lehrart, daß man gemeiniglich dieſe Formen des pathetiſchen Ausdrucks für nicht viel mehr, als bloſſe Zierrathen anſieht und nicht bedenket, daß ſie allemal überflüſſig, müſſig und unwahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie nicht aus einem entzündeten Herzen hervor flieſſen und die Nothwendigkeit derſelben nicht in der Art und dem Schwunge derjenigen Leidenſchaften, die das Herz in Bewegung gebracht haben, gegründet iſt? Die Verſtellung, wenn ſie nicht aus der innern Kraft der erregten Seele flieſſet und davon unterſtützet wird, kann in der pathetiſchen Schreibart unmöglich verdeckt bleiben. Einzelne Figuren ſind abſonderlich betrachtet allezeit gut, weil man ihre Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit nicht nach einem gewiſſen Grade einer erhitzten Leidenſchaft abmeſſen kann, da ſie derſelben überhaupt zugeſchrieben werden. Aber in dem Gebrauche dieſer Figuren kömmt es lediglich darauf an, daß man das rechte Maaß und den bequemen Ort treffe, wo und nach welchem dieſelben angewendet werden müſſen, wenn ſie dem erfoderlichen Grade der Leidenſchaft gemäß, natürlich und gerecht ſeyn ſollen. Dieſes kann keine Kunſt lehren. Wenn die Leidenſchaft nicht in dem Herzen brennet, ſo iſt es ganz unmöglich, das rechte Maaß zu treffen; man wird immer mit kaltſinnigem Herzen von dem wahren Maaſſe der Natur abweichen, die unnatürliche und gekünſtelte Verſtellung wird ſich ſelbſt verrathen und, anſtatt zu bewegen, lächerlich werden (*). Dieſes alles wird durch die ſchädliche Wirkung, welchen die bisher gewohnte Lehrart in den Schulen bey jungen Leuten gehabt hat, noch mehr bekräftiget; denn da die ganze hiſtoriſche Lehre von den Figuren ihnen keinen weitern Unterricht ertheilen kann, als daß zu der beweglichen Schreibart der Gebrauch der Figuren nothwendig ſey:

(*) QVINTIL. *Lib. IX. cap.* 3. In his rebus cura verborum derogat affectibus fidem, et vbicunque ars oſtentatur, veritas abeſſe videtur.

ſo müſſen ſie ja nothwendig, wenn ſie angehalten werden ihre Kräften in dieſer Schreibart zu verſuchen, in denjenigen unnatürlichen Fehler verfallen, welchen man das Raſende nennet (**). Dieſes iſt ein unzeitiger und müſſiger Affect an einem Orte, wo kein Affect Platz hat, oder ein Uebermaaß, wo man Maaß und Ziel halten ſoll (*). Es gerathen zuweilen einige, als wenn ſie berauſchet wären, auf Leidenſchaften, die gar nicht zu ihrem Vorhaben dienen und die ihnen noch aus der Schule anhangen und ganz eigen geworden ſind (**); wodurch ſie aber bey den Zuhörern, die nichts empfinden, nachgehends billig lächerlich werden, indem ſie mit Leuten zanken, die keinen Theil an ihrem Streite haben (*). Andere hingegen, wenn ſie etwann zufälliger Weiſe zur rechten Zeit ſich zu erhitzen ſuchen, gerathen einsmals in eine ſolche unmäſſige Wuth, daß man die ſpielende Gleißnerey bald merken muß (**). Wenn einem ſolchen raſenden Dichter etwann ſeine poetiſche Galle überläuft: ſo bleibt der Leſer oder Zuhörer dabey ganz unempfindlich und gleicht dem Turnus beym Virgil (*). Es wäre demnach wohl zu wünſchen, daß die Kunſtlehrer die Zeit und Mühe, die ſie bis dahin aufgewendet haben, das Verzeichniß der Figuren als eines nöthigen Vorraths zu der

(**) Theodor nennt ihn nach Longins Bericht παρένθυρσον.

(*) Longin zu Ende der dritten Abth. ſchreibt: ἄκαιρον καὶ κενὸν, ἔνθα μὴ δεῖ πάθους. ἢ ἄμετρον, ἔνθα μετρίου δεῖ.

(**) LONGIN. l. c. ἴδια ἑαυτῶν καὶ σχολικὰ πάθη.

(*) LONGIN. l. c. ἐξεστηκότες πρὸς οὐκ ἐξεστηκότας.

(**) HORAT.

Vt, qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura dolentibus ex animo.

(*) VIRGIL. *Aeneid.*

— — — Non tua me feruida terrent
Dicta, ferox! — — —

der beweglichen Schreibart einander nachzuſchreiben und ihre äuſſerliche Form mit einigen abgeſonderten Exempeln zu erläutern, inskünftige anwenden würden, die Natur und die Gänge der erhitzten Gemüthsleidenſchaften in dem menſchlichen Herzen ſelbſt auszukundſchaften und daraus allgemeine Regeln herzuleiten, welche dienen könnten, den Grund verſchiedener pathetiſcher Ausdrückungen zu entdecken und wahrſcheinlich zu machen. Ob es gleich wahr iſt, daß eine gute pathetiſche Rede, weil das Herzrührende von Natur mit uns in Verwandſchaft ſteht, ſich unmittelbar durch die Wirkung auf das Gemüth der Zuhörer anpreiſet, indem ſie daſſelbe durch eine natürliche Kraft ſo gleich entzündet und in Bewegung bringt: ſo iſt dennoch nicht minder begründet, daß dieſe Wirkung ihre zulänglichen Urſachen in der Art und dem Schwunge der inwendig erregten Leidenſchaften hat; folglich würde eine ſorgfältige Aufſuchung dieſer Urſachen in beſondern Exempeln uns geſchickt machen, eigentlich zu entſcheiden, was für Figuren einer jeden Leidenſchaft eigen ſeyn und welches Maaß einem jeglichen Grade der Hitze zukomme. Mithin können wir nicht unangemerket laſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften öfters ſich ganz gleicher Figuren in dem Ausdrucke bedienen, weil die Figuren oder der Schwung und die Form des Ausdruckes nicht die Art der Leidenſchaft, ſondern nur eine gewiſſe Eigenſchaft, Beſchaffenheit oder Heftigkeit derſelben zu erkennen giebt; nun können aber verſchiedene Leidenſchaften auf einem gleichen Grade der Hitze, der Ungedult oder der Verwirrung ſtehen und alſo eine gleiche Beſchaffenheit haben, wenn ſie ſchon der Art nach ganz unterſchieden ſind. Es wäre alſo weit natürlicher gehandelt, wenn man die Natur, Beſchaffenheit und Kennzeichen der Gemüthsleidenſchaften überhaupt beſſer zu ſtudiren ſich befleiſſen und darinne die Gründe aufſuchen würde, von welchen die verſchiedene Form des Ausdruckes herrühret. Dieſe Lehrart würde aufs wenigſte den Nutzen haben, daß wir in Beurtheilung der Reden des Herzens uns nicht bloß auf die Empfindung berufen, ſondern dieſelbe auch mit zulänglichen

Gründen unterſtützen könnten. Ob wir nun gleich nicht begreifen können, wie die bloſſe Kunſt bey einem froſtigen und kaltſinnigen Herzen die wahre Hitze der Leidenſchaften in dem Ausdrucke ohne Abbruch der natürlichen Wahrſcheinlichkeit nachmachen ſollte (**): ſo geben wir dennoch zu, daß die Kunſt der Nachahmung bey einem geſchickten Verfaſſer der Natur aufhelfen und ihre Wirkung befördern kann, indem derjenige, der die Natur der Leidenſchaften kennet, nothwendig geſchickter ſeyn muß, dieſelben in ſeinem Gemüthe rege zu machen und den Fußſtapfen der Natur nachzugehen. Wir wollen daher noch einen kleinen Verſuch thun und einige allgemeine Betrachtungen über die Natur der Leidenſchaften und die daher rührende beſondere Art ihres Ausdruckes beyfügen. Unſre erſte Betrachtung geht denn auf die von der Hitze der Gemüthsbewegungen entſtehende Eilfertigkeit, die ſich von nichts aufhalten läßt. Dieſe äuſſert ſich in der Art des Ausdruckes, indem ſie die gewöhnlichen Verbindungswörter, womit die Theile eines ganzen Redeſatzes ordentlich verknüpfet werden, wegläßt, weil ſie ihrer hitzigen Begierde im Wege ſtehen, und ſich alſo nur in abgeſchnittenen Sätzen erkläret (*). Dieſe Eilfertigkeit entdecket uns eine aufgebrachte Hitze bey dem Redner und ſolche wird durch die Weglaſſung der Verbindungswörter erhalten. Aber wenn Heineke gegen Tollius behaupten will, daß ſie zugleich ein Exempel von dem Erhabenen ſey: ſo muß er mit gleichem Rechte alle natürlichen Ausdrücke der Leidenſchaften für erhaben gelten laſſen. Homer iſt in dieſem Stücke ſo glücklich, daß er auch das Zeugniß Longins erhalten, er wiſſe die Verbindung der Rede am rechten Orte aufzulöſen. Virgil verdienet dießfalls ein nicht geringeres Lob. Dergleichen abgebrochene Sätze

(**) QVINTILIAN. *Lib. VI. cap.* 3. Et luctus, et irae, et indignationis ridicula erit imitatio, ſi verba vultumque tantum, non etiam animum accommodauerimus.

(*) Longin hat in der ein und zwanzigſten Abth. gezeiget: ὅτι οἱ σύνδεσμοι ἀκίνητον ποιοῦσι τὸν λόγον.

Sätze, die man gleichwohl mit einer Heftigkeit vorbringt, ſind Kennzeichen einer lebhaften Empfindung, von welcher wir zu gleicher Zeit bald verhindert und bald zu reden angetrieben werden. Wiewohl nun nicht zu läugnen iſt, daß die Einſchiebung der Verbindungswörter in der Rede der Leidenſchaften, indem ſie alles einförmig und eben machen, öfters die Art und Heftigkeit derſelben ſchänden, den Nachdruck ihrer Rede verderben und auf ein mattes Weſen, das keine Stacheln hat, verleiten würde: ſo muß man doch auch geſtehen, daß im Gegentheile die heftigſten Leidenſchaften zuweilen nicht allein die Verbindungswörter häufen, ſondern auch andere Mittel anwenden, ſich mit Nachdrucke ſo zu erklären, daß ſie nothwendig verſtanden werden müſſen und man ſich nicht erwehren könne, das Gewicht und die Verknüpfung der Vorſtellungen, womit ſie ſich zu rechtfertigen ſuchen, deutlich einzuſehen. Die Leidenſchaften, ſo ungedultig ſie an ſich ſelbſt ſind, ſind doch immer mit einem Mißtrauen verknüpfet, nach welchem ſie beſorgen, daß ſie ihre innigſten Empfindungen nicht deutlich genug zu erkennen geben und andern mittheilen. Daher kömmt es, daß ſie ihre Worte ſo oft mit Nachdruck auf vielerley Arten wiederholen, mit andern faſt gleichgültigen Ausdrücken verdoppeln und oft gar mit ſolchen Zuſätzen verſtärken, die ſonſt auſſer der Leidenſchaft ganz überflüſſig, ja oft lächerlich wären. Ein anders Kennzeichen der Leidenſchaften iſt, daß ſie die Sachen nicht nach ihrem wahren Maaſſe, ſondern entweder gröſſer oder kleiner, als ſie einem ruhigen Gemüthe vorkommen würden, Betrachten. Daher bedienen ſie ſich auch in Vorſtellung ihrer Begriffe immer der Vergröſſerung und, aus Furcht zu wenig zu ſagen, erhöhen ſie die Sachen zuweilen bis zu dem Unwahrſcheinlichen. Es ſind aber vielerley Arten der Vergröſſerung, wodurch ein erhitztes Gemüth ſeinem Ausdrucke ein recht wunderbares Anſehen mittheilen kann. Die Aufhäufung

vieler Sachen giebt der Rede, ſo zu ſagen, einen Leib; wenn man nemlich ſtatt der vielfach zertheilten nur eine einfache Zahl ſetzet, ſo giebt dieſe Veränderung den Sachen einen weit gröſſern Umfang (**). Die bewegende Schreibart bedienet ſich noch eines andern Kunſtgriffs, ihre Vorſtellungen in gewiſſem Maaſſe zu vergröſſern. Man bringe viele vielfache Zahlen (*) in die einige einzelne Zahl (**), die angenehm ins Ohr fällt, alſo daß aus vielen Sachen nur eine gemachet wird; oder man ändere die einzelne Zahlen in vielfache, alſo daß aus einer Sache viele gemachet werden: ſo giebt dieſe Veränderung die Leidenſchaft zu erkennen. Dieſe beiden verſchiedenen Figuren haben nur einen Grund, der ihnen ihren Werth mittheilet. Von der Veränderung der einfachen in die mehrere Zahl iſt noch zu merken, daß zwar auch die Wörter, die nach ihrer äuſſerlichen Form in einzelnen Zahlen ſtehen, aber nach ihrer Bedeutung eine Vielheit in ſich einſchlieſſen, zuweilen vortrefflich dienen, die Sache, die dadurch vorgeſtellet wird, zu vergröſſern; doch daß die Wörter in der mehrern Zahl weit merkwürdiger ſeyn, denn die Menge der Sachen, die ſie in ſich begreifen, giebt ihnen einen groſſen Klang und Nachdruck (*). In der That geben uns alle diejenigen mehrern Zahlen, die auf einen Haufen getragen werden, einen weit gröſſern Begriff von den Sachen. Ein anders Mittel, wodurch die innigſte Empfindung einer Leidenſchaft ſich natürlich entdecket und welches vortrefflich dienet, die Vorſtellungen zu vergröſſern, iſt der Ausruf. Dieſer dienet vielmehr, die Leidenſchaft ſelbſt in Anſehung ihrer Empfindung, Ungedult, Sehnſucht und dergleichen zu vergröſſern, als die Sachen, die

(**) S. Longin in der vier und zwanzigſten Abth.

(*) Numeros plurales.

(**) Singularem.

(*) S. Longin in der 23ſten Abth.

die ſie ſich vorſtellet. Daher auch die gekünſtelte Nachahmung dieſer Figur, wenn ſie nicht aus dem innern Grunde eines lebhaft gerührten Herzens flieſſet, ſelten und ſchwerlich das rechte Maaß treffen wird. Die frecheſte Art der Vergröſſerung, die ſich faſt bis zu dem Unglaublichen verſteiget, aber ihre Wahrſcheinlichkeit in der Natur der erhitzten Leidenſchaft hat, iſt die Hyperbole (**). Dieſe Figur iſt ſehr gefährlich und über die Maſſen ſchwer, ſich innerhalb den Schranken zu halten, damit das Wunderbare das Wahrſcheinliche nicht gänzlich verſchlinge und in das Abentheuerliche und Lächerliche gerathe (*). Die Nachahmung der Sprache der Leidenſchaft muß in dem Munde eines froſtigen Kopfs, der mehr zu prangen, als zu bewegen, ſuchet, nothwendig verunarten und lächerlich werden. Deswegen muß in dem Gebrauche dieſer Vergröſſerungen die Wahrſcheinlichkeit derſelben in der Leidenſchaft und der Natur der Sachen gegründet ſeyn und alſo nicht aus einem froſtigen Kopfe, ſondern aus einem entzündeten Herzen hervorflieſſen. Die Wuth der Leidenſchaft macht eine Vorſtellung, die noch ſo ſeltſam und wunderbar an ſich ſelbſt iſt, ganz glaublich und wahrſcheinlich und es ſcheint nicht, als ob man die Sachen der Vergröſſerung wegen erzähle, ſondern als ob die Vergröſſerung ordentlich aus der Sache ſelbſt entſtehe (**). Ein ſicheres Mittel

zu

(**) S. Longin in der 38ſten Abth.

(*) QVINTIL. *Lib. VIII. in fin.* Sed huius quoque rei ſeruetur menſura quaedam: Quamuis eſt enim omnis hyperbole vltra fidem, non tamen eſſe debet vltra modum; nec alia magis via in κακοζηλίαν itur.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. in fin.* Tum eſt hyperbole virtus, cum res ipſa, de qua loquendum eſt, naturalem modum exceſſit: conceditur enim amplius dicere, quia dici quantum eſt, non poteſt, meliusque vltra, quam citra ſtat oratio.

zu verhüten, das die Kühnheit nicht anſtöſſig werde, wird wohl dieſes ſeyn, wenn man ſie nur in der Hitze der Leidenſchaft und ungefähr an ſolchen Orten braucht, welche es haben wollen. Dieſes iſt ſo richtig, daß man in der Komödie ſelbſt abentheuerliches Zeug ſagen kann, das doch für wahrſcheinlich gehalten wird, weil es das Herz beweget, indem es nemlich ein Gelächter verurſachet. Dieſes iſt in der That eine Leidenſchaft des Gemüthes, die von dem Ergetzen entſteht (*). Im übrigen kann man die Vergröſſerung ſo gut bey kleinen als bey groſſen Sachen gebrauchen, denn dieſelbe iſt in dieſen beiden verſchiedenen Fällen dienlich. Die Verkleinerung beſteht eigentlich darinnen, daß man die Kleinigkeit und Geringheit der Sachen vermehret und um gewiſſe Grade herunterſetzet. Inzwiſchen liegen die hyperboliſchen Vergröſſerungen mehr im Gedanken, als in dem Ausdrucke und gehören alſo viel eher zu der beſondern Art der Gedanken, als zu der Sprache der Leidenſchaften. Auch von dieſer phantaſtiſchen Gedenkensart der Leidenſchaften iſt oben ausführlich gehandelt worden. Noch ein anders Kennzeichen der Leidenſchaften iſt, daß die Phantaſie durch die Heftigkeit der Begierden ſo ſtark gerühret und und entzücket wird, daß ſie die Sachen, die von unſerm Gedächtniſſe entfernet, oder erſt noch zukünftig ſind, ſich als gegenwärtig vorſtellet; daß ſie die Leſer oder Zuhörer in eine Gefahr verſetzet, von welcher ſie ganz ſicher und entfernet ſind; daß ſie ſich beredet, jedermann nehme an ihrem Geſchicke und ihren Empfindungen Theil und darum in der größten Einſamkeit die Götter, die Menſchen, die lebloſen Geſchöpfe ſelbſt anredet, fraget und antwortet, nicht anders als wenn ſie ſich mitten unter einem groſſen Zirkel der Umſtehenden befände; daß ſie in währender Erzählung von fremden Begebenheiten ſich vergißt; daß ſie in anderer Namen redet und daher eins-

(*) QVINTILIAN. Peruenit haec ſpecies frequentiſſime ad riſum, qui ſi aptus eſt, vrbanitatis; ſin aliter, ſtultitiae nomen aſſequitur.

einsmals das Wort nimmt und fremder Perſonen Fürſprecher und Worthalter wird, und was dergleichen phantaſtiſche Entzückungen mehr ſeyn mögen, auf welche ſich die Veränderung der Zeit, der Perſonen, die Verwandlung einer Perſon in die andre, die Fragen und Antworten und andere dergleichen Figuren gründen müſſen, wenn ſie anders einen lebhaften Eindruck auf das Gemüth der Leſer machen ſollen. Die poetiſche Erzählung, damit ſie die Leſer zu ſich ziehe und in einer beſtändigen Unruhe unterhalte, malet die Sachen ſo lebhaft vor, als wenn ſie indem geſchähen, weil alsdann die Erzählung nicht mehr eine Erzählung iſt, ſondern zu einer Handlung wird, welche ſich in dieſer Stunde zuträgt. Zu dieſem Ende iſt nichts gewohnters, als daß die Poeten in ihren Erzählungen die vergangene Zeit in die gegenwärtige verändern, wodurch die Sachen dem Leſer vor Augen geſtellet werden, die er als ein Zeuge gleichſam gegenwärtig mit anſehen kann. Es hat auch dieſe Veränderung ſo viel Wahrſcheinlichkeit, daß die Geſchichtſchreiber, um ihre Erzählung vor Mattigkeit zu bewahren und ſie deſto anzüglicher zu machen, ſich derſelben öfters bedienen (**). Die Veränderung der Perſonen iſt etwas eben ſo herzrührendes, denn dieſe nimmt den Leſer ſelbſt zum Zeugen, berufet ſich auf ſeine eigenen Empfindungen und Betrachtungen, die ſie ihm durch ihre lebhafte Vorſtellung abnöthiget und machet, daß der Zuhörer ſich manchmal einbildet, er ſchwebe ſelber in der Gefahr (*). Eine andre Anomalie der phantaſirenden Leidenſchaft beſteht darinnen, daß ein Schriftſteller, der von jemand andern redet, ſich einsmals an deſſen Platz ſtellet und deſſen Perſon an ſich nimmt (**). Dieſe Figur giebt die Heftigkeit der Leidenſchaft zu erkennen. Ein andrer Kunſtgriff der erhitzten Phantaſie iſt, wenn der

(**) S. Longin in der 25ſten Abth

(*) S. Longin in der 26ſten Abth.

(**) S. Longin in der 27ſten Abth.

der Redner oder Poet diejenigen Perſonen, die er zur Erläuterung als Exempel einführen will, ſich als gegenwärtig vorſtellet und dieſelben anredet, als ob ſie ihm vor Augen ſtünden. Dergleichen Entzückungen zeugen nicht allein von des Redners aufgebrachten Gemüthsleidenſchaften, ſondern entzünden auch den Leſer oder Zuhörer und reiſſen ihn mit in den gleichen Betrug der Phantaſie. So dienet auch zu dem gleichen Zwecke, wenn der Redner oder Poet durch Fragen und Antwörten das Gemüth ſeiner Leſer oder Zuhörer ausforſchet und ihnen ihre verborgenſten Gedanken zur Beſchämung darlegt. Durch dieſes Fragen und Erforſchen kann man der Rede weit mehr Leben, Pracht und Nachdruck ertheilen (*). Endlich iſt noch anzumerken, daß die Leidenſchaften ſich niemals einzeln in dem menſchlichen Herzen empören, ſondern daß meiſtens viele zugleich einen Aufſtand erregen, die das menſchliche Gemüth auf beiden Seiten zu ſich reiſſen, indem die widrigen Leidenſchaften einander die Wage halten, bis eine von der andern überwältiget wird. Da nun die Figuren anders nichts ſind, als die Sprache der Leidenſchaften, ſo iſt offenbar, daß die Verbindung verſchiedener Figuren dieſe Verwirrung des Herzens nicht allein deutlich entdecket, ſondern auch vortrefflich dienet, die Leſer oder Zuhörer zu bewegen (**).

§. 203.

Wenn wir die poetiſche Malerey überhaupt als eine Nachahmung der Natur betrachten: ſo iſt der Zweck aller ihrer Werke, durch die geſchickte Nachahmung zu gefallen und das menſchliche Gemüth auf eine angenehme Weiſe einzunehmen. Es ſey, daß die Nachahmung die Neugierde der Menſchen durch die Vermehrung der Begebenheiten und Gegenſtände einigermaſſen befriediget; oder daß ſie den Menſchen durch Erregung der Leiden-

(*) S. Longin in der 18. Abth.

(**) S. Longin in der 20ſten Abth.

denſchaften aus dem verdrüßlichen Stande der Unthätigkeit, in welchem er ſich ſelbſt zur Laſt wird, heraus zieht; oder daß ſie ihn mit Bewunderung für die Geſchicklichkeit des nachahmenden Poeten anfüllet; oder ihn mit Vergleichung der wahren Gegenſtände mit den Bildern angenehm beſchäftiget; oder endlich, daß alle dieſe Urſachen ſich vereinigen und zugleich wirken: ſo kann der Geiſt des Menſchen ſich nicht erwehren, daher eine entzückende Luſt, die ſeinem angebohrenen Geſchmacke ſo gemäß iſt, mit Ergetzen zu fühlen. Dieſen Zweck kann der Poet entweder durch die reitzende Materie ſeiner Schildereyen; oder durch die Form und den maleriſchen Ausdruck derſelben; oder durch beide zugleich erhalten. Wie nun die Materie keine Kraft zu gefallen und einzunehmen hat, wenn ſie nicht entweder für ſich ſelbſt neu und wunderbar iſt, oder durch die künſtliche Art der Vorſtellung einen reitzenden und entzückenden Schein des Wunderbaren annimmt: ſo erſtrecket ſich dieſes auch ebenfalls auf den maleriſchen Ausdruck. Auch dieſer muß ungemein und wunderbar ſeyn, wenn er eine reitzende Annehmlichkeit mit ſich führen und den allgemeinen Zweck der künſtlich poetiſchen Nachahmung befördern helfen ſoll. In dieſer allgemeinen Abſicht der Poeſie liegt der Grund von der Freyheit und dem daher rührenden Unterſchiede des poetiſchen Ausdrucks. Die proſaiſche Schreibart der Wohlredenheit iſt zwar auch eine Nachahmung der Natur: aber ſie iſt in ihrem Zwecke von der Poeſie gänzlich unterſchieden und daher rühret auch der merkliche Unterſchied ihres Ausdruckes. Die Wohlredenheit ſuchet durch die Nachahmung zu unterrichten und zu überreden; alſo beſteht ihre Schreibart in einer Nachahmung derjenigen Art zu reden, deren ſich die Menſchen gewöhnlich bedienen, wenn ſie etwas angenehm erzählen, ſich vertheidigen, einen loben oder zu etwas bereden wollen. Da nun das vornehmſte Mittel, dieſe Abſichten zu erreichen, in der Erregung der Leidenſchaften beſteht: ſo muß die Kraft der proſaiſchen Schreibart der Wohlredenheit vornehmlich von dem Gebrauche der Figuren, Bilder und Ver-

wen-

wendungen herrühren. Wir können täglich wahrnehmen, wie gemeine Leute, denen etwas recht angelegen iſt und zu Herzen geht, oder welche heftige Schmerzen empfinden, verſchiedene Figuren natürlich untereinander miſchen. Da nun der Redner dieſe natürlichen Reden nachmachet: ſo muß er freylich, wenn ſeine Materie ſolches erfodert und er ſelbſt in dem Affecte ſteht, dergleichen bewegliche Figuren gebrauchen. Aber auſſer dieſem Falle kann die Proſe die Pracht der Figuren nicht leiden. Wenn daher einige proſaiſche Redner mit froſtigen Sinnen heftige Figuren freygebig anbringen: ſo iſt es ganz wider die Natur und hat nicht mehr Wirkung, als das Raſen eines dem Scheine nach im Hirne verrückten Kopfes. Das Pathetiſche iſt dem proſaiſchen Redner nur ein Mittel, wodurch er ſeine Abſichten zu erreichen ſuchet und deswegen muß der bewegliche Ausdruck in der Proſe um einen merklichen Grad gemäſſigter ſeyn. Der Redner hat vornehmlich darauf zu ſehen, daß ſeine Vorſtellungen glaubwürdig ſeyn; nun iſt ihre Glaubwürdigkeit auch in der gewohnten Art des Ausdruckes gegründet und eben deswegen muß der Redner in Anſehung der heftigen Figuren eine behutſame Beſcheidenheit zu gebrauchen wiſſen. Er vertritt durch ſeine künſtliche Nachahmung die Stelle gemeiner Menſchen, die weder durch eine auſſerordentliche Erleuchtung noch durch einen übernatürlichen Trieb geleitet werden und darum muß das offenbare Wahrſcheinliche in ſeinem Ausdrucke über das Wunderbare immer die Oberhand behalten. Da hingegen die Poeſie auf die Entzückung der Phantaſie und auf die Erweckung derjenigen Luſt losgeht, die das menſchliche Herz in der Bewegung und dem Kampfe der Leidenſchaften unmittelbar findet: ſo wird dasjenige, was bey dem Redner nur ein Nebenwerk und ein Mittel iſt, ſeinen Zweck zu befördern, des Poeten einziger Zweck und Hauptwerk. Der Poet ſteht in den Anſehen eines von oben begeiſterten Menſchen, der von einem mehr als menſchlichen Triebe entzündet werde. Damit er nun durch die gemeine und gewöhnliche Art zu reden dieſes ſein poetiſches Anſehen nicht verrin-

verringere: ſo muß er in ſeinem ganzen Ausdrucke nur das Ungemeine und Wunderbare ſuchen; und dieſes Wunderbare muß, wie in den poetiſchen Gedanken und Vorſtellungen, eben ſo wohl in den Ausdrückungen über das Wahrſcheinliche beſtändig herrſchen; wobey er nur die Sorgfalt zu gebrauchen hat, daß er die Grenzen des Wunderbaren nicht überſteige. Seine Erzählung muß als ein ſichtbares Gemäld die Sachen nicht bloß erzählen, ſondern zeigen und das Gemüth in eben diejenige Bewegung ſetzen, als die wirkliche Gegenwart und das Anſchauen der Dinge erwecken würde. Dazu iſt die gemeine und gewohnte Art zu reden viel zu ſchwach. Sein ganzer Ausdruck muß deswegen ganz neu und wunderbar, das iſt, viel ſinnlicher, prächtiger und nachdrücklicher ſeyn. Darum erſtrecket ſich auch ſeine Freyheit in Anwendung der figürlichen Redensarten, ſowohl was ihre Anzahl als die Neuheit der Bilder und die Verwegenheit der Verwendungen betrift, ohne Vergleichung weiter, als des Redners ſeine. Man kann ihn nie einer allzugroſſen Verwegenheit beſchuldigen, ſo lange ſein Ausdruck nicht aller Wahrſcheinlichkeit gänzlich beraubet iſt, er mag auch dem Scheine nach ſo wunderbar ſeyn, als er will; weil er nicht, wie der Redner, durch das Glaubwürdige den Willen zu lenken; ſondern durch das Wunderbare die Phantaſie angenehm zu entzücken und die Leidenſchaften zu reitzen ſuchet. Er muß deswegen alles anwenden, wodurch dieſe Abſicht befördert werden kann. Er kützelt das Ohr durch die Zahl und das Ebenmaaß des Verſes; er ſchmeichelt der Phantaſie durch die Erdichtungen; er bringt die Leidenſchaften durch die Figuren hervor; er giebt durch die maleriſche Kunſt den unſichtbaren und geiſtigen Dingen einen Körper, den Lebloſen die Seele und die Rede; alles iſt in ſeinen Gemälden voller Bewegung und Leben. Dieſe Neuheit der empfindlichen Farben rühret den Geiſt viel ſtrenger, als die gemeine Sprache; da der poetiſche Maler durch die figürliche Vorſtellung, durch die geiſtreichen Figuren, durch die prächtigen Bildniſſe der Phantaſie, durch die wohlklingenden Worte und Redeſätze die Sachen nach

ſeinem Gefallen vergröſſern und alſo viel edler, ſchrecklicher und ſchöner; oder verringern und alſo viel ungeſtalteter und lächerlicher machen kann, als ſie ſind, wenn ſie nur durch den gemeinen Ausdruck vorgeſtellet werden. Dieſe Kraft des poetiſchen Ausdrucks erſtrecket ſich ſo weit und iſt unſerer Natur ſo gemäß, daß wir dadurch ganz entzücket und beſchäftiget, öfters die Mängel, die ſich in der Einrichtung eines ganzen Gedichtes finden, nicht einmal wahrnehmen oder doch gar geneigt ſind zu entſchuldigen. „Darum bewundern wir viele Gedichte, wel„che nicht im geringſten regelmäſſig ſind, aber ſich durch „die Erfindung und durch eine Schreibart voller Poeſie „erhalten; die uns von Zeit zu Zeit ſolche Bilder vor „Augen führen, die uns aufmerkſam machen und in Be„wegung ſetzen. Das empfindliche Ergetzen, das uns „die häufigen Schönheiten in einem jeglichen Abſatze der „Rede verurſachen, machet, daß wir einen Theil der Feh„ler, die wirklich in der Schrift vorhanden ſind, nicht „gewahr werden und den andern entſchuldigen, auf die „Weiſe, wie ein liebenswürdiger Menſch, der bey uns „iſt, machet, daß wir ſeine Fehler und oft ſeine Laſter „ſelbſt in der Zeit vergeſſen, da uns ſeine Geſpräche mit „ihrer Anmuth verführen. Ein ſolcher bringt es manch„mal ſo weit, daß wir ſie in der Beſchreibung ſeines „Sittencharakters auslaſſen„ (*). Es beſteht demnach der maleriſche Ausdruck der Poeſie darinnen, daß man allem demjenigen, dem man die Rede mittheilet, herzrührende Gedanken beyleget, ſo daß man dasjenige durch Figuren ausdrücket und unter beweglichen Bildern vorſtellet, was uns nicht einnähme, wenn es in einer proſaiſchen Schreibart geſaget würde (**). Der poetiſche Aus-

(*) S. Dubos in dem 32. Abſchn. ſeiner critiſchen Betrachtungen.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. cap. 6.* In illo plurimum erroris eſt, quod ea, quae Poetis, qui et OMNIA AD VOLVPTATEM REFERVNT, et plurima vertere etiam ipſa metri neceſſitate coguntur, permiſſa ſunt, conuenire quidam etiam proſae putant.

Ausdruck hat eine entzückende und bezaubernde Kraft auf die Sinnen und die Einbildung und machet, daß wir, indem wir wohlgeſchriebene Verſe leſen oder hören, uns bereden, wir ſehen die Sachen in der Natur gegenwärtig vor uns (*). Es giebt zwar gewiſſe ſtrenge philoſophiſche Köpfe, Männer, die fähig ſind eine von den Sinnen abgezogene Luſt zu genieſſen, welche andern etwas beyzubringen ſich einzig und allein der bloſſen Vernunft bedienen; allein ſie merken bald ſelber, daß ſie, jemanden zu überzeugen, denſelben in Bewegung ſetzen und, um ihn in Bewegung zu ſetzen, ihm die Sachen, wovon ſie reden, durch Gemälde vor das Geſicht legen müſſen. Daher ſagt Dubos: „Einer von den vornehm„ſten Verfechtern der ernſthaft ſchlieſſenden Schreibart, „der Pater Malebranche, hat wider die Seuche der „ſtarken Einbildungen geſchrieben, deren Zauberkraft den „Menſchen zu verführen in ihrer Fruchtbarkeit an Bil„dern und der Gabe lebhaft zu malen beſteht: Allein „niemand ſuche in ſeiner Rede eine trockene Sorgfalt, „welche alle Figuren, die uns in Bewegung ſetzen und „verführen könnten, von ſich ſtoſſe und ſich mit gründli„chen Schlüſſen zufrieden gebe. Seine Schrift iſt mit „Bildern und Gemälden angefüllet und er nimmt die „Einbildung zu Hülfe, den Misbrauch der Einbildun„gen zu verwerfen.„ Ob nun gleich die Poeſie in ihrem maleriſchen Ausdrucke nach ihrem beſondern Zwecke das Wunderbare und Ungemeine ſuchet und daher viele verblümte Figuren, die in der hohen redneriſchen Schreibart für verwegen angeſehen würden, frey gebrauchen darf, auch dieſelben in den meiſten Gattungen der Gedichte weit freygebiger anwenden muß, als der proſaiſche Redner: ſo hat dennoch dieſe poetiſche Freyheit ihre geſetzten Schranken, die man ohne Verminderung des poetiſchen Schönen niemals überſchreiten kann. Das Wunderbare wird allemal abentheuerlich, wenn es die Grenzen des Wahrſcheinlichen überſchreitet und es iſt dem

(*) HORAT.
— — Vt pictura poëſis erit — —

poetiſchen Schönen nichts ſo ſehr zuwider, als das Uebermäſſige. Ariſtoteles hat dieſe Schranken nicht undeutlich beſtimmet (**). Er heißt uns alle Zierräthen des Ausdrucks in die ſchwachen Oerter des Gedichtes verſparen; an denjenigen Oertern, wo ſchöne Gemüthsgedanken oder Sitten ſtehen, haben wir dieſelben nicht nöthig. Vielmehr iſt ein ſchimmernder und ſtrahlender Ausdruck daſelbſt ſchädlich und dienet allein, ſie zu verbergen. Dieſe erſten Ideen, ſagt Dubos (*), welche in der Seele entſtehen, wenn ſie auf eine lebhafte Weiſe von etwas gerühret wird, die man gemeiniglich Gemüthsgedanken und Empfindungen heißt, bewegen den Menſchen allemal, wenn ſie gleich mit den einfältigſten Worten vorgetragen werden. Sie reden die Sprache des Herzens. Ja, eine Empfindung würde nicht mehr ſo herzrührend ſeyn, wenn ſie mit prächtigen Worten und pompreichen Figuren ausgedrücket würde. Die Wahrſcheinlichkeit würde mit der Einfalt wegfallen. Wo ich Künſteley ſehe, da erkenne ich die Sprache des Herzens nicht mehr (**). Aber die Betrachtungen, welche die redenden Perſonen über ihre eigenen und anderer Leute Empfindungen anſtellen, die Erinnerungen des Poeten, die Erzählungen, die Beſchreibungen, mit einem Worte, alles was nicht Empfindung heißt, will, ſo viel als es die Natur des Gedichtes und die Wahrſcheinlichkeit erlauben, unter Bildern vorgeſtellet ſeyn, welche in der Phantaſie Gemälde bilden. Von dieſer allgemeinen Regel kann man doch die Erzählungen der wunderthätigen Begebenheiten ausnehmen, die zu der Zeit gemachet werden, wenn dieſe Begebenheiten begegnen. Es iſt der Wahrſcheinlichkeit gemäß, daß ein Augenzeuge von dergleichen Begebenheiten, welchen man nöthig hat, die Erzählung derſelben zu thun, mit einer Erſtaunung überfallen worden

(**) S. Ariſtoteles Poetik Kap. 25. §. 13.

(*) S. Dubos in dem 33. Abſchn. des erſten Th. ſeiner Betrachtungen.

(**) HORAT.
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri.

den, welche noch dauret; und alſo wäre es wider die Wahrſcheinlichkeit, daß er ſich in ſeiner Erzählung ſolcher Zierrathen bediente, an die einem beklemmten Menſchen der Sinn nicht kömmt. Neben dem erfodern dieſe wunderthätigen Begebenheiten, daß der Poet ihnen bey dem Zuhörer ſo viel Glauben erwerbe, als es ihm möglich iſt; nun iſt ein bequemes Mittel dazu, daß man ſie in den einfältigſten Worten erzähle, welche denjenigen, der redet, am wenigſten in den Verdacht des Aufſchneidens bringen. In allen andern Fällen, dieſe beiden ausgenommen, muß die Schreibart der Poeſie mit Bildern angefüllet ſeyn, welche die beſchriebenen Sachen ſo geſchickt ſchildern, daß wir ſie nicht vernehmen können, ohne daß unſere Phantaſie beſtändig mit Gemälden angefüllet ſey, die darinnen in der Ordnung auf einander folgen, wie die Abſätze der Rede auseinander hervorfallen. Hernach erfodert auch jede Gattung der Gedichte eine beſondere Austheilung der Figuren und der Zierrathen der Rede. Die meiſten Bilder, welche dienen, die Schreibart des Trauerſpieles einzurichten, ſind für die Schreibart der Komödie allzu ernſthaft. Zum wenigſten muß der komiſche Poet ſich derſelben mit aller Mäſſigkeit bedienen. Die Schäfergedichte entlehnen ihre Bilder und Gemälde von denen Sachen, die das Land ſchmücken und von den Begebenheiten des Landlebens. Die poetiſche Schreibart der Satyre verbreitet ſich in Bildern, die am bequemſten ſind, die Schamröthe des Menſchen zu erwecken. Die Ode ſteigt in den Himmel, damit ſie ihre Bilder und ihre Gleichniſſe von dem Donner, den Sternen und den Göttern ſelbſt entlehne. Das ſind aber Sachen, von welchen die eigene Erfahrung ſchon alle Liebhaber der Poeſie unterwieſen hat. Nach dieſer allgemeinen Erklärung und Ausführung von der Natur, Kraft und Oeconomie der poetiſchen Malerkunſt, in Abſicht auf den Ausdruck, müſſen einige von den höchſten Farben, die der Poeſie ganz eigen ſind, nach ihrem Urſprunge und ihrer Zubereitung erkläret werden. Man kann ſie in gewiſſe Claſſen nach den Graden ihrer Verwegenheit und Hei-

Heiterkeit eintheilen. In die erſte Claſſe ſetzen wir diejenigen Verwendungen, da der Poet den Mitteln und Werkzeugen, deren ſich die Natur in ihren Wirkungen und Veränderungen bedienet, dieſe Wirkungen, als der Haupturſache zuſchreibt. In die andere Claſſe ſchreiben wir diejenigen Figuren, die abgezogene Dinge, ſo kein eigenthümliches Weſen beſitzen, in Perſonen verwandeln und ihnen ſichtbare Bewegungen, Veränderungen und Handlungen beylegen. Zu der dritten Claſſe zählen wir diejenigen Figuren, welche lebloſen Dingen Handlungen und Bewegungen der Lebendigen zuſchreiben. Einen mehrern und lebhaftern Abſatz von Heiterkeit haben diejenigen Farben, die wir in die vierte Claſſe ſchreiben; wodurch vernunftloſen Dingen die Handlungen und Neigungen vernünftiger Perſonen zugeſchrieben werden. Zuweilen treibt der Poet dergleichen kühne Ausdrücke bis auf das Verwegene, oder er ſuchet die Verwegenheit durch einen beygefügten wahrſcheinlichen Grund um etwas zu rechtfertigen. Endlich kann man noch eine Claſſe von derjenigen Figur machen, da zwo Ideen, die dem Scheine nach neben einander nicht beſtehen können, künſtlich und wahrſcheinlich mit einander verbunden werden. Dieſe Verbindung zwoer ungleicher Ideen treffen wir gemeiniglich in einem ganzen Satze an, wo ſolche Umſtände, die einander ganz fremde zu ſeyn ſcheinen, glücklich gepaaret werden. Den Griechen fehlte die Kunſt, ſo dazu gehöret; von den lateiniſchen Poeten aber wird ſie öfters angebracht, wenn ſie Schildereyen, Bilder, Träume, Erſcheinungen, Verwandlungen und dergleichen beſchreiben. Sie ſtellen alsdann zwo ſolche Ideen, die quer gegen einander ſtehen, zuſammen, indem ſich ein Stück ihrer Beſchreibung auf das Urbild, das andere aber auf das Nachbild beziehen muß. Dieſer wichtige Theil der Poeſie iſt wahrhaftig der ſchwerſte. Solche Bilder zu entdecken, welche das, was der Poet ſagen will, recht ſchildern; die tüchtigen Ausdrücke zu finden, die ihnen das Weſen und Leben verleihen, hat der Poet ein himmliſches Feuer vonnöthen, und nicht, daß er reimen

men könne. Ein mittelmäſſiger Poet kann mittelſt Bemühung und Arbeit einen regelmäſſigen Plan machen und ſeinen Perſonen anſtändige Sitten beylegen; aber ſeine Verſe mit beſtändigen Erdichtungen und in allen Abſätzen der Rede neu hervorblühenden Bildern in der Höhe halten kann nur ein Menſch, der ein Naturell zu der Kunſt hat. Ein Menſch ohne dieſes Naturell fällt bald in das Froſtige, das von den Figuren entſpringt, welche nicht genug beſtimmet ſind und die Sache nicht zierlich ſchildern; bald in das Lächerliche, das von den Figuren entſpringt, die ſich für die Sache nicht ſchicken. Da einige ſehen, wie rühmlich es iſt, wenn man ſich in der Poeſie von der Schreibart des Pöbels entfernet und die Gedanken mit Majeſtät, Artigkeit und Neuheit begabet, erheben ſie ſich dermaſſen, daß ſie ſchwülſtig, aufgeblaſen und unordentlich werden. Sie können kein Ding ohne Blumen nennen und zuweilen ohne eine verwegene Metapher und eine überſpannte Hyperbole. Aber dieſe ſo ausſchweifenden Hyperbolen und übel ausgebildete Metaphoren ſind in der vollkommenen Poeſie etwas eben ſo ungereimtes, wie für wahrhaftig tapfere Helden die Sprache eines Thraſo im Terenz und eines Horribilicribrifax im Gryphius (*). Da ſo ſeltſame und vermeſſene Bilder keinen Grund der Wahrheit oder der Wahrſcheinlichkeit weder in dem Verſtande noch in der Phantaſie haben: ſo machen ſie den Weiſen Verdruß und ahmen die Natur ungeſchickt nach. Auf dieſe Weiſe vergeht ſich der Poet, der bedacht iſt die Gemüther ſeiner Zuhörer in Verwunderung zu ſetzen, nicht wenig, wenn er die Sachen ſo übermäſſig vergröſſert und verkleidet, daß man die Züge der Natur gänzlich aus dem Geſichte verliert (**). Dieſe Künſteley entſteht von dem allzu-

(*) S. Muratori im zweyten B. K. 14.

(**) QVINTIL. *Lib. VIII. cap.* 3. Κακόζηλον vocatur, quidquid eſt vltra virtutem, quoties ingenium iudicio caret, et ſpecie boni fallitur, omnium in eloquentia vitiorum peſſimum.

allzugroſſen Verlangen, neue und ſeltſame Bilder zu finden; und von eben derſelben Quelle, von welcher alle Annehmlichkeit und Kraft der Rede, nemlich das Neue, das Wunderbare und das poetiſche Schöne herrühret, entſpringen gemeiniglich auch die Fehler; nemlich die Künſteley, die ungereimten Metaphoren und die verwegenen Hyperbolen. Aber die geſunden und gereinigten Seelen laſſen ſich von keinem Blendwerke verführen und halten ſich von dieſer gefährlichen Klippe weit entfernet. So wie nun dieſe künſtelnden Poeten den Zaum nöthig haben, ſo bedörfen andere hingegen der Spornen. Dieſes geſchieht, wenn man in das Gegentheil des erſtern Fehlers, nemlich in das Trockene, das Oede und Matte verfällt. Es giebt Leute, welche die gekünſtelte Schreibart ſo ſorgfältig meiden und ſo ſehr befliſſen ſind, lauter natürliche und einfältige Gedanken zu ſagen, daß ihre Verſe zu einer gereimten Proſe werden. Sie bedenken nicht, daß es das ſchlechteſte Lob iſt, wenn man von einem Schriftſteller ſagen kann, er ſey ohne Fehler (*). Dieſe ungeſchmackte Schreibart läßt uns vermuthen, daß derjenige, bey dem ſie gefunden wird, Mangel an Würze leide und der, welcher Luſt daran empfindet, krank am Geſchmacke ſey. Deswegen muß man auch das Ruhmwürdige im Ueberfluſſe haben; und dieſes inſonderheit in der Poeſie. Iſt es nicht offenbar, daß das poetiſche Schöne nichts anders iſt, als das wunderbare, neue und auſſerordentliche Wahre, es mag nun dieſe Eigenſchaft von ſeiner Materie oder durch die Kunſt empfangen? Deswegen müſſen die Poeten os magna ſonaturum haben. Sie können des Erhabenen und des Wunderbaren nicht beraubet ſeyn. Dieſes iſt ſchon einigermaſſen eine Pflicht für die Redekunſt. (**). Mit wie viel beſſerm Rechte kön-

(*) CICERO: Orationem noſtram non tolerabilem tantum, ſed et admirabilem cupimus.

(**) CICERO *Ep. ad Brutum*: Eloquentiam, quae admirationem non habet, nullam iudico.

können wir alſo dieſes nun von der Poeſie ſagen, der es etwas eigenthümliches iſt und deren Weſen darinnen beſteht, daß ſie die Augen entzündet, das Gemüth entzückt, mit hohen Sachen umgeht und die Seele in Erſtaunen ſetzet? Wir müſſen uns auch die Gefahr, welche das Groſſe, Wunderbare und Erhabene begleitet, nicht allzu erſchrecklich vorſtellen. Geſetzt, daß wir einigemal darüber ſtraucheln: ſo iſt der Leſer dennoch immer geneigter dergleichen Fehler, als die magere Armuth, die weder Tugenden noch Fehler hat, zu verzeihen. Die berühmteſten Poeten des Alterthums ſind von Fehlern nicht gänzlich frey geblieben; und doch hat dieſes ihnen bey Verſtändigen den verdienten Ruhm nicht vermindert (*).

§. 204.

So viele wichtige Stücke, an welche die poetiſche Kunſt in ihrer Nachahmung gedacht hat, können uns zwar von ihrem ſcharfſinnigen Fleiſſe, den ſie zu unſerer Beluſtigung ſo geſchickt anwendet, einen vortrefflichen Begriff machen; aber diejenigen geringern Sachen, womit ſie zu demſelben Ende bemühet iſt, welche wir erſt betrachtet haben, zeigen uns, daß ihre Sorgfalt für die Vollkommenheit dieſes Ergetzens in denſelben nicht unglücklicher iſt. Es bleibt zur völligen Erſchöpfung dieſer ſo fruchtbaren Materie der poetiſchen Kunſt der Nachahmung nur noch übrig, von einem Stücke derſelben zu reden, in welchem ſie ſich am tiefeſten herunter gelaſſen und ſich nicht geſchämet hat, ihren Fleiß faſt zu einer mechaniſchen Verrichtung zu erſtrecken. Dieſes iſt der Vers, welcher ohne Zweifel unter allen Hülfsmitteln derſelben am meiſten körperliches hat und ſeinen Handwerker am deutlichſten verräth. Wir wollen ihn dadurch nicht verkleinern, ſondern allein ſeinen Werth beſtimmen, der noch groß genug bleibt, wenn gleich diejenigen irren, die ihn für ein weſentliches Stück der Dichtkunſt ausrufen

 rufen

(*) HORAT.
— — Vbi plura nitent in carmine cur ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura? — —

rufen (*). Das körperliche Vergnügen, welches die Poeſie durch den Vers zuwegebringt, behält allezeit ſein Recht und verdienet wahrhaftig, daß wir auch um ſeine Vergnügung bemühet ſeyn. Dieſes muß der Poet um ſo viel fleiſſiger thun, weil er für den gröſſern und zugleich körperlichern Haufen der Menſchen ſchreibt, bey welchen ſelbſt unter den Kräften des Gemüthes die Einbildungen und die Neigungen über den edlern Verſtand herrſchen. Nichts deſto weniger hat der Vers unter den körperlichen Dingen eines der feinſten für ſich. Die Töne, womit er umgeht, ſind etwas unſichtbares, es ſind zarte Bewegungen der durchrinnenden Luft, welche ſich uns allein in dem Gehöre und der Ausſprache zu empfinden geben, daher die Zergliederung der Töne überaus ſchwer, manchfaltig und betrüglich iſt. Wenn wir in Anſehung des Tons dasjenige von dem Verſe abſondern, was er mit der Proſe gemein hat, ausgenommen, daß er ſolches häufiger, kühner und merklicher anwendet: ſo kömmt das übrige auf zwo oder drey Sachen an; auf die abgemeſſene Anzahl der Tritte und Sylben, die wir das Zahlmaaß nennen; auf den Accent, da nothwendig an gewiſſen Stellen ein hoher, auf andern ein niederer geſetzet wird; und, wenn man will, auf die Reimen. Wir ſchlieſſen hier mit Vorbedacht die Wahl und Miſchung der Arten desjenigen Tones aus, der von der Mengung und Zuſammenſtellung der lauten und der ſtummen Buchſtaben nach ihrem beſten Vortheile, in Abſicht auf das Gehör und die Ausſprache, entſteht. Der Vers iſt diesfalls ſo wenig als die Proſe an ein beſtimmtes Geſetz gebunden, nach welchem auf einem gewiſſen Tritte gewiſſe Buchſtaben regieren müßten, welches die Manchfaltigkeit des Ausdruckes, die eine eben ſo manchfaltige Vermiſchung in den Buchſtaben erfodert, nicht geſtattete. Er leidet aber eine offenbarere und gefliſſe-

(*) Wie unter andern einer noch neulich gethan, der ausdrücklich geſagt hat: „Dafern die deutſche Dichtkunſt das Tonmaaß und die natürliche Ausſprache der Sylben und „Wörter nicht genau beobachten wollte: ſo würde ihr gar „nichts als die bloſſen Reime zum Vorzuge übrig bleiben.„

fliſſenere Sorgfalt, als die Proſe, welche hinterhaltender und eingezogener iſt; und es geſchieht meiſtens aus Verſäumniß deſſen, daß der Vers hart und ſtolpericht wird. Ein Vers kann in allen Geſätzen des Syllbenmaaſſes und des Accents untadelhaft ſeyn, und bekömmt nichts deſtoweniger eine widrige Härtigkeit, wenn er in der Eintheilung und Verbindung der Wörter von verſchiedenem Klange nach den verſchiedenen Buchſtaben von einer gewiſſen Art, ſo darinnen herrſchen, keine Sorgfalt erweißt. Lohenſteins und Poſtels Verſe überſteigen das Maaß des Verſes nicht; ſie ſind an Anzahl der Syllben, an dem gehörigen Abſchnitte, an Accent und den Reimen den Regeln meiſtens gemäß; aber ſie haben nichts deſtoweniger eine beſchwerliche Härtigkeit an ſich, die durch die Häufung der ſtummen Buchſtaben, wie dieſe durch die Zuſammenziehung der Syllben entſteht. Wir laſſen ferner die Wahl derjenigen Arten Tones aus, welcher von dem langen oder kurzen Zeitmaaſſe der Syllben entſteht, weil der Vers auch dieſe mit der Proſe gemein hat. Er mag die langen und kurzen Syllben nach Erfoderung der beſondern Wirkung, die man hervor bringen will, ohne daß ihm die Tonmeſſung deswegen etwas eigenes vorſchreibe, durch einander verſtellen und, ſoll die Rede langſam ſeyn, viele lange; ſoll ſie aber ſchnell und lebhaft ſeyn, viele kurze zuſammenſtellen. Hier muß man ſich einen unbeſtimmten Ausdruck der Lehrer der Tonmeſſung nicht irre machen laſſen, wenn ſie ſagen, die langen und die kurzen Syllben müſſen in einem Verſe in einer beſtimmten Ordnung mit einander abwechſeln; ſie wollen allein ſagen, daß die hohen Accente mit den niedern abwechſeln müſſen. Ihr flüchtiger Ausdruck entſteht vermuthlich daher, weil ſie in den Gedanken ſtehen, daß jede lange Syllbe einen hohen Accent und jeder hohe Accent eine lange Syllbe erfodere. Dieſes iſt nicht durchgehends wahr, wiewohl die Stimme insgemein auf einer langen etwas erhoben und auf einer kurzen vertiefet wird. Die andere Syllbe iſt in verſchiedenen Wörtern

lang

(**) lang und doch darum nicht hoch. Alſo weiß eigentlich die deutſche Tonmeſſung von keinen Tritten, die unumgänglich lang oder unumgänglich kurz ſeyn müßten; wohl aber befiehlt ſie uns, daß in den geſetzten Tritten die hohen und leiſen Accente mit einander umwechſeln ſollen. In dieſen und andern Stücken hat der Vers das Recht, ſich aller Schönheiten der proſaiſchen Rede zu bemächtigen. Ja, er darf noch weiter gehen, da hingegen der Proſe nicht erlaubet iſt, die eigenthümlichen Vorrechte des Verſes zu gebrauchen; denn ſie würde dadurch zu prächtig, zu feyerlich und künſtlich werden. Die mäſſige Harmonie ſteht ihr wohl an, das iſt, eine gewiſſe Ordnung der Töne, wie ſie zugleich ſind und auf einander folgen. Wenn in der Proſe die Töne von einer Art kurz aufeinander abgeſtoſſen würden, nemlich, wenn zwiſchen die Töne andere Töne von anderer Art geſetzet würden: ſo käme die Rede ſo heraus, wie wenn mit blaſenden Inſtrumenten Lerm geblaſen wird. Aber die Pracht iſt wider den Charakter des Ernſts und der Sittſamkeit, der ſie von der Poeſie in allen Dingen unterſcheidet. Dieſer kömmt es zu, ſich in die bunten Farben der Phantaſie einzukleiden und uns mit den Spielen dieſes wunderbaren Vermögens der Seele zu beluſtigen. Sie iſt daher in ihren Gedanken und ihrem Thun auſſerordentlich und einem feyerlichen Aufzuge gleich, da man ſich in Geberden, Stellung, Kleidung und Gange von den gewöhnlichen Manieren entfernet. Wenn wir denn den Vers nach den Eigenſchaften betrachten, die ihm lediglich und abſonderlich zukommen, als: der Abzählung der Sylben, dem Accente auf beſtimmten Orten und dem Reime: ſo muß man den beiden erſtern eine gewiſſe Anmuth zugeſtehen, die von den Organen theils der Ausſprache, theils des Gehöres empfunden wird. Dieſe mag ungefehr von der Art und derjenigen Kraft ſeyn, wie wohlgemeſſener Schritte und Tritte in einem feyerlichen Aufzuge, welche nach der Natur des

(**) Als: Heiland, Klarheit, Unſchuld, Großmuth, lodernd.

Feſtes ernſtlich und ſtreng, oder munter und luſtig ſind. Alſo giebt es auch verſchiedene Arten des Verſes und, wie verſchiedene Nationen ſich ſelbſt in der Weiſe ihres Gangs von einander unterſcheiden: ſo giebt es in verſchiedenen Sprachen ſelbſt verſchiedene Versarten. Damit wir dieſe Anmuth des Verſes näher beſtimmen und dadurch zeigen, daß die Regeln, die den Vers nach den beiden beſagten Eigenſchaften einzurichten und zu verfaſſen befehlen, nicht den bloſſen Eigenſinn der Kunſtlehrer zum Grunde haben: ſo müſſen wir anmerken, daß die Menſchen von Natur alle und jede Symmetrie, in was für Sachen ſie beobachtet wird, lieben; wie denn, was die Töne insbeſondere anbelanget, ein jedes Getön, in welchem man ein Maaß wahrnimmt, ſo ſchlecht auch der Ton an ſich ſeyn mag, angenehmer iſt, als eines, da ſich dieſes nicht findet. Das Getön etlicher Hämmer, etlicher Dreſchflegel, eines Hufſchlags von Pferden haben ihr Maaß und daher eine gewiſſe Annehmlichkeit. Es iſt zwar ſchwer, die abſonderliche Urſache deſſen zu erforſchen, aber es iſt auch genug, daß die Erfahrung uns davon verſichert. Dieſe ſagt uns, daß dieſes Ergetzen in der Natur gegründet iſt, ob man gleich die Art ſeiner Möglichkeit nicht einſieht; gleichwie man in der Mechanik die Schwere aus der Erfahrung annimmt und daraus die Regeln der Bewegungen beſtimmt, welche daher entſtehen Wir könnten zwar, wenn wir die Dunkelheit liebten, mit einigen Alten, die von der Verwandtſchaft des Maaſſes der Rede mit dem Menſchen geſchrieben haben, vorgeben, die Seele ſey eine Harmonie, oder ſie habe eine Harmonie. Allein wir begnügen uns zu erkennen, daß der Grund davon ſich in dem Bande findet, mit welchem die Rührung derer Sachen, ſo einen Laut von ſich geben und die Rührung der Lebensgeiſter durch die ſinnlichen Organen mit einander verbunden ſind; wiewohl wir geſtehen, daß uns die Natur dieſes Bandes verborgen iſt. Dieſe Zuſammenſtimmung macht, daß wir auch zwiſchen der proſaiſchen Schreibart einer Nation und ihren Gemüthern gewiſſe ähnliche Merkmale

erbli-

erblicken (*). La Motte, der ſonſt dem Verſe nicht günſtig war, hat ſelbſt bekannt, daß das Maaß und die Abſätze der Rede, die in dem Verſe kürzer abgebrochen werden, zu dem Verſtande viel helfen; daß in theatraliſchen Vorſtellungen die ſpielenden Perſonen dadurch die Töne deſto beſſer faſſen und ſie deſto mehr empor halten, anſtatt daß ſie mehr Scharfſinnigkeit haben müßten, in den weitläuftigen Sätzen der Proſe die zarten Veränderungen und Fälle der Stimme zu treffen, welche der Vortrag und die Regungen erfodern. Dieſes würde nicht ſo ſeyn, wenn nicht der Vers in einer Uebereinſtimmung mit den Organen und dem Gemüthe ſtünde. In der Muſik iſt dieſe Harmonie ganz merklich, welche zwar nicht bloß mit gemeſſenen, ſondern mit ſtark geſchleiften Tönen umgeht, durch deren verſchiedene Verbindung ſie ganz empfindliche Wirkungen in dem Gemüthe verurſachet. Man hat in derſelben gewiſſe ähnliche Abdrücke des Zorns, des Mitleidens, der Sanftmuth und anderer Neigungen gefunden und mittelſt dieſer Erfindung die Gemüther nach der unterſchiedlichen Abwechſelung der Töne in verſchiedene Affecten geſetzet (**). Hieraus kann man abnehmen, woher die verſchiedene Art des Syllbenmaaſſes bey verſchiedenen Nationen entſtehe, nemlich von ihren verſchiedenen Gemüthsarten, welche von verſchiedenen Arten der Harmonie ungleich gerühret werden. Hierzu kömmt ferner, daß die Werkzeuge, durch welche der Ton in das Gemüth gebracht wird, das Gehör und die Ausſprache, bey ihnen von verſchiedener Beſchaffenheit ſind, ſo wie ſie von der Gewohnheit und Lebensart mehr oder weniger ausgehärtet oder verzärtelt ſind. Wenn aber dieſes gleich macht, daß jede Nation ihr Syllbenmaaß anmuthig findet, ja, daß ſie mehr Anmuth darinnen findet, als in den Versarten anderer Völker: ſo hebet dieſe Ungleichheit

(*) Zum Exempel, in der Aſiatiſchen die Hitze, in der Lakoniſchen die Majeſtät.

(**) Alſo machte die phrygiſche Melodie raſend, die Lydiſche verbitterte, die Doriſche beſänftigte.

heit in den Versarten die Erfahrung von der allgemeinen Empfindung der Harmonie und der Neigung für dieſelbe nicht auf, ſondern bekräftiget ſie vielmehr, indem ſie einen Beweisthum giebt, wie die Menſchen ſolche auf ſo verſchiedene Weiſe zu erhalten trachten. Es verhält ſich mit den verſchiedenen Versarten verſchiedener Völker, wie mit dem verſchiedenen Syllbenmaaſſe einer Nation. Leute von einer Nation haben mehr Luſt an einer beſondern Versart, als an einer andern; welches ebenfalls von ihrem abſonderlichen Gemüthscharakter und der abſonderlichen Beſchaffenheit ihres Gehöres und ihrer Ausſprache entſteht. Weil demnach die Harmonie der Töne auf manchfaltige Weiſe erhalten werden kann: ſo entſtehen daher verſchiedene Versarten, die ſämmtlich in einem gewiſſen Verhältniſſe mit dem Charakter einer Nation, einer Perſon, mit beſondern Umſtänden, ihre Annehmlichkeit haben. Dieſe wird nicht willkührlich empfunden, oder nicht empfunden. Es ſteht nicht in unſerm Belieben, das Ohr oder den Mund zu gewöhnen, daß ſie eine andere Empfindung davon bekommen, als die, welche mit unſerm Charakter und Zuſtande übereinſtimmt. Wenn die Empfindung anders ſeyn ſollte: ſo müßte dieſer zuvor anders eingerichtet oder gewöhnet werden. Es iſt demnach offenbar, daß der Vers überhauptmit ſeinen gemeſſenen Tritten eine natürliche Macht auf den Menſchen als einen Liebhaber der Harmonie habe. Hier entſteht aber ein neuer Zweifel, ob dieſes Ebenmaaß in dem deutſchen Gedichte auch wirklich vorhanden ſey. Man kann dawider einwenden, daß es von der beſtändigen Gleichheit verderbet werde; denn man muß ſich erinnern, daß der Menſch noch ein gröſſerer Freund der Manchfaltigkeit iſt, als der Proportionen. Hieraus folget, daß man den Vers ändern und ihm verſchiedene Proportionen verſchaffen müſſe. Wenn das Ebenmaaß in einem Verſe eben daſſelbe iſt, wie in dem andern, ſo muß die Harmonie ſelbſt, die ſich in einem oder etlichen Verſen fand, in einem langen Werke in eine widrige Monotonie verunarten. Das Ohr ergetzet ſich anfänglich daran, aus Liebe zur Symmetrie;

aber

aber es wird dieſes Ergetzens, aus Mangel der Abwechſelung, bald überdrüſſig. La Motte hat dieſes ausgeführet und daraus einige beſondere Einwürfe wider den alexandriniſchen Vers gezogen. Wir ſind nicht willens, dem Verſe mehr Kraft und Tugend beyzulegen, als er in ſich hat; darum wollen wir nicht ſagen, daß er Muſik in ſich begreife, oder daß die Luſt, die aus der Symmetrie der Verſe entſteht, von der hohen Art derjenigen ſey, welche von einem geſchickt aufgeſetzten und künſtlich abgeſungenen Stücke entſpringt. Das Mittel, deſſen ſich die Muſik bedienet, ihr ſymphoniſches Ergetzen zuwege zu bringen, iſt auch ganz ein anders, als dasjenige, ſo in dem Verſe gebrauchet wird; dort werden die Töne vielfältig gezogen und geſchleifet, hier nur einfältig von ſich gegeben. Dieß iſt aber unläugbar, daß in dem Verſe eine gewiſſe angenehme Symmetrie ſey, wiewohl von einer geringern Art, welche eben ſowohl als die Anmuth der muſikaliſchen Symphonie von dem geheimen Verhältniſſe entſteht, das alle Proportionen mit dem Gemüthe haben; und in dieſem Puncte beruhet die Vergleichung zwiſchen beiden. Hiebey iſt noch anzumerken, daß die Noten der Muſik eben ſo wenig, als die Syllben des Verſes für ſich ſelbſt eine verſchiedene Veränderung erfodern; ſie müſſen ſich ſowohl als dieſe in ihren Veränderungen nach den Gedanken und dem Affecte richten. Nun müſſen wir den Vers von der Homophonie retten, in welche ſeine Symmetrie verfallen kann und die in der That eben ſo verdrüßlich wäre, als die Chaconen. Die Klage des La Motte, dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters, verdienet dießfalls bey uns deſto mehr Aufmerkſamkeit, weil der hohe und der tiefe Accent in dem franzöſiſchen Syllbenmaaſſe nicht, wie in dem deutſchen, beſtändig auf gleichen Plätzen ſteht, da die franzöſiſche Sprache keine ſolche Syllben hat, die allein ſtehend und abgeſondert, ohne Abſicht auf die vorhergehenden und nachfolgenden Syllben und auf den Verſtand der Redensart, erhoben oder vertiefet werden müſſen. Bey den Franzoſen kann man eine und dieſelbe Syllbe, die man in einer Redensart erheben kann, in

der andern vertiefen. Und ſie halten dieſes mehr für eine Schönheit, als für einen Mangel in ihrer Sprache, denn ſie ſagen, daß eine Ausſprache, die um der materialiſchen Syllben willen ändert, nicht melodiereicher ſey, als eine Ausſprache, die ändert, damit ſie den Bewegungen des Herzens folge. So ferne iſt es, daß die Franzoſen auf allen gleichen Plätzen gleiche Accente ſetzen würden, wenn es in ihrer Sprache gleich möglich wäre. Dahingegen ſind in dem deutſchen Sylbenmaaſſe nicht nur das Zahlmaaß und die Pauſen in allen Verſen einerley, ſondern die Accente haben ihre unveränderlichen Plätze. Dadurch werden die Syllben einander nicht nur an der Zahl, ſondern auch in der Art des Tonlautes, der von der Erhebung und Vertiefung entſteht, völlig gleich, alſo daß die Homophonie, deren La Motte den franzöſiſchen alexandriniſchen Vers beſchuldiget; in unſerm deutſchen noch viel merklicher ſeyn muß. Die Italiäner haben, ſowohl als wir, ihre Syllben, die an ſich hoch oder nieder ſind, alſo daß ſie ein Syllbenmaaß haben könnten, in welchem die hohen und tiefen, wie in dem unſerigen, in einer beſtändigen Gleichheit abwechſelten. Nichts deſtoweniger fodern ſie in ihren Verſen nichts weiter, als die hohen Accente auf den Pauſen des Verſes, und da einige unter ihnen geweſen, welche die hohen und niedern Accente aus Vorſatz und mit Fleiſſe auf gewiſſe und beſtimmte Plätze geſetzet haben: ſo verwarf der Herr Salvini ſolches aus dem Hauptgrunde, weil dergleichen Verſe ein Geläute machten, wie die Glocken, indem ſie in eine Monotonie und Uniſonanz verfielen. Sie haben ihre Sorgfalt, die Homophonie zu vermeiden, noch weiter getrieben und aus eben dieſer Urſache den alexandriniſchen Vers aus ihrer Poeſie gänzlich verwieſen. Der Vers, deſſen ſie ſich in ihren ernſtlichen Gedichten bedienen, iſt ein eilfſyllbigter, welchen ſie dem alexandriniſchen weit vorziehen. Sie ſagen, daß jener eine ſo vielfältiger ändernde Harmonie bekomme, als die Pauſen darinnen auf verſchiedenen Plätzen ſtehen, weil er den accentuirten Ruheplatz bald auf der vierten, bald

auf der ſechſten, bald auf der achten, zuweilen auch auf der zweyten nehme; dahingegen die alexandriniſchen den Abſchnitt allezeit auf einem gleichen Orte machen, ſo daß die hintere Helfte dieſes Verſes nichts anders ſey, als eine Wiederholung der vordern, welches in einem langen Verſe einen unerträglichen Eckel gebähren müſſe. Was inſonderheit ihre Trauerſpiele anbelanget, ſo haben einige aus Furcht, daß durch den Eilfſyllbigten ſelbſt einer verdrießlichen Harmonie, welche die Tragödie der Würde eines ernſthaften Vortrages berauben würde, noch nicht genug geſteuret ſey, ihm nicht allein den Reim abgenommen, ſondern auch gut gefunden, denſelben durch den eingemiſchten Siebenſyllbigten zu unterbrechen; dabey ſie behaupteten, daß der Eilfſyllbigte dem Siebenſyllbigten, wenn er ſich mit ihm vereiniget, ſeine erhabene Art mittheilete, wie dieſer hingegen den andern mit ſeinem natürlichen und geläufigen Weſen milderte. Unterdeſſen iſt ihnen dieſes vor andern widerſprochen worden, welche dafür gehalten, der kurze Vers ſchicke ſich für ſich zu dem tragiſchen Ernſte nicht wohl; wenn die Siebenſyllbigten unter die Eilfſyllbigten geſtoſſen werden: laſſen ſie uns alsbald etwas Singendes hören und ſeyn der Ineinanderſchlingung und dem Bruche des Verſes entgegen, worinnen die Hauptkunſt, eine natürlich ſchlieſſende Rede vorzuſtellen, beſtehe; hingegen behalte der lange Vers, der den kurzen auch in ſich ſchlieſſe, allezeit eine gleiche Majeſtät und Wohlanſtändigkeit und erleichtere den Weg, den ſtudirten Ton und das gleichförmige Tonmaaß zu vermeiden. Sollen wir hier der Wahrheit Zeugniß geben: ſo iſt nicht zu läugnen, daß der alexandriniſche Vers ſehr ſchwach und ſehr unbehülflich ſey? Man hat ihn mit Recht mit einer Schlange verglichen, die mitten entzwey geſchnitten worden und den Hintertheil ganz beſchwerlich nach ſich ziehr. Man höret in ſeinen beiden Theilen nicht einen ernſthaften Vers, ſondern zween kleinen Sechsſyllbigte, dadurch er von der Natur eines guten Vortrags um ſo viel mehr abweichet. Ein gewiſſer Italiäner, der den fran-

franzöſiſchen alexandriniſchen Vers in ſeiner Mutterſprache einführen wollen, ſtund in der Einbildung, daß von der Vereinigung zweyer kleinen Verſe ein männlicher Ton entſtünde, als ob die Art, wie ſie im Schreiben zuſammengeſetzet werden, hierzu dienen könnte. Da er für dieſen Traum keinen guten Grund anzuführen wußte: ſo ſuchte er denſelben durch die Vergleichung mit drey adoniſchen Verſen, welche zuſammengeſetzet einen Hexameter ausmachen, zu behaupten. Allein er irrete ſo nochmals, indem er ſich nicht beſann, daß die drey adoniſchen, wenn ſie in einem Verſe zuſammenreimen, ihre Harmonie durch das neue Band ändern, welches ihre Füſſe von den Syllben, woraus ſie beſtehen, empfangen; da in dem alexandriniſchen beide Sechsſyllbigten in ihrem natürlichen und abgeſonderten Weſen verbleiben. Daher es auch lächerlich iſt, wenn man ſagen wollte, daß man mittelſt der Länge des alexandriniſchen Verſes mehr Vortheil bekomme, einen Gedanken auszudrücken. In der deutſchen Sprache iſt dieſer Vers um ſoviel unbequemer, weil jene an langen zuſammengeſetzten Wörtern ungemein reich iſt und dieſer für ſolche keinen Raum herzugeben weiß. Der kurze achtſyllbigte Vers, mit welchem ſich unſre Voreltern vor Opitzens Zeiten beholfen haben, iſt um einen Fuß geraumer, als der alexandriniſche. Aus dieſer Urſache muß ein ſolcher Vers nothwendig hart gerathen, wenn man befliſſen iſt, viel Gedanken in denſelben hineinzubringen. Dieß iſt Herrn Hallers eignes Lob, daß er dieſen Vers mit Gedanken ſo dicht angefüllet hat, ohne die Ohren merklich zu beleidigen; wiewohl man ihm zum Lobe ſagen muß, daß er in einem Falle, da er wählen mußte, lieber den Verſtand als das Gehör hat vergnügen wollen. Dennoch hat man an allem dieſem Zwange noch nicht genug gehabt, ſondern den alexandriniſchen Verſe noch die Feſſeln angeleget, daß er weder mit dem hintern Hemiſtichio, noch mit der Zeile, die den andern Reim hergeben muß, einen neuen Satz der Rede anfangen darf, in welcher Zuſammenſchlingung doch die La-

feiner und die Griechen eine beſondere Schönheit geſuchet haben. La Motte hat wider den alexandriniſchen Vers einen Einwurf gemachet, wo er ihn vornehmlich in Abſicht auf die Tragödie verwirft. Er meinet, daß die Wahrſcheinlichkeit dadurch gänzlich verletzet werde. In dieſem Stücke können wir ihm nicht beypflichten. Dergleichen Beweis würde ihn weiter führen, als er ſelbſt gehen will, da er bis auf die Verwunderungen, verblümte Redensarten und alle mehr als gewöhnlich hellen Farben der Rede erſtrecket werden kann, als welche in der gemeinen Natur und in dem täglichen Umgange eben ſo was fremdes ſind, als das Maaß in dem Verſe iſt. der Poet muß vermög ſeines Amts ſich ſelber, das iſt, den Poeten, ſelbſt in den Orten, wo er andere Perſonen einführet, auf gewiſſe Weiſe zeigen. Seine Pflicht zu ergötzen höret niemals auf, und, wenn er auch unterrichtet oder überredet und zu dieſem Ende ſich der Perſondichtung bedienet, thut er ſolches mit der Abſicht zu ergötzen. Dieſes Ergötzen würde er in der Tragödie allerdings verfehlen, wenn er die aufgeführten Perſonen nur denken, nur reden und ſprechen lieſſe, wie in der ordentlichen Proſe. Die Phantaſie deſſen, der in das Schauſpielhaus geht, iſt ſchon vorbereitet, ſich dem Betruge der Phantaſie zu überlaſſen. Es wäre ihr nicht gedienet und ihre Hofnung würde nicht befriediget, wenn der Poet ſich völlig vergeſſe, wenn er die Poeſie aufgäbe und mit der Proſe vertauſchte. Wenn ſie hernach dem Schauſpiele wirklich beywohnet: ſo wird ſie in dieſem Zuſtande immer mehr beveſtiget, indem ihr ſo ungemeine Character, ſo auſſerordentliche Begegniſſe vorgelegt werden und ſie in ſo entfernte Zeiten und Ländern, zu Völkern von ſo ungewöhnlichen Sitten und Gedanken geführt wird. La Motte hielt dafür, daß man den Verſtand nicht ſo ſehr liebte, als den Vers und hielt es vernünftigen Menſchen für eine Schande, daß ſie ein abgemeſſenes Getöſe höher ſchätzeten, als erleuchtende Begriffe oder herzrührende Empfindungen. Dennoch bekennet er, daß er öfters in Verſen bewundere,

dere, was er in der Proſe blos billigen würde. Da er vermuthete, man würde dieſes der natürlichen Kraft des Verſes zuſchreiben wollen, ſo bemühet er ſich eine andere Urſache deſſen zu errathen. Er ſagt, dieſer Betrug komme gröſtentheils von der angenehmen Ueberraſchung, die von der überwundenen Schwierigkeit entſteht. Hier wiederſpricht er, thue der Einwurf nichts, daß dieſes nur diejenigen angehe, die wiſſen, was die Schwierigkeiten vor Mühe geben; denn die Unerfahrnen werden noch mehr überraſchet, als die andern; ſie wiſſen, daß ſie nicht geſchickt ſind, den Worten auf dieſe Weiſe zu befehlen und ſehen die Poeten vor ein abſonderliches Volk an, das die Natur mit Fleiß auf die Welt hervorgebracht hätte, durch dergleichen Zaubereyen zu verblenden. Wir können eben ſo wenig, als dieſer Critikus, finden, daß ein ſolcher ſtarker Betrug, da man aus einem Gedanke in Verſen mehr machet, als wenn eben derſelbe nur in der Proſe vorgetragen wird, und, was noch ſchlimmer iſt, da man den Klang des Verſes höher ſchätzet, als erleuchtende Begriffe und herzrührende Empfindungen, von einer eigenthümlichen Tugend des Verſes herrühre. Der Vers mag wohl in ſeiner Natur tüchtig ſeyn, ein mäßiges Ergötzen für die Organen des Gehöres und der Ausſprache hervorzubringen, wie ſchon oben davon geredet worden iſt; aber ein ſolch bezauberndes Ergötzen, wie das von La Motte erwähnte iſt, muß eine andere Urſache haben; und dieſe muß nicht in dem Verſe liegen, ſondern in den Perſonen, an welchen dieſe zauberiſche Wirkung geſchieht. Dieſe Leute müſſen einen ſtarken Abgang an den Kräften des Verſtandes gelitten haben, daß etwas äuſſerliches und ſo flüchtiges ſie mit ſolcher Gewalt einnehmen kann. Die bloſſe Schwierigkeit, ſo ſie darinnen finden, daß ein ſterblicher Menſch den Gedanken befehlen kann, in Verſen zu flieſſen, iſt nicht vermögend, einen ſo ſtarken Betrug zu verurſachen. Wenn dieſes wäre, ſo müßte die Proſe eben dergleichen Wirkung auf ſie haben, indem ſie den Worten eben ſo wohl zu befehlen

weiß und Schwierigkeiten in ſich hat, welche ihnen unüberwindlich ſcheinen müſſen, da wenigſtens ihnen verborgen iſt, auf was für eine Weiſe ſolche überſtanden und aus dem Wege geräumet worden. Was insbeſondere die Anmuth des Reimes betrift, wovon noch nichts geſaget worden iſt, ſo können wir nicht glauben, wie ſie bey geiſtreichen Leuten von einem groſſen Umfange ſeyn könne, da man ziemlich weit gehen muß, wenn man ihren Grund in der Natur ſuchen will. Wie fern in dem menſchlichen Leben die Wiederholung eines Schalles mit Anmuth begleitet ſey, mag man aus demjenigen ſchlieſſen, was man empfindet, wenn zwo Perſonen zum Wortzeichen einander in einem Tone rufen und antworten; man hat ohne Zweifel hier für das ſtumpfe Ohr geſorget, welchem man damit eine Aehnlichkeit in zwoen Sachen wahrzunehmen vorlegen wollen, die es nimmer verfehlen könnte, und darum an dieſer Wirkung ſeines Witzes Luſt und Gefallen ſchöpfen müßte. Es giebt Tänze, wo die Perſonen bey beſtimmten Pauſen aus Freudenbezeugung in die Hände klatſchen (*) und man könnte den Reim für eine Nachahmung deſſen ausgeben, dadurch er ſich aber allein in einigen luſtigen Gedichten einen Platz fodern könnte. Hier müſſen wir noch mit wenigem anmerken, daß die weiblichen Reime bey den Deutſchen einen ziemlichen Mangel an Klange daher leiden, weil die zweyte Syllbe in denſelben allemal ein leiſes E hat, auf welches noch ein oder zween ſtumme Buchſtaben folgen, überaus wenige ausgenommen, die ein leiſes I haben. In welchem Stücke unſere Sprache von der Italiäniſchen unendlich übertroffen wird, in welcher ſich alle weiblichen Reime auf ſelbſtlautende Buchſtaben endigen. Dieſes muß ihnen nothwendig einen ſtärkern Klang geben; und es fehlet ſehr viel, daß man mit dieſen einige deutſchen Reime, die auf den leiſen Syllben ein A oder U haben, noch weniger ſolche die

(*) Als in dem Franzöſiſchen Contredanſe oder Quadrille: le Combat de Cythere genannt, und in andern mehr, wie auch in Balletten.

die auf einen Doppellaut endigen, in Vergleichung ſtellen könne. Die Urſache iſt, weil dieſe hintern Syllben lang ausgeſprochen werden, wiewohl ſie einen tiefen Accent haben, welches bey ihnen eine ſolche Härtigkeit verurſachet, daß ſie dadurch ganz unbrauchbar werden. Scipio Maffei, der 1736. das erſte Buch der Ilias in Italiäniſche reinfreye eilfſyllbigte Verſe überſetzet und dem Prinzen von Wales zugeeignet, hat keine andere Urſache gewußt, warum einige Poeten von den neuern, die ſonſt an Geiſt und Erfindungskraft nicht geringer ſchienen, als Homer und Virgil, dieſen Poeten an Gleichheit und Reinigkeit nicht überall beykämen, als daß der Vers, den dieſe gebrauchet haben, ungemein vollkommener wäre, als der heutigen. Daher erhebt er den reinfreyen eilfſyllbigten Vers der Italiäner allermeiſt, daß er mit keinem Abſchnitte gehemmet werde und darum auf dieſelbe Weiſe in einander geſchlungen werden könne, wodurch zugleich dem Mangel, daß er ein wenig zu kurz iſt, geholfen werde. Wenn man ſich befleißige, den Bruch auf verſchiedene Weiſe zu ändern, werde die Harmonie ſo vielmal abgewechſelt, die Mattigkeit des Tones vermieden und man werde ſich nicht genöthiget ſehen, überflüßige Wörter oder unnütze Flickgedanken einzuſchalten. Wir müſſen hier noch des Zwanges gedenken, welcher dem deutſchen Verſe dadurch angethan wird, daß man ihn allzuſcharf an die proſaiſche Fügung der Wörter bindet. Was würde aus Homers und Virgils Verſen werden, wenn ſie nach der natürlichen Wortfügung und der in der lateiniſchen Proſe gewöhnlichen Lage der Wörter umgekehret würden? Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die deutſche Sprache von der ordentlichen und üblichen Wortfügung in keinen Weg abweichen könne, ohne daß eine lächerliche Rede herauskomme. Es giebt neben einigen gewöhnlichen und ſchon eingeführten Verſetzungen noch andere, die man ohne Härtigkeit, ohne Uebelſtand und Gewalt mit Nutzen einführen könnte. Wer auf die Ausdrücke derer, die im Affecte reden, Acht haben

will, wird ohne Mühe eine Menge dergleichen wahrnehmen. Wir ſind nachläßig, oder vielmehr hartnäckig, daß wir uns derer im Verſe nicht öfters bedienen. Verſtändige Ohren würden ein ſonderbares Ergötzen davon empfangen. Wir finden dergleichen ſelbſt in der ungebundenen Rede. Wiewohl man aber die Mängel unſers Verſes vor Augen ſieht, ſo iſt doch ein groſſes Feuer vonnöthen und man brauchet eine nicht geringe Stärke, denſelben unſern Landsleuten aus den Händen zu winden. Andere, die ihre Sorge für die Ehre und das Vergnügen des Vaterlandes bis auf den Vers hinunter erſtrecken, ſind nun auf die Spur geführet. Es wird ſich gewiß einiger Zweifel in ihnen regen, wenn ſie ſehen, wie die Mechanik des franzöſiſchen und italiäniſchen Verſes ſo viel Leichtigkeit und Geſchicklichkeit hat; wobey aber nach dem Urtheile dieſer Nationen, welche an gutem Geſchmacke gleich auf die Griechen und Römer folgen, an Harmonie und Wohlklang nichts verſcherzet, ſondern vielmehr ein Groſſes gewonnen wird. Dieſes Urtheil wird dadurch nicht umgeſtoſſen, wenn unſere Poeten die franzöſiſchen und italiäniſchen Verſe nach unſerer Art ſcandiren. Ein jeder Vers, wenn ſie den erſten den beſten Poeten von dieſen Nationen aufſchlagen, ſcheint ihnen alsdann mit Fehlern wider den Wohllaut angefüllet, die ihn in deutſchen Ohren unerträglich machen. Daher fließt indeſſen die harte Beſchuldigung, die Italiäner und Franzoſen hätten den Sinn des Gehörs gleichſam verſchworen und könnten bis dieſe Stunde nicht begreifen, daß ihre Sprachen kurze und lange Sylben haben (*). Die Vertheidiger dieſer Nationen halten dafür, daß dieſe Anklage theils einen groſſen Eigendünkel eines Menſchen zu erkennen gebe, der in einem fremden Gerichtsbanne

zu

(*) Der erſte Verweis iſt allerdings ungerecht; und der letztere iſt es in ſoweit auch, wenn man den Italiänern und Franzoſen die Länge und Kürze der Sylben abſpricht, daß ſie aber ſich ſelbſt dieſen letztern Vorwurf gemachet haben, beweiſen ihre eigene Geſtändniſſe. S. §. 176. Not. b. und c.

zu Gerichte ſitzt; theils eine ziemliche Unwiſſenheit in dem Puncte der Tonmeſſung dieſer Nationen verrathe. Dieſe wüßten gar wohl, daß ihre Sprachen kurze und lange, tiefe und hohe Sylben haben, wiewohl die Vertiefung und Erhebung der Sylben bey den Franzoſen nach Erforderung der Materie und nach dem Verſtande der Redensart verändert und allemal in Abſicht auf die vorhergehenden und die nachfolgenden Sylben tief oder hoch werden, alſo daß eine Sylbe in einer Redensart hoch und eben dieſelbe in einer andern tief ausgeſprochen werde; allein es ſey ihnen niemals in den Sinn gekommen, die hohen und tiefen Sylben in ihren Verſen auf beſtändige Sitze zu ſetzen; und ſie berufen ſich eben auf ihr muſikaliſches Ohr, welches unſere Tadler ihnen abſprechen, das ihnen verboten habe, daran zu denken, damit ihr Vers nicht in eine verdrüßliche Homophonie verfalle. Wer denn in ihren Verſen das Tonmaaß des deutſchen Verſes ſuchen und ſie nach unſerer Weiſe ſcandiren wollte, der würde ihnen eben die Gewalt anthun, welche die unſrigen leiden würden; wenn man ſie nach Art der lateiniſchen ſcandiren wollte. Wer franzöſiſche oder italiäniſche Verſe herleſen wollte, müßte allen Sylben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Proſe wäre und nur Acht haben, daß er nebſt der richtigen Zahl der Sylben den hohen Accent auf dem Abſchnitte, der in dem alexandriniſchen in der Mitten und in dem Eilfſylbigten an ungleichen Plätzen geſetzet wird, und am Ende des Verſes ausdrücke. Die gute Meinung, die wir von der Empfindlichkeit des Gehörs unſerer Alten haben, heißt uns indeſſen für gewiß annehmen, daß ſie ihre Verſe auf eben dieſe Weiſe ausgeſprochen haben. Man gebe ihrem kurzem achtſylbigten unabgeſchnittenen Verſe in der Ausſprache ſeinen natürlichen Laut und ſage alsdann ob er nicht muſikaliſch ſey, und das um ſo viel mehr, weil er durch die beſtändige Abwechſelung der Füſſe den Eckel der Homophonie vermeidet. Liegen nicht in einem ſolchen Verſe öfters gute Jamben, Trachäen und Daktylen,

tylen, welche nach Erforderung der Rede und ohne den geringſten Zwang ihren Sitz ändern? Und verdienet ein ſolcher Vers nicht den Vorzug vor dem neuen Hexameter, der keinen Wechſel der Füſſe leidet und allemal aus der Zuſammenſetzung eines daktyliſchen Versgens mit einem gleichtönenden fallenden beſteht? Alles Lächerliche fällt in dieſer Ausſprache, die nach dem natürlichen Accente geſchieht, hinweg und auf diejenigen zurück, die es durch den thörichten Nothzwang nach einem fremden Tonmaaſſe in ihrem eigenen Kopfe erzeuget haben. Es iſt ſeltſam, daß dieſe deutſchen Lehrer der Tonmeſſung, die den Vers der Franzoſen und der Italiäner, mit welchem ein ſolcher alter deutſcher Vers übereinkömmt, zum Gelächter zu machen, ihn durch ihre Ausſprache radbrechen, eben dieſes Lächerliche nicht in den Verſen ihres deutſchen Poeten finden, wo es wirklich vorhanden iſt. Wenn man dieſe nach ihren eigenen Geſetzen ließt und ausſpricht, wie vielmal wird da nicht der natürliche Accent geradbrecht? Wie gemein iſt die poetiſche Freyheit und auch den reinſten Poeten nicht ungewöhnlich, da ein hoher für einen tiefen und umgekehrt ein tiefer für einen hohen geſetzet wird? Die Exempel deſſen ſind auf allen Syllben des Verſes ſo häufig anzutreffen, daß wir glauben müſſen, man ſey genöthiget, ſolche poetiſche Freyheit zu nehmen, wenn man in der deutſchen Sprache einen ſo beſchaffenen Vers haben wolle. Wir können es dem Poeten nicht verargen, daß er dieſe poetiſche Freyheit nimmt, weil die höchſte Nothwendigkeit ſolche zu fordern ſcheint: aber wir können uns auch nicht verbieten zu denken, daß die Ausſprache dieſer Verſe, da man jeder Syllbe ihren natürlichen Tonlaut gäbe, viel anmuthiger tönen würde. Hieraus fließt von ſich ſelber und ohne unſere Schuld, daß, weil doch ſolche Verſe wegen der Art der deutſchen Sprache nicht wegbleiben können, man beſſer thäte, wenn man die Regel, welche die hohen und tiefen Accente beſtändig mit einander abwechſeln zu laſſen befiehlt, fahren lieſſe und erlaubte, nach dem Beyſpiele der Ausländer, auf jedem Tritte, allein

die

die Abſchnitte ausgenommen, hohe oder tiefe, lange oder kurze Syllben zu ſetzen; zumal, da es nicht fehlen könnte, daß man auf dieſe Weiſe nicht einen angenehmen Wechſel von natürlichen Jamben, Trochäen und Daktyliſchen, erhalten würde, welche ganz unbegehrt und ungeſucht in den Vers kommen würden. Es ſcheint uns eben ſo rühmlich zuzugeben als ſchwehr zu läugnen, daß die Italiäner und Franzoſen überhaupt ein treflicheres Geſchick zu den zärtlichern Arten der Beluſtigungen beſitzen, und daß ſie auch auf die Theorie in dieſem Puncte mehr Sorge und Fleiß angewendet haben, als die Deutſchen. Es iſt daher kein Wunder, wenn ſie es in der Lehre von dem Verſe, zu welcher zarte und biegſame Organen des Gehörs und der Ausſprache erfordert werden, weiter als wir gebracht haben. Dieſes ſollte uns bewegen, ſie auch in dieſem Stücke, wie in andern von dieſer Natur geſchieht, für unſre Lehrmeiſter und Vorgänger zu erkennen; gleichwie ſie eben ſowohl, wenn ſie in den weichern Wiſſenſchaften weiter fortgehen wollen, von den aſiatiſchen Nationen, von welchen ſie darinnen unläugbar übertroffen werden, noch groſſe Stücke erlernen könnten. Wir wollen aber hiermit keinen Lehrer der Verzärtelung abgeben und vielmehr wider dieſelben anmerken, daß für gröbere Werkzeuge des Gehöres und der Ausſprache ſolche Arten des Tones und ſogenannte Cacophonien und Homophonien ſanft und gelind ſind, welche weichere nicht ertragen können Auf der andern Seite wird die Zärtlichkeit, die über ein gewiſſes Ziel ſchreitet, zu einer Schwachheit und Krankheit, gleichwie ein Meſſer, welches allzu fein geſchliffen wird, alle Schärfe verliehrt (*).

§. 205.

(*) „Die Zärtlichkeit iſt einem Menſchen überaus anſtändig, „ſagt Fontenelle durch den Mund des Sibariten „Smindirides, denn ſie entſteht aus den guten Ei„genſchaften der Seele, oder des Verſtandes und des „Willens; man iſt wohl mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn „man ſie hat; man ſucht dieſelbe zu erlangen, wenn „man ſie noch nicht hat; indeſſen vermindert die Zärt-

§. 205.

Nun müſſen wir von den Gedichten handeln, die von den Alten erfunden worden ſind und zwar erſtlich, um der Ordnung der Natur zu folgen, von Oden und Liedern. Oben iſt ſchon erwieſen worden, daß die Muſik zur Erfindung der Poeſie den erſten Anlaß gegeben (*). Die Lieder ſind alſo die älteſte Gattung der Gedichte und wir können mit gutem Grunde von derſelben den Anfang machen. Weil ein Lied muß geſungen werden können: ſo gehört eine Melodie dazu; und weil der Text und die Muſik ſich zu einander ſchicken ſollen: ſo muß ſich eines nach dem andern richten. Es verſteht ſich aber leicht, daß ſich zuweilen die Poeſie nach der Singweiſe; zuweilen aber die Singweiſe nach der Poeſie bequemen wird, nachdem entweder jenes oder dieſes am erſten fertig geweſen iſt. Zwar die alten Poeten, weil ſie zugleich auch Sänger waren und weder in einem noch in dem andern Stücke gar zu viele Regeln wußten, mögen wohl zuweilen aus dem Stegreife ganz neue Lieder geſungen haben, davon vorher weder die Melodie noch der Text bekannt geweſen. Sie nahmen es, weder in der Länge der Zeilen, noch in dem Sylbenmaaſſe ſo genau und konnten auch leicht ſo viele Töne dazu finden, daß es einem Geſange ähnlich ward. Ihre Texte waren ſo ungebunden, als ihre Melodien. Doch von dieſen erſten Liedern iſt hier nicht mehr die Frage. Man hat ſie allmählich regelmäßiger zu machen angefangen

„ lichkeit die Anzahl der Beluſtigungen, und man hat „ derſelben nie zu viel. Sie iſt die Urſache, daß man ſie lang „ nicht ſo lebhaft empfindet und ſie ſind auch an ſich ſelbſt „ nicht ſehr empfindlich. Elende Menſchen! eure natürli„ che Beſchaffenheit verſieht euch mit ſo wenigen Ergötzlich„ keiten und euer Verſtand macht, daß ihr dieſelben noch „ weniger ſchmecket. „

(*) S. De la NAUZE Memoires de l'Acad. des belles Lettres, T. XIII. p. 501. ſqq.

fangen und theils die Texte, theils die Melodien gebeſſert. Man erfand gewiſſe Geſangweiſen, die ſehr ſchön ins Gehör fielen, und bemühete ſich, dieſelben nicht wieder zu vergeſſen. Der Text ward darnach eingerichtet; und das war ein Lied von einer Strophe. Wollte der Poet noch mehr Einfälle und Gedanken ausdrücken: ſo fieng er ſeine Melodie von vorne wieder an; und weil ſeine Verſe ſich auch darnach richten mußten: ſo entſtund abermal eine Strophe, die der erſten ungefehr ähnlich war. Und damit fuhr man ſo lange fort, bis das Lied lang genug ſchien oder bis der Dichter nichts mehr zu ſagen hatte. Anakreon ſcheint indeſſen von Strophen oder abgetheilten Verſen ſeiner Oden nichts gewußt zu haben. Alle ſeine Liederchen gehen in einem fort, bis ſie zum Ende ſind, und man könnte ſie alſo nach unſerer Art eher Arien, als Oden nennen; es wäre denn, daß er bey jeder dritten, vierten oder fünften Zeile die alte Melodie wiederholet hätte; wozu es aber wenig Anſcheinung hat. Die älteſten Melodien werden unſers Erachtens nur auf eine Zeile zugelanget haben und in der andern hat man ſie ſchon wiederholen müſſen. Hernach hat man ſie etwa auf zween Verſe verlängert; und dabey werden ſonderlich unſere Vorfahren, die eine gereimte Poeſie liebten, geblieben ſeyn, weil wir ſonſt keine Spuren von abgetheilten Strophen bey ihnen finden. Zwo Zeilen machten alſo einen Vers, den ſie ein Lied, das iſt, ein Glied nannten, darauf ſie eine Melodie hatten; alsdann fiengen ſie dieſelbe von neuem wieder an. Die Griechen, ob ſie gleich anfänglich auch nicht künſtlicher geweſen, wurden doch allmählich beſſere Sänger und Spielleute und erfanden alſo beſſere Melodien, die ſich auf vier, fünf, ſechs, auch nach Gelegenheit auf mehr Zeilen erſtreckten, wie man aus ihren Poeten ſieht. Dadurch wurden nun auch die poetiſchen Strophen länger, die ſie denn unter ſich einander gleich machten, weil man am Ende der einen die Melodie wieder vom Anfange anheben mußte. Die Strophen einer Ode,

oder

oder wie unſere Alten nach Art der Griechen ſagten, die Geſetze derſelben müſſen alſo auch bey unſerer heutigen künſtlichen Muſik eine gewiſſe Länge und Anzahl der Zeilen beybehalten, wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Melodie ſingen laſſen ſollen. So haben es die Griechen, Alcäus und Sappho, und die Römer, Catull und Horaz gemachet und ſo machen es auch heute zu Tage alle Nationen. Nur die pindariſchen Oden machen hier eine Ausnahme (*). Die beiden erſten Verſe derſelben στροφη und ἀντιστροφη, die wir den Satz und Gegenſatz nennen, ſind zwar einander vollkommen ähnlich, aber die dritte ſchicket ſich nicht mehr dazu. Folglich ſchlieſſen wir daraus, daß man ſie nach zweyerley Melodien geſungen habe, eine zu Anfangs zweymal, die andere zum Beſchluſſe nur einmal; welches gewiß ſo übel nicht klingen kann. Exempel ſolcher Oden kann man in Opitzen und andern alten Dichtern finden. Seit einiger Zeit ſind ſie ganz aus der Uebung gekommen, weil ſie auſſer der Muſik keinen Nutzen haben. Wenn die Oden nicht eben zum Singen gemachet werden, oder auch von zweenen Chören gegeneinander als ein Geſpräch geſungen werden ſollen: ſo kann man auch Strophen von zweyerley Art mit einander abwechſeln, ſie nach zwo verſchiedenen Melodien in die Muſik ſetzen und von zweenen Chören Muſikanten wechſelsweiſe abſingen laſſen. Wie nun dieſes ſehr angenehm klingt: alſo iſt es ſich zu verwundern, daß man nicht mehr ſolche Wechſeloden, wie man ſie nennen könnte, ſowohl in geiſtlichen, als in weltlichen Stücken eingeführet hat. Dieſes iſt auch bey ſolchen langen Liedern rathſamer, weil durch die Abwechſelungen zwoer Melodien eine gröſſere Mannigfaltigkeit in den Geſang gebracht und der Eckel alſo vermieden werden

(*) Wer von der Vortreflichkeit dieſes Dichters überzeuget werden will, der leſe nach, was im II. B. der Memoires, oder ausführlichen Schriften der pariſ. Akademie der ſchönen Wiſſenſ. der Abt Fraguier davon geſchrieben hat.

den kann, der aus der gar zu oftmaligen Wiederholung einer und eben derſelben Weiſe leicht entſtehen könnte. Die Alten pflegten bey dem Ende jeder Strophe den völligen Verſtand nicht allemal zu ſchlieſſen, wie man aus Horazens Oden ſehen kann. Bey uns aber hat man es mit gutem Grunde eingeführet; und es klingt gewiß noch einmal ſo gut, als wenn man das Ende eines angefangenen Satzes erſt in der folgenden Strophe ſuchen müßte. Ja, man bemühet ſich auch den Schluß jedes Verſes allezeit nachdrücklich und ſinnreich zu machen. Nicht eben, als wenn allemal eine epigrammatiſche Spitzfündigkeit darinn ſtecken müßte; ſondern darum, daß die letzte Zeile nicht kalt und matt abfalle und alſo das vorhergehende Feuer gleichſam dämpfe. Eben deswegen klingt es am Schluſſe der Strophen ſehr ſelten gut, wenn die letzte Zeile für ſich einen Satz macht, der mit der Vorhergehenden wenigen, oder gar keinen Zuſammenhang hat. Es iſt allezeit beſſer, wenn die letzten zwo oder drey Zeilen ordentlich in einem hinter einander fortrollen, daß man im Leſen nicht eher ſtille halten oder aufhören kann, als am Ende der ganzen Strophe. Doch muß man hievon eine Ausnahme machen, denn zuweilen erlaubet ein heftiger Affect auch einen kurzen und abgebrochenen Spruch am Ende. Was ſonſt die andern Schlußpuncten in der Mitte einer Strophe anlangt, ſo muß man darinn einen beſondern Wohlklang beobachten. Wie nun die Abtheilung in einer Strophe geweſen: ſo muß ſie in allen andern ſeyn, damit ſich die Geſangweiſe der erſten auch darauf ſchicke und mit einer Helfte der Melodie auch der ganze oder halbe Verſtand ſchlieſſe. Dieſe Regel iſt von unſern älteſten Poeten nicht durchgehends beobachtet worden. Die Zeilen in den Oden dörfen nicht alle von einer Länge ſeyn. Man kann allerley Vermiſchungen von drey, vier, fünf, ja ſechsfüßigen Verſen in der erſten Strophe machen und darf nur das Gehör zu Rathe ziehen, ob ſie wohl klingen. Daraus entſtehen nun unzählige Gattungen der

Oden, die doch dem Sylbenmaaſſe nach, nur entweder jambiſch oder trochäiſch ſind. Es könnten auch nach dem Muſter der Griechen und Lateiner ſapphiſche, phaläciſche, alkaiſche und chorijambiſche Oden gemachet und geſungen werden (*). Die Materien, die in Oden vorkommen können, ſind faſt unzählig; obgleich im Anfange die Lieder nur zum Ausdrucke der Affecten gebrauchet worden ſind. Dieſer erſten Erfindung zufolge würde man alſo nur traurige, luſtige und verliebte Lieder machen müſſen, oder höchſtens Lobgeſänge auf Götter und Helden machen dörfen. Aber nach der Zeit hat man ſich daran nicht gebunden: ſondern kein Bedenken getragen, alle möglichen Arten von Gedanken in Oden zu ſetzen. Es iſt alſo lächerlich, wenn einige Kunſtrichter Wunder was für Dinge von einer jeden Ode fodern, das weder ein Alcäus, noch eine Sappho; ja bisweilen Pindar nicht einmal beobachtet hat. Zwar Horazens Regel nach würden nur wenige Claſſen darinnen vorkommen, ſo verſchieden ſie an ſich ſelbſt ſchon ſind (*). Aber ſeine eigenen Exempel zeigen, daß er es bey Göttern und Helden, ja Kämpfern, Wein und Liebe nicht hat bewenden laſſen; indem er ſogar Briefe in Form der Oden geſchrieben, ja Satiren, Geſpräche und Lehrgedichte darinn abgefaſſet, Fabeln erzählet, und unzählige andere Erfindungen darinnen angebracht hat. Bey unſern alten Poeten wird man alle die Arten auch antreffen, wie die Exempel in ihren Schriften ſattſam zeigen werden. Indeſſen wenn man die Natur der Sachen anſieht: ſo iſt es wohl am beſten, wenn man ſich von der erſten Erfindung ſo wenig entfernet, als möglich iſt; und das Lob der Helden und Sieger, den Wein und die Liebe meiſtens darinn herrſchen läßt. Doch

(*) S. oben §. 194.

(*) HORAT. *art. poët.*
Muſa dedit fidibus Diuos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuuenum curas, et libera vina referre.

Doch begreift ein jeder, daß man das Lob ſowohl bey freudigen als traurigen Begebenheiten und die Liebe ſowohl bey eigener als fremder Leidenſchaft beſingen könne. Daraus iſt nun leicht abzunehmen, in was für einer Schreibart die Ode abgefaßt werden müſſe. Nach ihren verſchiedenen Gattungen muß ſich dieſelbe auch ändern. Die Loboden müſſen in der pathetiſchen und feurigen, die lehrreichen in der ſcharfſinnigen, die ſatiriſchen in der ſtachlichten oder beiſſenden, die luſtigen und traurigen theils in der natürlichen, theils beweglichen Schreibart gemachet werden. Die Urſache ſieht man leicht. In der erſten Art beherrſchet die Bewunderung und Erſtaunung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergröſſert; lauter neue Bilder, Gedanken und Ausdrücke zeuget; lauter edle Gleichniſſe, reiche Beſchreibungen, lebhafte Entzückungen wirket; kurz alle Schönheiten zuſammen häufet, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann. Und dieſes iſt denn die ſogenannte Begeiſterung, das berühmte Göttliche, ſo in den Oden ſtecken ſoll, weswegen Pindar ſo bewundert worden. Dieſe pindariſche Art zu denken, die von den Alten für ſo unnachahmlich gehalten worden, beſchäftiget ſich mit lauter erhabenen Sachen. Ueberhaupt könnte man aus derſelben viele Regeln der Lobgedichte herleiten. Wir wollen nur der folgenden erwähnen: 1) Man lobe an ſeinem Helden keine Dinge, dafür er ſelbſt nichts kann. 2) Man ſchäme ſich nicht das Gute, das ſeinem Helden wiederfährt, Gott ſelbſten zuzuſchreiben. 3) Man lobe an ſeinem Helden das, was ganz auf ihn ankömmt, nemlich die Tugenden, die ein Werk des menſchlichen Willens ſind. 4) Man halte ſich bey keiner Beſchreibung von Kleinigkeiten auf. 5) Man mahle ſeinen Helden nicht als eine Geburt ſeiner Einbildungskraft, ſondern lobe nur das an ihm, deſſen Wahrheit durch augenſcheinliche Proben bewieſen werden kann. Wer ſo lobt, den kann man einen pindariſchen Dichter nennen. Nun wiſſen wir zwar, daß man zu den pindariſchen Oden eine ſehr kühne und erhabene

Schreibart zu rechnen pflegt, die einige nicht beſſer zu erreichen wiſſen, als wenn ſie recht dunkel, abgebrochen und verſtümmelt Deutſch ſchreiben. Allein, was die kühnen Bilder und Redensarten anbetrift: ſo werden wir dieſelben in vielen Oden unſerer deutſchen Poeten ziemlich pindariſch antreffen, und wer es noch höher darinn treiben wollte, der würde gewiß zu weit gehen. Was aber das Verſtümmeln der Sprache betrift: ſo iſt es leicht zu begreifen, daß Pindar durch grammatiſche Fehler nicht zum Gegenſtand der Bewunderung geworden, ſondern durch edle Gedanken, die aber auch bey der Richtigkeit der Sprachregeln beſtehen können. Haben wir nun noch keinen ganzen Pindar in Deutſchland gehabt: ſo kann doch ſo gar viel eben nicht gefehlet haben. Die luſtigen Lieder, die beym Trunke oder ſonſt zum Scherze ſtatt finden, müſſen, ſowohl als die traurigen, zärtlichen und beweglichen, in der natürlichen Schreibart gemachet werden, die nicht mehr ſo edel, feurig und verwegen klingt, ſondern mit wenigern Zierrathen zufrieden iſt. Doch kömmt es auch hier auf den Dichter an, ob er gleichſam in einem halben Rauſche kühne Gedanken und Ausdrücke wagen will. In dieſer natürlichen Schreibart werden auch zärtliche oder traurige Lieder, wie auch in geiſtlichen Geſängen Bußlieder und andere, wo ein trauriges Weſen herrſchet, abgefaſſet. Endlich kann die ſinnreiche Schreibart in moraliſchen Oden ſtatt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Aus allem dieſem wird man wahrnehmen, daß in Oden durchgehends eine gröſſere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrſchet. Dieſes unterſcheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umſchweiſe mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, ſo zu reden, mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrücke und Redensarten. Sie verſetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter. Kurz, alles zeuget von einer Begeiſterung

der

der Muſen. Wer ausführlichere Regeln und gute Exempel davon ſehen will, der darf nur die Oden der deutſchen Geſellſchaft nachſchlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur iſt noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müſſe. Dieſes ſieht einer Geſchichte zu ähnlich und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man ſich darinnen vor gar zu trockenen Vernunftſchlüſſen, die einem Weltweiſen beſſer anſtehen, als einem Dichter, der gleichſam Orakelſprüche vorbringt, die er nicht beweiſen darf, weil ſie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle bedingende Bindewörter eine Ode ſehr ſchlecht; und man pflegt zu ſagen, daß eine ſchöne Unordnung in der Ode die Probe der höchſten Kunſt ſey (*). Zum Beſchluſſe wollen wir noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componiſten die Arbeit nicht zu verderben und zu machen, daß alle Strophen ſich gleich gut ſingen

 laſſen.

(*) BOILEAU *art. poët.*

L'Ode avec plus d'éclat, et non moins d'énergie,
Elevant jusqu'aux cieux ſon vol ambitieux,
Entretient dans ſes vers commerce avec les Dieux,
Aux Athletes dans Piſe elle ouvre la barriere,
Chante un vainquer poudreux au bout de la carriere,
Mene Achille ſanglant aux bords de Simois,
Ou fait flechir l'Eſcaut ſous le joug de Louis.
Tantot comme une abeille, ardente à ſon ouvrage,
Elle s'en va de fleurs dopouiller le rivage;
Elle peint les feſtins, les danſes et les ris,
Vante un baiſer cueilli ſur les levres d'Iris.
Qui mollement reſiſte, et par un doux caprice,
Quelque fois le refuſe, afin qu'on le raviſſe.
Son ſtile impétueux ſouvent marche au hazard,
Chez elle un beau deſordre eſt un effet de l'art —— ——
Loin ces rimeurs craintifs. dont l'eſprit phlegmatique
Garde dans ſes fureurs un ordre didactique;
Qui chantant d'un heros les progrès éclatant,
Maigres Hiſtoriens, ſuivront l'ordre du tems,
Ils n'oſent un moment perdre un ſujet de vuë —— ——
Apollon de ſon feu leur fut toujours avare.

laſſen. Diejenigen Oden klingen noch einmal ſo ſchön, die am Ende mit einem männlichen Reime ſchlieſſen, als die andern, die ſich weiblich endigen. Und da wir es auch bemerken, daß diejenigen ſich in der Muſik viel beſſer hören laſſen, die mit einer langen Sylbe ſchlieſſen: ſo rathen wir es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

§. 206.

Der Ordnung des Alterthums zu folgen, müſſen wir unmittelbar nach den Liedern von äſopiſchen und ſybäritiſchen Fabeln, imgleichen von Erzählungen handeln. Was eine Fabel überhaupt ſey, haben wir oben §. 179. ausführlich erkläret. Sie iſt eine erdichtete Begebenheit, welche erfunden worden, eine gewiſſe Sittenlehre darunter zu verbergen oder vielmehr durch ſie deſto ſinnlicher zu machen. Wir haben auch ſchon gewieſen, daß ſie zweyerley ſey; nachdem man entweder Pflanzen und Thiere, oder vernünftige Weſen darinn redend oder handelnd einführet. Hier aber müſſen wir noch die dritte Art hinzuſetzen, darinnen man allegoriſche Perſonen dichtet oder ſolchen Dingen ein Weſen und Leben giebt, die entweder ganz leblos ſind, oder doch nur den Gedanken der Menſchen ihr Daſeyn zu danken haben, wie ſichs hernach deutlicher zeigen wird. Dieſe Gattung nebſt der erſten von Thieren kann man eigentliche *Fabeln* oder *Mährchen* nennen; diejenigen aber, worinn lauter vernünftige Weſen denkend, redend und wirkend aufgeführet werden, pflegt man auch *Erzählungen* zu heiſſen. Sie ändern aber darum ihre Natur nicht und bleiben allemal erdichtete Begebenheiten, die ihre Sittenlehre bey ſich führen. Menget man aber Thiere und Menſchen oder lebloſe und allegoriſche Perſonen mit Geiſtern oder wirklich denkenden Weſen zuſammen: ſo entſtehen daraus *vermiſchte Fabeln.*

beln. Indeſſen ſind die Fabeln noch älter, als die übrigen Arten der Gedichte, ſonderlich das Heldengedicht. Aeſopus hat die Ehre, daß ſie von ihm die äſopiſchen Fabeln heiſſen und daß ſie ſich allezeit in ihrer Hochachtung erhalten haben. Und ob er ſie gleich nur in ungebundener Schreibart geſchrieben: ſo haben doch alle ſeine Nachfolger ſich um die Wette beſtrebet, ſie theils in Verſe zu bringen, theils darinnen nachzuahmen Unter die berühmteſten derſelben ſind unter den Engländern Roger l'Eſtrange; unter den Franzoſen la Fontaine und la Motte: unter den Deutſchen aber Herr von Hagedorn, Herr Prof. Gellert und Herr Regierungsrath Lichtwehr zu zählen, denn Stoppe und Herr Hofr. Triller ſind ſehr mittelmäßige Fabeldichter. Einige von dieſen haben fremde Fabeln und Erfindungen auf eine neue Art in Verſe gebracht; andere haben eigene und neue erdichtet; andere aber auch Erzählungen mit eingemiſchet. Wir könnten von unſern Landsleuten noch viel mehrere nennen, die ſich in dieſen Felde geübet haben; wenn ſie nicht entweder gar zu ſchlüpfrige Züge hätten mit einflieſſen laſſen, die, wider den Endzweck der guten Fabel, mehr zu Verderbung, als Beſſerung der Sitten dienen und alſo fabulae peccare docentes heiſſen möchten, oder doch ſonſt viel zu ſchlecht wären, jene Meiſter erreichen. Doch verdienet der ſo betittelte deutſche Aeſop, der in dem 1740. Jahre zu Königsberg herausgekommen, nicht ganz vergeſſen zu werden, weil viele ſchöne Stücke darinnen ſind, dergleichen wir auch ſchon in den alten deutſchen Fabeln finden (*). So ernſthaft nun die äſopiſchen Fabeln

(*) Von alten deutſchen Fabeln, die lange vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften theils aus dem Aeſop überſetzet, theils neu geſchrieben worden, hat uns Scherz in Straßburg eine Sammlung ans Licht zu ſtellen angefangen, aber bey der 51ſten aufgehöret, da doch ihrer viel mehr waren. Der Titel heißt: Philoſophiae moralis Germanorum medii aeui ſpecimen primum, ex Manuſcripto nunc primum in lucem publicam productum. Argentor. 1704. in 4.

ihrer Abſicht und Einrichtung nach ſind; ſo poſſenhaft und üppig ſind hingegen die ſybaritiſchen geweſen, von welchen wir noch etwas ſagen müſſen. Sybaris war eine Stadt im untern Theile von Italien oder der ſogenannten Graecia magna. Hieher waren, wie Herodot berichtet, die weichlichen und wollüſtigen Sitten der Jonier und Aſiater ſchon vorher gedrungen, ehe noch das eigentliche Griechenland damit angeſtecket worden. Die Zärtlichkeit in der Lebensart, die Leckerhaftigkeit in Speiſe und Trank und die Ueppigkeit ſelbſt hatten bey dieſem Volke dergeſtalt überhand genommen, daß auch die Fabeln ihrer witzigen Köpfe davon angeſtecket wurden. Sie vergaſſen alſo den moraliſchen Zweck ihrer erſten Erfinder und Meiſter und verwandelten ſie in ein Poſſenwerk. Die Sybariten wollten nur lachen: daher gefiel ihnen nichts, als was luſtig war (*). Daher bemüheten ſich auch ihre Dichter nur ſpaßhafte Fabeln zu machen. Sie wurden nach und nach ſo geil, daß ſelbſt Ovidius eine von der Art unter die allerüppigſten Stücke rechnet, die er geſehen. Das ovidiſche Zotenwerk iſt auch nach ſybaritiſcher Art geſchrieben geweſen. Die Römer nemlich hatten ſchon zu Ovids Zeiten ihre Sitten ſehr zu verderben angefangen und fielen unter den folgenden Kaiſern immer tiefer in die Schwelgerey und Ueppigkeit. Sonſt findet man noch, daß dieſe Fabeln ſehr lakoniſch, das iſt, in ſehr kurzgefaßter Schreibart abgefaſſet geweſen. Es iſt eben nicht ſehr zu bedauren, daß dieſe ſybaritiſchen Fabeln ſo gar verloren gegangen, wofern nicht irgend die berühmte Matrone von Epheſus, die uns Petron aufbehalten hat, zu dieſer Zahl zu rechnen iſt. Denn ungeachtet die menſchlichen Perſonen, die darinnen vorkommen, nicht ſchlechterdings zu tadeln ſind; ja lang vor den Sybaryten vom Nathan, dem klugen Weibe von Thekoa,

(*) Fontenelle hat dieſes in ſeinen Geſprächen der Todten, wo Milo und Smindiride, die Sybariterinn, mit einander ſprechen, gar fein abgeſchildert.

koa, u. a. m. gebrauchet worden: ſo iſt doch das poſſenhafte und geile Weſen derſelben auf keine Weiſe zu billigen. Die Dichtkunſt iſt um edlerer Abſichten halber erfunden worden, als blos die Menſchen üppiger und wollüſtiger zu machen; und auch ohne Zuthun der Poeten können ſich die Sitten der Völker nur gar zu ſehr verderben. Weit gefehlt alſo, daß man hier eine Anleitung finden ſollte, wie ſie zu verfertigen wären: ſo wollen wirs vielmehr allen angehenden Dichtern ernſtlich widerrathen, ihre Muſe niemals ſo tief zu erniedrigen, daß ſie eine Gefährtinn der Wolluſt oder Sclavinn der Geilheit werde. Einen bloſſen Poſſenreiſſer zu ſpielen, iſt ebenfalls kein rühmliches Handwerk und kann den ſogenannten Pritſchmeiſtern überlaſſen werden, die längſt unter uns ehrloß geworden. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß auch la Fontaine in ſeinen Erzählungen, die gröſtentheils ſybaritiſch genug klingen, und andre witzige Köpfe unter uns ihre Federn nicht ſo erniedriget hätten, der Unfläterey Vorſchub zu thun! Wir nennen keinen, meinen aber alle, die ſich mehr oder weniger mit den Laſtern ſo gemein gemachet, daß ſie ſich hier getroffen finden. Es iſt gewiß ein elender Ruhm, den man ſich durch Zoten erwirbt. Nun müſſen wir überhaupt die Regeln ſolcher äſopiſcher Fabeln geben, ſo wie ſie von den beſten Meiſtern in dieſer Art beobachtet worden. Die I. iſt: Man ſetze ſich einen untadelichen moraliſchen Satz vor, den man durch die Fabel erläutern oder auf eine ſinnliche Art begreiflich machen will. So ſind die älteſten und beſten Fabeln. Die Poeſie nemlich iſt in dieſen älteſten Zeiten die Philoſophie des menſchlichen Geſchlechtes geweſen. Man ſuchte den gemeinen Mann zu unterrichten und ihm die ſittlichen Wahrheiten unter angenehmen Bildern beyzubringen. Bey dieſer ſo reinen als löblichen Abſicht der weiſen Alten muß man die Fabeln zu erhalten ſuchen. Wie übel alſo diejenigen thun, die auf gut ſybaritiſch Fabeln zu Ausbreitung der Ueppigkeit und Geilheit misbrauchen und ihren Leſern nichts als Wein,

Wolluſt und Ehebruch predigen, kann ein jeder, der es mit dem menſchlichen Geſchlechte gut meinet, leicht einſehen; da auch Heiden, ja unter ihnen der ſonſt ſo unzüchtige Ovid in ſeinen Verwandlungsfabeln, die Tugend allezeit geſchonet und von den Laſtern mit Abſcheu geredet haben. Die II. Regel iſt: Man kleide die erwählte Sittenlehre in eine ſolche Begebenheit von Pflanzen, Bäumen oder Thieren ein, daß ihre Wahrheit aus dem Erfolge der Begebenheiten ſelbſt erhellet. Man beobachte aber in der Wahl derſelben die Natur und Eigenſchaft eines jeden ſolchen Weſens; daß keines etwas rede und thue, das ſeiner bekannten Art zuwider läuft. Hieraus nemlich wird die Wahrſcheinlichkeit entſpringen, ohne welche einer Fabel das hauptſächlichſte fehlet. Alles, was nur den geringſten Schein der Sitten oder ſittlichen Neigungen bey lebendigen ſowol als lebloſen Geſchöpfen hat, kann einem Dichter zu einer Fabel Anlaß geben. Will man menſchliche Erzählungen machen: ſo haben wir ſchon eine Menge geſammleter Hiſtorien, die ſich ſehr gut würden leſen laſſen, wenn ſie von guten Dichtern in Verſe gebracht würden. Hier braucht ſich der Dichter eben nicht gar zu ſclaviſch an die Wahrheit der Geſchichte in allen Umſtänden zu halten. Er kann damit nach ſeinem Gefallen handeln und manches ändern, weglaſſen, oder hinzudichten, damit es zu ſeinen ſittlichen Abſichten bequem werde. Nur hüte man ſich vor gar zu deutlichen und perſönlichen Satyren, dabey man diejenigen mit Fingern weiſen kann, die man trift. Es iſt beſſer, wenn die Lehre allgemein iſt und ſich auf viele deuten läßt; als daß ſie gar zu genau auf einzelne Perſonen paſſet und alſo minder nützlich wird. Manche von unſern Fabeldichtern haben darinn gefehlet und oft mehr beſondern Abſichten, als der gemeinen Beſſerung zu gut gedichtet. Eine ſolche Fabel oder Erzählung nun muß III. kurz ſeyn. Denn da Fabeln blos der Erbauung wegen gemachet werden: ſo muß man ſich auch erinnern, daß man ſie als Sittenlehren anzu-

ſehen

ſehen und alſo nicht gar zu lang auszudehnen habe (*). Trifft nun dieſes gleich hauptſächlich die am Schluſſe derſelben angehängte Lehre, als welche bey einer Fabel nicht leicht ausbleiben kann, ſie müßte denn ſchon überaus deutlich von ſich ſelbſt ins Auge fallen: ſo gilt es doch auch überhaupt von der ganzen Fabel. Die Alten ſind uns hierinn mit den treflichſten Muſtern vorgegangen. Nichts iſt wundernswürdiger, als die Einfalt und Kürze Aeſops; aber nichts iſt auch ſchwerer nachzuahmen. Alle neuern Fabeldichter vom *La Fontaine* an bis auf die neueſten ſind oft groſſe Schwätzer dagegen. Sie zerren und dehnen die geringſte Sache ſo lang hinaus, daß dem Leſer oft Zeit und Weile lang wird, ehe er das Ende findet (**). Endlich iſt auf die Schreibart noch zu ſehen, die man in den Fabeln und Erzählungen brauchen ſoll. Aeſopus und Phaedrus haben ſich des allerungekünſtelſten und natürlichſten Ausdruckes bedienet und doch die pöbelhafte Sprache ſorgfältigſt vermieden. Dieſe edle Einfalt müſſen ſich billig alle Fabeldichter zum Vorbilde nehmen und ſie, ſo viel möglich, ein jeder in ſeiner Sprache, zu ereichen ſuchen. Allein dieſe Regel iſt den meiſten Steuern zu ſchwer geworden. Viele haben wohl gar in Ueberſetzung der äſopiſchen Fabeln eine rechte poſſenhafte Pöbelſprache gebrauchet. Andere haben gar zu ſehr ihren Witz zeigen wollen und ſind alſo auf eine gar zu ſinnreiche Schreibart verfallen. Ein Sittenlehrer muß ſeinen Charakter bedenken und, da er andere lehren will, nicht ſich ſelbſt verächtlich machen. Er muß auch beluſtigen, das iſt wahr, und eben durch das beluſtigen muß er unterrichten. Allein die Fabel an ſich ſelbſt beluſtiget ſchon durch die Aehnlichkeit, die ſie mit den Neigungen und Handlungen der Menſchen hat; was brauchet nun der Dich-

(*) HORAT.
Quidquid praecipies, eſto breuis; vt cito dicta
Percipiant animi dociles, Teneantque fideles.

(**) HORAT.
Omne ſuperuacuum pleno de pectore manat.

ter noch die zotenhafte Schreibart? Die Fabel iſt in ihrem Weſen und Urſprunge betrachtet nichts anders, als ein lehrreiches Wunderbares. Sie iſt erfunden worden, moraliſche Lehren und Erinnerungen auf eine verdeckte und angenehm ergötzende Weiſe in die Gemüther der Menſchen einzuſpielen und dieſen ſonſt trockenen und bittern Wahrheiten durch die künſtliche Verkleidung in eine reitzende Masque einen ſo gewiſſen Eingang in das menſchliche Herz zu verſchaffen, daß es ſich nicht erwehren kann; ihren heilſamen Nachdruck zu fühlen. Moraliſche Wahrheiten und Lehren, wenn ſie mit dem gebietenden Tone und Anſehen eines Lehrers vorgetragen werden, ſind immer mit einer heimlichen Vorrückung unſerer moraliſchen Unvollkommenheit verbunden und werden daher als ſo viele Anklagen und Beſtrafungen angeſehen, die nothwendig eine Beſchämung erwecken und eben deswegen dem ſtolzen Menſchen nicht anders, als unangenehm und widrig vorkommen müſſen. Der angebohrne Hochmuth deſſelben kann es nicht vertragen, wenn andere ſich unterſtehen, mit einer gebietenden Stimme und Lehrermäßigen Mine ſeiner Freyheit Geſetze vorzuſchreiben und ihm Schranken zu ſetzen, noch weniger, wenn dieſe Erinnerungen und Lehren ihm eine heimliche Röthe auspreſſen und ihn vor ſeinem eigenen Gewiſſen beſchämt machen. Daher kömmt es, daß dieſe moraliſchen Wahrheiten, wenn ſie in ihrer nackenden Geſtalt vorgetragen werden, dem Menſchen insgemein ſo widrig und verdrüßlich vorkommen, daß er nicht einmal ſo viel Gedult hat, ſolche nur anzuhören. Weil aber dennoch dieſe moraliſchen Lehren, Erinnerungen und Beſtrafungen das einzige Mittel ſind, wodurch die Ruhe und Glückſeligkeit der Menſchen befördert werden muß: ſo fand man ſich genöthiget, auf eine unſchuldige Liſt zu denken, wie man dieſe ſo bittern, zugleich aber auch heilſamen Wahrheiten durch die Art des Vortrages denſelben ganz angenehm machen und dadurch ihre gewogene Aufmerkſamkeit gewinnen könnte. Es fanden ſich ſogleich zwey

Mittel, durch die man dieſen Zweck zu erhalten ſich getraue-te und die in der That ihren zureichenden Grund in der Natur des Menſchen haben. Dieſe ſind die Erzählungen und das Wunderbare. Jenes ſolte dienen, die wahre Abſicht des Sittenlehrers künſtlich zu verbergen und allen Verdacht, als ob er mit ſeinen Vorſtellungen befehlen oder beſchämen wollte, zu entfernen; dieſes aber ſollte dem Vortrage ſelbſt eine anzügliche reitzende Kraft mittheilen, ſich die aufmerkſame Gewogenheit der Leſer zu erwerben und ſie zu unterhalten. Der S ttenlehrer mußte alſo vor allen Dingen das Anſehen eines Geſetzgebers, Lehrers und Richters ablegen und hingegen den Schein und Titel eines bloſſen Geſchichtſchreibers oder Zeugen, der keine andere Abſicht hat, als durch angenehme Erzählungen zu beluſtigen, an ſich nehmen, wofern ſeine Vorſtellungen ihren Zweck, in die menſchlichen Seelen durchzudringen, erhalten ſollten. Er mußte alſo die dogmatiſche und gebietende Lehrart in die hiſtoriſche verwandeln und ſeine wahre Abſicht unter dem durchſichtigen Vorhange einer zwar fremden aber allegoriſchen Geſchichte ſo künſtlich zu verbergen wiſſen, daß der Leſer zwar anfänglich dieſe verborgene Abſicht nicht vermuthen würde; hernach aber an dem Ende der Erzählung aus der Aehnlichkeit des Bildes zu errathen und den Schluß: mutato nomine de te fabula narratur, auf ſich zu machen, gezwungen wäre. Dergleichen Erzählungen ähnlicher Handlungen und Begegniſſe, derer Moralität in einem und eben demſelben allgemeinen moraliſchen Lehrſatze gegründet iſt, heißt man Beyſpiele und Exempel und ſie dienen, als ſo viele Erfahrungen, die Schönheit und die glücklichen Folgen der Tugend, wie eben ſo wohl die Häßlichkeit und die traurigen Folgen des Laſters, vor Augen zu legen. Die Fabel iſt demnach nichts anders, als eine Erinnerung, die unter die Allegorie einer Handlung verſtecket wird. Sie iſt eine hiſtoriſch-ſymboliſche Moral, die durch fremde Beyſpiele Klugheit lehret; und eine ganze Reihe von allegoriſchen Exempeln, ſo in dieſer Abſicht ent-

entworfen und verfaſſet wären, dörfte vielleicht, wie la Motte geſchickt angemerket hat, eine Sittenlehre von dem Thun und Laſſen der Menſchen ausmachen, welche einer methodiſcher eingerichteten und grade nach dem Menſchen zielenden Abhandlung wohl vorzuziehen ſeyn möchte. Da nun die Fabel ihre Lehre nicht anders, als verdeckt unter einer ähnlichen ſymboliſchen Erzählung, vorſtellet: ſo hat folglich eine jede Fabel zween weſentliche Haupttheile, aus welchen ſie beſteht; deren einer in die äuſſerlichen Sinnen fällt und ganz ſichtbar iſt, der andere aber durch die Vergleichung und das Nachdenken entdecket wird. Jenen, nemlich den ſichtbaren Theil, können wir füglich den Körper der Fabel nennen, wie hingegen den unſichtbaren die Seele. Die Lehre iſt alſo die Seele der Fabel, da die Erzählung nur der Körper davon iſt. Die menſchliche Seele iſt unſtreitig der vornehmere Haupttheil, in deſſen Gebrauche auch der Menſch ſeine gröſte Würde ſuchen muß; der Körper hingegen muß allein dienen, die Wirkungen der Seele zu offenbaren und ſie zu dem Commerz mit der materialiſchen Welt tüchtig zu machen. Eben ſo iſt die Lehre die Hauptabſicht der Fabel und die Erzählung wird allein um der Lehre willen erfunden, dieſelbige ganz ſichtbar und auch den Sinnen und der Einbildung vernehmlich zu machen. Wie nun die Vereinigung dieſer zween Haupttheile, der Seele und des Leibes, die in einer vollkommenen Harmonie ihrer Empfindungen und Wirkungen beſteht, erſt einen Menſchen ausmachet: ſo beſteht auf gleiche Weiſe das Weſen der Fabel darinnen, daß die Erzählung in ihren Umſtänden, eben wie der menſchliche Körper durch ſeine Bewegungen, die Schlüſſe und den Willen der Seele ſo deutlich zu offenbaren aufgelegt ſey, daß man den moraliſchen Lehrſatz, in welchem die ganze Erzählung als ein Beyſpiel und eine Erfahrung gegründet iſt, aus derſelben unzweifelhaft erſehen könne. Und hierinnen beſteht die Richtigkeit der Fabel, wenn ſie nemlich ohne Zweydeutigkeit dasjenige zu verſtehen giebt, was man

haben will. Dieſe nothwendige Harmonie und weſentliche Uebereinſtimmung des körperlichen und geiſtigen Theiles einer Fabel ſetzet eine kluge Wahl der Geſchichte und eine eigentliche Beſtimmung der Umſtände derſelben voraus Denn da die Erzählung dienen ſoll, einen gewiſſen allgemeinen moraliſchen Lehrſatz und einen andern ähnlichen Fall, der unter demſelben mit eingeſchloſſen iſt, vorzubilden: ſo muß ja nothwendig die Wahl der Erzählung und der Umſtände derſelben ſich nach dieſer Hauptabſicht einer Fabel richten und die Umſtände müſſen ordentlicher Weiſe in dieſer Abſicht gegründet ſeyn; alſo daß man aus der moraliſchen Abſicht einer Fabel zulängliche Gründe geben könne, warum man dieſe Perſonen, dieſe Handlung, dieſe Umſtände vor andern gewählet habe. Folglich ſind alle Umſtände einer Erzählung, derer Wahl man nicht aus der Harmonie und Uebereinſtimmung mit der moraliſchen Abſicht rechtfertigen und von denen man nicht zeigen kann, daß ſie dieſe Abſicht auf einige Weiſe zu unterſtützen und zu befördern dienen, ganz unnütz und müßig. Dergleichen müßige Umſtände aber, wenn ſie der Abſicht einer Fabel nicht aufhelfen, ſind derſelben gemeiniglich nachtheilig und ſtehen ihr im Lichte. Und hierinnen beſteht die Einheit der Fabel, wenn nemlich alle Züge und Linien derſelben in einem gewiſſen Geſichtspuncte mit einander übereintreffen. Ferner beruhet auf dieſer nothwendigen Uebereinſtimmung der Erzählung mit der Lehre, als der Hauptabſicht der Fabel, der weſentliche Unterſchied zwiſchen einer Fabel und einer bloſſen Erzählung oder Geſchichte. Der Fabuliſt iſt ein moraliſcher Lehrer. Seine Hauptabſicht iſt die Erbauung und Verbeſſerung des Menſchen. Der Geſchichtſchreiber iſt ein bloſſer Zeuge deſſen, ſo geſchehen iſt und er hat ſeiner Abſicht und ſeinem Amte völlig genug gethan, wenn er umſtändlich berichtet, was er geſehen und gehöret oder von glaubwürdigen Zeugen vernommen hat. Die Geſchichte erzählet, aber die Fabel lehret, vermahnet, beſtrafet. Die Erzählung iſt in der Geſchichte weſentlich

und das Erbauliche iſt nur zufällig; hingegen iſt in der Fabel das Lehrreiche und Erbauliche die Hauptabſicht, die Erzählung aber nur das Kleid oder die Masque, in welche die Lehre künſtlich verſtecket wird. Die Geſchichte beſchreibet die Sachen ohne Wahl, wie ſie vorfallen und ſie muß ſich allein nach der Wahrheit richten; hingegen muß der Fabuliſt eine ſolche Erzählung wählen, die bequem iſt, den Lehrſatz, den er in der Abſicht hat, deutlich zu machen, er mag nun von ihrer Wahrheit und Wirklichkeit verſichert ſeyn, oder nicht, wenn ſie nur möglich iſt. Folglich muß man die Erzählung in der Fabel nicht als einen unbeſeelten und abgeſonderten Körper, oder als eine bloſſe Erzählung anſehen, ſondern als eine Allegorie, oder als ein moraliſches Beyſpiel, welches neben andern ähnlichen Handlungen in einem allgemeinen Lehrſatze gegründet iſt und uns nothwendig auf die Betrachtung deſſelben führet, ohne welche die Erzählung ein leeres Kinderſpiel ſeyn würde. Die Vergleichung der Erzählung in der Fabel mit dem menſchlichen Körper führet uns endlich noch auf eine andere Anmerkung. Gleichwie man nemlich eben wegen dieſer genauen Harmonie und Vereinigung des menſchlichen Körpers mit der Seele aus denen bloſſen Bewegungen und Verrichtungen des Körpers die verborgenen Gedanken, die Schlüſſe und den Zuſtand der Seele deutlich erkennnen kann: alſo ſollte man auf gleiche Weiſe aus der Erzählung, als dem Körper einer Fabel, und aus den Umſtänden der ähnlichen Handlung, die darunter verborgene Lehre leicht und ohne tiefes Nachſinnen entdecken können. Dieſemnach wäre es ganz unnöthig und überflüßig, die Lehre der Fabel mit ausdrücklichen Worten beyzuſetzen; und man könnte das mit gutem Grunde eines jeden eigenen Nachdenken überlaſſen, weil nicht zu befürchten iſt, wenn die Wahl und Erfindung der Allegorie glücklich getroffen, daß jemand das Ziel verfehlen würde. Es hat auch Aeſopus in ſeinen Fabeln nicht nöthig gehabt die Lehren ſelbſt anzuhängen, denn ſo viel man aus ſeiner Ge-

ſchichte

ſchichte abnehmen kann, ſetzte er ſie bey gewiſſen Anläſſen auf, die ſich etwa begaben. Er war ein allegoriſcher Sittenrichter, der einem jeden die Umſtände, darinnen er ſich befand vor Augen malete und ihn damit veranlaſſete, dasjenige, was er ihm ſelbſt nicht ausdrücklich ſagte, zu gedenken Er begnügte ſich daran, daß er die Lehren in dem Bilde eingeſchloſſen hatte und ließ dem Zuhörer die Freude, ſie daraus zu ziehen. Und dieſes war für denſelben auch eine ganz leichte Arbeit, weil er ſich allemal in einem ganz ähnlichen Falle und Zuſtande befand, als Aeſopus in der Fabel mit veränderten Perſonen und Umſtänden ihm vor Augen legte, ſo daß er ſich nicht erwehren konnte, ſich ſelbſt in dieſem dem Scheine nach ganz fremden Bilde zu erkennen. Mithin da die Leſer der Fabeln von ungleichem Geſchmacke und Fähigkeit ſind, ſich auch nicht gerade in demjenigen Falle befinden, den man durch ein allegoriſches Beyſpiel abſchildern will: ſo mag es nichts ſchaden, wenn der Fabuliſt die Bemühung ſeiner Leſer um etwas zu erleichtern und ihnen auf die Spur zu helfen, oder wenigſtens ſie von ihren glücklich gemachten Entdeckungen zu verſichern, die in der Fabel gegründete Lehre mit ausdrücklichen und bequemen Worten ausſetzet; jedoch nicht eher als am Ende. Denn da die Erzählung in der Fabel eben darum erfunden worden, die moraliſchen Beſtrafungen dadurch ganz verdeckt vorzuſtellen und die bittern Wahrheiten durch die Einkleidung in fremden Geſchichten recht angenehm zu machen: ſo iſt von ſich ſelbſt klar und offenbar, daß dieſer Abſicht der Erzählung gemäß die Lehre ſo lang verborgen bleiben ſollte, bis ſie ſich aus der Erzählung nach und nach an dem Ende ſelbſt deutlich entdecken würde. Auf dieſe Weiſe wird der Geiſt des Leſers angenehm geübet und ihm überlaſſen, ſich ſelbſt in dem ähnlichen Beyſpiele zu finden und darinnen ſeine wahre Geſtalt, als in einem hellen Spiegel, zu erkennen. Phäder hat zwar in einen ganz andern Weg eingeſchlagen und die Lehre der Fabel mehrmals vorne an das Haupt der Erzählung geſetzet,

ſetzet, worinnen er gleichwohl nicht ohne Urſache von der Regel abgewichen. Denn die Fabeln die er erzählen wollte, waren nicht von ſeiner Erfindung. Sie waren unter Aeſopus Namen bekannt (*). Die Kinder ſelbſt konnten dieſelben meiſtentheils auswendig. Alſo wäre es eine vergebene Mühe geweſen, wenn Phäder die Abſicht ſeiner Erzählungen mit Fleiß hätte verbergen wollen. Sobald ſie nur die Perſonen einer Fabel nennen hörten, ſobald war ihnen auch der Inhalt der Erzählung und die Abſicht derſelben bekannt. Alſo mußte Phäder allein durch die Annehmlichkeit der Erzählung ſeine Leſer zu ergötzen und ſie zur Bewunderung ſeiner Kunſt zu vermögen ſuchen. Zu dem kömmt noch, daß dieſer Poet die Aeſopiſchen Fabel, die von ihrem Verfaſſer bey beſondern Anläſſen, zur Beſtrafung beſonderer Perſonen, erfunden und gebraucht worden, in allgemeine Lehrſätze zum Unterrichte des gemeinen Lebens der Menſchen aufgelöſet hat (**). Nun ſind aber dergleichen allgemeine Lehren keine Beſtrafungen, die der Eigenliebe des Menſchen anſtößig wären, daß man ihn deswegen viel zu ſchonen hätte. Es heißt bey den Menſchen insgemein: Quod omnibus dicitur, nulli dicitur; und ſie ſind allezeit fertiger, ſolche auf andere, als auf ſich ſelbſt, anzuwenden. Endlich muß man einem Verfaſſer, der uns ein ganzes Buch von dergleichen Fabeln auf einmal und mit einander zur Betrachtung vorleget, dießfalls eine mehrere Freyheit vergönnen und ihn in ſo weit ungebunden laſſen, daß er durch eine geſchickte Ver-

(*) Man pflegte ſelbſt in dem gemeinen Sprüchworte von einem unwiſſenden Tropfe zu ſagen: 'Ουδὲ Ἴὰν 'Αίσωπον πεπάληκας, ne Aeſopum quidem triuiſti.

(**) PHAEDRUS *Lib. III. Praef.*
Suſpicione ſi quis errabit ſua,
Et rapiet ad ſe, quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conſcientiam.
Huic excuſatum me velim nihilominus:
Neque enim notare ſingulos mens eſto mihi,
Verum ipſam vitam et mores hominum oſtendere.

Veränderung ſeines Vortrags den Geiſt des Leſers auf verſchiedene Weiſe angenehm beſchäftigen und ihn vor der Ermüdung, welche ein beſtändiges Einerley mit ſich führen würde, bewahren könne; und dieſes hat den geſchickten Franzoſen La Motte bewogen, damit er die Gleichheit in der Erzählung vermiede, und den Leſer vor Eckel bewahrete, zwiſchen die Fabeln gewiſſe Epiſoden hineinzuſchieben, die man nicht als Theile der Fabeln, ſondern als ein abgeſondertes Werk anzuſehen hat. Hierinnen iſt ihm auch der geiſtreiche Herr von Hagedorn in dem Verſuche von poetiſchen Fabeln und Erzählungen etlichemal glücklich gefolget. Fraget man nun nach der Urſache, warum dieſe hiſtoriſche Lehrart durch Beyſpiele einen ſo groſſen Vorzug erhalten, und einen ſo glücklichen Eingang bey den Menſchen gefunden habe, ſo kann man nur folgendes bedenken: erſtlich, daß alle Erzählungen angenehm ſind, weil ſie unſere Neugierde ſpeiſen und vergnügen; hernach, daß die Exempel als Erfahrungen die Möglichkeit einer Pflicht entdecken, und uns von unſerer Fähigkeit, ſolche abzuſtatten, überzeugen; drittens, daß ſo ungern die Menſchen ſich gerade zu beſtrafen laſſen, ſie ſo geneigt ſind, anderer Leute Thun und Laſſen zu richten, worinnen die Fabel als eine Erzählung fremder Geſchichten uns zu ſtatten kömmt und unſere Tadelſucht angenehm unterhält; ferner, daß die Allegorie der Fabel den Geiſt des Menſchen angenehm beſchäftiget, indem ſie ihm viel Dinge auf einmal zu betrachten vorleget, und ihn angenehm beſchäftiget hält, die Aehnlichkeit, ſo unter denſelben waltet, zu entdecken. Er wird wegen dieſer geſchickten Scharfſinnigkeit, mittelſt welcher er mehr ſieht, als man ihm zeiget, wohl mit ihm ſelbſt zufrieden, und indem er entdecket, was einigermaſſen verhüllet war, hält er ſich ſelbſt auf gewiſſe Weiſe für den Erfinder deſſen, was man ihm verborgen hatte. Dazu kömmt noch, daß die Allegorie, nachdem wir ganz fertig geweſen ſind, fremde Handlungen nach der gröſten Schärfe zu beurtheilen, uns auffodert, gleichſam per reflexionem einen

Blick in unſern eigenen Buſen zu thun, und uns nöthiget in dem Urtheile, ſo wir bereits gefället haben, unſere eigene Beſtrafung und Verdammung zu finden, wodurch unſrer Eigenliebe, die ſich nicht leicht zur Verbeſſerung der Sitten verſtehen kann, wenn ſie meinet, daß es auf Befehl und Gehorſam geſchähe, ziemlich gezüchtiget wird. Demnach machen ſich die Fabeln als lehrreiche Beyſpiele durch einen Kunſtgriff beliebt, welchen Sokrates in ſeinen Geſprächen ſchon gebrauchet hat. Dieſer kluge Weltweiſe hat ſich einer Art bedienet, die Leute zu unterrichten und zu beſtrafen, ohne daß ihm jemand darüber Feind werden konnte, ungeachtet die Menſchen über den Vorwurf von ihren Fehlern ſehr eckel und kützeligt ſind. Er wies ihnen unter einer fremden Begebenheit, die mit der andern eine vollkommene Aehnlichkeit hatte, ihre eigene Geſchichte, und überließ ſeinen Gegnern, ja zwang ſie oft einen Schluß wider ſich ſelbſt abzufaſſen. Dieſe Fabeln thun ein gleiches. Sie ſtellen dem Leſer eine Erzählung vor und beſchäftigen ihn mit der Sorge, ſich ſelbſt darinnen zu finden; die Beſtrafung, die er genöthiget wird, in dieſer ähnlichen Abbildung ſich ſelbſt zu geben, ſcheint nicht geradenweges von des Verfaſſers Abſicht herzurühren, ſondern hat das Anſehen einer Folge, die der Leſer ſelbſt durch ſeinen Fleiß und ſeine Scharfſinnigkeit daraus gezogen und ſich zugeeignet hat. Die Fabel iſt alſo geſchickt, die Menſchen ganz unvermerkt und gleichſam wider ihren Willen auf ihr eigen Thun und Laſſen aufmerkſam zu machen, und ihnen einen unpartheyiſchen Richterſpruch wider ſich ſelbſten abzunöthigen. Da nun die Erzählung die Fabel angenehm und das Lehrreiche dieſelbe nützlich und erbaulich machet: ſo iſt hiemit in der Fabel das Angenehme und das Nützliche, und alſo die höchſte Kraft der Schönheit eines Vortrages vereiniget (*). Weil nun Aeſopus die Fabel zum Unterrichte des gemeinen

(*) HORAT.
Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

meinen bürgerlichen Lebens angewendet: ſo waren ſeine Lehren meiſtens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und alſo mußte er auch zu der allegoriſchen Vorſtellung derſelben ganz gewohnte Handlungen und Beyſpiele aus dem gemeinen Leben der Menſchen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geſchäfte und Handlungen der Menſchen nichts ungemeines oder merkwürdig reitzendes an ſich haben: ſo mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht ſeyn, auch der allegoriſchen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reitzendes Anſehen mitzutheilen, um ihr alſo dadurch einen ſichern Eingang in das menſchliche Herz aufzuſchlieſſen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine ſolche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menſchliche Gemüth mit ſich führet: ſo war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltſamkeit der Vorſtellung wunderbar zu machen, und alſo dem Körper der Fabel eine ungemeine und reitzende Schönheit beyzulegen. Die Erzählung beſteht aus zween weſentlichen Hauptumſtänden, dem Umſtande der Perſon und der Sache der Handlung; ohne dieſe kann keine Erzählung Platz haben. Alſo muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrſchen ſoll, ſich entweder auf die Handlung ſelbſt, oder auf die Perſonen, denen ſelbige zugeſchrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geſchäften und Handlungen der Menſchen vorkömmt, beſteht vornehmlich in dem Unvermutheten, ſowohl in Abſicht auf die Vermeſſenheit in dem Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menſchen etwas ungewohntes und ſeltenes ſind; da hingegen die meiſten gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines oder merkwürdiges an ſich haben: ſo ſah man ſich gemüßiget, damit die Erzählung, als der Körper der Fabel, nicht verächtlich würde, derſelben durch die Veränderung und Verwan-

 delung

delung der Perſonen einen angenehmen Schein des Wunderbaren zuzutheilen. Da nun die Menſchen bey aller ihrer Verſchiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer weſentlichen Gleichheit und Verwandtſchaft ſtehen: ſo beſann man ſich, Weſen von einer höhern Natur, die man wirklich zu ſeyn glaubte, alle Götter und Genios; oder ſolche, die man durch die Freyheit der Dichtung zu Weſen erſchuf als die Tugenden, die Kräften der Seele, das Glück, die Gelegenheit, u. d. gl. in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man ſich die Freyheit heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere Weſen, nemlich die lebloſen Geſchöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Weſen zu erheben; indem man ihnen menſchliche Vernunft und Rede mittheilete, damit ſie alſo fähig würden, uns ihren Zuſtand und ihre Begegniſſen in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moraliſchen Handlungen unſre Lehrer abzugeben. Das Ergötzen nun, welches die Seltenheit und Neuheit dieſer fremden Perſonen, die auf den Schauplatz treten, erwecket, iſt von der Art desjenigen, das wir empfinden, wenn wir die ſeltſamen Kleidungen und Gewohnheiten fremder Nationen betrachten, und mit ſolchen Menſchen umgehen, die in einer andern Luft das Leben empfangen haben. Je entfernter eine Nation von uns iſt, und je mehr ſie von unſern Sitten abgeht, deſto gröſſer iſt auch unſere Begierde Nachrichten von derſelben zu vernehmen, und deſto empfindlicher iſt das Vergnügen, das wir erhalten, wenn wir unſre Neubegierde erſättigen können. Nun führet uns die Fabel gleichſam in eine neue Welt, ſie eröfnet uns das Commerz mit den Thieren und lebloſen Geſchöpfen ſelbſt, ſie iſt ihr Dollmetſcher gegen uns. Wir ſehen die Fabel an, als eine Komödie, in welcher die Thiere die agirende Perſonen ſind. Nun iſt leicht zu ermeſſen, wie wunderlich, ſeltſam und luſtig die Vorſtellung einer ſolchen Komödie ſeyn müſſe, dazu kömmt, daß, da die Menſchen durchgehends hochmüthige Gedanken von ſich

ſelbſt

ſelbſt und der Vortreflichkeit ihrer Natur haben, keine Gründe einen ſo geſchwinden und leichten Eingang bey ihnen finden, als die, welche ſie mit der Vorſtellung beſchämt machen, daß ſie mit allen ihren vermeinten Vorrechten nicht vernünftiger handeln, als Creaturen, die ſie gewohnt ſind gänzlich zu verachten. Das Wunderbare gehöret demnach zu dem Weſen der Fabel nur in ſo fern es eine Eigenſchaft der Erzählung iſt, und iſt allein zu dem Zwecke nothwendig, damit die Erzählung deſto leichter Gehör, und die darunter verſteckte Lehre zugleich einen deſto glücklichern Eingang bey den Menſchen finde. Aber dieſes Wunderbare der Fabel hat ſeine verſchiedenen Grade, nach denen es ſich von dem Wahrſcheinlichen mehr oder weniger entfernet; doch niemals ſo weit, daß es alle Wahrſcheinlichkeit überſteige. Der niedrigſte Grad des Wunderbaren findet ſich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menſchen aufgeführet werden, die nach ihrer Natur, Stand und Fähigkeit, als vernünftige und moraliſche Weſen reden und handeln; das Wunderbare muß hier allein in der Beſchaffenheit und dem Unvermutheten der Handlung geſuchet werden. Die Fabeln dieſer Gattung, weil in denſelben das Wahrſcheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, können mit Fuge *wahrſcheinliche*, oder in Abſicht auf die Perſonen *menſchliche Fabeln* benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äuſſert ſich in derjenigen Claſſe der Fabeln, in welcher ganz andere als menſchliche Perſonen aufgeführet werden, hiemit ſolche Perſonen, die ganz auſſerordentlich und für ſich ſelbſt wunderbar ſind. Dieſe ſind von ungleicher Art und Würdigkeit; einige ſind von einer vortreflichern und höhern Natur als die menſchliche iſt, z. B. die heidniſchen Gottheiten, und alle andern phantaſtiſchen Weſen, die in Perſonen verwandelt werden; andere ſind zwar in Anſehung ihres Urſprungs und ihrer natürlichen Geſchicklichkeit von einem geringern Range, als die Menſchen, als z. B. die Thiere, Pflanzen und lebloſen Dinge, denen aber die Fabel das

Leben, die Vernunft und die Rede freygebig ſchenket, und ſie beynahe zu der menſchlichen Würde erhebt. Weil in dieſen Fabeln das Wunderbare über das Wahrſcheinliche nach verſchiedenen Graden herrſchet und überwiegt: werden ſie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Abſicht auf die Perſonen entweder göttliche oder thieriſche Fabeln genennet. Und aus dieſen beiden Gattungen der Fabeln entſteht endlich noch eine dritte vermiſchte Art, welche Geſchöpfe von ganz ungleicher Art und Würdigkeit in ein Geſpräch oder eine Handlung mit einander verbindet, die man eben darum auch vermiſchte Fabeln zu nennen pflegt; alſo daß hiemit in den Fabeln alle Grade und Gattungen des Wunderbaren vorkommen. Was die erſte Gattung, nemlich die menſchlichen oder wahrſcheinlichen Fabeln betrifft: ſo werden dieſelben von einigen wegen des Mangels des Wunderbaren, und weil darinnen die Wahrſcheinlichkeit ſo offenbar iſt, für keine Fabeln gehalten. Sie könnten auch dieſe ihre Meinung gegen den Gebrauch, und das Beyſpiel der alten und neuern Fabuliſten vornehmlich mit zween Gründen zu behaupten ſuchen, die wir ihnen leihen wollen, weil ſie uns Anlaß geben, die Natur der Fabel etwas gründlicher zu unterſuchen. Der erſte Grund iſt, weil die Fabel eine Dichtung ſey; da nun in menſchlichen Fabeln ſolche Erzählungen öfters zum Grunde geleget werden, die ſich wirklich zugetragen haben: ſo verlieren ſie eben darum den Titel der Fabeln, weil ſie von aller Dichtung leer ſind. Der andere Grund iſt, weil man insgemein glaubt, das Wunderbare mache das Weſen der Fabel aus. Da nun in den täglichen menſchlichen Geſchäften nichts wunderbares vorfalle: ſo können die menſchlichen Fabeln dieſen Titel nicht verdienen, weil ihnen das Weſen der Fabeln mangle. Wir wollen den letzten Einwurf zuerſt beantworten, weil derſelbe auf alle menſchlichen Fabeln ohne Unterſchied geht, und ſie ſämmtlich dieſes Titels, wegen Mangels an Wunderbarem, unwürdig erkläret. Man ſetzet zum Grunde, das Wunderbare mache das Weſen der Fa-

bel aus. Allein dieſer Grundſatz bedarf einer ziemlichen Einſchränkung. Das Weſen der Fabel beſteht, wie oben ausführlich gezeiget worden, in einer lehrreichen Erzählung eines ähnlichen moraliſchen Beyſpieles, damit nun die Erzählung deſto angenehmer würde und deſto eher Gehör finden möchte: ſo wird erfordert, daß die Erzählung ein wunderbares und angenehm reitzendes Anſehen habe. Alſo iſt das Wunderbare nur eine nothwendige Eigenſchaft der Erzählung. Daß aber dieſe erforderliche Eigenſchaft auch in menſchlichen Fabeln Platz haben könne, zeiget ſich aus der Erfahrung, indem wohl erfundene und geſchickt angebrachte menſchliche Fabeln eben ſo guten Eingang gefunden und eine ſo ſichere Wirkung gethan haben, als die Fabeln von der andern Gattung. Man kann auf die Urſachen anzeigen, auf welche dieſe Erfahrung gegründet iſt. Denn erſtlich iſt die ſymboliſche Lehrart der Fabel aus den oben angeführten Urſachen für ſich ſelbſt wunderbar und angenehm, alſo daß ſie genugſame Kraft hat, ſich der Aufmerkſamkeit der Leſer zu verſichern, wie zum Theil aus dem Lobe, welches des Sokrates fruchtbare Lehrart erworben hat, abzunehmen iſt. Darnach iſt wiederum aus der Erfahrung bekannt, daß auch zuweilen in den täglichen Verrichtungen und Handlungen der Menſchen ſich die Thorheit und der Unverſtand, oder die Liſt und Bosheit derſelben auf eine ungemeine und auſſerordentliche, hiemit auch wunderbare Weiſe an den Tag gibt und entdecket; auch daß ihre Anſchläge und Unternehmungen öfters einen ganz unvermutheten und darum merkwürdigern Ausgang nehmen. Wobey wir dennoch zugeben, daß dergleichen auſſerordentliche und wunderbare Zufälle in dem gemeinen Leben der Menſchen in Vergleichung mit den übrigen, die kaum einige Achtung verdienen, etwas ſehr ſeltenes ſeyn: welches denn eben auch die Urſache iſt, daß die Fabeln von der andern Gattung, die wir Wunderbare genennet haben, weit zahlreicher anzutreffen ſind: denn wo das Auſſerordentliche in den Handlungen gefehlet, da ſuchte

 man

man ſolches durch das Wunderbare der Perſonen zu erſetzen, welches bey Handlungen, die an ſich ſelbſt ungewohnt und ungemein ſind, aber nicht nothwendig erfodert wird. Was den andern Einwurf anbelanget, der ſich abſonderlich auf diejenige Gattung der menſchlichen Fabeln bezieht, deren Erzählung oder Allegorie in einer wahrhaften Geſchichte gegründet iſt, und deſſen Kraft darinnen beſteht, daß dergleichen Fabeln nicht von der Dichtung herrühren, die doch etwann die Seele der Fabel genennet wird: ſo werden wir nur auf die oben von der Natur der Fabel gegebene Erklärung zurücke gehen dörfen, um die Schwäche dieſes Einwurfs aufzudecken. Wir haben nemlich geſaget, daß die Fabel ein lehrreiches Wunderbare, oder eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweiſung ſey. Nach dieſer Erklärung verdienet ein jedes lehrreiches Beyſpiel, das eine nützliche moraliſche Lehre künſtlich verbirgt, den Namen einer Fabel. Auf dieſen Grund hat La Motte gar wohl angemerket. Nicht ſchlechterdings die Erdichtung, ſondern die Verbindung vieler Umſtände, welche miteinander übereintreffen, machet die Fabel aus. Selbſt die hiſtoriſche Geſchichte wird dann zu einer Allegorie, man giebt ſie nicht mehr für eine wirkliche Geſchichte, ſondern allein für ein Bild, und für etwas, das uns Anlaß zu einer wichtigen Erinnerung geben kann. Der Fabuliſt muß eine anſtändige Erzählung aufſuchen oder erfinden, um ſeine moraliſche Lehre darein einzukleiden. Schickt ſich nun die Geſchichte zu ſeiner Abſicht, es ſey, daß ihm die Geſchichte ſolche leihet, oder daß er ſie ſelbſten erfunden hat: ſo wird ſie als ein bequemes Beyſpiel zur Allegorie erwählet; um die Wahrheit derſelben bekümmert ſich der Fabuliſt weiter nicht, wenn er nur verſichert iſt, daß ſie für wahrſcheinlich hinlaufen kann. Nun gehöret aber das Wahrſcheinliche in das Gebiet der Dichtung, und die Wahl, die allein durch die Abſicht und das Wahrſcheinliche gelenket wird, iſt ſchon eine Art der Dichtung. Und

ſo kann man mit Grunde nicht ſagen, daß dergleichen Fabeln, als eine wirkliche Geſchichte von aller Dichtung leer ſeyn. Endlich müſſen wir noch zum Schutze der menſchlichen Fabeln dieſe Anmerkung beyfügen, daß, wenn gleich die angeführten Einwürfe mehrern Grund hätten, als ſie nicht haben, dieſe dennoch den Titel der Fabeln, den ſie ſo lange Zeit ungekränkt beſeſſen, mit eben ſo vielem Rechte als die Erzählung des epiſchen Gedichtes würden behaupten können. Denn gleichwie das Heldengedicht eine prächtige und ausführliche Fabel iſt: ſo iſt hingegen, wie La Motte mit Grunde angemerket hat, die Fabel ein kleines und ins Kurze gefaßtes epiſches Gedicht. Beide gehören unter ein Geſchlecht und haben ein gleiches Weſen: die oben gegebene Erklärung der Fabel ſchließt darum auch beide ein. In beiden muß die Handlung, die erzählet wird, nur einfach ſeyn und eine Hauptlehre zur Abſicht haben (*). Nun iſt noch niemanden in den Sinn gekommen, der epiſchen Erzählung darum, weil die Hauptperſonen, die darinnen aufgeführet werden, Menſchen ſind, und weil die Geſchichte zum Theile auf die hiſtoriſche Wahrheit gegründet, und gröſtentheils möglich und wahrſcheinlich iſt, den Titel einer Fabel abzuſprechen; da doch eine epiſche Fabel in ihrem Grundriſſe und erſtern Entwurfe von einer menſchlichen äſopiſchen Fabel weſentlich nicht unterſchieden iſt. Bey dieſer weſentlichen Gleichheit herrſchet dennoch folgender Unterſchied zwiſchen beyden. Die epiſche Fabel hat eine groſſe

(*) HORAT, *epiſt. ad Lollium.*

Troiani belli ſcriptorem, maxime Lolli,
Dum tu declamas Romae, Praeneſte relegi:
Qui, quid ſit pulcrum, quid turpe, quid vtile, quid non;
Plenius, ac melius Chryſippo et Crantore dicit.
Cur ita crediderim, niſi quid te detinet, audi — —
Fabula, qua Paridis propter narratur amorem
Graecia Barbariae lento colliſa duello,
Stultorum Regum et populorum continet aeſtus — —
Rurſus quid virtus, et quid ſapientia poſſit,
Vtile propoſuit nobis exemplar Ulyſſem &c.

und wichtige, meiſtens politiſche Wahrheit, an deren Beobachtung nicht nur die Wohlfahrt einzelner Menſchen, ſondern das Heil ganzer Völker hängt, zur Hauptabſicht; die Hauptperſonen ſind darum keine ſchlechte Menſchen von niedrigem Range, ſondern berühmte Helden von hohem Gemüthe und Charaktere; und die Handlung muß, der ſymboliſchen Abſicht gemäß, auch groß und wichtig ſeyn, die ſich durch mancherley unvermuthete Zufälle und Verwirrungen nach und nach entwickelt; und in welcher durch die Zwiſchenkunft und den Beyſtand der Götter die Würdigkeit der menſchlichen Perſonen nicht wenig erhoben wird. Die äſopiſche Fabel hingegen regieret das gemeine bürgerliche Leben der Menſchen; darum ſind auch die Perſonen gemeiniglich, eben wie ihre Geſchäften und Verrichtungen an ſich ſelbſt betrachtet von keinem groſſen Anſehen; und um eben dieſer Urſache willen kann die äſopiſche Fabel keine groſſe Weitläuftigkeit in der Ausführung vertragen. Gehen wir nun hinüber zu der andern Claſſe der äſopiſchen Fabeln, die wir mit dem gemeinen Namen wunderbarer Fabeln beleget haben, und in welchen heidniſche Gottheiten, phantaſtiſche Weſen, Thiere, Pflanzen oder gar lebloſe Dinge, als vernünftige Perſonen eingeführet werden; ſo hat es mit denſelben eine ganz andere Bewandniß, denn in dieſen überwiegt das Wunderbare ſo ſehr, daß das Wahrſcheinliche davon beynahe verſchlungen wird. Es giebt auch gewiſſe froſtige Köpfe, die dieſe Fabeln eines Mangels der Wahrſcheinlichkeit beſchuldigen, und meinen, ſie können vernünftigen Leſern, die nichts dem guten Geſchmacke gemäß finden, als das Natürliche, nicht gefallen, ſondern ſie dienen allein zur lehrreichen Kurzweile und nützlichen Beluſtigung für den unverſtändigen Pöbel und kleine Kinder. Allein wir behaupten, daß ſie ſo viel Wahrſcheinlichkeit haben, als erfodert wird, auch ſcharfſinnige Köpfe zu vergnügen. Das Wahrſcheinliche derſelben beruhet erſtlich insgemein auf der Möglichkeit dieſer dem erſten Anſcheine nach ſo wunder-

wunderbaren Dichtung, daß die Thiere, die Pflanzen und die lebloſen Geſchöpfe, mit Vernunft und Vorſatz handeln, und ihre Gedanken in einer der Menſchen vernehmlichen Sprache zu verſtehen geben können. Denn da die gegenwärtige Einrichtung der Welt nicht ſchlechterdings nothwendig iſt: ſo wird man zugeben müſſen, daß irgend in einem andern Weltſyſteme dieſe ſichtbaren Geſchöpfe überhaupt in eine ganz andere Ordnung geſetzet werden, und bey unveränderter äuſſerlicher Geſtalt mehr oder weniger Fähigkeit beſitzen könnten. Was hinderts z. B. daß man ſich in ſeiner Einbildung als möglich vorſtelle, daß ein allgemeiner Weltgeiſt alle ſichtbaren Geſchöpfe beſeelen, und ſie alſo zu einem vernünftigen Commerz und Umgang unter einander tüchtig machen könne? Demnach beruhet die Wahrſcheinlichkeit dieſer wunderbaren Dichtung auf einem angenehmen und ſehr gewohnten Betruge unſerer Einbildung; da wir dasjenige, was wir aus vernünftiger Betrachtung der Dinge zu unſerer Lehre und Unterricht unmittelbar ſchöpfen, der Abſicht derſelben zuzuſchreiben pflegen, und ſie daher auch als unſre Lehrmeiſter anſehen, als ob wir dieſe Sätze und Schlüſſe durch mündlichen Unterricht von ihnen empfangen hätten Auf dieſen Betrug der Einbildung gründen ſich die gewöhnlichen und auch in der gemeinen Rede üblichen figürlichen Redensarten, da wir nicht allein den Thieren, ſondern auch lebloſen Dingen einen vernünftigen Vorſatz und die Rede beylegen. In dieſem Sinne läßt ſich die ganze Natur einer Schule vergleichen, in welcher uns der Schöpfer unter mancherley Allegorien und Sinnbildern unſre Pflichten vorhält. Sowohl die lebloſen, als die lebendigen Geſchöpfe ſind unſre Lehrmeiſter, die uns vortrefliche Unterweiſungen geben, ſo oft wir ſie mit aufmerkſamen und vernünftigen Augen betrachten. Folglich iſt die Dichtung der Fabel weder verwegener noch unwahrſcheinlicher, als eine ſehr gewohnte Metapher, die niemanden unbekannt oder anſtößig ſeyn kann, daher kömmt es auch, daß

wir an unſerm Orte ſehr willig und fertig ſind, der Erdichtung Gehör zu geben. Was die thieriſchen Fabeln insbeſondere angeht: ſo haben dieſelben einen mehrern Grad der Wahrſcheinlichkeit, weil die Thiere in einer genauern Verwandſchaft mit dem Menſchen ſtehen, als die übrigen Geſchöpfe. Dieſes Geſchlecht der Geſchöpfe gränzet ſo nahe mit dem unſrigem, daß man faſt nichts mehrers zu thun gehabt hat, als ihnen die Sprache zu lehnen, damit man ſie zu unſeres gleichen machete. Alles, was ſie thun, hat ſolch einen groſſen Schein von einem Verſtande, daß man zu allen Zeiten geglaubt hat, ſie handelten mit Einſicht und Wiſſen (*). Es leben auch die Menſchen mit dem gröſten Theile der Thiere in einer faſt eben ſo engen Verbindung und Geſellſchaft, als mit einem groſſen Theile der Menſchen, die eine fremde Sprache reden; und wenn man ihren Umgang mit denſelben betrachtet: ſo kann man nichts anders ſchlieſſen, als daß ſie faſt durchgehends in der Beredung ſtehen, die Thiere verſtehen wenigſtens die menſchliche Sprache, was wollte man ſonſt für eine Urſache davon angeben, daß ein groſſer Haufen der Menſchen in ihrem Leben faſt eben ſo viel, ja noch mehr Geſpräche mit den Hunden, Pferden, Katzen, Ochſen, Kühen und mit allerley Federvieh hält, als ſie unter ſich ſelbſt und mit andern Menſchen halten. Und wer will läugnen, daß die Thiere nicht auch ſelbſt eine gewiſſe natürliche Sprache haben, dadurch ſie dem Menſchen ihre Gedanken faſt eben ſo geſchickt zu verſtehen geben können, als Menſchen von verſchiedenen Nationen. Sie können ſich freudig ſtellen, freundlich thun, ſich klagen, uns zu Hülfe rufen; ſie liebkoſen uns, drohen uns; ein gewiſſes Frauenzimmer hat einen kleinen Bologneſer Hund, den ſie gar wohl verſteht, ſie thut Fragen an ihn, er antwortet darauf nicht nur mit Veränderung der Gebehrden, ſondern auch mit verſchiede-

(*) S. was Charron in ſeinem Lichte der Weisheit in dem erſten B. Kap. VIII. geglaubet hat.

ſchiedenen Tönen der Stimme. Und hat es nicht berühmte Leute gehabt, welche ſich gerühmet haben, ſie verſtehen die Sprache der Thiere. Folglich wenn wir die Thiere in der Fabel in unſrer Sprache mit einander reden hören: ſo ſcheint es faſt, man habe ihre Reden nur aus ihrer Sprache überſetzet, und es fehle uns allein an der Kundſchaft ihrer Sprache, ſonſt könnte man dasjenige, was ihnen in den Mund geleget wird, alle Tage beglaubigen. Endlich, wenn man den Menſchen nicht nach dem Range, den er unter den ſichtbaren Geſchöpfen zu behaupten die Tüchtigkeit empfangen hat, nach dem moraliſchen Zuſtande, in welchem ſich der gröſte Haufen derſelben wirklich befindet, betrachtet: ſo wird man noch einen geringern Abſtand zwiſchen ihm und den Thieren finden, indem der ſonſt ſtolze Menſch ſein ſo hoch getriebenes Vorrecht, die Vernunft, gröſtentheils verwahrloſet, und allein von dem Triebe ſeiner Lüſte geleitet wird, durch welche niederträchtige Gefälligkeit er ſich bis zu den Thieren freywillig herunterläßt und erniedriget. Alſo ſind die Fabeln eine Schildertafel, worauf ein jeder von uns ſein Ebenbild finden kann (*). Was zuletzt die heidniſchen Gottheiten und phantaſtiſchen Weſen, die zuweilen als Perſonen einer Fabel aufgeführet werden, noch abſonderlich betrift: ſo gründet ſich ihre Wahrſcheinlichkeit auf einen ehmals in der Welt angenommenen Glauben, nach welchem auch ſolche Dinge, die für ſich ſelbſt nicht beſtehen, als die Tugenden, die Laſter, die Affecten, die Zeit, in Perſonen verwandelt und ſogar unter die Zahl der Götter aufgenommen worden ſind. So ſeltſam und abentheuerlich nun dieſe Erzählungen immer ſcheinen mögen: ſo haben ſie doch zu einer gewiſſen Zeit bey einer groſſen Welt voll Menſchen Glauben ge-

(*) LA MOTTE

Nous pouvons tous, tant que nous ſommes
Trouver ici daquoi corriger nos defauts;
Et diſciples des animaux
En apprendre à devenir hommes.

gefunden, und man darf ſich auch die Scene nur durch einen Schwung der Einbildungskraft in dieſe leichtgläubige Zeiten verſetzen, ſo werden ſie uns faſt eben ſo glaubwürdig vorkommen, als viele wunderbare hiſtoriſche Erzählungen, die durch die gemeine Sage fortgepflanzet worden (*). Wir haben oben von den lebloſen Dingen überhaupt geredet und gezeiget, worauf die Wahrſcheinlichkeit beruhe, wenn denſelben durch die Freyheit der Dichtung Gedanken und die Rede zugeleget wird. Weil aber unter dieſer allgemeinen Benennung der lebloſen Dinge auch alle Werke der Kunſt mit eingeſchloſſen ſind: ſo müſſen wir uns hier erklären, daß wir dem Fabuliſten in Anſehung derſelben bey weitem nicht ſo viel Freyheit einräumen, als in Anſehung der todten Werke der Natur. Was für einen Grund der Wahrſcheinlichkeit will man dafür angeben können, wenn man dem Menſchen die Geſchicklichkeit zulegt, durch die Zuſammenſetzung der Theile ein Werk hervorzubringen, welches den Verſtand und die Rede eben ſo gut hat, als er. Dieſer Satz ſchlieſſet ja ganz widerſprechende Dinge in ſich ein und iſt darum ſchlechterdings unmöglich. Zwar wollen wir nicht läugnen, daß nicht unter den Kunſtwerken viele emblematiſche Stücke vorkommen können, deren Betrachtung uns eben ſowohl, als der Werke der Natur, auf gewiſſe moraliſche Gedanken und Schlüſſe führen kann, die wir ihnen darum auch als unſern Lehrmeiſtern nicht unfüglich durch die Dichtung in den Mund legen dürfen. Hierzu kommt noch,

(*) LA MOTTE *Liv. II. Fable* 14.

Nous autres Inventeurs des Fables
Nous avons droit, pour orner nos tableaux,
Et ſur ſe vraiſemblable, et même ſur le faux.
Nous pouvons, s'il nous plaît, donner pour véritables,
Les chimeres des tems paſſés.
Un fait eſt faux; n'importe; on l'acrû; c'eſt aſſez,
Phenix, Sirenes, Sphinx, ſont de notre Domaine.
Ce naturaliſme menteur
Sied bien dans une Fable; et le vrai qu'il amene
N'en perd rien aux yeux du Lecteur.

noch, daß es gewiſſe Kunſtwerke giebt, denen man in gewöhnlichen Reden durch die Freyheit eines Tropi die Gabe der Sprache und mit derſelben zugleich Gedanken zulegt. Wir erklären uns demnach, daß wir alle ſolche Fabeln, in welchen das Abentheuerliche eben ſo künſtlich verborgen, und das Wahrſcheinliche in der vollkommenen Uebereinſtimmung ſo offenbar iſt, entſchuldigen wollen. Dabey aber wollten wir dem Fabuliſten nicht gerathen haben, mit Fleiß ſolche Perſonen aufzuſuchen, derenthalben er beſtändig in Gefahr ſteht, daß die Unmöglichkeit ihres Daſeyns und wirklichen Weſens entdecket und verrathen werden möchte; in welchem Falle dann ihre Einführung niemand, als Leuten von einem kindiſchen Verſtande gefallen könnte. Das Reich der Natur wird ihm Perſonen und Bilder genug leihen, ſeine Lehrſätze darin einzukleiden, wenn er anders eine poetiſche Geſchichtskraft hat, unter der unendlichen Menge ſolche zu entdecken, die für ſeine Abſicht anſtändig ſind, ſo daß er nicht nöthig hat, ſich in die Gefahr zu wagen, uns aus Mangel der Wahrſcheinlichkeit zu misfallen. Wir können uns auch über die kluge Eingezogenheit der Alten in dieſem Stücke nicht genugſam verwundern, wenn wir uns erinnern, daß unter einer ſo groſſen Menge der äſopiſchen Fabeln kaum zwey anzutreffen ſind, die in Anſehung der Wahl der Perſonen in dieſer Gefahr ſtehen. Damit nun das Wahrſcheinliche, ohne welches das Wunderbare ſeine Kraft zu ergötzen verliert, und in das Abentheuerliche verunartet, in den wunderbaren Fabeln deſto mehr in die Augen leuchte, ſo wird erfordert, daß die Handlungen und Reden, die den Thieren und lebloſen Dingen in der ſymboliſchen Erzählung zugeſchrieben werden, auch wahrſcheinlich ſeyen. Es ſind aber dieſelben wahrſcheinlich, wenn ſie mit unſern Begriffen, die wir von der Natur, dem Weſen und der Fähigkeit ſolcher Dinge haben, und mit dem ordentlichen Laufe und den eingeführten Geſetzen der Natur übereinſtimmen. Man muß den natürlichen Charakter der Thiere nicht aus der Acht

laſſen,

laſſen, ihre Anſchläge müſſen ihren natürlichen Begierden und Neigungen weder zuweit der, noch von denſelben allzuweit entfernet ſeyn. Sie müſſen hiemit reden und handeln, wie man ſich am glaubwürdigſten vorſtellen kann, daß ſie reden und handeln würden, wenn ſie in dieſen Umſtänden das Vermögen hätten, die menſchliche Vorſicht zu gebrauchen und ihre Gedanken in der menſchlichen Sprache zu erklären. Die Dichtung legt ihnen zwar dieſes Vermögen zu, aber im übrigen bleibt ihre Natur unverändert. Ein Löw in der Fabel iſt von einem Löwen in der Natur nicht anders unterſchieden, als daß er nun mit Ueberlegung thut, was er ſonſt nach dem blinden Triebe der Natur nicht thun würde, und daß er ſeine Gedanken und Empfindungen mit Worten erklären kann (*). Wenn die Handlungen der Thiere vollkommen wahr ſind: ſo ſcheinen uns die Sätze und Reden, die man ihnen zuſchreibt, eben ſo wahrhaft. Wir werden nicht nöthig haben, hier noch einmal ausdrücklich zu erinnen, daß dem Fabuliſten ohne Nachtheil der Wahrheit erlaubt iſt, den Dingen ſolche Eigenſchaften und Vollkommenheiten zuzuſchreiben, die ſich auf eine gemeine, der wiewohl falſche Meinung gründen. Denn was einmal geglaubet worden, das hat für eine Allegorie ſeinen genugſamen Grad der Wahrſcheinlichkeit. Doch wenn der Glauben von der Falſchheit eines ſolchen Vorgebens eben ſo allgemein und bekannt iſt: ſo iſt es unſtreitig beſſer gehandelt, wenn man ein ſolches Bild, das ſeine Glaubwürdigkeit verlohren hat, der Wahrheit aufopferte und dafür ein anders wählet, das von aller Beſchuldigung frey iſt, und von deſſen guter Wirkung man zum voraus verſichert ſeyn kann, wenn man weiß, daß es nach dem Lichte der aufgeklärten Wiſſenſchaft keinen Anſtoß giebt,

(*) LA MOTTE.

Il faut à la Nature être toujours fidele;
Ne point faire du Loup l'allié des Brebis;
Ne point vanter les chants de Philomele,
Après qu'elle a fait ſes petits.

giebt oder findet. Wer dieſes nicht beobachtet, iſt kaum jemals genugſam zu entſchuldigen, ausgenommmen, wo die Richtigkeit des ſymboliſchen Bildes, in Abſicht auf die darunter vorgeſtellte Lehre, ſolche rechtfertiget und ſo nothwendig machet, daß man kein anders eben ſo bequemes Bild in der Natur finden kann, denſelben Lehrſatz darein zu kleiden. Da wir oben geſaget haben, daß die Fabel nichts anders, als eine hiſtoriſch ausgeführte Metapher ſey: ſo müſſen wir noch hier zum Beſchluſſe anmerken, daß ſie eben ſo wenig, als eine ſolche, beweiſet, ſondern, wie eine andere Allegorie, allein zur Abſicht hat, zu beluſtigen und zu erklären, oder auf eine angenehme Weiſe zu unterrichten, und für ſolche Leute zu dienen, deren Verſtand zur Einſicht philoſophiſcher Beweiſe viel zu träg und ſchwach iſt. Es wäre demnach widerſinnig gehandelt, wenn ein Fabuliſt eine mathematiſche oder gleich offenbare Wahrheit vorſtellen wollte.

§. 207.

In allen menſchlichen Dingen und Erfindungen geſchieht nichts auf einmal oder durch einen Sprung; ſondern alles wird nach und nach erfunden, verbeſſert und ſtufenweiſe zur Vollkommenheit gebracht. Diejenigen kennen alſo die Wirkungsart der Natur ſehr ſchlecht, die ſich einbilden, Homer habe auf einmal das groſſe Heldengedicht, Ilias, zuerſt erfunden und zugleich den höchſten Gipfel der Dichtkunſt dadurch erreichet. Durch ordentliche menſchliche Kräfte wäre ſolches gewiß nicht möglich geweſen und es iſt alſo nur gar zu wahrſcheinlich, theils, daß Homer in dieſer Art von Heldengedichten Vorgänger gehabt; theils, daß er ſich ſelbſt in einigen kleinen Arten von epiſchen Gedichten geübet haben müſſe, ehe er ſich an ein ſo groſſes Werk gemachet. Was das erſtere betrift, ſo beſtätiget die Geſchichte unſere Muthmaſſungen. Orphäus,

Muſäus, Linus, Eumolpus, Phemius, Demodokus und andere mehr (*) hatten ſich ſchon vor ihm im Dichten hervorgethan und mochten unter andern auch kriegeriſche Thaten beſchrieben haben. Das andere aber lehret uns der Augenſchein ſelbſt. Denn wir finden nicht nur, daß Homer verſchiedene Lobgeſänge auf die Götter gemachet, ſondern daß er ſich auch durch ein ſcherzhaftes Heldengedicht vorbereitet und geübet habe, dereinſt ein gröſſeres Werk dieſer Art zu verfertigen. Er nennet es Βατραχομυομαχία, oder der Froſchmäuſekrieg, weil darinn erzählet wird, daß die Fröſche mit den Mäuſen einen ſchweren Krieg gehabt. Dieſes Gedicht hat vielen neuern und viel weitläuftigern Werken zum Muſter gedienet. Dieſes Spielwerk der homeriſchen Muſe iſt lehrreich und kann in Nachahmungen zu ernſthaften Abſichten dienen und hat auch wirklich oft gedienet. Unter den griechiſchen Poeten hat kein einziger den Homer in dieſem Stücke nachahmen wollen. Unter den Lateiniſchen haben wir freylich wohl kleine epiſche, aber keine ſcherzhafte Gedichte, es wäre denn, daß man die ovidiſchen Verwandlungen darunter zählen wollte. Die Ehre alſo, Homers Nachahmer in dieſem Stücke zu werden, iſt im XV. Jahrhunderte unſerm Landsmanne, Hinrick von Alkmar aufgehaben geweſen, der uns Reinicken den Voß, in plattdeutſchen oder ſächſiſchen Knittelverſen geliefert hat. Hier hat der Verfaſſer die Eigenſchaften eines ſcherzhaften epiſchen Gedichtes ſehr ſchön eingeſehen und beobachtet, ob er gleich keine kriegeriſche That zu beſchreiben hatte. Auf eben dieſe Art hat Rollenhagen ſeinen Froſchmäuſeler

(*) Voſſius in ſeinem Tractate de poëtis graecis will zwar nicht zugeben, daß es ältere griechiſche Dichter, als Homer oder Heſiodus gegeben: indeſſen erkläret er ſich ſo, daß er ſolche meine, deren Schriften noch übrig wären. Dieß kann man ihm zugeben: aber daß es viele andere gegeben, beweiſet der Verfaſſer des engliſchen Buches The Life of Homer. Lond. 1703. 8. S. die deutſche Ueberſezung der Frau Gottſchedinn in den auserleſ. St.

ſeler geſchrieben. Der Witz, womit er es gethan und das ſatyriſche trockene Weſen im Ausdrucke iſt auch untadelich; ja ſelbſt an der Sittenlehre iſt nichts auszuſetzen. Von Ausländern hat Alexander Taſſoni, ein Modeneſer 1622. ſeine Secchia rapita, oder den geraubten Eimer herausgegeben, um einen Krieg zu verſpotten, der damals zwiſchen den Städten Modena und Ferrara geführet worden. Franz Bracciolini ſchrieb 1626. ſeinen Scherno de gli Dei. Hierauf folgete in Engelland Samuel Buttlers Gedicht unter dem Namen Hudibras; ein ſpaßhaftes Gedicht, welches er zur Zeit der krommwelliſchen Händel geſchrieben, um die fanatiſchen Katzenkriege der damaligen bürgerlichen Verwirrungen lächerlich zu machen. Es trat ſelbiges zuerſt in der Helfte des vorigen Jahrhunderts ans Licht und 1663. erſchien ſchon eine Nachahmung unter dem Titel: The ſecond part of Hudibras. Nunmehr kam Boileau Deſpreaux mit ſeinem Latrin oder Pulte, den er im 1674. Jahre verfertiget hat, um einen gar nicht wichtigen Zank zu verſpotten, der ſich kurz zuvor zu Paris in der heiligen Capelle zwiſchen dem Schatzmeiſter und dem Cantor derſelben zugetragen hatte. Endlich hat ſich Alex. Pope mit ſeinem Lockenraube, The Rape of a Lock, als einen Meiſter in dieſer Art von Gedichten erwieſen, deſſen deutſche Ueberſetzung von der Frau Gottſchedinn in Deutſchland bekannt genug iſt. Auch ſeine Dunciade gehöret in dieſe Zahl, womit er die Menge unvernünftiger Feinde, die ihn ohne Unterlaß mit Schand- und Läſterſchriften anbelleten, auf einmal abfertigte. Endlich bemerken wir noch Scarrons Gigantomachie nebſt ſeinem Virgili traveſti, imgleichen die Henriade traveſtie, eine Parodie auf Voltairens Heldengedicht dieſes Namens, davon man im neuen Büͤcherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften einen Auszug finden kann. Unſere Deutſchen ſind indeſſen in neuern Zeiten in dieſem Stücke nicht ſaumſelig zurückgeblieben. Nein; ſie haben ſich ſeit 1740. nicht minder geſchickt darinn erwieſen, als die Ausländer. Der deutſche Dichter-

krieg (*), das Meiſterſpiel im Lombre (**), der Dieb (***), der Renommiſt (****), und die Tänzerinn (*****) ſind Zeugen davon. Alle dieſe Stücke haben zur Gnüge bewieſen, daß es unſern Landsleuten an Witz und Geſchicklichkeit nicht fehle; dergleichen witzige und ſcherzhaftige Dinge auszuführen, wenn ſie ſich darauf legen wollen. Hier ſind nicht etwa ſchwache Nachahmungen der Ausländer, oder knechtiſche Ueberſetzungen, ſondern wirkliche Originale vorgekommen, deren jedes ſeine eigenen Schönheiten hat; geſetzt, daß ſie einander an Vollkommenheit nicht gleich kämen. Wenigſtens haben ſie die Fehler eines Taſſoni und Buttlers nicht an ſich, daß ſie nemlich einen ſchmutzigen und niederträchtigen Ausdruck brauchen. Der heutige geläuterte Geſchmack unſerer Deutſchen leidet keine Unfläterejen oder Zoten: ſeitdem ſich wohlgeſittetere Dichter und Kunſtrichter gefunden haben, als es zu ältern

(*) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes im I. Bande a. d. 49. S. In den folgenden Bänden wird er fortgeſetzet. Er iſt zwar nur in ungebundener Rede, aber doch in poetiſcher Schreibart abgefaſſet. Es iſt dabey nur ſchade, daß ihn der Verfaſſer nicht zum Ende gebracht.

(**) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes im II. Bande. a. d. 224. und 354. S. Auch dieſes iſt in ungebundener Rede.

(***) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes im IV. Bande a. d. 71. 283. und 551. S.

(****) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes im VI. Bande auf der 47. 172. 244. 338. 428 und 525. S. Dieſes iſt in Verſen. Der geſchickte Verfaſſer deſſelben, Herr Zachariä, hat uns noch den Phaeton, den Murner in der Hölle und andere ſcherzhafte Heldengedichte mehr geliefert.

(*****) Dieſes ſcherzhafte Heldengedicht iſt zu Berlin 1741. herausgekommen.

ältern Zeiten, gegeben. Gute Beyſpiele vertreten hier die Stelle unzähliger Regeln: und man kann ſich ſchmeicheln, Anfängern einen weit ſicherern und angenehmern Weg gewieſen zu haben, indem man ihnen die beſten Muſter groſſer Meiſter anpreiſet, als wenn man ihnen ein dickes Buch tiefſinnig ausgedachter und gründlich erwieſener Regeln vorgeſchrieben hätte. Wer von Natur keinen Witz zum Scherzen hat, der lernet es doch durch alle Anleitungen nicht; in wem aber nur die Funken eines feinen Geiſtes verborgen liegen, der wird weit beſſer durch die Kraft rührender Meiſterſtücke, als durch trockene Vorſchriften aufgewecket. Wenn man aber doch einen Anfänger nicht ohne alle Regeln laſſen und dieſe aus den rechten Quellen herleiten will, ſo muß man ihm erſt einen deutlichen Begriff von einem komiſchen Heldengedicht beyzubringen ſuchen. Aus der Betrachtung der Beyſpiele ſehen wir, daß ſelbiges die Nachahmung einer lächerlichen That ſey, die der Dichter in eine ſolche Erzählung einkleidet, daraus das Auslachenswürdige derſelben auf eine ſpaßhafte und doch lehrreiche Art erhellet. Der allgemeine Begriff der Dichtkunſt, daß ſie eine Nachahmung ſey, herrſchet auch hier billig. Die That oder Handlung muß lächerlich, das iſt, ungereimt ausſehen, ohne ſehr ſchädlich zu ſeyn. Dieſe muß, vermittelſt einer ſpaßhaften Erzählung, ſo ſinnlich gemachet werden, daß die Leſer dadurch beluſtiget und belehret werden, ſo daß alſo Luſt und Nutzen, als der Zweck eines wahren Dichters, daraus entſtehe. Das erſte alſo, was ein komiſcher Heldendichter zu thun hat, iſt die Wahl der That oder Handlung, die er beſingen will. Dieſe kann entweder wirklich vorgefallen ſeyn, und dann iſt es deſto beſſer; oder er kann ſie ſelbſt erdichten. Geſetzt aber, er erdichtete ſie, ſo muß doch etwas wahres dabey zum Grunde liegen. Dieſe That nun darf nichts groſſes und wichtiges, ſondern ſoll vielmehr an ſich etwas kleines und lächerliches ſeyn. Iſt nun die Wahl dergeſtalt geſchehen: ſo muß man ſich entſchlieſſen, ob man eine thieriſche oder menſchliche

Fabel daraus machen will. Beydes iſt gleichgültig und des Spaßhaften fähig, wenn der Dichter nur ſein Amt wohl verſteht. Bey dem erſten klingt das ſchon zuweilen lächerlich, wenn man Thiere nach menſchlicher Art reden und handeln läßt: Im zweyten Falle fällt dieſes Lächerliche zwar weg; aber die Wahrſcheinlichkeit gewinnet deſto mehr. In beiden Fällen aber beſteht das Luſtige hauptſächlich darinn, daß man von kleinen Sachen groſſe und erhabene Redensarten und Gleichniſſe, von groſſen aber kleine brauchet. Ein wichtiger Punct iſt noch übrig, was nemlich die ſogenannten Maſchinen oder das Wunderbare anlanget. Man verſteht dadurch den Beyſtand der Götter oder anderer übermenſchlichen geiſtigen Weſen, welchen ſie denen im Handlen begriffenen Menſchen oder Thieren leiſten. Dieſes geſchieht nun billig in dem eigenen Charakter jeder ſolchen Perſon und dadurch erlangen auch Kleinigkeiten ein gröſſeres Anſehen. Man darf auch in ſolchen ſcherzhaften Sachen eben nicht gar zu bedachtſam damit umgehen; nein, auch unnöthige und überflüßige Maſchinen werden hier billig gedultet. Was die Schreibart ſolcher komiſchen Gedichte betrift, ſo iſt freylich die poetiſche beſſer, als die ungebundene: wählet aber jemand dieſe, ſo muß er ſie doch mit vielen poetiſchen Ausdrückungen zu zieren wiſſen. Die Verſe können entweder alte Knittelverſe, oder auch ordentliche ſeyn. Wer ſich jedoch nicht den rechten Geſchmack der alten Knittelverſe im Leſen alter Poeten erworben hat, der bleibe lieber bey den neuern Verſen. Es kömmt auf die Wahl des Dichters an; nur muß er das, was er machet, recht in ſeiner Gewalt haben.

§. 208.

Nunmehr kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meiſterſtück der ganzen Poeſie, nemlich an die Epopee, oder an das Heldengedicht. Homer iſt, ſo viel

viel wir wiſſen, der allererſte, der dergleichen Werk unternommen und mit ſolchem Glücke oder vielmehr mit ſolcher Geſchicklichkeit ausgeführet hat, daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verſtändigen verdienet hat und allen ſeinen Nachfolgern zum Muſter vorgeleget wird. So groß die Menge der Poeten unter Griechen und Lateinern, Italiänern, Franzoſen, Engländern und Deutſchen geweſen: ſo klein iſt nichts deſto weniger die Anzahl derer geblieben, die ſich gewaget haben, ein ſolches Heldengedicht zu ſchreiben. Homers Beyſpiele haben zwar unter den Griechen verſchiedene andere nachfolgen wollen; ihre Schriften aber ſind, weil ſie die Kunſt nicht verſtanden haben, alle verloren gegangen. Unter den Römern hat Virgil ſich unterſtanden, ſich an die Epopee zu wagen und die Geſchicklichkeit beſeſſen, dem Homer ſo vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Dieſes war kein Wunder, da er bereits zu viel feinern und geſittetern Zeiten lebte, da man weit beſſere Begriffe von Göttern, Tugenden und Laſtern und von allem, was groß, ſchön und ſchätzbar war, hatte. Unter den Römern haben ſich noch Lucanus, Statius und Silius in der epiſchen Poeſie verſuchen wollen, aber mit ſehr ungleichem Fortgange. Als die römiſche und griechiſche Gelehrſamkeit im Occidente durch die Ueberſchwemmungen deutſcher Völker ganz ins Vergeſſen gerathen war: hatte ſich zwar die Kenntniß der alten Meiſterſtücke und ihrer Regeln, aber nicht die Begierde und Fähigkeit zum Dichten verloren. Die alten deutſchen Barden hatten ſchon um Cäſars und des Tacitus Zeiten die Thaten ihrer Helden in Liedern beſungen. Als nachmals die Sueven, die Burgunder, die Vandalier, die Gothen, Heruler und Longobarden dem römiſchen Reiche ein Ende machten: ſo haben die Dichter dieſer Völker nicht geſäumet, auch ihre Helden zu preiſen. Wir finden im Caßiodor und Jornandes, ſonderlich von den Gothen, daß ſie dergleichen Sänger und Lieder gehabt, und ſelbſt vom Attila,

der ſowohl der Gothen als Hunnen König war und mehr gothiſch als hunniſch bey ſeinem Hofe redete, berichtet der alte Redner Priſcus, der in einer Geſandſchaft vom griechiſchen Kaiſer an ihn geſchicket geweſen, daß er ſich nach der Tafel von ſeinen Dichtern Loblieder auf kriegeriſche Thaten vorſingen laſſen, ja bey ſeiner Rückkunft von ganzen Chören ſingender Mädchen empfangen worden. Solche Heldenlieder ſind es ohne Zweifel geweſen, die der groſſe Karl nach Eginhards Berichte geſammlet und aufbehalten wollen. Nun wollen wir zwar nicht behaupten, daß dieſe Lieder vollkommene Epopeen geweſen und den homeriſchen Gedichten an die Seite geſetzet zu werden verdienen: allein ſie waren doch Proben von dem heroiſchen Talente des deutſchen Witzes und Vorbereitungen zu beſſern Stücken, die ſich in folgenden Zeiten gewieſen haben. Die deutſche Poeſie entſtund dazumal auf eben die Art aus eigener Erfindung, wie vormals die griechiſche entſtanden war. Sie hob ſich aus eigenen Kräften und ohne fremde Beyhülfe nach und nach empor; und, wie der trojaniſche Krieg beynahe zu allen Heldengedichten der Griechen und Römer den Stoff an die Hand gegeben hatte: alſo hatten die deutſchen Dichter gleichfalls in ihren einheimiſchen Geſchichten ſolche berühmte Thaten gefunden, die ihnen Stoff genug zu Heldenliedern an die Hand gaben. Unſere Abſicht und der Raum leiden es nicht, von den portugieſiſchen und ſpaniſchen Heldengedichten zu handeln. Voltaire hat dem Camoens die Ehre gethan, ſeine Luſiade und dem Alonzo, ſeine Araucana unter die Zahl der Heldengedichte zu zählen. Allein nach unſerer Beſchreibung und den Regeln der Kunſtrichter ſchickt ſich dieſer Name für ihre Werke nicht, denn ſie ſind nur poetiſch abgefaßte Hiſtorien, aber keine epiſche Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moraliſche Wahrheiten lehren. Voltaire hat es indeſſen für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts, als die poetiſche Erzählung einer merkwürdigen That oder Handlung zu erfodern; das übrige

möchte

möchte ausſehen, wie es wollte. Vermuthlich hat ihn ſeine Henriade dazu verleitet, die er allem Anſehen nach eher geſchrieben, als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn ſie iſt auch nur die Erzählung einer wahren Hiſtorie mit einigen darzu gedichteten und untermiſchten Fabeln. Dieſes iſt aber zu einer Epopee noch nicht genug. Die Italiäner haben in ihren Heldengedichten eine ſehr ſchwülſtige und verderbte Schreibart gebrauchet. Selbſt durch einige Muſter der neuern Wälſchen wurden die brittiſchen Schriftſteller verführet. Im Franzöſiſchen hat man ſchon vor langer Zeit Heldengedichte gehabt. Endlich iſt mitten in dieſem Jahrhunderte die Zeit erſchienen, daß wir Deutſchen auch auf einmal eine ganze Menge von Heldengedichten, wo man ſie anders alſo nennen darf, bekommen haben. Was eine epiſche Fabel ſey, daß iſt in dem 179. Paragraphe bereits gewieſen und bisher unvermerkt wiederholet worden. Ein Heldengedicht überhaupt iſt die poetiſche Nachahmung einer berühmten Handlung, die ſo wichtig iſt, daß ſie ein ganzes Volk, ja wo möglich, mehr als eines angeht, in einer wohlklingenden poetiſchen Schreibart, darinn der Verfaſſer theils ſelbſt erzählet, was vorgegangen; theils aber ſeine Helden, ſo oft es ſich thun läßt, ſelbſt redend einführet, in der Abſicht, dem Leſer eine wichtige moraliſche Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen. Nun haben wir alſo noch diejenigen Hauptpuncten zu durchgehen, die bey einem Heldengedichte zu beobachten ſind. Es ſind deren ſechſe: I. die Fabel, II. die Handlung, III. die Erzählung, IV. die Gemüthsbeſchaffenheit der Perſonen, V. die Maſchinen, oder der Beyſtand der Gottheiten, VI. die Gedanken nebſt der Schreibart. Was die Fabel anbelangt, ſo wiſſen wir bereits, daß ſelbige anfangs ganz allein erdacht werden muß, um eine moraliſche Wahrheit zu erläutern. Die Fabeln der Heldengedichten werden in pathetiſche und moraliſche eingetheilet. In jenen herrſchet ein Affect, wie in der Ilias und alſo können ſie nicht ſo lange dauren. In

der andern geht alles ruhiger her, alſo mögen ſie auch etwas länger währen, wie die Odyſſee und Aeneis. Nach dieſen Muſtern nun muß ein jeder Poet, der ein Heldengedicht machen will, ſeine Fabel auch einrichten, das iſt, er muß Wahrheit und Gedichte, Philoſophie und Poeſie, Nutzen und Luſt miteinander zu vermiſchen wiſſen. Doch hiervon muß §. 218 von der Tragödie weitläuftiger gehandelt werden. Zweytens müſſen wir auch die Materie eines Heldengedichts, das iſt, die Handlung betrachten. Die Moral iſt nur die Abſicht des Poeten, die er ſeinen Leſer errathen läßt; das aber, was er deutlich heraus ſaget, iſt die Heldenthat, die er hat loben wollen. Eine Handlung ſetzet allezeit jemanden voraus, der ſie verrichtet; und das ſind hier ausdrücklich die Groſſen der Welt, Könige und Fürſten, Helden und Kriegsoberſten. Nach der obigen Regel muß der Poet ſeine Handlung eher wiſſen, als den, der ſie gethan; denn jene muß vorher ausgedacht und nur unter einem bekannten und berühmten Namen verſtecket werden. Die Natur der Fabeln bringt ſolches mit ſich, wie §. 179 von den dreyen Arten der poetiſchen Nachahmung gewieſen worden. Daher hat man denn allezeit diejenigen Dichter mit Grunde verdammet, welche nicht eine Handlung, ſondern eine Perſon zur Materie ihrer Gedichte genommen haben. Dieſe Handlung aber muß in einem Heldengedichte von groſſer Wichtigkeit ſeyn. Man ſieht alſo, daß Kleinigkeiten nur ins komiſche Heldengedicht gehören. Es giebt aber dieſe Lehre von der Handlung auch dieſe Regel, was zu einem ſolchen Gedicht gehöret und was nicht dazu gehöret. Alles, was nöthig iſt, dieſelbe recht zu begreifen, ihre Möglichkeit und ihre Wirkungen aus ihren Urſachen einzuſehen, das muß mit in die Fabel kommen, alles übrige aber muß herausbleiben. So bekömmt denn ein Gedicht ſeine gehörige Gröſſe. Ein Stümper würde alles hineinflicken, was er im Vorrathe hätte und demſelben irgend eine gewiſſe Schönheit

zu geben ſchien (*). Allein das thut kein Meiſter. Kleinigkeiten, die von ungefehr in einem Heldengedichte berühret werden, ſind nicht die Materie eines Heldengedichtes ſelbſt, ſondern nur Nebendinge, die aber ſehr genau mit etwas nothwendigem zuſammenhängen, ſo, daß aus dem einen das andere nothwendig erfolgen muß. Ganz anders iſt es mit den Zwiſchenfabeln beſchaffen; dieſe müſſen zwar mit der Hauptſache auch zuſammenhängen, aber nicht ſo nothwendiger Weiſe. Der Poet hätte ſie auch auslaſſen und andere an die Stelle ſetzen können. Was von dem Knoten einer Fabel und zwar theils von der Verwickelung, theils von der Auflöſung deſſelben zu ſagen iſt, das erſparen wir in den folgenden 218. Paragraph von Tragödien, weil es ſich daſelbſt bequemer abhandeln laſſen wird, ungeachtet es auch in den Heldengedichten eben ſowohl, als dort, ſtatt findet. Das dritte, was wir an einem Heldengedichte zu betrachten haben, iſt die Erzählung, oder die Art, wie der Poet ſeine Fabel vorträgt. Eigentlich beſteht das Weſen eines epiſchen Gedichtes hierinn; ja vom Erzählen hat es den Namen epiſch bekommen. Man kann aber vergangene Sachen auf zweyerley Art zu verſtehen geben. Einmal erzählet man ſchlechterdings mit eigenen Worten, was dieſer oder jener gethan oder geſaget; und begnüget ſich alles der Wahrheit gemäß, deutlich und zierlich vorzutragen. Und ſo machen es die Hiſtorienſchreiber. Die Poeſie aber iſt mit dieſer einfältigen Erzählung nicht zufrieden. Man weiß, daß eine gar zu einträchtige Rede endlich die Leute einſchläfert; daher ſuchet ſie ihren Vortrag lebhafter zu machen und die Einbildung ihrer Leſer zu erhitzen. Sie weckt derowegen die Verſtorbenen gleichſam auf; ſie malet ſie ſo deutlich ab, als wenn ſie uns noch vor Augen ſtünden; ja läßt ſie reden und handeln, wie ſie bey ihrem Leben

würs

(*) HORAT. *art. poët.*
Purpureus late qui ſplendeat vnus & alter
Adſuitur pannus,

würden gethan haben. Dieſes iſt nun die dramatiſche Art zu erzählen, die ſonderlich in epiſchen Gedichten ſtatt findet. Sie heiſſen aber gleichwohl epiſche Gedichte, ob ſie der Poet gleich ſo dramatiſch, das iſt, ſo wirkſam machet, als es ihm möglich iſt; weil doch allezeit der Poet darzwiſchen erzählet und nur zuweilen an die Stelle ſeiner Perſon tritt und in ihrem Namen alles ſagt. Und dadurch wird eben das epiſche Gedicht vom dramatiſchen unterſchieden, als wo der Poet in ſeinem eigenen Namen gar nichts ſaget; ſondern alles von den aufgeführten Perſonen reden und handeln läßt. Ehe aber der Poet ſeine Erzählungen anfängt, gehen einige Stücke vorher, die man folglich auch muß kennen lernen. Das erſte iſt der *Name* des Gedichtes; das andere der *Vortrag* ſeines Hauptſatzes, davon es handeln ſoll; das dritte aber die Anrufung. Weil das Heldengedichte eine Fabel iſt: ſo nennet es ein Poet nicht anders, als *Aeſopus* die Seinigen genennet hat. Er nennet ſie aber allezeit nach dem Namen derer, die darinn vorkommen. Der Vortrag iſt nichts anders, als eine kurzgefaßte Anzeigung von demjenigen, was der Poet zu erzählen willens iſt. Da nun die Handlung der Fabel dasjenige iſt, was die Materie oder den Inhalt des Gedichtes ausmachet: ſo muß er auch dieſelbe nahmhaft machen. Nun folget endlich die *Anrufung* der Muſen oder ſonſt einer Gottheit. *Homer* hat dieſelbe gleich mit ſeinem Vortrage vermiſchet, *Virgil* aber beſonders gemachet. Jener ſaget nicht, daß er die Thaten ſeiner Helden erzählen wolle; ſondern er bittet die Muſe, ſolches zu thun. Dieſer verſpricht es zwar für ſich zu thun, bittet aber die Muſen bald, ihn ſolches zu lehren. Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Anrufung muß nicht vergeſſen werden, weil in einem ſolchen Gedichte Dinge vorkommen, die der Dichter wahrſcheinlicher Weiſe ohne die Eingebung einer Gottheit nicht wiſſen könnte. Er ſetzet ſich auch dergeſtalt bey ſeinem Leſer in ein gutes Anſehen; ja er bringet ihn in eine Verwunderung und machet ihn begierig, dergleichen ho-

he Sachen zu vernehmen. Was für Fehler hiebey begangen zu werden pflegen, das iſt §. 183. ſchon ausführlich erinnert worden. Wir fahren fort zur Erzählung ſelbſt. Dieſe iſt der eigentliche Körper des ganzen Gedichtes und muß alſo ganz beſondere Eigenſchaften haben. Fürs erſte muß die Erzählung einer epiſchen Fabel angenehm ſeyn; denn ſie muß gleichſam den Zucker abgeben, der die vorkommenden Wahrheiten verſüſſet. Wir wiſſen, daß alles angenehm iſt, was gewiſſe Schönheiten an ſich hat; folglich muß die Erzählung eines Heldengedichtes alle Schönheiten der poetiſchen Schreibart in ſich haben, davon oben ſchon gehandelt worden. Es können aber auch die Perſonen und Sachen angenehm ſeyn, von welchen man etwas erzählet. Jene gefallen uns alsdann, wann ſie gewiſſe wohlgetroffene Charakter haben und ſo zu reden leben. Ja nicht nur die wirklichen Menſchen und geiſtigem Weſen, alles muß in einem Heldengedichte Sitten haben, ſagt Ariſtoteles, das iſt, es muß eine gewiſſe Gemüthsart zeigen. Der Poet machet es wie der Maler, der ſeinen Figuren dadurch ein groſſes Leben zu ertheilen weiß. Die Sachen endlich an ſich müſſen wunderbar und merkwürdig ſeyn, davon ebenfalls ſchon §. 183. gehandelt worden. Eine Erzählung, der alle dieſe Stücke fehlen, iſt kalt und verdrüßlich. II. Muß die Erzählung wahrſcheinlich ſeyn. Oft iſt die Wahrheit ſelbſt unwahrſcheinlich und oft iſt hingegen die Unwahrheit, ja ſelbſt das Unmögliche ſehr wahrſcheinlich. Der Poet aber will mit ſeiner Fabel Glauben finden, alſo muß er lieber wahrſcheinliche Dinge erzählen, geſetzt, daß ſie nicht wahr wären; als die Wahrheit ſagen, wenn man ſie nicht glauben würde. Doch auch davon haben wir ſchon §. 183. gehandelt. III. Muß die poetiſche Erzählung wunderbar ſeyn. Die allergemeinſten Sachen ſind insgemein die wahrſcheinlichſten; allein dieſe erwecken keine Bewunderung; das Auſſerordentliche und Ungewöhnliche thut es weit beſſer. Das Unmögliche hingegen, oder was wir zum wenigſten allezeit dafür gehalten haben,

ben, kann ſolches gar nicht thun; man mag es nun ſo ſchön erzählen, wie man will. Es iſt alſo eine groſſe Kunſt, das Wahrſcheinliche mit dem Wunderbaren geſchickt zu verbinden. IV. Muß die epiſche Erzählung auch beweglich ſeyn. Eine ſchläfrige Hiſtorie hat keine Anmuth; nur die lebhafte Schreibart des Poeten, voller Figuren und Affecten bezaubert und entzücket den Leſer. In der That wollen die menſchlichen Affecten ohne Unterlaß gerühret ſeyn; denn eine angenehme Unruhe iſt beſſer, als eine gar zu einträchtige Stille, worinnen nichts veränderliches vorkömmt. Ferner muß V. die Erzählung auch dramatiſch oder wirkſam ſeyn, das iſt, es müſſen viel redende Perſonen eingeführet werden. So oft es dem Poeten möglich iſt: ſo muß er einen andern ſeine Rolle ſpielen laſſen und ſich dadurch der Tragödie, ſo viel als ihm möglich iſt, zu nähern ſuchen. VI. Endlich muß die Erzählung des Dichters durch keine Vernunftſchlüſſe und zufällige Betrachtungen unterbrochen werden. Es iſt ein groſſer Fehler an Lucan Arioſt und Milton, daß ſie unaufhörlich von ſich ſelbſt ſchwatzen und ganze Seiten lange Gedanken mit einſchalten, die niemand von ihnen zu wiſſen verlanget. Homer und Virgil thun dieſes nicht. Sie erzählen in einem fort und wenn ſie ja einmal eine Betrachtung mit einſchalten: ſo geſchieht es gemeiniglich nur in einer Zeile. Es darf aber der Poet in ſeinen Erzählungen nicht immer der Zeilordnung folgen, ſondern auch zuweilen mitten in einer Begebenheit etwas nachholen, was lang zuvor geſchehen iſt. Die Länge der Erzählung in einem Heldengedichte kann nicht gröſſer ſeyn, als ein halbes Jahr. Zum V. kommen wir auf die Charaktere der Perſonen in einem Heldengedichte, die von den Alten die Sitten genennet werden. Man verſteht aber nichts anders dadurch, als die ganze Gemüthsart eines Menſchen, ſeine natürlichen Neigungen, ſeine angenommene Gewohnheit, und alles, was daraus entſteht, das ſind ſeine Art zu denken, ſeine Unternehmungen und Handlungen. Man theilet dieſe Charaktere in gute und ſchlimme ein; weil

weil ſie theils tugendhaft, theils laſterhaft ſind. Zuweilen ſcheint es auch, als ob es eine gleichgültige oder mittlere Art derſelben gäbe, die weder gut noch böſe ſind. Hier muß nun ein Poet die Sittenlehre verſtehen, daß er die Tugend vom Laſter und wiederum die Scheintugend von der wahren zu unterſcheiden wiſſe. Man muß hier auch die bloſſen Eigenſchaften der Menſchen mit wahren Tugenden nicht vermiſchen. Jene kann ſowohl ein Laſterhafter, als ein Tugendhafter beſitzen; denn ſie ändern eigentlich das Herz nicht. Indeſſen gehören ſie doch mit zum Charakter. Gewiſſe Tugenden oder Laſter zeigen ſich nur in gewiſſen Gelegenheiten; andere aber leuchten überall hervor Und dieſe letztern Gemüthsarten ſind eigentlich dasjenige, was man Charakter nennet. Alles trägt zur Gemüthsart eines Menſchen etwas bey; die Natur und ihr Urheber, das Land, da man gebohren iſt, die Eltern und Vorfahren, das Geſchlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten darinn man lebt, die Glücks- und Unglücksfälle, die Perſonen, mit denen man umgeht, u. a. m. Dieſes alles hilft die Neigungen und Sitten der Menſchen bilden. Wenn alſo ein Poet die Gemüthsart ſeiner Helden wahrſcheinlich machen will: ſo muß er aus dergleichen Urſachen dem Leſer begreiflich machen, wie und warum dieſer oder jener Held dieſen und keinen andern Charakter gehabt? Wie aber dieſes bey den Hauptperſonen nöthig iſt: alſo verſteht ſichs, daß es nicht bey allen übrigen angeht, die gleichwohl auch ihre Charaktere haben müſſen. Wenn aber eine Perſon einmal dieſen oder jenen Charakter bekommen hat: ſo muß ſie dabey bleiben und niemals dawider handeln (*) Dieſes iſt der Vorzug, den

(*) HORAT. *art. poët.*

Intererit multum, Dauusne loquatur an heros,
Maturusne ſenex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Aſſyris; Thebis nutritus, an Argis,

den die Hauptperſon einer Fabel vor allen andern Nebenperſonen haben muß; daß nemlich das ganze Gedicht ſich nach ſeiner Art richten, nicht aber hin und her ausſchweifen müſſe. Zum VI. kommen wir auf die Erſcheinungen und den Beyſtand der Götter, welche Dinge man auf der Schaubühne Maſchinen zu nennen pflegt. Weil in dem Heldengedichte alles wunderbar klingen ſoll: ſo müſſen nicht nur gewöhnliche Perſonen; ſondern auch ungewöhnliche darinnen aufgeführet werden. Dieſes ſind nun die Gottheiten und Geiſter, die der Poet allegoriſcher Weiſe dichten und ihnen eben ſowohl, als den Menſchen, gewiſſe Charaktere geben muß. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in ſeine Fabeln miſchen (*). In der That iſt es weit beſſer, allegoriſche Gottheiten zu dichten. Am beſten aber iſt es, ſolche Weſen zu brauchen, die in dem Volke, wo der Dichter lebet, wirklich geglaubet werden. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menſchlichen Charaktern geſaget worden. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetiſchen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldengedichtes. Wir wiſſen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unſerer Gedanken iſt und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte ſtatt findet. Viele bilden ſich ein, die Schönheit der Epopee beſtehe in ſchönen Worten und prächtigen Redensarten, in künſtlichen Gedanken, in vielen Gegenſätzen, in langen Beſchreibungen, in vielen Gleichniſſen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verſtehen kann. Schreiben ſie nun ſelber etwas: ſo ſuchen ſie, auch in einzelnen Zeilen, lauter ſolche geſammlete Blumen und Edelgeſteine anzubringen. Ueberall iſt etwas künſtliches, etwas gleiſſendes, etwas blendendes; nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts.

Wir

(**) HORAT. *art. poët.*

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Wir haben auch im Deutſchen Dichter, die in dieſem Vorurtheile ſtecken und wohl gar durch ihre anſteckende Exempel junge Leute verführen. Dieß iſt nun aber die Schreibart nicht, die ſich für ein Heldengedicht ſchicket. Der Poet erzählet eine Fabel, ſeine Leſer zu ergötzen, zu lehren und zu beſſern; er muß ſich alſo theils in ihren Verſtand, theils in ihren Willen ſchicken. Jenen zu unterrichten, muß er ſich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen, wie wir §. 193. von der Schreibart gewieſen haben. Den Willen aber zu gewinnen und die Affecten zu rühren, muß er die pathetiſche Schreibart gebrauchen, wenn er nemlich Leute, die im Affecte ſind, redend einführet. Der Poet muß ſich ſelber vergeſſen, nicht mit ſeinem Witze prahlen; ſondern nur auf ſeine Fabel, auf ſeine Perſonen und ihre Handlungen, auf ihre Wahrſcheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit ſehen. Er muß es ſich nicht anders merken laſſen, daß er viel Witz und Scharfſinnigkeit beſitzet; als dadurch, daß er ſeine Leſer in der Aufmerkſamkeit erhält, ſie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andere, von einer Gemüthsbewegung in die andere leitet; ſie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfſinnigkeit nicht ſorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künſtliche Einfälle und anders Flittergold ſieht: der weichet von der Einfalt der Natur ab; darinn ihm Homer und Virgil in ihrer Schreibart vorgegangen ſind. Vielweniger muß er auf hochtrabende und überſteigende Ausdrücke, ungeheure Vergröſſerungen und ſchwülſtige Anſpielungen ſinnen.

§. 209.

Homer und Heſiodus waren eine lange Zeit in Griechenland geleſen worden, als ſich endlich ein Pherecy-

des und Herodot hervorthaten, die auch in ungebundener Rede zu ſchreiben anfiengen. Kaum wurden ihre Schriften recht bekannt, als ſie mehrere Nachfolger fanden, die das, was vorhin nur in Verſen geſchehen war, auch in Proſa thaten, das iſt, die auch Fabeln und Gedichte in einer freyen Schreibart zu Papiere brachten. Es kann ſeyn, daß ſie darinn die Hebräer zu Vorgängern gehabt, die das Buch Eſther, das Buch Judith und das Buch vom Tobias geſchrieben haben; welches theils um die Zeiten des Cyrus, theils noch eher, theils etwas ſpäter geſchehen ſeyn mag. Dieſes ſind ſolche Gedichte, die mit den mileſiſchen Fabeln oder Romanen ſehr genau übereinkommen. Denn es liegt überall eine verliebte Geſchichte zum Grunde, die durch allerley geſchickte Nebenfabeln wahrſcheinlich gemachet und erweitert wird. Homer giebt in ſeiner Odyſſee, theils durch die Geſchichte der Penelope und ihrer Freyer, theils in den Erzählungen der Circe, Kalypſo und Nauſikaa Anlaß, dergleichen Liebesfabeln zu ſchreiben. In klein Aſien, einen blühenden und reichen Lande, wo es ſeit dem älteſten Zeiten an witzigen Köpfen nicht gefehlet, hat gar leicht jemand darauf fallen können, ſolche ausführliche Liebesgeſchichten zu ſchreiben, die entweder ganz oder doch gröſtentheils erdichtet waren und alſo ohnſtreitig zur Dichtkunſt gehören. Doch übertrafen die Mileſier in dieſem Stücke ihre übrigen Landesleute noch und ſie waren die erſten, die auch ſolche verliebte Fabeln zu ſchreiben anfiengen. Daher bekamen ſie denn von ihnen den Namen der mileſiſchen. Dieſe mileſiſchen Fabeln nun wurden allgemach ſehr frech und geil, ob ſie gleich im Anfange ziemlich ehrbar und beſcheiden geweſen ſeyn mochten. Das vollkommenſte Stück in dieſer Art hat uns Heliodor, in ſeiner Aethiopiſchen Hiſtorie vom Theagenes und der Chariklea hinterlaſſen. Nichts iſt züchtiger und tugendhafter, als die Liebe dieſes Paares; und dieſes ſollte billig allen Romanſchreibern nach der Zeit zum Muſter gedienet haben. Man könnte ſagen, dieſe Ehrbarkeit

barkeit hätte man der chriſtlichen Religion zu danken, der Heliodor zugethan geweſen; und darinn er ſich durch beſondere Verdienſte bis zur biſchöflichen Würde geſchwungen; wenn es nicht unzählige andere ſchmutzige Nachfolger gegeben hätte, die ſich nicht weniger, als er, Chriſten genennet. Sein eigenes tugendhaftes Herz muß ihm alſo einen Abſcheu vor allen Unfläterepen gemachet haben. Er war Biſchof zu Tricca in Theſſalien. Man kann die neue Ueberſetzung davon leſen, die uns Herr M. Agricola im Deutſchen geliefert hat. Was die Römer betrifft, ſo haben dieſelben zwar an Fabeln ſchon in den älteſten Zeiten ein Vergnügen gefunden; aber in der romanhaften Art wenig Muſter aufzuweiſen. So lang die Republik daurete, waren ihre Sitten zu ſtrenge; allererſt unter den Kaiſern fiengen ſie an, wollüſtiger zu werden, wozu die unermeßlichen Reichthümer Griechenlandes, Aſiens und Aegyptens den Grund geleget hatten. Aus den Alten kann man das wahre Weſen und die vornehmſten Regeln einer rechten mileſiſchen Fabel veſtſetzen und ihren Unterſchied von dem epiſchen Gedichte beſtimmen. Iſt eine äſopiſche Fabel eine Begebenheit, die nach dem jetzigen Weltlaufe niemals hat geſchehen können, weil ſie Pflanzen, Thiere, ja lebloſe und allegoriſche Dinge reden und handeln läßt: ſo ſind die ſybaritiſchen, epiſchen und mileſiſchen Erzählungen, Begebenheiten, die gar wohl hätten geſchehen können, weil ſie lauter Menſchen und andere geiſtige Weſen zu ihren Perſonen brauchen. Iſt aber eine ſybaritiſche Fabel von der äſopiſchen dadurch unterſchieden, daß dieſe mehr zum Nutzen der Leſer; jene aber mehr zur Luſt gemachet wird: ſo geht auch eine mileſiſche Liebesgeſchichte vom Heldengedichte darinn ab, daß jene mehr zum Vergnügen, dieſe aber mehr zum Unterrichte der Menſchen beſtimmet iſt. Daher kömmt es, daß das Heldengedicht oder die Epopee, ſich an groſſe Thaten berühmter Helden bindet, die Liebe aber nur beyläufig, als ein Nebenwerk brauchet. Die mileſiſche Fabel aber machet aus der Liebe auch wohl

mittelmäßiger, ja ganz unbekannter und erdichteter Perſonen ihr Hauptwerk; die Heldenthaten aber werden nur zuweilen als Zierrathen mit eingeſchaltet und als Epiſoden zur verliebten Abſicht gebrauchet. Haben nun beide nach dem groſſen Muſter der Natur die Einheit der Handlung vor Augen, auf welche alles übrige ſich bezieht, wie die Theile auf ein Ganzes, oder wie die Mittel zum Zwecke: ſo ſind ſie beide regelmäßig. Weichet aber der epiſche Dichter von dieſer Einheit ab: ſo wird anſtatt einer Epopee, ein Ritterbuch daraus; ſo wie ein unwiſſender Dichter, der die Regeln nicht kennet, oder aus den Augen ſetzet, anſtatt einer guten mileſiſchen Fabel einen ſchlechten Roman machet, der aus dem Hundertſten ins Tauſendſte verfällt. Wir wiſſen wohl, daß viele ſich wundern werden, daß wir den Liebesgeſchichten eben das Joch auflegen wollen, welches die Heldendichter ſo drücket; allein wir können nichts dafür, daß die beſten unter den alten Romanenſchreibern hierinn den Homer nachgeahmet. Sie folgen faſt alle dem Muſter der Odyſſee. Eine einzige Haupthandlung, die auf eine Liebe hinausläuft, iſt derjenige Zweck, wohin alles abzielet. Dieſes ahmet nun die Natur nach, die in allen ihren Meiſterſtücken viele Glieder unter einem Haupte und Herzen vereiniget. Ja, wenn gleich eine doppelte Handlung in einem ſolchen Gedichte zu ſeyn ſcheint: ſo beziehet ſich doch die eine auf die andere und macht ſie deſto vollkommener. Die Menge der ſchlechten Romane, die dieſes nicht beobachten, macht dieſen Fehler nicht gut; und wenn ſie noch ſo viel Beyfall gefunden hätten. Die meiſten Leſer geben ihren Beyfall unbedachtſamer Weiſe um gewiſſer Kleinigkeiten halber, die ihnen gefallen. Der wahren Kenner hingegen giebt es wenige. Es geht nemlich bey den Romanen, wie bey andern Gedichten (*). Ob wir gleich den Franzoſen den Urſprung des Namens

(*) HORAT.
Non quiuis videt immodulata poëmata iudex,

Namens der Romane gern einräumen: ſo können wir doch ſo freygebig nicht ſeyn, ihnen auch die erſte Erfindung der Sache ſelbſt einzuräumen (*). Denn zu geſchweigen, daß Griechen und Römer vor Alters unſtreitig ihre Vorgänger geweſen, wie wir oben geſehen: ſo ſind auch die brittiſchen und frieſiſchen Verfaſſer der Fabeln viel älter, als die Provenzalpoeten. Wie indeſſen unſere Nation viel ernſthafter war, als die mittäglichen Völker, die ſich mehr der Wolluſt ergaben: ſo findet man auch, daß unſere alten Fabeln mehr Ritterbücher, als Romane geweſen. Die Heldenthaten haben immer die Oberhand darinnen: dadurch verdienen die Ritter die Liebe der Schönen. Dieſe ſchätzen auch keinen Liebhaber hoch, als der viele andere aus dem Sattel gehoben und wohl gar ein Dutzend oder mehr Feinde erſchlagen, Drachen und andere ſchreckliche Thiere aus dem Wege geräumet, Rieſen erleget, und Zauberzwerge, die zwölf Mannsſtärke hatten, im Kothe zertreten hatte. Bey der opitziſchen Aufklärung der ſchönen Wiſſenſchaften bekamen wir edlere Liebesgeſchichten. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir alle deutſche Romanen in ein Verzeichniß bringen wollten, die der fruchtbare, obwohl nicht allemal ordentliche Witz unſerer Landsleute zum Vorſcheine gebracht. Es iſt Schade, daß die meiſten ohne Regeln und Ordnung, auch meiſtens in einer ſchwülſtigen und unrichtigen Schreibart abgefaſſet worden. Um ſich aber in den Stand zu ſetzen, daß man ſelbſt von den vorkom-

Et data Romanis venia eſt indigna poëtis —— ——
Interdum vulgus rectum videt; eſt vbi peccat.

S. Biſchof Huetius, dem wir einen gelehrten Tractat vom Urſprunge der Romane zu danken haben, auf der 82. u. f. Seite der Ausgabe von 1693.

(*) GIRALDI: Mi par, di poter dire, che queſta ſorte di Poeſia habbia havuta la prima Origine et il primo principio, da Françeſi: dà il quali ha forſe anco havuto il nome. Da Françoſi poi é paſſata queſta maniera di poetaggiare a gli Spagnuobili, e ultimamente e ſtata accettata da gli Italiani.

menden Romanen urtheilen könne: ſo bemerke man folgende Regeln. Was I. den Inhalt anbetrifft: ſo darf ein Roman eben nicht nach Art der Heldengedichte einen berühmten Namen aus den Geſchichten haben. Denn Liebesbegebenheiten können auch Leuten aus dem Mittelſtande begegnen und auch dieſe können durch falſche Namen noch verſtecket werden. Indeſſen ſchadet es nicht, daß man in der Geſchichte einen berühmten Held wählet, um ſeine Erzählungen deſto wichtiger zu machen; denn wenn man dergeſtalt einen bekannten Held hat, deſſen Begebenheiten mit andern Geſchichten ſeiner Zeiten in eine Verbindung kommen: ſo erlangt der Roman einen weit gröſſern Grad der Wahrſcheinlichkeit, als wenn man lauter erdichtete Namen nennet. Wie aber der Verfaſſer dadurch viel Stoff und Hülfe zu ſeinen Erdichtungen bekömmt: alſo muß er auch in den Alterthümern oder Geſchichten damaliger Zeiten ſehr geſchickt ſeyn, um nichts zu dichten, das bekannten Sachen widerſpricht. Er muß aber auch die Charaktere der Perſonen nicht verändern. Denn in dieſem Falle gilt die Regel der Schauſpiele auch von dem Romanſchreiber. Geſetzt aber, daß man auch lauter erdichtete Perſonen einzuführen hätte: ſo iſt gleichwohl die Regel zu beobachten, daß man ſich genau nach den Sitten der Zeiten, der Oerter, des Standes, Geſchlechtes und Alters ſeiner Perſonen richten müſſe. Diejenigen Romanſchreiber ſind alſo ſehr verwerflich, die allen Perſonen die Sitten ihrer eigenen Zeit, ihres Landes und ihres Standes geben. Was nun II. die Ordnung der romanhaften Erzählung betrifft: ſo iſt die einfältigſte die hiſtoriſche, der Zeit nach. Allein die poetiſche iſt weit künſtlicher. Hier führt der Dichter ſeinen Leſer gleich in die Mitte der Geſchichte und holet im folgenden das Vorhergegangene nach, indem er es von jemanden erzählen läßt. Dadurch kann auch ein Poet den Umfang ſeiner Geſchichte verkürzen, die ihn ſonſt zu weit führen würde. Denn ungeachtet man einem Romane ſolche enge Gränzen nicht ſetzet, als einer

Epopee: ſo ſoll er doch kein Lebenslauf werden. Und dieſes giebt die III. Regel an die Hand, daß nemlich der Roman nicht von der Wiege bis ins Grab gehen, ſondern nur eine Haupthandlung des Romanhelden nebſt allem, was dazu gehöret, erzählen ſolle. Auch darinn darf ein Roman dem Heldengedichte nicht gleich kommen, daß er den wunderbaren Einfluß der Götter oder Geiſter nöthig hätte. Dieſe Stücke würden ihm ſeine gröſte Zierde rauben, weil ſie ihn unglaublich machen würden. Endlich IV. was die Schreibart betrifft: ſo iſt zwar lang in Deutſchland die herrſchende Mode geweſen, ſie recht poetiſch, wie man glaubte, das iſt, ſchwülſtig und hochtrabend zu machen. Allein eine natürliche Art zu erzählen, die der Vernunft und Wahrheit gemäſſer iſt, machet einen weit gröſſern Eindruck in den Gemüthern, als ein ſo gefirnißter und gleiſſender Ausdruck, der insgemein die Schwäche ſeines Urhebers verräth. Je näher alſo die Schreibart in Romanen der hiſtoriſchen kömmt, deſto ſchöner iſt ſie; und ſie bleibt darum doch aller Schönheit fähig, die ein geläuterter Witz und eine feine Sprache wohl ausgearbeiteten Schriften geben. Schlüßlich müſſen wir noch V. erinnern, daß ein guter Roman auch den Sitten keinen Schaden thun muß, denn die Liebe kann auch eine unſchuldige und tugendhafte Neigung ſeyn. Wie unzählig viele Romanen werden aber durch dieſes Urtheil verbannet! Die Romanen ſind unächte Brüder der Geſchichte, wie Herr Formey ſagt, die aber oft mehr Verſtand, Anmuth und Naturgaben beſitzen, als die rechtmäßigen. Es iſt bekannt, daß dieſe Gattung von Büchern zu allen Zeiten viel zu ſtrenge Richter und auf der andern Seite viel zu unmäßige Verehrer gefunden haben. Die erſtern ſind oft ohne hinlängliche Kenntniß der Sache aus eingeflößten Vorurtheilen oder aus einer zu weit getriebenen Orthodoxie verleitet worden, ſie zu verdammen; die andern haben ihres Hauptendzwecks vergeſſen und noch weit thörichter gehandelt. Die Romanen, ſagen die erſten, ſind ein Gift für die Seele,

ſie erfüllen das Herz mit unordentlichen Neigungen und den Geiſt mit vielen nichtswürdigen Sachen; Palmerius hat über dem vielen Leſen derſelben den Verſtand verloren. Allein das erſte kann nur auf gewiſſe Romanen gelten, die allemal verabſcheuungswürdig bleiben. Iſt es aber eine vernünftige Regel, um einiger elenden Bücher willen alle andern zu verdammen, blos darum, weil ſie Romanen ſind? Um einiger ungerathener Kinder willen das ganze Geſchlecht zu verwerfen? Wenn dieſe Regel gilt: ſo darf man überhaupt gar keine Bücher mehr leſen. Palmerius hat allerdings unrecht gethan, daß er die Zeit mit Romanleſen verſchwendet. Allein wer weiß, was er für Romanen geleſen? Vielleicht ſind es Herenmährchen, irrender Ritter Hiſtorien und dergleichen geweſen; denn der gute Geſchmack in den Romanen iſt noch nicht gar alt. Und wer weiß, ob Palmerius nicht würde unſinnig geworden ſeyn, wenn er auch gar keine Romanen geleſen hätte? Wenn es frey ſteht, einen Roman überhaupt durch ein ſündliches Buch zu erklären: ſo hat die Meinung gewonnen; aber das heißt nicht nach der Logik gehandelt. Dieſe Gattung von Büchern beſtrebt ſich nach eben demjenigen Hauptzwecke, den ſich die Geſchichte vorſetzet, das Herz zu beſſern. Wenigſtens ſollen ſie es thun, und man kann es eben ſo rechtmäßig von ihnen verlangen, als von allen Schriften des Geſchmacks, in denen das Anmuthige und Nützliche unzertrennt herrſchen ſoll. Ja, ſie ſcheinen hierinn noch einige Vortheile vor der wahren Geſchichte voraus zu haben, die ihnen die Freyheit der Dichtung giebt. Denn ſie brauchen ſich nicht an die Gränzen der Wirklichkeit zu binden; ſie können das Spiel der Leidenſchaften, die Scenen der menſchlichen Handlungen, die Gemälde der Charaktere zum Vortheile der Sittenlehre mäßigen und ſchildern, wie ſie wollen. Ihre Materie iſt in ihrer Gewalt. Nur müſſen ſie ſich nach eben den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit und der ſchönen Natur richten, wornach ſich ein jeder guter Dichter richten

muß

muß. (*). Sie werden verächtlich, wenn ſie dieſes nicht thun. Sie werden abſcheulich, wenn ſie das Herz verderben. Vor ſolchen muß man alle junge Leute, die noch nicht genug auf ihrer Hut ſind, warnen; ſo wie man hingegen auch verbunden iſt, ihnen zu ſagen, daß z. E. ein Grandeſon geſchrieben iſt, darinn ſie die Hiſtorie eines rechtſchaffenen Mannes in den zärtlichſten Auftritten des Lebens finden können. Bey dem allem muß man dergleichen Bücher für das anſehen, was ſie ſind, als angenehme Erholungen von der Arbeit, und nicht als tägliche Geſchäfte. Leibnitz vergnügte ſich manchmal an der Leſung der Argenis; aber er würde kein groſſer Mann geworden ſeyn, wenn er nichts mehr gethan hätte, als das. Die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſind ohnedem in unſerm jetzigen Jahrhunderte ſo gut angebauet, daß man ordentlicher Weiſe mehr dabey in vie-

(*) HORAT. *art. poët.*

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta:
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum, Dauusne loquatur an heros,
Maturusne ſenex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge,
Scriptor. Honoratum ſi forte reponis Achillem;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata; nihil non arroget armis!
Sit Medea ferox inuictaque; flebilis Ino;
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.
Si quid inexpertum ſcenae committis, & audes
Perſonam formare nouam; ſeruetur ad imum,
Qualis ab incoepto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota, indictaque primus.
Publica materies priuati iuris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
Nec verbum verbo curaberis reddere, fidus
Interpres; nec deſilies imitator in aretum,
Vnde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex.

lerley Abſicht und in Anſehung der Weltkenntniß gewinnen kann, als wenn man ſie den erdichteten Geſchichten nachſetzen wollte (*). Unſere Seele iſt einmal zum Wahren gemacht und ſelbſt die Dichtung kann uns nur um den Preis gefallen, daß ſie den Schein der Wahrheit erborgt. Romanen haben alſo eine Aehnlichkeit der Abſicht mit der Poeſie und man verfährt dabey nach den Hauptregeln derſelben. Allein wenige ſind für die Sitten und Einbildungskraft zuträglich und die meiſten für die Unſchuld ſchädlich. Man leſe dieſe Art Schriften ſo wenig als möglich: ſo iſt man gewiſſer, ſich nicht zu verderben. Sie müſſen nicht bloß metaphyſiſch, das iſt, nach den Regeln gut, ſondern es auch moraliſch ſeyn, alsdann kann man ſie als Erholungen von ſeinen Arbeiten anſehen. Solche unſchuldige Romanen werden die Leidenſchaften nicht aufbringen, noch das Herz und die Einbildungskraft verderben. Wenn wir eine Clariſſe und Grandiſon leſen: ſo werden wir das Zeugniß davon empfinden. Clariſſe iſt immer Natur. Wenn ſie vergnügt: ſo unterrichtet ſie zugleich. Sie iſt eigentlich die meiſtentheils durch Unvorſichtigkeit fehl geſchlagene Liebe eines Frauenzimmers. Grandiſon iſt die Geſchichte eines jungen Herrn, der bey groſſen Gaben und Eigenſchaften die Pflichten der Religion und Tugend in allen Vorfällen des jugendlichen Lebens ausübet. Seine andern Charaktere ſind ſchrecklich und könnten auch wohl verderben, allein da die guten uns mit Neigung für das, was rechtſchaffen gut und liebenswürdig iſt, erfüllen: ſo ſollen uns dieſe einen Abſcheu vor das Laſter und die Thorheit erregen. Wenn ſie

(*). In der Connoiſſance de bons livres, die zu Amſt. 1673. in 12. gedruckt iſt, finden wir eine weitläuftige Abhandlung über dieſe Materie. In dem zweyten Kap. ſteht eine Cenſure des Fables & des Romans, im dritten Kap. eine defenſe des Fables & des Romans, im vierten, Concluſion de la Cenſure des Romans, und endlich im fünften die preference de l'hiſtoire aux Fables & aux Romans. Die Gründe ſind ganz gut, doch wird man die guten Romanen noch immer dabey leſen können.

ſie dieß erreichen: ſo ſind wir ihnen Dank ſchuldig und von beiden Romanen werden wir dieſes rühmen können. Ich habe bey dem Begräbniſſe der Clariſſe im VII. Theile recht ſehr gelitten, ohne zu läugnen, daß dieſe Empfindung was Gutes war; ein erkünſteltes angenehmes Mitleiden vor eine Perſon, von der man eingenommen iſt und die man verliert. Eine ſolche Art von Wehmuth, die ich ſonſt niemals in meinem Leben bey Durchleſung eines Buches bemerket habe, empfand ich auch beym Abſchiede des Grandiſons von ſeiner Clementine in Italien. Solche Rührungen ſind eben nicht bloß Empfindungen der Natur allein, als auch die Kunſt des Schriftſtellers. Dergleichen Werke können als die vorzüglichſten des Witzes und des Geſchmackes angeſehen werden. In der Hauptregel betrachtet, ſind es Werke der Kunſt, allein die gewiß höchſt natürlich iſt.

§. 210.

Unter den Franzöſiſchen Romanendichtern haben wir:

Bibliotheque des Romans par *Gardon de Percel*, Amſt. 1733. 12. II. T.

l'Aſtrée.

Tarſis & Zelie, à Paris 1661. 8. III. T.

La Princeſſe de Cleves. Paris 1719. 12. II. T. und in 8. Italiäniſch, Venet. 1691. 12.

Zayde. Paris. 1725. 12. II. T.

La Comteſſe de Gondez.

Les journées amuſantes. Amſt. 1731. 12. VIII. T. deutſch Danzig 1741. 8.

Les cent nouvelles, à la Haye. 1733. 12. XX. T. deutſch, Berlin 1736 8. X. Th.

Anecdotes de la Cour de Philippe Aujuſte. Amſt. 1733. 12. III. T. à la Haye 1739. IV. T.

Memoires ſecretes de la Cour de Charle. VII. Amſt. 1735. 12.

Hip-

Hippolite Comte de Douglas, à la Haye. 1733. 12. deutſch, Berlin 1744. 8.
Comte de Warwick. Amſt. 1718. 12. II. T. deutſch, Berlin 1744. 8.
Memoires de la Cour d'Eſpagne. Amſt. 1716. 12.
Iean de Bourbon, à la Haye. 1692. 12. Paris 1729. II. T.
Memoire de Milord ***. Paris. 1738. 8.
Memoires d'un homme de qualité, qui s'eſt retiré du monde. Amſt. 1735. 12. VII. T. à Basle. 12. VIII. T. deutſch, Roſtock 1762. 8.
Hiſtoire de Cleveland, Utrecht. 1734. 12. V. T. deutſch, Roſtock. 1751. 8.
Le Doyen de Killerine. Amſt. 1743. 12. VI. T. deutſch, Leipzig. 1742. 8.
Memoire d'un honnête homne Amſt. 1746. 8. deutſch, Stockholm 1745. 8.
Marianne, à la Haye. 1738. 12. XII. T. deutſch Braunſchweig 1741. 8.
La païſaune parvenuë, à la Haye 1736. 8. XII. T. deutſch, Frankf. 1752. 8.
Pharmaſon, ou les nouvelles folies Romanesques, à la Haye. 1737. 8. II. T.
Memoires de la Comteſſe de Mirol, à la Haye. 1736.
— de Mad de Mainville, à la Haye. 1737.
— pour ſervir à l'hiſtoire du ceur & de l'eſprit, à la Haye. 1745. II. T.
— de Mr. d'Argens & de Mdelle C. à la Haye. 1745.
Hiſtoire des Paſſions, à la Haye. 1751. 8. deutſch, Berlin 1751. 8.
Amuſemens des eaux de Spa. Amſt. 1734. 8. II. T. deutſch, Frankf. 1735.
Amuſemens des eaux d'Aix. Amſt. 1736. 12. III. T. deutſch Berlin. 1737.
Man muß von dieſer Schrift folgende wohl unterſcheiden: Les bains d'Aix, ou Amours ſevrettes des Dames qui vont prendre les bains d'Aix. 1704. 12. welche nicht viel taugt.

Iulie

Iulie, ou la nouvelle Heloïſe, par Mr. *Rouſſeau.* Amſt. 1761. 8. IV. T.
Deutſch, Leipzig 1761. 8.
Auszüge aus der neuen Heloiſe, theils nach dem l'Eſprit de Iulie des Herrn Formey überſetzt. 1762. 8.
D. Quixotte Amſt. 1735. 12. VI. T. à Liege 1750. 12. VI. T. avec fig.
Deutſch, Leipzig. 1734. 8.
Guzmant d'Alfarache. Amſt. 1737. 12. III. T.
Deutſch, Leipzig 1752. 8.
Le Diable boiteux Amſt. 1729 12. II T.
Gil-Blas de Santillane. Amſt. 1733. 12. IV. T. Amſt. 1755. 12. IV. T. avec fig.
Le Bachelier de Salamanque. Amſt. 1740. 12. III. T.
Deutſch, Hamb. 1746. 8.
Mille & un jour.
Mille & une nuit, à la Haye. 1714. 12. VIII. T.
Cabinet des Fées, Amſt. 1717. 12. XII. T.
Contes des Fées, par *Moncrif.* Amſt. 1724. 8.
Bibliotheque de Campagne, ou amuſemens de l'eſprit & du coeur, à la Haye. 1738. 12. XII. T.
Cent nouvelles de la Reine de Navarre. Amſt. 1708. 8. à Paris 1740. 8. II. T. avec fig.
Contes moraux de *Marmontel*
Deutſch, Leipzig 1766. 8. mit Kupf.

§. 211.

Unter Deutſchen Originalromanen ſind bekannt:
Der redliche Mann am Hofe, Frankf. 1740. 8.
Leben der ſchwediſchen Gräfinn von Gellert, Leipzig 1750. 8.
Menoza, Koppenhagen. 1754. 8. III. Th.
Das Pfandſpiel, Leipzig. 1755. 8.
Sammlung kleiner Romanen ꝛc. Leipzig. 1759. 8. II. Th.

§. 212.

Unter den Engländern verdienen angemerket zu werden:

Amalia.
  Deutſch, Hannover. 1752. 8.
Io. Thomſon.
  Deutſch Brem. 1752. 8. II. Th.
Ioſeph Andrews, Amſt. 1744. 12. II. T.
  Deutſch, Danzig. 1745. 8.
Ion. Wild.
  Deutſch: Geſchichte Jonath. wild, des Groſſen, aus dem Engliſchen. Koppenh. 1759. 8.
David Simple, Lond. 1744. 8. II. T.
  Deutſch, Breslau 1746. 8. und mehrmals.
Life and opinions of Triſtram Schandy, Lond. 8. 1759.
Robinſon Cruſpe. Amſt. 1721. 12. III. T.
  Deutſch, Nürnberg 1737. 8.
Pamela Lond. 1743. 12. VIII. T.
  Franzöſiſch, à Amſterd. 1743. 12.
  Deutſch, Leipzig 1750. 8. IV. Th.
Clariſſa, Lond. 1747. VIII. T. Dresd. 1751. 12. XII. T.
  Franzöſich, par l'Abbé *le Blanc* Amſt. 1749. 8.
  Deutſch, Göttingen. 1748. 8. VIII. Th.
Grandiſon.
  Franzöſiſch, à Gött. & Leide. 1756. 12. VII. T.
  Deutſch, Leipzig. 1759. 8. VII. Th.
A Collection of the moral and inſtructive Sentiments &c. in the hiſtories of Pamela, Clariſſa, and Grandiſon &c. Lond. 1755. 12.
  Deutſch, Leipzig 1757. 8.
Geſchichte der Miß Sidney Bidulphe, aus dem Engliſchen, Leipzig. 1762. 8.

§. 213.

§. 213.

In der Italiäniſchen Sprache bemerken wir:
Decamerone di *Boccaccio.* Lond. 1727. 8. (*).
Cento Novelle di *Fr. Sanſoſino.* Venet. 1596. 4.

§. 214.

Wenn man vollſtändige Ausgaben vom Homer, z. E. Schrevels ſeine nachſchlägt: ſo findet man verſchiedene Lobgedichte unter dem Namen Ὑμνοι auf die heidniſchen Götter. Dieſe Gedichte nun haben mit den obigen epiſchen viel ähnliches. Dem ungeachtet ſie bey weitem ſo lang nicht ſind, als jene: ſo ſind ſie doch auch nicht eben ſo gar kurz. Die Versart, die er darinn beobachtet, iſt auch die heroiſche; denn ſie beſtehen aus lauter Hexametern. Der Inhalt iſt auch größtentheils epiſch, das iſt, erzählend; indem er die Geburt, die Erziehung und die Thaten ſeiner Götter und was ſonſt vor Alters von ihnen geglaubet ward, erzählet. Endlich kommen dieſe Lobgedichte auch darinn mit der epiſchen überein, daß er in etlichen die Muſen anruft, ihm beyzuſtehen. Es erhellet von ſich ſelbſt, daß dieſe Gedichte von den Oden gänzlich unterſchieden ſind. Weder die kurze Versart, noch die Abtheilung in Strophen, noch die Kürze der Oden ſchicket ſich zu dieſen groſſen Lobgedichten; am allerwenigſten aber würde ſich der erzählende faſt hiſtoriſche Inhalt, den dieſe erfodern, zu den Oden ſchicken, die ihn, ſo viel als möglich iſt, fliehen müſſen. Man darf alſo nicht denken, daß wir die Arten der Gedichte ohne Noth vervielfältigen; zumal da eine Menge neuerer Dichter dem Homer hierinn gefolget ſind, daß ſie eine Menge Lobgedichte auf Göt-

(*) Dieſes iſt eine Sammlung von 100 galanten und meiſt ſchmutzigen Erzählungen. Boccaz war eines Bauern Sohn und Schüler des Petrach.

Götter und Helden geſchrieben haben, die man unmöglich zu Oden machen kann. Von den Griechen zwar ſind uns auſſer dem Kallimachus wenige von dieſer Art übrig geblieben (*). Indeſſen finden wir ſonſt Nachrichten genug, daß alte Dichter Götter und Helden auf dieſe Art beſungen, wie z. E. dem groſſen Alexander Chörilus, obwohl in ſehr ſchlechten Verſen, dergleichen Ehre erwieſen hat (**). Selbſt Ariſtoteles ſoll auf den Hermias ein ſolches Lobgedichte geſchrieben haben (***). Wenn wir auf die Lateiner kommen: ſo hat ſchon in alten Zeiten ein Ennius dergleichen heroiſche Lobgedichte gemachet, davon wir aber nur unvollkommene Stücke übrig haben. Um Cicerons Zeiten ſchrieb Catull ſeine Argonautica, ein heroiſches Gedicht, das gleichſam einem Virgil den Ton angab, wie die lateiniſche Epopee klingen müßte. Die Deutſchen haben zwar im Anfange unſerer älteſten Poeſie ſolche groſſe Lobgedichte, aber nicht in langen Verſen, gemachet; allein man liebte damals nur kurze Verſe, die freylich nicht ſo heroiſch klingen, als die ſechsfüßigen. Doch iſt man lang bey dieſer Art geblieben, und hat ſonderlich nach dem XII. Jahrhunderte ſehr viel ſolche Lobgedichte auf Kaiſer, Fürſten und Herren, ja wohl gar auf göttliche und geiſtliche Dinge gemachet. Martin Opitz, Daniel Heinſius, der aber in holländiſcher Sprache ſchrieb, Paul Flemming, Simon Dach, Martin Kempe, Juſt Sieber, Johann Franke, Neumark waren Dichter des vorigen Jahrhunderts, die das jetzige nicht

(*) In der groſſen Sammlung griechiſcher Dichter, die 1614. bey Peter de la Roviere in Fol. herausgekommen, trifft man kein einziges Stück an, welches genau von derſelben Art wäre.

(**) HORAT. *Lib. II epiſt. I.*
Gratus Alexandro Regi magno fuit ille
Choerilus, incultis qui verſibus & male natis
Retulit acceptos regale numiſma Philippi.

(***) Es fängt ſich ſo an:
Ἁγνὲ θεῶν, πρέσβυλ' ἑκατηβόλε &c.
Sancte Deum, longeque ſenex iaculans &c.

nicht erlebet haben und alſo zu den alten gehören; ſie hatten noch nicht die völlige Reinigkeit und Lieblichkeit erreichet, welche ein feinerer Geſchmack dem jetzigen Jahrhunderte verliehen. Nach ihnen kamen beſſere Dichter, die ihre Vorgänger übertrafen, als: Beſſer, Neukirch, Amthor und Pietſch, ob ſie gleich auch keine vollkommene Muſter ſind. Unter den neuern verſtorbenen ſind Günther und König. Unter den jetztlebenden Dichtern würden wir noch viele berühmte Namen zu nennen haben, die ſich in dieſer Schreibart hervorgethan haben. Allein die Nachwelt wird ihnen und allen andern, die wir verſchweigen, auch ohne uns, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Indeſſen bieten uns des Herrn Hofr. Trillers Prinzenraub, des Herrn von Scheyb Theriſiade, des Herrn D. Lindners tartariſche Schlacht, des Herrn Secret. Stöckels Gedichte auf die preußiſchen Siege in Schleſien und Böhmen, des Herrn M. Pantkens Lobgedichte auf Ludewig den Weiſen, von Anhalt-Köthen, ſolche Stücke dar, die wir unmöglich übergehen können. Aus Homers Exempel ſehen wir, daß es bey Verfaſſung eines heroiſchen Lobgedichtes fürs erſte rathſam ſey, ſich der langen Versart zu bedienen, die in jeder Sprache am prächtigſten klingt, ohne ſie in gewiſſe Strophen abzutheilen, als welches ſie den Oden ähnlich und zu Geſängen machen würde. Die Epopee ſelbſt hat in dieſem Stücke nichts vor den Lobgedichten der Götter und Helden voraus; denn beide ſind an Wichtigkeit des Inhaltes einander gleich (*). Könnten wir nun im Deutſchen die Hexameter ſchon mit derjenigen Anmuth ſetzen, die dem Leſer gefiele: ſo wäre es gar wohl erlaubt, auch Lobgedichte darinn abzufaſſen. In Ermangelung deſſen aber haben unſere Vorgänger ſich der ſechsfüßigen Jamben mit ungetrennten Reimen, oder theils auch wohl der achtfüßigen Trochäen bedienet. Je prächtiger man nun den Wohlklang, und je

 reiner

(*) HORAT.
Res geſtas Regumque Ducumque & triſtia bella,
Quo poſſent numero ſcribi, monſtrauit Homerus.

reiner man das Syllbenmaaß in dieſen Gedichten machen kann: deſto beſſer wird es ſie zieren; da hingegen ein gezwungenes, hartes Weſen dieſelben ſehr verſtellet. Ferner lehret Homers, daß man in ſolchen wichtigen Gedichten auch den Beyſtand einer Gottheit anrufen könne, zumal, wenn ſie lang und weitläuftig gerathen. Dieſes haben auch die meiſten alten und neuern Dichter nachgeahmet; ſonderlich, wenn ſie ihre Arbeiten gar in etliche Bücher abgetheilet haben, ſo daß ſie einigermaſſen den Epopeen ähnlich geſehen. Was nun den Inhalt ſolcher Gedichte betrift: ſo muß zuvörderſt der, ſo jemanden loben will, wiſſen, was für Eigenſchaften eigentlich ein wahres Lob verdienen, denn ſonſt läuft er Gefahr, auch ſcheinbare Laſter als groſſe Tugenden herauszuſtreichen und dadurch bey den Verſtändigen zum Gelächter zu werden, bey den Unverſtändigen aber viel Schaden zu ſtiften. Zweytens muß man den Charakter derjenigen Perſon wohl kennen, die man loben will, damit man ihr nicht unrechte Eigenſchaften beylege. Denn aus den allgemeinen Quellen der Lobſprüche ſolche Schmeicheleyen zu ſchöpfen, die ſich auf hundert andere eben ſo wohl ſchicken, als auf den, welchen man nennet; das heißt kein rechtes Lob, ſondern eine niederträchtige Lobſucht. Eine rechte Lobſchrift muß ſich ganz ſonderbar auf denjenigen Helden ſchicken, den man lobt, und auf keinen andern gebrauchet werden können. Es iſt gratulantenmäßig, wenn man auf alle ſeine Gönner gleichſam einerley Verſe macht und ihre Gottesfurcht, Wohlthätigkeit und dergleichen mit groſſem Geſchreye erhebt. Eben ſo verächtlich iſt der Kunſtgriff, in dem Lobe eines neuern Helden einen alten herunter zu machen, oder gar alle groſſe Leute des Alterthums zuſammen zu ſchmelzen, um einen einzigen Neuern daraus zu gieſſen, der doch gemeiniglich kaum dem geringſten von jenen an Werthe gleich iſt. Ein rechtſchaffener Poet ſchämet ſich dieſer verächtlichen Schmeicheleyen und lobet keinen, als von dem man was beſonders zu ſagen und zu rühmen weiß. Doch da die Gewohnheit es eingeführ-

geführet hat, auf viele Leute Verſe zu machen, wenn uns gleich keine ſolche ruhmwürdige Eigenſchaften von ihnen bekannt ſind: ſo bediene man ſich des Kunſtgriffes, den Pindar erſonnen hat, wenn er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen nicht viel zu ſagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechiſchen Helden oder Gott, oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war; zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertiget wurde. Dieſe Erfindung hilft uns zuweilen ganze Bogen füllen, ehe mans gewahr wird. Man erzählet bey Königen und Fürſten das Alterthum ihres Hauſes, die Thaten ihrer Vorfahren in Kriegs- und Friedenszeiten, oder man ſchildert überhaupt das Bild guter Regenten, Feldherren, oder anderer groſſer Männer ab. Man beſchreibt Tugenden und entgegengeſetzte Laſter, ſo viel ſich ohne Beleidigung deſſen, den man ehren will, thun läßt. Die Gedichte werden auch eben dadurch für andere Leſer erbaulicher und kommen alſo eher bis auf die Nachwelt, als wenn ſie lauter kalte Lobſprüche in ſich halten. Zum wenigſten muß man hier und dar lehrreiche Ausſchweifungen zu machen bedacht ſeyn, um dem Eckel der Leſer zuvorzukommen. Man ſehe nur zu, daß man nicht gar zu weit geſuchte Materien ausführe, die ſich auf keine Weiſe auf unſern Helden deuten laſſen. Die Schreibart aller dieſer Gedichte muß, nach Beſchaffenheit der Sachen und Perſonen, davon ſie handeln, bald prächtig und erhaben, bald ſinnreich und nachdenklich, bald pathetiſch, bald auch natürlich werden. Sein Herz und nicht ſein Witz ſcheine die Feder zu führen, wenn er lobet. Ein Dichter muß die Gedanken ſeiner Leſer über die Vorurtheile des gemeinen Wahnes zu erheben, nicht aber darinn zu beſtärken ſuchen. Man hüte ſich endlich auch vor allen ſchwülſtigen Ausdrücken. Doch ehe wir dieſen Paragraph ſchlieſſen, müſſen wir noch etwas erinnern, welches zu dieſem und einigen andern vorhergehenden gehöret. Es betrift die Titel, die man zu ſeinen Ge-

 dichten

dichten machen ſoll. Hier entſteht nun die Frage, wie man dieſelben einzurichten habe? Viele Leute lieben die gekünſtelten oder hochtrabenden, das iſt, die metaphoriſchen oder allegoriſchen Titel; und dieſe pflegen ihre vornehmſte Erfindungskraft ſchon auf der Ueberſchrift zu verſchwenden. Allein alle dieſe metaphoriſche Titel machen einem Buche kein ſonderliches Anſehen. Die Alten haben ihren größten und beſten Gedichten ſehr einfache und ſchlechte Namen gegeben ohne ein groſſes Geprahl von dem wunderwürdigen Inhalte ſolcher Stücke zu machen; und in den neuern Zeiten haben auch die beſten Dichter ſich ſolcher hochtrabenden Titel enthalten. Diejenigen, die auf eine prahleriſche Art mit ſeltſamen Ueberſchriften gepranget haben, haben ſelten ihr Verſprechen erfüllet und waren ſchon in den Augen der Alten verächtlich (*). Man bleibe alſo bey einer ungezwungenen natürlichen Kürze in den Titeln ſeiner Gedichte und halte veſt dafür, daß es weit beſſer ſey, wenn hernach im Gedichte oder im Buche mehr enthalten iſt, als man aus dem Titel vermuthet hätte; als wenn auf dem Titel mehr verſprochen worden wäre, als der Poet im Werke ſelbſt leiſten gewollt oder gekonnt hat (**).

§. 215.

Wie die Poeſie überhaupt von der Muſik und den erſten Liedern ihren Urſprung hat: ſo iſt es auch mit der ſatyriſchen beſchaffen. Man hat lang vor dem Homer ſpöttiſche und ſchimpfliche Geſänge gemachet und abgeſungen, folglich iſt dieſe Art von Gedichten eben ſo neu nicht. Ariſtoteles, der uns dieſes im vierten Kapitel

(*) HORAT.
Quid tanto dignum feret hic promiſſor hiatu?
Paturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

(**) HORAT.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat, vt ſpecioſa dehinc miracula promat,

pitel ſeiner Dichtkunſt erzählet, ſetzet hinzu: daß dieſe Lieder ſehr unflätig und garſtig geweſen und daß Homer ſie zuerſt von dieſer Unart geſaubert. Was nun Homer in heroiſchen Verſen gethan, das verſuchte, um des Gyges oder Romulus Zeiten, wie Herodotus und Cicero bezeugen, oder im 3250ſten Jahre der Welt, Archilochus in Jamben, die er ſelbſt zu dieſer Abſicht erfand (*). Von dieſes Archilochus Gedichten ſind nur wenige Verſe übrig, die Henr. Stephanus mit den Fragmentis Lyricorum ans Licht geſtellet hat. Ausſerdem aber, daß ſeine Gedichte ſo beiſſend geweſen, haben ſie auch viel unzüchtige und den guten Sitten zuwider laufende Dinge in ſich gehalten; weswegen die Lacedämonier ſie in ihrem Staate zu leſen verboten. So berühmt er aber dadurch geworden und geblieben: ſo wenig Nachfolger hat er in der jambiſchen Satyre gefunden. Man weiß keinen einzigen, der ihm darinn nachgeahmet hätte; vielleicht weil ſeine Schreibart zu viel Merkmahle der Rachgier gehabt und eher einer perſönlichen Läſterſchrift, als einer allgemeinen Beſtrafung der Laſter ähnlich geſehen. Vielleicht hat aber ſonſt die unflätige Art des Ausdruckes einen Abſcheu vor ſeinen Gedichten erwecket. Die jambiſchen Verſe ſo indeſſen, die er erfunden, ſind in vielen Arten der Gedichte gebrauchet und beybehalten worden. Ariſtoteles erwähnet, daß man noch bis auf ſeine Zeiten in vielen Städten ſatyriſche Lieder voller Zoten geſungen, ja daß ſie ſogar durch öffentliche Geſetze eingeführet geweſen. Indeſſen fielen doch die beſten Poeten, die zur Satyre ein Naturell hatten, auf die Komödien, die anfänglich durch den Pratinas, Eupolis, Kratinus und Ariſtophanes in den Schwang; durch den Philemon und Menander aber zur Vollkommenheit gebracht wurde (**). Dieſes zeiget uns nun

(*) HORAT.
Archilochum proprio rabies armauit iambo.

(**) HORAT. *Lib I Sat. 4.*
Eupolis atque Cratinus, Ariſtophaneſque poetae,
Atque alii, quorum commoedia priſca virorum eſt,

ſattſam, was das innere Weſen ihrer Satyren geweſen. Sie waren Abſchilderungen laſterhafter oder thörichter Leute, die ſich durch ihre Bosheit und närriſche Lebensart ſchon ſelbſt bekannt gemachet hatten. In freyen Republiken, dergleichen in Griechenland überall waren, ſtund dieſes einem Poeten frey. Als aber die Groſſen das Ruder des gemeinen Weſens in die Hände bekamen: ſo wurde dieſe poetiſche Freyheit ſehr eingeſchränket. Bey den Lateinern ſind auch ſchon in alten Zeiten die Feſcenniniſchen Lieder und Stachelgeſänge Mode geweſen. Das Landvolk beluſtigte ſich an den Feſttagen noch zu Auguſts Zeiten daran; und dieſe mögen wohl dem Lucidius die erſte Veranlaſſung zur Erfindung der lateiniſchen Satyre gegeben haben. Dieſe iſt nun von der griechiſchen des Archilochus in der Art von Verſen ganz unterſchieden. Denn da jene ſich der jambiſchen bedienet hatten: ſo ſchrieb ſie Lucilius nach Homers Muſter wieder in alexandriniſchen Verſen, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß alle ſeine Nachfolger Horaz, Juvenal und Perſius auch dabey geblieben. Dieſe drey haben auch in ſatyriſchen Gedichten die höchſte Vollkommenheit erreichet und wir müſſen ſie uns zu Muſtern nehmen, wenn wir darinn etwas rechtes thun wollen. Ungeachtet es auch an poetiſchen Satyren in lateiniſcher Sprache bey Wälſchen, Deutſchen und Franzoſen nicht gefehlet, die man insgemein Menippeas zu nennen pflegt: ſo iſt es doch allemal beſſer, bey den alten Muſtern zu bleiben, gegen welche die neuen Lateider nur allemal Copiſten und Stümper bleiben. Unter nen heutigen Völkern hat ſich faſt jede Nation darinn hervorgethan. Regnier und Boileau ſind unter den Franzoſen die größten Satyrenſchreiber geweſen, und Rouſſeau iſt ihnen nicht unglücklich gefolget. Unter den Italiänern hat ſich Aretin, ſo wie in England der Graf Rocheſter und in Rußland Prinz Comtemir durch ſeine

Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur;
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant.

ſeine Satyren einen Namen gemachet; unzähliger andern, die nicht ſo berühmt ſind, zu geſchweigen. Bey uns Deutſchen hat zwar Opitz in ſeinen Gedichten hier und da viel ſatyriſche Stellen mit einflieſſen laſſen; aber wir finden kein einziges Stück von ihm, daß er eine Satyre geheiſſen hätte. Rachel war der erſte, der ſich bald nach ihm durch zehn Satyren ans Licht wagte. Er verdienet geleſen zu werden, weil er überall eine geſunde Vernunft, eine gute Moral und einen ziemlichen Geſchmack zeiget. Martin Kempe, iſt bey weitem ſo ſcharf nicht. Bald darauf erwachte der Freyherr von Canitz, ein viel feinerer Geiſt, der ſich durch Studien, Reiſen und Umgang mit den artigſten Hofleuten nicht nur eine beſſere Lebensart, ſondern auch einen beſſern Geſchmack erworben hatte. Kurz, er ward unſer deutſcher Horaz. Dieſer brauchte ſeinen Trieb zur Poeſie nur insgeheim zu ſeiner Beluſtigung und gab ſich bey ſeinem Leben gar nicht bloß damit. Indeſſen ließ er doch zuweilen ſeine Gedanken über den Lauf der Welt und ſonderlich das Hofleben auf eine ſehr geſchickte und ſinnreiche Art aus, die noch heute zu Tage den Eindruck macht, als ob ſie itzo geſchrieben wäre. Seine Verſe ſind rein und doch nachdrücklich; flieſſend und doch nicht matt; voller Schärfe und doch fein, aber allezeit ſchamhaft und der Tugend treu. Er überſetzte ſowohl aus dem Latein, als aus dem Franzöſiſchen ſehr glücklich. Benjamin Neukirch ſaget nicht mit Scherzen und Lachen, ſondern im Ernſte und mit brennendem Eifer die bitterſten Wahrheiten heraus. Philander, Menantes und Corvinus haben uns zwar ſatyriſche Gedichte geliefert, allein ſie ſind meiſtens zu matt gerathen; Günther aber iſt zu jung in das Strafamt getreten, daher ſeine Satyren nur Rhapſodien heiſſen können, die ihm eine ausſchweifende Jugendhitze eingegeben. Er denkt zwar bisweilen ſehr munter, feurig und glücklich; allein meiſtens ohne Ordnung und Regel; denn er fällt von einem aufs andere, das ſich zu keiner Hauptabſicht zuſammenreimet. Ja oft ſcheinen gar

die Reime ſeine Verſe gemacht zu haben, weil die Sachen ſich ſehr wenig zuſammenſchicken. Indeſſen verdient er ſo gut als ein Rouſſeau geleſen zu werden, mit dem ihn der Herr von Bar verglichen hat. Wie ſehr iſt es zu bedauren, daß dieſer ſtarke Dichter ſeine Epitres diverſes nicht in deutſcher Sprache geſchrieben hat: ſo würden wir ihn mit Recht für unſern ſtärkſten Satyrenſchreiber ausgeben können, der allen Ausländern Trotz zu bieten im Stande wäre. Die geſunde Vernunft und die Wahrheit ſcheinen ihm ſelbſt die Feder geführet zu haben: ſo richtig ſind alle ſeine Ausſprüche. Die Materien, davon er ſchreibt, ſind viel wichtiger, als des Boileau ſeine, der ſich meiſtens nur mit den elenden Schriftſtellern herum zanket. Itzo aber, da er Franzöſiſch geſchrieben, hat er das Schickſal, daß er den meiſten ſeiner Landsleute unverſtändlich iſt; von den Franzoſen aber dennoch aus bloſſem Neide nicht gelobet, ja wohl gar noch wegen einiger, obwohl ſehr geringen Sprachfehler getadelt wird. Nach dieſer kurzen Hiſtorie der Satyre wird es leicht ſeyn, eine Beſchreibung derſelben zu geben. Sie iſt nemlich ein moraliſches Strafgedicht über einreiſſende Laſter, darinn entweder das Lächerliche derſelben entdecket; oder das abſcheuliche Weſen der Bosheit mit lebhaften Farben abgeſchildert wird (*). Man kann alſo ſagen, die Satyre ſey eine Abſchilderung laſterhafter Handlungen, oder das Gegentheil von den Lobgedichten, welche nur die guten und löblichen Thaten der Menſchen abſchildern und erheben. Beide ſind alſo zur Ausbreitung und Fortpflanzung der Tugend erfunden, ob ſie wohl verſchiedene Mittel dazu wählen. Lob und Tadel haben bey den Menſchen viel Kraft, wenn ſie nur in den rechten Händen ſind und zum Behufe des Guten und zu Unterdrückung des Böſen recht angewendet werden. Dieſe Abſicht ſoll nun ein Satyrenſchreiber haben. Man kann ſie in zwo Hauptgattungen eintheilen, nemlich in die luſtige oder ſcherzhafte oder

(*) S. das vierte Hauptſtück der Poetik des Ariſtoteles.

oder beiſſende Satyre. In jener iſt Horaz; in dieſer aber Juvenal Meiſter geweſen. Dacier in ſeinem Tractate von der Satyre hält dafür, man müſſe den Grund der Satyrer in der chriſtlichen Lehre von der brüderlichen Beſtrafung ſuchen. Allein vergebens. Dieſe wird gegen einzelne Perſonen ausgeübet, mit welchen man noch dazu in beſonderer Freundſchaft und Vertraulichkeit ſteht; und hat ſo vieler Behutſamkeit vonnöthen, daß man erſt allerley Stufen durchgehen müßte, ehe man bis zu einer ſo öffentlichen Beſchreibung des Laſters fortſchreiten könnte. Die ſatyriſche Poeſie aber ſtraft die herrſchenden Laſter überhaupt und zwar öffentlich, ohne alle Umſchweiſe oder beſondere Erlaubniß. Einen ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen und das Böſe zu ſtrafen hat ein Poet auch nicht; und daher glauben viele, es ſtünde den geiſtlichen Lehrern allein zu, wider die öffentlichen Laſter zu eifern. Allein auch dieſe irren, wenn ſie meinen, daß man zur Beförderung des Guten und zu Ausrottung des Böſen im gemeinen Weſen einen beſondern Beruf haben müſſe. Iſt nicht ein jeder rechtſchaffener Bürger verbunden, für ſich ſelbſt, zur Aufnahme und Wohlfarth der Republik ſo viel beizutragen, als er kann? Und bedarf er alſo nicht eines neuen Amtes, ſeine Einſicht in moraliſchen Dingen zur gemeinen Beſſerung in Schriften zu zeigen? Hierzu kömmt noch die Liebe zur Tugend und der heftige Abſcheu vor den herrſchenden Laſtern (*). So lang es alſo recht ſeyn wird, das Böſe zu haſſen: ſo lang werden auch die Satyrenſchreiber keiner weitern Vertheidigung nöthig haben, wenn ſie ſich nur nicht an unſchuldige Leute machen und Dinge für Laſter ausſchreyen, die keine ſind. Denn in ſol-

(*) IUVENAL. *Sat. I.*
Difficile eſt, Satyram non ſcribere. Nam quis iniquae
Tam patiens vrbis, tam ferreus, vt teneat ſe? — —
Quid referam, quanta ſiccum iecur ardeat ira,
Cum populum gregibus comitum premat, hic ſpoliator,
Pupilli proſtantis?

chem Falle werden ſie Läſterer und Pasquillanten (*). Und in der That muß man ſich wundern, warum man ſich wider diejenigen empöret, die in gebundener Schreibart wider die Laſter eifern, da man es doch den Philoſophen niemals unterſaget hat, ſolches in ungebundener Rede zu thun. Wer lobt nicht die Schriften eines Theophraſts, Seneca, la Bruyere, des Zuſchauers und anderer Moraliſten von dieſer Art? Wer weiß aber nicht, daß ſie ſich ſehr oft einer weit ſchärfern ſatyriſchen Schreibart bedienet haben, als die heftigſten Poeten? Soll es nun proſaiſch nicht ſchädlich ſeyn, die Auslachenswürdigkeit und Abſcheulichkeit der Laſter und ihrer Sclaven abzuſchildern: warum ſoll dieſes nur poetiſchen Geiſtern nicht frey ſtehen? Einmal ſind beide Moraliſten; beide Liebhaber der Tugend und Feinde der Bosheit, beide Vertheidiger der Geſetze und redliche Bürger. Das Sylbenmaaß und die Reime können zum höchſten nichts mehr bey der Sache ändern, als daß die Strafpredigten der Poeten deſto lieber geleſen und wohl gar auswendig gelernet werden, welches aber nur ihre Nutzbarkeit vergröſſert und ihnen einen deſto gröſſern Vorzug vor allen andern Sittenſchriften einräumet Wie man leicht ſieht, ſo ſetzen wir hier zum voraus, daß ein Satyrenſchreiber ein Weltweiſer ſey und die Lehren der Sitten gründlich eingeſehen habe. Dieſe Eigenſchaft deſſelben iſt leicht zu erkennen, wenn man nur zehn und zwanzig Zeilen einer ſolchen Satyre lieſt. Es gehöret aber auch ſonſt ein reifes Urtheil und eine gute Einſicht in alles, was wohl oder übel ſteht, für einen ſatyriſchen Dichter. Denn nicht nur das moraliſch böſe; ſondern auch alle Ungereimtheiten in den Wiſſenſchaften, freyen Künſten, Schriften, Gewohnheiten und Verrichtungen der Menſchen laufen in die Satyre. Eine geſunde Vernunft und

(*) S. was in der vernünftigen Tadl. II. Th. XXX. St. von dem Unterſchiede der wahren Satyre und ehrenrühriger Pasquillen ausführlicher geſaget worden.

und ein guter Geſchmack iſt alſo demjenigen unentbehrlich, der andere ſtrafen will, damit ſich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe: Man ſieht aber hieraus, daß unſchuldige natürliche Fehler nicht unter die Satyre fallen. Es erhellet auch, aus dem obigen, daß derjenige nicht den Namen eines ſatyriſchen Poeten verdienet, der blos aus Neid, Rachgier oder andern Gemüthsbewegungen angetrieben jemand in Schriften angreift. Solche Niederträchtigkeit widerſpricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweiſen haben; und wo dieſer aufhöret: da höret auch der Satyricus auf; oder da wird er vielmehr zum Läſterer. Die Satyre würde ihren ganzen Werth verlieren, wenn ſie nur eine Vergeltung der ihrem Verfaſſer widerfahrenen Beleidigungen wäre. Noch eins wird man fragen, ob es nemlich auch erlaubt ſey, die beſtraften Perſonen mit Namen zu nennen? Wir antworten: die Alten haben es ohne Scheu gethan und Boileau iſt ihnen darinn gefolget; dieſer letztere hat ſich auch in ſeiner Abhandlung über die Satyren deswegen verantwortet. In der That zieht ſolches zwar viel Gutes, aber auch viel Böſes nach ſich. Der Poet hindert dadurch, daß man ſeine Verſe nicht auf die unrechten Perſonen deute, welches ſonſt gemeiniglich geſchieht; die Laſterhaften fürchten ſich deſto mehr (*); aber für den Poeten iſt es meiſtens gar zu gefährlich, ſonderlich, wenn es vornehme Leute ſind. Nun hat man zwar einen Kunſtgriff erfunden, unter erdichteten Namen, die kein Menſch hat, das Laſter zu beſchreiben. Wiewohl, dieſem gedachtem Uebel vorzubeugen, iſt auch dann kein Mittel, wenn man gleich erdichtete Namen braucht. Je gröſſer nemlich die Perſonen ſind: deſto bekannter ſind auch ihre Fehler und man erkennet alſo die Abbildung derſelben auch ohne Namen

(*) HORAT,
Enſe velut ſtricto, quoties Lucilius ardens
Infremuit, ruber auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus; tacita ſudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrymae,

Namen ſchon. Die Engländer bedienen ſich der Art, den erſten und letzten Buchſtaben, ja wohl ganze Sylben davon auszudrücken und den Zwiſchenraum mit ein paar Strichen auszufüllen. Denn nach ihren Geſetzen ſind ſie nicht eher ſtraffällig, als bis ſie den ganzen Namen deſſen, den ſie durchziehen, hingeſetzet haben. Man mag es aber machen, wie man will: ſo iſt der Unwillen der Getroffenen nicht zu vermeiden; und wer dieſen nicht erdulten kann, der muß ſich entweder mit keiner Satyre ans Licht wagen; oder doch nur ſolche Laſter beſchreiben, die kein Menſch leicht begeht, das heißt, eine vergebliche Arbeit thun. Die Art von Verſen, die man zu Satyren brauchet, iſt bey uns die lange jambiſche mit ungetrennten Reimen. Dieſe kömmt den griechiſchen Jamben näher, als die lateiniſchen alerandriniſchen Verſe der Lateiner. Die ſatyriſche Schreibart aber, welche die natürlichſte und ungezwungenſte von der Welt ſeyn muß, erfodert eine gewiſſe Freyheit, die ſich für jene Art am allerbeſten, für dieſe aber gar nicht ſchicket. Ein rechtſchaffenes, tugendhaftes und ehrliebendes Gemüth muß uns zu Satyrenſchreibern machen (*). Wer andern ein Sittenlehrer ſeyn will, der muß

(*) BOILEAU *art. poët. Ch. II.*

L'Ardeur de ſe montrer, et non pas de médire,
Arma la Verité du vers de la Satire.
Lucile le premier oſa la faire voir:
Aux vices des Romains préſenta le miroir;
Vengea l'humble vertu de la richeſſe altiere,
Et l'honnête homme à pié du ſaquin en litiere.
Horace à cette aigreur mêla ſon enjôument.
On ne fut plus ni fat ni ſot impunément:
Et, malheur à tout nom, qui propre à la cenſure,
Pût entrer dans un vers, ſans rompre la meſure.
Perſe en ſes vers obſcurs, mais ſerrés et preſſans,
Affecta d'enfermer moins de mots que de ſens.
Juvenal, élevé dans les cirs de l'ecole,
Pouſſa juſqu'à l'exiès ſa mordante hyperbole.
Ses ouvrages, tous pleins d'affreuſes verités,
Etincelent pourtant de ſublimes beautés:
Soit que ſur un ecrit arrivé de Caprée

muß nicht ſelbſt durch ſeine Schreibart zu verſtehen geben, daß er laſterhaft iſt (*).

§. 216.

Wir haben §. 176. geſehen, daß die Dichter die älteſten Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes geweſen ſind und daß alſo die Dichtkunſt die Weltweisheit der rohen Völker abgegeben hat. Dieſen Begriffe beſtätiget nichts ſo ſehr, als die Betrachtung einer groſſen Menge von eigentlichen Lehrgedichten, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben und die uns H. Stephanus unter dem Titel: Poëſis Philoſophica ans Licht geſtellet Nun leidet es zwar unſer Raum hier nicht, von allen denſelben zu reden; allein von den vornehmſten müſſen wir doch einige Nachricht geben, um die Regeln der dogmatiſchen Poeſie daraus zu ziehen. Dieſes wird zugleich deutlich zeigen, daß die Poeten nicht nur das Be-

luſti-

Il briſe de Sejan la ſtatuë adorée:
Soit qu'il faſſe au Conſeil courir les Senateurs,
D'un Tyran ſoupçonneux pâles adulateurs:
Ou que, pouſſant à bout la luxure Latinē,
Aux Portefaix de Rome il vende Meſſalino.
Ses ecrits pleins de feu par tout brillent aux yeux.
De ces Maîtres ſavans diſciple ingenieux,
Regnier ſeul parmi nous formé ſur leurs modeles,
Dans ſon vieux ſtile encore a des graces nouvelles.
Heureux! ſi ſes diſcours craints du chaſſe lecteur,
Ne ſe ſentoient des lieux où frequentoit l'Auteur;
Et ſi du ſon hardi de ſes rimes cyniques,
Il n'allarmoit ſouvent les oreilles pudiques.
Le Latin dans les mots brave l'honnêteté;
Mais le lecteur François veut être reſpecté:
Du moindre ſens impur la liberté l'outrage,
Si la pudeur des mots n'en adoucit l'image.
Je veux dans la Satire un eſprit de candeur,
Et fuis un effronté qui prêche la pudeur.

(*) QUINTILIAN. *Lib. X. c.* 1. Togatis excelluit Afranius; vtinamque non inquinaſſet argumenta, puerorum foedis amoribus, mores ſuos faſſus

luſtigen, ſondern auch ganz eigentlich das Unterrichten ihrer Leſer zum Zwecke gehabt (*). Aus den fabelhaften Gedichten allein wollen dieſes einige Feinde der Dichtkunſt noch nicht sattſam einſehen (**). Allein aus den eigentlichen Lehrgedichten muß die Sache deutlich ins Auge fallen, daß die Abſicht der Dichter auch das eigentliche Lehren geweſen ſey und ſeyn könne (***). Die alleräIteſten Gedichte dieſer Art würden unſtreitig die ſybilliniſchen Orakel ſeyn, wenn es nur ausgemacht wäre, daß dieſelben nicht in neuern Zeiten untergeſchoben worden. Allein ihr Inhalt zeiget zur Gnüge, daß die noch vorhandenen Bücher derſelben von denen ganz unterſchieden ſind, deren Livius und andere Alten gedenken. Dieſe zielten nemlich zu Beförderung der Abgötterey und des Heidenthums ab; dahingegen jene allenthalben das klare Chriſtenthum im Munde führen und auf den Götzendienſt loszieben. Zudem findet man, daß die wahren ſybilliniſchen Bücher, die zu Rom bis auf des ältern Theodoſius Zeiten von dem Decemviris zu Rathe gezogen werden muſten, unter dem Honorius vom Stilicon verbrannt worden, worüber denn die Heiden ſehr bittere Klagen geführet (****). Und wie unge-

(*) HORAT. *art. poët.*
Aut prodeſſe volunt, aut delectare poëtae;
Aut ſimul et jucunda et idonea dicere vitae.

(**) S. Le Clerc in ſeinen Parrhaſianen und in des kritiſch. Beytr. VI. B. a. d. 572. u. f. S. die Gottſchediſche Ueberſetzung von dieſer Abhandlung nebſt den Anmerkungen dazu.

(***) S. Gottſcheds lateiniſche Abhandlung vor der leipziger Ausgabe von des Card Polignac, Antilucrez und in der Geſchichte der pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften VI. B. XII. Art. a. d. 132, u. f. S. was Racine daſelbſt ſehr gelehrt von dieſer Sache geſchrieben hat

(****) RUTILIUS NUMATIANUS *Lib.* XI.
Nec tantum Geticis graſſatus proditor armis,
Ante Sybillinae fata cremavit Opis.

ungereimt iſt es nicht zu glauben, daß die blinden Heiden ein gröſſeres Licht vom künftigen Meßias gehabt haben ſollten, als die Juden, denen die Propheten nur räthſelhaft davon geweiſſaget (*). Die heilige Schrift liefert uns an dem Buche Hiobs, an den Sprüchen und dem Prediger Salomons unſtreitig die allerälteſten Lehrgedichte, die nur vorhanden ſind. Daß nemlich Hiobs Buch das älteſte Stück der Schrift ſey, bekennen alle Ausleger und daß es poetiſch geſchrieben ſey, geſtehen ſie gleichfalls, wenn man den Eingang davon ausnimmt. Doch ſo verſchieden die Schreibart deſſelben klingt: ſo gewiß iſt auch dieſer poetiſch; ſogar, daß Joſephus deswegen dieß Buch für ein epiſches Gedicht ausgegeben hat. Es würde ſich auch ſo ziemlich zu dieſer Claſſe rechnen laſſen, wenn nicht die Zahl der Geſpräche und moraliſchen Unterredungen die Erzählungen bey weitem überträfe, als die nur im erſten und letzten Kapitel hauptſächlich vorkommen. Der Hauptinhalt iſt alſo unſtreitig dogmatiſch; indem Hiob mit ſeinen Freunden von den Wegen der Vorſehung, von der Gerechtigkeit Gottes, von der Tugend und dem Laſter und von beider Belohnungen und Strafen handelt. Seine Lehrart aber wird dadurch deſto lebhafter, daß ſie ganz dramatiſch oder geſprächsweiſe abgefaſſet iſt. Kurz, es iſt ein Meiſterſtück in ſeiner Art. Salomons Vortrag hingegen iſt in ſeinen Schriften ganz davon unterſchieden. Er redet lauter Sprüche und drücket ſeine Sittenlehren ſehr kurz aus; nicht anders, als ob er die Regel Horazens vor Augen gehabt hätte (**). Dieſes iſt nun durchgehends im Oriente bis nach China

Odimus Althaeam conſumti foedere torris;
Niſaeum crimen flere putantur aues.
At ſtilicho aeterni fatalia pignora libri,
Et plenas voluit praecipitare colus.

(*) S. Voſſius de poëtis graecis *Cap. I.* a. d. 3. u. f. S.

(**) HORAT. *art. poët.*
Quidquid praecipies eſto breuis! vt cito dicta,
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

China hin die älteſte Lehrart geweſen. In ſeinem Prediger ſuchet Salomon zwar hauptſächlich die Wahrheit zu behaupten, daß alles eitel ſey; Doch kommen noch viele andere vortrefliche Lehren vor, die er ſehr rührend einzuſchärfen weiß. Wenn das Buch der Weisheit und das Buch Sirachs poetiſch abgefaſſet wären: ſo würde man ſie ebenfalls in dieſe Claſſe rechnen können. Allein ſie würden auch in neuern Zeiten lang nach dem Heſiodus gehören. Der älteſte heidniſche Lehrdichter, bleibt alſo wohl Heſiodus, aus Cuma gebürtig, der um Homers und des Eumelus, eines andern Dichters, Zeiten gelebet, in Aſcra, einem Flecken am Fuſſe des Berges Helikon, erzogen, ja ſelbſt ein Prieſter Apollens geweſen ſeyn ſoll. Er muß nemlich um die Zeit der erſten Olympiaden oder um des Romulus Zeiten gelebet haben. Sein vornehmſtes Werk, das hieher gehöret, ſind ſeine Εϱγα και Ἡμεϱαι, wiewohl auch ſeine Theogonie und ſein Schild des Herkules zu dieſer Claſſe gerechnet werden können. Unter neuern Dichtern iſt des Cardinals Polignac Antilucrez, welchen Gottſched in Leipzig herausgegeben hat, eines von den wichtigſten Stücken in dieſer Art. Unter den Engländern hat Denham den Cato maior unter dem Titel Old Age in ein ſolch Gedicht gebracht. Philipps hat vom Cyder ein ausführliches Lehrgedicht geſchrieben. Cowley hat lateiniſch vier Bücher von Pflanzen geſchrieben. Pope hat nicht nur ſein Eſſay on Men, oder die Ethic Epiſtles, ſondern auch das Eſſay on Criticiſm und den Temple of Fame geſchrieben, wie auch ſeinen Windſorer Wald, der voll lehrreicher Gedanken iſt. Thomſons vier Jahrszeiten, die Brockes und neulich Herr von Palthen, beide ſehr ſchlecht überſetzet haben, gehören auch unter dieſe Claſſe. Ein gewiſſer Ungenannter hat eine umgekehrte artem poëticam unter dem Titel: Harlequin Horace auf eine ironiſche Art geſchrieben; und Young hat in ſeinen Night-Thoughts vom Leben, Tode und Unſterblichkeit auf eine ſehr philoſophiſche Art gehandelt. Unter den Franzoſen hat Bartas in ſeiner Woche die Schöpfung

der

der Welt nach der moſaiſchen Geſchichte derſelben poetiſch abgehandelt. Pibrac hat in vierzeilichten Verſen allerley Sittenlehren abgefaſſet. Boileau hat die Dichtkunſt in ein ordentliches Lehrgedicht gebracht, an deſſen Ordnung und Einrichtung gleichwohl ein holländiſches Frauenzimmer, Jungfer Hooghard in ihren lettres antipoëtiques ſehr viel auszuſetzen gefunden. Der Abt Geneſt hat in ſeinen principes de Philoſophie den Beweis vom Daſeyn Gottes und von der Seelen Unſterblichkeit ausführlich beſchrieben, welches wir gleichfalls von Brockes matter Feder deutſch haben. Der jüngere Racine hat von der Religion ein ſchönes Lehrgedicht verfertiget, welches wir auch ſchon deutſch haben. Der Abt Bernis hat ſich in dieß Feld auch glücklich gewaget, als er ein Stück eines Gedichtes wider die Freygeiſter ans Licht geſtellet; auch Dulard hat uns die Gröſſe Gottes in den Wundern der Natur in einem dogmatiſchen Gedichte vorgeſtellet. Von wälſchen Sachen dieſer Art haben wir des Dantes Hölle und des Petrarcha Triumphe, imgleichen des Taſſo Mont Oliveto, davon eine einzelne Ausgabe von 1605. in 4. vorhanden iſt, wiewohl man dieſes auch leicht zu der heroiſchen Art zählen könnte. Nach dieſem hat vor ungefähr 50 bis 60 Jahren ein Sicilianer die ganze Naturlehre in einem poetiſch abgefaßten Folianten ans Licht geſtellet. Und Riccoboni, der Vater, hat von der guten Ausſprache eines Schauſpielers auf der Bühne ein ausführliches Gedicht im Wälſchen gemacht, welches bey ſeiner Hiſtorie der wälſchen Schaubühne mit verkaufet wird. Es iſt Zeit, auf die Deutſchen zu kommen; und was könnten wir hier nicht für ein Verzeichniß machen, wenn wir aus allen Zeiten die Lehrgedichte unſerer Poeten erzählen wollten? Von neuern iſt Opitz an die Spitze aller guten Lehrdichter zu ſetzen. Sein groſſes Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges iſt moraliſch; ſein Veſuv phyſikaliſch; ſein Vielgut und von Ruhe des Gemüthes, imgleichen ſein Zlatna oder Lob des Feldlebens gehören völlig hieher. Ein Engländer,

mit Namen Teate, hat ein poetiſches Werk unter dem Titel: Ter tria geſchrieben, welches wir von Wagnern auch deutſch haben. Philander hat aus Sam. Slaters Gedichten ein Geſpräch des Glaubens und der Seele verdeutſchet. Eckard, M. Lange und Gotiſched haben Horazens Dichtkunſt überſetzet: und von Brück hat in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig eine eigene gemacht. Brockes und Herr Hofr. Triller haben ſehr viel phyſikaliſche Gedichte geſchrieben und überſe⸗tzet. D. Lindner und D. Tralles endlich haben ver⸗ſchiedene ſchleſiſche Merkwürdigkeiten von Flüſ⸗ſen und Bergen überaus glücklich in Verſen beſchrie⸗ben, die allerdings zu den Lehrgedichten zu zählen ſind. Daß es alſo angehe, dergleichen philoſo⸗phiſche, theils natürliche, theils ſittliche Materien in Verſen abzuhandlen, lehret der Augenſchein ſelbſt; und daß es nicht uneben ſey, zeigen die angeführten Exem⸗pel der gröſſeſten Männer. Das fraget ſich nun, ob man dieſe oder dergleichen Schriften Gedichte nennen könne? Nach der eben veſtgeſtellten Beſchreibung der Poeſie überhaupt kann man ihnen dieſen Namen ſo ei⸗gentlich nicht einräumen. Alle dieſe groſſen und weit⸗läuftigen Werke ſind zwar in Verſen geſchrieben; in der That aber keine Gedichte, weil ſie nichts gedichtetes, das iſt, keine Fabeln ſind. Ariſtoteles hat daher in dem erſten Kapitel ſeiner Poetik dem Empedokles den Titel eines Poeten abgeſprochen und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugeſtanden; ob er wohl wußte, daß die Unverſtändigen ihm ſeiner alexandriniſchen Ver⸗ſe halber mit dem Homer in eine Claſſe zu ſetzen pfleg⸗ten. Was er von dem Empedokles geurtheilet hat, das müſſen wir von allen übrigen oberwähnten Bü⸗chern und Schriften ſagen. Es ſind philoſophiſche Ab⸗handlungen gewiſſer Materien, Vernunftſchlüſſe, Un⸗terſuchungen, Muthmaſſungen der Weltweiſen, Er⸗mahnungen zur Tugend, Troſtreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Alſo würden denn wohl alle dieſe Stücke gar nicht in die

Poeſie

Poeſie kaufen, wenn ſie in ungebundener Schreibart abgefaſſet wären; da hingegen die Heldengedichte, Romanen, Trauerſpiele, Komödien, Schäferſpiele und überhaupt alle Fabeln dennoch Gedichte bleiben und in die Poeſie gehören, wenn ſie gleich nur in ungebundener Rede abgefaſſet werden. Indeſſen, da wir gleichwohl Oden, Elegien und Briefe blos wegen der poetiſchen Schreibart, darinn ſie abgefaſſet werden, zur Poeterey rechnen; obgleich ſelten eine Fabel darinn vorkömmt: ſo können wir auch dieſen gröſſern Arten poetiſch abgefaßter Schriften hier die Stelle nicht verſagen. Die Einkleidung, der Ausputz, die Zierrathen, der geiſtreiche und angenehme Vortrag der allerernſthafteſten Lehren machet, daß ſie Poeſien werden; da ſie ſonſt in ihrem gehörigen philoſophiſchen Kleide ein ſehr mageres und oft verdrüßliches Anſehen haben würden. Es fraget ſich ferner hier: Ob es rathſam ſey, dergleichen dogmatiſche Sachen, inſonderheit aber Künſte und Wiſſenſchaften, poetiſch abzuhandlen? Hierauf antworten die in Holland von der Jungfer Hooghard herausgegebene lettres antipoetiques. Dieſes gelehrte Frauenzimmer, welches in Amſterdam lebte, will es durchaus nicht zugeben, daß man vollſtändige Künſte, dergleichen die Dichtkunſt iſt, in einer poetiſchen Schreibart vortragen ſolle; weil ſie der Meinung iſt, daß die Regeln des Syllbenmaaſſes und der Reime, inſonderheit aber das Feuer der Poeten einer ſyſtematiſchen Ordnung und rechten Verbindung der Lehren ſchnurſtracks zuwider wäre. Wir geben es alſo zu, daß man eine Wiſſenſchaft mit völliger Gründlichkeit weder ſynthetiſch noch analytiſch in Poeſien abhandeln könne. Wer ein Freund einer ſo ſtrengen Lehrart iſt, wo man nichts unerklärt und unerwieſen annimmt, der muß ſolche poetiſche Abhandlungen nicht leſen. Die Poeten geſtehen es auch gar gern, daß ſie keine geometriſche Methode in Ausführung ihrer Materien beobachten. Das würde ſehr trockene Verſe und einen ſchläfrigen Vortrag geben. Die tiefſinnigſten philoſophiſchen Gei-

 ſter

ſter mögen ſich alſo nur an ihre ordentliche proſaiſche Schreibart halten. Wenn ſich die Poeten in ihre Wiſſenſchaften mengen: ſo thun ſie es blos, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einigermaſſen etwas davon wiſſen wollen und ſich um den höchſten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern. Dieſe machen allezeit den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechts aus; und da iſt es genug, wenn man ihnen nur nicht Falſches ſagt; die Wahrheit in ſolcher Ordnung vorträgt, daß man ſie ziemlich verſtehen und ihren Zuſammenhang wenigſtens klar einſehen könne; dabey aber alles mit Zierrathen einer poetiſchen Schreibart ſo lebhaft und ſinnreich ausbildet, daß man es mit Luſt und Vergnügen leſen könne. Da nun auch die bitterſten Wahrheiten ſonderlich in moraliſchen Sachen auf ſolche Art gleichſam verzuckert und übergöldet werden: ſo ſieht man wohl, daß es nicht undienlich ſey, dergleichen Schriften zu verfertigen und alſo Erkenntniß und Tugend der Welt gleichſam ſpielend beyzubringen. Es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß ein ſolches dogmatiſches Gedicht entweder den ganzen Inbegriff einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, oder nur einzelne dahin gehörige Materien abhandeln könne. In beiden Fällen ſetzet man zum Grunde, daß der Poet die Sache wohl verſtehe und ſich nicht unterfange, etwas auszuführen, dem er nicht gewachſen iſt (*). Denn ſich in Dingen, die man nicht verſteht, zum Lehrer aufzuwerfen, das würde in der Poeſie eben ſo ſchädlich ſeyn, als anderwärts. Die Wahrheit und Tugend muß, wie allezeit, alſo auch hier, das einzige Augenmerk eines Poeten ſeyn; und es wäre zu wünſchen, daß Ovidius philoſophiſch genug geſinnet geweſen wäre: ſo würde er ſeine Kunſt zu lieben nicht geſchrieben haben. Dieſe ſeine Schrift

(*) HORAT. *art. poët.*

Sumite materiam, veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri,

Schrift gehöret ſonſt auch hieher; und er hat ſich darinn bemühet, eine ohnedem gar zu liebliche Sache durch ſeine angenehme Schreibart noch beliebter zu machen, das iſt, ein ſchädliches Gift zu überzuckern. Viel vernünftiger hat Opitz in ſeinen dogmatiſchen Poeſien gehandelt. Er zeiget überall eine philoſophiſche Stärke der Vernunft, einen groſſen Eifer für alles Gute, ein geſetztes männliches Herz, das die Eitelkeit der menſchlichen Dinge verachtet und den hohen Adel der Weisheit und Tugend allein hochſchätzet. Ob man in dieſer Gattung von Gedichten die Muſen oder ſonſt eine Gottheit um ihren Beyſtand anrufen könne, das iſt §. 183. bereits gewieſen worden. Was für Verſe man zu ſolchen dogmatiſchen Gedichten brauchen ſolle, das können die Exempel der Alten und Neuern lehren. Jene haben die Hexameter für geſchickt dazu gehalten und Opitz hat die langen jambiſchen dazu bequem gefunden. Und in der That ſchicken ſich zu einem langen Lehrbuche keine kurze Verſe. Corneille hat dieſes wohl gewußt, daher hat er den Thomas von Kempis durchgehends in einerley zwölf- und dreyzehnſyllbigte Verſe, nicht aber in andere Arten derſelben gebracht. Es wäre zu wünſchen, daß man ſolches in der deutſchen Ueberſetzung des Thomas von Kempis auch gethan hätte; da hingegen die eine, die wir davon haben, bald aus Elegien, bald aus heroiſchen, bald aus trochäiſchen Verſen beſteht; die andere aber, die hernach herausgekommen, gar wie ein Geſangbuch ausſieht.

§. 217.

Von den Idyllen oder Schäfergedichten kann man gewiſſermaſſen ſagen, daß dieſe Gattung von Gedichten die alleräIteſte ſey; denn ob wir wohl §. 205. von Oden, im Abſehen auf dieſelben eben das behauptet haben: ſo widerſprechen wir uns doch nicht, wenn wir ſagen, daß die allererſten Lieder Schäferlieder oder Hirten-

Joh. Heinr. Faber's

tengedichte geweſen. Die erſten Einwohner der Welt nährten ſich blos von der Viehzucht. Da nun die Erfindung der Poeſie mit den erſten Menſchen gleich alt iſt: ſo ſind die erſten Poeten oder Liederdichter Schäfer oder Hirten geweſen. Ohne Zweifel haben ſie ihre Geſänge nach ihrem Charakter und nach ihrer Lebensart eingerichtet; folglich ſind ihre Gedichte Schäfergedichte geweſen. Wir wollen damit nicht behaupten, daß die älteſten Gedichte, die wir noch übrig haben, Schäfergedichte wären. Die allererſten Poeſien ſind nicht bis auf unſere Zeiten gekommen. Das rechte Weſen eines guten Schäfergedichtes beſteht in der Nachahmung des unſchuldigen, ruhigen und ungekünſtelten Schäferlebens, welches vor Zeiten in der Welt geführet worden. Poetiſch würde ich ſagen, es ſey eine Abſchilderung des güldenen Weltalters; auf chriſtliche Art zu reden aber: eine Vorſtellung des Standes der Unſchuld, oder doch wenigſtens der patriarchaliſchen Zeit, vor und nach der Sündfluth. Aus dieſer Beſchreibung kann ein jeder leicht wahrnehmen, was für ein herrliches Feld zu ſchönen Beſchreibungen eines tugendhaften und glücklichen Lebens ſich hier einem Poeten zeiget. Denn, die Wahrheit zu ſagen, der heutige Schäferſtand, zumal in unſerm Vaterlande, iſt derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abſchildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unſere Landleute ſind mehrentheils armſelige, gedrückte und geplagte Leute. Sie ſind ſelten die Beſitzer ihrer Heerden; und wenn ſie es gleich ſind: ſo werden ihnen doch ſo viel Steuren und Abgaben auferlegt, daß ſie bey aller ihrer ſauren Arbeit kaum ihr Brod haben. Zudem herrſchen unter ihnen ſchon ſo viel Laſter, daß man ſie nicht mehr als Muſter der Tugend aufführen kann. Es müſſen ganz andere Schäfer ſeyn, die ein Poet abſchildern und deren Lebensart er in ſeinen Gedichten nachahmen ſoll. Man ſtelle ſich die Welt in ihrer erſten Unſchuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürſten weiß, wohnet

Mayntz 1767

in einem warmen und fetten Lande, welches an allem einen Ueberfluß hat; und nicht nur Graß, Kräuter und Bäume, ſondern auch die ſchönſten Früchte von ſich ſelbſt hervorbringt. Von ſchwerer Arbeit weiß man daſelbſt eben ſo wenig, als von Drangſalen und Kriegen. Ein jeder Hausvater iſt ſein eigener König und Herr; ſeine Kinder und Knechte ſind ſeine Unterthanen, ſeine Nachbaren ſind ſeine Bundsgenoſſen und Freunde; ſeine Heerden ſind ſein Reichthum und zu Feinden hat er ſonſt niemanden, als die wilden Thiere, die ſeinem Viehe zuweilen Schaden thun wollen. Eine hölzerne Hütte oder wohl gar ein Strohdach iſt ihm ein Pallaſt, ein grüner Luſtwald ſein Garten, eine kühle Höhle ſein Keller, eine Lauberhütte ſein Sommerhaus; Pelz und Wolle und ein Strohhut ſind ſeine Kleidung; Milch und Käſe ſind ſeine Nahrung; die Feld- und Gartenfrüchte ſeine Leckerbiſſen; ein hölzerner Becher, ein Korb, eine Flaſche, ein Schäferſtab und eine Hirtentaſche ſein ganzer Hausrath. Sein Hund iſt ſein Wächter, eine Blume iſt ſein Schmuck und ſeine Erquickung, die Muſik aber ſein beſter Zeitvertreib. In Abſehen auf den Verſtand ſind dieſe glückſeligen Schäfer zwar einfältig, aber nicht dumm. Sie können nach ihrer Art mancherley Künſte, ſie flechten ſchöne Körbe und künſtliche Hüte, ſie ſchälen bunte Stäbe, ſie ſchnitzen Figuren und Bilder auf ihre Flaſchen und Becher, ſie winden Blumenkränze und pflanzen Bäume. Gelehrt ſind ſie zwar nicht: doch wiſſen ſie aus den Erzählungen ihrer Vorfahren von einigen alten Geſchichten; und aus dem Unterrichte der klügſten unter ihnen, von einigen Geheimniſſen der Natur, von dem Laufe der Geſtirne u. d. m. doch allezeit mit einer gewiſſen Einfalt zu reden. Sie haben einen gewiſſen natürlichen Witz, aber keine gekünſtelte Scharfſinnigkeit. Sie machen auch Vernunftſchlüſſe, aber von metaphyſiſchen Abſonderungen wiſſen ſie nichts. Sie halten ſich allezeit an das, was ſie empfinden und ihre Unterredungen handeln von dem, was geſchieht, was ſie geſehen

oder gehöret haben. Daher lieben ſie die Erzählungen und vertiefen ſich, nach Art einfältiger Leute, zuweilen in beſondern Umſtänden und ſolchen Kleinigkeiten, die nicht eben ſo nöthig zu wiſſen wären. Ihren Willen anlangend, haben ſie zwar, als Menſchen, Affecten; aber keine unordentliche und ausſchweifende Begierden, dadurch ſie einander beleidigen könnten. Der Geitz und Ehrgeitz verleitet ſie zu keiner Ungerechtigkeit und man weiß bey ihnen weder von Schimpfworten noch von Schlägereyen zu ſagen. Ihre Streitigkeiten beſtehen darinn, daß ſie im Singen oder Spielen, oder in andern Künſten einander überlegen ſeyn wollen; und dieſe werden allezeit durch einen unpartheyiſchen Schiedsmann, den beide Parteyen zum Richter erwählen, entſchieden. Sie ſcherzen mit einander, aber ohne Zoten zu reiſſen; denn die Ehrbarkeit iſt bey ihnen zu Hauſe. Ihr Handel beſteht in Tauſchen; und ob ſie wohl zuweilen durch eine kleine Liſt einander hintergehen: ſo geſchieht es doch nur zur Kurzweil; denn der Betrug iſt ihnen ſo abſcheulich, als das Stehlen und Rauben. Ihr Umgang iſt von aller Grobheit ſo weit, als von allen Complimenten und von der Falſchheit entfernet. Sie ſind offenherzig, aber beſcheiden; freygebig, aber nicht verſchwenderiſch; ſparſam, aber nicht karg; ehrliebend, aber nicht ſtolz. Endlich ſind ſie auch mäßig und nüchtern und mit einem Worte, ganz tugendhaft und vergnügt. Ich habe noch nichts von der Liebe gedacht, weil dieſes eine beſondere Beſchreibung verdienet. Dieſe Leidenſchaft herrſchet am meiſten unter ihnen, aber auf eine unſchuldige Weiſe. Sie iſt die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe. Ihre Muſe auf den Fluren und bey ihren Heerden läßt ihnen Zeit genug zu verliebten Gedanken und Unterredungen; aber ihre Einfalt verbeut ihnen alle gar zu künſtliche Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihre guten Eigenſchaften machen ſie liebenswürdig und ihre Liebeserklärungen geſchehen mehr durch ſchamhafte Blicke, als durch viel zärtliche Worte. Ihre Geſchenke beſtehen aus

Blu-

Blumen und Früchten, jungen Lämmern und ſchönen Hunden, künſtlichen Hütten, Bechern und Stäben. Sie putzen ſich, aber nach ihrer Einfalt, die von Seide, Gold und Silber nichts weiß. Sie ſind eiferſüchtig und empfindlich; aber auch leicht zu beſänftigen. Sie beklagen ſich über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen; henken ſich aber deswegen nicht auf. Sie ſind ſehr treu in ihrer Liebe und man weiß bey ihnen von keinem gröſſern Laſter, als von der Unbeſtändigkeit. Ihre Nebenbuhler ſuchen ſie durch neue Gefälligkeiten, nicht aber durch Rachgier und Gewalt zu überwinden. Kurz, die unſchuldige Schäferliebe muß von allen Laſtern frey ſeyn, die ſich durch die Bosheit der Menſchen allmählich eingeſchlichen haben. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der dieſen Charakter der Schäfer recht erwäget, geſtehen wird, daß Schäfergedichte, die auf dieſen Fuß verfertiget worden, eine beſondere Anmuth haben müſſen. Dieſer Abriß ſtellet die gröſte Vollkommenheit vor, welche noch kein Poet völlig beobachtet hat (*). Innerlich kann man die Eklogen in epiſche und dramatiſche eintheilen. In jenen redet der Poet ſelbſt durchgehends, ob er gleich zuweilen auch andere redend einführen kann. In dramatiſchen redet der Poet gar nichts, ſondern ſtellet nur das Geſpräch und die Handlungen anderer Schäfer und Hirten vor. Beide Arten können gröſſer und kleiner gemachet werden. Was die Namen in Schäfergedichten betrifft, ſo hat man es für natürlicher befunden, die alten griechiſchen beyzubehalten. Die Schreibart der Eklogen muß niedrig und zärtlich ſeyn. Ihre Zierrathe müſſen nicht weit geſucht ſeyn, ſondern ſehr natürlich herauskommen (**). Die Gleichniſſe müſſen nicht

(*) S. des Herrn von Fontenelle Diſcours von Schäfergedichten, der bey der gottſchediſchen Ueberſetzung ſeiner auserleſenen Schriften befindlich iſt.

(**) BOILEAU *Art. poët. Ch II.*
Telle qu'une bergere, au plus beau jour de fête,
De ſuperbes rubis ne charge point ſa tête,
Et ſans mêler à l'or l'éclat des diamens,

nicht gar zu oft vorkommen, obwohl Virgil ſie ſehr zu häufen pflegt. Sprüchwörter ſtehen den Schäfern viel beſſer an. Aber den ſchmutzigten oder zottenhaften Ausdruck gewiſſer Erzählungen muß man fliehen, die dem unſchuldigen Weltalter gar nicht ähnlich klingen und alſo mit Unrecht den Namen von Schäfern führen. Lacht gleich die Unvernunft dabey: ſo haben doch wohlgeſittete Gemüther einen Abſcheu davor. Man bedienet ſich darinn

Cueille en un champ voiſin ſes plus beaux ornemens.
Telle, aimable en ſon air, mais humble dans ſon ſtile,
Doit éclater ſans pompe une élegante Idylle:
Son tour ſimple & naïf n'a rien de faſtueux,
Et n'aime poient l'orgueil d'un vers préſomptueux,
Il faut que ſa douceur flatte, chatouille, éveille,
Et jamais de grands mots n'épouvante l'oreille,
Mais ſouvent dans ce ſtile un aimeur aux abois
Jette là de dépit la flûte & le hautbois,
Et follement pompeux, dans ſa verve indiſcrete
Au milieu d'une Eglogue entoune la trompette,
De peur de l'écouter, ſan fuit dans les roſeaux,
Et le nymphes d'effroi ſe cachent ſous les eaux,
Au contraire, cet autre abjet en ſon langage,
Fait parler ſes bergers, comme on parle au village.
Ses vers plats & groſſiers dépouillés d'agrément,
Toujours baiſent la terre, & rampent triſtement.
On diroit que Ronſard, ſur ſes pipeaux ruſtiques,
Vient encor fredonner ſes Idylles Gothiques,
Et changer, ſans reſpect de l'oreille & du ſon,
Lycidas en Pierrot, & Phyllis en Toinon.
Entre ces deux exiès la route eſt difficile
Suivez, pour la trouver, Theocrite & Virgile.
Que leurs tendres écrits, par les Graces dictés,
Ne quittent point vos mains. jour & nuit feuilletés.
Seuls dans leurs doctes vers ils pourront vous apprendre,
Par quel art ſans baſſeſſe un Auteur peut deſcendre,
Chanter Flore, les champs, Pomone, les vergers;
Au combat de da flûte animer deux bergers;
Des plaiſirs de l'amour vanter la douce amorce;
Changer Narciſſe en fleur, couvrir Daphné d'écorce;
Et par quel art ancor l'Eglogue quelquefois
Rend dignes d'un Conſul la campagne & les bois (†)
Telle eſt de ce poëme & la force & la grace.

(†) *Virg. Eclog.* 4.

darinn am liebſten der ſechsfüßigen jambiſchen Verſe mit ungetrennten Reimen; doch kann ein Schäfer zuweilen eine kleine Arie oder Ode von etlichen Strophen dazwiſchen ſingen, oder wohl gar eine Elegie anſtimmen.

§. 218.

Da vor Zeiten die ganze Poeſie mit der Muſik vereinbaret geweſen: ſo hat auch die Tragödie ihren Urſprung aus gewiſſen Liedern, die dem Bachus zu Ehren geſungen worden. Die Alten giengen ſo gar einen Wettſtreit darüber ein und der Preis war nach der alten Art ſchon groß genug, wenn man dem beſten Sänger einen Bock zum Gewinnſte zuerkannte. Ein Bock heißt auf griechiſch Τραγος und ein Lied ωδη; daher kömmt das Wort Tragödie, ein Bocklied (*). Theſpis wird für den Erfinder der Tragödie gehalten (**). Aeſchylus erfand zuerſt die Idee der Hauptperſon in einem ſolchen Spiele; welches vorher nur ein verwirrtes Weſen ohne Verknüpfung und Ordnung geweſen war (***). Um dieſe Zeit hat man auch die erhabene Schreibart in die Tragödie eingeführet, denn vorher war ihr Vortrag voller Zoten und gemeiner Poſſen geweſen, ſo, wie auch ihr Inhalt ganz ſatyriſch war. Sophokles brachte die Schaubühne noch zu gröſſerer Vollkommenheit. Euripides erhielt dieſes alles in ſeiner Vollkommenheit und ſuchte nur den Inhalt ſeiner Stücke rührender und philoſo-

(*) HORAT. *art. poët.* beſchreibt den Theſpis ſo:
Carmine qui tragico vilem certauit ob hircum.
S. Ariſtoteles Poetik.

(**) HORAT. *Art. poët.*
Ignotum tragicae genus inueniſſe Camoenae
Dicitur & plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis:
Que canerent agerentque perunĉti faecibus ora.

(***) HORAT. *Art. poët.*
Poſt hunc perſonæ & pallae repertor honeſtae
Aeſchylus & modicis inſtrauit pulpita tignis,
Et docuit magnumque loqui, nitique cotturno.

loſophiſcher zu machen, deswegen auch Sokrates ſie gern ſahe. Die Tragödie iſt alſo in ihrem Urſprunge ganz was anders geweſen, als was ſie hernach geworden iſt. Was vorhin ein Nebenwerk war und von den Griechen Epiſodium genennet wurde, nemlich die eingeſchalteten Erzählungen und Geſpräche zwiſchen den Liedern: das iſt hernach das Hauptwerk geworden. Kurz, das vorige ſatyriſche Scherzen hat ſich in ein recht prächtiges und lehrreiches Weſen verwandelt. Bey den Griechen war alſo, ſelbſt nach Ariſtoteles Urtheile, die Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht; Sie konnte in dieſem ihrem Zuſtande gar wohl ein Trauerſpiel heiſſen, weil ſie zu ihrer Abſicht hatte, durch die Unglücksfälle der Groſſen, Traurigkeit, Schrecken, Mitleiden und Bewunderung bey den Zuſchauern zu erwecken. Ariſtoteles beſchreibt ſie derowegen als eine Nachahmung einer Handlung, dadurch ſich eine vornehme Perſon harte und unvermuthete Unglücksfälle zuziehet. Der Poet will alſo durch die Fabeln Wahrheiten lehren und die Zuſchauer durch den Anblick ſolcher ſchweren Fälle der Groſſen dieſer Welt zu ihren eigenen Trübſalen vorbereiten. Und das will eben Ariſtoteles haben, wenn er ſaget: die Helden einer Tragödie müßten weder recht ſchlimm noch recht gut ſeyn; nicht recht ſchlimm, weil man ſonſt mit ihrem Unglücke kein Mitleiden haben: ſondern ſich darüber freuen würde; aber auch nicht recht gut weil man ſonſt die Vorſehung leicht einer Ungerechtigkeit beſchuldigen könnte, wenn ſie unſchuldige Leute ſo hart geſtrafet hätte. Dem äuſſerlichen Anſehen nach konnte die Tragödie bey den Alten in zweyerley Stücke eingetheilet werden; nemlich in das, was von dem Chore geſungen und in das was nur ſchlechtweg geſprochen wurde. Der muſikaliſche Theil beſtund aus Oden und die Sänger derſelben hieſſen alle zuſammen der Chor. Dieſer Chor nun fand ſich gleich in der erſten Handlung auf der Schaubühne ein und behielt ſeinen Platz bis ans Ende des ganzen Spieles. Er wurde nicht nur zum Singen, ſondern auch ſonſt, als eine

ſpie-

ſpielende Perſon, mit gebrauchet. Denn der Koryphäus oder Führer deſſelben redete im Namen aller übrigen, ſo gut als eine andere Perſon, darzwiſchen (*). Doch war freylich wohl das Singen die vornehmſte Pflicht des Chores, welches zu vier verſchiedenen malen, nemlich zwiſchen allen fünf Aufzügen geſchah. Denn im Anfange und am Ende der Tragödie ſang er nicht, ſondern es traten ſogleich die ſpielenden Perſonen hervor, machten auch mit ihrer Handlung den Beſchluß, wo nicht irgend der Chor, doch ohne Geſang, das letzte Wort behielt indem er eine erbauliche Betrachtung oder Nutzanwendung über das ganze Schauſpiel in wenigen Worten beyfügte. Alles nun, was zwiſchen dem erſten und letzten Liede geſpielet und geſungen wurde, das nennet man das Epiſodium; was vor dem Singen vorhergieng, den Eingang oder die Vorrede; und was darauf zuletzt folgte, den Ausgang oder Beſchluß, ſo daß auf dieſe Art eine Tragödie in drey ſehr ungleiche Theile unterſchieden wurde (**). Der andere Theil der Tragödie, der nicht geſungen ward, beſtund aus den Unterredungen der auftretenden Perſonen, die eine gewiſſe Fabel vorſtelleten. Ungeachtet nun dieſe Fabel nur eine einzige Haupthandlung haben muß, wenn ſie gut ſeyn ſoll: ſo theilte man doch der Abwechſelung halber dieſelbe in fünf Theile ein, die man Actus, Thaten, oder noch beſſer, Aufzüge nennete (***). Es waren aber dieſe fünf Aufzüge untereinander eben durch den Chor der Sänger verbunden und alſo wurde die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf die geſpielte Fabel nie ganz unterbrochen, welches bey uns durch die Muſikanten geſchieht. Dieſer Zu-
ſammen-

(*) HORAT. *Art. poët.*
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neuquid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & haereat apte &c.

(**) S. Ariſtoteles Poetik im 12. Kap.

(***) HORAT. *Art. poët.*
Neue minor quinto, neu ſit productior actu
Fabula, quae vult ſpectari & ſpectata reponi,

ſammenhang des ganzen Stückes that ſehr viel dazu, daß die ganze Tragödie einen ſtarken Eindruck in die Gemüther machte. Was die innere Einrichtung einer Tragödie betrift: ſo hat das Trauerſpiel einige Stücke mit dem Heldengedichte gemein; in andern aber iſt es von ihm unterſchieden. Es hat mit ihm gemein die Fabel, die Handlung, die Charaktere, die Gedanken und die Schreibart oder den Ausdruck. Es iſt aber von demſelben unterſchieden in der Gröſſe der Fabel, oder in ihrer Dauer; in der Beſchaffenheit des Ortes, wo ſie vorgehen muß und in der Art des Vortrages, welche hier ganz dramatiſch iſt, da dort die Erzählung herrſchet. Hierzu kömmt noch, daß in der Tragödie durch die lebendige Vorſtellung die Gemüthsbewegungen weit lebhafter und ſtärker gerühret werden; daß man die Muſik dabey brauchet und daß man einer Schaubühne nöthig hat, die auf verſchiedene Art verzieret werden muß. Wie eine gute tragiſche Fabel gemachet werden müſſe, iſt ſchon oben §. 179. einigermaſſen gewieſen worden. Der Poet wählet ſich einen moraliſchen Lehrſatz, den er ſeinen Zuſchauern auf eine ſinnliche Art einprägen will. Dazu erſinnt er ſich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit eines Satzes erhellet. Hiernächſt ſuchet er in der Hiſtorie ſolche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet iſt und von dieſem entlehnet er die Namen für die Perſonen ſeiner Fabel, um derſelben alſo ein Anſehen zu geben. Er erdenket ſodann alle Umſtände dazu, um die Hauptfabel recht wahrſcheinlich zu machen und das werden die Zwiſchenfabeln oder Epiſodia nach neuer Art genannt, dieſes theilt er alsdann in fünf Stücke ein, die ohngefehr gleich groß ſind und ordnet ſie ſo, daß natürlicher Weiſe das letztere aus dem vorhergehenden fließt; er bekümmert ſich aber weiter nicht, ob alles in der Hiſtorie wirklich ſo vorgegangen, oder ob alle Nebenperſonen wirklich ſo und nicht anders geheiſſen haben. Eine ſolche Fabel muß geſchickt ſeyn, Schrecken und Mitleiden zu erwecken und alſo die Gemüthsbewegungen der Zuſchauer auf

eine der Tugend gemäſſe Weiſe zu erregen. Eine ſolche Fabel nun zu erdichten, ſie recht wahrſcheinlich einzurichten und wohl auszuführen, das iſt das allerſchwerſte in einer Tragödie. Es hat viel Poeten gegeben, die in allem andern Zubehöre des Trauerſpiels, in den Charaktern, in dem Ausdrucke, in den Affecten und dergleichen glücklich geweſen ſind; aber in der Fabel iſt es ſehr wenigen gelungen (*). Sonderlich iſt das engländiſche Theater insgemein in der Einrichtung der Fabel fehlerhaft, als welche gröſztentheils nicht beſſer ſind, als die altfränkiſchen Haupt- und Staatsactionen der gemeinen Komödianten unter uns. Das kömmt aber daher, daß ein Trauerſpiel eine dreyfache Einheit haben muß, wenn man ſo reden darf. Die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabſicht, nemlich einen moraliſchen Satz; alſo muß ſie auch nur eine Hauptabhandlung haben, um derentwewegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andere moraliſche Wahrheiten in ſich ſchlieſſen. Alle Stücke ſind alſo tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen beſtehen, davon keine die vornehmſte iſt und iſt es alſo ein handgreifl cher Fehler, wenn zwey ſehr verſchiedene Dinge zugleich geſpielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher ſind, verdienen deswegen keine Entſchuldigung. Insgemein fehlen die engliſche Stücke wider dieſe Regeln, wenn ſie zwey ganz verſchiedene Fabeln in einander verwirren. Die Einheit der Zeit iſt das andere, das in der Tragödie unentbehrlich iſt. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monate dauren, wie oben gewieſen worden; das macht, ſie wird nur geleſen; aber die Fabel eines Schauſpieles, das mit lebendigen Perſonen in etlichen Stunden wirklich vorgeſtellet wird, kann

(*) Wer Exempel davon ſehen will, der ſehe, was von Schakeſ kears Cäſar im VII. B. und vom Telemach im VI. B. der kritiſchen Beyträge ſteht.

kann nur einen Umlauf der Sonne, wie Ariſtoteles ſpricht, das iſt einen Tag, dauren. Hier fehlen die Engländer gleichfalls. Die beſten Fabeln würden alſo eigentlich diejenigen ſeyn, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geſchehen, als ſie zur Vorſtellung brauchen, das iſt, etwa zwey oder drey Stunden; und ſo ſind die Fabeln der meiſten griechiſchen Tragödien beſchaffen. Kömmt es hoch, ſo bedörfen ſie ſechs, acht, oder zum höchſten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe; und höher muß es ein Poet nicht treiben, wenn er nicht wider die Wahrſcheinlichkeit handeln will. Es müſſen aber dieſe Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte ſeyn, weil dieſe zum Schlafen beſtimmet iſt; es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre, oder erſt nach Mittage anfienge und ſich bis in die ſpäte Nacht verzöge: oder umgekehrt, Frühemorgens angienge und bis zu Mittage daurete. Das iſt nun eben die Kunſt, die Fabel ſo ins Kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret. Zum dritten gehöret zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuſchauer bleiben auf einer Stelle ſitzen; folglich müſſen auch die ſpielenden Perſonen alle auf einem Platze bleiben, den jene überſehen können, ohne ihren Ort zu ändern. Sie helfen ſich zwar zuweilen mit dem Vorhange, den ſie fallen laſſen und aufziehen, wenn ſie zwey Zimmer zu der Fabel nöthig haben. Allein den Schauplatz zu ändern, iſt eigentlich in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt. Es ſind aber die Fabeln der Trauerſpiele ebenfalls entweder einfache und ſchlechte, oder verworrene, die einen Glückswechſel und eine Entdeckung unbekannter Perſonen haben. In beiden nun hat ein Knoten oder die ſogenannte Verwirrung ſtatt, die ſich im Anfange des Trauerſpiels in einander zu ſchlingen anfängt und allmählich immer mehr und mehr verwickelt, bis der letzte Aufzug, oder, wo möglich, der letzte Auftritt, alles auf einmal auflöſet. Dieſer Knoten iſt in der Fabel nöthig, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu erwecken und ſie auf den Ausgang

ſolcher verwirrten Händel begierig zu machen. Die Schönheit in dergleichen Fabeln beſteht darinn, daß dieſer Glückswechſel ganz zuletzt und zwar unvermuthet geſchieht; indem die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Perſonen, wenn dergleichen vorhanden ſind, unmittelbar vorhergeht. Wir kommen nunmehr auf die Charakter der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was vom Heldengedichte davon geſaget worden; denn alles das muß hier auch gelten. Es muß alſo der Poet ſeinen Hauptperſonen eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit geben, daraus man ihre künftigen Handlungen wahrſcheinlich vermuthen und, wenn ſie geſchehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem erſten Auftritte, den ſie hat, muß ſie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laſter verrathen, dadurch ſie ſich den andern Menſchen unterſcheidet. Ein Poet muß indeſſen die Perſonen, die aus der Hiſtorie ſchon bekannt ſind, genau bey dem Charaktere laſſen, den man von ihnen längſt gewohnt iſt (*). Ein anders iſt es, wenn er ganz neue Perſonen dichtet. Dieſe kann er machen, wie er ſelber will und wie die Fabel es erfordert; nur muß er das angehangene auf die nemliche Art fortzuführen und auszuhalten wiſſen. Ein widerſprechender Charakter iſt ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt (**). Nichts iſt von den Charakteren mehr übrig zu bemerken, als daß nur die Hauptperſonen dergleichen haben müſſen. Dieſer giebt es in einem Stücke ſelten mehr, als drey, oder vier; alle andere ſind Nebenperſonen. Dieſe

(*). HORAT.
— Honoratum ſi forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox inuictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.

(**). HORAT.
Siquid inexpertum ſcenae committis, & audes
Perſonam formare nouam; ſeruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, & ſibi conſtet.

ſe und die Bedienten der erſtern, die faſt allezeit in fremden Namen handeln oder thun, dörfen keine beſondere Gemüthsart haben; zum wenigſten haben ſie ſelten Gelegenheit, dieſelbe blicken zu laſſen. Sie thun nur, was ihnen befohlen wird, oder richten ſich doch von ſich ſelbſt nach den andern. Doch iſt es in ſolchen Fällen, wo ſie Gelegenheit dazu hätten, auch unverboten. Wir kommen nun auf die Gedanken und den Ausdruck, oder auf die Schreibart der Tragödien. Dieſe muß eben ſo beſchaffen ſeyn, als die Gedanken und Schreibart in Heldengedichten, wenn der Poet daſelbſt andere redend einführet. Die Alten nannten dieſe Art des Ausdruckes Kothurnus von den hohen Schuhen, die vormals von den vornehmen Standesperſonen getragen wurden. Die guten Poeten nun, die ihre Einbildungskraft durch die Vernunft in den Schranken zu halten und die hohe Schreibart durch die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zu mäßigen gewußt haben, ſind auch bey einer vernünftigen hohen Art des Ausdruckes geblieben. Die ſchwachen Geiſter aber, die ihrer Phantaſie folgen mußten, wohin ſie wollten, verſtiegen ſich öfters gar zu hoch und machten bisweilen ſolche Räthſel, als die delphiſche Prieſterinn (*). Ein guter Poet muß die tragiſchen Perſonen weder zu niedrig, noch zu hochtrabend reden laſſen (**). Mancher Poeten ihre Perſonen, die ſie aufführen, reden faſt alle lauter Phoebus (***). Die be-

ſte

(*) HORAT.
Et tulit eloquium inſolitum facundia praeceps,
— — — — & diuina futuri
Sorti legis non diſcrepuit ſententia Delphis.

(**) HORAT.
Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas:
Aut dum vitat humum, nubes & inania captet.

(***) HORAT.
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus & Peleus: cum pauper & exſul vterque
Proiicit ampullas & ſesquipedalia verba,
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

ſte allgemeine Regel, die man hier geben kann, iſt, die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten und dieſelbe aufs genaue nachzuahmen. Nun findet man aber, daß auch die vornehmſten Standesperſonen zwar ihrer Würde gemäß denken und ſprechen, ſo lang ſie ruhiges Gemüths ſind; ſobald ſie aber der Affect übermeiſtert: ſo vergeſſen ſie ihres hohen Standes faſt und werden wie andere Menſchen. Wenn wir nun einen wahrhaftigen Traurigen ſehen, dem vergeht die Luſt wohl, ſcharfſinnige Klagen auszuſtudiren. Er wird ſo kläglich und beweglich ſprechen, als es ihm möglich iſt, denn wo er ſelbſt nicht weinet: ſo wird gewiß niemand zum Mitleiden bewogen werden (*). Hier fraget ſichs unter andern, ob ſich in die Schreibart der Tragödien auch viele Gleichniſſe ſchicken? Ich antworte, man darf nur auf die Natur ſehen. Nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wenn wir von ernſtlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichungen zu machen pfleget. Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält ſich mit ſolchen Spielen des Witzes nicht auf, ſondern er dringt gerade auf die Sache ſelbſt. So unzulänglich einem unſrer Kunſtrichter dieſe Regel geſchienen, wenn er dieſelbe umzuſtoſſen geſuchet; ſo gegründet iſt ſie doch. Könige, Fürſten und Helden pflegen in ernſthaften Geſchäften nicht lang mit künſtlichen Vergleichungen zu ſpielen; ſondern reden mit Ernſte und Nachdrucke. Auf dieſe Natur muß man ſehen. Ein anders iſt es mit einem Poeten in einem Heldengedichte. Dieſer iſt ſelbſt in der Fabel nicht mit verwickelt, die er erzählt, ſondern gleichſam nur ein Zuſchauer oder Herold derſelben. Der kann ſich alſo wohl bey kaltem Blute die Zeit nehmen, Gleichniſſe zu machen und ſo

(*) HORAT.

Ut ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſe tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe vel Peleu! Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo.

weitläuftig auszuführen, als er will. Allein in der Tragödie kommt der Poet gar nicht zum Vorſcheine: ſondern es reden lauter andere Leute, die mit an den Begebenheiten Theil haben und als ordentliche Menſchen eingeführet werden müſſen. Die Exempel der Alten ſind mir hierinn auch nicht zuwider. Eben das iſt von der Gelehrſamkeit und Beleſenheit zu merken, welche einige Tragödienſchreiber ihren Perſonen zu leiben pflegen. Sie ſchicket ſich für dieſelben durchaus nicht, zumal wenn ſie im Affecte reden und könnten an bequemern Oertern verſparet werden. Die Muſik war bey den Alten in der Tragödie einer von den beſten Zierrathen. Die Lieder, die der Chor ſang, wurden mit Inſtrumenten begleitet; und, weil dieſe einen weſentlichen Theil ihrer Schauſpiele ausmachten: ſo rechneten ſie die Muſik mit zur Tragödie. Dieſe Muſik aber war ſehr ſtark, indem die Zahl der Perſonen im Chore zuweilen bis auf funfzig hinan lief. Bey uns ſind die Chöre nicht mehr gewöhnlich, obgleich unſere erſten Tragödienſchreiber ſie, nach der alten Art, bey jedem Aufzuge angehänget haben. Bey dieſer Gelegenheit müſſen wir auch von den Maſchinen und andern Zierrathen der Schaubühne handeln. Durch Maſchinen verſteht man die Erſcheinungen der Götter, die vom Himmel herunter kommen. Dieſe kommen uns in neuern Zeiten ſehr unglaublich vor. Wir haben ſelbſt dergleichen nie geſehen und können uns nicht einbilden, daß es vor hundert oder zweyhundert Jahren anders geweſen ſeyn ſollte (*). Eben dahin gehören auch die Zaubereyen, welche man die Maſchinen der neuern Zeiten nennen könnte. Sie ſchicken ſich für unſre aufgeklärten Zeiten nicht mehr, weil ſie faſt niemand mehr glaubt; alſo enthält ſich ein Poet mit gutem Grunde ſolcher Vorſtellungen, die nicht mehr wahrſcheinlich ſind und nur in der ernſthafteſten Sache ein Gelächter erwecken würden.

Einen

(*) HORAT.
Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Einen beſſern Zierrath geben die Veränderungen der Schaubühne ab, dadurch dieſelbe allemal denjenigen Ort vorſtellig macht, wo das ganze Stück vorgegangen ſeyn ſoll. Dieſer muß nun zwar die ganze Tragödie hindurch einerley bleiben; allein in verſchiedenen Trauerſpielen muß ſich bald eine Straſſe der Stadt, bald ein königlich Zimmer, ein Feldlager, ein Wald, ein Dorf, ein Garten und dergleichen vorſtellen. Die Griechen und Römer haben auf dergleichen Einrichtungen der Bühne erſtaunliche Summen verwandt und wie hoch man heute zu Tage auf den Opernbühnen die Sache treibe, liegt, zumal in Deutſchland, am Tage. Doch dieſes geht den Poeten nichts weiter an, als in ſo weit er ſagt, wo der Schauplatz des Stückes geweſen, worauf ſich denn der Inhalt allemal bezieht und darnach ſich der Theatermeiſter nachmals richten muß. Nun ſcheint zwar dieſe Regel vielen zu hart und andere wollen durch die Veränderungen des Schauplatzes der Schwäche ihrer Stücke aushelfen. Allein die Nachahmung der Natur läßt gleichwohl nichts anders zu (*). Eben das iſt von den Kleidungen zu ſagen. Hier ſollen von Rechtswegen die Perſonen nach Beſchaffenheit der Stücke, bald in römiſcher, bald in griechiſcher, bald in perſianiſcher, bald in ſpaniſcher, bald in altdeutſcher Tracht auf der Schaubühne erſcheinen und dieſelbe ſo natürlich nachahmen, als es möglich iſt. Je näher man es darinn der Vollkommenheit bringt, deſto gröſſer wird die Wahrſcheinlichkeit und deſto mehr wird das Auge der Zuſchauer vergnüget; Hier muß ein verſtändiger Auffeher der Schaubühne ſich in den Alterthümern umgeſehen haben, und die Trachten aller Nationen, die er aufzuführen willens iſt, in Bildern ausſtudiren. Endlich kömmt der Vortrag ſelbſt, das iſt, die Ausſprache und die Gebärden der ſpielenden Perſonen. Hierauf kömmt in der Vorſtellung eines Trauerſpieles faſt

 alles

(*) Siehe des Abbe Hedelin von Aubignac Ausübung der theatraliſchen Schaubühne.

alles an. Das beſte Stück wird lächerlich, wenn es ſchlecht und kaltſinnig hergeſagt wird; hingegen das elendeſte Zeug klingt zuweilen erträglich wenn eine gute Ausſprache ihm zu ſtatten kömmt. Bey den Alten hat es eigene Lehrmeiſter gegeben, die den jungen Komödianten Anleitung dazu gaben, wie ſie eine Rolle gut ſpielen ſollen. In der That ein Redner und Komödiant haben in dieſem Stücke einerley Pflicht (*). Es iſt dieſes eines von den wichtigſten Stücken (**). Hierinn ſteckt nun hauptſächlich die Regel: ein guter Komödiant müſſe dasjenige erſt bey ſich zu empfinden bemühet ſeyn, was er vorzutragen willens iſt; welches in der That das beſte Mittel iſt, eine lebhafte Ausſprache und Stellung zu erlangen. Schlüßlich muß noch erinnert werden, daß die

(*) S. den Tractat des le Faucher, de l'action de l'Orateur, der unter Conrarts Namen herausgekommen und auch ins deutſche überſetzet worden iſt. Riccoboni hat in italiäniſcher Sprache ein langes Lehrgedicht für Komödianten geſchrieben, darinn er ihnen Regeln von der guten Ausſprache giebt, welches bey ſeiner Hiſtorie des italäniſchen Theaters befindlich iſt. Er hat auch im Franzöſiſchen eine Anleitung dazu gegeben, die als ein Anhang bey ſeinem reflex. hiſtor. & critiques ſur tous les theatres de l'Europe befindlich iſt und ſein Sohn hat nach der Zeit ein kleines Werk l'Art du Theatre ans Licht geſtellet, das wir in der Stutgardiſchen Monatsſchrift auch deutſch haben. Des Abbé *d'Aubignac* Pratique du Théatre hat der Herr Hofrath von Steinwehr durch ſeine Ueberſetzung gemeinnützig gemachet. Nebſt gedachtem Hedelin kann man noch des P. *Brumois* Theatres des Grecs nebſt des Riccoboni ſämtlichen Schriften von der Schaubühne, endlich auch die Vorreden leſen, die Corneille und Racine vor ihre Stücke geſetzet haben.

(**) HORAT. *Art. poët.*

—— —— —— Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia moeſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum,
Ludentem laſciua, ſeuerum ſeria dicta
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: iuuat & impellit ad iram,
Aut ad humum moerore graui deducit & angit,
Poſt effert animi motus interprete lingua.

die Auftritte der Scenen in einer Handlung allezeit mit einander verbunden ſeyn müſſen; damit die Bühne nicht eher ganz ledig werde, bis ein ganzer Aufzug aus iſt. Es muß alſo aus der vorigen Scene immer eine Perſon da bleiben, wenn eine neue kömmt, oder eine abgeht, damit der ganze Aufzug einen Zuſammenhang habe (*). Der einzige Fall iſt nur auszunehmen, wenn die Perſonen, die auf der Bühne ſtehen, denen, die ſie ankommen ſehen, ausweichen wollen. Hier hängen nemlich die Auftritte auch durch eben dieſe Flucht der erſten ſattſam zuſammen.

§. 219.

Die Komödie iſt, wenigſtens dem Namen nach, jünger, als das Trauerſpiel; denn in der That waren ſie vor Alters einerley; da man noch dem Bachus zu Ehren die ſchimpflichſten Lieder an Feſttagen zu ſingen pflegte und ſelbige Tragödien nannte. Als aber die geſcheideſten Köpfe ſich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten und ernſthaftere Sachen in ihren Schauſpielen aufführeten: ſo wurden ſie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit ſelbſt nahm die Komödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Koſten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chor unterhalten und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anſchaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte: ſo gab man ihm den Chor, wie ſie redeten, das iſt, man kaufte es ihm ab und ließ es von den Komödianten aufführen. Indeſſen waren die Ueberbleibſel der Alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geſchmack an Narrenpoſſen und garſtigen Schimpfreden, als an ernſt-

(*) BOILEAU *Art. poët.*
Que l'action marchant où la raiſon la guide,
Ne ſe perde jamais dans une ſcene vuide.

haften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen ſchien dieſe Art der Beluſtigungen zu abgeſchmackt, weil ſie ſchon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen alſo wohl dieſen bäuriſchen Luſtbarkeiten zum Schimpfe den Namen Komödien gegeben haben, als welcher von Κωμη und ωδη herkömmt und alſo ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieſer Stücke gewahr, daß die Tragödienſchreiber ihre Spiele beſſer einrichteten. Sie ahmeten denſelben alſo mehr und mehr nach, bis ihre Schaubühnen endlich ein beſſers Geſchick bekamen. Doch weiß man insbeſondere denjenigen, oder diejenigen nicht zu nennen, die am erſten Hand ans Werk geleget haben (*). Ihr Inhalt iſt ein ſcharfer oder beiſſender Scherz geweſen, den ſie von lauter bäuriſchen Satyren, das iſt, halbnackenden Bauern haben abſingen oder ſpielen laſſen. Und die Abſicht war, dem Volke nach vollbrachtem Gottesdienſte und vollendetem Schmauſe durch eine neue Luſtbarkeit die Zeit zu vertreiben. Dieſes war nun die alte Komödie (**). Eupolis, Kratinus und Ariſtophanes gaben ihr ein ganz anders Anſehen. Die vorige Heftigkeit nackender Satyren wurde in eine lächerliche Vorſtellung gewiſſer Perſonen verwandelt, die man ſich nicht ſcheuete mit Namen zu nennen. Sonderlich ſungen die Chöre dieſer Komödien nichts als ehrenrührige Schmählieder, dadurch die Unſchuldigſten angegriffen wurden. Daher kam es auch, daß die Obrigkeit dieſer

(*) HORAT.

Carmine qui tragico vilem certauit ob hircum,
Mox etiam agreſtes Satyros nudauit; & aſper
Incolumi grauitate iocum tentauit; eo quod
Illecebris erat, & grata nouitate morandus
Spectator, functusque ſacris, & potus, & exlex.

(**) S. Nikolai Calliachii Tractat de ludis ſcenicis mimorum & pantomimornm, welchen Marc. Anton-Madero 1730 aus einer Handſchrift zuerſt zu Padua ans Licht geſtellet, und wo im IV. und V. Kap. der Urſprung der älteſten Luſtſpiele überhaupt ſehr gelehrt erkläret iſt.

dieſer Frechheit Einhalt that und die Chöre abzuſchaffen auch keine Perſon mehr mit Namen zu nennen gebot (*). Da nun dergeſtalt die mittlere Komödie der Griechen aufhörete: ſo gieng die neue an, darinn ſich Philemon und Menander vor andern hervorgethan. Dieſer fieng nunmehr an, rechte Fabeln zu erdenken, die ſich auf die komiſche Schaubühne ſchickten. Er gab denſelben weder von lebendigen Leuten, noch von den Helden in Geſchichten die Namen; ſondern er nannte ſie ſelbſt, wie es ihm gut dünkte. Seine Spiele aber blieben deswegen doch eben ſo angenehm und erbaulich, als ſie vorher geweſen waren. Dieſe Veränderung oder Verbeſſerung der Komödie hat Ariſtoteles nicht erlebet, weil die mittlere bis nach Alexanders Zeiten gewähret (**). Die Römer müſſen Leute von ganz anderm Naturelle geweſen ſeyn, als die Griechen; denn bey ihnen hat die Komödie ein ganz widerwärtiges Glück gehabt. Dort war ſie zuletzt in Aufnehmen gekommen; hier aber ward ſie zuerſt beliebt. Man kann ſie hier ebenfalls in die alte, mittlere und neue eintheilen und jene zu des Livius Andronicus, die andere zu des Plautus, die dritte zu des Terenz Zeiten antreffen. Die erſte war noch ziemlich ungeſtalt und grob, wie aus Horazens Zeugniſſe von des Ennius Verſen erhellet. Plautus

 trieb

(*) HORAT.
Succeſſit vetus his comoedia, non ſine multa
Laude: ſed in vitium libertas excidit, et vim
Dignam lege regi. Lex eſt accepta, chorusque
Turpiter obticuit, ſublato iure nocendi;

(**) S. des Abts Brumois Abhandlungen von der griechiſchen Schaubühne die vor ſeinem Theatre des Grecs ſtehen; imgleichen die ſchönen Unterſuchungen hieher gehöriger Dinge, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres hin und wieder vorkommen. Indeſſen hat es eine ungeheure Menge komiſcher Dichter in Griechenland gegeben, von denen alles verlohren gegangen. Man kann ihre Namen theils beym Ariſtoteles in der Dichtkunſt, theils beym Le Fevre des Poëtes grecs, theils im Voſſius de Poëtis graecis nachſehen.

trieb die Kunſt in ſeinen Komödien etwas höher; aber er bequemete ſich zu ſehr nach dem Geſchmacke des Pöbels und mengte viel garſtige Zoten und niederträchtige Fratzen hinein. Dieſe mochten auch noch zu Horazens Zeiten vielen gefallen, weil ſie gemeiniglich die alten Poeten lobten, die neuen aber verachteten (*). In der That iſt Terenz ſchon von den alten Kunſtrichtern dem Plautus weit vorgezogen worden. Indeſſen iſt es wahr, daß Terenz ſowohl als ſeine Vorgänger nicht viel neue Fabeln gemachet; ſondern die meiſten aus Menanders, des Diphilus und anderer griechiſchen Komödien entlehnet hat. In neuern Zeiten haben ſich die Deutſchen, Italiäner, Franzoſen und Engländer, ſo zu reden, um die Wette in Komödien hervorgethan. Eine jede Nation iſt ihrem Geſchmacke gefolget und alſo ſind auch verſchiedene Arten dadurch zum Vorſcheine gekommen, die entweder beſſer oder ſchlechter gerathen, nachdem ſie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget ſind. Unſere Deutſchen ſind in ganz Europa die erſten geweſen, die auch mitten in dem Verfalle der ſchönen Wiſſenſchaften die Schauſpiele geliebet. Die erſten Italiäner, die uns die freyen Künſte im Occidente zuerſt wieder hergeſtellet, haben ſich freylich auch angelegen ſeyn laſſen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen (**). Allein ſeit etlichen Jahr-

(*) HORAT. *art. poët.*

Non quiuis videt immodulata Poëmata iudex,
Et data Romanis venia eſt indigna poëtis,

— — — — — —

At noſtri proaui Plautinos et numeros et
Laudauere ſales nimium patienter vtrumque,
Ne dicam, ſtulti mirati; ſi modo ego et vos
Scimus inurbano lepidum ſeponere dicto,

(**) S. Riccoboni in ſeiner Hiſtorie der italiäniſchen Schaubühne und in ſeinen Remarques hiſtor. et critiq. ſur tous les theatres de l'Europe, Muratori Vorrede zu den zwölf italiäniſchen Trauerſpielen, die er unter dem Titel Theatro italiano im Jahr 1728 zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat und Creſcimbeni Hiſtor. della volgar Poeſia Vol. I. L. IV, cap. 6.

Jahrhunderten hat man aus der Erfahrung geſehen, daß das italiäniſche Theater nicht viel kluges mehr hervorgebracht hat. Ihre beſten Komödien enthalten nichts, als Romanſtreiche, Betrügereyen der Diener und unendlich viel abgeſchmackte Narrenpoſſen. Harlequin und Scaramutz ſind die ewigen Hauptperſonen ihrer Schaubühne; und dieſe ahmen nicht die Handlungen des gemeinen Lebens nach, ſondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht ſo arg träumen könnten. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln (*). Indeſſen haben ſich Herr Muratori in ſeiner Poeſia perfetta italiana und der Marcheſe Maffei zu unſern Zeiten bemühet, auch die komiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unrathe zu reinigen, darein ſie gerathen war, wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherly und Congreve in dieſem Stücke und Dryden ſelbſt hat ſich in Komödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu haben glauben (**). Da die engliſche Nation viel ſolche Originale von beſondern Arten des Eigenſinnes und der Grillen aufzuweiſen hat: ſo iſt es gewiß, daß dieſe ſonderbaren Thorheiten lächerliche Vorſtellungen genug auf die Schaubühne verſchaffen werden. Allein, da es das Werk der Komödie nicht iſt, einzelne Perſonen zu ſpotten oder ſchlechthin ein Gelächter zu erwecken,

(*) HORAT.

— — Velut aegri ſomnia, vanae
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput vni
Reddatur formae.

(**) Dryden beſchreibt denſelben: The ridiculous Extravagance of Converſation wherein one Man differs from all others, das iſt, die lächerliche Art im Umgange, darinnen ein Menſch ſich von allen andern unterſcheidet.

erwecken, ſondern allgemeine Thorheiten lächerlich zu machen, wie hernach erwieſen werden ſoll: ſo ſehen wir wohl, daß die Engländer nach ihrer Gewohnheit von ihrer Nation zu groſſprecheriſch urtheilen. Ihr Johnſon hat ihnen Regeln der Schaubühne geſchrieben, daraus Dryden auch viel Werks macht: ob er gleich ſelbſt in den Vorreden zu ſeinen Schauſpielen die Regeln allezeit nach ſeinen Exempeln verdreht. So viel müſſen wir indeſſen mit St. Evremond und Voltaire geſtehen, daß die engliſche Komödie ſehr viel moraliſche laſterhafte Charaktere glücklich aufführet und darinn an Reichthume und Nachdrucke aller andern Nationen vorgeht. Es wäre nur zu wünſchen, daß nicht eine ſo wilde Verderbniß der Sitten auf ihrer Bühne herrſchen möchte, die eher die Zuſchauer anzuſtecken, als zu erbauen geſchickt iſt (*). Die Franzoſen haben es unter den Neuern wohl unſtreitig, wie in der Tragödie, alſo auch in der Komödie am höchſten gebracht. Moliere hat ſeine Stücke eines theils nach den Regeln und Exempeln der Alten eingerichtet, andern theils aber auch den Italiänern und Spaniern manche Erfindung abgeborget, wie Riccoboni in ſeinen Reflections ſur *Moliere* entdecket hat, zu geſchweigen, daß ihm auch ſonſt Terenz weit vorzuziehen iſt. Er iſt zwar daher viel reicher an Materien, als dieſer; welches aber kein Wunder iſt, weil dieſer nur ſechs, er aber wohl drey- bis viermal ſo viel Komödien geſchrieben. Kaum ſechs von ſeinen Stücken ſind recht regelmäßig. Seine Schreibart, ſonderlich die poetiſche, iſt nicht allezeit ſo natürlich, als ſie für Komödien wohl ſeyn ſolte; wie ihm der Erzbiſchoff Fenelon in ſeinen Gedanken über die Komödie, die vor der Gottſchediſchen Schaubühne ſtehen, dieſes mit Rechte vorrücket. Er macht oft groſſe Umſchweife, ſehr wenig damit zu ſagen und kömmt dem Galimatias

ſehr

(*) S. Coiliers Critique du theatre anglois comparé au theatre d'Athenes, oe Rome et de France &c. traduit de l'Anglois Mr, *Collieo*. Par, 1715, oder des Bücherſ. VII. B. 213 St.

ſehr nahe. Hernach treibt er ſeine Charaktere zuweilen ſehr hoch, ſo daß ſie endlich unnatürlich werden. Noch mehr iſt er deswegen zu tadeln, daß er oft das Laſter gar zu angenehm, die Tugend aber gar zu ſtörriſch, unartig und lächerlich gemachet hat. Die Bühlerey junger Leute hat immer den Vorzug vor der ſorgfältigen Aufſicht der guten Eltern, die für ihrer Kinder Tugend beſorget ſind; da hingegen jene entweder ſchon laſterhaft ſind, oder es doch leicht werden können. Er ſpottet der betrogenen Männer oft ohne all ihr Verſchulden. Denn was kann denn in Frankreich ein guter rechtſchaffener Ehegatte davor, daß ſein Weib ausſchweifet, da es eine galante Mode iſt, die Ehe zu brechen und neben einem Manne noch ein halb Dutzend Anbeter zu haben. Endlich hat ſich Moliere, dem Pöbel zu gefallen, gar zu tief herunter gelaſſen, da er, die italiäniſchen Narrenspoſſen nachzuahmen, die Betrügereyen Scapins aufgeführet hat (*). Von den neuern Franzoſen iſt ohne Zweifel Destouches der beſte Komödienſchreiber. Bey uns Deutſchen hat es vor und nach Opitzen an Komödienſchreibern zwar niemals gefehlet: aber nichts deſtoweniger haben wir aus dem vorigen Jahrhunderte nichts rechtes aufzuweiſen, was unſerer Nation Ehre machen könnte. Andreas Gryphius hat es ohne Zweifel in Komödien oder Luſtſpielen noch am weiteſten gebracht. Seine Säugamme, ſein Horribilicribrifax und Peter Squenz ſind in Anſehung ſeines Zeitpunctes noch ziemlich wohl gerathen und ſtellen ſolche lächerliche Thorheiten vor, die dem Zuſchauer viel Vergnügen und Nutzen ſchaffen können. Nur in dem Zuſammenhange der Auftritte, in der Menge der ſpielenden Perſonen und in der Einheit des Ortes hat er es, nach Art aller unſerer Alten ſehr verſehen. Chriſtian Weiſe hat ihm nachfolgen wollen und kein übles Talent dazu gehabt; allein, wie ihm überhaupt

(*) BOILEAU *art. poët. Ch. III.*
Dans ce ſac ridicule où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconois plus l'auteur du Miſantrope.

haupt die Regeln der alten Redekunſt und Poeſie unbekannt geweſen: ſo iſt er auch bey ſeinem ſelbſtgewachſenen Witze geblieben und hat lauter unrichtige Stücke gemachet. Man will ihn meiſtens damit entſchuldigen, daß er ſich genöthiget geſehen, allen ſeinen Schülern etwas zu thun zu geben: allein, wer nöthigte ihn dazu, ſie alle in einer Komödie zu brauchen? Er hätte ſie wechſelsweiſe in verſchiedenen anbringen und etwas rechtes machen können. Das war aber wohl die wahre Urſache nicht, warum er nichts regelmäßiges gemacht. Indeſſen iſt es doch gut, wenn man ihn lieſt, um dadurch auf manchen guten Einfall zu kommen, der ſich nach unſerer Art in der Komödie anbringen läßt. Was ſonſt von den beſten deutſchen Komödianten geſpielet ward, das war gemeiniglich aus dem Franzöſiſchen überſetzt; welches auch ſo lang ganz gut war, bis wir mit der Zeit eigene komiſche Poeten bekamen, die etwas Vernünftiges machen konnten. Seitdem nun viele gute Schriftſteller gefolget ſind: ſo haben wir nun ſchon eine kleine theatraliſche Bibliothek gedruckter Schauſpiele bekommen, darunter auch verſchiedene ſchöne Originale befindlich ſind, die ſchon an vielen Orten fleißig aufgeführet worden. Die Komödie iſt nichts anders, als eine Nachahmung einer laſterhafter Handlung, die durch ihr lächerliches Weſen den Zuſchauer beluſtigen, aber auch zugleich erbauen kann. So hat ſie Ariſtoteles beſchrieben und zugleich erkläret, was er durch das Lächerliche verſtünde. Er ſagt aber ſehr wohl, daß es etwas ungeſtaltes oder ungereimtes ſey, das doch demjenigen, der es an ſich hat, keinen Schmerz verurſachet. Es iſt alſo wohl zu merken, daß weder das Laſterhafte, noch das Lächerliche für ſich allein in die Komödie gehöret, ſondern beides zuſammen, wenn es in einer Handlung verbunden angetroffen wird. Vieles läuft wider die Tugend; iſt aber mehr ſtrafbar und widerlich, als lächerlich, vieles iſt auch lächerlich, wie zum Exempel die Harlekinspoſſen der Italiäner, aber darum iſt es doch nicht laſterhaft. Beides gehöret alſo

nicht

nicht zum Weſen eines rechten Luſtſpiels (*). Einige wollen zwar die Möglichkeit einer ganz tugendhaften Komödie behaupten, die doch luſtig ſeyn ſollte. Noch andere wollen aus der beweglichen und traurigen Komödie, die von den Franzoſen Comedie larmoyante genennet wird, eine eigene neue Art machen. Allein, wenn es ja eine ſolche Art von Schauſpielen geben kann und ſoll: ſo muß man ſie nur nicht Komödien nennen. Sie könnten viel eher bürgerliche, oder adeliche Trauerſpiele heiſſen, oder gar Tragikomödien, als ein Mittelding zwiſchen beiden, genennet werden (**). Nach dieſer Regel iſt es leicht, alle Komödien zu beurtheilen; wo man denn finden wird, daß eine groſſe Menge nicht nach den Regeln der Vernunft gemachet iſt. Zu einer komiſchen Handlung nun kan man eben ſo wenig, als zu tragiſchen einen ganzen Charakter eines Menſchen nehmen, der ſich in unzähligen Thaten äuſſert. Es muß eine einzige, recht wichtige That genommen werden, dazu viele Anſtalten gehören, ehe ſie ausgeführet werden kann; die aber, vieler Schwierigkeiten ungeachtet, gelingt und alſo eine Handlung ausmacht. Die Fabeln der Komödie werden auf eben die Art gemachet, als die tragiſchen und können eben ſowohl in ſchlechte, einfache oder gemeine, und in verworrene, die eine Entdeckung, oder doch einen Glückswechſel (Peripetie) haben, eingetheilet werden. Alle haben ihren gewiſſen Knoten, der ſich im Anfange der Komödie einwickelt und hernach geſchickt und wahrſcheinlich auflöſet. Dieſes iſt nun die ganze Kunſt. Die Italiäner machen gemeiniglich gar zu viel unnatürliche Künſteleyen. Sie ver-

(*) HORAT.
Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

(**) Deſtouches hat verſchiedene von der Art gemacht. z. E. den Verſchwender, den Ruhmredigen u. ſ. w. Ja auch die Cenie der Frau von Graphigny gehöret hieher, die wir ſchon deutſch haben vorſtellen geſehen.

verkleiden ſich unzählige mal. Bey ihren Komödien iſt ohnedieß an nichts weiter zu denken, als an Liebesſtreiche, da man entweder die Eltern oder die Männer betrüget. Dieſe Materie aber iſt ſchon ſo abgedroſchen, daß wir nicht begreifen können, wie man ſie nicht längſt überdrüßig geworden. Eben ſo kömmt es uns vor, wenn ſich alle Stücke mit dem Heirathen endigen. Iſt denn weiter nichts in der Welt, als das Hochzeitmachen, was einen frölichen Ausgang geben kann? Moliere ſelbſt hat ſich dieſes Kunſtgriffes zu oft bedienet; da er doch fähig geweſen wäre, hundert andere Verwickelungen und Auflöſungen ſeiner Fabeln zu erfinden. Wir haben itzo einen Tractat von dem Herrn Riccoboni, darinn er zu einer gänzlichen Verbeſſerung der Schaubühne Vorſchläge thut und Mittel an die Hand giebt, ſie mit der Vernunft, Politik und Religion in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen. Die Perſonen, die zur Komödie gehören, ſind ordentliche Bürger oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl Baronen, Marquis und Grafen ſind: nicht, als wenn die Groſſen dieſer Welt keine Thorheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, ſondern weil es wider die Ehrerbietung läuft, die man ihnen ſchuldig iſt, ſie als auslachenswürdig vorzuſtellen. Die ganze Fabel einer Komödie muß ihrem Inhalte nach die Einheit der Zeit und des Ortes, eben ſowohl, als die Tragödie, beobachten. Ein Haus, oder ein Platz auf öf- öffentlicher Straſſe muß die Schaubühne werden, wenn ſie in der Stadt vorgeht; ſonſt könnte es auch wohl ein Pallaſt oder ein Garten ſeyn. Die Zeit darf auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derſelben muß eben ſowohl, wie oben in Trauerſpielen, in fünf Aufzüge geſchehen, ungeachtet die Italiäner nur dreye zu machen pflegen. Denn auf dieſe Art werden ſie gemeiniglich gar zu lang und bekommen ſo viel Auftritte hinter einander, daß man ſich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte

einer Perſon. Sobald eine kömmt oder eine weggeht: ſo rechnet man einen neuen Auftritt; und nachdem ſie kurz oder lang gerathen, nachdem müſſen ihrer auch viele oder wenige zu einem Aufzuge ſeyn. Das merken wir hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus iſt. Es läßt häßlich, wenn hier ein paar Perſonen davon laufen und dort ein paar friſche hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechſeln haben; und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwiſchenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zuſammen hängen. Wenn alſo jemand auftritt: ſo muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet; und wenn jemand weggeht: ſo muß er einen da laſſen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte (*). Da wir von Auftritten handeln: ſo müſſen wir auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Perſon auftritt. Bey den Alten zwar hatten dieſe mehr Wahrſcheinlichkeit, als bey uns; weil nemlich damals der Chor allezeit auf der Bühne ſtund und mit für eine Perſon anzuſehen war, folglich redete da die einzelne Perſon nicht mit ſich ſelbſt. Bey uns aber iſt die Bühne leer und die Zuſchauer gehören nicht mit in die Komödie: folglich hat die Perſon niemanden, den ſie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn ſie allein ſind; es wäre denn in beſondern Affecten und das mit wenig Worten. Daher kommen uns die meiſten einzelnen Scenen ſehr unnatürlich vor. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kann, welches auch meiſtens angeht; wenn man dem Redenden nur ſonſt jemand zugiebt, der als ein Vertrauter oder Bedienter das, was er ſagt, ohne Gefahr wiſſen und hören darf. Eben ſo übel ſteht es, wenn jemand für ſich auf der Schaubühne redet, doch ſo, daß

(*) BOILEAU *art. poët.*
Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

daß der andere, der dabey ſteht, es nicht hören ſoll, gleichwohl aber ſo laut ſpricht, daß der ganze Schauplatz es verſtehen kann. Was hierinn für eine Wahrſcheinlichkeit ſtecke, das haben wir niemals ergründen können; es wäre denn, daß die anweſenden Perſonen auf eine ſo kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätten (*). Von den Charaktern in der Komödie iſt weiter nichts beſonders zu erinnern, als was bey der Tragödie ſchon vorgekommen iſt. Man muß nemlich die Natur und Art der Menſchen zu beobachten wiſſen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geſchlechte und jedem Volke ſolche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt ſind. Kömmt ja einmal etwas Auſſerordentliches vor: ſo muß der Zuſchauer vorbereitet werden, ſolche ungewöhnliche Charaktere für wahrſcheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umſtände geſchiebt, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber auch die lächerliche Charaktere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuſchauer glauben kann, daß wohl kein Menſch in der Welt ſo gar thöricht ſeyn würde: ſo bald verliert der Charakter ſeinen Werth. Darinn fehlen zuweilen auch die beſten Poeten. (**). Von den Affecten iſt hier ebenfalls nichts Neues zu ſagen, als daß man die tragiſchen, nemlich die Furcht, das Schrecken und Mitleiden zu vermeiden habe (***).

Alle

(*) S. von beiden Stücken des Abts Hedelin von Aubignac Buch von Ausführung der theatraliſchen Dichtkunſt nach des Herrn von Steinwehr Ueberſetzung.

(**) BOILEAU *art. poët.*

Contemplez, de quel air un Pere dans Terence,
Vient d'un fils amoureux gourmander l'imprudence.
De quel air cet amant écoute ſes leçons,
Et court chez ſa maitreſſe oublier ces chanſons.
Ce n'eſt pas un portrait, une image ſemblable,
C'eſt un amant, un fils, un pere veritable.

(***) BOILEAU *art. poët,*

Le Comique, ennemi des ſoupirs et des pleurs,
N'admet point dans ſes vers de tragiques douleurs.

Alle übrige Leidenſchaften finden in der Komödie auch ſtatt. Von der Liebe und Luſtigkeit darf man wohl keine Regeln geben; denn darauf verfallen die gemeinſten Komödienmacher von ſich ſelbſt. Sie mögen ſich nur in Acht nehmen, daß ſie in der erſten nicht die Geſetze der Schamhaftigkeit und Zucht; in der andern den Wohlſtand nicht aus den Augen ſetzen (*). Dieſe Regel iſt um deſto nöthiger zu wiederholen und einzuſchärfen; da auch Leute, die ſich einer verbeſſerten Schaubühne rühmen, ja ſich ſelbſt für die Verbeſſerer derſelben ausgeben, mit ſolchen Fratzen aufgezogen kommen und durch das niedrigſte Zeug ihre Zuhörer zu beluſtigen ſuchen. Ja ſie mengen wohl in ſolche Stücke Zoten ein, die von ihren Verfaſſern aufs ehrbarſte abgefaſſet werden. Dieſes führet uns endlich auf die Schreibart der Komödien. Sie beſteht aus den Gedanken und Ausdrücken derſelben und hierinn iſt die Komödie von der Tragödie ſehr unterſchieden. Das macht, das dort faſt lauter vornehme Leute; hier aber Edelleute, Bürger und geringe Perſonen, Knechte und Mägde vorkommen, und dort die heftigſten Gemüthsbewegungen herrſchen, die ſich durch einen pathetiſchen Ausdruck zu verſtehen geben; hier aber nur lauter lächerliche und luſtige Sachen vorkommen, wovon man in der gemeinen Sprache zu reden gewohnt iſt. Es muß alſo eine Komödie eine ganz natürliche Schreibart haben und, wenn ſie gleich in Verſen geſetzet wird, doch die gemeinſten Redensarten beybehalten. Diejenigen machen es alſo nicht gut, die ſich in ihren Komödien nach dem böſen Muſter der heutigen Franzoſen einer gekünſtelten und durchgehends ſinnreichen Schreibart bedienen. Ein ſo gedrechſelter Ausdruck iſt der täglichen Sprache des Umganges gar nicht ähnlich und ſtellet alſo ein Stück aus einer andern Welt vor. Dabey entſteht nun die

(*) BOILEAU *art. poet.*
Mais ſon emploi n'eſt pas d'aller dans une place,
De mots ſales et bas charmer la populace,
Il faut que ſes acteurs badinent noblement.

Frage: Ob man auch in Verſen Komödien ſchreiben könne? Menander, Terenz, Moliere, Destouches, Regnard und ſo viele andere haben es mit gutem Erfolge gethan; warum ſollte es denn bey uns Deutſchen nicht angehen? Wir haben auch in unſerer Sprache ſchon etliche Exempel davon erlebet, die nicht übel gerathen ſind. Nur muß keine poetiſche Schreibart darinn herrſchen und auſſer dem Syllbenmaaſſe ſonſt nichts gleiſſendes oder gekünſteltes dabey vorkommen. Es ſchicken ſich aber nach dem Muſter der Alten keine andere, als jambiſche Verſe dazu und zwar lange ſechsfüßige oder gar achtfüßige mit ungetrennten Reimen; oder welches noch beſſer wäre, ohne alle Reime, wie auch die Italiäner des XV. Jahrhunderts ſie gemachet haben und die Engländer ſie noch dieſe Stunde machen (*). Von der Luſtigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Wir antworten: Das Lächerliche in den Komödien muß mehr aus den Sachen, als Worten beſtehen. Jene ſind das wahre Beluſtigende in der Komödie. Allein kleine Geiſter, die keine Einſicht in die Morale beſitzen und das ungereimte Weſen in den menſchlichen Handlungen weder wahrnehmen, noch ſatyriſch vorſtellen können, haben ſich auf eine andere Art zu helfen geſuchet. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, ſondern in närriſchen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeinet (**). Terenz hat ſeine Komödie ohne eine luſtige Perſon lächerlich genug zu machen gewußt. Das neue franzöſiſche Theater hat gleichfals bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuſchauer zu beluſtigen; obgleich Moliere darinn ein böſes Exempel gegeben hatte. Destouches und einige andere nemlich haben

(*) S. was davon im VI. und VII. Bande der kritiſchen Beyträge für Streitſchriften gewechſelt worden.

(**) S. des Pater Poree Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſeyn kann? ſo, wie der Herr Profeſſor May dieſelbe überſetzet und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

haben ſich gar wohl ohne dieſe phantaſtiſche Perſon behelfen können; und ein Poet ſetzet ſich wirklich in Verdacht, als verſtünde er ſein Handwerk, das iſt, die Satyre nicht, wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poſſenreiſſers nichts Luſtiges auf die Schaubühne bringen kann (*). Maſchinen müſſen in Komödien nicht vorkommen, weil die Götter ſich in die thörichten Handlungen ſchlechter Leute nicht miſchen. Die Zaubereyen oft anzubringen, das iſt auch nichts ſchönes, weil es nicht mehr wahrſcheinlich iſt. Die Kleidungen der Perſonen müſſen nach ihrem Charakter und Stande eingerichtet ſeyn. Die Namen dörfen auch in einer Komödie nicht aus der Hiſtorie genommen werden. Sobald die Perſonen neue Charaktere haben: ſo müſſen ſie auch neue Namen bekommen, um die Verwirrung zu vermeiden, die ſonſt bey dem Zuſchauer vieler Luſtſpiele entſtehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne ſtellen den Ort vor, wo die ganze Fabel geſpielet wird. Gemeiniglich iſt es ein Bürgerhaus oder eine Gaſſe der Stadt, da man an beiden Seiten verſchiedene Häuſer ſieht. Wir Deutſchen haben uns ſo lang mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die ſelbſt was regelmäßiges machen können. Es ſind bereits auch mancherley Proben von guten Köpfen gemachet worden, die man an verſchiedenen Orten mit Beyfalle aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unſere groſſen Herren ſich endlich einen Begriff von deutſchen Schauſpielen beybringen laſſen; denn ſo lang ſie nur in ausländiſche

(*) BOILEAU *art. poët.*

Etudiez la cour et connoiſſez la ville
L'une et l'autre eſt toujours en modéles fertile.
C'eſt par là, que Moliere, illuſtrant ſes écrits,
Peut-être de ſon art eût remporté le prix,
Si moins ami du peuple en ſes doctes peintures
Il n'eut point fait ſouvent grimacer les figures;
Quitté Pour le bouffon l'agréable et le fin,
Et ſans honte à Terence allié Tabarin.

diſche Sachen verliebt ſind, ſo lang iſt nicht viel zu hoffen. Etliche von unſern Komödianten haben ihre Schaubühne bereits bey vielen Kennern durch die ordentlichſten und auserleſenſten Stücke beliebt gemacht. In Wien hat man ſchon lang angefangen einen Geſchmack an regelmäßigen Stücken zu bekommen. Wir ſchweigen, was in andern groſſen Städten in ganz Deutſchland geſchehen iſt; und, wenn ſie fortfahren: ſo wird mit der Zeit auch in dieſem Stücke Deutſchland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

§. 220.

Die Elegie iſt eins von den vornehmſten Gedichten der alten Griechen und Römer geweſen und verdienet alſo wohl eine beſondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz ſo merkwürdig vor, daß er ſich ſorgfältig um ihren Erfinder bemüht. Er nennt ſie exiguos (*), das iſt ſo viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonſt wird ſie auch humilis, triſtis, querula u. ſ. w. genennet, welches alles uns den innern Charakter derſelben ſattſam zu verſtehen giebt. Sie ſoll nemlich in einer natürlichen und flieſſenden Schreibart abgefaſſet werden, einen traurigen Inhalt haben und faſt aus lauter Klagen beſtehen. Die Exempel der Alten bekräftigen dieſen Begriff; und wir mögen entweder den Kallimachus, den Ovid, Tibull und Properz, oder ſonſt jemanden vornehmen: ſo werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in ſich faſſen. Doch iſt man nach und nach von dieſer alten Regel der Elegien in etwas abgewichen und hat auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefaſſet (**). Wir können dahin

(*) HORAT. *art. poët.*
Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant, et adhuc ſub iudice lis eſt.

(**) HORAT *art. poët.*
Verſibus impariter iunctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

dahin die ſcherzhaften und verliebten Gedichte rechnen, die vielmals von luſtigem Inhalte ſind und doch gar geſchicklich in dieſer Art von Verſen abgefaſſet worden. Die Urſache davon iſt wohl dieſe; weil eben die niedrige und natürliche poetiſche Schreibart, die ſich zu jenen ſchicket, auch hier von rechtswegen ſtatt findet. Denn bey der Luſt und im Lachen ſchickt es ſich eben ſo wenig mit hochtrabenden Worten gleichſam auf Stelzen zu gehen, als in der Betrübniß. Eine geſchminkte Schreibart würde hierdurch ihr künſtliches Weſen nur anzeigen, daß der Witz mehr Theil an der Schrift habe, als das Herz. Wo aber das iſt, da macht kein Affect einen guten Eindruck bey dem Leſer. Das macht, die Natur wird dadurch nicht nachgeahmet, ſondern verlaſſen und ein ſolcher Poet erregt zuweilen gar ganz widrige Leidenſchaften. Zu einer Elegie gehören ungleich zuſammengeſetzte oder abwechſelnde Verſe von zweyerley Gattung. Dieſes ſind nun theils die langen heroiſchen, theils die kürzern fünffüßigen Verſe der Griechen und Lateiner, davon wir oben ſchon §. 194. gehandelt haben. So ſehen nun alle lateiniſche Elegien aus (*) und wir wundern uns daher, warum Franzoſen und Engländer ſich nicht bemühet haben, dieſem Muſter zu folgen. Dieſe machen auch zwar Elegien dem Namen und Inhalte, aber nicht der äuſſerlichen Geſtalt nach (**).

 Am

(*) Tibull ſchreibt an den Meſſalla im I. Buche, in der I. Elegie:

De bellare decet terra, Meſſalla, marique,
Vt domum hoſtiles perferras exuuias:
Me retinent vinctum formoſae vincla puellae,
Et ſedeo duras ianitor ante fores.
Non ego laudari cupio, mea Delia! tecum,
Dum modo ſim, quaeſo, ſegnis inersque vocer.

(**) Desportes, der zu Marots und Ronſards Zeiten für einen Meiſter in Elegien gehalten worden, ſchreibt in ungetrennten Reimen:

Après avoir paſſé tant d'étranges traverſes,
Après avoir ſervi tant de beautès diverſes,
Avoir tant combattu, travaillé, ſupporté,
Sous la charge d'amour le guerrier indomte &c.

Am allerbeſten machen es alſo die Wälſchen, wenn ſie ihre Reime wenigſtens miſchen, ob gleich die Zahl der Sylben in allen Verſen gleich bleibt (*). Opitz hat uns gewieſen, in was für Verſen wir Deutſchen Elegien machen könnten, die dem lateiniſchen, wo nicht ganz gleich, doch einigermaſſen ähnlich wären. Dieſer Vater unſerer Poeſie hat in Ermangelung des rechten Sylbenmaaſſes der lateiniſchen Elegien hierinn wohl gewählet. Die abwechſelnde Ungleichheit der Zeilen macht hauptſächlich, daß die Elegie ſo traurig und beweglich klingt. Hingegen wenn zween Verſe von gleicher Länge aufeinander folgen: da klingt es zu geſetzt und herzhaft, der Inhalt ſey ſo zärtlich, als er wolle. Und dieß iſt der Fehler franzöſiſcher Elegien. Indeſſen wollten wir nicht zuwider ſeyn, wenn jemand auch fünffüßige Jamben auf eben die Art abwechſeln wollte. Dieſem Vorgänger ſind ſeine erſten und beſten Schüler getreulich gefolget. Flemmings Elegien haben theils den innern Charakter, theils die äuſſere Geſtalt derſelben ſehr wohl beobachtet. Zuerſt iſt Hofmannswaldau davon abgewichen, nachdem er ſich durch die neuern Italiäner von dem Wahren und Natürlichen auf das Gleiſſende und Gekünſtelte verleiten laſſen. Seine Heldenbriefe hat er freylich ihrer äuſſerlichen Geſtalt nach als Elegien eingerichtet und iſt alſo darinn dem Ovidius gefolget, allein die innere Art dieſer Gedichte hat er faſt

Graf Rocheſter überſetzet Ovids IX. Elegie des II. B. folgender Geſtalt:

O Love! how cold and ſlow to take my part?
Thou idle Wanderer about my Heart:
Why, thy old faithful Souldier, wilt thou ſee,
Oppreſt in thy own Tents? They murther me.

(*) Arioſts I. Elegie fängt ſo an:

Oh ne miei danni più che'l giorno chiara,
  Crudel maligna e ſcelerata notte,
Chio ſperari dolce & or trovo ſi amara:
  Sperari chu'uſier delle Cimmerie grotte,
Tenebroſa doveſſi & veggio ch'ai,
  Quante lampade à il Ciel teco condotte &c.

faſt niemals erreichet. Anſtatt der Zärtlichkeit, die in dieſer Gattung herrſchen ſoll, gibt er uns lauter ſpitzfündige Einfälle. In eine ängſtliche Klage miſchet er eine unendliche Menge von Gleichniſſen. Anſtatt herzrührenden Figuren ſpeiſet er uns mit hochtrabenden Metaphoren. Seine verliebte Seufzer ſind voller Beleſenheit; und, wenn wir poetiſch reden dörfen: ſo ſind die Trauerkleider ſeiner Elegien allezeit mit Gold und Silber verbrämet, ihre Schleyer mit Edelgeſteinen gezieret und zwiſchen ihren Thränen müſſen lauter Perlen flieſſen. Wegen des Aeuſſern haben wir noch zu erinnern, daß man ſich bemühen müſſe, ſo viel möglich iſt, einer jeden Zeile einen vollkommenen Verſtand zu geben, aber doch wenigſtens in zwoen derſelben völlig vorzutragen. Sollte aber auch dieſes zuweilen nicht angehen: ſo muß doch an der vierten Zeile ein Schlußpunct kommen, der dem ganzen Satze ein Ende macht. Denn es klingt überaus widrig, wenn ſich die Rede erſt in der fünften Zeile endiget. Zum Beſchluſſe merken wir noch an, daß man die Elegien im deutſchen nicht nur mit weiblichen, ſondern auch mit männlichen Zeilen anfangen könne. Man kann ſie bey uns hauptſächlich zu Trauergedichten und zu verliebten Sachen brauchen. Lobgedichte aber und Satyren, oder andere ernſthafte Briefe darinn zu ſchreiben, das iſt ungereimt, obgleich zuweilen groſſe Leute ſolches gethan haben (*).

(*) BOILEAU *Art poët. Ch. II.*

D'un ton un peu plus haut, mais pourtant ſans audace,
La plaintive Elegie en longs habits de deuil
Sait les cheveux épars gemir ſur un cercueil.
Elle peint des Amans la joie & la triſteſſe,
Flatte, menace, irrite, appaiſe une Maitreſſe,
Mais pour bien exprimer ces caprices heureux,
C'eſt peu d'être Poëte, il faut être amoureux.
Je hais ces vains Auteurs, dont la Muſe forcée
M'entretient de ſes feux, toujours froide & glacée;
Qui s'affligent par art, & fous de ſens raſſis
S'érigent, pour rimer, en amoureux tranſis.

§. 221.

So gut andere Leute in ungebundener Rede an einander ſchreiben können: ſo leicht kann ein Poet ſolches in gebundener Schreibart thun. Wie es aber dort eine beſondere Kunſt iſt, ein ſchönes Schreiben abzufaſſen: ſo iſt es auch nicht eines jeden Werk, einen guten poetiſchen Brief zu machen. Ja in gewiſſer Abſicht iſt dieſes noch ſchwehrer. In proſaiſchen Briefen macht man zuweilen lauter Complimenten und unnütze Umſchweife in Worten, die durch die Höflichkeit eingeführet worden. Man ſchreibt auch oft von nöthigen Angelegenheiten und Hausgeſchäften, die ſonſt niemand wiſſen mag oder ſoll, als den ſie angehen. In der Poeſie aber würde es lächerlich ſeyn, ſolche Briefe zu ſchreiben. Sie müſſen allezeit gewiſſe Materien betreffen, die allerley Leſern nützlich und angenehm ſeyn können. Sie complimentiren daher nicht viel; ſondern gehen gerade zu; daher es denn auch kömmt, daß man in Verſen alle Titel und Ehrenworte der vornehmſten Perſonen zu vermeiden pflegt. Die deutſchen Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß ſie in den Anreden an die vornehmſten Leute ſich nach alter Art das edle du vorbehalten haben, welches die proſaiſchen Schriftſteller gar nicht mehr brauchen dörfen. Die alten Römer und Griechen haben uns ſehr ſchöne Muſter ſolcher Briefe hinterlaſſen. Einen guten Theil davon haben wir ſchon im vorigen §. 220. unter den Elegien betrachtet; es iſt aber noch eine andere Art übrig, die eine beſondere Abhandlung verdienet. Dort herrſchte nach dem Charakter

Leurs tranſports les plus doux ne ſont que phraſes vaines.
Il ne ſavent jamais que ſecharger de chaines,
Que benir leur martyre, adorer leur priſon,
Et faire quereller les ſens & la raiſon.
Ce n'étoit pas jadis ſur ce ton ridicule
Qu'Amour dictoit les vers que ſoupiroit Tibulle,
Ou que du tendre Ovide animant les dous ſons,
Il donnoit de ſon art les charmantes leçons.
Il faut que le coeur ſeul parle dans l'Elegie.

ter der Elegie ein zärtliches und trauriges Weſen: hier iſt der Inhalt geruhig und ernſthaft, zuweilen ſcherzhaft, auch wohl moraliſch und ſatyriſch. Wie nun in jener Art Ovidius ſonderlich ein Meiſter geweſen: ſo haben wir in dieſer Gattung den Horaz zum Muſter. Horaz hat in ſeinen Briefen durchgehends die Hexameter oder heroiſchen Verſe gebraucht; niemals aber fünffüßige darunter gemiſchet. Er liebte die Freyheit in ſeinen Briefen, wie auch ihr Charakter ſolches erforderte. Er nahm daher lieber die heroiſchen Verſe dazu, wo man die Erlaubniß hat, den Verſtand zuweilen in die dritte, vierte, ja fünfte Zeile hinaus zu ziehen. Wäre in den heutigen Sprachen dieſes Syllbenmaaß auch eingeführet: ſo dörften wir den Römern nur hierinn nachfolgen; nun aber müſſen wir uns nach unſerer Art eine Gattung von Verſen nehmen, da uns eben der Vortheil zu ſtatten kömmt. Das ſind nun die ſogenannten alexandriniſchen Verſe, nemlich die ſechsfüßigen jambiſchen mit ungetrennten Reimen. Nach ihrem Inhalte kann man dieſe Briefe in ernſthafte, luſtige und ſatyriſche abtheilen. Die erſtern finden ſtatt, wenn man an höhere oder doch an ſolche Perſonen ſchreibt, denen man einige Ehrerbietung ſchuldig iſt. Sie ſind hauptſächlich auch entweder Lob- oder Trauerſchreiben: es wäre denn, daß ſie ganz moraliſch abgefaßt wären, da ſie aber mehrentheils auf die Satyre zu verfallen pflegen. Die andere Art ſolcher Briefe waren die luſtigen oder ſcherzhaften und davon giebt es eben ſo viel Exempel in unſern Poeten, als von den obigen. Sie werden ſonderlich unter vertrauten Freunden, auch in Glückwünſchen bey frölichen Zufällen gar häufig gebraucht. Wie ſich aber das Scherzen nur unter ſeines gleichen ſchicket: ſo ſieht man wohl, daß dieſe Art von Briefen ſich an Standesperſonen und Leute, die uns an Jahren weit übertreffen, nicht wird brauchen laſſen. Ja, weil auch Scherz und Scherz ſehr unterſchieden iſt: ſo muß man ſich auf lauter ehrbare und erlaubte Scherzreden befleiſſen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige

muß hier verbannet werden. Gute Einfälle dörfen deswegen keine Unfläthereyen ſeyn, die zwar dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abſcheu und Eckel verurſachen. Wie man nun dergleichen Einfälle bekomme, das können, meines Erachtens, keine Regeln lehren. Das Naturell, der eigene Witz und Geiſt des Poeten bringen ſie von ſich ſelbſt hervor, nachdem die Materien und Umſtände es veranlaſſen. Wer luſtige Bücher lieſt und aufgeweckter Leute Geſellſchaften beſuchet, der wird auch bey einer mäßigen natürlichen Fähigkeit bald geſchickt werden, bey gegebener Gelegenheit einen luſtigen Einfall nach dem andern anzubringen. Die dritte Gattung der Briefe war endlich die ſatyriſche, dieſe recht abzuhandlen und zu erklären gehört eigentlich in die Materie, welche wir oben abgehandelt haben. In der That ſind viele Satyren der alten und neuern Poeten nichts, als Briefe, und viele Briefe derſelben nichts als Satyren. So ſind einige Satyren im Juvenal und Perſius, als Briefe an gute Freunde abgefaſſet. Wir können hier zum voraus ſetzen, daß man ſchon von der ſatyriſchen Schreibart einen guten Begriff habe; wie ſie denn leicht von den andern Gattungen zu unterſcheiden iſt. Sie ſpottet entweder über die Thorheiten der Welt; und alsdann kömmt ſie der luſtigen Schreibart nahe; oder ſie eifert und zürnet auf die einreiſſenden Laſter; und alsdann wird ſie der ernſthaften und moraliſchen ähnlich, nur daß ſie mehr Galle und Lebhaftigkeit bey ſich führet. Dieſe ſatyriſche Schreibart läßt ſich ſo gar an die Groſſen der Welt brauchen. Dieſe Art von Briefen läßt ſich bey allerley Gelegenheit brauchen; denn wo findet man nicht Anlaß über die Sitten der Menſchen ſeine Gedanken auszuſchütten? Wenn auch ſolches nur mit der gehörigen Behutſamkeit und Beſcheidenheit gegen den, an welchen man ſchreibt, geſchiehet: ſo hat ein jeder ſolche Briefe lieber, als leere Umſchweife von unendlichen Wünſchen oder Wortgeprängen, die in der That nichts heiſſen. Was die äuſſerlichen Eigenſchaften eines ſol-

chen

chen Briefes anlangt: ſo muß er im Anfange denjenigen anreden, an den er gerichtet iſt; es ſey nun, daß es gleich in der erſten Zeile geſchieht, oder doch bald hernach kömmt. Dieſes iſt, ſo zu reden, das eigentliche Merkmal eines Briefes von dieſer Art. Denn was iſt ein Brief überhaupt anders, als eine geſchriebene Anrede von einem Abweſenden? In der Mitte kann dieſelbe zuweilen, wiederholet werden; doch allemal ohne groſſe Titel, als die nur die Zeilen füllen und nichts ſagen. Am Schluſſe der Briefe muß man gleichfalls nicht viel complimentiren, ſondern nach Art der Alten lieber kurz abbrechen. Aber das Jahr und den Tag mit in die Verſe hineinzukünſteln, das iſt was kindiſches, ohngeachtet es einige neuern haben aufbringen wollen. Seinen Namen in den Reim zu zwingen, iſt noch abgeſchmackter, es wäre denn, daß man ſcherzen wollte. An eine beſondere künſtliche Diſpoſition bindet ſich ein Poet in ſeinen Briefen nicht; vielweniger wird er die weiſiſchen Handgriffe per Antecedens und conſequens nöthig haben. Die Vernunft weiß ihm ſchon, ohne ſolche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedanken an die Hand zu geben. Es muß ohnedem in Briefen was freyes und ungezwungenes ſeyn; und die Einfälle hängen gemeiniglich ſo am beſten zuſammen, wie ſie hintereinander entſtanden ſind. Meinet man aber Schülern durch Regeln die Verfertigung ſolcher Briefe zu erleichtern: ſo kann man es zwar geſchehen laſſen; nur glaube man nicht, daß ſolche ſchwache Geiſter, die noch gegängelt werden müſſen, etwas beſonders hervorbringen werden. Wer noch nicht einen Vorrath von Gedanken und Einfällen hat, der muß ſich lieber mit proſaiſchen Briefen behelfen. Verſe, die nach einer künſtlichen und gezwungenen Ordnung gemachet werden, haben insgemein weder Art noch Geſchick. Die altväteriſchen Regeln davon haben uns wohl magere Reimſchmiede aber keinen einzigen muntern Dichter gezogen; es wäre denn, daß dieſer ſolches Joch bald wieder abgeſchüttelt hätte. Was haben aber alsdann die

Re-

Regeln dabey gethan? Die Schreibart der Briefe iſt nicht allemal gleich. In lobenden kann ſie prächtig, ſcharfſinnig und pathetiſch, aber doch nicht ſchwülſtig ſeyn. In luſtigen Briefen iſt ſie natürlich und gemein, doch nicht niederträchtig. Hierinn habens viel neuere Poeten verſehen, die aus Begierde, natürlich zu ſchreiben, gar die Sprache des Pöbels in ihren Briefen gebrauchet und ſich bis in die tiefſte Niedrigkeit herab gelaſſen haben. In ſatyriſchen Briefen muß ſie feurig und ſcharfſinnig, größtentheils aber natürlich ſeyn. Denn daß iſt zu merken, daß ſelten nur einerley Schreibart in einem Gedichte allein herrſchet. Die Veränderung der Sachen und Gedanken fodert allezeit einen andern Ausdruck, wie man in den Exempeln der beſten Poeten überall finden wird. Man kann endlich nicht nur in eigenen, oder anderer lebendiger Leute Namen; ſondern auch im Namen gewiſſer eingebildeter oder fabelhafter Perſonen, Briefe an jemanden ſchreiben. Dieſes giebt nun einem neuen Poeten viel ſchöne Erfindungen an die Hand und iſt eine Quelle vortreflicher Gedanken. Nur muß man freylich allemal die Wahrſcheinlichkeit beobachten und ſeine Perſonen nichts ſagen laſſen, als was ſich für ihren Charakter ſchicket. Ja, man kann durch die Proſopopöie auch lebloſen Dingen Briefe andichten, wenn es zu gewiſſen Abſichten dienlich ſeyn könnte.

§. 222.

Dieß waren nun die gröſſern Arten der alten Gedichte, in ſo weit dieſelben durch ihren innern Inhalt unterſchieden ſind. Nun fehlen noch die kleinern Arten, die unter verſchiedenen Namen vorkommen, doch unter die allgemeine Benennung der Sinngedichte gezogen werden können. Wir geben ihnen im deutſchen dieſen Namen, weil ſie gemeiniglich etwas Scharfſinniges, oder beſſer etwas Sinnreiches in ſich haben, das dem Leſer ein angenehmes Nachſinnen erwecket. Im Griechiſchen und auch

im Lateine nennet man ſie ſchlechtweg epigrammata, das iſt, Ueberſchriften; darunter man aber auch Unterſchriften unter Bilder, Bildſäulen und andere Gemälde oder Sinnbilder zu rechnen pflegt. Imgleichen gehören epitaphia oder Grabſchriften und allerley kurze zufällige Gedanken der Dichter über vorkommende merkwürdige Gegenſtände hieher, die eben nirgends drüber oder drunter geſchrieben werden ſollen; die Anzahl der epigrammatiſchen Dichter und Poeſien iſt ungleich geworden, als aller anderer Arten. Unter den griechiſchen Dichtern haben ſich Homer und Kallimachus hierinn hervorgethan. Es giebt auch noch neuere Sammlungen griechiſcher Ueberſchriften, oder ſogenannte Anthelogien, das iſt, Blumenleſen, die den Liebhabern des Alterthums bekannt ſind, andere aber nichts nützen. Die Griechen haben auch die Kunſt erfunden, maleriſche Sinngedichte zu machen und aus Verſen Bilder zuſammen zu ſetzen; dieſe Tändeleyen ſind auch von den Deutſchen nachgeahmet worden (*). Von den lateiniſchen Dichtern haben wir lange nicht ſo viele Aufſchriften oder Sinngedichte zu leſen bekommen. Catull Plautus und Virgill haben einige; Ovid und Horaz aber nichts von dieſer Art hinterlaſſen. Der jüngere Plinius iſt ein Liebhaber davon geweſen; Martial aber faſt allein in dieſer Art für einen Meiſter bekannt worden. Unter den neuern und zum Theil deutſchen Dichtern ſind Ulrich von Hutten, Strozza, Johannes Secundus, Sabinus, Taubmann, Elias Corvinus, Stigelius, August Buchner, Owenus, Andrenus, Opitz, Tſcherning, Sieber, Riſt, Hofmannswaldau, Lohenſtein, Neukirch, Sal. von Golau oder vielmehr von Logau, Beſſer und Kanitz bekannt. Unter den Franzoſen finden wir Ronſard, Desportes, Theophile, Benſerade Boileau. Unter den Holländern ſind Heinſius und Cats in dieſem Stücke reich geweſen. Eine Ueberſchrift iſt der poetiſche kurzgefaßte Ausdruck eines guten ſcharfſinnigen Ein-

(*) S. Schottels deutſche Proſodie a. d. 215. u. f. S.

Einfalles, der jemanden entweder zum Lobe, oder zum Tadel gereichet (*). Wir nehmen hier das Wort ſcharfſinnig im ordentlichen Verſtande für die Wahrnehmung eines Umſtandes an einer Sache, den nicht ein jeder geſehen haben würde. Zu dieſer Scharfſinnigkeit kömmt vielmals auch der Witz, der zwiſchen einem ſolchen Umſtande und etwas anderm eine Aehnlichkeit findet, ſelbiges entweder zu erheben oder zu verkleinern. Dieſer Gedanke aber muß kurz gefaſſet werden, damit er in dem Verſtande des Leſers eine plötzliche und unvermuthete Wirkung thue. Die Weitläuftigkeit des Ausdruckes würde nur machen, daß man durch die Umſchweife ſchon von weitem zu rathen anfienge, was nachkommen würde. Dadurch aber würde das Vergnügen über denſelben ſehr gemindert werden, ja gar verſchwinden. Indeſſen iſt es gewiß, daß nicht alle Ueberſchriften oder Sinngedichte der Alten ſo gar kurz und ſcharfſinnig ſind. Auſſer dieſen wahren Scharſinnigkeiten, da der Witz mit den Sachen beſchäftiget iſt, giebt es noch viel andere, die in bloſſen Wortſpielen beſtehen. Ob nun wohl der gute Geſchmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider iſt: ſo hat man es doch in ſolchen Sinngedichten nicht eben ſo genau nehmen wollen (**). Unterdeſſen müſſen aber doch auch dieſe Spitzfindigkeiten in den Gedanken und nicht in den Worten allein geſuchet werden (***). **Man braucht dieſe Sinngedichte**

(*) BOILEAU *art. poët Ch. II.*
L'Epigramme plus libre, en ſon tour plus borné,
N'eſt ſouvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

(**) BOILEAU.
La raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
La *pointe* chaſſa pour jameis des diſcours ſerieux,
Et dans tous les evrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l'entrée en l'epigramme:
Pour où que ſa fineſſe éclatant à propos,
Roula ſur la penſée & non pas ſur les mots.

(***) BOILEAU.
Inſipides plaiſans, bouffons infortunés,
D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannés,

gedichte zu Unterſchriften oder Ueberſchriften, bey Gemälden und Sinnbildern, zu Grabſchriften, zu Erleuchtungen, Ehrenpforten, oder wo man ſonſt will. Gemeiniglich loben oder tadeln ſie etwas, wie ſchon erinnert worden iſt; zuweilen aber iſt der Gedanke auch nur wegen ſeines Nachdruckes oder der Neuigkeit halber angenehm. Unſere Sprache iſt zu einem kurz gefaßten und ſcharfſinnigen Ausdrucke nicht eben ſo ungeſchickt, als wohl einige denken. Man hat aber in dieſer Art hauptſächlich auf die Kürze zu ſehen, in ſoweit dieſelbe mit der Verſtändlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes beſtehen kann. Die Weitläuftigkeit verderbet hier alles, es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in ſich hielte, den man gar nicht vorher ſehen oder nur errathen können.

§. 223.

Hier iſt die Stelle für neuerfundenen Lieder und Geſänge der europäiſchen Völker. Hierunter ſind aber nicht alle Arten derſelben begriffen, die entweder von den Provenzaldichtern oder wälſchen Poeten in unſäglicher Menge ausgehecket worden ſind (*). Nur diejenigen wenigen Arten gehören hieher, die auch bis nach Deutſchland gekommen ſind und einigen Beyfall gefunden haben. Die Erfindungen unſerer Meiſterſänger verdienen alſo unſer Augenmerk nicht (**). Das kürzeſte und kleinſte Stück der neuern lyriſchen Poeſie iſt das Madrigal, deſſen Namen und Art wir Deutſchen von den Wälſchen; dieſe aber, ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, von den Provenzalpoeten bekommen haben

(*) S. Creſcimbeni und Muratori della perfetta Poeſia, wie auch Anton Minturin Arte Poetica, die 1725. zu Neapel in 4. herausgekommen iſt.

(**) S. Wagenſeil von der Kunſt der Meiſterſänger.

ben (*). Die erſte Madrigale ſind nicht unter ſechs und niemals über eilf Verſe lang gemachet worden und alſo die kleinſte Art von Liedern geweſen. Doch hat man ſie damals aus lauter gleich langen eilfſylbigten Verſen gemachet. Nach und nach aber iſt man ſowohl von der Zahl der Zeilen, als von ihrer gleichen Länge abgewichen und dieſen Exempeln der Neuern ſind auch unſere Deutſchen gefolget. Nur dieſe Unbequemlichkeit entſtund daraus, daß bey der unendlichen Abwechſelung, die ſich nunmehr in den Madrigalen fand, die alten Melodien ſich nicht mehr darauf ſchicketen: daher denn faſt jedes neue Madrigal eine eigene Singweiſe foderte. Weil nun nicht alle Dichter Tonkünſtler waren, ſich ſelbſt neue Melodien zu machen: ſo wurden eine Menge ihrer Madrigale gar nicht in Noten geſetzet und folglich auch nichts geſungen. Und ſo iſt es beſonders in Deutſchland gegangen. Italiäniſche Madrigale in Noten geſetzt ſind wirklich im Drucke vorhanden (**). Allein in einer ſo groſſen Menge deutſcher in Noten geſetzter und gedruckter Lieder findet man kein einziges Madrigal. Ja in allen unſern Anweiſungen zur Dichtkunſt iſt es noch nirgends erwähnet gefunden worden, daß Madrigale eigentlich zum Singen erfunden worden. Indeſſen iſt es doch ſo und es ſcheint gar, daß die kleinen Chanſons der Franzoſen, die nur Lieder von einer Strophe ſind und aus ungleich langen Zeilen beſtehen, nichts anders als Madrigale ſind und billig ſo heiſſen ſoll-

(*) S. Bembus Prol. Lit. 2. Joh. Bapt. Doni Comp. del Trait. de Modi della Moſ p. 113. Joh. Bapt. Strozzi in ſeinen Lectionen über das Madrigale p. 195. und Ferrarius Orig. Lingu. Ital.

(**) Gottſched in ſeinem Verſuche einer critiſchen Dichtkunſt p. 693. führet eins an unter dem Titel: Libro I. de Madrigali, a cinque voci, col baſſo continuo, & ſuoi numeri del Signor Gio. Girolamo Kapſperger, nobile Allemanno. Raccolti dal Sign. Cavallier Marcantonio Stradella. In Roma. 1608. in kl. Fol.

ſollten (*). Die Natur und Regeln der Madrigale zu wiſſen, hat man kürzlich folgendes zu bemerken. Ein Madrigal muß, nach der erſten Erſindung, meiſtens von ſchäfermäßigem Inhalte ſeyn, oder doch Liebe enthalten. Der Ausdruck galanter, luſtiger und ſcharfſinniger Einfälle iſt indeſſen auch hinlänglich. Das Madrigal ſcheint bey den Neuern das zu ſeyn, was bey den Alten die anakreontiſchen Oden geweſen. Das Madrigal erfodert meiſtens jambiſche Verſe nach den Beyſpielen aller unſerer deutſchen Vorgänger. Es muß nicht unter ſechs und nicht leicht, auch nicht viel über eilf Zeilen lang ſeyn. Höchſtens zu dreyzehn bis funfzehn Zeilen darf es hinaufſteigen; denn da es nur eine Singſtrophe vorſtellen ſoll: ſo würde ſonſt die Weiſe für das Gedächtniß zu lang und beſchwerlich werden. Die Zeilen muß man in der Länge nicht gar zu ungleich, das iſt, keine unter ſechs und keine über eilf Sylben machen. Die Reime dörfen zwar mit einander wechſeln, aber auch nicht zu weit von einander ausſchweifen; denn wenn drey, vier oder mehr andere Zeilen darzwiſchen kommen: ſo hat man ſie vergeſſen und merket es nicht mehr, ob ſie ſich reimen oder nicht. Zuweilen eine oder zwo Zeilen ungereimt mit unterlaufen zu laſſen, als ob es aus Verſehen geſchehen wäre iſt erlaubt. In den zehn und eilfſylbigten Verſen muß man nach der vierten Sylbe einen Abſchnitt machen. In dieſer Art von Liedern herrſchet eine groſſe Freyheit; und eben dieſe Freyheit iſt einigen Dichtern ſo reitzend vorgekommen, daß ſie ſich der madrigaliſchen Verſe auch in viel längern Gedichten und die gar nicht zum Singen beſtimmet waren, bedienet haben. Die Engländer haben ſich gleichfalls darein verliebet und theils groſſe Oden oder Sinngedichte in ungleichen madrigaliſchen Strophen, theils andere kleinere Stücke in dieſer wilden Versart abgefaſſet.

(*) Caſpar Ziegler hat ein ganzes Büchlein von Madrigalen 1653. herausgegeben, welches auch 1685. wieder gedrucket worden.

faſſet. Die Sonnetten ſind auch eine Erfindung der Provinzialdichter und von dieſe nach Wälſchland von da aber zu uns und nach Frankreich gekommen. Wir zählen ſie ebenfalls zu den Singgedichten, wozu ſie eigentlich erfunden worden, ungeachtet ſie bisher unſern poetiſchen Anweiſungen unbekannt waren. Die Italiäner geſtehen es einhellig und ſelbſt der deutſche Name eines Klinggedichtes nach der Ueberſetzung der Unſrigen läßt uns vermuthen, daß ſie zum Klingen und Geſange gemachet worden. Aus dieſem Begriffe folgen nun auch die Regeln des Sonnets, welche ſonſt ſo willkührlich ausſehen und ſo ſchwehr zu beobachten ſind (*). Weder die Erfinder deſſelben in der Provence, noch die älteſten Italiäner haben anfänglich dieſe Art Lieder ſo gar genau in gewiſſe Regeln eingeſchränket. Weder die Zahl noch Länge der Zeilen, noch die Abwechſelung der Reime war dazumal recht beſtimmet, bis Petrarch durch ſeine verliebten Lieder auf die Laura, die faſt lauter Sonnette waren, ihnen ihre rechte Ordnung gab (**). Aus guten Beyſpielen können die Regeln eines rechten Sonnettes abgenommen werden. Es beſteht aus vierzehn Zeilen und darf weder mehr noch weniger haben. Dieſe Zeilen müſſen alle gleich lang ſeyn; zumal im Italiäniſchen, wo man lauter weibliche Reime machet. Im deut-

(*) BOILEAU *art. poët.*

On dit à ce propos, qu'un jour ce Dieu (*Appollon*) bizarre,
Voulant pouſſer à bout tous les rimeurs François,
Inventa du Sonnet les rigoureuſes loix:
Voulut, qu'en deux quatrains, de meſure pareille,
La rime avec deux ſons frappat huit fois l'oreille;
Et qu'enſuite ſix vers artiſtement rangés,
Fuſſent en deux Tercets par le ſens partagés.
Sur tout de ce poeme il bannit la licence,
Lui même en meſura le nombre & la cadence;
Defendit, qu'un vers foible y put jamais entrer,
Ni qu'un mot deja mis, oſoit s'y remontrer.
Du reſte il l'enrichit d'une beauté ſupreme.
Un Sonnet ſans defaut vaut ſeul un long poëme.

(**) S. Creſcimbeni, welcher in ſeiner Hiſtoria in ganzem ſechs Capiteln blos vom Sonnette gehandelt hat.

deutſchen hingegen iſt es erlaubt, daß die mit männlichen Reimen eine Sylbe weniger bekommen. Sonderlich die langen Verſe müſſen dazu genommen werden, welches bey den Wälſchen die eilfſylbigten, bey uns und den Franzoſen aber die alexandriniſchen ſind. Dieſe vierzehn Zeilen müſſen richtig in vier Abſchnitte eingetheilet werden, davon die erſten beiden, jeder vier, die beiden letzten aber, jeder drey Zeilen bekommen. Die zwo erſtern Abſchnitte müſſen einander in den Reimen vollkommen ähnlich ſeyn, ja in acht Zeilen nicht mehr als zwey Reime haben; ſo daß ſich einmal der erſte, vierte, fünfte und achte; ſodann aber der zweyte, dritte, ſechſte und ſiebente mit einander reimen. Endlich müſſen die drey und drey im Schluſſe ſich wieder zuſammen reimen; doch ſo, daß man einige mehrere Freyheit dabey hat. Petrarch hat auch dieſe beiden Dreylinge auf einerley Art gemachet, damit man ſie auf einerley Art ſingen könne. Denn die zwey erſten Vierlinge müſſen nach der erſten Helfte der Singweiſe, die, wie gewöhnlich, wiederholet wird; die zwey letzten Dreylinge aber nach der andern Helfte der Melodie, die gleichfalls wiederholet wird, geſungen werden können. Nach dieſen Regeln haben ſich unſere deutſchen Dichter auch gerichtet, ſonderlich die Alten, die eine groſſe Menge von Sonnetten gemachet haben, ohne daß vielleicht ein einziges jemals geſungen worden. Da wir im deutſchen männliche und weibliche Reime zu vermiſchen pflegen: ſo entſtehen auch zweyerley Arten bey uns, die ſich bald mit einem weiblichen, bald mit einem männlichen Reime anfangen. Sie brauchen auch alle die ſechsfüßigen Jamben anſtatt der eilfſylbigten der Italiäner In den alten Dichtern finden wir auch Sonetten in vierfüßigen Verſen und andere wunderliche Veränderungen derſelben. Das Rondeau, oder Ringelgedicht iſt nicht von wälſcher oder alter provenzaliſcher, ſondern von franzöſiſcher neuerer Erfindung. Auch dieſes iſt eigentlich im Anfange zum Singen beſtimmet geweſen. Es hat nicht mehr, als dreyzehn einſylbigte

te Zeilen, deren fünf im Anfange und fünf am Ende einen beſondern Verſtand ausmachen; Drey aber in der Mitte abgeſetzet werden und wieder ihren eigenen Sinn haben. In dem ganzen Gedichte ſind nicht mehr, als zweyerley Reime, die aber in den erſten und letzten fünfzeiligten Stücke auf einerley Art abwechſeln; ſo daß dieſelben nach einer Melodie geſungen werden können, das Mittelſtück aber für ſich den erſten Reim zweymal und den andern einmal haben muß. Endlich muß der Anfang von den vier Sylben oder zwey Jamben für ſich einen Verſtand haben und ſowohl nach dem dreyzeiligten Mittelſtücke als ganz am Ende wiederholet werden. Auch dieſes Gedicht iſt der Muſik zu gut erfunden worden. Die erſte Helfte der Melodie muß auf fünf Zeilen zulangen und dabey muß ſich der Verſtand ſchlieſſen. Die andere Helfte langet auf drey Zeilen, und, um anzuzeigen, daß man nun die erſte Helfte noch einmal wird ſingen müſſen: ſo werden auch die Anfangsworte wiederholet. Hernach folget der Beſchluß nach der Melodie der erſten Helfte und ſodann wiederholet man die Anfangsworte noch einmal; dadurch es denn zu einem völligen Ringelgedichte wird. Nichts iſt nunmehr begreiflicher, als alle dieſe Regeln, die bisher noch von keinem unſerer Dichter gehörig eingeſehen worden und alſo ganz willkührlich und abgeſchmackt ausgeſehen haben. Viele Rondeaux die man in unſern Dichtern antrift, ſind eben ſo fehlerhaft, als die Sonnette. Obgleich das franzöſiſche Ringelgedicht lauter männliche Reime hatte, ſo kann man doch im deutſchen auch mit einem männlichen anfangen, wenn nur das übrige hernach in eben der Ordnung beybehalten wird.

§. 224.

Nach dieſer letzten Art hat man auch andere Ringeloden im deutſchen zu machen verſuchet und verſchiedene Arten derſelben auf die Bahn gebracht. Denn

nach

nach der einen Art hat man Ende jeder Strophe die erſte Zeile derſelben wiederholet (*). Die andere Art wiederholt im Anfange jeder Strophe den Schluß der vorhergehenden; und dergeſtalt hängen die Strophen gleichſam wie die Glieder einer Kette an einander, der Schluß der letzten Strophe aber ſchließt auf den Anfangsworten des ganzen Liedes (**). Faſt zu eben dieſer muſikaliſchen Art gehören die Wiederhallslieder. Man verſteht durch dieſelben ſolche Lieder, die an Oertern geſungen werden können, wo das Echo die letzten Syllben jeder Strophe wiederholet; dieſes aber dem Dichter Gelegenheit zu einem neuen Gedanken giebt, dem er in der folgenden Strophe weiter nachdenket. Denn ob wohl einige auch andere Arten von wiederhallenden Verſen zu machen gelehret, die nicht geſungen werden können und wo das Echo an keinen gewiſſen Stellen etwas wiederholet: ſo kommen doch dieſe viel unnatürlicher und abgeſchmackter heraus (***). Obwohl nun überhaupt dieſe Erfindung an ſich nicht zu verwerfen iſt: ſo ſcheint doch dieſes etwas gezwungen zu ſeyn, wenn der Verfaſſer alle Schlußwörter ſeiner Strophen zuſammengenommen einen beſondern Sinn ausmachen läßt; zu geſchweigen, daß ein Echo das zwo Syllben nachrufet, allemal dabey bleibt und ſchwerlich drey, aber gewiß nicht vier nachrufen kann. Noch eine weit gezwungenere Art von Liedern haben die Provenzalpoeten und Wälſchen an ihren Sechſtinnen eingeführet, wobey es aber auf nichts anders, als aufs Reimen und die Wiederholung und Verwechſelung der Reime ankömmt (****). Von dieſer tyranniſchen Art der Ord-

(*) S. Philander von der Linde in ſeiner Unterredung von der Poeſie a. d. 227. S.

(**) S. Menantes in ſeiner gal. Poeſie a. d. 119. 175. u. f. S.

(***) S. Menantes oder vielmehr Neumeiſter a. d. 253. S.

(****) Das Muſter, das uns Creſcimbeni L. 1. p. 25. davon giebt, iſt vom 1560ſten Jahre, von dem friauliſchen Dichter Amaltro.

nung der Reime wird einem Dichter ein hartes Joch auferleget. Es iſt nicht anders, als ob er lauter bouts-rimés zu machen hätte, wie er denn wirklich nicht Reime zu den Verſen und Gedanken, ſondern Gedanken und Verſe zu den Reimen zu ſuchen hat. Es verlohnet ſich dabey die Mühe nicht, die man bey Anſtrengung ſeines Witzes und der Erfindungskraft anwenden muß. Der Wohlklang der Reime verliert ſich durch ihre Entfernung und Vermiſchung ganz und gar und in der That ſind es nicht einmal Reime zu nennen, da nur jedes Wort in ſechs Strophen ſechsmal wiederholet wird, ohne daß ſich ein anders darauf reimet. Vielleicht iſt das die Urſache geweſen, warum andere noch einen gröſſern Zwang geſuchet und in öfterer Wiederholung derſelben Schlußwörter ihre Kunſt bewieſen haben. Einige machten zwölfzeilige Sechſtinnen, worinn ein Schlußwort ſechsmal mit andern vermiſchet ward, welche bey den letztern auch zweymal wiederholet wurden. Andere blieben zwar bey ſechszeiligten Strophen, brauchten aber jedes Schlußwort wechſelsweiſe dreymal, ſo daß in der ganzen Sechſtinne jedes Schlußwort achtzehnmal am Ende zu ſtehen kam. Ja, weil ſie noch die Zahl der Strophen zu verdoppeln für gut fanden: ſo kam jedes ſechs und dreyßigmal darinnen vor. Aus dieſem entſtund ein lächerlicher Geklingel derſelben Wörter und ein Eckel der Ohren. Es ſcheint ſo wohl aus dieſem, als aus vielen andern wälſchen Erfindungen, die bloß aufs Reimen und auf vieles und ſchweres, ja recht wunderliches und eckelhaftes Reimen hinauslaufen, daß die Köpfe der wälſchen Dichter ſich etliche Jahrhunderte hindurch in lauter Reimregiſter verwandelt gehabt; ja daß keine Verſe in der Welt den Namen Rime mit beſſerm Rechte verdienet haben, als die italiäniſchen, weil der bloſſe elende Reim eine geraume Zeit das Hauptwerk derſelben geworden war. Doch unſere deutſchen Sechſtinnen ſind gewiß noch künſtlicher geworden, als die bisherigen wälſchen, wie uns die

Bey-

Beyſpiele in unſern Dichtern davon belehren (*). Doch ein jeder kann ſichs nun ſchon ſelbſt vorſtellen, was das für eine eckelhafte Monotonie und für ein kindiſches Geplapper einerley, zumal öfters lauter weiblicher Reime giebt; die der majeſtätiſchen Art unſerer Sprache nicht im geringſten gemäß ſind. Gleichwohl ſind alle Exempel und Regeln in unſern vollſtändigen Anweiſungen der Dichtkunſt auf eben den Schlag eingerichtet (**). Anſtatt der groſſen Lobgeſänge auf die Götter und Helden bey den Alten, die in heroiſchen Verſen gemachet waren und in einem fortgiengen, haben die Neuern die langen Geſänge in eilfſyllbigten oder alexandriniſchen Verſen von acht bis zehnzeiligten Strophen eingeführet. Die eilfſyllbigten und achtzeiligten mit wechſelnden Reimen ſind wohl zuerſt von den Wälſchen eingeführet und ottava rima genennet worden. Dieſe ottava rima wiederholet im Anfange der Strophe jeden Reim dreymal und ſchließt alſo mit zween abwechſelnden Tönen ſechs Zeilen; hernach aber paaret ſie mit einem dritten die beiden letzten. Da nun unſere Deutſchen zur Nachahmung gemacht und gebohren ſind: ſo haben auch die Ueberſetzer zweyer wälſcher Heldengedichte von dieſer Art (***) es für ihre Pflicht gehalten, dieſelbe Versart der Wälſchen von achtzeiligten Strophen beyzubehalten, nur ſo, daß ſie die eilfſyllbigten Verſe der Wälſchen in ſechsfüßige Jamben verwandelten. Doch ſo geſchickt und bequem dieſe Art von heroiſchen Geſängen ſchien: ſo iſt doch kein einziger von unſern Dichtern des vorigen Jahrhunderts darinn nachgefolget. Brokes hat ſichs zwar in ſeinem mariniſchen Kindermord für erlaubt gehalten, die richtigen Strophen des Wälſchen in unrichtige deutſche zu bringen, die bald ſechs,

 bald

(*) S. Chriſtian Gryphius auf der 900. u. f. S.

(**) S. Menantes gal. Poeſ. a. d. 262. u. f. S.

(***) Des raſenden Rolands von Arioſt und des Gottfrieds vom Taſſo.

bald acht, bald zehn Zeilen haben und ihre Reime bald ſo, bald anders abwechſeln; blos, damit er in ſeiner Dollmetſchung keine Zeile mehr oder weniger bekommen möchte, als das Original hat. Er hat auch in dieſem Stücke Exempel bey den Ausländiſchen und wohl gar bey den Griechen gehabt. Dieſe haben auch Dithyramben, das iſt, wilde Verſe gemacht; ja Wälſche, Franzoſen und Engländer haben ſtances irregulieres und dergleichen gemachet. Wir finden auch Bilderreime bey den Alten und was für ſchlechtes Zeug bey den Wälſchen zu finden iſt, kann man ſelbſt im Muratorii und Creſcimbeni finden. Wer aber gute Geſänge machen will, der muß die Strophen ſo gleich machen, daß ſie nach einer Singweiſe geſungen werden können. Und geſetzt, daß manche gar nicht geſungen werden ſollen: ſo iſt doch ein harmoniſches Leſen eines guten Gedichtes auch ſchon eine Art von Muſik und Geſange: und auch da ergötzet es das Ohr eines Zuhörers wenn allemal dieſelbe Zahl und einerley Abwechſelung der Reime in allen Strophen beobachtet wird. Jene wunderlichen Misgeburten aber ſind ſchon von den beſten älteſten Dichtern verworfen worden (*). Uebrigens haben die Italiäner noch verſchiedener Arten Geſänge, welche ſie Canzoni nennen, deren Strophen bald aus langen, bald aus kurzen Zeilen beſtehen. Auch finden wir mancherley Lieder unſerer alten Meiſterſänger, die ſie Bar nennen und deren jede Art der Strophe ihren beſondern Ton hat.

§. 225.

(*) HORAT.

Vt gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum vnguentum, et ſardo cum melle papauer
Offendunt; poterat duci quia coena ſine iſtis:
Sic animis natum inuentumque poëma iuuandis
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

§. 225.

Die Cantaten ſind eine neue Erfindung der Italiäner, davon die Alten nichts gewußt haben. Es hat aber allem Anſehen nach die Muſik Gelegenheit dazu gegeben, und ſie ſind anſtatt der Oden eingeführet worden. Weil nemlich in Liedern von einerley Strophen auch dieſelbe Melodie beybehalten werden mußte: ſo ward man gewahr, daß ſich dieſelbe nicht zu allen Verſen gleich gut ſchickte. Der erſte Vers einer Ode war z. E. traurig und gegen das Ende legte ſich dieſer Affect, ja veränderte ſich wohl gar in eine Freude. Hatte ſich nun die Geſangweiſe zum Anfange gut geſchickt: ſo ſchickte ſie ſich zum Ausgange deſto ſchlechter. Denn wie klingt es, wenn ein luſtiger Text nach einer traurigen Melodie geſungen wird? War aber die Muſik weder traurig noch luſtig: ſo ſchickte ſie ſich weder zum Anfange noch zum Ende recht, weil ſie keines von beiden in der gehörigen Schönheit vorſtellete und keine Gemüthsbewegung recht lebhaft ausdrückete. Nun hätten die Poeten dieſem Fehler zwar abhelfen können, wenn ſie in einem Liede nur einen Affect vom Anfange bis zum Ende hätten herrſchen laſſen, wie es auch billig ſeyn ſollte. Allein, da ſie dieſes nicht thaten: ſo gerieth man auf die Gedanken, die Lieder nicht mehr ſo gar einträchtig zu machen, keine ſolche ähnliche Strophen mehr zu beobachten; ſondern Zeilen von ungleicher Länge auf eine ungebundene Art durch einander laufen zu laſſen und alsdann die Muſik durchgehends nach dem Inhalte des Gedichtes zu bequemen. Dadurch hofte man jenen Uebelſtand der Oden gewiß zu vermeiden und jede Zeile eines ſolchen Geſanges dem darinn herrſchenden Affecte gemäß auszudrücken; jedem Worte nach ſeinem rechten Sinne den gehörigen Ton und Nachdruck geben zu können. Die Sache war nicht ſchwer ins Werk zu richten; denn die Poeten bekamen mehr Freyheit und die Componiſten fanden tauſendfache Gelegenheit, ihre Künſte und muſikaliſche Einfälle

recht

recht hören zu laſſen. Sie bemüheten ſich auch nunmehr faſt alle Syllben eines ſolchen Liedes durch die Verſchiedenheit des Klanges auszudrücken und alle mögliche Abwechſelungen dabey zu verſuchen. Sie giengen aber allmählich gar zu weit darinnen. Es war ihnen nicht mehr genug, daß ſie eine Redensart auf einerley Art in die Muſik ſetzten. Sie trauten ſich ſelber ſo viel nicht zu, daß ſie gleich die beſte Art der Töne gefunden hätten; darum wiederholten ſie manches Wort zwey, fünf, zehn, ja wohl zwanzig male und zwar immer mit neuen Veränderungen. Sonderlich hielten ſie ſich bey gewiſſen Stellen verbunden ſolches zu thun, wo ſich ihre Kunſtgriffe recht anbringen lieſſen. Wo nur die geringſte Spur eines Affectes oder ſonſt eine Stelle vorkam, die ſich einigermaſſen durch das Singen und Spielen nachahmen ließ: da machten ſie ſich rechtſchaffen luſtig und hielten ſich oft bey einer Zeile länger auf, als man vorhin bey ganzen Oden gethan hatte. Es iſt aber leicht zu ſehen, was ſolches nach ſich gezogen. Je mehr die Muſik dabey gewann, deſto mehr verlohr die Poeſie dabey. Bekam das Ohr dabey viel zu hören: ſo hatte der Verſtand deſto weniger dabey zu denken. Doch, da nicht alle Zeilen in einem ſolchen Gedichte bequem fielen, ihre Schnörkel anzubringen: ſo lieſſen ſie dieſelben nur ſo oben hinweg ſingen, ja faſt ohne alle Begleitung der Inſtrumente gleichſam herbeten, damit ſich alſo Sänger und Spielleute indeſſen zu der nächſtfolgenden künſtlichern Stelle deſto beſſer vorbereiten könnten. Dieſer letztern gab man den Namen der Arien, oder Melodien; jene aber, die mehr geredet, als geſungen wurden, nannte man Recitative. Wenn aber eine mittlere Art vorfiel, die man weder ſo bunt und zierlich, als die Arien ſingen, noch ſo kaltſinnig als die Recitative wollte herleſen laſſen: ſo ward dieſelbe ein Arioſo genennet. Wie die gemeinſten Arten der Lieder durchgehends von einem und demſelben Sänger abgeſungen werden, wenn nemlich nur eine Perſon darinn redet: ſo müſſen auch billig Cantaten, darinn

kein Geſpräch vieler Perſonen vorkömmt, nur von einer Stimme geſungen werden; es wäre denn, daß ein Baß oder alle übrige Stimmen, den Diſcant deſto angenehmer zu machen, ſich durch und durch zugleich hören lieſſen, wie in Liedern, die man choraliſch ſingt, zu geſchehen pflegt. Allein hier müßte es auch dem Inhalte nach wahrſcheinlich ſeyn, daß der Text als ein Tutti, wie es die Wälſchen nennen, von vielen zugleich geſungen werden könnte; widrigenfalls wäre es ungereimt. Wie nun dieſe Regel von guten Componiſten allemal beobachtet worden: alſo hat man ſie auch vielmals aus den Augen geſetzet. Um die Manchfaltigkeit vieler Stimmen in einer Cantate hören zu laſſen, läßt man einen Vers, ein einzig Lied, das eigentlich nur eine Perſon ſingen ſollte, von drey, vier, fünf Sängern, die einander ablöſen, abſingen; gerade, als wenn aus einem Halſe alle die verſchiedenen Stimmen kommen könnten. Wir tadeln hiemit die Componiſten nicht, die uns gern durch vielerley Annehmlichkeiten zugleich beluſtigen wollen. Sie ſollten aber nur zu Duetten, das iſt, zu Cantaten, von zwoen Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, zwo Stimmen; zu dreyen, welches denn ein Trio heißt, drey Sänger u. ſ. w. nehmen und alſo die Wahrſcheinlichkeit beobachten. Sie ſollten auch einer Mannsperſon, die ſingend aufgeführet wird, eine männliche Baß- und Tenorſtimme geben, den Alt und Diſcant aber für weibliche Perſonen behalten. Allein, wie oft dawider gefehlet wird, liegt allenthalben am Tage. Sowohl von Arien, als Recitativen haben uns viele eine Menge von Regeln gegeben, und beſondere Geheimniſſe daraus gemachet, die niemand verſtünde, als der ein groſſer Kenner der Muſik wäre. Alle laufen aber da hinaus, daß der Poet ein Sklave des Componiſten ſeyn und nicht denken oder ſagen müſſe, wie oder was er wolle; ſondern ſo, daß der Tonkünſtler ſeine Einfälle dabey recht hören laſſen könne. Dahin gehöret unter andern hauptſächlich die Regel: daß man die erſten Zeilen der Arien mit ſolchen Worten anfüllen

müſſe,

müſſe, dabey ſich der Componiſt eine halbe Stunde aufhalten könne, wenn er irgend das Lachen, Weinen, Jauchzen, Aechzen, Klagen, Heulen, Zittern, Schmettern, Fliehen, Eilen, Raſen, Raſſeln, Poltern, oder ſonſt ein Wort von dergleichen Art auszudrücken ſucht. Dahin gehöret ferner, daß man die erſten Zeilen einer Arie, ſo viel möglich iſt, ſo einrichten müſſe, daß ſie am Ende derſelben wiederholet werden können und alſo eine Art von Ringelreimen daraus entſtehe. Gleichwohl zeigen die Exempel der Wälſchen, daß es hier nicht nur auf eine oder ein paar Zeilen, ſondern auf die ganze Hälfte der Arien ankomme; geſetzt daß ſie aus vier, ſechs, oder mehr Zeilen beſtünde. Und in der That gewinnt man dabey; theils, daß man mehr Gedanken in eine Arie bringen kann; theils, daß man den Verdruß erſpart, eine oder zwo Zeilen ſo viel hundertmale wiederholen zu hören, als die Muſikhelden es beym Anfange zu thun pflegen. Dahin gehöret es endlich, daß die Recitative theils aus kurzen Zeilen beſtehen, theils an ſich ſelbſt ſehr kurz ſeyn ſollen, wie in Madrigalen; damit man von dem ſchläfrigen Weſen derſelben nicht gar zu ſehr verdrüßlich gemachet werde, u. d. m. Alle dieſe Regeln haben die Herren Componiſten den Poeten vorgeſchrieben und dieſe haben ſich dieſelben, ich weiß nicht warum, vorſchreiben laſſen, ja ſie wohl gar angebetet. Allein, wie wäre es, wenn ein Poet ſeinem Componiſten auch einmal nach Anleitung der Vernunft ſagte, wie man ſeine Cantaten ſetzen ſollte; es möchte nun dieſes mit den Regeln und Exempeln ihrer ſo groſſen, aber oft ſehr unnatürlichen italiäniſchen Meiſter übereinkommen oder nicht. Wenn man die Cantaten als eine Art von Liedern oder Oden anſieht, davon wir §. 205. die Regeln gegeben haben, wie man ſie denn anſehen muß: ſo verſteht ſichs von ſich ſelbſt, daß ſie nicht aus kaltſinnigem, ſchläfrigem und ſchlechtem Zeuge beſtehen müſſen. Sie müſſen ordentlich einen gewiſſen Affect ausdrücken; oder, wenn ja das Recitativ eine Erzählung in ſich hält: ſo müſſen doch

die Arien voll erhabener und feuriger Gedanken, prächtiger oder zärtlicher Ausdrücke ſeyn; kurz, ſie müſſen einen ſolchen Inhalt haben, der dem Componiſten Gelegenheit zu guten Einfällen geben wird. Der Poet muß ſich freylich auch bemühen, das Munterſte, Sinnreichſte und Beweglichſte in die Arien, das Uebrige aber, nemlich Erzählungen, Vernunftſchlüſſe, Sittenlehren u. d. gl. ins Recitativ zu bringen. Er wird nach Beſchaffenheit der Sachen auch mehr als eine Perſon darinn redend aufführen, damit der Wechſel vieler Stimmen deſto mehr Manchfaltigkeit in dem Geſange hervorbringe. Er muß endlich auch ſeine Recitative nicht ganze Seiten lang machen, ſondern bald wieder etwas Munters und Scharfſinniges mit einzumiſchen bemühet ſeyn, welches eine Arie, oder doch ein Arioſo abgeben kann. Alles dieſes lehret einen Poeten die geſunde Vernunft nebſt den Regeln der Dichtkunſt und man darf, ſolches zu wiſſen, eben ſelbſt kein Muſikmeiſter ſeyn. Indeſſen iſt es wahr, daß viele dawider gefehlet und ihre Arien mit vielen kaltſinnigen Vernunftſchlüſſen oder langwierigen Gleichniſſen angefüllet haben, die ſehr eckelhaft klingen. Höchſtens darf man nur einige Cantaten mit Aufmerkſamkeit gehöret oder die dazu gehörigen Noten durchgeſehen haben: ſo wird man ſchon bemerken, was gut oder übel klingt; wiewohl man öfters auch den ſchönen Affect der Texte bedauren muß, der unter den Händen ſchlechter Componiſten alle ſeine Kraft verliert, indeſſen, daß ſie ſich bey ſchlechtern Stellen zu lang aufhalten. Allein man wird es auch von ſeinem Componiſten mit Grunde fodern, daß er nicht durch eine verſchwendete muſikaliſche Kunſt das Werk der Poeſie unſichtbar mache oder ſo verſtecke, daß man nichts davon vernehmen kann. Dieſes geſchiebt hauptſächlich, wenn ſie durch unzählige Wiederholungen einer Zeile halbe Stunden lang zubringen; einzelne Wörter ſo zerren und ausdehnen, daß der Sänger zehnmal darüber Athem holen muß und endlich von den Zuhörern ſeiner unendlichen Triller

ler wegen, gar nicht verſtanden werden kann. Wir ſagen nicht zu viel; denn wirklich heißt heute zu Tage eine Arie componiren oder in die Muſik bringen nichts anders, als dieſelbe unverſtändlich machen, das iſt, dem Dichter ſeine Kunſt und Arbeit verderben. Ferner kann ein Poet fodern, daß er eine gewiſſe Gleichheit in der Melodie einer Arie beybehalte und nicht die erſte Hälfte gar zu künſtlich, die andere aber gar zu ſchlecht weg ſetze; daß er endlich die Recitative nicht ſo gar ſchläfrig herbeten laſſen, als ob ſie gleichſam keines muſikaliſchen Zierrathes, keiner Begleitung von Inſtrumenten werth wären, wie die meiſten thun. Alle dieſe Regeln ſind in der Natur ſo wohl gegründet, daß man ihrer unmöglich hätte verfehlen können, wenn es den Italiänern voriger Zeiten nicht meiſtens ſchwer gefallen wäre, das natürliche Schöne vor dem gekünſtelten zu empfinden und in ihren Sachen nachzuahmen. Allein es giebt unter unſern deutſchen Componiſten ſchon Leute, die durch ihren eigenen vernünftigen Geſchmack wieder auf das wahre und natürliche Schöne in der Muſik gerathen ſind, welches man eine geraume Zeit her mehrentheils verlohren hatte. Unter dieſe können wir den berühmten Händel und die ſächſiſchen Capellmeiſter Harlebuſch und Haſſe, wie auch aus der berliniſchen Capelle Graun und den Herrn Secret. Gräfen, als einen Liebhaber der Muſik, zählen. Bey dem allem bedauren wir nur, daß unſere deutſchen Componiſten ſich ſo gern an italiäniſche Texte halten. Iſt denn ihre eigene Mutterſprache nicht werth, daß ſie in eine ſchöne Muſik geſetzet wird? Und ſoll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverſtändliche Syllben von Sängern, die insgemein kein italiäniſch können, verſtümmeln, als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verſtehen, die völlige Stärke des Componiſten im Ausdrucke der Gedanken kenntlich machen will? Denn in der That iſt es gewiß, daß eine ſchöne Melodie doppelt ſchöner wird, wenn der Zuhörer auch den Text verſteht und ſeine Uebereinſtimmung mit der

Melo-

Melodie wahrnimmt. Nachdem wir nun das Gute gelobet haben: ſo wird es uns auch frey ſtehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts iſt uns lächerlicher, als wenn wir gewiſſe italiäniſche Cantaten unter die Noten geſetzet ſehen oder ſingen hören Sind ſie etwann verliebt: ſo wird der Sänger gewiß vor Liebe ſterben wollen und der Componiſt wird das liebe morir dreißig, vierzig Tacte durch ſo zermartern und zerſtümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Wie es in dieſem Affecte geht: ſo geht es mit allen andern. Ja, bey ſo vielen andern Wörtern macht man eben ſolche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran ſich oft die beſte Caſtratenkehle müde ſingt. Wir wollen mit dem allem eine vernünftige Wiederholung gewiſſer nachdrücklicher Wörter ſo wenig als die Nachahmung ihrer Natur durch die Töne verwerfen, in ſo fern ſolches nur angeht. Beides iſt nicht nur erlaubt, ſondern auch ſchön; wenn es nur ſo mäßig geſchieht, daß auch ein lebhafter Redner dergleichen Zeilen oder kurze Sätze wiederholen könnte, um ſie dem Zuhörer deſto beſſer einzuprägen. Wie aber dieſer auch die nachdrücklichſten Worte über zwey, höchſtens dreymal nicht wiederholen würde: alſo ſollten auch die Sänger einen nicht mit öftern Wiederholungen plagen. Man wiederhole alſo nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelſtand hätte wiederholen können. Das Singen iſt doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Leſen eines Verſes, welches alſo der Natur und dem Inhalte deſſelben gemäß ſeyn muß. Nun aber würde wohl kein Menſch, der uns einen Vers vorläſe, geſetzt, daß der größte Affect darinn ſteckte, denſelben mehr als zwey, höchſtens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er alſo auch nicht hinter einander geſungen werden, wenn er uns rühren und alſo natürlich herauskommen ſoll. Ein guter Leſer eines Gedichtes wird freylich das Weinen kläglich, das Lachen luſtig, u. ſ. f. ein jedes Wort nach ſeiner Bedeutung mit einer guten Stimme auszuſprechen wiſſen, ſich

aber auch dabey vor allem lächerlichen Zwange in Acht nehmen. So muß es ein Muſikus auch machen und ſich vor allen Ausſchweifungen hüten, die ſeinen Geſang dem natürlichen Ausdrucke der Gedanken, der unter vernünftigen Leuten gewöhnlich iſt, unehrlich machen könnten. Wir leben aber jetzo gewiß zu einer Zeit, da die Muſikmeiſter auſſer ihren Noten und Künſteleyen wenig oder nichts verſtehen und alſo nach der Poeſie nichts fragen, ob ſie durch ihre Noten erhoben oder verdorben wird. Daher kömmt es, daß das Natürliche im Singen, gegen das vorige Jahrhundert zu rechnen, ſo ſehr verlohren geht, da bloß das Ohr durch unendlich viel gebrochene Töne gekützelt, das Herz aber gar nicht mehr gerühret wird (*). Eine Cantate muß ordentlicher Weiſe mit einer Arie anfangen und ſchlieſſen, damit ſie theils im Anfange mit einer guten Art ins Gehör falle, theils auch zuletzt noch einen gutem Eindruck mache. Doch findet man im Italiäniſchen viele, die gleich von Anfange ein Recitativ haben. Die kürzeſten darunter haben nur ein einzig Recitativ in der Mitte und beſtehen alſo nur aus dreyen Theilen. Gemeiniglich aber hat eine Cantate drey Arien und zwey Recitative und die längſten ſollen nicht mehr, als vier oder fünf Arien haben. Dieſe können nun jambiſch, trochäiſch oder daktyliſch ſeyn, nachdem es der Poet für gut befindet; das Recitativ aber anders, als jambiſch, zu machen, das iſt nicht gewöhnlich.

(*) Daher ſagt der berühmte Herr Prof. Richey von der gar zu künſtlichen Dichtkunſt einiger neuern Poetaſter, mit Recht:

Sie machts, wie ihre liebe Schweſter,
  Die auf Natur faſt wenig hält:"
Das ſchickt ſich für kein wälſch Orcheſter,
  Was nicht ins Wunderbare fällt.
Geſang und Rührung gehn verlohren,
  Vor Zauberey, mit Mund und Hand.
Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren:
  Denn was man körnet, iſt Verſtand,

Man leſe hier nach was der Kritiſche Muſikus in der neuen Ausgabe für vernünftige Regeln davon vorgeſchrieben hat.

gewöhnlich. Nur merke ſich der Poet, daß er bey der Versart, womit er eine Arie anfängt, bis ans Ende bleibe, auch nicht kurze und lange Zeilen durch einander menge, wenn er dem Componiſten gefallen will. Selbſt die Zeilen im Recitative an Länge ſehr ungleich, das iſt, etliche von zwey, etliche von zwölf Sylben zu machen, das iſt ſo wenig angenehm, als im Madrigale. Die Reime gar zu weit von einander zu werfen, das heißt eben ſo viel, als gar keine zu machen und man thäte nach dem Muſter der Wälſchen beſſer, ſie gar nicht zu reimen, aber deſto beſſer zu ſcandiren, welches die Italiäner faſt gar nicht thun. Weibliche mit weiblichen und männliche mit männlichen Reimen zu vermiſchen das klingt auch nicht gut, ob es gleich viele nach dem Muſter der Wälſchen thun; es wäre denn, daß man was Deutſches auf die Compoſition wälſcher Arien machen müßte. Die Länge eines Recitativs kann man zwar nicht beſtimmen; aber je kürzer es fällt und je kürzer die Perioden darinnen ſind, deſto beſſer iſt es. Es wird ohnehin insgemein ſo ſchlecht geſetzet, daß man es bald überdrüßig werden muß. Wenn eine Cantate des Abends, öffentlich oder in freyer Luft aufgeführet wird: ſo nennet man ſie eine Serenate. Insgemein aber fällt ſie alsdann etwas länger und hat verſchiedene Stimmen, die ſie abſingen. Redet ein Paar mit einander: ſo nennen es die Muſici ein Duetto; kommen drey Perſonen in der Poeſie und folglich im Geſange drey Stimmen vor: ſo nennet man es ein Trio. Redeten aber noch mehrere mit einander, ſo, daß es auch deſto länger würde: ſo müßte es ein Drama heiſſen. Denn auch hier muß man merken, daß es epiſche und dramatiſche Cantaten, Serenaten, oder wie man es nennen will, geben könne. Wenn der Poet ſelbſt darinn redet: ſo iſt es epiſch verfaſſet, obgleich hier und da auch andere Perſonen redend eingeführet werden. Läßt aber der Poet durchgehends andere Perſonen reden und handeln, ſo, daß er ſelbſt nichts darzwiſchen ſagt, ſondern, ſo zu reden, unſichtbar iſt: ſo entſteht ein kleines theatraliſches Stück daraus. Die

Kirchenſtücke, welche man insgemein Oratorien, das iſt, Betſtücke nennet, pflegen auch den Cantaten darinn ähnlich zu ſeyn, daß ſie Arien und Recitative enthalten. Sie führen auch insgemein verſchiedene Perſonen redend ein, damit die Abwechſelung verſchiedener Singſtimmen ſtatt haben möge. Hier muß nun der Dichter entweder bibliſche oder doch allegoriſche Perſonen, die ſich auf die Religion gründen, redend einführen, damit alles der Abſicht und dem Orte gemäß herauskomme. Doch iſt noch einerley dabey zu beobachten. Die Poeten haben ſich dabey auch der bibliſchen Sprüche zuweilen, anſtatt der Recitative, bedienet und die Componiſten pflegen ſie auch wohl zuweilen Arioſo zu ſetzen, wenn ſie etwas rührendes in ſich halten. Von Cantaten hat man in dem vorigen Jahrhunderte beynahe nichts gewußt, weil Dichter und Sänger ſich an Oden begnüget haben. Von franzöſiſchen Cantaten findet man nicht nur in Fontenellens Schriften und im Rouſſeau verſchiedene; ſondern es hat auch Clerambault, ein groſſer Tonkünſtler dieſes Jahrhunderts, dergleichen in Noten geſetzet, herausgegeben, die ſehr gut gerathen ſind. Dieſes verſteht ſich aber nach franzöſiſcher Art, deren Geſchmack in der Muſik von dem Wälſchen ganz unterſchieden iſt und insgemein von den Liebhabern der italiäniſchen Künſte ſehr verachtet wird. Von Wälſchen iſt Metaſtaſio bekannt, der in ſeinen Werken viel geiſtliche und weltliche Cantaten gemachet hat. Die Engländer machen nicht eigentliche Cantaten in ihrer Sprache, ſondern behelfen ſich mit ſogenannten Oden, die aber ganz dithyrambiſch in allerley kurzen und langen Verſen und in ungleichen Strophen durch einander laufen; dergleichen von dem königlichen Hofpoeten Cibber auf des Königes Geburtstag verſchiedene vorhanden ſind.

§. 226.

Wir hätten mit dem vorigen Paragraphe die ſingende Dichtkunſt beſchlieſſen können; wenn nicht die neuern

Zeiten eine beſondere Art der Schauſpiele erdacht hätten, die man eine Opera nennet. Dryden, ein engliſcher Poet, der ſelbſt etliche Opern gemacht hat, hält dafür, die Italiäner müßten den erſten Anlaß zur Erfindung der Opern in den barbariſchen Zeiten, als die Mauren noch in Spanien waren, bekommen haben (*). Die Verſe der Opern werden nach Art der Cantaten gemacht und beſtehen alſo aus Recitativen und Arien. Der Tonkünſtler ſetzet dieſelben nach ſeiner Phantaſie; die Sänger lernen Text und Muſik auswendig; die Schaubühne wird prächtig ausgezieret; und die ganze Vorſtellung mit vielen Veränderungen und Maſchinen abgewechſelt. Der Vorhang öfnet ſich mit einem Con-

(*) S. den Verfaſſer eines engliſchen Buches The Taſte of the Town, or a Guide to all publik Diverſions, der uns in der erſten Abtheilung ſeines Werkes auch von der Oper in London einen Begriff beybringen will; Muratori in der gelehrten Einleitung zu dem von ihm zu Verona ans Licht geſtellten Theatro Italiano; den Verf. des kleinen Tractats, der ohne Benennung des Jahres unter dem Titel: Le Glorie della Poeſia et della Muſica, dell eſatta Notitia de Theatri della Citta di Venetia &c. ein Verzeichniß aller venet. Bühnen, Singſpiele und ihrer Verfaſſer herausgegeben; oder auch den Auszug davon im VIII. B. des neuen Bücherſ. der ſchönen Wiſſenſ. auf der 286 u. f. S. Muſſato berichtet in der Vorrede des IX. Buchs de geſtis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürſten (cantilenarum modulatione) mit Liedern vorgetragen habe. S. Creſcimbeni. Endlich iſt allererſt im 1597. Jahre von einem Modeneſer, Oratio Vecchi auf eine bis dahin unerhörte Art alles, was die Komödianten zu reden haben, muſikaliſch aufgeführet worden. Dieſes Stück nun iſt eigentlich für die erſte wälſche Oper zu halten und iſt noch izo, unter die Noten geſetzet, in dem Vorrathe der Academia Filarmonica zu finden. In der Vorrede derſelben bedienet ſich der Verfaſſer der folgenden Worte: Non eſſendo queſto accopiamento di Comedie et di Muſica più ſtato fatto, ch'io mi ſappia da altri, e forſe non imaginato, ſarà facile aggiungere molte coſe per dargli perfezzione; ed io devo ò eſſere, ſe non lodato, almeno non biaſimato dell invenzione.

certe der allerſchönſten Inſtrumenten, die von den gröſten Meiſtern geſpielet werden; und das ganze Singſpiel wird mit einer beſtändigen Begleitung einiger ſchwächern Inſtrumenten erfüllet. Dieſe Kunſt iſt indeſſen in Frankreich noch unvollkommen geweſen, bis der berühmte Lulli die Muſik auf einen ganz andern Fuß geſetzet hat. Dieſer bemächtigte ſich ihrer Opernbühne ganz und gar und richtete alles nach ſeinem Kopfe ein. Die Poeten mußten ſeine Sklaven werden und ſolche Stücke erſinnen, darinn nur viel buntes und ſeltſames ausgeführet werden konnte. Die Schaubühne mußte ſich zum wenigſten in jeder Handlung ändern, bald einen göldenen Pallaſt, bald eine wilde See, bald Felſen und wüſte Klippen, bald einen Garten, bald ſonſt eine bezauberte Gegend vorſtellen. Es mußten viele Götter in allerhand Maſchinen erſcheinen und ſonderlich mußten die Arien dem Muſikmeiſter viel Gelegenheit geben, ſeine Künſte anzubringen. Dabey hub man faſt alle Regeln der guten Trauer- und Luſtſpiele gänzlich auf. Es wurde nicht mehr auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens, auch nicht auf die Verlachung menſchlicher Thorheiten geſehen; ſondern die phantaſtiſche Romanliebe behielt faſt allein Platz. Die Einigkeit der Zeit und des Ortes wurde aus den Augen geſetzet; die Schreibart wurde hochtrabend und ausſchweifend; die Charaktere waren theils übel gebildet, theils immer einerley, nemlich lauter untreue Seelen, ſeufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber und dergleichen. Kurz, die Opera wurde ein ganz neues Stück in der Poeſie, davon ſich bey den Alten wohl niemand hätte träumen laſſen (*). Ein jeder kann aus der Beſchreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen: Ein Gedicht oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menſchlichen Handlung ſeyn, dadurch eine gewiſſe moraliſche Lehre beſtätiget wird.

Eine

(*) St Evremond ſagt: „Die Oper ſey daß ungereimteſte Werk, das der menſchliche Verſtand jemals erfunden hat.“

Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich iſt, tauget nichts; denn ihr ganzer Werth entſteht von der Aehnlichkeit. Aus dieſer aber ſind alle die Regeln gefloſſen, die wir oben von der Schaubühne ſowohl für die Tragödie, als Komödie, gegeben haben. Dieſe Regeln ſind aus der Natur ſelbſt genommen, durch den Beyfall der größten Meiſter und Kenner von Schauſpielen beſtärket und bey den witzigſten Völkern gut geheiſſen worden. Was alſo davon abweicht, das iſt unmöglich recht und wohl nachgeahmet. Wer ſieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beſchriebenen Schauſpiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß ſie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmſte Anmuth verliehren würde, wenn man ſie davon befreyen wolte? Einmal iſt es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und ſchlechten Romanen mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Natur, ſo, wie wir ſie vor Augen haben. Wenn wir eine Oper in ihrem Zuſammenhange anſehen: ſo müſſen wir uns einbilden, wir wären in einer andern Welt; ſo gar unnatürlich iſt alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut; und man würde für närriſch angeſehen werden, wenn man im geringſten ſo lebete, als es uns die Opern vorſtellen. Sie ſehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit, welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfodert. Wo ſieht man im gemeinen Leben Leute, die einander als Götter anbeten; Liebhaber, die auf den Knien vor ihren Gebieterinnen liegen und ſich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Geſtalt der Sclaven in weit entlegene Länder ziehen, weil ſie ſich in den bloſſen Ruf von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen um eines ſchönen Weibes halber verlaſſen und was dergleichen Phantaſien mehr ſind? Wo höret man dergleichen Opernſprache, von Sternen und Sonnen, von Felſenbrüſten und ärtzgleichen Herzen, von verfluchten Geburtsſtunden um eines ſcheelen Blickes wegen, und von grauſamen Donnerkeilen des un-

erbittlichen Verhängniſſes, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle dieſe Dinge ſind uns ſo fremd, daß wir ſie in keiner Reiſebeſchreibung von Liliput für erträglich halten würden; und gleichwohl ſollen ſie in der Oper ſchön ſeyn. Wir ſchweigen noch von der ſeltſamen Vereinbarung der Muſik mit allen Worten der Redenden. Sie ſprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert; ſondern ſie dehnen, erheben und vertiefen ihre Töne nach den Phantaſien eines andern. Sie lachen und weinen, huſten und ſchnupfen nach Noten. Sie ſchelten und klagen nach dem Tacte; und wenn ſie ſich aus Verzweifelung das Leben nehmen: ſo verſchieben ſie ihre heldenmäßige That ſo lang, bis ſie ihre Triller ausgeſchlagen haben. Wo iſt doch das Vorbild dieſer Nachahmungen? Wo iſt doch die Natur, mit der dieſe Fabeln eine Aehnlichkeit haben? Wir wiſſen es wohl, daß es hier und da groſſe Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, die ſie für das Meiſterſtück der menſchlichen Erfindungskraft, für einen Zuſammenfluß aller poetiſchen und muſikaliſchen Schönheiten, für einen Sammelplatz aller erſinnlichen Ergötzlichkeiten anſehen. Allein wir wiſſen auch, daß alle dieſe Leute die im übrigen gar vernünftige und rechtſchaffene Männer ſeyn können, die wahren theatraliſtiſchen Regeln ſich niemals bekannt gemachet, oder dieſelben doch nicht aus ihren Gründen hergeleitet geſehen. Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Luſt ankommen, alles für willkührlich und meinen, man müſſe es damit nicht ſo genau nehmen; was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre ſchon gut und man müßte die Vernunft hier ſchweigen heiſſen, wenn ſie uns dieſes Vergnügens durch ihre kritiſchen Anmerkungen berauben wollte. Alle dieſe Vorſtellungen aber heben unſere obigen Gründe nicht auf; und wir können uns nicht entſchlieſſen, die Oper für etwas natürliches, für eine geſchickte Nachahmung menſch-

licher

licher Handlungen, oder überhaupt für etwas ſchönes zu erklären. Die Muſik an ſich ſelbſt iſt zwar eine edle Gabe des Himmels; wir geben es auch zu, daß die Componiſten viel Kunſt in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl ſie auch oft übel angebracht wird: aber was die Poeten daran thun, und überhaupt, die ganze Verbindung ſo verſchiedener Sachen tauget gar nichts. Wir ſehen überdas die Opera ſo an, wie ſie iſt; nemlich als eine Beförderung der Wolluſt und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichſten Töne, die geileſten Poeſien und die unzüchtigſten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorſichtigen Gemüther und flöſſen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von ſich ſelbſt ſchon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen ſolchen Verſuchungen, die ſie auf einmal beſtürmen, zugleich widerſtehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet und wir werden den weiblichen Italiänern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutſche ſeyn ſollen (*). Es iſt ohne dieß das Vorurtheil bey uns eingeriſſen, daß ſogar die italiäniſche Sprache in dem

 Halſe

(*) S. den Abt Gedoyn, der im VII. B. der Geſch. der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſ. alſo davon ſchreibt: „Andern „Theils, muß man geſtehen, daß unſere Oper, ſie ſey ſo „bezaubernd als ſie wolle, ein Schauſpiel iſt, welches of„fenbar wider die Wahrſcheinlichkeit verſtößt, die doch un„ter allen Regeln gerade diejenige iſt, ſo am meiſten in „Ehren gehalten werden ſoll. Man läßt darinnen Sachen „ſingen, die gerade am mindeſten zum Singen gemacht „ſind; alles, was den Verdruß, den Zorn, die Wuth, „die Verzweifelung einflößt, ja ſogar die Empfindung ei„nes nahen Todes: und dieß iſt ein ſo plumper Misbrauch „daß nichts, als eine lange Gewohnheit uns denſelben er„träglich machen kann. Die Liebe, dieſe gefährliche und „tyranniſche Leidenſchaft, die einzige Liebe iſt die Seele „der Oper und ihr ewiger Gegenſtand. Man trägt darin„nen die verderbteſten Regeln ungeſtraft vor, die nicht nur „der Religion, ſondern auch der geſunden Staatskunſt „ſchnurſtraks zuwider laufen. Nach der Abſicht eines

Halſe eines Caſtraten viel beſſer klingt, als die deutſche. Daher machen die meiſten Opern auch einen Miſchmaſch in der Mundart. Die Arien ſind oft wälſch und die Recitative bleiben deutſch. Eine und dieſelbe Perſon ſingt zuweilen bald deutſch, bald italiäniſch; und ihre Zuſchauer laſſen ſichs weis machen, das klinge überaus ſchön, was ſie doch nicht verſtehen. Das iſt aber nichts neues. Auch den deutſchen Text verſteht man vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Töne in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne ſchon nicht mehr, wenn man nicht ein Buch hat und ſich durch das Leſen hilft. Wenn man aber ins Buch ſehen muß: ſo verlieret man ja das Vergnügen der Augen an der guten Vorſtellung. So iſt denn die Oper ein bloſſes Sinnenwerk; der Verſtand und das Herz bleiben unbefriediget. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet; die Vernunft aber darf uns nicht bis in die Oper begleiten, damit ſie nicht etwa durch ein widriges Urtheil die ganze Luſt unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine muſikaliſche Tragödie oder Komödie nennen. Allein umſonſt. Sie könnte vielleicht ſo heiſſen; wenn ſie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre; aber man zeige uns doch ſolche Opern! Wollte aber ja jemand eine von dieſer Art

„ wahren Dichters muß eine jede dramatiſche Poeſie ſich
„ vorſetzen, die Menſchen in irgend einem Stücke zu beſ-
„ ſern und den Unterricht mit allen Annehmlichkeiten des
„ Vergnügens vorzutragen. In der Oper aber iſt das
„ Vergnügen der einzige Zweck, den man ſich vorſetzet;
„ ſie bringt auch keine andere Wirkung zuwege, als daß ſie
„ die Sinne bezaubert, die Seele weichlich macht, die
„ Sitten verderbt und ein ganzes Volk auf nichtige Dinge
„ lenket. Man könnte noch hinzuſetzen, daß die lange
„ Weile, bey dieſem ewigen Singen und bey dem beſtän-
„ digen Symphonien, unvermeidlich iſt, die das Weſen
„ unſerer Opern ausmachen. Denn das Auge wird zwar
„ nicht des Sehens überdrüßig; aber das Ohr wird wohl
„ des Hörens ſatt, inſonderheit wenn dieſelben Töne oft
„ wiederkommen.“

Art verfertigen ſo würden auch die heutigen Kenner derſelben ſie gewiß für ein ſchlechtes Stück in der Art erklären und gegen alle andere verachten (*). Da man nun weiß, was Opern ſind: ſo wird es nicht ſchwer fallen zu begreifen, was Operetten ſeyn ſollen. Sie ſind nichts anders, als kleine Singſpiele, die nach Art jener groſſen Stücke gemachet, in Muſik gebracht und ſingend aufgeführet werden. Sie werden kaum ſo lang, als ein Aufzug einer groſſen Oper, das iſt dreymal kürzer, als dieſelbe gemachet; folglich muß theils die Fabel darnach eingerichtet, theils die Zahl der Perſonen eingeſchränket ſeyn. Bisweilen werden auch ſolche Operetten als Vorſpiele vor ordentlichen Trauer- und Luſtſpielen gebrauchet; und dann nennet man ſie muſikaliſche Prologos; wiewohl ſie nichts weniger als Prologi ſind in dem Sinne, wie die Alten dieß Wort nahmen. Bisweilen wird ein ſolch kleines Operettchen, wenn es nur aus drey, vier Auftritten beſteht und wohl gar lauter mythologiſche oder allegoriſche Perſonen vorſtellet, nur ein Drama genennet. Und dabey iſt weiter nichts zu beobachten, als daß dieſelben nach der Mythologie oder den Charaktern dieſer Schauſpieler gekleidet und redend eingeführet werden müſſen. Endlich iſt gleichfals leicht zu begreifen, was Intermezzen oder Zwiſchenſpiele ſind. Sie ſind kleine Singſpiele, die ſich in drey oder auch nur zween Abſchnitte von einer oder zwo Scenen abtheilen laſſen, damit ſie zwiſchen den Auf-

zügen

(*) S. St. Evremond, Racine, Boileau, La Bruyere in ſeinen Charaktern Tom. *I.* p. 90. Riviere du Freny in ſeinen Amuſemens ſerieux & comiques auf der 22. Seite des Callieres in ſeiner Hiſtoire poetique de la guerre entre les anciens & les Modernes im eilften Buche, Muratori Poeſia perfetta italiana, den VI. B. der kritiſchen Beyträge, den engliſchen Zuſchauer a. d. 27. 65. 68. 87. und 135. S. deutſch. Ueberſ des I Bandes und den ungenannten Verfaſſer von dem engliſchen Buche The Gentlemens Recreation a. d. 23. S. ſeines poetiſchen Tractats.

zügen eines gröſſern theatraliſchen Stückes geſpielet werden können. Bisweilen geſchieht ſolches auf der Opernbühne, bisweilen auch wohl auf der tragiſchen und komiſchen; und gemeiniglich ſind ſie von luſtigem und poßirlichem Inhalte dazu nicht über ein Paar, höchſtens drey ſingende Perſonen gehören. Man ſieht leicht, daß von Seiten des Poeten nicht viel Kunſt dazu gehöret. Alles kömmt auf die Geſchicklichkeit der Schauſpieler an, womit ſie ihre Perſonen zu ſpielen wiſſen. Die Muſik wird auch insgemein auf eine den lächerlichen Charaktern derſelben gemäſſe Art eingerichtet und die Kleidungen gleichfalls. Dieß ſind nun die muſikaliſchen Erfindungen der neuern Zeiten, ſo viel uns bekannt iſt, alle mit einander. Sie haben alle ihre Liebhaber; und wie wir nicht läugnen, daß ſie zuweilen einen angenehmen Zeitvertreib abgeben: alſo geräth immer eines davon beſſer, als das andere, nachdem ſich die Verfaſſer den Regeln nähern, die von den Alten in dramatiſchen oder theatraliſchen Gedichten veſtgeſetzet und beobachtet worden ſind.

§. 227.

Eine groſe Verwandſchaft mit den Opern haben die Wirthſchaften, Mummereyen und Balletten. Doch ſind dieſe poetiſchen Erfindungen darinn unterſchieden, daß hier bey weitem nicht alles geſungen, ſondern vieles nur geredet, vieles ſtumm vorgeſtellet und vieles getanzet wird. Wir wollen von allem eine zulängliche Nachricht geben und dadurch zeigen, daß groſſe Herren auch in Ermangelung der Opern, bey ihren Höfen allerley Vergnügungen und poetiſche Luſtbarkeiten anſtellen können. Sie ſehen die Beyſpiele ausländiſcher und einheimiſcher Fürſten vor ſich, die darinn ihre Vorgänger geweſen, ehe die Oper dieſe weit edlern Ergötzungen, daran die vornehmſten Leute ſelbſt Theil nahmen, verdrungen. Was die Wirthſchaften betrifft: ſo hat es

dieſe Bewandniß damit. Groſſe Herren wollten bisweilen zur Luſt auch die Süßigkeit des Privatſtandes ſchmecken, und gleichſam nach Art der alten Sarturnalien feyren. Daher verkleidete ſich insgemein der regierende Herr und ſeine Gemahlinn in einen gemeinen bürgerlichen Wirth und die andern fürſtlichen Perſonen, die man etwa beehren und bewirthen will, in Gäſte; ihre Hofbedienten aber in Hausknechte, Köche, Kellner, Diener, Küchemägde, Hausmägde, Gärtnerinnen, auch wohl Bauernmädchen. Unter dieſen angenommenen Geſtalten wurde nun irgend entweder eine Hochzeit oder nur ſonſt ein Gaſtmahl, welches die Alten eine Wirthſchaft nenneten, vorgeſtellet; jede Perſon aber pflegte irgend, auf des Poeten Angeben, gewiſſe Verſe bey Gelegenheit her zu ſagen (*). Die Ballette ſind künſtliche, aus vielen Perſonen beſtehende und mehrentheils dramatiſche, das iſt, etwas vorſtellende und bedeutende Tänze (**). Bey dieſen unſern Tänzen kömmt es nicht nur auf die Figuren der Tänze allein, ſondern auch auf die tanzenden Perſonen an; alſo müſſen wir auch gleich anfänglich erinnern, daß alle die Tanzſpiele allegoriſche und bedeutende, das iſt, wie man itzo ſpricht, pantomimiſche Tänze in ſich halten müſſen. Dieſe bedeuteten anfänglich eine Verehrung vornehmer Perſonen, an deren Feſttagen ſie aufgeführet wurden; denn die Alten glaubten, daß das Tanzen eine Art des Gottesdienſtes wäre, welche den Göttern ſehr gefällig ſeyn müßte. Doch unſere Tanzſpiele ſollen nicht nur

bloſſen

(*) Ein Beyſpiel davon hat der engliſche Aufſeher im II Bande im 115. St. beſchrieben, welches er aus dem Strada genommen. S. auch Creſcimbeni. Ja man hat von ſolchen Mummereyen ein ganzes Buch unter dem Titel: Canti Carnaſcialeſci, welches Grazini 1559. herausgegeben.

(**) Der gelehrte Meneſtrier hat im Franzöſiſchen einen ſehr ſchönen Tractat des Ballets anciens & modernes ſelon les regles du Theatre geſchrieben.

bloſſe Tänze, ſondern Allegorien und redende Bilder gewiſſer Dinge ſeyn. Solche Tänze der Alten nun waren geſchickt die Bewegungen des Leibes zu beſſern, ſo wie die Tragödie die Regungen des Gemüths in Ordnung zu bringen dienen ſolte. Aber überhaupt geben die Alten, die davon geſchrieben haben, dieſe Erklärung eines ſolchen Tanzſpiels: Es ſey eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man ſaget und ſingt, durch abgemeſſene Gebärden und Bewegungen des Leibes. Und Ariſtoteles ſagt gar, daß man die Sitten und Gemüthsbewegungen durch die harmoniſchen tactmäßigen Stellungen und Tritte ausdrücken müſſe. Es iſt alſo mit den Balletten und Tanzſpielen nichts anders bewannd, als mit den übrigen Künſten. Sie ſind alle Nachahmungen, mit dem Unterſchiede, daß, da die Malerey nur die Figur, die Farben und die Ordnung der Dinge vorſtellen kann: Dieſe Tanzkunſt auch die Bewegungen ausdrücket und ſogar die Natur vieler Dinge und die verborgene Beſchaffenheit des Gemüthes abſchildern kann. Dieſe Nachahmung nun geſchieht durch die Bewegungen des Leibes und zwar nach der Harmonie der Muſik, welche gleichfalls die Gemüthsbewegungen ausdrücket. Es iſt bekannt, wie vieles man mit Geberden und Bewegungen der Gliedmaſſen des Leibes zu verſtehen geben kann; und die Alten haben ihre Pantomimen gehabt, die ſich alles, ohne ein Wort zu ſprechen, auszudrücken getrauet. Man weiß auch, daß jede Gemüthsbewegung ihre eigene Stellungen und Bewegungen hat, dadurch ſie ſich an den Tag legt. Solche Dinge nun müſſen in den Tanzſpielen vorgeſtellet werden. Wir ſollten zeigen wie dieſe Erfindung im Tanzen gleichfalls eine Einheit in der Handlung oder Abſicht haben muß, darauf alle ihre Theile abzielen. Wir ſollten auch an die Hand geben, was für Mittel man habe, die Perſonen, die man tanzend aufführet, zu charakteriſiren. Wir ſollten endlich zeigen, was man bey dem allem für Fehler begehen könne, und dieſes mit Exempeln alter und neuer, guter und ſchlechter Ballette

erläu-

erläutern. Allein theils iſt dieſes ſchon in den vorigen Abhandlungen von Schauſpielen geſchehen; theils muß es ein Erfinder dieſer Spiele aus dem Alterthume und der Mythologie wiſſen; theils iſt es uns hier zu weitläuftig ins Werk zu richten. Uebrigens gehören aber auch geſchickte Muſikmeiſter und Tanzmeiſter dazu, die das, was der Poet erfunden, geſchicklich auszuführen wiſſen. Wir haben es noch vergeſſen zu erwähnen, daß aller Schönheit der Vorſtellungen ungeachtet, dennoch oftmals dieſe allegoriſchen Tänze dem meiſten Theile der Zuſchauer wahrhafte hieroglyphiſche Figuren ſeyn würden, davon ſie nichts verſtünden; wenn nicht der Poet zuweilen den vornehmſten Perſonen ſolcher Tanzſpiele auch gewiſſe Worte zu reden und zu ſingen in den Mund legte. Dieſe werden nun in lauter Verſen, doch kurz und gut gemachet; weil die Abſicht nicht iſt, durch Worte, ſondern durch Bewegungen des Leibes etwas anzuzeigen (*). Vielleicht kommen einmal in Deutſchland die Zeiten, da man durch dergleichen ſinnreiche Erfindungen, die das vorige Jahrhundert ſchon gekannt und geliebet, die Schaubühne wieder emporheben und den bisherigen Wuſt der unnatürlichen Opern in ſolche allegoriſche Tanzſpiele; die abgeſchmackten Haupt- und Staatsactionen in herzrührende Trauerſpiele; und die närriſchen Burlesken der italiäniſchen und anderer gemeinen Komödianten in lehrreiche und ſcherzhafte Luſtſpiele verwandelt ſehen wird.

§. 228.

(*) S. die gelehrten Abhandlungen, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres et des Inſcriptions in verſchiedenen Bänden dieſes Buches vorkommen. Man leſe auch das oberwähnte Buch The Taſte of the Town, wo gleichfalls in der III. Abtheilung von den Tänzern, und in der IV. von Chören gehandelt wird, die beide zu dieſer Abſicht gehören.

§. 228.

Es iſt zwar oben ſchon von Idyllen oder Schäfergedichten gehandelt, auch beyläufig erinnert worden, daß dieſelben zum Theil auch dramatiſch, das iſt, geſprächsweiſe eingerichtet würden. Dieß lehrten uns die Exempel und Meiſterſtücke der Alten. Allein von ganzen theatraliſchen Schäferſtücken weiß das ganze Alterthum nichts. Die Bewunderer des Alterthums werden ſich hier, um zu behaupten, daß es ihm auch an Schäferſtücken nicht gefehlet habe, auf die ſatyriſchen Schauſpiele der Griechen berufen (*). Die griechiſche Satyre war zwar freylich kein Gedicht zum Leſen, ſondern ein dramatiſches Stück, welches man auf einer Bühne mit lebendigen Perſonen vorſtellete. Sie hatte den Namen von des Bacchus Gefährten, der Silenen und Satyren, weil nemlich dieſe dem Bacchus zu Ehren an ſeinen Feſttagen von dem betrunkenen Landvolke vorgeſtellet wurden (**). Von dieſer ſatyriſchen Poeſie der Griechen nahm ſogar die ganze theatraliſche Dichtkunſt ihren Urſprung her, beſonders die Komödie; denn σαλυρικα δραμαλα, oder ſchlechtweg σαλυροι wurden nur den Tragödien entgegen geſetzet (***). Allein

(*) S. ISAACI CASAUBONI de Satyrica Graecorum Poëſi et Romanorum ſatyra. Paris 1605. 8.

(**) Horaz beſchreibt uns dieſen Zuſtand in dem Schreiben an den Kaiſer Auguſt:

Agricolae priſci, fortes, paruoque beati,
Condita poſt frumenta, leuantes tempore feſto
Corpus ipſum et animum, ſpe finis, dura ferentem,
Cum ſociis operum et pueris et coniuge fida,
Tellurem porco, ſiluanum lacte piabant;
Floribus et vino, Genium, memorem breuis aeui.
Feſcennina per hunc inuenta licentia morem,
Verſibus alternis opprobria ruſtica fudit.

(***) HORAT.

Mox etiam agreſtes Satyros nudauit, et aſper
Incolumi grauitate (*ſcil tragoediarum*) iocum tentauit —
Verum ita riſores, ita commendare dicaces
Conueniet Satyros.

Horaz nennt auch einen komiſchen Dichter ſatyrorum ſcriptorem.

Allein nichts deſtoweniger war eine griechiſche Satyre doch kein unſchuldvolles ruhiges und zärtliches Schäferſpiel, ſondern höchſtens eine etwas gröbere und unflätigere Bauerkomödie (*). Es bleibt alſo die Paſtoralpoeſie eine neuere Erfindung. Creſcimbeni bemerket, daß dieſelbe in der Helfte des XV. Jahrhunderts allererſt ins Geſchick gekommen (**). Der groſſe Beyfall, den dieſe Stücke gefunden und wodurch ſie auch bis über die Alpen gedrungen, hat auch bey uns zuerſt die Schäferſtücke bekannt und beliebt gemacht. Die Einrichtung ſolcher Schäferſtücke kann dem nicht ſchwer fallen, der die Regeln von Idyllen von Trauerſpielen und Luſtſpielen wohl verſtanden hat. In den erſten ſieht er die ganze Art des Schäferlebens, welches in einer gewiſſen Einfalt und Unſchuld vorgeſtellet werden muß, wie man ſichs in dem göldenen Weltalter einbildet. Man muß nemlich dadurch den Zuſchauern eine Abſchilderung der alten Tugend geben, um ihnen dieſelbe als liebenswürdig zu entwerfen. Die Liebe kann darinn zwar herrſchen, aber ohne Laſter und Unart; und wenn gleich zuweilen auch Perſonen von höherm Stande oder aus Städten mit unterlaufen: ſo müſſen dieſelben doch dieſer herrſchenden Tugend des Landlebens keinen Eintrag thun. Eine ſolche Liebesfabel nun muß ebenfalls ihre Verwickelung ihren Knoten und ihre Auflöſung haben, wie ein Luſtſpiel und Trauerſpiel. Es können unerkannte Perſonen darinn vorkommen, die nach und nach entdecket werden und dadurch eine Peripetie oder einen Glückwechſel verurſachen, der aber insgemein ein vergnügtes Ende nehmen muß. Im Stande einer ſolchen Unſchuld herrſchen keine Laſter; alſo muß auch Schmerz und Unglück weit davon verbannet ſeyn, auſſer was die kleinen

(*) Eben dieſes beweiſet das einzig übrig gebliebene Stück von dieſer Art, des Euripides Cyklops.

(**) S. das IX. Kap. des IV. B. vom I. Bande ſeiner Hiſtoria della volg. Poeſ.

nen Bekümmerniſſe unglücklicher Liebenden etwa nach ſich ziehen. Ein vernünftiger Poet ſchildert auch die Liebe der Schäfer zwar zärtlich, aber allemal keuſch und ehrbar, treu und beſtändig: damit niemanden ein böſes Exempel, zum Schaden der Tugend, gegeben werde. Ein Schäferſpiel ſoll auch eigentlich fünf Aufzüge haben; doch haben einige auch wohl nur drey gemachet, wenn es ihnen an Materie gefehlet, fünfe damit anzufüllen. Diejenigen ganz kurzen Stücke, die gleichſam nur aus einem Aufzuge von ſechs, acht oder zehn Auftritten beſtehen, werden als Nachſpiele bey gröſſern Trauerſpielen und Luſtſpielen gebrauchet. In allen aber muß die Fabel ganz in ihrem völligen Zuſammenhange vorgeſtellet werden, ſo daß ſie Anfang, Mittel und Ende habe, ohne die Dauer eines halben oder ganzen Tages zu überſchreiten. Der Ort der Scene muß auch im ganzen Stücke derſelbe, etwa ein Platz von einer Schäferhütte, oder an einem Gehölze, oder in einer Wieſe zwiſchen etlichen Gebüſchen ſeyn und durch das ganze Stück bleiben. Die Schreibart muß niedrig, aber nicht pöbelhaft vielweniger ſchmutzig und unflätig ſeyn. Wenn gleich die Luſtſpiele die ungebundene Rede ſehr wohl vertragen können: ſo ſind doch in Schäferſpielen die Verſe ſehr angenehm, wenn ſie nur natürlich und leicht flieſſen. Denn gezwungene und hochtrabende Ausdrücke ſchicken ſich für dieſen Stand nicht. Spitzfindige Einfälle gehören hieher auch nicht; wie den Schäfer von allen Erfindungen und Künſten der Städte nichts wiſſen ſollen. Wenn man glaubet, daß ſolche Schreibart leicht iſt, ſo betrügt man ſich ſehr, ſo ſpielend ſie auch ausſieht, wenn man ſie gut beobachtet findet. Viele fallen ins Pöbelhafte oder in die Zoten, ehe ſie es vermeinen. Andere neuere Dichter aber haben ihre Stücke bisweilen zu künſtlich im Ausdrucke gemachet und ihre Schäfer mit fontenelliſcher Spitzfindigkeit reden laſſen. Die Mittelſtraſſe iſt nirgends nöthiger als hier. Es haben viele anch muſikaliſche Schäferſpiele, als Opern gemachet und aufgeführet. Von dieſen iſt der innern Einrich-

richtung nach nichts anders zu ſagen, als von den andern (*). Die Kleidungen der Schäfer müſſen ſehr einfältig und nicht koſtbar, aber doch reinlich ſeyn. Seide, Gold und Silber kennen ſie nicht. Ihre Strohhüte und Stäbe zieren ſie mit etlichen bunten Bändern. Nichts iſt angenehmer, als wenn man Kinder in dergleichen kleinen Schäferſpiele übet und ſie mit den gehörigen Kleidungen etwas vorſtellen läßt. Denn dadurch werden ſie herzhaft, üben ihr Gedächtniß, lernen ihre Perſon wohl ſpielen, deutlich reden und auf alle ihre Gebärden und Stellungen wohl Acht geben. Nun müſſen wir noch etwas weniges von Vorſpielen und Nachſpielen gedenken. Dieſe beiden Arten theatraliſcher Vorſtellungen ſind auch eines theils ganz neu; theils haben wir doch aus dem Alterthume kein Muſter übrig behalten, darnach ſich unſere Dichter hätten richten können. Das erſte gilt von den Vorſpielen. Dieſe pflegt man bey gewiſſen feyerlichen Tagen aufzuführen. Sie ſollen, dieſer Abſicht nach, die allgemeine Freude des Landes, der Städte, gewiſſer Geſellſchaften und Stände an den Tag legen, auch wohl gute Wünſche mit anbringen. Man muß alſo zu allegoriſchen oder mythologiſchen Perſonen ſeine Zuflucht nehmen, die ſonſt in andern Schauſpielen billig keine ſtatt finden. Man läßt das ganze Land, als ein Frauenzimmer mit einer Städtekrone, man läßt Städte, die Religion, die Wiſſenſchaften, die freyen Künſte, den Handel, Götter und Göttinnen auftreten. Alle ſolche Perſonen müſſen nach der Mythologie mit den gehörigen Kleidungen und Kennzeichen verſehen und unterſchieden werden und man muß ſich wohl vorſehen, daß unter ſolche allegoriſche oder mythologiſche Perſonen keine wirkliche oder hiſtoriſche genennet werden. Die Nachſpiele ſind zwar bey den Griechen ſchon unter dem Namen der Satyren und bey den Lateinern unter dem

(*) Eins von dieſer Art iſt der fontenelliſche Endymion den Gottſched deutſch überſetzet hat, ohne ihm die Geſtalt einer Oper zu geben.

Namen der attellaniſchen Fabeln gewöhnlich geweſen. Allein jene beſtehen, wie ordentliche Stücke, aus fünf Aufzügen; da unſere Nachſpiele viel kürzer ſind und nur aus einem Aufzuge beſtehen; von dieſen aber weiß man nichts rechtes, als daß ſie kleine bürgerliche Fabeln des Stadtvolkes in Rom vorgeſtellet haben. Man hat auch Fabules tabernarias gehabt, die noch gemeinere Leute aufführten; dieſe ſind allem Anſehen nach alle luſtig und poſſenhaft geweſen. Vermuthlich haben auch die Schauſpieler ſolche Stücke nach einem bloſſen Entwurfe und aus dem Kopfe vorgeſtellet; daher es denn kömmt, daß wir nichts davon übrig behalten haben. Unſere Komödianten haben es auch eine lange Zeit her ſo gemachet und nach dem Exempel der wälſchen Bühne aus dem Stegreiſe ihre Fratzen hergeſpielet. Allein da ſich viel ſchlechtes Zeug darunter gemenget, welches artigen Leuten einen Abſcheu gemachet: ſo hat man endlich, nach dem Exempel der Franzoſen, kleine Stücke von der Art mit Fleiß ausgearbeitet und ſie wohl gar in Verſen gemacht, damit die Komödianten ſie auch auswendig lernen müßten. Doch hat man ſie auch bisweilen in ungebundener Rede verfertiget. Der Inhalt ſolcher Stücke kann aus dem gemeinen bürgerlichen Leben hergenommen ſeyn; doch ſo, daß der kleine Adel auch nicht ganz ausgeſchloſſen wird. Man hat aber auch kleine Schäferſpiele ſchon in guter Anzahl und dieſe thun eine gute Wirkung zumal in Verſen. Endlich haben die Franzoſen auch ſchon Hexenmährchen auf die Bühne gebracht, die als was neues, welches den Pariſern immer gefällt, groſſen Beyfall gefunden haben. Auch bey uns iſt das Orakel und ein paar andere von der Art ſchon im deutſchen aufgeführet worden. Die beiden erſten Arten ſind, als Nachahmungen der Natur, theils wie ſie gut und unſchuldig, theils verderbt und laſterhaft iſt, ſehr gut, wenn ſie ſonſt den Regeln der Wahrſcheinlichkeit folgen und die Einigkeit der Zeit und des Ortes beobachten. Allein die letztern ſind aus dem Lande der Hirngeſpinſte der arabiſchen Mährchen oder aus dem Reiche der

Hexen

ſeren genommen und haben folglich kein Vorbild in der Natur. Die Sittenlehren, die darinn herrſchen, ſind auch gemeiniglich ſehr unſichtbar oder gehen bloß auf die ſchlüpfrige Liebe; ein glattes Eis, darauf, auch ohne ſolche Anreizungen, ſchon Zuſchauer genug zu ſtraucheln pflegen. Iſt dieſer Zweck aber der Mühe werth, durch ſolche gezwungene Mittel befördert zu werden? Es haben ſich ohne dieß ſchon komiſche Dichter genug gefunden, die auf den ordentlichen Wegen dieſer Leidenſchaft mehr Vorſchub gethan haben, als zu wünſchen wäre. Und was werden wir für eine Nachkommenſchaft bekommen, wenn wir ſo eifrig an Verderbung der Sitten der Jugend arbeiten wollen (*). Nur die üppigen Poeten und andere ihnen gleichgeſinnte Schriftſteller befördern die Verderbniß der Zeiten und thun der Welt dadurch einen ſchlechten Dienſt; da ſie dieſelben eben ſo leicht beſſern könnten, wenn ſie einhellig ihre Federn dem Dienſte der Jugend widmen wollten (**).

§. 229.

Der Schluß des vorigen Paragraphes gibt uns den Anlaß, auch von politiſchen Fabeln und andern dergleichen Erdichtungen, als einer weit nützlichern Art von dichtenden Schriftſtellern zu handeln. Es iſt wahr, daß mancher ſich kaum unter die Poeten wird rechnen wollen. Allein nach der ariſtoteliſchen Erklärung der Dichtkunſt können und müſſen wir ſie mit eben dem Rechte hieher rechnen, womit Huetius die Romane zur Dichtkunſt gezogen. Das Alterthum hat uns nur ein einziges Muſter von dieſer Art hinterlaſſen und dieß iſt Xenophons Cyropädie. Dieſer groſſe Weltweiſe und Geſchichtſchreiber wollte der Welt einen guten Begriff von der Auferziehung eines königlichen Prinzen geben, der zu einem groſſen Monarchen vorbereitet werden ſollte. Um ſeine Zeit hatte man keinen gröſſern Helden in den Ge-

(*) In dieſem einem Stücke ſcheint der Verfaſſer der Abhandlung recht zu haben, der im Jahre 1750. den Preis der Akademie zu Lyon erhalten hat.

(**) S. *Riccoboni* Reformation du théatre.

ſchichten, als der Stifter der perſiſchen Monarchie Cyrus. Von deſſen erſten Jugendjahren hatte man in Griechenland wenig oder keine Nachrichten. Xenophon bemächtiget ſich alſo dieſes Helden und machet eine Erdichtung von ſeiner vermuthlichen Auferziehung, die er aber der Wahrſcheinlichkeit nach ſo umſtändlich erzählet, als ob ſie wirklich geſchehen wäre. Dieß iſt nun ein politiſches Gedicht, weil es in die Staatskunſt einſchlägt und jungen Prinzen die vortreflichſten Regeln geben kann. Es läßt ſich aber, wie ein jeder ſieht, in die engen Regeln eines Heldengedichtes nicht einſchränken; ſondern erſtrecket ſich auf viele Jahre. Kein anderer von den Alten hat dieſen Weg, ſo viel uns wiſſend iſt, betreten. Von den Neuern hingegen haben wir faſt unzählige ſolche Werke (*). Wer nur etliche von ſolchen Fabeln geleſen hat, der wird wohl ſehen, daß ſie gar nicht nach einerley Regeln gemachet worden. Die Dichtungskraft ihrer Urheber hat ſich alle möglichen Freyheiten genommen, bald ſo, bald anders zu wirken. Bald hat ſie ſich an die glaublichen Fabeln gehalten und lauter menſchliche Perſonen gebrauchet; bald hat ſie ſich in das äſopiſche Feld gewaget und allerley Thiere aufgeführet, bald gar neue Geſchöpfe hervorgebracht. Die Wichtigkeit der Abſichten iſt auch nicht allemal gleich; weil ſie bisweilen auf ganze Reiche und Länder, bisweilen auch nur auf beſondere Geſellſchaften der Menſchen abzielen. Man beobachtet endlich auch weder in Anſehung der Zeit, noch der Handlung eine Einheit, ſo

(*) Dergleichen ſind: Sethos vom Abt Peluche, Ramſeys Reiſe des Cyrus, Ruhe des Cyrus von einem Ungenannten, welche Herr Prof. Bärmann in Wittenberg ſehr ſchön ins Deutſche überſetzet hat, Swifts Reiſe nach Caklogallinien, Gullivers Reiſen nach Liliput und Brobdingnac. Amad. von Creutzberg Band der Zufriedenheit, von Holberg Klimms unterirdiſche Reiſen. Gramms Menoza, der aſiatiſche Prinz, der auf ſeinen Reiſen durch ganz Europa gute Chriſten ſuchet, Gracians Criticon und Saavedra Republik der Gelehrten.

ſo daß dieſe Art von Fabeln billig die allerungebundenſte heiſſen kann. So wenig alſo dieſe Erdichtungen den Regeln unterworfen zu ſeyn ſcheinen: ſo gewiß iſt es doch, daß eine darunter ſchöner iſt, als die andere. Ohne Zweifel aber kömmt die vorzügliche Schönheit der einen von der Beobachtung gewiſſer Regeln her, die in der andern übertreten worden. Die I. davon iſt überhaupt die Wahrſcheinlichkeit in der Erdichtung. Bey derſelben nun kömmt alles auf die Beobachtung der Charaktere, der Perſonen, der Zeiten und der Oerter an (*). Die II. Hauptregel, die man noch geben kann, iſt dieſe, daß man durch alle ſeine Fabeln Wahrheit und Tugend zu befördern ſuchen, Laſtern und Thorheiten aber zu ſteuern bemühet ſeyn muß. Ein Dichter muß ein Weltweiſer ſeyn, der die Glückſeligkeit der Menſchen zu bauen trachtet, ſo viel er kann. Alle ſeine Erdichtungen muß er alſo zu Mitteln zu dieſer edlen Abſicht brauchen; nicht aber aus Leichtſinnigkeit oder Unverſtand das Gegentheil bemerken. Die Partey einer erleuchteten Religion nehmen, der Unſchuld und Tugend das Wort reden, die Erkänntniß ſonderlich der ſittlichen Wahrheiten befördern und die Ruhe des gemeinen Weſens zu erhalten ſuchen; das ſind Merkmale, welche ſchätzbare Fabeln von thörichten unterſcheiden. Es iſt erſtaunlich, daß ein heidniſcher Xenophon es hierinn vielen heutigen Schriftſtellern zuvorgethan, die ſich doch für viel erleuchteter halten und es nach dem gröſſern Lichte das itzo herrſchet, auch leicht hätten ſeyn können. Endlich muß III. auch die Schreibart dieſer Fabeln gut ſeyn.

§. 230.

Es giebt noch allerhand Arten von Scherzgedichten, die zwar meiſtens läppiſch ſind, aber doch eine Zeitlang ihre

(*) HORAT.
Victa voluptatis cauſa, ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi — —
— — — — Seruetur ad imum
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet
Fabula.

ihre Liebhaber gefunden haben. Es verlohnet ſich die Mühe nicht, ſie durch Regeln zu lehren. Hieher gehören die Leberreime, wovon es ganze gedruckte Sammlungen giebt. Hernach kommen die Geſundheiten in Reimen. Auch dieſe ſind in Deutſchland ſehr gewöhnlich und in groſſer Menge im Schwange. Sie beſtimmen insgemein in zwey, drey, vier oder ſechs Zeilen, wem man Gutes wünſchet, oder wer da leben ſoll. Es wäre nur zu wünſchen, daß nicht viel Unfläthereyen mit unterliefen, die nur entweder von verderbten Sitten zeugeten oder dieſelben noch zu verderben geſchickt wären. Auch davon haben wir gedruckte Sammlungen. Es giebt noch künſtlichere Arten, als Eteoſticha oder Chronoſticha und Akroſticha. Die erſten halten Jahrzahlen in ſich, wenn man alle die römiſchen Zahlbuchſtaben, die darinn vorkommen, zuſammen rechnet. Ein jeder ſieht, was das für Zwang iſt. Nicht beſſer iſt die andre Art, da man Namen vor die Zeilen eines Gedichtes brämet, ſo, daß vor jedem Verſe ein Buchſtab zu ſtehen kömmt. Man hat aber auch andere Erfindungen, davon jede Strophe mit einem beſondern Worte anfängt, das zu einem ganzen Spruche gehöret. Ein neues Paar ſolcher Künſte können die Endreime und Irreime abgeben. Die erſte Art ſcheint eine Erfindung der Franzoſen zu ſeyn; indem man in ihren beſten Dichtern dergleichen Stücke, ſonderlich Sonnete findet, die auf vorgeſchriebene Reime gemachet werden. Und je ſeltſamer dieſe Wörter zuſammen geſuchet worden, deſto künſtlicher iſt es, wenn der Dichter ihnen hernach durch ſeine Einfälle einen ungezwungenen Zuſammenhang geben kann. Auch unſere deutſchen Dichter haben dergleichen zuweilen, aber weit ſeltener gemacht und noch ſeltener drucken laſſen. Die andere Art iſt nicht viel beſſer. Denn da ſoll man Verſe machen, welche zweyerley Verſtand haben können, nachdem man ſie lieſt. Es giebt auch Wiedertritte, welche man beſſer Krebsreime nennen könnte, weil ſie erſt vor, dann hinter ſich gehen. Nun kommen die Räthſel und Logogryphen, ein ſehr ähnliches Paar, womit ſich gleichfalls die Franzoſen mehr, als die Deutſchen die Köpfe

zerbre-

zerbrochen haben, welches uns zu keiner Schande gereichet. Zwar Räthſel findet man noch zuweilen, ja es giebt ganze Sammlungen ſolcher Tändeleyen, darunter zuweilen eins und das andere noch ſinnreich genug iſt. Kettenreime ſind ſeltener; das Quodlibet iſt von einer gröſſern Art. Es giebt derſelben zweyerley, davon eine Art ganz verwerflich, die andere aber noch wohl zu erdulten iſt, wenn ſie recht gemachet wird. In der erſten heißt die Regel: je toller und unſinniger, je beſſer. Man kann leicht denken, was das für ein Empfehlungsſchreiben abgiebt. Gleichwohl hat es Leute gegeben, die ein Vergnügen gefunden haben, ihre Vernunft ſo zu verläugnen, daß ſie dergleichen Zeug gemacht, und andere, die nicht viel klüger geweſen um ſie mit Vergnügen zu leſen. Die andere Art der Quodlibete iſt eine vermiſchte Satyre in dithyrambiſchen, das iſt, ungebundenen, ungleich langen, bald jambiſchen, bald trochäiſchen, bald daktyliſchen Verſen ohne Ordnung und Verbindung. Hierinnen können zuweilen mit Lachen allerley gute Wahrheiten geſaget werden, wenn der Dichter den Nutzen mit dem Vergnügen recht zu vermiſchen weiß und wenn ſolche Scherzgedichte nur nicht unflätig werden. Denn Zweydeutigkeiten, zumal von ſchlüpfrigen Dingen, ſind eine verächtliche Art des Scherzes. Die Knittelverſe ſind noch eine andere Gattung der Scherzgedichte, darinn man die einfältige Versart der Alten vor Opitzens Zeiten nachahmet. Dieſes nun nach der rechten Art zu thun, iſt gewiß eine Kunſt. Wer dieſe alten Dichter nicht fleißig geleſen hat und eine natürliche Geſchicklichkeit dazu mitbringt, der wird ſchwerlich damit zurecht kommen. Die Wälſchen haben eine Art von Verſen erfunden, die ſie die Macaroniſche nennen, welche Creſcimbeni weitläuftig beſchreibt und in ihre Klaſſen theilet (*). Einmal vermiſchet man das Latein mit dem Wälſchen und zweytens die alte Provinzialſprache mit demſelben; entweder ſo, daß Zeile und Zeile aus einer andern Sprache iſt, oder daß wälſche Wörter ins Latein,

(*) S. ſeine groſſe Geſchichte der wälſchen Dichtkunſt Vol. I. Lib. VI. c. 5. 6. und 7.

Latein, oder lateiniſche Wörter ins Wälſche gemenget werden. Die Deutſchen ſind in den Thorheiten faſt eben ſo groß und ſinnreich geweſen, als die Italiäner. Doch dieß ſind Lappereyen, die keinen Platz hier verdienen. Zum Beſchluſſe kan man hier auch noch die in lateiniſcher Sprache gereimten Gedichte herrechnen, deren es in den mittlern Zeiten eine unglaubliche Menge gegeben hat (**). Es iſt nur zu verwundern, daß auch ernſthafte Leute in neuern Zeiten ſich mit dieſer wunderlichen Versart ohne Beobachtung lateiniſcher Quantitäten haben vermengen wollen, die uns wohl geiſtliche Geſangbücher in dieſelbe überſetzet oder gar, wie Hübner, neue Lieder darinn gemachet haben. Was man an den alten Mönchen mit Lachen laufen läßt, die vielleicht nichts beſſers machen konnten, das ſchickt ſich für unſere Zeiten nicht, es wäre dann, daß man es auch bloß zum Scherze brauchen wollte.

§. 231.

Anſtatt der bloſſen Sinngedichte der Alten, haben die Neuern die Malerkunſt zu Hülfe genommen und vermittelſt derſelben in gewiſſen Figuren mit etlichen darüber geſetzten Worten oft die artigſten und nützlichſten Gedanken ausgedrücket. Man theilet ſie in Wahlſprüche oder Deviſen und in Sinnbilder oder Emblemata. Die bloſſen Bilder, darinn man auf eine räthſelhafte Art etwas zu verſtehen geben will, ſind ſchon ſehr alt. Die Aegyptier haben viel auf ihre hieroglyphiſchen Figuren gehalten. Auch die Juden hatten in ihren Gottesdienſte viel ſolche ſymboliſche Vorſtellungen, die viel bedeuteten. Selbſt die Griechen haben in den älteſten Zeiten ſolche redende Gemälde gehabt. Allein hier iſt weder von ſolchen Bildern der Alten ohne alle Ueberſchrift, noch von bloſſen Sinngedichten die Rede. Jene ſind gar zu räthſelhaft und ein todter Körper ohne Seele und dieſe Wahlſprüche ſind ein Geiſt ohne Leib. Ein Sinnbild aber muß nicht nur eins, ſondern beides haben. Wir verſtehen dadurch ein anſehnliches Gemäld, deſſen Bedeutung mit einer ſehr kurz-

(**) S. LEYSER *Hiſtoria Poëtarum medii aevi.*

kurzgefaßten Ueberſchrift zu verſtehen gegeben wird. Es ſind aber dieſelben zweyerley, theils ſogenannte Deviſen, theils die bekannten Emblemata. Der Zeitpunkt der Erfindung dieſer Kunſt iſt eben ſo ungewiß, als ihr Urheber. Die Italiäner ſtreiten mit den Franzoſen um die Ehre derſelben und einige ſchreiben ſie den Engelländern zu. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die barbariſchen Zeiten der Unwiſſenheit zu dieſer an ſich ſchönen Sache Gelegenheit gegeben haben. Die Turniere ſind ohne Zweifel zu Kaiſer Heinrichs des I. Zeiten in Deutſchland aufgekommen (*). Die Ritter nun, ſo darinnen ihre Tapferkeit zeigen wollten, ſuchten ihre Unternehmungen und edle Gemüthsneigungen auf ihren Schildern, durch ſolche Bilder mit Ueberſchriften, an den Tag zu legen (**). Ein Sinnbild iſt alſo eine metaphoriſche Vorſtellung deſſen, was jemand für eine Neigung, Abſicht oder Meinung bey ſeinem Vornehmen hat; die theils durch ein Bild, theils durch eine kurze Ueberſchrift geſchieht. Wir bemerken hier als Hauptregeln: 1) Muß das Bild eine Sache vorſtellen, die ſich leicht malen läßt. 2) Muß ein ſolches Bild mit derjenigen Abſicht, die es vorſtellen ſoll, eine gewiſſe Aehnlichkeit haben. 3) Muß die Ueberſchrift die Aehnlichkeit des Bildes mit der Abſicht deſſen, der es führet, anzeigen. Als Nebenregeln, die zur Schönheit eines guten Sinnbildes etwas beytragen, kann man beobachten: 1) muß das Bild ſo einfach ſeyn, als es möglich iſt. 2) Muß ein Sinnbild weder in der Figur noch in den Worten etwas überflüßiges haben. 3) Muß die Ueberſchrift bey ihrer Kürze auch wohl klingen; dieſes geſchieht im Lateiniſchen, wenn man ein Stück von einem Verſe dazu nimmt oder doch ſonſt einen Wohllaut beobachtet. Im Deutſchen pflegt man auch Verſe dazu zu machen; allein man muß die Erklärung des Sinnbildes von der Ueberſchrift deſſelben unterſcheiden. Kunſtverſtändige wollen, daß keine menſchliche Figur jemals zum Körper der Sinnbilder gema-

(*) CRESCIMBENI *Hiſtoria della volgar Poëſia Vol. I. L. V. p.* 319. und Du CANGE Gloſſ.

(**) S. Pater Le Moine in ſeinem ausführlichen Werke von der Kunſt Deviſen zu machen.

gemachet werden ſolle. Sonſt aber ſteht dem Verfaſſer derſelben die ganze Natur zu Dienſten, ſo daß er ein recht groſſes Feld vor ſich hat, ſolche Erfindungen zu machen. Es kömmt dabey nur auf einen lebhaften Witz an, der die in ſolchen Dingen verborgene Aehnlichkeit herauszuſuchen und in kurzen Worten auszudrücken weiß. Nichts deſto weniger wird derjenige, welcher nach ſolchen Regeln die gemeinen Sinnbilder, die ſo häufig erfunden worden ſind und noch werden, beurtheilen will, leicht ſehen, daß die wenigſten etwas taugen. Das Emblema kann ſich aller Arten der Bilder bedienen und ſowohl die Geſtalt eingebildeter als natürlichen Dinge, ſowohl die ungereimten als die ordentlichen leiden. Es kann auch viele auf einmal, oder gar nur halbe und verſtümmelte brauchen, ja dieſelbigen gar auf unerhörte Art zuſammenſetzen. Es darf auch nicht eben gewiſſen Perſonen eigen ſeyn, ſondern ſtellt allgemeine Lehrſätze vor: nur ſoll es allezeit eine gute Lebensregel in ſich halten, die, wenn ſie in einem Bilde vorgeſtellet wird, eine beſſere Wirkung thut, als wenn man ſie mit Beweiſen und Vernunftſchlüſſen begleitet hätte. Die Deviſe hingegen faſſet nur Ausdrückungen der Tapferkeit, der Rache, der Hochachtung und Liebe, kurze Lobſprüche und kurze Klagen in ſich. Ferner braucht ein Emblema auch kein Gleichniß in ſich zu halten. Doch können ſelbſt unter dieſem Titel die wenigſten Bilder mit Ueberſchriften ſtehen: zumal diejenigen nicht, wo man allemal ganz weitläuftige Erklärungen hinzuſetzen muß, ehe man ſichs getraut, daß der Leſer das Bild und die Ueberſchrift recht verſtehen werde. Wenn ein ſolch Bild nicht ſelbſt redet und wenigſtens von einem etwas witzigen Kopfe, der es betrachtet, verſtanden werden kann: ſo taugt es nicht; denn für die Einfältigen muß es ein Räthſel ſeyn und bleiben, bis es ihnen von einem Klügern erkläret wird. Ueberhaupt ſollen alle Titelkupfer bey unſern Büchern, die keine Bilder ihrer Urheber ſind, ſolche emblematiſche Gemälde vorſtellen. Die Franzoſen haben noch eine ſeltſame Art von redenden Bildern erfunden, darinn ſie keine geringe Art der Scharfſinnigkeit zu zeigen meinen. Sie malen Bilder, die, theils ohne alle Wörter, theils mit einer

ner Sylbe oder einem Worte zuſammen genommen, etwas bedeuten (*). Dieſe Erfindung heißt ein Rebus. Eine andere vermeinte ſinnreiche Art halb hieroglyphiſch und ägyptiſch zu ſchreiben iſt von den Wälſchen erfunden und auch bis zu uns ausgebreitet worden. Man erſinnt ſich Zeilen von Verſen, darinn viele Wörter oder auch nur Syllben vorkommen, die ſich malen laſſen; es ſey nun eigentlich oder nur anſpielungsweiſe. Da ſchreibt man nur die übrigen Worte oder Syllben, die nicht gemalet werden können, nur mit Buchſtaben, die Bilder aber ſchaltet man an gehörigen Orten ein, ſo daß ein witziger Leſer nach vielem Kopfbrechen endlich den Sinn zuſammen buchſtabiren kann. Heißt das nicht getändelt? Schade um den Witz, den man bey ſolchen Poſſen verſchwendet, der gewiß viel vernünftiger angewandt werden könnte. Doch, worauf verfallen müßige Köpfe nicht, wenn ſie einmal keine richtige Art zu denken beſitzen und keine Kräften haben, ſich auf eine wirklich ſinnreiche Art hervor zu thun. Verſtändige Leute ſchämen ſich dabey (**).

§. 232.

Es ſey genug! Wiſſenſchaften, die den Geſchmack erheben und den Geiſt mit einem Lichte beſtralen, ohne welches der Gelehrte ein Pedant iſt, können ſo wenig erſchöpfet werden, als jene Kenntniſſe, die das Herz bilden, ohne welche der Menſch weiter nichts als ein Thier iſt. Die ſchönen Wiſſenſchaften bereiten unſere Seele zum Beſitze der Weltweisheit vor und ſchmücken ſie mit ſanften Empfindungen aus, um ein würdiger Wohnplatz unſterblicher Tugend zu ſeyn. Wenige haben zu dieſem erhabenen Zwecke beygetragen, deren groſſe Geſinnungen ich nicht bemühet war, dieſem meinem Werke einzuverleiben. Die Ehre dieſer weiſen Geiſter fodert, daß ich es eine Sammlung nützlicher Schönheiten nenne. Eine Sammlung? Ja; denn ich bin zum Lehren, und nicht zum Erfinden beſtimmet. Hätten nicht unwür-
diger

(*) S. Bayle in ſeinem Wörterbuche bey dem Namen des Accords.

(**) Turpe eſt difficiles habere nugas,
Et ſtultus labor eſt ineptiarum.

diger Stolz und dumme Pralerey das, was ſchon vorhin gut gedacht und geſchrieben war, bloß darum, weil ſie das Schickſal zum Lehramte berufen, durch ihre eigenen ſchwachen Geburten verhüllet und verdränget: ſo würde es zu unſern Tagen und in unſerm Vaterlande weniger Mühe koſten, die Lehre des reinen Geſchmackes und der ſchönen Wiſſenſchaften den Schülern einzuflößen. Eine Wahrheit, der das Nachdenken ſehr weitſchichtige Ausſichten geben kann! Ich habe anders gehandelt; ich ſage es noch einmal: ich habe meinen Leſern den Honig gegeben, den ich aus den ſchönſten Blumen geſammlet. Will mir die Welt keinen Dank wiſſen: ſo iſt ſie ihn doch jenen ſchuldig, die ich, um ſie zu belehren, zu Muſtern gewählet (*). Der Gunſt des Weiſen und des Patrioten, die meine Abſichten kennen, bin ich verſichert; der Schmähſüchtige und Pöbelhafte aber wiſſe, daß ich mir bey Ausführung dieſes Werkes, in Anſehung ſeiner, dasjenige zum Geſetze gemachet, was Horaz (**) geſprochen:

Neque, te vt miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere —

(*) ROLLIN *Pref. de l'hiſtoire ancienne*; Pour embellir et enrichir mon livre. je deolare, que je ne me fais point un ſcrupule, ni une honte, de piller par tout, ſouvent même ſans citer les auteurs, que je copie; parceque quelquefois je me donne la liberté d'y faire quelques changemens. Je profite, autant que je puis, des ſolides reflections, que l'on trouve dans . , . Je tire auſſi de grands ſecours de . . . Il en ſera ainſi de tout ce qui me tombera ſous la main, dont je ferai tout l'uſage, qui pourra convenir à la compoſition de mon livre, et contribuer à ſa perfection . . . Je ſens bien qu'il y a moins de gloire à profiter ainſi du travail d'autrui, & que c'eſt en quelque ſorte renoncer à la qualité d'auteur; mais je n'en ſuis pas fort jaloux & ſerois fort content & me tiendrois très heureux, ſi je pouvois être un bon compilateur & fournir un livre paſſable à mes lecteurs, qui ne ſe mettront pas beaucoup en peine, s'il vient de mon fonds ou non, pourvû qu'il leur plaiſe.

(**) *Lib. I, Sat.* 10.

Erſtes Regiſter
der Paragraphen.

Paragraph. Seite

1. Von dem Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften 9
2. Von den dazu nöthigen Fähigkeiten 9
3. Von der Beſchaffenheit dieſer Fähigkeiten 10
4. Von den Beſchäftigungen der Erziehung 10
5. Von der Verbeſſerung des Verſtandes 10
6. Von den Wirkungen dieſer Verbeſſerung 10
7. Von dem aus den Mangel der Erziehung entſtehenden Schaden 11
8. Von der Beobachtung ſittlicher Tugenden 11
9. Von der Nothwendigkeit dieſer Beobachtung 11
10. Von der Religion 12
11. Von der Wahl der nützlichſten Wiſſenſchaften 13
12. Von den unächten Triebfedern wahrer Gelehrten 13
13. Von der Widerlegung der Vorurtheile wider die ſchönen Wiſſenſchaften 13
14. Von den Fehlern des Unterrichtes 13
15 Von den Eigenſchaften des guten Unterrichtes 13
16. Von der Frage: ob der beſondere Unterricht dem öffentlichen vorzuziehen ſey? 14
17. Von den Pflichten beiderley Lehrmeiſter 14
18. Von der Wichtigkeit der Wahl eines geſchickten Lehrers 14
19. Von der Wirkung der Erziehung und dem Beweiſe derſelben durch Beyſpiele 15
20, Von den Abſichten, die uns zu den Studien treiben ſollen 15
21. Von unſerer Verfaſſung in den Studien ſelbſt 15
22. Von dem Einfluße der erlernten ſchönen Wiſſenſchaften auf künftige Geſchäften 16
23. Von den Mitteln, durch welche dieſe Vortheile erhalten werden 16
24. Von den vier Haupttheilen der ſchönen Wiſſenſchaften 16
25. Von der gelehrten Geſchichte 16
26. Von den lateiniſchen Schriftſtellern der gelehrten Geſchichte 17
27. Von den franzöſiſchen Schriftſtellern der gelehrten Geſchichte 17
28. Von den deutſchen Schriftſtellern der gelehrten Geſchichte 18
29. Von dem Urſprunge der ſchönen Wiſſenſchaften 20
30. Von dem Hauptendzwecke der ſchönen Wiſſenſchaften 21
31. Von dem beſten Unterrichte, welcher iſt: empfinden lehren 21
32. Von der Erfindung 22
33. Von dem Genie 22

34 Von

34. Von der Erklärung des Genies 23
35. Von dem Genie im weitläuftigen Verſtande 23
36. Von dem Genie im eigentlichen Verſtande 23
37. Von dem Beweiſe, daß es in allen Wiſſenſchaften Genies geben könne 24
38. Von der vornehmſten Eigenſchaft des Genies, der Erfindung 24
39. Von dem Unterſchiede zwiſchen erfinden und finden 25
40. Von den zu dieſer Erfindung erforderten Eigenſchaften 25
41. Von der Begeiſterung 25
42. Von den Theilen, woraus die Begeiſterung beſteht 26
43. Von dem Beweiſe, daß die Ordnung kein Kennzeichen derſelben ſey 26
44. Von der Frage: ob ſie eine ſinnliche Vorſtellung des Schönen und Guten ſey? 27
45. Von der Mattigkeit und Schwachheit des Genies 28
46. Von dem Geſchmacke 28
47. Von dem Beweiſe, daß das Urtheil des Geſchmacks zuverläßig ſey 29
48. Von dem Beweiſe, daß der Gegenſtand des Geſchmacks die Natur ſey 30
49. Von der Gabe des Gefühls 31
50. Von der Geſchichte des Geſchmacks 31
51. Von dem Beweiſe, daß der Geſchmack kein Unterthan der Kunſt ſey 32
52. Von der Abſicht der Nachahmung 33
53. Von der Beſchäftigung des Nachahmers der Natur 34
54. Von den Pflichten des Nachahmers der Natur 35
55. Von dem Beweiſe, daß die ſchöne Natur das Schöne und Gute in ſich ſchlieſſen müſſe 35
56. Von dem Unterſchiede der Gegenſtände in der Natur und in der Nachahmung 36
57. Von dem Beweiſe, daß der Verſtand uns keine Regeln geben könne 36
58. Von dem Beweiſe, daß es nur eine einzige Natur gebe, welche allein der Gegenſtand des Geſchmackes iſt 36
59. Von dem Kenntniſſe der Fehler und Schönheiten in einem Werke 37
60. Von dem Beweiſe, daß es nur einen Geſchmack gebe 38
61. Von dem Beweiſe, daß der Geſchmack nicht nur den Verſtand ſchärfe, ſondern auch die Sitten beſſere 38
62. Von der Nothwendigkeit einer frühzeitigen Bildung des Geſchmackes 38
63. Von dem unrichtigen Wege, den Geſchmack frühzeitig zu bilden 39
64. Von den beſſeren Wegen, den Geſchmack in ſeinem Aufkeimen zu bilden 39
65. Von den erſten Verſuchen eines Anfängers 41

66. Von dem Zeitpuncte des Genies 41
67. Von der Wirkung der Himmelsgegend auf den Menſchen 41
68. Von der Abwechſelung der Sitten des menſchlichen Alters und der verſchiedenen Denkungsart mit den Jahren deſſelben 43
69. Von der Sprache, als einem Abdrucke des Genies eines Volks 45
70. Von den Sprachen, als einem vortreflichen Hülfsmittel des Gedächtniſſes 47
71. Von den Sprachen, als einem Hülfsmittel des Verſtandes und von dem wirklichen Einfluſſe derſelben auf das Genie 48
72. Von der Kenntnis der Sprache, als einer Einleitung in alle Wiſſenſchaften 49
73. Von der Eintheilung der Sprachen in ältere und neuere 50
74. Von der Griechiſchen Sprache 50
75. Von der Art die griechiſchen Schriftſteller mit gutem Erfolge zu leſen 51
76. Von den zu Erlernung der griechiſchen Sprache nöthigen Büchern 53
77. Von der Erlernung der lateiniſchen Sprache, als einer eigentlichen Beſchäftigung für die Schulen 55
78. Von der Beſchäftigung der Lateiniſchen Schüler, wenn ſie höher geſtiegen ſind 56
79. Von der Wahl der Lateiniſchen Schriftſteller, welche erkläret werden ſollen 60
80. Von den Anmerkungen, welche man bey Erklärung der Autoren machen muß 61
81. Von der Gewohnheit in den Schulen Lateiniſch reden zu laſſen 67
82. Von den zu Erlernung der Lateiniſchen Sprache nöthigen Büchern 69
83. Von der Uebung und Beſſerung des Gedächtniſſes 76
84. Von der Franzöſiſchen Sprache und den zur Erlernung derſelben nöthigen Büchern 80
85. Von der Italiäniſchen Sprache und den zur Erlernung derſelben nöthigen Büchern 82
86. Von der Engliſchen Sprache und den zu Erlernung derſelben nöthigen Büchern 82
87. Von der Erlernung der deutſchen Sprache 83
88. Von den zur Erlernung der deutſchen Sprache nöthigen Büchern 86
89. Von der Sprachkunſt überhaupt 95
90. Von der Vollkommenheit einer Sprache überhaupt 97
91. Von der Abtheilung der Sprachlehre 97
92. Von den deutſchen Buchſtaben und ihrem Laute 98
93. Von den allgemeinen Regeln der Rechtſchreibung in Sylben und Wörtern überhaupt 100
94. Von den beſondern Regeln der deutſchen Rechtſchreibung 102

95. Von den Unterſcheidungszeichen in der Rechtſchreibung 104
96 Von den verſchiedenen Gattungen und Arten deutſcher Wörter 106
97. Von dem Geſchlechtsworte 109
98. Von den Hauptwörtern oder ſelbſtändigen Nennwörtern, ihrer Bildung, verſchiedenen Arten, Geſchlechtern und Abänderungen 111
99. Von den Beywörtern, ihrer Abänderung und Vergleichungsſtufen, wie auch von den Zahlwörtern 116
100. Von den Fürwörtern und ihren verſchiedenen Eintheilungen 124
101. Von den Zeitwörtern, ihren Gattungen, Arten und Abwandelungen; von den Hülfswörtern; von der Abwandelung der richtigen und unrichtigen Zeitwörter; von der Mittelgattung der Zeitwörter; von den zuſammengeſetzten Zeitwörtern und andern abweichenden Arten derſelben 130
102. Von den Mittelwörtern 156
103. Von den Nebenwörtern 157
104. Von den Vorwörtern 159
105. Von den Bindewörtern 160
106. Von den Zwiſchenwörtern 160
107. Von der Wortfügung 160
108. Von Fügung der Geſchlechtswörter 161
109. Von Fügung der Hauptwörter und Beywörter 164
110 Von Fügung der Fürwörter 167
111. Von Fügung der Zeitwörter 168
112. Von Fügung der Mittelwörter 175
113. Von Fügung der Hülfswörter 176
114. Von Fügung der Nebenwörter 178
115. Von Fügung der Vorwörter 180
116. Von Fügung der Bindewörter 181
117. Von Fügung der Zwiſchenwörter 185
118 Von den grammatiſchen Figuren, den Kern und Gleichnißreden, imgleichen den Sprüchwörtern der deutſchen Sprache 186
119. Von der Tonmeſſung überhaupt wie auch von der Geſchichte und Vertheidigung des Sylbenmaaſſes überhaupt und des deutſchen inſonderheit 188
120. Von der Länge und Kürze oder dem Zeitmaaſſe der deutſchen Sylben 190
121. Von den verſchiedenen Füſſen der deutſchen Scanſion 194
122. Von den Reimen in der deutſchen Poeſie 196
123. Von der Vermiſchung und Abwechſelung der Reime 201
124. Von den reimloſen Verſen 204
125. Von den gewöhnlichen Versarten der Deutſchen 204
126. Von den ungewöhnlichen Arten der Gedichte 217
127. Von den andern Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften, welche eine Beſchäftigung des Geiſtes, und nicht des Gedächtniſſes ſind 220
128. Von dem Urſprunge und Wachsthume der Beredſamkeit

bey den Alten, wie auch von ihrem jetzigen Zuſtande in Deutſchland 222
129. Von den Schriftſtellern der Beredſamkeit in der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache 225
130. Von den Schriftſtellern der Beredſamkeit in der Franzöſiſchen Sprache 226
131. Von den Schriftſtellern der Beredſamkeit in der Engliſchen Sprache 228
132. Von den Schriftſtellern der Beredſamkeit in der Deutſchen Sprache 228
133. Von der Redekunſt, dem Charaktere eines Redners und den ihm dienlichen Vorbereitungen 230
134. Von der Eintheilung der Redekunſt, von den Theilen einer Rede, wie auch von ihren Hauptſätzen 233
135. Von der Erfindung der Eingänge, ihren verſchiedenen Arten und Eigenſchaften 235
136. Von den Erklärungen in einer Rede 235
137. Von den Gründen und Beweiſen 238
138. Von der Widerlegung der Einwürfe 241
139. Von den Erläuterungen in einer Rede 242
240. Von der Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und dem Beſchluſſe 245
141. Von der Anordnung und Einrichtung einer Rede 251
142. Von den Chrieen und ihren verſchiedenen Arten 256
143. Von der Ausarbeitung einer Rede 258
144. Von der Wahl der Wörter; wie auch von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrücken 264
145. Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren 279
146. Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden, von dem Unterſchiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede 288
147. Von den dreyen Gattungen oder Eigenſchaften der Beredſamkeit; von der niedrigen, erhabenen und mittlern Schreibart. Allgemeine Betrachtungen über dieſe drey Gattungen 296
148. Von den Gedanken 312
149. Von dem guten Vortrage einer Rede überhaupt und in Abſehen auf die Ausſprache insbeſondere 322
150. Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners 326
151. Von den Ueberſetzungen 331
152. Von der Nachahmung, dem Leſen und der Erklärung guter Schriftſteller, und was dabey zu beobachten 334
153. Von der oratoriſchen Vorſichtigkeit 339
154. Von den groſſen Lobreden 342
155. Von den Trauerreden 345
156. Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen 346

157. Von den Hofreden und Staatsreden 348
158. Von Standreden, Verlobungsreden, Trauungsreden und andern dergleichen 350
159 Von den Muſtern, die man ſich in der Beredſamkeit vor Gerichte vorſtellen ſoll 350
160. Von den Mitteln, durch welche ſich junge Redner oder Sachwalter zu gerichtlichen Reden oder Schriften vorbereiten können 367
161. Von den Sitten eines Sachwalters 372
162 Von der Beredſamkeit auf der Kanzel 380
163. Von der nöthigen Wiſſenſchaft eines chriſtlichen Redners 394
164. Von der Schreibart in Briefen und franzöſiſchen Briefſtellern 402
165. Von engliſchen Briefſtellern 404
166. Von italiäniſchen Briefſtellern 405
167 Von deutſchen Briefſtellern 405
168. Von dem guten Geſchmacke in Briefen 406
169. Von der Dichtkunſt überhaupt 444
170 Von den lateiniſchen und griechiſchen Dichtern 444
171. Von den franzöſiſchen Dichtern 446
172. Von den deutſchen Dichtern 449
173. Von den engliſchen Dichtern 452
174 Von den italiäniſchen Dichtern 454
175. Von der Vergleichung der Malerkunſt und der Dichtkunſt 455
176. Von dem Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt 461
177 Von dem Charakter eines Poeten 464
178. Von dem guten Geſchmacke eines Poeten 470
179 Von der Nachahmung der Natur und beſonders von den dreyen Gattungen der poetiſchen Nachahmung, inſonderheit von der Fabel 475
180. Von der Wahl der Materie 491
181. Von dem Neuen 505
182. Von dem Wunderbaren in der Poeſie 518
183 Von dem Wahrſcheinlichen in der Poeſie 528
184. Von der Verwandlung des Wirklichen ins Mögliche 539
185. Von der Kunſt gemeinen Dingen das Anſehen der Neuheit beyzulegen 555
186. Von etlichen abſonderlichen Mitteln, die ſchlechte Materie aufzuſtützen 572
187 Von der Wahl der Umſtände und ihrer Verbindung 581
188. Von den Charaktern, Reden und Gemüthsgedanken oder Sprüchen 588
189. Von poetiſchen Wörtern 601
190 Von verblümten Redensarten 618
191. Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen 621
192 Von den Figuren in der Poeſie 630
193. Von der poetiſchen Schreibart 637.
194. Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Sylbenmaaſſe und den Reimen 647

195. Von dem wahren Werthe der Worte und dem Wohlklange 668
196. Von den Machtwörtern 685
197 Von den gleichgültigen Wörtern und Redensarten 694
198. Von der Kunſt der Ueberſetzung 705
199. Von der Würde der Wörter 711
200. Von den Beywörtern 726
201. Von der Schreibart insgemein 736
202. Von der herzrührenden Schreibart 766
203. Von dem maleriſchen Ausdrucke der Poeſie 782
204. Von dem Baue und der Natur des deutſchen Verſes 793
205 Von Oden oder Liedern 812
206. Von äſopiſchen und ſybaritiſchen Fabeln, imgleichen von Erzählungen 820.
207. Von ſcherzhaften Heldengedichten 849
208. Von der Epopee, oder dem Heldengedichte 854
209. Von mileſiſchen Fabeln, Ritterbüchern und Romanen 865
210. Von den franzöſiſchen Romandichtern 875
211. Von den deutſchen Romandichtern 877
212 Von den engliſchen Romandichtern 878
213 Von den italiäniſchen Romandichtern 879
214 Von heroiſchen Lobgedichten 879
215. Von Satyren oder Strafgedichten 884
216. Von dogmatiſchen Gedichten 893
217. Von Idyllen oder Schäfergedichten 901
218. Von Tragödien oder Trauerſpielen 907
219. Von Komödien oder Luſtſpielen 919
220. Von Elegien, das iſt, Klagliedern und verliebten Gedichtern 934
221. Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen 938
222. Von Sinngedichten, Grabſchriften und Ueberſchriften 942
223. Von allerley kleinen Liedern, als Madrigalen, Sonneten und Rondeaux, oder Klingreimen und Ringelgedichten 945
224. Von allerley neuen Arten gröſſerer Lieder, als Ringeloden, Sechſtinnen und Geſängen 950
225. Von Cantaten, Serenaden und Kirchenſtücken, oder Oratorien 955
226. Von Opern oder Singſpielen, Operetten und Zwiſchenſpielen 964
227. Von Wirthſchaften, Mummereyen und Balletten 972
228. Von Schäferſpielen, Vorſpielen und Nachſpielen 976
229. Von politiſchen Fabeln, und andern dergleichen Erdichtungen 981
230. Von allerhand Arten von Scherzgedichten 983
231. Von Wahlſprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberſchriften 986
232. Beſchluß 989

Zweytes Regiſter der angeführten Bücher und vornehmſten Schriftſtellern.

A

Abélard
Abertin
Acta eruditorum
Adamus
Addiſon
Aemilius Lepidus
Aeſchylus
Aeſchines
Aeſopus
Agathon
Agrémens (les) du langàge reduits à leurs principes
Agricola
Aken (von)
Akenſide
Alay
Alberti
Alceus
Alcibiades
Alciphron
Alkmar (Heinrich von)
Alonzo
Alte (der)
Amalteo
Ambroſius (S.)
Amphion
Amſterdamer Ausgaben
Amthor
Anacreon
Anaxagoras
Andrenus
Anecdotes litéraires
Angelus Politianus
Antilonginus
Antonini
Antoninus
Antonius
Aphthonius
Aratus
Archilochus
Arenhold
Aretin
Argens (d')
Arioſto
Ariſtenete
Ariſtophanes
Ariſtoteles
Arkenholz
Arnold
Aubignac
Auctor diſſert. de vera & falſa pulcritudine
Auctor libr. rhet. ad Herennium
Auguſtinus (S.)
Aurelius Victor

B

Babet
Baco
Bärmann
Baillet
Balzac
Bar (de)
Barbou
Bartas
Baſedow
Baſilius
Batteux
Baumeiſter
Baumgarten
Bayle
Beaumarchais (de)
Beauſobre
Bellegarde (Abbé de)
Bellin
Bembo
Benſerade
Bentivoglio
Berger
Bergmann

Bernhard
Bernis
Bertram
Beſſer (von)
Bewunderer (der)
Beyträge (kritiſche) zur Hiſtorie der deutſchen Sprache
Bibiena
Biblia Sacra
Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte
Bibliotheque choiſie
Bibliotheque raiſonnée
Biedermann (der)
Birken (von)
Blama
Blanc (le)
Blount (Pope)
Boccacio
Boccage (Mad. du)
Bodmer
Boecler
Bödiker
Boileau
Bonarelli
Bonfadio
Borrichius (Olaus)
Boſius
Boſſuet
Boucher de Begnicour
Bouhours (P.)
Bouillon (Ducheſſe de)
Bourdalouë
Bourſault
Bracciolini
Brand (Sebaſtian)
Braun
Brebeuf
Breitinger
Breitkopf
Briefe über die neueſte Litteratur
Briefe und Elegien
Brittiſche Bibliothek
Brockes
Brucker
Brück (von)
Brumoy
Brutus
Buchananus
Buchner
Buckingham
Buffier
Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte
Bünauiſche Bibliothek
Bürger (der)
Bullier
Buſſy Rabutin
Buttler
Buttler (Fanny)

C

Caecilius
Caeſar
Cahuſac
Cailleres
Calliachius
Callidius
Callimachus
Camoens
Campiſtron
Caniß (von)
Cantemir (Prinz)
Canz
Carbo
Carlengas (Juvenel de)
Carneades
Caro
Carpov
Catraeus
Carteſius
Caſaubonus
Caſelius
Caſſandre
Caſſiodorus
Caſtelli
Catesby
Cato
Cats
Catullus
Celadon
Cellarius
Celtes (Conrad)
Cerceau (du)

Cethegus
Charbonnet
Charron
Chauſepié
Chaulieu
Choerilus
Choffin
Chryſoſtomus (S)
Cibber
Ciceri
Cicero
Clajus
Clarke
Claudianus
Clement
Cleophon
Clerambault
Clericus
Cliſthenes
Cochin
Cochois (Mademoiſelle)
Colardeau
Collier
Collinet
Colom Du Clos (Iſaac)
Columella
Commelin
Commirius
Congreve
Conrard
Conring
Conſtantini
Cordemoi
Corneille
Cornelius Gallus
Cornelius Nepos
Coruinus
Coſte
Couſtelier
Coutures
Cowley
Cramer
Craſſus
Cratinus
Crebillon
Creech (Thomas)
Creſcimbeni
Creutz (von)
Creutzberg
Crinitus
Critias
Critolaus
Croneck (von)
Cruderus (Petr.)
Cruſius
Cteſiphon
Curas
Curtius
Curtius (Q)

D

Dach (Simon)
Dacier
Dagueſſeau
Dantes
Decolline
Delect. Epigr.
Democritus
Demodocus
Demetrius Phalereus
Demoſthenes
Denham
Denis
Desbillons
Deſcailleres
Deſcription des arts par l'Academie Royale des ſciences
Deshoulieres (Mad)
Desmarais (Regnier)
Deſportes
Deſpreaux v. Boileau
Deſtouches
Detharding
Deutſche (der alte)
Dictionnaire (nouveaux) Allemand-françois & François-allemand à l'uſage des deux nations
Dictionnaire de l'Academie Françoiſe
Dictionnaire des auteurs vivans
Dictionnaire univerſel Fr & Lat. ou Dictionnaire de Trevoux
Diderot
Diogenes

Dionyſius

Dionyſius Halicarnaſſenſis
Diphilus
Dodridge
Doni
Dorat
Drelincourt
Drollinger
Dryden
Dubos
Ducange
Dujon
Dulard
Duſch
Dyer (Iohn)

E

Ebeling
Ebert
Eckard
Egenolf
Eginhard
Ehrenreich
Einſiedler (der)
Elegien und Briefe
Eloquence du tems
Elzevir
Empedocles
Ennius
Epictetus
Epitres diverſes
Erard
Eraſmus
Erneſti
Ernſt
Erythræus
Eſteve
Eſtrades (d')
Etherege
Eumelus
Eumolpus
Eupolis
Evremond (St.)
Euripides
Euſtathius
Eutropius

F

F. (M. D. Z. S.)
Faber
Fabricius
Fannius
Faucheur le
Fauſt (D)
Fenelon
Fenne (du)
Ferrarius
Fitzosborne
Flechier
Flemming
Fletſcher
Fleury
Fontenelle
Foix (S)
Formey
Foſter
Fourmont
Fraguier
Franciſci (Eraſmus)
Frank
Freny (du)
Fréron
Freyer
Friſch
Frouenius
Fuchs
Funccius
Furetiere

Gärtner
Gaichies
Gallus Cornelius
Ganeau
Gaudio (V.)
Gay
Gedoye
Gellert
Gellius (A)
Gemmingen
Geneſt
Genie (le), la politeſſe, l'eſprit et la delicateſſe de la langue Françoiſe par l'auteur de l'eloquence du tems
Germanicus
Gerſtenberg (von)
Geſellige (der)
Geſner

Gieſeke
Giller
Giraldi
Girard
Gisbert
Glasgowiſche Ausgaben
Glatigny (de)
Gleim
Glover
Glynn
Götten
Goguet
Goldhager
Goldoni
Goldwurm (Caſpar)
Gordon de Percel
Gorgias der Leontiner
Gorçus
Gottſched
Gottſchedin
Gozzi
Gracchus (Tib.)
Gracian
Gräf
Gramm
Grammaire Françoiſé ou la maniere dont les perſonnes Polies et les bons auteurs ont coutume de parler ou d'ecrire
Grammaire practique, oder practiſche Anwendung der ganzen Grammaire
Grammaire raiſonnée
Grammatica Graeca
Grammatica Marchica
Graphigny (Mad. de)
Gravianus
Grauina
Graun
Gray
Grazini
Grecourt
Gregorius (S.) Nazianzen
Greſſet
Grignan (Mad. de)
Gronouius
Grotius
Gryph
Guarini
Guidiccioni
Günther
Gulliver
Gunda (Bernardus)
Gunda (Philippus)
Gundling
H
Haberkampf
Händel
Hagedorn (von)
Hahn (Mademoiſelle de)
Hallbauer
Haller (von)
Haman
Hamberger
Harsdörfer
Hartung
Haſſe
Haude
Hederich
Hegemon
Hegeſander
Heilmann
Heine
Heinecc ius
Heineke
Heinſius
Heinze
Heiſinger
Heliodorus
Heloïſe
Heluetius
Hentſchel (Sal.)
Heraclides
Heraeus
Hermogenes
Herodianus
Herodotus
Heſiodus
Heumann
Heuſeus
Hieronymus (S.)
Hippias, der Eleer
Hofmann
Hofmannswaldau

Hollberg (von)
Home
Homerus
Hoo.hard (Jungfer)
Hooke
Horatius
Horſt (Philipp)
Hortenſius
Huart
Huber
Huetius
Hübner
Hurlebuſch
Hutten (Ulrich von)
Hyperides

I.

Jacobi
Jeruſalem
Jöcher
Iohannes Secundus
Iohnſon
Iornandes
Ioſephus
Journal aller Journale
Iournal des Savans
Iournal etranger
Iournal Helvetique
Iſocrates
Jüngling (der)
Junker
Juſti (von)
Iuſtinus
Iuuenalis
Iuvenel de Carlengas

K

Käſtner
Kaiſer
Kempe
Kempis (Thomas von)
Kernhiſtorie aller freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften
Kind
Kindermann
Kirſch
Klajus
Kleiſt
Klopſtock
Kobold (L. A.)
Koch
König
Königsdorf
Kope
Kuhnius
Kunze

L

La Bruyere
La Chapelle
La Choſſé
Laelius
La Fare'
La Fontaine
Lainez
La Motte
Lamy
Lang (Franz)
Lange
La Touche (de)
Lawſon
Le Blanc
Le Boſſu
Le Brun
Le Clerc
Le Fevre
Le Grand
Le Graß
Leibnitz
Leipziger Ausgaben
Leiſnerus
Le Moine
Lenfant
Leßing
L'Eſtrange (Roger)
Leyſer
Libanius
Lichtwehr
Limiere
Lindner
Linus
Lipſius
Liuius
Locke
Logau (von)
Lohenſtein
Londner Ausgaben
Longinus

Longolius
Loredano
Lotter
Louis XIV.
Lucanus
Lucianus
Lucilius
Lucretius
Ludwig
Lüning
Lulli
Lupis
Lyſias

M

Macrobius
Madero
Männling (Joh. Chr.)
März
Maffei
Magny
Mainard (Urbin de)
Maintenon (Mad. de)
Maitre (le)
Malebranche
Maler
Malerder (der Sitten)
Manilius
Manſi (P. I. D.)
Manutius Aldus
Manutius Paulus
Maranta Barthol. Venuſinus
Marchand
Mard (S)
Marino
Marivaux
Marmontel
Marot
Martialis
Maſſillon
Maſſuet
Matrone (die)
Maty
Mauvillon
May
Mazarin
Meckel
Meier
Melanchton
Memoires de l'Academie Royale des Inſcriptions et des belles lettres
Memoires de Trevoux
Menage
Menander
Menantes
Menenius Agrippa
Meneſtrier
Menken (J. B.)
Menſchenfreund (der)
Metaſtaſio
Meyfart (Joh. Matth.)
Milton
Minturni
Mirabaud
Moliere
Molter
Moncrif
Monteſquieu
Moreri
Morhard
Morhof
Moſer
Moßheim
Mortelet
Müller
Muralt
Muratori
Murena
Muretus
Murner (D.)
Muſaeus
Muſſato

N

Nauze (de la)
Neſtor
Neueſte das aus der anmuthigen Gelehrſamkeit
Neukirch (Benj.)
Neumark
Neumayer
Neumeiſter
Newton
Niceron
Nicobulus
Nicochares

Ninon de l'Enclos
Noltenius

O

Ogilvie
Olaus Borrichius
Olivet
Omeis
Opitz
Oporin (Joh.)
Origenes
Orpheus
Ottfried
Ottwey
Ouenus
Ouidius

P

Palatius
Palephatus
Palmerius
Palthen (von)
Panke
Paraeus
Pariſer Ausgaben
Paſcal
Patriot (der)
Patru
Pauillon
Pauſanias
Pays (le)
Peliſſon
Peluche
Pepliers
Pericles
Perrault
Perſius
Petrarcha
Petra Sancta
Petronius
Pfeffel
Phaedrus
Phaemius
Pherecydes
Philander
Philemon
Philippus
Pibrac
Picinellus
Pietſch
Pilgrim (der)
Pindarus
Piſiſtratus
Pitaval
Plantin
Plato
Plautus
Plinius
Plutarchus
Polignac
Ponticus
Pope
Pope Blount
Popma
Popowitſch
Porée
Pophyrius
Porte
Poſtel
Pradiſon
Pratinas
Premontval
Prior
Priſcus
Proclus
Prodicus, der Ceier
Propertius
Protagoras, der Abderit.
Puffendorf

Q

Quinault
Quintilianus

R

Rabener
Racan
Rachel
Racine
Rambach
Ramler
Ramſey
Rapin
Rathhelf
Reflexion ſur l'uſage préſant de la langue Françoiſe d'un Anonyme
Regnard
Regnier

Reichard
Reimmann
Reinbeck
Remond de S. Albine
Riar
Riccoboni
Richardſon
Richelet
Richelieu
Richer
Richey
Richter
Riedrer (Friedr.)
Riſt (Joh.)
Rocheſter (Graf)
Rollenhagen
Rollin
Rondeau
Ronſard
Roſt
Röviere (de la)
Rouſſeau
Roux
Rowe
Ruê (la)
Rutilius Numatianus
S
Saauedra
Sabinus
Sack
Salluſtius
Salluſtius Philoſophus
Salomon
Saluini
Sanctius
Sannazarius
Sanſorino
Santolius
Sappho
Sarbienius
Sartorius
Sattler (Joh. Rudolph)
Saurin
Scaliger
Scarron
Scheffmacher.
Scheldong
Schelhorn
Scherz.
Scheyb (von)
Schlegel
Schmerſel.
Schmidt.
Schoch.
Schönaich (von)
Schoepflinus
Schoettgenius
Schonaeus (Corn.)
Schottel.
Schrader
Schreuelius
Schröter (Chriſtian.)
Schubert.
Schurzfleiſchius
Schwabe.
Schwarzius
Scioppius
Scipio
Secundus
Seedorf.
Segaud
Segrais
Seneca
Seruius Galba
Sevigné (Mad. de)
Shaftsbury
Shakeſpear
Sharp (John)
Sherlock
Sieber.
Sigonius
Silius
Simon
Slater.
Socrates
Solon
Sophocles
Sorae (Anton.
South
Spate.
Spencer
Statius
Steinbach.
Steinwehr (von)

Stellwagen.
Stephanus (Carol.)
Stephanus (Henr.)
Stephanus (Robert)
Steuechius (Godeſchalcus)
Stigelius
Stillingfleet
Stockhauſen.
Stöckels.
Stolle.
Stoodtmann.
Stoppe.
Strada
Strozza.
Strozzi
Struuius
Suetorius
Sulzer:
Superville
Swift
Syluius

T

Tacitus
Tadlerinnen (die vernünftigen.)
Talander.
Taubmann.
Taſſo
Taſſoni
Teiſſier
Temple
Terentius
Tertullianus
Teſſin.
Themiſtocles.
The monthly review]
Theocritus
Theodorus
Theodorus Siculus
Theophile
Theophraſtus
Theramenes
Theſpis
Thomas (Chriſtian)
Thomſon
Thraſimachus von Chalcedon
Thucydides
Tibullus
Tillotſon
Tiro
Titon du Tillet.
Tollius
Toſcarini.
Touche (de la.)
Tourney.
Tralles.
Trapp
Trate
Triller.
Triſſino
Tſcherning.
Turſellinus
Tyrius.

V.

Valerius Maximus
Vanierius
Varro
Vaugelas
Uebungen zur Anwendung der Grundſätze der Wortfügung und der Schreibart der franzöſiſchen Sprache.
Vecchi Oratio
Vegetius
Veneroni
Vergier
Vermiſchte Abhandlungen und Urtheile über das Neueſte aus der Gelehrſamkeit.
Verrin
Verſuche kritiſche zur Aufnahme der deutſchen Sprache.
Uhſe.
Vida
Villars
Villiers
Virgilius
Vitruuius
Viues (Jo. Ludou.)
Vivonne Duc de
Ulyſſes
Voigtius
Voiture.
Voltaire
Voſſius

Urbin
Ui.

W.

Waccoſan
Wachter.
Wachnerus
Wagenſeil.
Wagner.
Walchius
Waller
Wallis
Watt
Weberus
Wegelin (Ernſt.)
Weichmann
Weidling.
Weiſe (Chriſtian)
Wellerus
Weltbürger.
Werburg.
Werenfels.
Werlhof.
Wernike.
Weſterhof.
Wettſtein.
Wicherley
Wieland.
Windheim.
Wippel.
Wolf.

X.

Xenophon.

Y.

Young

Z.

Zachariä.
Zeno
Zeſen.
Ziegler (Anſb. von.)
Zuverläßige Nachrichten von gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften.

Drittes

Drittes Regiſter
über die vornehmſten Sachen.

A.

A iſt ein Doppellaut. 100.
Abänderung (declinatio) des unbeſtimmten Geſchlechtsworts. 109 des beſtimmten 110. Der Hauptwörter 111. ≈ 116. 117 deren ſind fünferley Arten 113 erſte Art mit ihren Endungen. 113 zweyte Art. 113. 114. dritte Art 114. vierte Art 115. fünfte Art. 115. Der Beywörter 116 ≈ 118. Der Zahlen. 121. 122. Der Fürwörter 125 ≈ 130.
Abſicht, nach der beſondern muß ſich die Wahl der Umſtänden richten, wie die beſondern Abſichten nach der Hauptabſicht 582. 583. Die Harmonie derſelben hebt die Manchfaltigkeit der Eindrücke nicht auf 584. ihre Beſtimmung iſt ein Werk des Geſchmacks 585. unendliche Verſchiedenheit der beſondern Abſichten 585. 586.
Abſchnitt in fünffüßigen Verſen iſt nothwendig. 206. in Verſen was er iſt 666. wird von den Alten an keiner gewiſſen Stelle gemacht 666. trägt viel zum Wohlklange bey 666. was dabey zu beobachten iſt 666 667.
Abwandelung (coniugatio) der Zeitwörter 130 ≈ 132. der Hülfswörter, ich bin 132 ≈ 134. ich habe 134 135. ich werde 135. 136. der richtigen Zeitwörter. 138 ≈ 142. wie ſich die verſchiedenen Zeiten derſelben bilden 138. 140. 142. 143. des richtigen Zeitworts ich lobe 138 ≈ 142. des unrichtigen Zeitworts ich ſehe 143 ≈ 147. von der Mittelgattung der Zeitwörter (neutrorum) und zwar des Worts ich wandle und ich liege 148 ≈ 150 eines zuſammengeſetzten Zeitworts 152. 153. eines zuſammengeſetzten unrichtigen Zeitworts von der Mittelgattung 152. 153 eines Hülfswerts mit einem Beyworte. 153. der zurückkehrenden Zeitwörter. 153. 154. unperſönlicher Zeitwörter 154. 155. altväteriſche Abwandelung mit thun. 133. 137.
Abwechſelung der Sitten des menſchlichen Alters und der verſchiedenen Denkungsart mit den Jahren deſſelben. 43 ≈ 45.
Abziehung der Einbildungskraft. 552.
Actiuum die thätige Gattung der Zeitwörter. 130.
Adiectiuum ſiehe Beywörter.
Admiratio, 283.
Adoniſche Verſe 218. können auch im deutſchen gemachet werden 660.
Aduerbia, ſiehe Nebenwörter.
Ae iſt ein Doppellaut. 100.
Aehnlichkeiten in den Sprachen, ſiehe Analogie.
Aetiologia. 285.

Drittes Regiſter.

Affecte, wie ihr Betrug ein Ding wunderbar mache. 561. Behutſamkeit, ſo in den ſeltſamen Vorſtellungen der Affecte zu gebrauchen iſt 567. Mittel ſich ſelbſt in einen Affect zu ſetzen 568.

Akroſticha, was man darunter verſteht 984.

Alexandriniſche Verſe 207. 208. 209. 802.

Alkaiſche Verſe. 219. 220.

Allegorie. 275. Fruchtbarkeit der mythologiſchen Allegorie 572. was ſie iſt 615. was zu einer guten gehört 615.

Allegoriſche Art der Fabel 523. Einmiſchung allegoriſcher Perſonen unter hiſtoriſche 524. Grund der Wahrſcheinlichkeit der allegoriſchen Weſen 525. Allegoriſche Fabeln, die mittelſt der Hinunterſetzung der heidniſchen hiſtoriſchen Weſen entſtehen 572.

Amphibrachiſche Verſe 216. 653. 654.

An, Misbrauch dieſes Nebenwörtchens. 179.

Anadiploſis. 282. 633.

Anakreontiſche Verſe 220.

Analogie, was ſie ſey und wozu ſie nütze 96. beſondere Regel davon 101.

Anapäſt. 196. anapäſtiſche Verſe 216. wie ſie beſchaffen 654.

Anaphora. 282.

Anaſtrophe. 187. 285. ſiehe **Umkehrung**.

Anfangsbuchſtaben, groſſe, wo ſelbige zu ſetzen 104.

Anhang am Ende, Paragoge, eine grammatiſche Figur. 186.

Anordnung einer Rede 251 : 256.

Anrede, was dieſe Figur iſt 636

Anrufung der Gottheiten, eine Art des Wunderbaren in der Poeſie 529 muß in einem Heldengedichte nicht vergeſſen werden 860. der Muſen, wo ſie erlaubt iſt 530.

Antanaclaſis. 282.

Antimetabole. 285.

Antitheſis. 187. ſiehe **Vertauſchung**.

Antitheton 283. 285.

Antonomaſie. 275. 278. 617.

Aphaereſis. 186. ſiehe **Enthauptung**.

Apocope. 181. ſiehe **Stutzung**.

Apoſiopeſis. 283.

Apoſtrophe 283.

Arie, was man ſo nennt 656 : 659 wer dazu Anleitung gegeben 956 wie ihr Inhalt ſeyn ſeyn ſoll 957 darinn ſoll der Componiſt nicht alle Wörter ſo zerren 958 wie vielmal man gewiſſe Wörter darinnen wiederholen ſolle 961.

Arioſo, was ſo heißt 956.

Arten der Zeitwörter (modi verborum) ſind viere. 132 die **anzeigende** (indicatiuus), **gebietende** (imperatiuus), **verbindende** (coniunctiuus), und **unbeſtimmte** (infinitiuus) 131.

Articuli, ſiehe **Geſchlechtswörter**.

Articulus definitus und indefinitus. 109. ſiehe **Geſchlechtswörter**.

Aſteiſmus. 279.

Aſyndeton. 283. der wahre Grund dieſer Figur. 776.
Atticiſmus was man ſo nannte. 52.
Auctoritate produci was man ſo nenne. 192.
Aufhalten, was dieſe Figur iſt 634. 635.
Aufſteigen, was dieſe Figur iſt 636.
Auftritte in den Scenen, was von ihnen zu merken iſt 919.
Aufzüge in einem Schauſpiele, wie viele deren ſeyn ſollen 909 = 928.
Ausarbeitung einer Rede. 258. = 264.
Ausdruck verblümter. 264 = 279, geſchickter, deſſelben Nothwendigkeit 668. 669. 671. 673. worauf deſſen Schönheit beruhe 670. poetiſch maleriſcher, wie er beſchaffen ſey 783. wo er zu gebrauchen 788. u. f. iſt ſchwer 790. Siehe ferner Poetiſch, Schreibart.
Ausruf, der Grund und Nutzen dieſer Figur 778.
Ausrufungszeichen, wo es zu ſetzen. 105.
Ausſprache, wie fern man derſelben in der Rechtſchreibung zu folgen habe. 100. 101. in der Tonmeſſung. 192. gute, ein Theil des guten Vortrages einer Rede. 322 = 326.
Auszug. 275. 278.
Autoren, Anmerkungen, welche man bey Erklärung derſelben machen muß. 61 = 66.
Auxeſis. 275. 285.
Auxiliaria verba, ſiehe Hülfswörter.

B.

B kann verdoppelt werden. 100.
Ballette, was ſie ſind 973 ſollen allegoriſch ſeyn 973.
Bedeutung der Wörter, wie fern ſie nothwendig ſey 685. 686. Verſchiedene Bedeutungen eines Worts, wie ſie entſtanden 748.
Befragen, was dieſe Figur iſt 636.
Begeiſterung 25. 26. Theile, woraus dieſelbe beſteht 26. Beweis, daß die Ordnung kein Kennzeichen derſelben ſey. 26 27 ob ſie eine ſinnliche Vorſtellung des Schönen und Guten ſey? 27. 28.
Benennungen gemeine (nomina appellatiua). 111.
Beredſamkeit, Schriftſteller derſelben in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. 225. 226. in der franzöſiſchen 226 = 228. in der engliſchen 228. in der deutſchen 228 = 230 drey Gattungen oder Eigenſchaften derſelben 296 = 312. vor Gerichte und Muſter, die man ſich in derſelben vorſtellen ſoll. 350 = 367. auf der Kanzel. 380 = 394.
Beſcheidener Spott. 279.
Beſchluß in einer Rede 245 = 251.
Beſchreibung, was dieſe Figur iſt 634. ſie iſt das geringſte in der Poeſie 487.
Beſchreibungen, Unterſchiede zwiſchen den poetiſchen und dogmatiſchen 459. Elemental=Beſchreibungen 460.
Beſtimmungswörter (particulae) 106. deren Nutzen in einer Rede 108.

Drittes Regiſter.

Betrachtungen, allgemeine über die drey Gattungen der Beredſamkeit 296=312.

Beurtheilungskraft, ob ſie einem Poeten nöthig iſt 467.

Bewegete und bewog haben verſchiedene Bedeutungen 147.

Bewegungen, gute eines Redners. 326=331.

Beweiſe in einer Rede 238=241.

Beyfall, ob der allgemeine ein Kennzeichen der wahren Schönheit ſey 465.

Beyſtrich (comma) wo er zu ſetzen ſey. 105.

Beywörter (adiectiua) werden oft zu Hauptwörtern 118. alsdann muß dem ungewiſſen Geſchlechte ein Geſchlechtswort vorgeſetzet werden. 165. einige werden von Hauptwörtern, einige von Zeitwörtern, einige von Nebenwörtern abgeleitet. 116 deren Abänderungen 116. erſte Art. 116 zweyte Art. 117. dritte Art 118 wie es mit ihnen zu halten, wenn ſie als Hauptwörter gebrauchet werden 118. 166. wenn ſie unveränderlich werden. 118. von ihren Vergleichungsſtufen. 119=121. beſondere Regeln von deren Fügung 164 167. werden zuweilen beynahe Nebenwörter 164. ſind in der Poeſie, was die Farben in der Malerey 726. ſind in der Rede unentbehrlich 727. welche müßig und überflüßig ſind 728. Regeln, ſo dabey zu beobachten 729. Es iſt nicht genug, daß ſie der Sache anſtändig ſind 729. Ihr Gebrauch und Nutzen in der Poeſie 731. u. f die verſchiedenen Abſichten derſelben 731. 732. **poetiſche**, Regeln davon 733. 734. Warnung vor derſelben Verſchwendung 734. Sind kleine Beſchreibungen 735. Vortheil der zuſammengeſetzten 733. In denſelben beſteht eine groſſe Schönheit 607. was ein Poet für welche gebrauchen dürfe 607. ſollen in Verſen nicht müßig da ſtehen 608. ob man zu einem Worte viel zugleich ſetzen dürfe 608. ob ſich ein junger Poet die ſchönſten ſammlen ſolle 609.

Bilder, Vorzug derer, die das Gemüth in Bewegung ſetzen 495. Einſchränkung ihrer Wahl durch die Gattungen der Gedichte 495. 496. durch die Geſätze der Ehrbarkeit 498. hyperboliſche 561. redende der Franzoſen. 988

Bilderreime, was davon zu halten ſey. 217.

Bindewörter (coniunctiones) verknüpfen die Begriffe und Gedanken 106. 108. ſind theils verknüpfende, zuwiderlaufende, verurſachende, ausſchlieſſende, theils entgegenſetzende, bedingende, abzweckende. 160. Anmerkungen von deren Fügung. 183=185.

Bombaſt, was es iſt 619.

Briefe, Schreibart in denſelben 402=404 guter Geſchmack in denſelben 406=444. poetiſche, deren Beſchaffenheit 938 wer gute Muſter davon gegeben 938 was für Verſe man dazu gebrauchen ſolle 939 was ſie für einen Inhalt haben können 939. was zu ihrer äuſſerlichen Einrichtung gehört 940. wie ihre Schreibart ſeyn ſoll 942.

Briefſteller, franzöſiſche 402=engliſche 404. italiäniſche 405. deutſche 405. 406.

Buch-

Buchſtaben, deutſcher, Urſprung gehöret in die Diplomatik 98. ihre Eintheilung 99. Erläuterung von dem Laute derſelben 99. 100. wo im Schreiben groſſe zu ſetzen. 104.

C.

C wird mit dem K. verdoppelt. 100. wo das K. an deſſen ſtatt zu ſchreiben und nicht zu ſchreiben ſey. 103.
Cantaten was dazu Anlaß gegeben 955. darinnen haben ſich die Poeten von den Componiſten Regeln vorſchreiben laſſen 956-959. gewiſſe italiäniſche ſind lächerlich 961 wie ſie ſollen geſungen werden 956. was für Materie dazu gehört 959. wie ſie ſich anfangen und enden ſollen 962 wie viel Arien eine haben ſoll 962. wer im Deutſchen und Franzöſiſchen ſich darinn bekannt gemachet 964.
Caſus, ſiehe Endungen.
Charakter, was ſie ſeyn 591. Eigenſchaften eines ſolchen 593. 594. 596. 597. wo ein Poet ſolche gut machen lernt 489. wie ſie in Heldengedichten ſeyn müſſen 862. wie ſie in der Tragödie ſeyn müſſen 913. wie ſie in der Komödie ſeyn müſſen 930.
Charientiſmus. 279.
Chen, was von dieſer Endung zu merken. 112.
Chor, was er war 908.
Choriambiſche Verſe 219. 220.
Chrie 285. ihre verſchiedenen Arten. 256-258.
Chriſtlicher Redner, deſſen nöthige Wiſſenſchaft. 394-402.
Chronoſticha, was ſie ſind 984.
Climax. 283.
Collatio. 285.
Colon, ſiehe Doppelpunct.
Comma, oder Beyſtrich, wo er zu ſetzen. 105.
Communicatio. 283.
Comparatio. 285.
Comparatiuus gradus, ſiehe Vergleichungsſtufen.
Componiſten, wer von ihnen einen guten Geſchmack hat 960.
Conceſſio. 283
Confeſſio 283.
Coniugatio, ſiehe Abwandelung.
Coniunctiones, ſiehe Bindewörter.
Conſonantes, ſiehe Mitlauter.
Correctio 284.
Craſis, oder Zuſammenziehung, eine grammatiſche Figur 187.
Critik wird von Schaftesbury vertheidiget 538. 539.
Criticus, wer einer ſey 465.
Cumulus. 283.

D.

D kann verdoppelt werden. 100.
Dämpfung der Gemüthsbewegungen in einer Rede. 245-251.

Daktylus. 196. daktyliſche Verſe 212 = 217.
Daß, von der Fügung dieſes Bindeworts. 184.
Declinatio, ſiehe Abänderung.
Defectiua der Beywörter, oder unrichtige Vergleichungsſtufen. 120.
Den und dem wird oft zuſammengezogen 110.
Den und denen iſt nicht einerley, jenes iſt das beſtimmte Geſchlechtswort und dieſes das anzeigende Fürwort 127.
Den, dem, das und der wird mit gewiſſen Vorwörtern zuſammengezogen. 110
Denkſprüche, was ſie ſind 635.
Deſcriptio. 284.
Deviſen, wer ſie erfunden 986. ſiehe Sinnbild.
Deutlichkeit gehöret zu den Vollkommenheiten einer Sprache 97. der Rede, wie ſie könne befördert werden. 727. 728. 737. woraus ſie entſteht 627. worinn die Deutlichkeit der poetiſchen Schildereyen beſtehe. 483.
Deutſche Sprache, Erlernung derſelben. 83 - 86. die dazu nöthigen Bücher 86 = 95. Schriftſteller der Beredſamkeit in derſelben 228 = 230. Dichter. 449 = 452. Briefſteller 405. 406. Romanendichter 877. Schickſal der deutſchen Sprache 700. wem ſie ihre Verbeſſerung zu danken habe 700. 701. hat noch viel Verbeſſerung nöthig 701. Vorſchlag deswegen 701. ſiehe Sprache.
Deutſchen haben die Reimen in Europa eingeführet. 196.
Dialogiſmus. 284.
Diaſyrmus. 279. was es für eine Figur iſt 617.
Dichter lateiniſche und griechiſche 444. 445. franzöſiſche 446 = 449. deutſche 449 = 452. engliſche 452 = 454. italiäniſche 454. 455.
Dichtkunſt iſt nicht mit der Tonmeſſung zu vermiſchen. 98 überhaupt 444 wie ſie die Weisheit angenehm mache 456. ihr Werth und Nutzen 456. ihre Verwandſchaft mit der Malerkunſt 457. welches ihr eigenes Thun ſey 458. wie viel Welten ſie nachahmen könne 476. Unterſchied zwiſchen ihren Eindrücken und den Eindrücken der Natur 481. 482. die Dichtung iſt die reichſte Quelle des Neuen 512. ſ. Poeſie.
Diphthongi, ſiehe Doppellaute.
Diſſimilitudo. 285.
Diſtributio. 284.
Doppellaute, woher ſie entſtehen 100. ihre Anzahl. 100. was in der Rechtſchreibung beſonders von ihnen zu merken ſey 101.
Doppelpunct, wo derſelbe zu ſetzen ſey. 105.
Drama, was es iſt 963.
Duetto, was es iſt 957 = 963.
Durchziehen (das) 279.

E.

E wird oft verbiſſen. 120. 187. oder am Ende weggelaſſen. 187. oder verdoppelt. 100.

Ehrbarkeit, wie ſie die Wahl der Bilder einſchränket 498. Ehrbarkeit der heiligen Sprache 499.
Eidſchwur, eine der ſtärkſten Figuren 636.
Eigenſchaften, drey der Beredſamkeit 296 = 312.
Ein, eine, ein iſt das unbeſtimmte Geſchlechtswort. 109. ein Zahlwort. 121.
Einbildung, ihre Abziehung 552. 558.
Einbildungen in der Rede 564.
Einbildungskraft muß ein Poet haben 465. was eine gar zu feurige ſchadet 467.
Eingänge, Erfindung, verſchiedener Arten und Eigenſchaften derſelben. 235.
Einheit der Fabel 829.
Einräumen, was dieſe Figur iſt 636.
Einrichtung einer Rede 251 = 256.
Einſchiebſel, eine grammatiſche Figur. 186.
Einwürfe, Wiederlegung derſelben in einer Rede. 241. 242.
Eklogen ſind die älteſten Gedichte 901. worinnen das Weſen derſelben beſteht 902. ob man das heutige Schäferleben darinnen verſtehen ſoll 902 wie ſie eingetheilet werden 905. was man für Namen darinnen brauchen ſolle 905. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 905.
Elegie, die darinn gebräuchliche Versart. 201. 202 was deren Inhalt ſeyn ſoll 934. was für Verſe dazu gehören 935. was bey dem Aeuſſern derſelben zu beobachten iſt 937.
Ellipſis. 283. 709.
Emblema, wer es erfunden hat 986. wie es von der Deviſe unterſchieden 986 988 ſollten die Titelkupfer ſeyn 988.
Enallage, ſiehe Verwechslung, numeri, ſ. Zahl, temporis. ſ. Zeit.
Endreime, was davon zu halten ſey. 952. 953. 984.
Endſyllben, vermittelſt deren eine groſſe Menge Wörter im deutſchen gebildet werden 111. 151. 153.
Endungen (caſus), deren Namen 109. wie ſie in verſchiedenen Fällen zu bilden 160 = 186. wie ſolche bey fremden Wörtern in der deutſchen Sprache zu machen ſind 604.
Engliſche Sprache, die zu Erlernung derſelben nöthigen Bücher 82. Schriftſteller der Beredſamkeit in derſelben 288. Briefſteller 404. Dichter 452 = 454. Romanendichter 878.
Enthauptung (apocope), eine grammatiſche Figur. 186.
Enthuſiasmus der Alten, was er geweſen ſey 564, 565. ſiehe Begeiſterung.
Epanalepſis, 283. was ſo heißt 633.
Epanodos. 283.
Epanorthoſis. 284.
Epentheſis 186. ſiehe Einſchiebſel.
Epimone 284.
Epiphonema. 285.

Epiphora. 283.
Epiſodium, was ſo heißt 908. 909.
Epizeuxis 283.
Epopee, ſiehe Heldengedicht.
Erfindung 22. iſt die vornehmſte Eigenſchaft des Genies 24. 25. Unterſchied zwiſchen erfinden und finden 25. die zu dieſer Erfindung erforderten Eigenſchaften 25.
Ergetzen 479 480. doppelter Grund deſſen, ſo von der Nachahmung entſteht 484. gröſſers Ergetzen der bewegenden Stücke 495.
Erhabene Schreibart 296 ; 312.
Erklärung guter Schriftſteller, was dabey zu beobachten 334 ; 335.
Erklärungen in einer Rede 235 ; 238.
Erläuterungen in einer Rede 242 ; 245.
Erregung der Gemüthsbewegungen in einer Rede 245 ; 251.
Erweiterung, ihr Gebrauch 577. 578.
Erz, eine Vorſetzſylbe, was davon zu merken 112.
Erzählung 497. Unterſchied zwiſchen der Erzählung und der Fabel 829. wie ſie durch Einſtreuung gewiſſer Fabeln, vor Mattigkeit bewahret wird 571, 572. was ſie eigentlich iſt 820. wie ſie in einem Heldengedichte ſeyn ſoll 859. 861. ob ein Poet darinnen der Zeitordnung folgen ſolle 862.
Erziehung, womit ſie ſich beſchäftiget 10. der aus dem Mangel derſelben entſtehende Schaden 11. Wirkung derſelben 15. Beweis dieſer Wirkung durch Beyſpiele. 15.
Eteoſticha, was ſie bedeuten 984.
Etymologie, ſiehe Wortforſchung.
Exclamatio. 284.
Exergaſia 283.
Exſecratio. 285.

F.

F kann verdoppelt werden 100. wo ſolches zu verdoppeln oder einfach zu ſchreiben 102.
Fabel allegoriſche 523. äſopiſche 826. u. f. ihre Natur 828. wornach ſich die Wahl der Erzählung richten müſſe 829. Einheit der Fabel 829 ob es nothwendig ſey die Lehre der Fabel auszuſetzen 830. warum dieſe Lehrart einen ſo glücklichen Eingang finde 833. Grade und Claſſen der Fabeln 837. Rettung der menſchlichen Fabeln wider den Einwurf, daß ſie nicht genug Wunderbares an ſich haben 838. Vertheidigung derjenigen, darinnen Götter und Phantaſiewesen 845. Thiere und Pflanzen eingeführet werden 844. daß die Eigenſchaften der Thiere und Pflanzen darinnen in Obacht genommen werden müſſen 847. daß dieſe Fabel keine Kraft habe zu beweiſen 849. Vergleichung der äſopiſchen Fabel mit der epiſchen 841. iſt älter als alle übrige Gedichte 820. das Hauptwerk der Dichtkunſt 489. was ſie iſt 489. was darinnen zu beobachten iſt 490. eine Nachahmung der Natur 464. deren Eintheilung 489. ob ſie moraliſche Abſichten

ſichten haben müſſen 490. 823. muß kurz ſeyn 824. gehört unter das Wunderbare 529, 533. ob ſie ſtets auf heidniſche Art herauskommen ſollen 533 was für eine Wahrſcheinlichkeit dazu gehöre 537, in was für einer Schreibart ſie erzählet werden ſolle 643 825. im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 857. wie ſie eingetheilet wird 857. in der Tragödie, wie ſie ſeyn muß 910. woher die ſybaritiſchen den Namen haben 822. mileſiſche, woher ſie den Namen bekommen 866 867. ſind ſehr frech und geil geweſen 867. nach welchen Regeln ſie gemachet werden 868. politiſche, was ſie ſind 981. worinn die Schönheit derſelben beruhet 983.
Falſches 480. 520. das Wunderbare hat nur einen Schein der Falſchheit 515.
Fehler der Schreibart in einer Rede 288 ; 296.
Figürliche Wörter, ſind zweyerley Gattung 687, wie einige dienen, eine Sprache zu bereichern 688.
Figuren, Zierrathe der Perioden. 279 ; 288. der Rede, was ſie ſind 770. 775. unmäßiger Gebrauch derſelben iſt verdächtig 772. die Lehre davon, wie ſie in den Schulen behandelt wird, iſt verwerſlich 772. u. f. Vorſchlag, wie dieſe Lehrart nützlicher einzurichten 774. u. f. ihre Verbindung, und die Kraft derſelben 782. ob man den Unterricht von ihnen in der Poeſie entbehren könne 630. deren giebt es zweyerley 631. grammatiſche, wo ſie herrühren 186. ſind vielmehr Fehler, als Schönheiten der Sprachen 186.
Frage, Nutzen und Gebrauch dieſer Figur 782. was dieſe Figur iſt 635.
Fragezeichen, wo daſſelbe zu ſetzen 105.
Franzöſiſche Sprache, die zu Erlernung derſelben nöthigen Bücher 80 - 82. Schriftſteller der Beredſamkeit in derſelben 226 ; 228. Briefſteller 402 ; 404. Dichter 446 ; 449. Romandichter 875. Scribenten, werden der Nachläßigkeit beſtrafet in Anſehung ihrer Sprache 723. u. f. Sprache, wird wegen ihres Wohlklangs gelobt 676. wird einer muthwilligen Armuth beſchuldiget 722 u. f.
Franzoſen haben kein Sylbenmaaß in ihren Verſen 462. redende Bilder derſelben 988.
Froſtige (das) in der Schreibart 743.
Für, wie es von vor unterſchieden 128. 181. 182.
Fürwörter (pronomina), wie ſie von Geſchlechtswörtern unterſchieden 107. deren ſind ſechſerley Gattungen 124. perſönliche (perſonalia) 124. ihre Abänderung und Gebrauch 125. hierzu gehöret das Zurückkehrende (reciprocum) 125. zueignende (poſſeſſiua) 125. 126. deren Abänderung 125. 126. anzeigende (demonſtratiua) 126. 127. fragende (interrogatiua) 127. 128. beziehende (relatiua) 128. 129. uneigentliche (impropria) 129. 130. von der Fügung (ſyntaxi) der Fürwörter 167. 168.
Füſſe, deren Verſchiedenheit in der Scanſion 194 ; 196.

G.

G kann verdoppelt werden 100.

Galimatias, was es iſt 620.
Gattungen, dreyde: Beredſamkeit 296 ; 312.
Gebrauch der guten Schreibart in einer Rede 288 ; 296. öfterer eines Gedanken benimmt ihm ſeinen Werth 579. 580. was er für ein Recht habe in Abſchaffung der Wörter 690. 692. u. f. was er über die Sprachen für Gewalt habe 764. u. f.
Gedächtniß, Uebung und Beſſerung deſſelben 76 ; 79.
Gedanke, deren giebt es hauptſächlich dreyerley Gattungen 106. in der Beredſamkeit 312 ; 322. Neuheit derſelben in Anſehung ihres Gebrauches 579 580. Kunſtgriffe, da man mehr zu denken giebt, als man ſagt 580. 581. Gedanken und Meinungen 592. worauf ihre Wahrheit und Schönheit beruhe 670.
Gedichte 479 Endzweck der verſchiedenen Arten Gedichte 504. Beſchaffenheit der älteſten 461. waren zuerſt Loblieder 463. wie vielerley Gattungen derſelben bey den Alten geweſen 463. die erſten waren zum Singen gemacht 461. neue Gattungen derſelben wurden bey Wiederherſtellung der freyen Künſte erfunden 464. in welchen man die Muſen anrufen dürfe 530. darinn muß man die Wahrſcheinlichkeit beobachten 536. wie man ihren Titel einrichten ſoll 884. dramatiſche, was ſie ſind 530. epiſche, was ſie ſind 530.
Gefühl, Gabe deſſelben 31.
Gegenſatz, was dieſe Figur iſt 634.
Geiſt, welcher ein poetiſcher iſt 639.
Gelehrten, unächte Triebfedern der wahren 13.
Gemüthsbewegungen, Erregungen und Dämpfung derſelben in einer Rede 245 ; 251 ahmt der Poet nach 488. 489.
Genera nominum, ſiehe Geſchlechter.
Genera verborum, oder Gattungen der Zeitwörter ſind dreyerley 130.
Genie 22. 23. Erklärung deſſelben 23. Genie im weitläuftigen Verſtande 23. im eigentlichen 23. 24. Beweis, daß es in allen Wiſſenſchaften Genies geben könne 24. Vornehmſte Eigenſchaft deſſelben iſt die Erfindung 24. 25. Mattigkeit und Schwachheit deſſelben 28. Zeitpunct deſſelben 41.
Gericht, Muſter die man ſich in der Beredſamkeit vor Gericht vorſtellen ſoll 350 ; 367. Mittel, durch welche ſich junge Redner oder Sachwalter zu gerichtlichen Reden oder Schriften vorbereiten können 367 ; 372.
Geſänge ſind die älteſte Gattung der Gedichte 461.
Geſchichte, gelehrte 16 lateiniſche Schriftſteller derſelben 17. franzöſiſch 17. 18. deutſche 18 ; 20.
Geſchichtſchreiber, inwie weiter poetiſche Gemälde anbringen dürfe 458 ihm darf der Poet nicht widerſprechen 548.
Geſchlechter (genera) der Hauptwörter ſind drey, das männliche, weibliche und ungewiſſe 107. 113. Regeln vom männlichen, weiblichen und ungewiſſen 113 ; 116. vom Geſchlechte zuſammengeſetzter Wörter 113. 116.

Geſchlechtswörter (articuli), wie ſie von den Fürwörtern unterſchieden 107, ſind zweyerley, ein beſtimmtes und ein unbeſtimmtes 109. Abänderung des unbeſtimmten 109. des beſtimmten 110. iſt mit dem Fürworte der, die, das nicht zu vermengen 110. das Geſchlechtswort dienet oft die Bedeutungen der Wörter zu unterſcheiden 110. 111. beſondere Regeln von deſſelben Fügung (ſyntaxi). 161, 164.

Geſchmack, 28. 29. Beweis, daß das Urtheil deſſelben zuverläſſig ſey 29. 30 Beweis, daß der Gegenſtand deſſelben die Natur ſey 30. 31. Geſchichte deſſelben 31. 32. Beweis, daß er kein Unterthan der Kunſt ſey 32. 33. Beweis, daß es nur einen gebe 38. Beweis, daß er nicht nur den Verſtand ſchärfe, ſondern auch die Sitten beſſere 38. Nothwendigkeit einer frühzeitigen Bildung deſſelben 38. 39. Unrichtiger Weg, denſelben frühzeitig zu bilden 39. Beſſere Wege, denſelben in ſeinem Aufkeimen zu bilden 39. 40. guter in Briefen 406′444 der gute regiert die Wahl der Umſtände und beſtimmet die Abſichten 585. die unendliche Verſchiedenheit der beſondern Abſichten macht ein Syſtem von dem guten Geſchmacke unmöglich 585. er lehret verhehlen was der beſondern Abſicht nachtheilig iſt, und erwählen, was ſie befördert 586. alte Leute können ſolchen nicht leicht ändern 474 guter, was er iſt 470. was der in der Poeſie iſt 471. ob er einem angebohren ſey 471. ob man ihn immer aus Regeln lernen ſolle 471. 472 wie man einen jungen Menſchen dazu bringen könne 472. ſchlimmer, was er iſt 470 woher er komme 473.

Geſtändniß, was dieſe Figur iſt 636.

Geſundheitsreime, worinnen ſie beſtehen 984.

Gewohnheit oder gemeiner Gebrauch, wie weit man derſelben in der Rechtſchreibung folgen könne 102 ihre Macht über die Eindrücke der Natur 505. der Poet muß ſich nach den Landesgewohnheiten richten 513.

Geworden, wenn es die erſte Sylbe behalte und wenn es ſelbige verliere 177.

Gleichgültige Redensarten 279. Wörter, was man dadurch verſtehe 694. u. f ob ſie zum Reichthume einer Sprache etwas beytragen 695. wie ſie ein ſo groſſes Anſehen erlanget haben 695. ſind möglich und im täglichen Umgange gebräuchlich 696. dergleichen giebt es im verblümten Ausdrucke 760. die Lehre davon iſt ungereimt und widerſinnig 697. u. f. iſt auch höchſt ſchädlich 699. u. f ſie bringen durch die Abänderung des Tones kein Ergötzen in die Rede 702. es giebt dergleichen in ganz verſchiedenen Sprachen 705.

Gleichniß, was dieſe Figur iſt 634. ob ſich ſolche in die Tragödien ſchicken 915.

Gleichnißreden der deutſchen Sprache 187. 188.

Gnome 285

Gott, beſondere Anmerkung von dieſem Worte 163.

Göttliche in der Poeſie, was es ſey 465.

Gradatio 283. 284.

Gradus compoſitionis ſiehe Vergleichungsſtufen.
Grammaticus ſiehe Sprachlehrer.
Griechen bringen zuerſt das Syllbenmaaß in die Verſe 461.
Griechiſche Sprache 50. 51. Art, die griechiſchen Schriftſteller mit gutem Erfolge zu leſen 51 = 53. die zur Erlernung der griechiſchen Sprache nöthigen Bücher 53 = 55. Schriftſteller der Beredſamkeit in derſelben 225. 226. Dichter in derſelben 444. 445.
Gründe in einer Rede 238 = 241.
Grund, wie mittelſt eines wahrſcheinlichen eine Vorſtellung unterſtützet wird 579.
Grundzahlen (numeri cardinales) 121. ihre Abänderung, wenn ſie zu Hauptwörtern geſetzet werden 121. mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte 122. wie ſie als Fürwörter gebrauchet werden können 122.
Gute Schreibart in einer Rede 245 = 251.

H.

H wird durch ch verdoppelt 100. Regeln von dem rechten Gebrauche des h 103 wo das th zu behalten 103.
Handlung, ſie beſteht aus Sitten und Gedanken 590. im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 858.
Handlungen oder Aufzüge, wie viel in einer Tragödie ſeyn ſollen 909.
Hauptſätze einer Rede 233. 234.
Hauptwörter (ſubſtantiua) machen für ſich allein geſetzet einen völligen Gedanken 106. werden mit groſſen Anfangsbuchſtaben geſchrieben 104 Bildung und verſchiedene Arten ſpecies derſelben 111 ſind theils Stammwörter, theils abgeleitete 111. und entweder einfache oder zuſammengeſetzte 111. wie Zuſammengeſetzte zu ſchreiben 112 verſchiedene Geſchlechter genera derſelben 113. Regeln vom männlichen, weiblichen und ungewiſſen Geſchlechte 113 = 115. Abänderungen derſelben 113 = 115. ſiehe auch Abänderung; verſchiedene leiden keine vielfache, andere keine einfache Bedeutung 116. beſondere Regeln von deren Fügung ſyntaxi 164 = 167. von ihrer Zuſammenſetzung 111.
Heldenbriefe, was ſie ſind 936.
Heldengedicht, woraus es entſtanden 463. was Voltaire dazu erfodert 856. was es iſt 857 wie die Fabel darinnen ſeyn ſoll 857. wie die Handlung darinnen ſeyn ſoll 858. wie die Zwiſchenfabeln darinnen ſeyn ſollen 859. wie die Erzählung darinnen ſeyn ſoll 859. 861. 862. wie man den Namen deſſelben machen ſoll 860 wie der Vortrag des Hauptſatzes darinnen ſeyn muß 860 darinnen muß eine Gottheit angerufen werden 860 ob man darinnen der Zeitordnung folgen ſolle 862. wie die Charaktere darinnen ſeyn müſſen 862 ob Erſcheinungen der Götter daſelbſt vorkommen müſſen 864. wie die Schreibart darinn ſeyn ſoll 643. 864. 865. ſcherzhafte, Abhandlung von denſelben 849. u. f. was ſie ſind und nach welchen Regeln ſie verfertiget werden müſſen 853. u. f. wie die Schreibart

darinn beſchaffen ſeyn müſſe 854. was für Gegenſtände ſich die alten deutſchen Dichter zu Heldengedichten gewählet 855. u. f.
Hemmen, was dieſe Figur iſt 632.
Heroiſche Verſe 212.
Hexameter deutſche 217.
Hexerey, ſiehe Zauberey.
Hieroglyphiſche Art zu ſchreiben, ſoll zu den Sinnbildern gehören 989.
Himmelsgegend, Wirkung derſelben auf den Menſchen 41-43.
Hirtenlieder, ſiehe Eklogen.
Hiſtorie, Unterſchied zwiſchen ihr und der Poeſie 477. ſiehe Geſchichte.
Hiſtoriſch, warum die hiſtoriſche Lehrart durch Beyſpiele einen ſo glücklichen Eingang finde 833. mögliche hiſtoriſche Welt 546. 547. Hinunterſetzung der heidniſchen hiſtoriſchen Weſen in allegoriſche 572.
Hofreden 348-350.
Hohngelächter 278.
Homoeoptoton 282.
Homoeteleuton. 282.
Hülfswörter (verba auxiliaria,) derer ſind zehn 132. Abwandelung der erſten drey 132-136. beſondere Anmerkung von den Hülfswörtern überhaupt 137. 138. Muſter eines Hülfsworts mit einem Beyworte 153. Regeln von deren Fügung (ſyntaxi) 168. 169. 173. 175. ob und wo man ſie auslaſſen kann 626 ob man ſie vor oder hinter ihr Hauptwort ſetzen ſoll 626.
Hyperbole 275 278. der Grund und Gebrauch dieſer Figur 779. u. f. ſteckt eigentlich in Gedanken 780. was ſie iſt 617. darinnen geht man gemeiniglich zu weit 617.
Hyperboliſche Bilder 561.
Hypotypoſis 284. 285.

J.

Jambus 195. jambiſche Verſe 205. ſind der deutſchen Sprache ſehr natürlich 651 652. ſechsfüßige 206-208.
Ich, wird öfters in Briefen ohne Grund ausgelaſſen 176. 177.
Idiotiſmi, woher ſie entſtehen 708. Exempel aus der deutſchen Sprache 709. eine vornehme Gattung derſelben 764. ſiehe Kern- und Gleichnißreden.
Je iſt ein Doppellaut 100.
Ihm und ſich wie ſie unterſchieden und recht zu brauchen 167. 168.
Ihnen und Sie werden oft unrichtig mit einander verwechſelt 182.
Imago 285
Incrementum 284.
Intermezzien, was ſie ſind 971.
Interiectiones ſiehe Zwiſchenwörter.
Interrogatio 284.
Ironie 275. 278. was dieſe Figur iſt 617.

Irreime, was davon zu halten 984.

Italiäniſche Sprache, die zu Erlernung derſelben nöthigen Bücher 82 Briefſteller in derſelben 405. Dichter in derſelben 454 455. Romandichter in derſelben 879.

Jusiurandum 284.

K.

K kann verdoppelt werden, aber nicht mit ſich ſelbſt, ſondern durch das c 100. 102. 103. ob und wo es anſtatt des c zu gebrauchen 103.

Kanzel, Beredſamkeit auf derſelben 380, 394.

Kenntniß der Fehler und Schönheiten in einem Werke 37. 38.

Kernreden der deutſchen Sprache 187. 188.

Kettenreime, was davon zu halten 985.

Kindiſche (das) in der Schreibart, was es ſey 742 u. f.

Klammern, wo ſie anzubringen 105. 106.

Kleidung der Perſonen der Tragödie, was dabey zu beobachten 917.

Kleines, das Kleine iſt oft ſo verwunderungswürdig, als das Große 510. wie ſich die Schönheit des Kleinen von dem poetiſchen Auge erblicken laſſe 510 511.

Klinggedichte ſiehe Sonnet.

Knittelverſe, was zu guten gehöret 985.

Knoten in einem Schauſpiele, was er iſt 912. ob er nöthig iſt 912.

Komödie, deren Urſprung 463. 919. wer ſie ins Geſchick gebracht und verbeſſert 920. deren Schickſal bey den Lateinern 921. wie ſie in Verfall gerathen 923. wer ſich im Engliſchen darinn gezeiget 923. wer im Deutſchen ſolche unternommen 925 wie die Franzöſiſchen beſchaffen ſind 924. was ſie iſt 926. was man zu deren Handlung nehmen kann 927. wie die Fabel darinnen beſchaffen ſeyn muß 927. was für Perſonen dazu gehören 928. wie die Charaktere darinnen ſeyn müſſen 930. worinnen das Luſtige derſelben herrſchen ſoll 932. ob Maſchinen darinnen vorkommen dürfen 933

Künſte, ſie ſind ſo viele Arten, die abgezogenen Wahrheiten nach der Fähigkeit der Leute zuzurichten 455. 456.

Künſteley im Ausdrucke iſt verwerflich 791. woher ſie entſteht 792.

Kürze und Länge der deutſchen Syllben, Abhandlung davon 190, 191. mit was für Zeichen ſelbige bemerket werden 191.

Kunſt, worinnen ſie die Natur nachahme 544.

Kunſtwerke, mit welcher Behutſamkeit ſie in einer äſopiſchen Fabel einzuführen ſeyen 846.

L.

L kann verdoppelt werden 100.

Länge und Kürze der deutſchen Syllben, Abhandlung davon 190, 191

Lateiniſche Sprache, Erlernung derſelben, als eine eigentliche Beſchäftigung für die Schulen 55. 56. Beſchäftigung der lateiniſchen Schüler, wenn ſie höher geſtiegen ſind 56, 60 Wahl der lateiniſchen Schriftſteller, welche erkläret werden ſollen 60. 61. Gewohnheit in den Schulen Lateiniſch reden zu laſſen 67, 69. die zu Erlernung der

lateiniſchen Sprache nöthigen Bücher 69 - 76. Schriftſteller der Beredſamkeit in derſelben 225 226, Dichter in derſelben 444. 445.
Leberreime, was ſie ſind 984.
Lehrgedichte, die älteſten ſind ohnſtreitig in der Bibel anzutreffen 895. wer unter den Griechen darinn bekannt iſt 895. was darunter zu verſtehen ſey 896. ob ſie Gedichte zu nennen ſeyen 898 was ſie enthalten können 900. ob man darinnen die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit anrufen könne 901. was für Verſe man dazu brauchen ſolle 901.
Lehrmeiſter Pflichten des öffentlichen und des beſondern 14. Wichtigkeit der Wahl eines geſchickten Lehrers 14. 15. öffentliche Reden derſelben auf hohen und niedern Schulen 346. 347.
Lehrſprüche, was ſie ſind 635.
Leidenſchaften ſehen die Dinge mit eigenen Augen an 562 haben eine eigene Sprache 766. 767. dieſelbe iſt allgemein und natürlich 767. ſind in unſerer Gewalt 769. das Studium derſelben iſt nützlich 775. ſeltſame Sympromata derſelben ſind der Grund verſchiedener Figuren 780. ſind niemals pur und einzeln 782.
Lein iſt keine gute Endung, die Verkleinerung zu zeigen 112.
Leſen guter Schriftſteller, was dabey zu beobachten 334 - 339.
Liebe, wie ſie ſich von der Traurigkeit unterſcheidet 563. 564.
Lied, was es iſt 812. wie die erſten beſchaffen geweſen 812. ſiehe Oden.
Litote 275. 278, was dieſe Figur iſt 617.
Lobgedichte, heroiſche hat Homer verfertiget 879. ſind von den Oden unterſchieden 879. was bey dem Inhalte derſelben zu merken 882. wie ihre Schreibart ſeyn muß 883.
Lobreden groſſe 342 - 345.
Lobſchriften, was bey den groſſen poetiſchen zu beobachten 882.
Logogryphen, was ſie ſind 984.

M.

M kann verdoppelt werden 100.
Macaroniſche Verſe, was ſie heiſſen 985.
Machtwörter, was ſie ſind 689.
Madrigal, was davon zu merken iſt 945. was man davon für Regeln hat 947.
Mährchen, worinn es ſich von einer Erzählung unterſcheidet 820.
Maler, iſt von dem Poeten in der Art der Nachahmung unterſchieden 669 was von ihm erfodert werd 671.
Malerkunſt, ihre Verwandtſchaft mit der Dichtkunſt 457. worinn Maler und Poeten unterſchieden ſind 457. 458. Vergleichung der Wirkungen ihrer Werke 458. was die poetiſche ſey 457. 458,
Man, wird in unperſönlichen Zeitwörtern ſtatt ich oder wir gebrauchet 155.
Manchfaltigkeit, der Menſch iſt ein gröſſerer Freund derſelben, als der Symmetrie 799.
Maſchinen, was man auf der Schaubühne ſo nennt 864. 916. ob

man ſich derſelben in Tragödien bedienen könne 916. ob ſie in der Komödie vorkommen dürfen 933.
Materialiſch, mögliche materialiſche Welt 545.
Materie, Mittel die ſchlechte aufzuſtützen 572 = 581.
Menſch, die Poeſie muß ihn beſſer oder ſchlimmer als er iſt vorſtellen 552 er iſt der vornehmſte Gegenſtand der Poeſie 588. Grund der menſchlichen Handlungen 589.
Metalepſis 277.
Metaphore 274. 275. was von ihr zu halten 752. der Grund ihrer Wahrſcheinlichkeit 752. 753. Regeln, ſo dabey zu beobachten 753. von derſelben Anzahl 754. Regeln, welche lehren, wenn ſie mit Nutzen zu gebrauchen ſind 755. Wahn, daß alle neuen Metaphoren verwerflich ſind 757. der Grund von demſelben 760. Urſachen, warum die Ueberſetzung einiger ausländiſcher Metaphoren hart, ſchwer, ja oft unmöglich ſey 761. wie ſie von der Vergleichung unterſchieden 758. Anomalien in denſelben, woher ſie entſtanden 762. was für Behutſamkeit bey der Einführung derſelben in Obacht zu nehmen ſey 763. was ſie iſt 615. was zu einer guten gehört 615. was für Dinge die beſten geben können 615. 616.
Methateſis 187. ſiehe Verſetzung.
Metonimie 275. 277. was dieſe Figur iſt 616.
Metrum, warum ſo verſchiedene Arten deſſelben erfunden worden 445 ſiehe Syllbenmaaß.
Mimeſis 279. was dieſe Figur iſt 617.
Mis, eine Vorſetzſyllbe 112.
Mitlauter, deren Verdoppelung 100. nach allen langen Selbſtlautern ſind einfache zu ſetzen 102. nach einem Mitlauter ſetzt man keinen andern doppelten Mitlauter 102. nach kurzen Selbſtlautern muß man doppelte Mitlauter ſchreiben 102.
Mittel, durch welche ſich junge Redner oder Sachwalter zu gerichtlichen Reden oder Schriften vorbereiten können 367 = 372.
Mittelgattung der Zeitwörter (neutra) ſiehe Zeitwörter.
Mittelwörter (participia), woher ſie ihren Namen haben 107. 108. haben etwas vom Nennworte und etwas vom Zeitworte an ſich 156. worinn ſie mit den Zeitwörtern übereinkommen 156. und worinn mit den Nennwörtern 156. von ihrer Fügung (ſyntaxi) 175 = 176. werden oft gemisbrauchet 176.
Mittlere Schreibart 296 = 312.
Modi verborum, ſiehe Arten der Zeitwörter.
Modus infinitiuus, ſiehe unbeſtimmte Art der Zeitwörter.
Mögliche Welt 477. 540. mögliche hiſtoriſche Welt 546. mögliche materialiſche Welt 545. der mögliche Zuſammenhang der Dinge nach andern Abſichten eine Quelle des Wunderbaren 544.
Moraliſch, mögliche moraliſche Welt 550.
Mundart, was dieſelbe ſey; welche die beſte 95. 96. beſtimmet die Rechtſchreibung 100, 101. Mundart der Gelehrten 96.
Muſen, in welchen Gedichten man ſie anrufen dürfe. 530.

Muſik, woher der Tact in derſelben entſtanden 194. 155. giebt Gelegenheit zu den Cantaten 955. iſt bey den Alten der beſte Zierrath ihrer Tragödien 916.
Muſter, die man ſich in der Beredſamkeit vor Gerichte vorſtellen ſoll 350 - 367.

N.

N kann verdoppelt werden 100.
Nachahmung, Abſicht derſelben 33. 34. guter Schriftſteller, was dabey zu beobachten 334 - 339. wie viel Welten der poetiſchen Nachahmung unterworfen ſind 475. aus welcher der Poet ſeine Urbilder am liebſten nehme 477. 478. worinn ihr Hauptweſen beſtehe 483. woher erkennt werde, daß dieſes in der Nachahmung vorhanden iſt 482. Kraft der Nachahmung, für ſich ſelbſt zu ergetzen 483. Urſachen, warum die erſchrecklichen Dinge in der Nachahmung ergetzen 484. doppelter Grund des Ergetzens der Nachahmung 484. iſt das Weſen der Poeſie 465. auf wie vielerley Art ſie geſchehen kann 487. wie ſie in Balletten geſchieht 974.
Nachdruck einer Sprache iſt eine Vollkommenheit derſelben 97.
Nachſpiele, wie ſie beſchaffen und von welchem Inhalte ſie ſeyn können 979.
Nachſpotten 279.
Namen, aus der Mythologie, ob man ſie verwerfen ſoll 533. eigene (nomina propria) werden ohne Geſchlechtswort geſetzet 162. Ausnahme hievon 162. 163. aus fremden Sprachen, wie ſie ein Poet brauchen ſolle 604.
Namenänderung 275.
Namenlehn 277.
Namenwechſel 277.
Natur, Beſchäftigung des Nachahmers derſelben 34. Pflichten des Nachahmers derſelben 35. Beweis, daß die ſchöne Natur das Schöne und Gute in ſich ſchlieſſen müſſe 35. 36. Unterſchied der Gegenſtände in der Natur und in der Nachahmung 36. Beweis, daß es nur eine einzige Natur gebe, welche allein der Gegenſtand des Geſchmackes iſt 36. 37. Unterſchied zwiſchen ihren Eindrücken und den Eindrücken der Poeſie 482. ob ſie verbeſſert werden könne 541. worinnen die Kunſt ſie nachahme 544. iſt nicht zu erſchöpfen 508. 509. deren Nachahmung iſt das Hauptwerk in der Poeſie 466.
Naturell, iſt bey einem Poeten nicht genug 465. 466.
Nebenwörter (aduerbia) beſtimmen die Bedeutung der Zeitwörter 108. 157. deren Abtheilung in Nebenwörter, die einen Ort andeuten (aduerbia loci), die eine Zeit anzeigen (temporis), der Beſchaffenheit (qualitatis), der Gröſſe (quantitatis), der Ordnung und Unordnung (ordinis), der Vergleichung (comparationis), des Fragens (interrogandi), des Beiahens und Verneinens (affirmandi et negandi), 157 - 159. von deren Fügung (ſyntaxi), 178 - 180. werden zum Theil als Nennwörter gebrauchet 178. Hauptwörter, wie auch Beywörter können zu Nebenwörtern werden 178. wie fern ſie nothwendig ſind 727.

Nennwörter ſind die erſte Gattung der Wörter 106. zeigen die Dinge und ihre Eigenſchaften an 106.
Neues 507. deſſen Kraft, die Gemüther zu rühren 506. es iſt eine Mutter des Wunderbaren 506. die Natur, eine unerſchöpfliche Quelle deſſelben 509 die Neuheit liegt nicht in den Sachen, ſondern in den Begriffen 511. die Dichtung iſt die reichſte Quelle des Neuen 512. wie bekannten Dingen ein Schein der Neuheit zu geben ſey 559. Neuheit der Gedanken in Anſehung ihres Gebrauches 579.
Neutrum. die mittlere Gattung der Zeitwörter 130. 131.
Nicht, kann eine Rede ſchlieſſen 178. wie es aus Zeitwörtern Hauptwörter bilde 178. 179.
Niedrige Schreibart 296 ; 312.
Noema 285.
Nördliche Völker haben kein zärtlich Gehör gehabt und ſind daher nicht auf das Syllbenmaaß der Griechen und Römer verfallen 461.
Nomen ſubſtantiuum ſiehe Subſtantiuum.
Nomina ſiehe Nennwörter.
Nonſenſe, was es iſt 620.
Nützliches, daß es in die Abſichten des Poeten einflieſſen müſſe 501. 502.
Numeri oder Zahlen des Geſchlechtsworts 109. cardinales ſiehe Grundzahlen, ordinales ſiehe Ordnungszahlen.

O.

O kann in ö und in oo verdoppelt werden 100.
Obſecratio 285.
Occupatio 284.
Ode, was von ihren Strophen zu merken iſt 668. 814. ob man mit zweyerley Art Strophen darinnen abwechſeln könne 814. wie die Zeilen derſelben ſeyn ſollen 815. was für Materien darinnen vorkommen können 816. in was für einer Schreibart ſie abgefaſſet werden müſſen 817. was ſie von andern Gedichten unterſcheidet 818. 819. pindariſche 814. was bey denen zu beobachten, die zum Singen verfertiget werden 819.
Oeffentliche Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen 346. 347.
Ohr, daſſelbe iſt ein hochmüthiger Richter 679. Pflicht des Poeten, das körperliche Ergetzen deſſelben zu befördern 794.
Oper, ihr Urſprung 965. hat groſſe Vertheidiger gefunden 968. wird von St. Evremond, Racine, Boileau und andern verworfen 971. ihre Bechaffenheit 965. iſt unnatürlich 967. iſt ſchädlich 969.
Operetten, was ſie ſind 971.
Opernſchreiber verſehen es in dem Wunderbaren 532.
Optatiuus, wie man denſelben im Deutſchen ausdrücken könne 174. 175.
Oratoriſche Vorſichtigkeit 339 , 342.
Oratorium, was es iſt 964.

Ordnung der Wörter kann vielerley ſeyn 628. welche der andern vorzuziehen iſt 628.
Ordnungszahlen (numeri ordinales) werden meiſtens von den Grundzahlen abgeleitet 122. es giebt auch theilende und vermehrende 123. 124.
Orthographie, ſiehe Rechtſchreibung.
Orthographiſche Seltenheiten der Sonderlinge 100. 101.
Oximoron 285.

P.

P kann verdoppelt werden 100.
Paradiaſtole 285.
Paradigma 285.
Paragoge 186 ſiehe Anhang am Ende.
Parecheſis 282.
Paregmenon 282.
Parentheſis, wo dieſelbe angebracht werden könne 105. 106.
Paronomaſia 282.
Parrheſia 284.
Participia ſiehe Mittelwörter.
Particulae ſiehe Beſtimmungswörter. ſeparabiles, abſonderliche, deren Verzeichniß 151. inſeparabiles, unzertrennliche, deren Verzeichniß 151.
Paſſivum, die leidende Gattung der Zeitwörter 130. wird mit dem Hülfsworte ich werde gebildet 140.
Pentameter der Deutſchen 215.
Periode, deren Zierrath, die Figuren 279-288. was ſie iſt 621. wer der Erſt der derſelben iſt 622. lange ſind nicht allezeit dunkel 623. gute Eigenſchaft derſelben 623. ſollen deutlich ſeyn 627.
Periphraſis 285.
Perſon, Veränderung derſelben, was ſie für einen Grund der Wahrſcheinlichkeit habe 781.
Perſonendichtung, was dieſe Figur iſt 635.
Phaläriſche Verſe 217. 218. gehen auch im Deutſchen an 661.
Phantaſiewesen mögen in einer Fabel wohl eingeführet werden 845.
Phantaſirende Vorſtellungen, ein Mittel den Geiſt zu erheben 564.
Philoſoph kann nur von der Poeſie urtheilen 464.
Phöbus in der Schreibart, worinnen er beſteht 619.
Pleonaſmus 283.
Ploce 282.
Pluraliter, von vielen 109. 110.
Poeſie, deutſche, von den Reimen derſelben 198-201. Unterſchied zwiſchen ihr und der Hiſtorie 477. übertrifft die Hiſtorie durch die Abziehung ihrer Vorſtellungen 554. 555. ihr Endzweck 501. Vorzug des dramatiſchen Theils der Poeſie 590. iſt die älteſte Wiſſenſchaft 461. derſelben allererſte Beſchaffenheit 461. Hauptwerk derſelben 464. wer von ihrem innern Weſen urtheilen ſoll 465.

wer die gröſte Fähigkeit dazu hat 465. was das Göttliche darinnen ſey 465. was das Vornehmſte darinnen ſey 489. deutſche, worinnen ſie die andern übertrifft 651.

Poeten, worinnen ſie und die Maler unterſchieden ſind 457. Vergleichung der Wirkungen ihrer Werke 457. Beſtrafung der cyniſchen Poeten 500. reden ſelten in ihrer eigenen Perſon 590. wie ſie in Ausführung ihres Vorhabens von dem Maler unterſchieden ſind 590. waren Liederdichter 461. die alten Deutſchen führen den Reim ein 462. von ihnen kann nur ein Philoſoph urtheilen 464. was er iſt 465. muß ein gutes Naturell haben 465. was er für Gemüthskräfte braucht 465. muß eine weitläuftige Gelehrſamkeit beſitzen 466. muß ein Philoſoph ſeyn 466. muß eine ſtarke Beurtheilungskraft haben 467. was ein wildes Feuer bey ihnen ſchadet 467. ſoll tugendhaft ſeyn 468. ſoll kein Schmeichler ſeyn 469. ſoll kein Läſterer ſeyn 469. ſoll ſich nicht nach dem Geſchmacke des Pöbels richten 472 473, wo er gute Charaktere machen lernet 489. muß Fabeln erfinden können 489. ſuchen bewundert zu werden 528. warum ſie die Götter anrufen 529. wo ſie ſich der Wunder bedienen können 531. ſuchen lauter ungemeine Dinge 534. müſſen die Wahrſcheinlichkeit beobachten 536, 537. ihr Witz zeiget ſich in glücklicher Erfindung verblümter Redensarten 614. haben ſowohl das Beluſtigen als das Unterrichten zu ihrem Zwecke 894. ſind Erfinder der Perioden 622. wie ſie denken müſſen 638.

Poetiſche Figuren oder Farben werden erläutert 789

Poetiſcher Maler, ſein Hauptzweck bey ſeinen Schildereyen 669. wie er dieſen Zweck erlangen könne 670. zwo Grundregeln, auf welchen ſeine ganze Kunſt beruhet 670. was von ihm erfodert werde 671. Ausdruck ſiehe das Wunderbare.

Polyptoton 282.

Polyſyndeton 283. der wahre Grund und Nutzen dieſer Figur 777.

Poſitiuus gradus, ſiehe Vergleichungsſtufen.

Praefiguratio 285.

Praepoſitiones ſiehe Vorwörter.

Praeteritio 284.

Pronomina 124. ſiehe Fürwörter.

Proſa, Ziel und Maaß ihrer Harmonie 796. kann vielerley Verſetzungen der Wörter leiden 628. iſt zuweilen auch poetiſch 640. 641.

Proſodie, ſiehe Tonmeſſung.

Proſopopoeia 284.

Proſtheſis 186 ſiehe Vorſatz.

Punct, derſelbe war das erſte Unterſcheidungszeichen 104. wo ſelbiger zu ſetzen 104. wo man ihn in Verſen machen ſoll 667.

Q.

Q beſondere Anmerkungen von dieſem Buchſtaben 103.

Quodlibet, was es ſeyn ſoll 985.

R.

R kann verdoppelt werden 100.

Räthſel, was man dabey zu beobachten hat 934.

Raſende (das) in der Schreibart 774.

Rechtſchreibung 98 allgemeine Regeln derſelben 100. 102. beſondere Regeln 102. 103.

Recitativ, was man ſo genannt 956. wer dazu Anlaß gegeben 956. ſoll nicht ſchläfrig hergebetet werden 959. wie es gemachet werden ſoll 963. recitativiſche Verſe 203.

Rede, Theile derſelben 213. 224 Eingang derſelben 235. Erklärungen in derſelben 235-238. Gründe und Beweiſe in derſelben 238-241. Widerlegung der Einwürfe in derſelben 241. 242. Erläuterung in derſelben 242-245. Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und Beſchluß in derſelben 245-251. Anordnung und Einrichtung derſelben 251-256. Ausarbeitung derſelben 258-264 Wahl der Wörter, Redensarten und verblümten Ausdrücks in derſelben 264-279. Gebrauch der Schreibart in derſelben 288. 296. guter Vortrag derſelben überhaupt und in Abſehen auf die Ausſprache insbeſondere 322-326. groſſe Lobreden 342-345. Trauerreden 345. 346. öffentliche Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen 346-348. Hofreden und Staatsreden 348. 349. Standreden, Verlobungsreden, Trauungsreden und andere dergleichen 350. gerichtliche Reden oder Schriften und Mittel, durch welche ſich junge Redner oder Sachwalter zu denſelben vorbereiten können 367-372. Kanzelreden 380-394. was ſie iſt 601. Reden der Perſonen, ſind die Hinterſätze der Charakter 599

Redekunſt 230-233. Eintheilung derſelben 233. 234.

Redensarten zuſammengeſetzet, die durch alle Zeiten abgewandelt werden können 154. Wahl derſelben 264-279. niedrige, ob ſie ſich zur Poeſie ſchicken 613. poetiſche, ob man ſolche ſammeln ſoll 609. verblümte, der gröſte Zierrath der Poeſie 612. wie ſie aufgekommen 613. warum ſie gefallen 614. ſind nicht überall gleich ſchön 618. dabey iſt die Dunkelheit ſonderlich zu vermeiden 618. 619.

Redner, Charakter deſſelben und die ihm dienlichen Vorbereitungen 230-233. Mittel, durch welche ſich junge Redner oder Sachwalter zu gerichtlichen Reden oder Schriften vorbereiten können 367. 372. nöthige Wiſſenſchaft eines chriſtlichen Redneres 394-402. gute Stellungen und Bewegungen eines Redners 326-331. wie fern er verpflichtet ſey die poetiſche Malerkunſt zu Hülfe zu nehmen 459.

Reichthum einer Sprache iſt eine Vollkommenheit derſelben 97.

Reime in der deutſchen Poeſie 196. was man ſo nenne 197. deren ſind dreyerley, männliche, weibliche und kindiſche 197, Eigenſchaften eines guten Reims 198. Regeln von den männlichen 199. 200. von den weiblichen 200. 201. Abwechſelung derſelben 201. reimloſe Verſe 204. Schwierigkeit der deutſchen Reime 806. Urſprung des Reims 461. wer ihn eingeführet 462. ob man ihn abſchaffen ſoll 662. deren haben wir zweyerley Arten 663. wie man ſie machen ſoll 663. 664. wofür ſie anzuſehen ſind 665.

Religion darf bey der Erziehung nicht verabſäumet werden 12.
Reticentia 283.
Rhythmus der Alten, ſiehe Verſe.
Ringelgedichte, was davon zu halten ſey 949. Regeln deſſelben 950
Ringeloden, ſind im Deutſchen auf verſchiedene Art gemachet worden 950.
Ritterbücher kommen an die Stelle der Heldengedichte 866.
Romandichter, franzöſiſche 875. deutſche 877. engliſche 878. italiäniſche 879.
Romanen, ihr Namen kömmt von den Franzoſen her, aber die Erfindung derſelben iſt ſchon den Griechen und Römern bekannt geweſen 868. Regeln, ſo dabey zu beobachten 869.

S.

S. kann verdoppelt werden 100. imgleichen von dem ſt und ß 102.
Sachwalter, Mittel durch welche ſie ſich zu gerichtlichen Schriften vorbereiten können 367 ⸗ 372. Sitten eines Sachwalters 372 ⸗ 380.
Sächſiſche Mundart iſt die zärtlichſte 676.
Sapphiſche Verſe 218. 219.
Sarcaſmus 278. was dieſe Figur iſt 617.
Satiren, wie die alten bey den Griechen und Lateinern beſchaffen geweſen ſind 885. 886. wer ſich unter den Deutſchen darinnen gezeiget 887 was ſie iſt 888. ob man dazu einen Beruf haben müſſe 890. was von ihr kann beſtrafet werden 891. ob man darinnen die Perſonen mit Namen nennen ſoll 891. was für Verſe man dazu brauchen ſolle 891.
Satirenſchreiber, wie er von einem Läſterer unterſchieden iſt 469 muß ein Weltweiſer ſeyn 890. ob er ſeine Feinde angreifen dürfe 891. ob er die Perſonen mit Namen nennen ſolle 891.
Scanſion, deren erſter vermuthlicher Grund 189. von den verſchiedenen Füſſen derſelben 194.
Scazontiſche Verſe 220.
Scene, wenn eine iſt 929. ob darinnen eine Perſon allein auftreten ſolle 929.
Schäfergedichte, woraus ſie entſtanden 463. 464. ſiehe Eklogen.
Schäferſpiele, worinn ſie beſtehen 976 wem wir ſolche zu danken haben 977. wie ihre Einrichtung beſchaffen iſt 977.
Schall natürlicher Dinge, wie ſolchen ein Poet nachahmen ſoll 607.
Scharfſinnigkeit, was ſie iſt 465.
Schaubühne, Veränderungen derſelben in der Tragödie 917. engliſche, ob ſie regelmäßig iſt 923. franzöſiſche, ahmet die Alten nach 924 italiäniſche, hat wenig Kluges hervorgebracht 923.
Schauſpiel ſiehe Komödie und Tragödie.
Scherz in Verſen, wie er ſoll beſchaffen ſeyn 939.
Scherzender Spott 279.
Schilderey poetiſche, woher die Vollkommenheit einer ſolchen entſtehe 670. woher ihre Unvollkommenheit entſtehe 672. wor-

inn ihre Wahrſcheinlichkeit beſtehe und wie ſie erhalten werde 732. 737.

Schilderung, was dieſe Figur iſt 634.

Schlußpuncte, wo man ſie in Verſen machen ſoll 667.

Schlußſprüche, was ſie ſind 635.

Schönes, worinn das poetiſche Schöne beſtehe 507. dieſes iſt an keine Zeit und an keinen Ort gebunden 513. wie den Sachen von einer geringen Schönheit durch die Kunſt ein Anſehen mitgetheilet werde 556. 557.

Schreibart, ihre Fehler und Tugenden, Unterſchied und Gebrauch der guten in einer Rede 288 = 296. niedrige, erhabene und mittlere 296 312. in Briefen 402 = 404. Charakter der ſchönen 722. der verwerflichen 722 was ſie ſey 736 ihre vornehmſte Eigenſchaft 737. natürliche 740. Abtheilung derſelben 740. in die hohe, mittlere und niedrige 741. in die flieſſende, wohlklingende und harte, rauhe und holperichte 744. in die pöbelhafte und edle 745 in die matte und nachdrückliche 745. von der ſinnreichen, verblümten oder hieroglyphiſchen 746. Vorzug der figürlichen und verblümten 750. Grund deſſelben 751. was die zierliche und nachdrückliche ſey 751. die pathetiſche, bewegliche oder herzrührende 766. wie ſie von der figürlichen oder nachdrücklichen unterſchieden ſey 766. was ſie ſey 766. proſaiſche, ihre Natur und Beſchaffenheit 783 poetiſche, worinn ſie jene übertreffe 784. dieſer ihre beſondere Kraft wird angeprieſen 785. was die Schreibart iſt 637. worauf es darinnen ankömmt 637. 638. deren Eintheilung 641. Grund von dieſer Eintheilung 642 wie ſie in Komödien ſeyn ſoll 931. hohe, wenn ſie in den Tragödien aufgekommen 915 natürliche, ob ſie keine beſondere Gattung ſey 641. wie ſie gebrauchet werden muß 643. muß man nicht mit der niederträchtigen vermiſchen 644. niedrige, in der Poeſie, wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 643. pathetiſche, ihre Eigenſchaften 646. wo ſie ihren Sitz hat 646. poetiſche, was ſolche macht 639 wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 614. 638 640 iſt auch zuweilen in Proſa 641. ſinnreiche, woraus ſie beſteht 644. wo ſie zu gebrauchen iſt 645.

Schrift, dieſelbe iſt ein Mittel, den Tönen einen Beſtand und den Gedanken Farbe zu geben 65.

Schriften, gerichtliche, Mittel durch welche ſich junge Sachwalter dazu vorbereiten können 367 = 372. die göttlichen geben Mittel an Hand, die Materie aufzuſtützen 573. 574.

Schriftſteller der Beredſamkeit in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache 225. 226. in der franzöſiſchen 226 = 228. in der engliſchen 228. in der deutſchen 228 = 230. was bey der Nachahmung, dem Leſen und der Erklärung guter Schriftſteller zu beobachten 334 = 339. die Einſtimmung der beſten beſtimmet die Regeln der Sprachkunſt 95.

Schulen, öffentliche Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen 346. 347.

Schwulſt in der Rede, was er ſey 741. in der Schreibart worinnen er beſteht 619.

Sechſtinne, was davon zu halten ſey 951.

Selbſtlauter, was ſie ſind 99 wenn ſie lang oder kurz ausgeſprochen werden 99 100 werden zuweilen verdoppelt 100. wo ſie in der vielfachen Zahl verändert werden 115. deren Verwandelung in den unrichtigen Zeitwörtern 140.

Semicolon, wo daſſelbe zu ſetzen ſey 105.

Serenata, was ſie iſt 963.

Sermocinatio 285.

Sich und ihm, wie ſie unterſchieden und recht zu brauchen ſind 167. 168.

Sie und Ihnen werden oft unrichtig mit einander verwechſelt 182

Signum exclamandi, ſiehe Ausrufungszeichen. interrogandi, ſiehe Fragzeichen.

Singen, giebt Anlaß zum Wohlklange in der Poeſie 649.

Singeſpiel ſiehe Opern.

Singulariter, von einem 109.

Sinnbild was es iſt 944. 986. wie es beſchaffen ſeyn ſoll 987. ob eine menſchliche Figur dazu genommen werden ſoll 987.

Sinnen, wie ihr Betrug ein Ding wunderbar mache 560. Wahn derſelben dienet das Wunderbare hervorzubringen 560. 561.

Sinngedichte ſiehe Ueberſchriften.

Sinnlich, unter den ſinnlichen Sachen machen nicht alle einen gleichen Eindruck 492.

Sinnreiches, dieſes und das Scharfſinnige ſchlieſſen die Kunſt in ſich, poetiſche Schlüſſe zu machen 579.

Sitten 591. Regeln derſelben 593. eines Sachwalters 372-380.

So, ob es als ein Fürwort gebrauchet werden könne 129.

Sonnett, was davon zu merken ſey 948. ob man ſie ſehr hoch halten ſolle 949. Regeln deſſelben 948.

Spötterey 275. 277. 278.

Spondäus 196. wie und wenn er in deutſchen Verſen zu gebrauchen 656.

Spott, ſcherzender 279. beſcheidener 279.

Sprachdichtung, was dieſe Figur iſt 635.

Sprache, als ein Abdruck des Genies eines Volks 45-47. als ein vortrefliches Hülfsmittel des Gedächtniſſes 47. 48. als ein Hülfsmittel des Verſtandes und wirklicher Einfluß derſelben auf das Genie 48. 49. Kenntniß derſelben, als eine Einleitung in alle Wiſſenſchaften 49. Eintheilung derſelben in ältere und neuere 50. der Mangel in der Kundſchaft derſelben iſt ſchändlich 672. das Wunderbare in derſelben 673. wie man den Wohlklang in dieſelbige gebracht 675 welche Nationen dafür am meiſten geſorget 676. wie ſie gebeſſert werden 686 worinnen ihr Reichthum beſtehe 686. der Originalcharakter einer Nation präget ſich der Sprache ein 687 wornach ihr Reichthum zu ſchätzen 691. 699. ihre Deutlichkeit, worauf ſie beruhe 700. wer geſchickt ſey, dieſelbe zu bereichern 700. woher die verſchiedene Eigen-

Eigenſchaft der Sprachen entſtehe 708. die Wiſſenſchaft derſelben iſt nothwendig 738. wie ſie erlanget werde 739. ein neues Mittel dieſelben zu bereichern 748. was dem Gebrauche über dieſelben für Gewalt einzuräumen 765. die Sprache der Leidenſchaften ſ. Leidenſchaften. Die deutſche Sprache mag gewiſſe Verſetzungen leiden 807. hat ſich ſeit hundert Jahren ziemlich gebeſſert 96 ob es Quantitäten der Syllben darinn gebe 188. Sprachen, ſind eher geredet, als geſchrieben worden 97. ihre Vollkommenheit 97.

Sprachkunſt, was dieſelbe überhaupt ſey 95. ihre Namen bey andern Völkern 95 aus wie viel Theilen dieſelbe beſtehe 98.

Sprachlehrer, was er wiſſen muß 97. deutſche werden einer Achtloſigkeit beſchuldiget 689.

Sprüche 600. 601.

Sprüchwörter der deutſchen Sprache 188. die von einem gewiſſen Gebrauche entſtanden 762.

Staatsreden. 348 = 350.

Stammbuchſtaben der Wurzelwörter müſſen in allen abſtammenden beybehalten werden 101.

Stammſyllbe der Zeitwörter, wo ſie zu ſuchen 138.

Standreden 350.

Stellungen, gute eines Redners. 326 = 331.

Strichpunct (ſemicolon), wo derſelbe zu ſetzen 105.

Strophe, deren Urſprung 813. von zweyerley Art können mit einander abwechſeln 814. mit deren Ende ſoll ſich der Verſtand ſchlieſſen 814. wo die Puncte darinnen ſtehen ſollen 815.

Studien, Abſichten die uns dazu treiben ſollen. 15. unſere Verfaſſung in den Studien ſelbſt. 15. 16.

Stutzung, eine grammatiſche Figur 187.

Subſtantiuum nomen, ſiehe Hauptwörter, iſt entweder proprium oder appellatiuum.

Superlatiuus gradus ſiehe Vergleichungsſtufen.

Sybariten, wer ſie geweſen und warum einige Fabeln von ihnen benennet worden 822.

Syllben, was man ſo nenne 100. Regeln, wie man dieſelben ſchreiben ſolle. 100. 102. deutſche, von deren Länge und Kürze, oder dem Zeitmaaſſe derſelben. 190 = 193. was von den unbeſtimmten zu merken ſey. 193. Unterſchied zwiſchen den langen und den hohen 795 796. Länge und Kürze derſelben, wornach ſie die Griechen beurtheilet 649. 650. woher die Römer ſolche gewußt 650.

Syllbenmaaß (metrum), deſſen Hiſtorie und Vertheidigung überhaupt. 188. 190. ein natürliches Bild davon 194. 195. die deutſche Poeſie begnüget ſich nicht mit demſelbigen 196. beobachten die Deutſchen zeitig in ihren Verſen 463. bringen die Griechen zuerſt in die Verſe 461. iſt in franzöſiſchen und wälſchen Verſen nicht 462. was man zur Erfindung der manchfaltigen Arten deſſelben gebrauchet 649. 650. der Griechen und Lateiner kann im deutſchen nachgeahmet werden 651. daktyliſches, wo man es gebrauchen könne 653. jambiſches, warum es am meiſten im deutſchen beliebt worden 651.

651. trochäiſches, iſt den Deutſchen auch ſchon vor Alters bekannt geweſen 652.
Symmetrie, der Menſch iſt ein Liebhaber derſelben 797. warum 797.
Symploce 283. was ſo genennet werde 633.
Syncope. 186. 187. ſiehe Verbeiſſung.
Synecdoche. 275. was dieſe Figur iſt 616.
Synonymia. 283.
Synonymiſche Redensarten. 279.
Syntaxis, ſiehe Wortfügung.

T.

T kann durch tt und tz verdoppelt werden 100. ſteht zuweilen mit dem H. beyſammen 103.
Tact in der Muſik, woher er entſtanden. 194. 195.
Tanzen, Urſprung der bedeutenden Tänze 974.
Tanzſpiel, was es iſt 973 ſiehe Ballet.
Tapeinoſis 275. 285. was dieſe Figur iſt 617.
Tempus præſens. die gegenwärtige Zeit 130. praeteritum imperfectum, die jüngſtvergangene 130 praeteritum perfectum, die völlig vergangene 130, praeteritum plusquamperfectum, die längſtvergangene 130. futurum, die zukünftige 130,
Thun, iſt ein altväteriſches Hülfswort 133. 137.
Titel zu Verſen wie man ihn machen ſoll 884.
Tonmeſſung iſt der vierte Theil einer Sprachkunſt 98. 188. deren Nutzen 188.
Tragödien, woraus ſie entſtanden ſind 463. deren Urſprung 907. wann die hohe Schreibart darinnen aufgekommen 907. was ſie iſt 908. wie die Helden derſelben ſeyn müſſen 908. was der Chor darinnen war 908. hat fünf Aufzüge 909. was ſie mit einem Heldengedichte gemein haben und worinn ſie davon abgehen 910 wie die Fabel darinnen gemachet werden muß 910. muß eine dreyfache Einheit haben 911 wie lange ſie dauren ſoll 911. wie die Charakter darinnen ſeyn müſſen 913. was bey der Ausſprache derſelben zu bedenken iſt 917 ob Gottheiten darinnen erſcheinen ſollen 916. was bey der Kleidung der Perſonen darinnen zu beobachten 917. wie die Muſik dabey beſchaffen ſeyn ſoll 916. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 914
Trauerreden. 345. 346.
Trauungsreden 350.
Trio, was es iſt
Trochäus 195. 196. trochäiſche Verſe 209. welche in Arien gebräuchlich ſind 210.
Tropi, wie ſie erfunden worden 746. ſind nothwendig und warum 747. ihre wahre Natur wird erkläret 749.
Tugend, Beobachtung ſittlicher Tugenden 11. Nothwendigkeit dieſer Beobachtung 11. 12. Tugenden der Schreibart in einer Rede. 288 : 296.
Turniere haben zu Erfindung der Sinnbilder Anlaß gegeben 187.

U.

U wird durch ů und uy verdoppelt 100.

Ueberfluß einer Sprache gehöret zu den Vollkommenheiten derſelben. 97. was dieſe Figur iſt 633.

Uebergehen, was dieſe Figur iſt 632.

Ueberſchrift, was ſie iſt 943. ob Wortſpiele darinnen erlaubt ſind 944. wo man ſie brauchet 945. muß kurz ſeyn 945.

Ueberſetzer, was ſeine Pflicht ſey 692. 706. was dieſe Kunſt ſchwer mache 707. des Ueberſetzers Amt iſt gefährlicher, als des Verfaſſers 710. einige neuere Deutſchen werden beurtheilet 710.

Ueberſetzung 331 , 334. was ſie heiſſe 672. woher ſo viel ſchlechte Uebrrſetzungen 673. Nutzen dieſer Uebung 705.

Ver und vor, wie ſie von einander unterſchieden ſind. 179.

Verba, ſiehe Zeitwörter. actiua, paſſiua, neutra. 130. 131. 138. 140. 147. perſonalia. 131. auxiliaria 132. regularia. 138. irregularia. 140. compoſita und anomala. 147. 151. reciproca. 153. imperſonalia, 131. 154.

Verbeiſſung, eine grammatiſche Figur. 186. 187. was dieſe Figur iſt 632.

Verbindungswörter, ihre Weglaſſung zeiget eine eilfertige Hitze der Leidenſchaften 776. Häufung derſelben, was ſie anzeige 777.

Verblümte Ausdrücke. 264 = 279.

Verdoppelung, was dieſe Figur iſt 633.

Vergleichung, was dieſe Figur iſt 634.

Vergleichungsſtufen (gradus comparationis) der Beywörter. 119. die erſte Stufe (poſitiuus gradus) 119. die zweyte (comparatiuus) 119. die dritte (ſuperlatiuus) 119. 120. noch eine andere Art der Erhöhungsſtufen durch die Zuſammenſetzung. 121.

Vergrößerungen verſchiedene Arten derſelben 777. worinnen ihre Wahrſcheinlichkeit gegründet ſeyn müſſe 779. Regel von dem Gebrauche derſelben 780.

Verlobungsreden. 350.

Vermehrung, mittelſt eines wahrſcheinlichen Grunds 579.

Verneinung, die doppelte 178.

Versarten, gewöhnliche der Deutſchen. 204. ungewöhnliche 217. ſiehe Verſe.

Verſe, woraus deren Wohlklang (rythmus) entſtehe 190. ob es angehe, reimloſe Verſe zu machen. 204. jambiſche 205. alexandriniſche oder ſechsfüßige 206 , 208. trochäiſche 209. daktyliſche 212. ungewöhnliche 217. phaläciſche 217. adoniſche 218. ſapphiſche. 218. 219. alkaiſche 219. chorijambiſche 219. 220. anakreontiſche 220. ſcazontiſche. 220. deren eigenthümliche Stücke in Abſicht auf den Ton 794. was den Vers hart mache 795. Art ſeiner Harmonie 796. wie fern die Symphonie des Verſes muſicaliſch zu nennen ſey 800. der deutſche Vers wird der Homophonie beſchuldiget 801. Widerlegung derer, welche den franzöſiſchen und den italiäniſchen Vers ſcandiren wollen 809. Licenz in dem deutſchen Verſe die Accente zu radbrechen 810. Vorzug der italiäniſchen Versart 811. Verſe ſollen

periodiſch ſeyn 623. darinnen ſoll die natürliche Wortfügung beobachtet werden 623. ob die Groſſen von ihrer Güte allezeit urtheilen können 625 wer das Syllbenmaaß zuerſt hineingebracht 461. ſolches beobachten die Franzoſen darinnen nicht 462 haben die Deutſchen zeitig in Acht genommen 463. jambiſche, lieben die alten Deutſchen ſonderlich 651 reimloſe, ihr Nutzen 661. trochäiſche, ſind der deutſchen Sprache ebenfalls natürlich 652.
Verſetzung, eine grammatiſche Figur 187 was dieſe Figur iſt 632. Verſetzung der Wörter iſt ein Fehler in Verſen 624. ob bey den Römern alle mögliche in Verſen erlaubt geweſen 624 darinnen ſucht Cerceau das Weſen der poetiſchen Schreibart 624. welche bey einem Poeten noch zu dulten ſind 625 Exempel von unleidlichen 625. welche der poetiſchen Schreibart eine Zierde geben 628. kann auch die Proſa leiden 628. woraus ſie entſteht 628 dient zuweilen zur Aufmerkſamkeit 629 wenn man ſich ihrer bedienen darf 629.
Verſpottung. 278.
Verſtärkung, was dieſe Figur iſt 633.
Verſtand, Verbeſſerung deſſelben 10. Wirkungen dieſer Verbeſſerung 10. 11 Beweis, daß derſelbe uns keine Regeln geben könne 36.
Verſuche, erſte eines Anfängers 41.
Vertauſchung, eine grammatiſche Figur. 187.
Verwechſelung, eine grammatiſche Figur. 187.
Umkehrung, eine grammatiſche Figur 187.
Umſchreibung, ihr Gebrauch 575 Zweck 575. 576. Schranken 576. ihr Nutzen, ſchandvolle und eckelhafte Dinge vorzuſtellen 577. was dieſe Figur iſt 636.
Umſtände, wie die Materie durch Entdeckung der verborgenen Umſtände erhoben werde 574. ihr Nutzen in allen Vorſtellungen 582. ihre Verbindung 582. wornach man ſich in ihrer Wahl zu richten hat 582 ihre Wahl ein Werk des guten Geſchmackes 585.
Un, ur, dieſe Wörterchen werden am Anfange zu den Hauptwörtern geſetzet 112. un, ob es in ohn zu verwandeln 179.
Und, von der Fügung dieſes Bindewortes 183. 185.
Unterricht, Fehler deſſelben 13 Eigenſchaften des guten 13. 14. Frage: ob der beſondere dem öffentlichen vorzuziehen ſey? 14. Pflichten beiderley Lehrmeiſter 14. der beſte Unterricht iſt: empfinden lehren. 21. 22.
Unterſcheidungszeichen, orthographiſche 104 , 106.
Unterſchied der guten Schreibart in einer Rede 288 , 296.
Unwahrſcheinlich, wie es der Poet wahrſcheinlich machen kann. 537. 538.
Vocales, ſiehe Selbſtlauter.
Vollkommenheit einer Sprache, was man ſo nenne 97. wie mancherley dieſelbe ſey 97.
Votum 285.
Vor und für, wie ſie von einander unterſchieden 128. 181. 182 imgleichen vor und ver. 179.
Vorſatz, eine grammatiſche Figur 186.

Vor-

Vorſichtigkeit, oratoriſche 339 = 342.
Vorſpiele, was ſie ſind und was darinn vorgeſtellet wird.
Vortrag, guter einer Rede überhaupt, und in Abſehen auf die Ausſprache insbeſondere 322 = 326.
Vorwörter (praepoſitiones) beſtimmen kleine Nebenumſtände 108. gehören gleichſam ganz zu den Hauptwörtern. 159. fodern gewiſſe Endungen derſelben. 159 einige fodern allezeit die zweyte, dritte, vierte und ſechſte Endung. 180 = 183 einige können zweyerley Endung leiden. 159 Regeln von der Fügung (ſyntaxi) derſelben 180 = 183.
Ur, eine Vorſetzſylbe 12
Vrbanitas, was man in Rom ſo nannte. 96.
Urbilder, ihre Wahl 492.

W.

Wahl der Wörter und Redensarten. 264 = 279. der Urbilder 492 die ungeſchickte Wahl der Umſtände iſt dem Poeten nachtheiliger, als dem Maler 493. Einſchränkung der Wahl durch die Gattungen der Gedichte 495. durch die Ehrbarkeit 498.
Wahn, wie ein allgemeiner das Wunderbare zuwege bringt. 569. wie der Wahn der Sinne daſſelbe befördert 560.
Wahre, das hiſtoriſche 479. das poetiſche 483 Kraft des poetiſchen Wahren zu ergetzen 479. der Poet ſtellt das Wahre als wahrſcheinlich vor 515. 516.
Wahrheiten Widrigkeit der nackenden moraliſchen 455 826 wie gemeine zu erheben ſind 555 556
Wahrſcheinliches 478. 479 ſeine Natur 516 deſſen Verbindung mit dem Wunderbaren 515 verſchiedene Gründe der Wahrſcheinlichkeit 519 Unterſchied in den Urtheilen von dem Wahrſcheinlichen und dem Wunderbaren 521. Kraft der Verbindung dieſer beiden 521.
Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 536. 537. was ſie iſt 537. ob ſie der Fabel zuwider iſt 537. iſt zweyerley 537 wie das Unglaubliche ſolche erlangen könne 537. 538. muß nicht bis aufs Unmögliche gehen 538.
Was für iſt ein fragendes Fürwort 128.
Welt mögliche 477. wirkliche 476 ſichtbare und unſichtbare 476 mögliche hiſtoriſche 546. mögliche materialiſche 545 mögliche moraliſche 550. die möglichen Welten nach einem andern Zuſammenhange, eine Quelle des Wunderbaren 518 522. die unſichtbare Welt der Götter und Geiſter desgleichen 526 527 wie auch die Welt der wirklichen Dinge in einer neuen Ordnung 540.
Weltweiſen, warum auch ſie die Poeſie hochachten 513.
Widerlegung der Einwürfe in einer Rede. 241 242.
Wiederhallslieder ſiehe Echo.
Wiederholung. 285. gleicher Wörter iſt öfters nothwendig 708. was dieſe Figur iſt 632.
Wiederkehr, was dieſe Figur iſt 636.
Wiederruf, was dieſe Figur iſt 632.
Wiedertritte, was ſie ſind 984.

Wirk-

Wirkliches, gegenwärtige Welt des Wirklichen 476.

Wirthſchaften, was ſie bedeuten 972.

Wiſſenſchaft nöthige eines chriſtlichen Redners. 394 = 402.

Wiſſenſchaften, ob ſie können poetiſch abgehandelt werden 899. ſchöne, ihr Nutzen 9 die dazu nöthigen Fähigkeiten 9. die Beſchaffenheit dieſer Fähigkeiten 10 Widerlegung der Vorurtheile wider die ſchönen Wiſſenſchaften. 13 Einfluß der erlernten ſchönen Wiſſenſchaften auf künftige Geſchäften 16. Mittel, durch welche dieſe Vortheile erhalten werden 16 Vier Haupttheile der ſchönen Wiſſenſchaften 16. Urſprung derſelben 20 21. Hauptendzweck derſelben 21. nützliche, Wahl der nützlichſten 13.

Witz, gehöret zu der Kunſt poetiſche Schlüſſe zu machen 579. was er iſt 465 muß ein Poet haben 465. macht die poetiſche Schreibart 639.

Wo, ob es als ein Fürwort gebrauchet werden könne 129

Wörter, das Geſchenk derſelben iſt ein unſchätzbarer Vortheil 65. von zweyerley Sinne und ähnlichem Klange ſind im Schreiben zu unterſcheiden 101 wie dieſelben recht abzutheilen 102 was in Anſehung der einſylbigten zu merken 102 wie die fremden zu ſchreiben. 101. 103. was von denen zu merken, die am Ende wachſen 102. Eintheilung der Wörter in drey verſchiedene Arten 106 zuſammengeſetzte, wie ſie zu ſchreiben 112. fremde, wie ſie zu ſchreiben 101 ſind verſchiedenes Geſchlechts 113. einige können nur in der einzelnen Zahl, andere aber nur in der vielfachen gebrauchet werden 116 Wahl derſelben 264 = 279. haben einen körperlichen Theil 673. wie ſie von bloſſen Tönen unterſchieden 674 in was für Abſicht einige ſchöner als die andern 675. die den Ton der Sachen nachahmen 680. worinn ihr Weſen beſtehe 685. welche nothwendig ſind und keine Wahl geſtatten 688 wenn ſolche abgeſchaffet werden können 692 mit was für Behutſamkeit neue einzuführen 693. 715 Fremde, der Gebrauch derſelben iſt nicht verwerflicher, als Synonimorum 698 wie ihre Würdigkeit verringert werden kann 711. wie fern ſie der Vergänglichkeit unterworfen 712. was von veralteten Wörtern zu halten ſey 713. 714. wie dem Abgange derſelben zu ſteuren 714. welche unedel und ſchlecht 720. auch dieſe haben ihren beſondern Gebrauch in der Rede 721 welches eigentliche Wörter ſeyen 746. wozu ſie dienen 746. figürliche, warum ſie nothwendig ſeyen 749 wie vielerley Gattungen derſelben ſind 601. ob man die aus dem Lateine herſtammenden alle überſetzen wolle 605. wie ſie in Verſen ſollen geordnet werden 623 deren Ordnung iſt nicht gleichgültig bey den Griechen 624. altfränkiſche, wo man ſie findet 602. ob ſich ein Poet derſelben bedienen könne 602 fremde, ob ein Poet ſolche brauchen ſolle 603. 604. gemeine, ob ſie einem Poeten verboten ſind, zu brauchen 603. neue, ob man im Deutſchen ſolche machen könne 605 davor ſoll man ſich hüten 605. kann ein Poet zuweilen wagen 606 übliche, was ein Poet dabey zu bemerken hat 602.

Wohlklang, auf was für Weiſe derſelbe in die Sprachen eingeführet worden ſey 675. ſeine groſſe Nutzbarkeit 678. von was für Leuten er am meiſten befördert werde 677. allgemeine Regel davon 678. wie

man die Kraft deſſelben erfahren könne 679. giebt der Rede nur eine zufällige Schönheit 679. wenn er für eine Schönheit zu halten 680. muß nicht übermäßig ſeyn 682. mit was für Beſcheidenheit davon zu urtheilen 683. in der Poeſie, was man darunter verſteht 647. woher derſelbe entſpringt 647. wovon er herzuleiten iſt 648

Wortforſchung iſt der zweyte Theil einer Sprachkunſt 98. groſſer Nutzen derſelben 106.

Wortfügung iſt der dritte Theil einer Sprachkunſt 98. 160. Fügung der Geſchlechtswörter 161 ⸗ 164. der Hauptwörter und Beywörter 164 ⸗ 167. der Fürwörter 167. 168 der Zeitwörter 168 175. der Mittelwörter 175 176. der Hülfswörter 176 ⸗ 178. der Nebenwörter 178 ⸗ 180. der Vorwörter 180, 183 der Bindewörter 183. 185. der Zwiſchenwörter 185. 186. die natürliche ſoll in Verſen beobachtet werden 621. 624. 625.

Wortſpiel, was es iſt 610. ob man ſolchen machen ſolle 610. wo ſie erlaubt ſind 612.

Wunder, wie ſich ein Poet derſelben bedienen müſſe 531. damit ſollen heutige Poet ſparſam ſeyn 531 532.

Wunderbares, daß, ſo in den Verſtand leuchtet, führt für den gemeinen Haufen kein Ergetzen mit ſich 491. es iſt der höchſte Grad des Neuen 508. 513. 514. wie das Kleine wunderbar ſey 510 Natur des Wunderbaren 514. deſſen Verbindung mit dem Wahrſcheinlichen 515. etliche Quellen deſſelben 522. Kraft deſſelben in einer allegoriſchen Erzählung 523. wie daſſelbe in einer ſolchen hervorgebracht werde 559. Grade und Claſſen deſſelben 520 wie es von einem Betruge der Sinnen entſtehe 560. wie von einem Betruge der Affecten 561. wie von einem allgemeinen Wahne 569 in dem poetiſchen Ausdrucke hat ſeine Schranken 787. kann nicht aller Orten gebrauchet werden 788. 789. wo es ſeinen eigentlichen Sitz habe 788. Eintheilung deſſelben 529. von den Göttern, wo es ſtatt findet 531. ob man es in Zaubereyen ſuchen ſolle 532. darunter gehöret die Fabel 533. das von den Menſchen entſteht 534. ob es allein in Heldengedichten und Trauerſpielen herrſche 534 535. wie weit man es treiben könne 535. in den Begebenheiten 535. was zu dieſem gehöret 535. welches das beſte iſt 536. ob man es in den Geſtirnen ſuchen ſolle 536.

Y.

Y, ob es ein griechiſcher Buchſtab ſey 99. ob er im deutſchen beybehalten werden könne. 99.

Z.

Z, wird durch tz verdoppelt 100. dieſes vertritt die Stelle des doppelten Z. 100.

Zahl, die Veränderung der Zahl, was ſie für eine Kraft habe 778.

Zahlen ſind zweyerley, Grundzahlen und Ordnungszahlen 121. 122. imgleichen theilende 123. und vermehrende 124. von ihrer Fügung (ſyntaxi) 166

Zauberey, ob ein Poet ſolche in ſeinen Gedichten anwenden ſolle 532. 533. ob man ſie auf der Schaubühne vorſtellen ſolle 533

Zeit, die Veränderung derſelben, woher ſie entſpringe und worinnen ihre Wahrſcheinlichkeit gegründet ſey 781.

Drittes Regiſter.

Zeitmaaß der deutſchen Syllben 191.

Zeitwörter drücken ein Leiden oder Thun aus 107. 130. haben zweyerley Arten anderer Wörter unter ſich 107 108. haben ſieben Zeiten 130 werden in drey Gattungen getheilet. 130. ſind entweder perſönliche oder unperſönliche 131, welche man richtige (regularia) Zeitwörter nenne. 138 wo ihre Stammſyllbe zu ſuchen. 138. Abwandelung richtiger Zeitwörter 138 ; 142. die unrichtigen (irregularia) 143. beſondere Regeln davon. 143. 147 einige haben dem Scheine nach zweyerley Abwandelungen 143 ; 147 Abwandlung unrichtiger Zeitwörter 143 ; 147. 149 150. Mittelgattung der Zeitwörter (neutra) 147. woran ſie zu erkennen 147 deren Abwandelung 148 ; 150. zuſammengeſetzte Zeitwörter (compoſita) 151. theils mit unzertrennlichen (particulis inſeparabilibus) theils abſonderliche (ſeparabilibus) Zuſätzen. 151. Abwandelung zuſammengeſetzter Zeitwörter 152 153. eines zuſammengeſetzten unrichtigen Zeitworts von der Mittelgattung 152. zurückkehrende (reciproca) Zeitwörter was davon zu merken 153. 154 unperſönliche (imperſonalia), deren Beſchaffenheit und Abwandelung 154. 155 die unbeſtimmte Art der Zeitwörter kann zu Hauptwörtern gemachet werden 165. von ihrer Fügung (ſyntaxi) 168. Regeln von der erſten Endung oder Neunendung (nominatiuo) 168. 169 mit der zweyten oder Zeugendung (genitiuo) 169. Verzeichniß der Zeitwörter, welche die Zeugendung fodern. 169 Regeln von dem Zeitworte mit der dritten oder Gebendung (datiuo) 169. 170 Verzeichniß ſolcher Zeitwörter 169. 170. Regeln von der vierten oder Klagendung (accuſatiuo) 170. 171. von der fünften oder Rufendung (vocatiuo) 171. von der ſechſten oder Nehmendung (ablatiuo) 171. 172 Fügung der zuſammengeſetzten Zeitwörter 172. wenn zwey Zeitwörter bey einander ſtehen 173. noch einige andere Regeln 174. Regeln von Fügung der unperſönlichen Zeitwörter. 175.

Zergliederung, was dieſe Figur iſt 634.

Zierrathe der Perioden, die Figuren 279 ; 288.

Zuſammengeſetzte Wörter, ſiehe Wörter.

Zuſammenhäufung, was es für eine Figur iſt 633.

Zuſammenziehung, eine grammatiſche Figur. 187.

Zuſtandswechſel. 277

Zween, **zwo**, **zwey.** 121. 122.

Zweifel, was es für eine Figur iſt 631.

Zweydeutigkeit der Wörter, wie ſie zu verhüten ſey. 101.

Zwiſchenfabel in einem Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 859.

Zwiſchenwörter, deren Nutzen 108. 160 werden in klagende, jauchzende, aufmunternde, wünſchende, verabſcheuende und ſchwörende getheilet 160. Regeln von Fügung derſelben. 185. 186. die gemeinen und pöbelhaften muß ein guter Schriftſteller meiden. 186.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1000.-
Sept. 84

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Faber, Johann Heinrich,

D. Johann Heinrich Fabers, Churfürstlichen Maynzischen Hofgerichtsraths ...
Anfangsgründe der Schönen Wissenschaften zu dem Gebrauche seiner
akademischen Vorlesungen

Maynz 1767

L.eleg.g. 508 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574958-0
VD18 1465833X-001